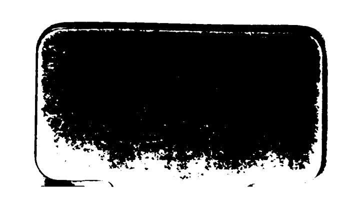
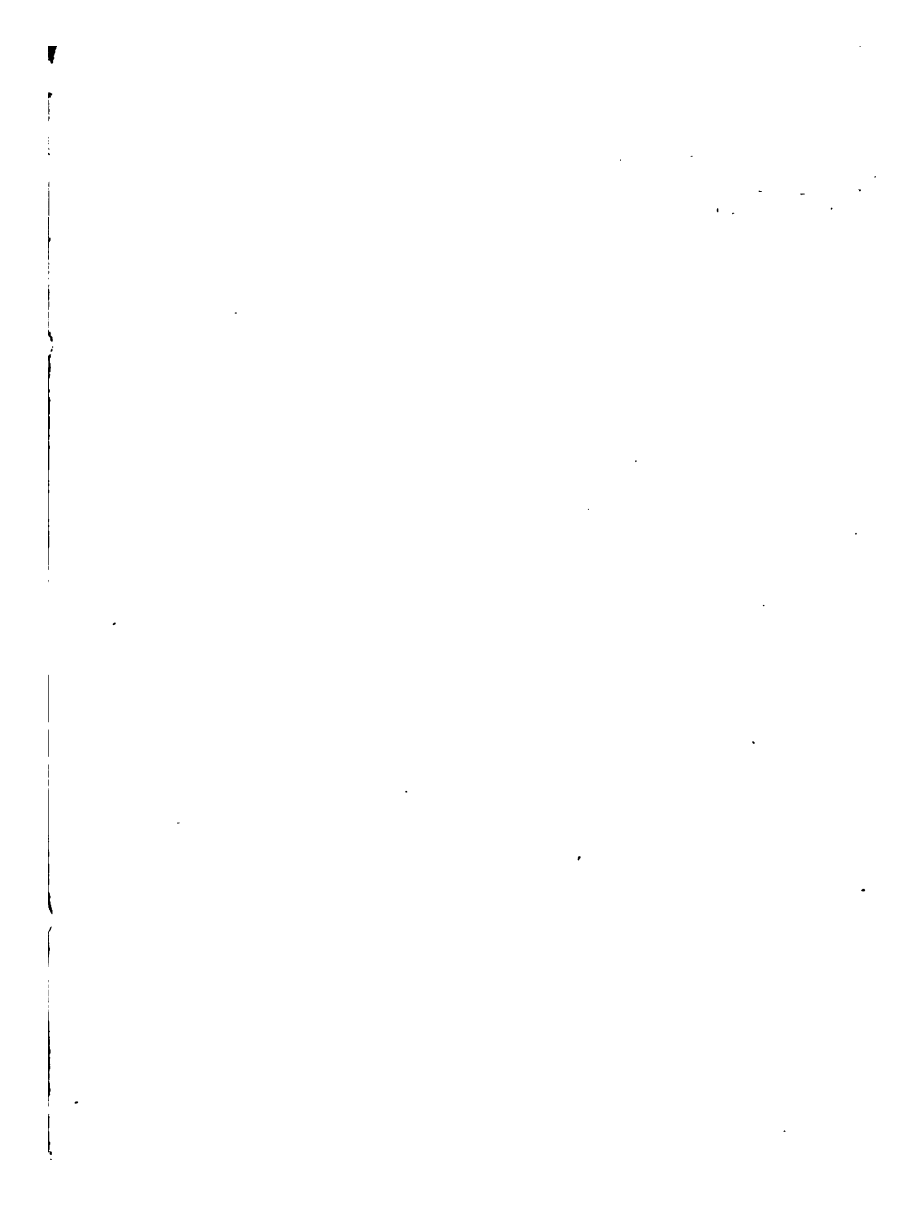

TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA





Sämmtliche Schriften

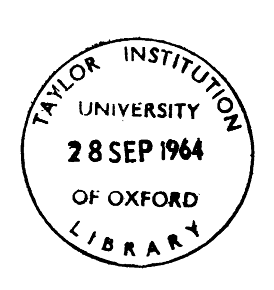
von

A. von Tromlitz.

Fünfte Original-Auflage.

Funfzehnter Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.



Inhalt des funfzehnten Bandes.



Maria Offida.

Die paradiesischen Fluren der Lombardei waren nun schon fast ein halbes Jahrhundert durch Krieg und Soldatendespotismus verwüstet worden, die einst so blühenden lombardischen Städte hatten Glanz und Freiheit verloren, und theils von den Viskonti's, als Herzögen von Mailand, mit militairischer Gewalt beherrscht, theils von der Republik Venedig den Mailändern entrissen, seufzten sie unter der Last ihrer Regierungen und einer Soldateska, deren Anführer oft mächtiger waren, als die Fürsten, in deren Dienst sie standen. Die Republiken Florenz und Venedig kämpften fast ununterbrochen gegen den König von Neapel und den mächtigen Herzog von Mailand, und beide Theile suchten dann durch ungeheure Summen die Anführer dieser rein militairisch geordneten Banden für sich zu gewinnen. Diese Abenteurer, aus lauter schwergeharnischten Reitern bestehend, theilten sich in zwei Schulen, wie sie sich selbst nannten: die Schule des Sforza und die des Braccio Montone. An der Spitze der ersteren stand Franz Sforza, der Sohn jenes Muzio Attendulo, der vom gemeinen Reiter sich zu einem der reichsten Vasallen Neapels, zum Anführer mächtiger Heere emporschwang; an der Spitze der andern stand, nachdem Braccio in einer Schlacht gegen Franz Sforza geblieben war, Nicolo Piccinino, sein würdiger Nachfolger. Zwischen beiden waren unauslöschbarer Neid und Eifersucht.

Früher hatte Sforza im Dienste des Herzogs Philipp Maria Viskonti gestanden, und durch das Versprechen, ihm seine kaum dem Kindesalter entwachsene natürliche Tochter Bianca zur Gattin zu geben, war er ihm, trotz allen Unannehmlichkeiten, treu geblieben. Doch da er bald gewahrte, daß der Herzog es mit seinem Versprechen nicht ehrlich meinte und sogar Alphons von Neapel dahin vermocht hatte, ihm sein väterliches Erbe in diesem Königreiche zu entreißen, so entschloß er sich, seine Dienste zu verlassen und die Vorschläge Venedigs anzunehmen, das ihm den Oberbefehl über sein Heer und 90,000 Dukaten jährlichen Sold bot; doch verließ ihn auch unter diesen Verhältnissen die Hoffnung nicht, die schöne Bianca, die einzige Tochter des Herzogs, zu gewinnen, weshalb er den Krieg mit so viel Schonung führte, als der mißtrauische Blick der das Heer begleitenden venetianischen Provveditoren ihm gestattete.

In mehreren Treffen gegen Nicolo Piccinino stets siegreich, hatte er die Mailänder aus dem Gebiete von Brescia und Bergamo vertrieben und zog jetzt vor Martinengo, einem festen Schloß zwischen Bergamo und Crema. Hier fand er unerwarteten Widerstand. Auch rüstete Viskonti mit unerwarteter Schnelle ein neues Heer, daß Piccinino, während Sforza ihn in Mailand glaubte, zum Entsatz für Martinengo heranrücken konnte, und da er die Belagerung demohngeachtet fortsetzte, schnitt er ihm alle Zufuhr ab und verschanzte sich auf den nahgelegenen Höhen so fest, daß nun der Belagerer selbst belagert wurde.

Im Juli des 1141sten Jahres stand Franz Sforza noch spät um Mitternacht in tiefe Gedanken versunken in seinem Zelte. Ihm gegenüber saß sein Geheimschreiber und vertrautester Freund, Johann Simonetta, einen sorgenvollen Blick auf den Helden gerichtet und, wie es schien, dessen Befehle erwartend, was er niederschreiben sollte. Laß es gut sein, Meister Johannes! sagte endlich Sforza; jeder Schritt wäre doch nur vergeblich; ich beuge mich nicht vor dem Manne, der so oft vor mir floh, den ich schon einmal gefangen hielt, und der jetzt in seiner unangreifbaren Stellung meiner spotten zu können glaubt.

So sendet mich an den Herzog; ich weiß, er ist in diesem Augenblicke mit seinem Heerführer unzufrieden, leicht könnte eine Versöhnung stattfinden, nahm der Geheimschreiber das Wort.

Johannes, glaubst Du, ich könnte die Republik verrathen? unterbrach ihn Sforza rasch So lange ich ihr verpflichtet bin, dien' ich ihr treu. Den großen Carmagnola führte der Senat aus bloßem Verdacht auf's Blutgerüst, und ich möchte gern mein Ziel auf dem Bette der Ehre und nicht auf solche Weise finden.

Herr, so bleiben Euch nur zwei Wege! sagte der bedächtige Freund: Ihr stürmt Martinengo oder das Lager der Mailänder.

Du hast Recht, Meister, erwiderte Sforza; nur diese beiden Auswege bleiben mir, und beide sind sehr gewagt. Stürm' ich Martinengo, so bricht Piccinino in meinem Rücken hervor, und ich muß vom Sturm ablassen, und seine Verschanzungen zu erstürmen ist ein Riesenwerk; doch aber immer noch eine mögliche Unternehmung, setzte er freudig lächelnd hinzu. Noch vier Tage haben wir Proviant; kommt bis dahin keine Rettung, mögen meine Reiter die überflüssige Rüstung ablegen, absitzen und die Lanze in der Hand anstürmen; oft überrascht daß Außerordentliche, und dann glückt es gemeinhin.

Simonetta schüttelte bedenklich den Kopf.

Du bist zu bedachtsam, Meister! fuhr Sforza fort; Du weißt ja, daß ich meinem Glück immer zuversichtlich vertraue, denn es hat mich noch nie ganz verlassen. Ueberdies hat mir gestern Ludovico prophezeit —

Der Narr! unterbrach ihn Simonetta unmuthig aufspringend.

Ereifre Dich nicht! sagte Francesko lächelnd. Ich vertraue des Narren Weisheit mehr, als der mystischen Weisheit des Bologner Astrologen. Dieser holt sich aus den Sternen die Kunde, und die trügen ihn oft; jener sucht auf Erden die Körner, die ihm zuweilen eine reichliche Erndte bringen. Sage selbst, traf er nicht immer das Rechte, wenn es Mailand galt?

Simonetta konnte oder wollte ihm nicht widersprechen, und da auch Sforza schwieg, so trat eine augenblickliche Stille ein.

Das Schloß muß furchtbare Mauern haben! unterbrach endlich Simonetta, der das Zelt geöffnet hatte und hinaus nach der belagerten Stadt sah, das Schweigen Seht nur, Herr, wie die Karthaunen hinter den Schanzkörben hervorblitzen; sie schleudern Verderben nach jenem Thurm und dennoch steht er unerschüttert.

Ein herrliches Schauspiel! nahm Sforza das Wort. Wie ein dunkler Riese, auf welchen Drachen ihr Feuer speien, steht er unverwundbar da, — das Bild eines großen Mannes, an dessen Brust die Pfeile des Schicksals abprallen.

Unverwundbar steht wohl kein Erdengeborner; jeder hat, wie Achill, seine verwundbare Stelle, meinte der Geheimschreiber.

Du magst Recht haben, Meister, sagte Sforza, auch ich habe die meine. Blick' um Dich! — Unter jenen weißen Gezelten ruht meine Hoffnung; verlier' ich die, ist jede Aussicht nach Größe und Herrschaft dahin; verlier' ich das Heer, das größte, das ich noch um mich sammelte, so ist Mailand und Bianca Viskonti für mich verloren, und das Schicksal hat meinen verwundbaren Fleck tödtlich getroffen.

Sagt mir nur, Herr, unterbrach ihn Simonetta, ihn wahrscheinlich von diesen traurigen Gedanken abzuleiten, warum verwebt Ihr immer in das Bild glänzender Zukunft diese Bianca? Glaubt Ihr, ohne sie kann Euch Mailand nicht werden?

Ich weiß es wohl, mein treuer Freund, erwiderte Sforza, daß ihre Hand mir kein Recht auf den Thron von Mailand giebt; es ist Reichslehn. Die natürliche Tochter kann den kinderlosen Vater nicht beerben, aber in den Augen des Volkes giebt sie ihrem Gatten ein Recht auf die reiche Erbschaft des Vaters. — Ueberdies, Simonetta, hörte ich so viel von ihrer Schönheit, ihrem Geiste, hörte, wie sie so wenig das Ebenbild ihres Vaters sei, und dies erregte meine Einbildungskraft, ich schuf mir ein Bild von ihr, und ich gestehe es dem Freunde, seit den 8 Jahren, daß mir Viskonti ihre Hand versprach, habe ich mich daran gewöhnt, daran erfreut, sie als mein Weib mir zu denken, obgleich der mißtrauische Vater sogar das Kind meinen Augen entzog, und ich auch die Jungfrau nie sah.

Hört' ich nicht Tritte sich dem Zelte nahen? unterbrach ihn jetzt der Geheimschreiber. Siehst Du Jemand hier herumschleichen? fragte er die bärtige Schildwacht.

Zwei Männer nahen sich dem Zelte frei und keck, erwiderte der alte Kriegsmann; sie schleichen nicht, ihre Tritte sind zuversichtlich.

Soll mich doch wundern, wer um diese Zeit mich noch heimsucht! sagte Sforza, unverwandt nach den beiden sich immer mehr Nahenden blickend.

Herr! fuhr jetzt Simonetta lachend auf, spannt Eure Neugier nicht zu hoch; denn trügt mich mein scharfes Auge nicht, so ist es der Narr.

Er war es auch wirklich, der jedoch ohne seinen Begleiter hereintrat.

Schon wieder habe ich recht prophezeit! redete er Sforza an, und seine Augen glänzten vor Freude. Ich bringe Euch gute Botschaft. Draußen steht Antonio Guidobini, er kommt von Mailand.

Guidobini! rief Simonetta freudig, während Sforza schnell befahl, ihn einzuführen.

Der Mailänder trat ein. Ich komme von meinem Herrn gesendet, redete er Sforza an, mit dem er in früherer Zeit in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, Euch Frieden und Versöhnung zu bieten.

Seid mir willkommen, Antonio! erwiderte Sforza, ihm treuherzig die Hand schüttelnd; jedoch vermied er hierbei weislich, seine Freude durch Wort oder Blick zu verrathen.

Der Herzog kennt Eure Klugheit und Kriegserfahrung hinlänglich, fuhr Guidobini fort, um versichert zu sein, daß Euch das Gefährliche Eurer Lage nicht unbekannt ist. Der Mangel an Lebensmitteln gestattet Euch nicht, Martinengo länger zu belagern, und die Stellung und Nähe seines Heeres läßt Euch keinen Ausweg offen, Euch ohne bedeutenden Verlust zurückzuziehen. Er hat also einen nahen und sichern Sieg in seinen Händen, aber er entsagt ihm; denn er, der immer Herr in seinen Landen war, kennt nichts Entehrenderes, als, einem Gefangenen gleich, den unsinnigen Forderungen und Bedingungen seiner Diener sich zu unterwerfen. Nun verlangt aber, mitten im Kriege, derselbe Piccinino, den er so hoch erhoben hat, von ihm die Herrschaft Piacenza; Ludwig von San Severino, Navarra, Ludwig del Verme, Tortona, Furlano will Bosio, und die andern Anführer verlangen Lehen und Schlösser in Menge. Sie wagen, da sie ihn ohne erklärten Erben sehen, sein Erbe bei seinen Lebzeiten theilen zu wollen. Dies hat ihn empört, und ehe Viskonti sich diesem unterwirft, ist er entschlossen, Eure Erhöhung, Eure Ehre zu befördern, wenn Ihr nur den Anlaß zu benutzen versteht. Er will dem Kriege ein Ende machen und ernennt Euch, den Befehlshaber des feindlichen Heeres, zum Schiedsrichter über die Bedingung des Friedens. Als Unterpfand will er Alles in Eure Hände legen, was er noch in dem Gebiete von Bergamo besetzt hat, und selbst Martinengo, das Ihr vergeblich belagert habt. Ueberdies wird er Euch seine Tochter Bianca zur Gemahlin geben und zur Aussteuer Cremona mit seinem Gebiet. Es bedarf nur von Euch eines sichern Geleites für seinen Geheimschreiber Eusebio Caymo, der alsdann sogleich

in Euer Lager kommen und die letzte Hand an diesen Vertrag legen wird.

Sforza zögerte keinen Augenblick, die Rolle eines Vermittlers anzunehmen, und ließ Simonetta sogleich den verlangten Geleitsbrief schreiben, und in der folgenden Nacht kam Caymo in aller Stille an, und die vorläufigen Bedingungen wurden aufgesetzt. Wie erstaunte am andern Morgen Malpiero, der Prokurator von St. Markus, als ihm Sforza im versammelten Kriegsrathe lächelnd verkündete, daß der Friede geschlossen sei, und den Befehl gab, von diesem Augenblicke an die Feindseligkeiten einzustellen. Malpiero kannte die Verlegenheit des Heeres zu gut, um Einwendungen zu machen, und unterzeichnete den von Sforza abgeschlossenen Vertrag, ohne erst die Befehle dazu von Venedig eingeholt zu haben.

Nicht so willkommen war Caymo im Lager der Mailänder. Piccinino gerieth über den Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen und das Heer über die Adda zurückzuführen, in den heftigsten Zorn und weigerte sich, dem Befehle zu gehorchen. Er hatte gehofft, endlich die Wunden, die ihm Sforza bei so manchen Gelegenheiten geschlagen hatte, mit einem Male zu heilen, und sein eigner Herr entriß ihm den Triumph. Der Gedanke, daß die Städte, die Länder, die er so oft mit seinem Blute vertheidigt hatte, nun das Erbtheil seines bittersten Feindes werden sollten, brachte ihn bis zur Verzweiflung, und schon wollte er den Befehl geben, das Lager der Venetianer zu stürmen, als ihm gemeldet wurde, daß mehrere Mailänder, von dem Herzog gesandt, sich in dem Lager befänden, um den Theil des Heeres, der in unmittelbarem Solde des Herzogs stand, zum Abmarsch aufzufordern. Piccinino sah nun wohl ein, daß er mit seinen Banden und denen der andern Hauptleute Sforza's Macht nicht allein widerstehen könne, fügte sich in sein Geschick, und der Waffenstillstand wurde unter Trompetenschall bekannt gemacht.

Beide Heere waren zu dieser feierlichen Handlung ausgerückt und nur eine Viertelstunde von einander entfernt. Die zwei größten Heerführer Italiens standen sich hier friedlich gegenüber, suchten sich auf, umarmten sich im Angesicht des ganzen Heeres und bezeugten sich nach so manchem blutigen Kampfe, vielleicht in diesem Augenblicke aufrichtig, ihre gegenseitige Achtung. Das Heer folgte dem Beispiele ihrer Führer, und bald sah man die Krieger, die sich noch vor kurzem bekämpft hatten, fröhlich und lustig mit einander zechen.

Gleich nach diesem Waffenstillstand, und nachdem auch Venedig und Florenz Sforza als Vermittler des Friedens anerkannt hatten, verließen beide Heere Martinengo. Die Mailänder gingen über die Adda, die Venetianer über den Oglio zurück. Piccinino begab sich einstweilen nach Bologna, das er in Besitz hatte. Sforza schlug sein Hauptquartier in Brescia auf und beeilte sich, von seinen Söldnern Cremona besetzen zu lassen.

Zwei Männer nahen sich dem Zelte frei und keck, erwiderte der alte Kriegsmann; sie schleichen nicht, ihre Tritte sind zuversichtlich.

Soll mich doch wundern, wer um diese Zeit mich noch heimsucht! sagte Sforza, unverwandt nach den beiden sich immer mehr Nahenden blickend.

Herr! fuhr jetzt Simonetta lachend auf, spannt Eure Neugier nicht zu hoch; denn trügt mich mein scharfes Auge nicht, so ist es der Narr.

Er war es auch wirklich, der jedoch ohne seinen Begleiter hereintrat.

Schon wieder habe ich recht prophezeit! redete er Sforza an, und seine Augen glänzten vor Freude. Ich bringe Euch gute Botschaft. Draußen steht Antonio Guidobini, er kommt von Mailand.

Guidobini! rief Simonetta freudig, während Sforza schnell befahl, ihn einzuführen.

Der Mailänder trat ein. Ich komme von meinem Herrn gesendet, redete er Sforza an, mit dem er in früherer Zeit in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, Euch Frieden und Versöhnung zu bieten.

Seid mir willkommen, Antonio! erwiderte Sforza, ihm treuherzig die Hand schüttelnd; jedoch vermied er hierbei weislich, seine Freude durch Wort oder Blick zu verrathen.

Der Herzog kennt Eure Klugheit und Kriegserfahrung hinlänglich, fuhr Guidobini fort, um versichert zu sein, daß Euch das Gefährliche Eurer Lage nicht unbekannt ist. Der Mangel an Lebensmitteln gestattet Euch nicht, Martinengo länger zu belagern, und die Stellung und Nähe seines Heeres läßt Euch keinen Ausweg offen, Euch ohne bedeutenden Verlust zurückzuziehen. Er hat also einen nahen und sichern Sieg in seinen Händen, aber er entsagt ihm; denn er, der immer Herr in seinen Landen war, kennt nichts Entehrenderes, als, einem Gefangenen gleich, den unsinnigen Forderungen und Bedingungen seiner Diener sich zu unterwerfen. Nun verlangt aber, mitten im Kriege, derselbe Piccinino, den er so hoch erhoben hat, von ihm die Herrschaft Piacenza; Ludwig von San Severino, Navarra, Ludwig del Verme, Tortona, Furlano will Bosio, und die andern Anführer verlangen Lehen und Schlösser in Menge. Sie wagen, da sie ihn ohne erklärten Erben sehen, sein Erbe bei seinen Lebzeiten theilen zu wollen. Dies hat ihn empört, und ehe Viskonti sich diesem unterwirft, ist er entschlossen, Eure Erhöhung, Eure Ehre zu befördern, wenn Ihr nur den Anlaß zu benutzen versteht. Er will dem Kriege ein Ende machen und ernennt Euch, den Befehlshaber des feindlichen Heeres, zum Schiedsrichter über die Bedingung des Friedens. Als Unterpfand will er Alles in Eure Hände legen, was er noch in dem Gebiete von Bergamo besetzt hat, und selbst Martinengo, das Ihr vergeblich belagert habt. Ueberdies wird er Euch seine Tochter Bianca zur Gemahlin geben und zur Aussteuer Cremona mit seinem Gebiet. Es bedarf nur von Euch eines sichern Geleites für seinen Geheimschreiber Eusebio Caymo, der alsdann sogleich

in Euer Lager kommen und die letzte Hand an diesen Vertrag legen wird.

Sforza zögerte keinen Augenblick, die Rolle eines Vermittlers anzunehmen, und ließ Simonetta sogleich den verlangten Geleitsbrief schreiben, und in der folgenden Nacht kam Caymo in aller Stille an, und die vorläufigen Bedingungen wurden aufgesetzt. Wie erstaunte am andern Morgen Malpiero, der Prokurator von St. Markus, als ihm Sforza im versammelten Kriegsrathe lächelnd verkündete, daß der Friede geschlossen sei, und den Befehl gab, von diesem Augenblicke an die Feindseligkeiten einzustellen. Malpiero kannte die Verlegenheit des Heeres zu gut, um Einwendungen zu machen, und unterzeichnete den von Sforza abgeschlossenen Vertrag, ohne erst die Befehle dazu von Venedig eingeholt zu haben.

Nicht so willkommen war Caymo im Lager der Mailänder. Piccinino gerieth über den Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen und das Heer über die Adda zurückzuführen, in den heftigsten Zorn und weigerte sich, dem Befehle zu gehorchen. Er hatte gehofft, endlich die Wunden, die ihm Sforza bei so manchen Gelegenheiten geschlagen hatte, mit einem Male zu heilen, und sein eigner Herr entriß ihm den Triumph. Der Gedanke, daß die Städte, die Länder, die er so oft mit seinem Blute vertheidigt hatte, nun das Erbtheil seines bittersten Feindes werden sollten, brachte ihn bis zur Verzweiflung, und schon wollte er den Befehl geben, das Lager der Venetianer zu stürmen, als ihm gemeldet wurde, daß mehrere Mailänder, von dem Herzog gesandt, sich in dem Lager befänden, um den Theil des Heeres, der in unmittelbarem Solde des Herzogs stand, zum Abmarsch aufzufordern. Piccinino sah nun wohl ein, daß er mit seinen Banden nnd denen der andern Hauptleute Sforza's Macht nicht allein widerstehen könne, fügte sich in sein Geschick, und der Waffenstillstand wurde unter Trompetenschall bekannt gemacht.

Beide Heere waren zu dieser feierlichen Handlung ausgerückt und nur eine Viertelstunde von einander entfernt. Die zwei größten Heerführer Italiens standen sich hier friedlich gegenüber, suchten sich auf, umarmten sich im Angesicht des ganzen Heeres und bezeugten sich nach so manchem blutigen Kampfe, vielleicht in diesem Augenblicke aufrichtig, ihre gegenseitige Achtung. Das Heer folgte dem Beispiele ihrer Führer, und bald sah man die Krieger, die sich noch vor kurzem bekämpft hatten, fröhlich und lustig mit einander zechen.

Gleich nach diesem Waffenstillstand, und nachdem auch Venedig und Florenz Sforza als Vermittler des Friedens anerkannt hatten, verließen beide Heere Martinengo. Die Mailänder gingen über die Adda, die Venetianer über den Oglio zurück. Piccinino begab sich einstweilen nach Bologna, das er in Besitz hatte. Sforza schlug sein Hauptquartier in Brescia auf und beeilte sich, von seinen Söldnern Cremona besetzen zu lassen.

Kaum war Sforza einige Tage in Brescia, als eine Meuterei, die unter den im Gebiet Bergamo zurückgelassenen venezianischen Truppen ausgebrochen war, ihn nöthigte, mit einem Theile seiner Söldner den Oglio wieder zu überschreiten. Er hatte, um jeden Verdacht zu verscheuchen, den Herzog von Mailand davon unterrichten lassen, und der sonst so mißtrauische Fürst ließ ihn bei dieser Gelegenheit einladen, nach Mailand zu kommen, um sich mit ihm zu besprechen. So wenig Sforza unter diesen Umständen Venedig zu fürchten hatte, so glaubte er doch nicht, sich dem Viskonti jetzt schon anvertrauen zu können, und schlug die Einladung aus, konnte es aber nicht verhindern, daß ihn der Herzog von Neuem nochmals zu einer Zusammenkunft einlud und ihm hierzu Monza vorschlug, wohin er 500 Lanzen zu seiner Bedeckung mitbringen könne; der Herzog wollte mit gleicher Anzahl erscheinen.

Der vorsichtige Sforza berichtete dies nach Venedig, erhielt die Erlaubniß, benachrichtigte den Herzog, daß er in Monza eintreffen werde, und machte sich zur Reise bereit, nachdem er Simonetta, auf Alles genau Acht zu haben, dorthin vorausgesandt hatte. Da er eben in den Gebirgen von Bergamo war, ging er bei Lecco über die Adda und betrat hier das mailändische Gebiet, wo er überall mit Auszeichnung empfangen wurde.

Als er am andern Morgen an der Spitze seiner Kürassüre an dem See von Pussiano vorbeiritt, begegnete ihm ein sonderbares Abenteuer.

Obgleich vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, da er Piccinino nicht traute, dessen Kriegsvolk in dieser Gegend um Trezzo und Vimercato im Quartire lag, hatte er doch am Abend einen Falken steigen lassen, war ihm wohl an 1000 Schritte von der Landstraße gefolgt, und erst am See hielt er sein schäumendes Roß an. Plötzlich trat hier ein junges Mädchen aus dem Gebüsch und erfaßte den Zügel seines Pferdes. Herr! redete sie ihn, wahrscheinlich vom eiligen Laufe ganz außer Athem, an, Herr, ich bitte, ich flehe, mir zu folgen!

Kind! sagte Sforza, mißtrauisch die liebliche Dirne betrachtend, kennst Du mich?

Nein, Herr! erwiderte sie. Aber von jenem Schlosse — sie wies nach den grauen Mauern einer halb verfallenen Burg — sahen wir Euch mit Euern Reitern längs dem See ziehen; da sandte mich meine Gebieterin hinunter, einen Rittersmann aufzusuchen, der Muth genug habe, ein Abenteuer für sie zu bestehen; ich sah Euch hier heran traben, bog in das Gebüsch, und der heiligen Mutter sei gedankt, daß ich Euch ereilt habe.

Was verlangst Du von mir, Dirne? fragte Sforza, sich an dem Anblick des schönen Mädchens weidend, die mit ihrem dunkeln sprechenden Auge an ihm aufsah, noch immer sein Roß am Zügel hielt und nach der alten Burg hinwies.

Ihr sollt mir dort hinauf zu meiner Gebieterin folgen, die Euch das Weitere dann schon sagen wird.

Eine närrische Zumuthung! meinte Sforza. Glaubst Du denn, schönes Kind, daß ein bedächtiger Kriegsmann so leichtsinnig ist, wie Du, die den ersten besten Rittersmann im Gebüsch anhält, ihn zu ihrer Gebieterin zu führen? — Ist die Dame noch jung?

Ja Herr!

So schön, als Du?

Das Mädchen erröthete und ließ bei dieser Frage des Rosses Zügel los, beugte sich und pflückte eine schlechte Feldblume, dann eine eben sich entfaltende Rose vom duftenden Strauch. Seht Herr! sprach sie, und ihr seelenvolles Auge blickte wieder an dem Kriegsmann auf, seht, wie diese unscheinbare Blume neben dieser holdprangenden Rose, so steh' ich beschämt neben meiner Gebieterin!

Sforza lächelte etwas ungläubig, denn er fand die Dirne gar zu schön. — Und wie heißt die Holde? fragte er weiter.

Maria d' Offida! erwiderte das Mädchen.

d' Offida? die Tochter des —

Des unglücklichen Statthalters von Bologna, der im Thurm zu Fermo in Ketten starb.

Sforza wurde bei diesen Worten nachdenkend. Soll ich allein zu Deiner Gebieterin kommen? fragte er dann plötzlich.

Kommt, wenn Ihr Mißtrauen hegt, mit so viel Begleitung, als Ihr wollt.

So erwarte mich hier, bald werde ich wieder bei Dir sein! Er wandte sein Roß und kehrte zurück zu den Seinen, die, um ihn besorgt, schon überall Reiter nach ihm ausgesandt hatten.

Balthasar von Offida, dessen Tochter Sforza, ohne ihn zu kennen, aufgefordert hatte, zu ihr zu kommen, war vor 5 Jahren als Statthalter von Bologna mit den Truppen des Papstes zum Heere Sforza's in der Romagna gestoßen. Papst Eugen VI. hatte in seiner Bedrängniß Sforza zum Marchese von Ancona und Gonfaloniere der Kirche ernannt. Nachdem sein Feldherr ihn wieder in den Besitz seiner Staaten gesetzt hatte, gereute ihn seine Freigebigkeit, und er gab Offida den Auftrag, Sforza ermorden zu lassen. Freunde, die dieser in Rom hatte, warnten ihn, er fing Briefe an Offida, die ihm von dem Bubenstücke die feste Ueberzeugung gaben, und Sforza ließ den Statthalter von Bologna mitten unter seinen Kriegern aufheben und auf sein festes Schloß Fermo bringen, wo er bald darauf in Ketten starb. Die Tochter suchte wahrscheinlich einen Rächer ihres Vaters und glaubte ihn in ihm zu finden. Das Mädchen dauerte ihn, und so wenig er begreifen konnte, wie sie aus dem Kirchenstaat in das Gebiet von Mailand auf dieses elende Schloß gekommen sein konnte, glaubte er doch vielleicht ihr nützlich sein, ihr irgend etwas Gutes erzeigen zu können und unter fremdem Namen sie mit sich auszusöhnen. Dieser Gedanke be-

stimmte ihn, der sonderbaren Einladung zu folgen, vielleicht auch Neugierde, die schöne Abenteurerin zu sehen.

Die meisten seiner Hauptleute widerriethen es ihm, stellten ihm vor, wie leicht vielleicht der Herzog von Mailand selbst oder sonst einer seiner Feinde ihm hier eine Falle stellen könnte, er hatte aber sein Wort gegeben und das brach er nie. Er befahl, daß ihm 200 Lanzen folgen sollten, während er die Andern ihren Weg fortsetzen ließ. Bald war er am Ufer des See's, wo die liebliche Undine ihn sehnsuchtsvoll erwartete. Behend schwang sie sich auf ein ihr vorgeführtes Maulthier und führte nun den Zug Geharnischter den steilen Berg nach der Burg hinauf.

Bei St. Christoph! raunte Sforza Ludovico zu, der auf seinem magern Klepper neben ihm ritt, das Nest da oben faßt nicht einmal die Troßbuben von 200 Lanzen und scheint mir wahrlich nicht der Mühe werth zu sein, daß man solch steilen Berg hinauf reitet.

Reitet nur immer, lieber Herr, wer weiß, was für ein Vogel da oben sitzt! erwiderte Ludovico, und ein kaum bemerkbares Lächeln umzog seinen Mund.

Sie kamen endlich bis an die Burg, wo zwei alte zerlumpte, schlecht bewaffnete Kriegsleute mit möglichster Anstrengung die Zugbrücke herunterließen und die Fremden ungehindert einzogen. Den einen Thorflügel hatte eine Kugel zerschmettert, und Niemand sich die Mühe gegeben, ihn auszubessern; im Hofe lag der Schutt eines verfallenen Thurmes und beengte den kleinen Raum noch mehr, so daß die Hälfte von Sforza's Begleitung nicht Platz fand und vor dem Schlosse bleiben mußte. Hier empfing ihn ein alter eben nicht stattlich gekleideter Diener, der Sforza zu folgen bat, und ihn eine steile, halb verfallene Wendeltreppe hinauf führte, wo ihm die den Feldherrn stets begleitende Wacht brummend folgte; das Zimmer, wohin er geführt, und das als das seinige bezeichnet wurde, war dem übrigen Theile des Schlosses ganz ähnlich, überall Ueberreste ehemaliger Pracht — überall das Bild der Zerstörung.

Meine Gebieterin, edler Ritter! begann jetzt der alte Diener und setzte zwei brennende Kerzen auf den Tisch, läßt sich entschuldigen, daß sie Euch nicht besser empfangen, nicht köstlicher bewirthen kann. Im Palaste zu Bologna, wo ihr Vater wohnte, hättet ihr fürstlich bewirthet werden sollen, hier aber — Entwaffnet Euch dann zieht diese Schelle, mein edler Herr, und ich werde sogleich wieder zu Eurem Dienste bereit sein und Euch zu meiner Gebieterin führen.

Als der Diener ihn verlassen hatte, gab Sforza, dem manches im Schlosse auffallen mochte, den Befehl, den Eingang zu besetzen, das Erdgeschoß und alle Winkel der alten Burg zu durchsuchen, wenn man nirgends etwas Verdächtiges fände, dann sollten nur 50 Bewaffnete zu seinem Schutze zurück bleiben, die übrigen aber vor der Burg sich lagern. Er selbst legte seine schwere Rüstung ab, zog, wahrscheinlich der schönen

Dame wegen, prachtvolle Kleider an, behielt jedoch das Panzerhemd darunter.

Sforza war in dieser Zeit 40 Jahr alt. Sein von der Sonne gebräuntes Gesicht war männlich schön, sein Auge lebhaft, der Ausdruck seines Mundes freundlich. Seine Gestalt war die kräftige Gestalt eines Helden, so daß er ein schöner Mann zu nennen war, der immer noch Anspruch machen konnte, dem Auge eines Weibes zu gefallen.

Neben ihm stand Ludovico in sonderbarem Kontrast. Lang und hager, so daß er Sforza weit überragte, war er eine fast lächerliche, oft auch grauenhafte Gestalt, wozu eine furchtbar lange Nase wohl viel beitragen mochte. Ein Paar große tiefliegende dunkle Augen blitzten stechend unter buschigen Braunen hervor, doch nur wenn er in Zorn gerieth, sonst war der Ausdruck mehr schwermüthig und melancholisch. Der Mann im Zorn gleicht einem Wahnsinnigen, der Mann in ruhiger Stimmung einem Unglücklichen. Mutius Sforza hatte ihn als Knabe von seinen Eltern verlassen in einem Walde gefunden, ihn aus Mitleid mit sich genommen und erziehen lassen, und so blieb er bis an seinen Tod sein steter treuer Begleiter, dem er nun ganz ergeben war, obgleich ihn dieser nicht ganz mit dem Zutrauen behandelte, wie es der Vater einst gethan hatte. Die Umgebungen Sforza's, der mehr einem Fürsten, als einem Kriegsmanne, gleichen wollte und auch Dichter und Gelehrte um sich hatte, hielten den Sonderling für einen Narren und behandelten ihn auch so lange als solchen, bis er einstmals einen Vorlauten mit seiner knöchernen Faust zu Boden schlug. Uebrigens mochte ihm wohl eine gewisse Sucht, Jedermann die Zukunft vorherzusagen, den Beinamen eines Narren nicht ganz mit Unrecht verdient haben.

Herr! begann er, als er Francesko so schön angethan vor sich stehen sah, ich wünschte, Ihr könntet heute schon in Mailand einreiten und stieget die Marmortreppe der Porta Zobbia hinauf, Euren Schwiegervater zu begrüßen; dort fändet Ihr Eure Verlobte —

Immer führst Du mich doch nach Mailand, sonderbarer Mensch, unterbrach ihn Sforza. — Weißt Du nicht, daß jeder Tritt auf dieser Marmortreppe gefährlich ist? Leicht glischt man dort aus, denn jede Stufe ist mit Blut getränkt.

Der Hagere lächelte. — Für Euch sind sie nur mit Rosen bestreut, Herr! sagte er, und sein Auge blickte wohlgefällig auf Sforza.

Und immer sprichst Du von dieser Bianca Viskonti, malst sie mir, der Du sie doch nie sahst, so reizend, als ob Du fürchtetest meine Einbildungskraft schlummere. —

Ja, Herr diese Bianca wird Euch viel des Schönen, des Herrlichen reichen! fuhr Ludovico fort. Eine Myrten- und eine Fürstenkrone! — Nach Mailand wendet Euren Blick, dort steht der Stern Eures Glücks, dort leuchtet er in herrlicher Pracht, schöner, als irgend ein Stern zu leuchten vermag!

Prophet! unterbrach ihn Sforza, und führte ihn an's offene Fenster. Schöner, meinst Du, leuchte mir dort ein Stern, schöner, glänzender, als dieser Abendstern? Wahrhaftig nein!

Ludovico lächelte. — Der Stern, der hier über Eurem Haupte steht, kann es auch in Mailand. Von dort bis hierher ist ja dem himmlischen kaum eine Spanne Weges. — Vielleicht ist er der nemliche. —

Das möcht' ich wohl! unterbrach ihn Sforza rasch. Denn wisse, Ludovico, so wenig ich die Sterndeuter liebe, so wenig ich dem mir gestellten Horoscop vertraue, so wirkt doch dieser Abendstern sonderbarlich auf mein Gemüth. — Drängt mich das Leben, hat das Schicksal mich verwundet, find' ich nicht mehr einen Ausweg aus dem Labyrinthe meines irren Treibens, fühl' ich meine Brust beklommen, dann tret' ich, wenn es dämmert, vor mein Zelt, blicke aufwärts und sehe erwartungsvoll, wie der blaue Dom sich allmählich vergraut, immer düstrer und düstrer wird, bis ein bleicher Nebelpunkt sich mir zeigt, der mit dem Dunkel der Nacht immer lichter, heller wird und dann meinem sehnenden Blicke glänzend strahlt. Ich blicke vertrauungsvoll nach ihm auf, seine Strahlen durchdringen mich, ein jeder bringt mir einen kühnen Gedanken, ein jeder führt mir die Hoffnung, den Muth, das Vertrauen zurück in die beklommene Brust, und als hätt' ich mich in seinen Strahlen gebadet, tret ich neu gestärkt unter mein Zelt, und der Gedanke, den er mir gab, wird schnell zur That. Aus mancher Noth, aus mancher Gefahr hat mich der Blick nach oben, der Blick nach dem leuchtenden Abendgestirn gerissen; ihm vertraue ich, sonst keinem!

Herr, soll ich die Klingel ziehen, den Diener zu rufen? Mich dünkt, Ihr laßt die Signora lange warten, fragte jetzt Ludovico.

Sforza nickte bejahend und bald stand der Diener vor ihnen, dem sie, von einigen Offizieren begleitet, folgten.

Der Weg bis zu dem Gemache der Dame war nicht lang. Bald befanden sie sich vor der Thüre, die sich ihnen öffnend die holde blühende Rosenknospe zeigen sollte. Sie that sich auf, und das junge Mädchen, das am See die Zügel seines Rosses ergriffen hatte, stand vor Sforza, begrüßte ihn freundlich und bat, einen Augenblick zu verweilen.

Der Augenblick ward zur Minute, die Minuten verdoppelten sich, eine nach der andern verfloß, und keine führte den Neugierigen die Dame zu. Sie hatten indessen Zeit, das von zwei Kerzen erleuchtete Zimmer zu betrachten. Zerstörte Pracht war auch hier überall sichtbar, und nirgends jene Geräthschaften, jene kleinen Bedürfnisse und die zierliche Ordnung, die es beurkundeten, daß hier ein zartes weibliches Wesen wohne. Einige abgenutzte Armsessel, ein halb erblindeter Spiegel, ein Tisch, der eher die gefüllten Humpen lustiger Zechbrüder, als den Stickrahmen einer zarten Jungfrau zu tragen gewohnt zu sein schien, waren der ganze Hausrath dieses düstern Gemaches.

Endlich öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers, und eine schlanke

schwarz gekleidete Gestalt trat ein und grüßte mit stolzem Anstande die Versammelten. Ob ihr Antlitz so bewunderungswürdig sei, als ihre Gestalt, dies verbarg ein dichter Schleier dem Auge der Spähenden.

Seid mir gegrüßt, Ritter! redete sie Sforza mit lieblich tönender, jedoch zitternder Stimme an. Weshalb naht ihr mir von Kriegern umgeben? Fürchtet Ihr Verrath, oder habt ihr nicht Muth genug, mit Eurem Schwert Euch vor Verrath allein zu schützen?

Verlaßt mich, meine Freunde! wandte sich Sforza zu seinen Begleitern, die nur zögernd das Zimmer verließen; Ludovico blieb.

Wer ist der Zudringliche, der sich von Euch selbst nicht zurückweisen läßt? fragte jetzt die Dame.

Entferne Dich, Ludovico! sagte Sforza freundlich, und er auch ging.

Kaum schloß sich die Thüre hinter ihm, als die Dame den Schleier zurückwarf.

Bei St. Christoph und der heiligen Mutter! rief Sforza, von dem Anblick des Engelantlitzes überrascht, unwillkürlich aus, das ist mehr als Rose und Rosenknospe, das ist das Bild eines Engels, das ist —

Maria d'Offida, fiel ihm das Mädchen hocherröthend in's Wort das ist die unglückliche Tochter jenes Mannes, den der Tiger Sforza in Ketten verschmachten ließ. Sie steht vor Euch, Euch zur Rache aufrufend, sie kniet bittend vor Euch!

Nicht also, Signora: rief Sforza herzueilend und hielt das Mädchen zurück. Es bedarf keiner Bitte. Könnt' ich Euer Rächer sein, ich würd' es mit Freuden. —

Und warum könntet ihr nicht? fragte das Mädchen und ihre Stirn umwölkte sich.

Es ist mir unmöglich! —

Unmöglich? wiederholte sie und ließ den Schleier wieder fallen. — So lebt wohl, Herr Ritter, der schon bei dem Namen Sforza erbebt, als sollte er ein Ungeheuer der Hölle bekämpfen. Mir scheint, Ihr taugt nicht einem Manne gegenüber, vor dem Mailand und Venedig oft zitterten, und der, wie man sagt, seine starke Hand sogar nach der Krone Viskonti's auszustrecken wagt. Ja freilich, einem solchen Manne gegenüber zu treten, dazu gehört ein anderer Preis, als den ich Arme bieten konnte.

Werft den Schleier noch einmal zurück, bat Sforza, und ich will wie ein Lechzender nach der Quelle, nach Eurem holden Auge schauen und sehen, ob ich dann Muth genug besitze, Francesko Sforza zu bekämpfen und Euch zu rächen. — Die Dame warf den Schleier zurück. — Ja! rief er, nachdem er lange in ihrem Anblicke geschwelgt hatte, ja, Dame, Ich schwöre es Euch, wo mir der Euch Verhaßte entgegen tritt, stoß' ich ihm den Dolch in's Herz, und wär' es am Altar —

Und wär' es am Altar, und stünd' er neben Bianca Viskonti, den

priesterlichen Segen zu empfangen? fiel sie ihm leidenschaftlich in die Rede. Auch da?

Auch da, ich schwöre es Euch! sprach er, wenn auch nicht mit feierlichem, doch festem Tone. Aber welcher Lohn wird mir?

Sie reichte ihm eine Schwanenhand, die er, dessen Sinne für Weiberschönheit nicht unempfindlich waren, mit Innbrunst an seine Lippen preßte, sich jedoch schnell besinnend, die schöne Hand des Mädchens fest in der seinen haltend, sagte: Signora, ich bin ein ungenügsamer Mensch; — die Hand ist schön, kein Meisel vermöchte sie schöner aus carrarischem Marmor zu formen, aber schöner noch, als sie, sind die Rosenlippen, die sicher weit süßeren Preis auszutheilen verstehen.

Das Mädchen schüttelte unmuthig ihr dunkles Lockenhaupt, und schon faßte die beleidigte Hand nach dem Schleier, doch hielt sie an. — Ihr seid in Irrthum, Herr! sprach sie; was ich zu geben vermag, bringt Euch nur diese Hand, und so, glaub' ich, bedarf es nur sie zu erringen.

Sforza erst jetzt den Sinn ihrer Rede verstehend, dachte an Bianca Viskonti, und die Sache schien ihm eine zu ernste Wendung zu nehmen. — Ihr bietet mir einen Preis, begann er, den schönsten, der einem Erdgebornen werden kann; wie aber, wenn es mir unmöglich wäre, ihn zu verdienen?

Seid Ihr vermählt? fragte sie rasch.

Nein, Dame! sagte er nach einigem Zögern.

Vielleicht verlobt?

Ein gedehntes „Ja!" rang sich aus seiner Brust und mit diesem Ja sank des Mädchens Schleier, und schnell, wie ein süßer Traum dem Erwachenden entschwebt, entschlüpfte die holde Gestalt durch eine Seitenthür und ließ den Ueberraschten mit ihrer Dienerin allein.

Herr Ritter! begann diese, ihm näher tretend, werdet Ihr auch als Verlobter das Schwert für meine unglückliche Gebieterin ziehen?

Ich glaube kaum! erwiderte er, nach der Thüre hinstarrend, durch die sie entschlüpft war; ich fürchte, ich bin nicht mehr stark genug, Sforza zu bekämpfen. —

So lebt wohl! sagte die Zofe sich neigend.

Vielleicht wird morgen der Muth —

Das Mädchen lächelte höhnisch. — Euer Pferd gepanzert, Ihr in Stahl gehüllt, die Lanze in der Hand, als wolltet ihr eben in feindliche Schaaren einbrechen, so fand ich Euch, glaubte einen Mann gefunden zu haben, und ich irrte mich schrecklich. Mit dem Morgen aber, tapfrer Ritter, mag Euch St. Christoph nur immer den Muth geben, aber das Glück ist verschwunden! — Gehabt Euch wohl! — Auch sie entschlüpfte.

Ohne es zu wissen, hatte der Blick Mariens, trotz dem Panzerhemde, Sforza tiefer verwundet, als es der schärfste Dolch hätte thun können; ohne es zu ahnen hatte das Schicksal selbst die Rache übernommen.

Mancherlei Gedanken durchkreuzten sich in ihm, als er jetzt auf seinem ärmlichen Lager lag; Ludovico's Schnarchen unterbrach sie nicht, so fest hatten sie ihn umfangen. Endlich faßte ein Gedanke Raum, den nur der Geist und das wilde Treiben damaliger Zeit entschuldigen konnte. — Ich muß das Mädchen besitzen, ich muß! war der Gedanke, der am Morgen zur That werden sollte; fest stand er in seiner so edeln Seele.

Aber ehe er sich vom Lager erhob, hatte der milde Engel, der die verlassenen Waisen beschirmt, die Jungfrau schon weg von der alten Burg geführt; Sforza suchte sie am Morgen vergebens.

In einem Gemache der alten Königsburg der Lombarden zu Monza saß auf hohem thronähnlichen Armsessel Philipp Maria Viskonti, Herzog von Mailand. Die Natur mußte sich in der Form sonderbar vergriffen haben, als sie diesen Mann werden ließ. Groß, dick und aufgeschwemmt, steckte auf fettem fleischigem Hals ein kleiner Kopf mit großen unsteten Augen und dicken aufgedunsenen Lippen, die die Reste von Zähnen bedeckten, die mehr einem Eber, als einem Menschen anzugehören schienen; auch war das ganze Gesicht des Mannes von Narben zerfetzt, so daß man wohl nicht leicht etwas Häßlicheres sehen konnte. Ueberdies vernachlässigte er seine Person ganz; nie sah man ihn geschmackvoll, nur selten reinlich gekleidet, und eben so litt er nicht, daß die, welche seiner Person nahten, prachtvoll gekleidet waren. Bei jedem Donnerschlag zitterte er, bebte bei jedem Worte, das an den Tod erinnern konnte, war finstern, mißtrauischen Gemüths, und nur Jagd und Pferde verschafften ihm Vergnügen. Er zog sich von allen öffentlichen Festen zurück, zeigte sich selten dem Volke und es war schwer bei ihm Zutritt zu erhalten; gewährte er ihn aber, dann war er leutselig und freundlich. In dem Palaste Porta Zobbia zu Mailand eingeschlossen, mißtraute er allen und sich selbst. So war der Mann, der damals Mailand beherrschte, und dessen Tochter, trotz der Häßlichkeit des Vaters, vielleicht das schönste Mädchen Italiens war.

Vor ihm saß sein Geheimschreiber und der Vertraute seiner geheimsten Gedanken, Caymo; er legte mehrere Briefe zusammen, die der Herzog so eben unterschrieben hatte.

Bist Du gewiß, daß er kommen wird? fragte dieser jetzt, sich von seinem Sessel erhebend.

Ich bin es gewiß, mein gnädiger Herr!

Und daß nicht mehr, als 500 Lanzen, ihm folgen?

Nicht eine mehr.

Du bist sein Freund, ich weiß es, und darum vertrittst Du ihn stets bei mir.

Ja, gnädigster Herr, ich bin der Freund dieses wahrhaft ausgezeich-

neten Mannes; ob er der meine ist, weiß ich nicht; ich glaub' es kaum, doch schätz' ich ihn, weil er es verdient. Ihr verspracht ihn Eure Tochter zur Gattin, Ihr verspracht ihm, daß er nach Eurem Tode Euer Erbe sein sollte. — Habt Ihr ihm Wort gehalten?

Eine dunkle Röthe umzog das Gesicht Viskonti's; Caymo kannte dies Zeichen zu gut, um nicht Herz und Zunge im Zaume zu halten. Soll ich die Briefe den Boten geben? fragte er einlenkend.

Thu' das! sagte der Herzog.

Was befehlt Ihr, das geschehen soll wenn Sforza eintrifft? fragte der Geheimschreiber, die Briefe ergreifend und schickte sich zum Weggehen an. Soll es bei dem bleiben, was ich auf Euern Befehl mit Simonetta verhandelt habe?

Wenn er hier einreitet, ist es Zeit genug, diese Frage zu beantworten, erwiderte der Herzog schon ungeduldig werdend. Caymo schwieg, auch Viskonti, doch die eingetretene Stille wurde plötzlich durch Trompetenschall unterbrochen, und ehe Viskonti noch gewisse Nachricht erhielt, was der Trompetenruf bedeute, gab ihm schon das Jauchzen des Pöbels und der laute Ruf: Viva Sforza! die Gewißheit, daß der gefeierte Kriegsmann in Monza einreite.

Laß die Zugbrücke schnell aufziehen, die Thore schließen und die Besatzung auf ihre Posten rücken! befahl der Herzog mit Hast.

Jetzt, gnädiger Herr? Wollt Ihr den Mann der an der Spitze des feindlichen Heeres steht, so empfangen?

Ein finsterer Blick aus wild rollenden Augen, ein gebieterisches Zeichen der Hand nach der Thüre, war des Herzogs kategorische Antwort.

Caymo ging. Unruhig schritt indessen Viskonti im Zimmer auf und ab, trat, wenn er dem Fenster nahte, an das geöffnete, um zu sehen, ob seine Befehle noch nicht ausgeführt würden, und blieb, bis er die Zugbrücke aufgezogen und die Thore geschlossen sah, in einer peinlichen Unruhe.

Immer deutlicher hörte man nun den Jubel des Volkes, immer schmetternder schallten die Trompeten, als der Geheimschreiber wieder eintrat.

Empfange Sforza! befahl ihm der Herzog in raschen abgebrochenen Sätzen. Simonetta kann Dich begleiten. Lade ihn ein zu mir auf das Schloß zu kommen — jedoch allein, ohne Begleitung von Kriegsvolk und überflüssigen Dienern.

Habt Ihr ihn nicht schon schriftlich hierher geladen, gnädiger Herr, und muß dies Mißtrauen nicht Mißtrauen in ihm erwecken? stellte Caymo mit bescheidenem Tone dem Herzog vor.

Erweckt es sein Mißtrauen, ist das meinige gerechtfertigt. — Geh und thue, was ich dir befahl!

Eben ritt Sforza, von einem Haufen Volkes umgeben und von seinen

Bewaffneten gefolgt auf den Platz vor dem Schlosse und bald hielt er staunend vor der aufgezognen Brücke. Caymo eilte hinunter zu ihm.

Elendes Gesindel! murmelte Viskonti, vom Fenster zurücktretend, — glaubst Du, ich sei die untergehende, er die aufgehende Sonne? — So lange Viskonti lebt, steht er allein und duldet nur Trabanten um sich, die statt seiner die vorgeschriebene Bahn durchschreiten. — Jetzt könnt' ich ihn prüfen! sprach er dann vor sich hin. Als Freund und Feind blieb er mir treu — hing er an dem Köder den ich ihm vorhielt — und jetzt? — Soll ich ihm die Lockspeise geben? — Soll ich ihn an seiner Hoffnung Ziel führen? — Es ist gewagt — und doch — besteht er darauf, so muß ich! —

Beim Himmel, er entläßt seine Begleitung! rief er freudig, da er hinter dem Vorhange sah, wie die Reiter Sforza's murrend zurückritten. — Doch sie stellen sich in Schlachtlinie auf, sagte er dann mürrisch — sie kennen mich! —

Herr! trat Caymo ein, unten im Saal erwartet Sforza Eure Befehle. — Wollt Ihr ihn hier empfangen?

Hier!

Gnädigster Herr! begann nach ängstlichem Zagen der Geheimschreiber, ich gab ihm Wort und Schwur, daß er ungekränkt das Schloß verlassen könne, wenn es ihm beliebe.

Narr! erwiderte der Herzog rasch, glaubst Du, ich wäre ein solcher Thor, in diesem elenden Schlosse die Rasenden, die dort aufmarschirt stehen, auf mich zu hetzen? Um einen Sforza zu fangen, gehört eine festere Falle dazu, als das morsche Thor der lombardischen Königsburg. — Geh, führ' ihn herauf.

Bald stand der Feldherr vor dem Vater Bianca Maria's. Ich erscheine vor Euch, Herr Herzog, gegen unsere Uebereinkunft, ohne Gefolge, redete ihn Sforza an. Ich vertraue Euch, obschon so Manches aus der Vergangenheit mich hätte vorsichtiger machen können — bitte Euch aber, mit mir an das offene Fenster zu treten.

Weshalb das, Graf Sforza? fragte der Herzog, über dies Verlangen verwundert.

Damit meine Reiter mich im Auge behalten. Sollten sie mich nicht sehen, und bliebe ich lange hier, könnte die Ungeduld sie zu einer raschen That verleiten.

Es freut mich, Graf Sforza, daß Ihr in meine Plane eingegangen seid, nahm der Herzog das Wort, und man hätte glauben können, er habe die Rede Sforza's nicht verstanden, wenn er während des folgenden Gesprächs nicht unvermerkt dem Fenster immer näher gekommen wäre. Eben so freue ich mich, fuhr er fort, daß die Republiken Euch gleichfalls als Vermittler des Friedens anerkannt haben. Der Papst und der König von Neapel werden sicher ein Gleiches thun.

Ich hoffe es! erwiderte Sforza, und in seiner ganzen Haltung zeigte sich Würde und Stolz.

Hat Euch Euer Geheimschreiber die Bedingungen zugesandt, unter denen ich den Frieden abschließen will?

Ja, Herr Herzog — nur fürcht' ich —

Die Republiken werden sie für sich nicht vortheilhaft genug finden, fiel ihm der Herzog in's Wort. — Hat man mit Kaufleuten zu thun, muß man stets viel fordern, um das Billige zu erlangen.

Vor allen Dingen, fuhr Sforza fort, wünscht' ich das, was mich betrifft, geordnet zu wissen, Herr Herzog!

Die Räumung Cremona's habe ich befohlen, unterbrach ihn der Herzog von neuem.

Cremona ist es nicht allein, nicht die Mitgift befriedigt meine Wünsche, auch die Braut verlange ich! sagte Sforza ernst, und seine Stirn umwölkte sich.

Meine Tochter ist noch so jung.

Und Euer Versprechen so alt, fiel ihm Sforza mit Lebhaftigkeit in die Rede. — Herr Herzog! fuhr er dann gelassener fort, ich habe mein Wort noch nie gebrochen, und somit werdet Ihr auch dem Worte glauben können, das ich Euch jetzt sage — ehe Eure edle Tochter nicht mein Weib ist, ehe bin ich nicht der Eure!

Ein finsterer Blick traf den Kühnen, der es wagte, dem nur an elende Unterwürfigkeit Gewöhnten dies zu sagen. Ja, Herr Herzog! fuhr Sforza immer ruhiger fort, ich habe Euch treu mit meinen Kriegern gedient, so lange Ihr meiner bedurftet. Von Euch entlassen, stand ich oft Euch feindlich gegenüber, und habe auch dann, so viel es meine Pflicht gegen meinen neuen Herrn erlaubte, mich dankbar Eurer Güte erinnert und Eure Länder geschont. Stets war ich bereitwillig in Eure Dienste zurückzukehren, wenn Ihr es wünschtet, doch stets wurde ich durch Eure Versprechungen getäuscht. Verzeiht daher, daß ich dieses Mal vorsichtig und weniger zutraunngsvoll handle. Nicht dem Herzog von Mailand weihe ich fortan meine Dienste, nur dem Vater meiner Gattin weih' ich Blut und Leben.

Ihr verlangt viel, Graf Sforza!

Nicht mehr, als Ihr mir selbst habt bieten lassen.

Genügt Euch Cremona nicht, Francesco, sagte nach kurzem Sinnen der Herzog freundlicher, so biete ich Euch noch das Gebiet von Pontremoli.

Mir gnügt nur Bianca Viskonti! erwiderte Sforza.

Ihr saht sie nie?

Das Glück ward mir noch nicht!

So sagt mir nur' was Euch ihren Besitz so werth macht, da Ihr sie nicht saht? fragte Viskonti. Ist es das reiche Erbe, das sie Euch bringen kann, oder ist es die Schönheit der Fürstentochter?

Beides! — Ich will Euch offen mein Inneres aufdecken. Der Ruf nennt Eure edle Tochter die schönste Jungfrau der Lombardei; dies hat einen sonderbaren Reiz für mich, denn nach dem Höchsten strebte ich stets,

so auch nach dem Schönsten. Mein Vater mühte sich ab, Kriegsruhm und Gold zu erringen, beides hinterließ er mir, doch mit diesem Erbtheil bin ich nicht zufrieden; Kriegsruhm und Gold ward schon dem Jüngling, der Mann baut für die Zukunft, Höheres, Bleibenderes will er sich erringen.

Den Thron von Mailand, nicht wahr, Graf Sforza? unterbrach ihn der Herzog.

Ja, Herr Herzog, den Thron von Mailand, so wie Ihr ihn im vollen Glanze seiner Herrlichkeit besitzt, ohne daß habgierige Söldner ihn erst gierig zerfetzen und er, seiner Pracht beraubt, ein ärmliches Gerippe, dasteht. Müde, im Solde der Fürsten und Republiken zu stehen, will ich für mich selbst, für mein Weib und Kind arbeiten, wagen und gewinnen, und Ihr selbst, Herr Herzog, könnt Euer Haupt ruhiger in dem Palaste Porta Zobbia niederlegen, wenn Ihr wißt, der Gemahl Eures Kindes, nicht ein Söldner, der sich dem Meistbietenden verkauft, vertheidigt Euer Recht und Euern Thron.

So sei es denn! sagte der Herzog freundlich und reichte Sforza die Hand. Bianca sei die Eure. Ich hoffe, mir an meinem Eidam eine feste Stütze für mein Alter zu erwerben, hoffe, daß er ruhig seinem hochgesteckten Ziele entgegensehen und nie vergessen wird, daß nur Einer über Mailand herrschen kann, und daß ich dieser Eine bin.

Sforza, endlich am Ziele seiner Wünsche, wollte, von diesen herzlich gesprochenen Worten gerührt, das Knie vor dem Herzog beugen; doch dieser duldete es nicht, hob ihn auf und drückte ihn an seine Brust. Bei diesem Anblick, denn Beide standen am offenen Fenster, erschallte ein lauter Freudenruf der gaffenden Menge, und die Trompeter bliesen ein freudiges Lied. — Doch das Geschrei, das Schmettern der Trompeten riß den ewig Verrath fürchtenden Viskonti schnell aus Sforza's Arme; bleich, wie der Tod, blickte sein Auge unstet umher, bis er endlich, da er seinen Irrthum bemerkte, sich zu lächeln zwang und von gleichgiltigen Dingen zu sprechen begann. Sforza hütete sich wohl, nur im geringsten zu zeigen, daß ihm das sonderbare Benehmen des Herzogs nicht entgangen sei.

Es wurde nun das Nähere über die bevorstehende Vermählung festgesetzt, jedoch erst der 24. October von dem Herzog als der Tag hierzu unter dem Vorwande bestimmt, daß die prachtvollen Vorbereitungen zu diesem Feste diesen, für Sforza so langen Aufschub erforderten. Auch über die Friedenspunkte wurden sie vorläufig einig, und Sforza begann nur den Wunsch zu äußern, die Prinzessin zu sehen, Viskonti entgegnete ihm aber, daß seine Tochter in Ferara bei seinem Freunde, dem Markgrafen Nicola, sei; ob er sie dort aufsuchen und sich ihr vorstellen wolle, stände bei ihm; in kurzem würde sie jedoch nach Meiland zurückkehren.

Sforza mußte sich auch diesmal mit der Hoffnung begnügen, so sehr es ihn auch trieb, seine Verlobte zu sehen und zu wissen, ob das Gerücht von ihrer Schönheit gelogen habe, oder nicht. Er empfahl sich dem Herzoge,

lehnte es auf eine feine Weise ab, im Schlosse zu übernachten und war bald bei seinen Kürassieren, die ihn mit Jubel empfingen.

Mit seiner Aufnahme auf dem Schlosse ganz zufrieden, bezog er eine Wohnung in der Stadt, die er schon den andern Tag wieder verlassen wollte, da auch der Herzog an demselben Tage nach Mailand zurückkehrte. Hier theilte er Simonetta seine ganze Unterredung im Schlosse mit, und dieses Mal glaubte der stets mißtrauische Geheimschreiber selbst, daß es der Herzog redlich meine und die Hand seiner Tochter ihm gewiß sei. Sforza überließ sich nun ganz freudiger Hoffnung, er sah sich schon an der Seite der schönsten Frau Italiens auf dem Throne von Mailand, und seine Phantasie, vielleicht durch den Ort, wo er war, noch mehr aufgeregt, malte ihm die eiserne Krone der Lombarden, die hier im Dome aufbewahrt wurde, so lockend, daß er beschloß, obgleich die Nacht schon einbrach, diese alte, von so manchem Kaiser getragene Krone in Augenschein zu nehmen.

Von Simonetta, Ludovico und einigen Dienern begleitet, begab er sich in aller Stille nach dem Dome, an dessen Eingang er den Sakristan sitzend fand, als ob er Jemanden hier erwarte. Der alte Mann war nicht wenig überrascht, als er Sforza vor sich sah und dessen Wunsch vernahm, die Kirche mit ihren Schätzen zu sehen. Der Sakristan schien verlegen, selbst unschlüssig zu sein, ob er Sforza's Wunsch erfüllen solle; endlich bat er doch, ihm zu folgen, ergriff eine der bereit liegenden Fackeln, zündete sie an und wollte den Grafen durch einen der Seitengänge nach dem Hauptthore führen, doch die Diener hatten auch schon Fackeln angezündet und gingen ihrem Herrn durch die Mitte der Kirche voraus, gerade auf das Chor zu; der Sakristan mußte folgen.

Als sie schweigend durch den alten Dom schritten, wo sie bei mattem Kerzenscheine noch hier und da Betende vor den Altären erblickten, sah Sforza an einem Altare zu ihrer Rechten zwei weibliche Figuren knieen. Die eine, wohl durch den Schall der Tritte in ihrer Andacht gestört, wandte sich nach ihnen. Ludovico! raunte Sforza diesem zu, siehst Du nicht dort die Zofe Maria's d'Offida?

Ihr irrt Euch, Herr! sagte dieser, genau die Betenden betrachtend, Eure Phantasie spielt Euch einen Streich; es ist ein fremdes, mir unbekanntes Gesicht. Seht nur, Ihr habt die Armen in ihrer Andacht gestört, sie erheben sich und verlassen die Kirche.

Tretet ein, gnädiger Herr! sagte in diesem Augenblicke der Sakristan, die eiserne Thür zu dem Chore öffnend, und Sforza, der den beiden Frauengestalten mit forschendem Auge gefolgt war, mußte wider Willen sein Auge wenden und in das Chor treten.

Hier betrachtete er das Grab Theodolindens mit der prachtvollen Statue der Erbauerin dieser alten Kirche; dann folgte er seinem Führer

in die achteckige Sakristei, wo der Schatz, meist aus Alterthümern aus der Zeit der Longobarden bestehend, und die eiserne Krone verwahrt wurde, die der Sakristan ihm reichte. Ein einfacher goldner Reif, mit wenigen Steinen besetzt, sagte Sforza vor sich hin, die Krone genau betrachtend, und dieser schlichte eiserne Ring! — Nirgends Werth und Pracht, und doch so viel Bedeutung für den, der sie nur einmal auf sein Haupt als König setzen dürfte! Er wog sie sinnend hin und her, und war es Absicht, oder folgte er nur willenlos dem Gange seiner Gedanken, er setzte sie auf sein Haupt.

Sie kleidet Euch gut, Graf Sforza! sagte eine rauhe Stimme hinter ihm; er wandte sich und erblickte eine in einen Mantel gehüllte große Gestalt, die, ohne Weiteres zu sagen, mit langsamem Schritte das Chor verließ. Sforza wollte ihr folgen, doch der Sakristan warf sich ihm zu Füßen und hielt ihn zurück. Um aller Heiligen willen, Herr, raunte er ihm zu, folgt nicht, es ist der Herzog!

Sforza war durch diese Nachricht unangenehm überrascht; er kannte Viskonti's Mißtrauen und wußte, wie leicht er sich durch diese unschuldige Handlung dessen Gunst verscherzen konnte. Er gab die Krone dem Sakristan zurück, und sich wohl hütend, dem Herzoge zu folgen, verließ er den Dom.

Da er sich schon am vergangenen Tage von ihm beurlaubt hatte, reis'te er zwar am andern Tage von Monza ab, ohne den Herzog zu sehen, ließ aber Simonetta zurück, der diesem nach Mailand folgen und ihn wegen des Vorgefallenen entschuldigen sollte.

Sforza hatte, nachdem er Monza verlassen, sich nach Brescia begeben, und hier erwartete er nun die Gesandten der bei dem Frieden betheiligten Mächte. Die verschiedenen Interessen der Staaten waren nicht leicht mit einander zu vereinigen, und wenn auch auf die Stimmen der kleinen Fürsten wenig geachtet wurde, hatte doch der Papst, Neapel, Mailand Venedig und Florenz zu viel Gewicht in der Politik Italiens, als daß ihre verschiedenen, sich oft geradezu widersprechenden Forderungen leicht ausgeglichen und beseitigt werden konnten. Sforza sah bald, daß es oft leichter sei, Krieg zu führen, als Frieden zu schließen.

Bei alle dem war doch gewiß Niemand zu diesem verwickelten Geschäfte geschickter, als eben Sforza, der bei aller Geradheit des Soldaten Gewandtheit genug besaß, die Schwächen und Leidenschaften der verschiedenen Parteien zu seinem Zwecke zu benutzen. Der General der Venezianer, dessen Kriegsthaten die Republik aus ihrer unangenehmen Lage gerissen, und der sie stets mit treuer Offenheit behandelt, ihr auch jetzt seine Verhältnisse zu dem Herzoge von Mailand unumwunden mitgetheilt hatte, besaß ihr ganzes Zutrauen, so weit, als es diese Republik irgend Jemanden schenken konnte. Der Herzog von Mailand war der Vater seiner Ver-

lobten, er, dessen wahrscheinlicher Erbe. An der Spitze von Florenz stand Cosmus von Medicis, Sforza's treuester Freund, der ihn mit Rath und That und oft auch schon mit Geld unterstützt hatte. Dem Papste sowohl, wie dem Könige von Neapel, war er auch durch seine Lehen verpflichtet, und so war keine Partei, die nicht Ansprüche an seine Ergebenheit machen konnte.

Die Monate August und September vergingen in steten Unterhandlungen, die Sforza vielleicht absichtlich in die Länge zog, da der Herzog von Mailand seinem Wunsche, Bianca Viskonti zu sehen, immer noch ein Hinderniß in den Weg legte und ihm endlich geradezu sagen ließ, er möchte sich doch die angenehme Ueberraschung bis zum Tage seiner Vermählung versparen, und so war es Sforza's fester Plan, vor dem 24. October, dem zu seiner Vermählung bestimmten Tage, den Frieden nicht abzuschließen.

In dieser Zeit hatte er, trotz den vielen Beschäftigungen, nicht ganz sein Abenteuer in der alten Burg am See von Pussiano vergessen, hatte in Rom und Bologna über die Tochter des Offida Nachricht einziehen lassen und erfahren, daß sie sich nach Mailand begeben habe. Auch dorthin sandte er Ludovico, ihren Aufenthalt auszuforschen, der aber, ohne sie aufgefunden zu haben, zurückkam; Niemand wollte sie dort gesehen haben; nur berichtete er seinem Herrn, daß ein dumpfes Gerücht sich verbreite, sie befände sich auf einem der Schlösser des Herzogs.

Das Bild dieses schönen Mädchens, vielleicht auch das Abenteuerliche ihres Zusammentreffens, beschäftigte Sforza noch immer, und der sogenannte Narr war hierbei sein Vertrauter, der sich jedoch oft die Freiheit nahm ihn an seine Verlobte zu erinnern. Nicht für alle Schönheiten der Welt hätte Sforza Bianca Viskonti geopfert, aber Maria Offida war zu schön, um nicht einen Kriegsmann zur Untreue verlocken zu können, und Ludovico erhielt daher den Befehl, es koste, was es wolle, den Aufenthalt des Mädchens auszuspähen. Oft zürnte Sforza mit sich selbst, daß er so schwach sei und das Bild dieser Abenteuerin nicht verscheuchen konnte, ja einmal schickte er Ludovico den Befehl, zurückzukehren, und seine bisher stets fruchtlosen Nachforschungen einzustellen. Aber nach wenigen Tagen saß der hagre Reiter schon wieder auf seinem magern Klepper, und durchstrich die Gegend zwischen den See'n so nutzlos als vorher.

Die Unterhandlungen wurden indessen immer thätig fortgesetzt, so daß in der Mitte Octobers die Parteien ziemlich vereinigt, und kein bedeutendes Hinderniß mehr dem von allen Seiten sehnlichst gewünschten Frieden im Wege stand. Da beurlaubte sich Sforza von den Gesandten und lud sie, wenn er von seinem Beilager von Mailand zurückkäme, auf sein Schloß zu Capriana ein, wo die letzte Hand ans Werk gelegt werden

sollte. Er selbst, mit einer glänzenden zahlreichen Dienerschaft und von den erprobtesten seiner Krieger begleitet, machte sich auf den Weg nach Mailand, dort das Ziel seiner jahrelangen Wünsche, Bianca Viskonti zu erlangen. Er hatte Simonetta und einen Theil seines Gepäcks schon dahin vorausgeschickt, um alles Nöthige, die Feierlichkeit betreffend, zu ordnen, und am 12. October verließ er selbst Brescia und setzte seine Reise über Bergamo fort. Als er aber am andern Mittag bei Trezzo über die Brücke der Adda ritt, kam ihm sein treuer Ludovico entgegengesprengt. Herr! raunte er ihm zu, als sie beide seitwärts geritten waren, ich habe sie gesehen, habe die Verschwundene gefunden, und zu meiner Freude hat sie mich nicht erkannt. Sie lebt, wie ich erfuhr, in den Bergen von Brienza, wo sie jetzt ein altes dem Herzoge gehöriges Schloß bewohnt; hier soll sie durch ihre Reize mehrere edle Männer an sich gelockt und einen Haufen Kriegsvolk gesammelt haben, und ich fürchte, sie hat gegen Euch Arges im Sinn. Kommt ihr zuvor, nehmt sie in der Stille gefangen, verwahrt sie auf einem Eurer Schlösser und thut dann mit ihr, was Euch beliebt.

Und Bianca? unterbrach ihn Sforza.

Ich habe diese ganze Nacht über diese Sache nachgedacht, mein Auge unverwandt auf Eure Zukunft gerichtet und Euch dabei stets glücklich und zufrieden, aber auch stets die Abenteurerin Euch zur Seite gesehen. Ihr wißt, ich vertraue meiner Wissenschaft, vertraue dem freundlichen Geiste, der meiner Seele Bilder der Zukunft vorführt, die mich selten täuschen. Laßt Euch von Eurer Klugheit rathen, dieses gefährliche Mädchen vor der Hand wenigstens unschädlich zu machen; seid Ihr erst der Gemahl der Prinzessin, so sendet sie nach Rom oder Bologna, oder wohin es Euch beliebt.

Wie weit ist es von hier bis in den Theil des Gebirges, wo Du sie sahst? fragte Sforza.

Eine kleine Tagereise! Morgen ehe die Sonne über unserm Scheitel steht, können wir dort sein, erwiderte Ludovico; Euer Weg führt Euch nur wenig um, kaum einige Miglien.

So führe uns hin!

Das Gepäck und die Diener wurden nun nach Monza vorausgeschickt, und Sforza ritt am andern Morgen dem Gebirge zu

Es war an einem Sonntage. Von allen Bergen herab zogen schön geputzte Landleute zur Kirche, es schien, als ob sie, des Friedens gewiß, das Beste aus dem Versteck hervorgesucht hätten, um sich einmal wieder in vollem Staate in der Kirche sehen zu lassen. Zwar mochte Manchen bei dem Anblick der Geharnischten, die sie auf dem Wege nach Brienza trafen, das Herz schwer werden, aber ruhig und ohne sich um sie zu kümmern zog das Kriegsvolk an ihnen vorüber, und so setzten sie getrost ihren Weg fort.

Seht Ihr dort den stumpfen Thurm? Das ist Brienza, sagte jetzt Ludovico, nach einem grauen Thurme zeigend. Und dort hinter dem

Kastanienwalde ragt ein altes Gemäuer hervor, dort soll die Schöne hausen. Laßt uns, die Stadt vermeidend, nach jener einsam stehenden Kirche unsern Weg nehmen, vielleicht, daß das Fräulein so fromm als schön ist, und wir sie in dem Gotteshause treffen; die Reiter mögen sich indessen in dem Kastanienwäldchen verbergen, und so könnten wir leicht einen guten Fang thun. Sforza schien dieser Rath nicht übel, er gab die nöthigen Befehle, und nur von Ludovico und einigen Dienern gefolgt, trabte er der Kirche zu.

Bald hatte er den Friedhof erreicht, über dessen halbverfallene Mauer er von seinem Streitroß herab bequem die Kirche überschauen konnte. Ein glücklicher Stern mußte ihn zu dieser Stunde hierher geführt haben, denn bald erblickte er Maria d'Offida, wie sie in der Tracht einer vornehmen Bürgerin über den Friedhof ging, jetzt in das offene Portal der Kirche trat und in den Gotteskasten, der unter der Bildsäule St. Simons stand, ein Geldstück legte. Sie erschien ihm heute wo möglich noch schöner, als auf der alten Burg, ganz als das Bild einer sittsamen Jungfrau, die ihr frommes Herz zu Gott erhebend, Almosen spendet.

Verhaltet Euch ruhig, Herr! raunte ihm der listige Ludovico zu. Seht, es folgen ihr in der Ferne mehrere Diener, Ihr könntet Verdacht erwecken, reitet zurück zu Euern Kriegern und laßt mich allein zur Beobachtung hier.

Sforza folgte dem Rathe seines Dieners, ritt, nachdem das Fräulein in die Kirche getreten war, zurück und erwartete in dem Kastanienwalde die Rückkehr Ludovico's.

Hier hatte er Zeit zu überlegen, was er eigentlich thun wolle. Er mußte es sich gestehen, daß es nicht Vorsicht allein war, die ihn bestimmte, das Mädchen in seine Gewalt zu bekommen; ihre Schönheit hatte ihn bezaubert, sie hatte für ihn einen unwiderstehlichen Reiz, und er fühlte sich in ihren Banden gefangen. Er hätte über den Zufall, der sie wahrscheinlich in seine Hände gab, jauchzen mögen, hätte nicht der Gedanke an den eigentlichen Zweck der Reise seine Freude getrübt. Noch kannte er zwar Bianca nicht, noch hatte ihn ihr Liebreiz nicht bezaubert, ihr Bild war nur das Bild seiner Phantasie. Auch wußte er wohl, wie gern die Schmeichelei einer Fürstentochter mangelnde Reize beilegt und die kleinsten Vorzüge zum unwiderstehlichen Zauber ausmalt; und er war stets in der Furcht, seine Phantasie werde ihn täuschen, und das, was mit treuen Banden Liebe an Liebe so fest kettet, war ihm noch fremd. Daher öffnete ihm seine Verlobte mehr die Aussicht auf den Thron ihres Vaters, als die Pforten zu dem Tempel häuslichen Glücks; Liebe gab ihm kein Palladium gegen sein Herz, nur Klugheit befahl ihm, vorsichtig zu handeln. Er machte daher allerhand Plane, als Ludovico heransprengend sie plötzlich zerstörte.

Sie zieht langsam jenen Weg dem Ulmengebüsch entlang, versäumt keinen Augenblick, Herr, sonst entwischt sie uns! rief dieser Sforza zu.

Sie reitet auf einem stattlichen Maulthiere, 2 Edelleute und 6 Diener begleiten sie.

Nimm 10 der besten Renner und jage hinterdrein, befahl Sforza, ich folge Dir! und der magre Klepper fühlte schon die Sporen seines Reiters, dem 10 Geharnischte folgten.

Bald sahen sie die Dame, die mit ihren Begleitern langsam ihres Weges ritt; doch kaum hörten sie den raschen Hufschlag der ihnen folgenden Rosse, als sie einen Augenblick anhielten, die bewaffneten Diener sich um die Rittter sammelten und so, auf dem Wege haltend, den Reitern Sforza's die Spitze bieten zu wollen schienen, während die Dame ihr Maulthier antrieb und die Höhe hinauf ritt. Als jedoch die Reiter mit eingelegten Lanzen auf die den Weg Versperrenden losritten, war ihr Muth dahin; erst wandten die Diener, dann die Ritter ihre Rosse, jagten der eine hier-, der andere dorthin und überließen die Dame ihrem Schicksal.

Bald ward sie eingeholt; der magere Klepper Ludovico's ein braver Renner, hatte das träge Maulthier überholt, und mit steifer Galanterie ergriff er den Zügel und bat die Dame, ihm ohne Furcht zu folgen.

Wer giebt Euch ein Recht, mich und meine Begleiter auf offener Straße anzufallen? sagte die von Geharnischten Umringte, ohne in dem Tone ihrer Stimme die mindeste Furcht zu zeigen; denn nur hieraus konnte man auf ihren Muth schließen, da sie nach der Gewohnheit damaliger Zeit, zur Erhaltung zarter Haut, eine Sammtmaske vor ihrem Gesichte trug.

Wer uns ein Recht giebt, Signora? erwiderte Ludovico — seht auf unsere Feldbinden, sie sind grün und weiß; erkennt Ihr nicht in ihnen, daß wir dem Manne angehören, zu dessen Untergang Ihr auf abenteuerliche Weise Euch Ritter werbt?

Also in Sforza's Gewalt bin ich? — Nun kenn' ich mein Schicksal! sagte sie mit Ergebenheit und folgte ohne Widerrede Ludovico.

Als sie sich Sforza nahten, der auf seinem kastanienbraunen Hengste ihnen entgegenkam, grüßte sie ihn mit einem stolzen Kopfnicken, und auf seine Bitte, die Maske abzunehmen, erwiderte sie: Ihr wollt Euch wohl überzeugen, ob Ihr auch die Tochter d'Offida's in Eurer Gewalt habt; nur durch Gewalt könnt Ihr Euch Gewißheit verschaffen! Doch habt wenigstens die Artigkeit gegen eine Dame meines Standes, meine Zofe holen zu lassen; sie ist auf jenem Schlosse, daß Ihr dort über dem Walde hervorblinken seht, und das der Herzog von Mailand, der eine solche Gewaltthat gewiß nicht ungeahndet lassen wird, mir zur Wohnung angewiesen hat.

Sforza fühlte die Wahrheit dieser Bemerkung, aber nun war es zu spät, und das Fräulein hatte ihre Bande nur noch enger gebunden, denn nun mußte sie Sforza gefangen halten und die ganze Begebenheit mit einem dichten Schleier zu decken suchen. Er gewährte ihr deshalb auch die

Bitte nicht, ihre Zofe kommen zu lassen, that zum Schein, als ob er den Befehl dazu gäbe, und verfolgte, ohne sich weiter um ihre Begleiterin zu kümmern, den Weg nach Vimarcato, wo einer seiner ihm ganz ergebener Offiziere ein kleines Landhaus besaß, wohin er sich in der Stille, alles Aufsehen zu vermeiden, mit der Dame begeben wollte.

Da er schon für diesen Fall einen seiner Diener vorausgesendet hatte, fand er Alles zu seinem Empfange bereit. Der Dame, die die Maske noch immer nicht abgelegt, wurde in einem abgelegenen Theile des Hauses ein Zimmer angewiesen, dessen Fenster mit eisernen Gittern wohl verwahrt waren, und das überdies noch sorgfältig bewacht wurde. Nachdem man ihr Erfrischungen gereicht und ihr Zeit gelassen hatte, sich zu erholen, trat Sforza, immer noch in Furcht, daß es nicht Maria d'Offida sei, bei ihr ein.

Also Ihr seid der gefürchtete Sforza? redete sie ihn an, nahm von selbst die Maske von dem Gesicht, und das Fräulein von jenem alten Schlosse stand so schön, als damals vor ihm. — Es war ein sonderbarer Zufall, der mich Euch an jenem Abende zu meinem Rächer erkiesen ließ, fuhr sie fort. Ihr konntet freilich nicht mehr versprechen, als Ihr thatet, und so entbinde ich Euch Eures Wortes. — Aber sagt mir, Graf Sforza, was bewog Euch, mich auf solche gewaltsame Weise in den Staaten des Herzogs von Mailand gefangen nehmen zu lassen? — Fürchtet Ihr so sehr die Rache eines Weibes?

Nein, wahrhaftig nicht! erwiderte er lächelnd.

Oder wollt Ihr auch an der Tochter rächen, was Ihr im Irrthum wähnt, daß der Vater an Euch verbrochen habe?

Noch weniger!

So sagt mir, was Euch zu dieser unedlen That bestimmte?

Signora! rief Sforza, von ihrem Anblick erglüht, seht in diesen Spiegel, und er wird es Euch sagen können.

Das Fräulein konnte ein beifälliges Lächeln nicht unterdrücken. — Also dies Gesicht war der Magnet, der Euch von der Straße von Mailand ab und hierher zog? — Arme Bianca Viskonti!

Warum nennt Ihr mir jetzt diesen Namen, jetzt, da ich, in Eurem Anblick trunken, vor Euch stehe? unterbrach sie Sforza.

Habe ich eine andere Waffe gegen Euch, als den Talisman, den der Name der Verlobten bietet, und diesen Dolch, der mir nothwendig dünkt, da Ihr, wie ich ahne, nicht einmal so viel Zartgefühl gegen eine Dame habt, ihr weibliche Bedienung zukommen zu lassen?

Fürchtet Nichts! sagte Sforza treuherzig. Je mehr mein Herz für Euch glüht, desto sichrer könnt Ihr sein; unedel wird Sforza nicht handeln!

So laßt mich frei!

Jetzt wäre es thöricht. — Bin ich vermählt —

Wollt Ihr denn wirklich Bianca Viskonti Eure Hand am Altare geben? fiel ihm das Fräulein rasch in die Rede oder triebt Ihr Scherz mit mir, als Ihr eben sagtet, daß Ihr, in meinem Anblicke trunken, vor mir ständet?

Ich werde die Hand der Prinzessin am Altare empfangen und werde ewig, in Euern Anblick versunken, vor Euch stehen!

Bei diesen Worten that das Fräulein schnell die Maske wieder vor. Mein Antlitz soll nicht das Herz einer edeln Fürstentochter brechen, sprach sie mit Rührung. — Arme Bianca, ich will das Glück Deines Lebens nicht untergraben! — Verlaßt mich, Graf Sforza! sprach sie jetzt, und ihr ganzes Wesen schien verändert, der ernste Ton milder, der strenge Blick sanfter geworden zu sein. Seit ich den Mann sah, der meinen Vater im Kerker sterben ließ, ist der Wunsch nach Rache weniger laut in mir. — Ein Auge, wie das Eurige, kann nur der Spiegel einer edeln Seele sein; Euer ganzes Wesen, Eure Gestalt, der Ton Eurer Stimme läßt mich glauben, Ihr seid ein edler Mann; deshalb — zieht in Frieden nach Mailand, macht Bianca Viskonti glücklich, mein Segen soll Euch begleiten, meine Vergebung ist Euch geworden! — Sie reichte ihm bei diesen Worten ihre Hand, die er mit Innbrunst küßte. — Nicht diese Gluth, Graf Sforza, sie kann Euch nur verzehren, nicht beglücken — sie könnte auch mich erfassen, und auch ich wäre dann unglücklich.

Legt, ich bitte Euch, Signora, sagte nach langem Schweigen Sforza bewegt — legt Eure Maske ab!

Weshalb, Graf?

Gewährt mir diese Bitte! — Das Fräulein legte die Maske ab, und sein Auge ruhte glühend auf den schönen Zügen des herrlichen Mädchens. —

Nun, Graf Sforza, was soll dies?

Es soll mein Herz prüfen, und ich glaube, es hat die Probe bestanden! sagte er ernst. Ein unaussprechlicher Zauber zieht mich nach Euch hin, ein Zauber dem ich nicht zu widerstehen vermag, so lange ich in Eurer Nähe bin. Ein Gefühl ergreift mich, sehe ich Euch, ein Gefühl das mir neu und das gewiß die Liebe ist, die ich in meinem wildem Kriegsleben noch nie empfand. Bänd' mich nicht Ehr' und Pflicht, würde ich sagen: Maria d'Offida, laßt mich durch Herz und Hand Euch versöhnen und werdet mein Weib. — Jetzt kann ich das nicht; ich würde das Ziel meines ganzen Lebens Euch opfern müssen, und erwachte der Ehrgeiz, dieser nie schlafende Dämon, in mir, wäret Ihr vielleicht Franz Sforza's unglückliches Weib. — Darum seht Ihr mich heute zum letzten Mal! Folgt ohne Bangen meinem Diener auf mein Schloß Rocca franca am Oglio; nach dem Tage meiner Vermählung zieht wohin Ihr wollt; in jeder Lage meines Lebens könnt Ihr einen Freund an mir finden. Früher darf ich Euch nicht entlassen; das gebietet mir die Vorsicht gegen die Tochter des Balthasar

d'Offida, — und nun lebt wohl! — Nicht diesen Blick voll Güte, nicht dieses freundliche Lächeln; jeder Strahl Eures Auges ist ein Magnet, der mich an sich zieht. — Lebt wohl!

Sie reichte ihm die Hand, unwillkührlich zog er sie an sich — sie widerstrebte nicht — doch, schon halb an seiner Brust, riß sie sich los. Lebt wohl, Sforza! sprach sie bewegt, und ohne dies Lebewohl zu erwidern, eilte er von ihr

---

Ludovico erhielt hierauf den Befehl, das Fräulein am andern Tage nach Rocca franca zu begleiten, sie mit ausgezeichneter Achtung zu behandeln und mehr zu ihrer Begleitung, als zu ihrer Bewachung, zu dienen. Er selbst, der über dieses Abenteuer die Zeit versäumt, die er zu seiner Ankunft in Mailand bestimmt hatte, begab sich am andern Tage nach Monza, nachdem er von Vimerkato einen seiner Hauptleute nach Mailand gesandt hatte, ihn unter dem Vorwande einer ihm zugestoßenen Unpäßlichkeit bei dem Herzoge wegen längern Außenbleibens zu entschuldigen. Maria d'Offida hatte er nicht wieder gesehen.

Als er am Abend in Monza einritt, traf er Simonetta, der zu seinem Empfange ihm von Mailand entgegengekommen war und unterwegs dem an den Herzog geschickten Offizier begegnet war. Der bedächtige Simonetta schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, in den Umgebungen Sforza's müsse ein Verräther sein, der jede seiner Handlungen nach Mailand berichte. Heute früh, als er sich vom Herzoge beurlaubt, habe dieser ihm mit zweideutigem Lächeln gesagt: Ihr wollt Eurem Herrn entgegen? Uebereilt Euch nicht, Johannes! Sforza zieht in den Gebirgen von Brienza auf Abenteuer umher und läßt mich indessen warten; gut, daß meine Tochter noch nicht hier ist, sie würde den Mangel an Aufmerksamkeit noch tiefer empfinden, als ich.

Also Bianca ist noch nicht in Mailand? fragte Sforza gespannt.

Wie der Herzog sagt, nein; wie ich aber gewiß weiß, so ist sie schon seit Wochen in dem Palaste Porta Zobbia, erwiderte Simonetta. — Doch, Herr, verzeiht einem treuen Diener, wenn er Euch warnt; ich fürchte, Ludovico steht im Solde des Herzogs, denn er weiß Alles, und besonders die Dinge, worin ihr dem Narren Euer Zutrauen schenkt. Zum Beispiel das Abenteuer am See Pussiano kennt er genau; wohl möglich, daß er dies durch die Dame selbst hätte erfahren können, aber der kleinste, unbedeutenste Umstand blieb ihm nicht verborgen. —

Ludovico meinst Du? Nein, Meister Johannes, da irrt Deine Weisheit! Den Du einen Narren nennst, der ist eine treue, redliche Seele, mir ganz ergeben. Kümmre Dich nicht um ihn, so wenig wie ich mich darum kümmre, ob der Herzog es weiß, oder nicht, daß ich auf einer alten Burg die Tochter d'Offida's sprach — Simonetta wollte noch Mehreres anführen,

was seinen Verdacht von Ludovico's Untreue bekräftigen sollte, aber Sforza, dieser Sache müde, befahl ihm zu schweigen.

Von Simonetta war schon früher das Nöthige zum feierlichen Einzuge in Mailand angeordnet worden. Sforza wollte als Fürst und nicht als Diener des Herzogs dort erscheinen, deshalb zog er mit einem glänzenden Gefolge dahin. Seine Diener waren prachtvoll gekleidet, 50 Saumrosse wurden ihm nachgeführt, 500 Lanzen und alle Generale seines Heeres begleiteten ihn. So zog er am andern Tage unter lautem Jubel des Volks in Mailand ein, sendete 300 Lanzen wieder zurück, obgleich er sie der Uebereinkunft gemäß in die Citadelle, wo das Schloß zu seiner Aufnahme bereit war, hätte legen können, und begab sich dann sogleich zu dem Herzog.

In den Vorzimmern des Palastes sah er nicht überall freundliche Gesichter, ihn zu empfangen. Im Rathe des Herzogs und in seinem Hofstaate waren, wie in dem Heere zwei Parteien, auch hier in die Schule des Braccio und Sforza's getheilt. Jene sahen mit mißgünstigen Augen Sforza als Erbe des kränklichen Herzogs; seine Versöhnung mit diesem konnte ihnen nicht willkommen sein, und ihr Benehmen sprach dies ganz deutlich aus. Sforza kümmerte dies wenig; fast immer gegen Piccinino im Felde das Uebergewicht habend, fühlte er nur zu gut, daß seine neue Stellung dies auch im Frieden noch vermehren mußte; er war wie immer freundlich gegen sie und unterhielt sich, während er lange im Vorzimmer warten mußte, auf das unbefangenste mit Piccinino selbst, mit dem er über seine kritische Lage bei Martinengo scherzte.

Endlich wurde er vorgelassen, doch nicht, wie er es erwartet hatte, zur feierlichen Audienz, im Gegentheil wurde er in das kleine Kabinet des Herzogs geführt, wozu nur dessen Vertrauteste Einlaß hatten. Hier fand er sich dem Herzog allein gegenüber, der ihn mit besonderer Freundlichkeit empfing und gleich nach der ersten Begrüßung nach dem Friedensgeschäfte fragte. Sforza unterrichtete ihn, daß er dem Abschlusse nahe sei, da jede Partei auf Eroberungen verzichte, und Viskonti bezeigte ihm deshalb seine Zufriedenheit. Mit mir werdet Ihr wohl weniger zufrieden sein, Graf Sforza, als ich mit Euch, sagte nun der Herzog scherzend, denn meine Tochter ist noch nicht hier. Sie ist von ihrer Reise von Ferra in Abbiate grasso, wo sie, wie Ihr wißt, ihre Kinderjahre verbracht hat, eingekehrt und wird erst den Tag vor ihrer Vermählung ihren feierlichen Einzug in Mailand halten.

Und es ist mir nicht erlaubt sie dort zu sehen? fragte Sforza rasch.

Habt Ihr doch viel Eile, Graf Sforza! unterbrach ihn der Herzog. Bianca, meine Tochter, ist zu frommer Andacht in dem Kloster der heiligen Frauen, und die Signora, ihre Mutter, bei ihr, wahrscheinlich der Tochter gute Lehren für den Ehestand zu geben. Ueberdies würde es nicht schicklich sein, die Prinzessin irgend wo anders, als in dem Palaste ihres Vaters

aufzusuchen. Sieht man Euren Eifer, so sollte man meinen, Ihr wolltet Nicolo Piccinino überfallen, so leidenschaftlich und rasch seid Ihr in dieser Sache.

Und sollte ich es nicht mein gnädiger Herr und Vater? nahm Sforza das Wort. Sollte in mir der Wunsch nicht lebhaft sein, meine Verlobte zu sehen?

Das finde ich natürlich, besonders wer, wie Ihr, Schönheit zu schätzen weiß, erwiderte Viskonti und betonte seine Worte gar sonderbar. Ihr waret auf Eurer Reise hierher unwohl? fragte er dann nach kurzem Schweigen. Dies hielt Euch einen Tag länger von hier zurück?

Ja, eine leichte Erkältung, schnell vorübergehend, erwiderte Sforza, wohl ein wenig verlegen.

Die Luft in den Bergen von Brienza soll sehr veränderlich sein und auf das Gemüth des Menschen wirken! fuhr Viskonti fort. Doch, Ihr scheint noch ermattet. Begebt Euch in Eure Wohnung, ruht aus, damit Ihr am Tage des heiligen Burkhardt bei dem Einzuge der Prinzessin gestärkt und munter ihr entgegenreiten könnt. Auch muß ich Euch gestehen, daß es mich gefreut hat, daß Ihr 300 Lanzen aus der Stadt gelegt habt, es zeigt mir Euer Zutrauen; Ihr thut wohl daran, mir, dem Vater Eurer Gemahlin es zu schenken; aber ich rath' Euch doch, Sforza, seid künftig vorsichtiger; Mißtrauen ist oft räthlicher, als Vertrauen; ich hätte in Eurer Lage meine Lanzen nicht aus Mailand geschickt.

Sforza wollte eben hierauf antworten, aber der Herzog hatte, noch während er sprach, die Schelle gezogen und ein Kämmerer trat ein.

Ist die Begleitung bereit? fragte der Herzog.

Ja, gnädiger Herr! erwiderte der Höfling.

So lebt wohl bis Morgen, Graf Sforza! sagte Viskonti, so freundlich, wie er während der ganzen Unterhandlung gewesen war, und entließ ihn.

Fast der ganze Hofstaat des Herzogs stand, Sforza erwartend, auf dem innern Hofe des Palastes. Die Trompeter des Herzogs, in festlicher Kleidung, die Hellebardierer, die sonst nie den Palast verließen, eine unzählige Menge Diener und die Hofbeamten erwarteten seine Ankunft. Ein braunes türkisches Roß mit prachtvollem Sattelzeuge wieherte und stampfte, ungeduldig, den Helden zu tragen, der jetzt durch das Portal schritt und unter Trompetenschall und dem Jubel der Versammelten sich auf das bäumende Roß schwang und durch die belebten Straßen Mailands, überall vom Volke unter Jubelruf gefolgt, nach der Citadelle ritt. Hier entließ er seine Begleitung, fürstlich beschenkt, und betrat die für ihn bereiteten Zimmer.

Alles was der Luxus damaliger Zeit bot, fand er hier in dem Palaste der Citadelle weit prachtvoller als in den finstern Gemächern Viskonti's;

man hätte glauben sollen, eine weibliche Hand habe hier geschaffen und geordnet, so schön, so geschmackvoll war Alles eingerichtet, und Sforza, obgleich an Pracht gewöhnt, da er in seinen Schlössern, wie in seinem Zelte, Jedermann fürstlich empfing und bewirthete, war dennoch von dem Glanze, der ihn hier umgab, überrascht. Ein gutes Zeichen! meinte del Vermo, einer seiner Kriegsobersten, dem es gleichfalls auffiel. Wo der Herzog verschwendet, da will er gewinnen, und nur wo er gewinnen kann, da meint er es redlich. Sforza lächelte über diese richtige Bemerkung, und lustig und heiter setzten sich nun die Krieger an die wohlbesetzte Tafel, wo sie die Bewirthung eben so verschwenderisch fanden, als die Einrichtung der Gemächer.

Noch war die Tafel nicht aufgehoben, als ein vertrauter Diener Sforza Etwas leise in's Ohr flüsterte, dieser, sich entschuldigend, aufstand, den Saal verließ und nach seinem Gemache eilte. Hier fand er die traurige Gestalt Ludovico's, der mit niedergeschlagenen Augen, gleich einem büßenden Sünder, vor seinem Herrn stand.

Wo kommst Du her? redete ihn Sforza barsch an. Wer gab Dir die Erlaubniß, hier zu erscheinen?

Mich treibt mein unglückliches Schicksal hierher, gnädiger Herr! erwiderte der Hagre

Welch unglückliches Schicksal? fuhr Sforza auf. Rede.

Eurem Befehlen zufolge, der Signora d'Ossida mehr zum Begleiter, als zur Bewachung zu dienen, wendete ich vielleicht nicht Vorsicht genug an. — Sie ist mir entflohn —

Entflohn, aus eignem Willen entflohn? — fragte Sforza ruhiger, als es vielleicht Ludovico erwartet hatte.

Ja, Herr, ich glaube es, sie floh aus eignem Willen. Hört mich an, wie sich Alles begab und dann richtet nicht streng. Sforza der sich jetzt an Simonetta's Worte erinnerte, war gespannt. Die Erzählung sollte entscheiden, ob der Scharfblick des Geheimschreibers auch hier, wie fast immer, recht gesehen habe. Ludovico begann mit mehr Fassung, als er Anfangs gezeigt hatte.

Gleich darauf, als Ihr, wie bekannt, das Fräulein in Vemerkato verließet, stellte sich die Zofe, die Euch am See anhielt, wieder ein. Ich bekümmerte mich nicht weiter um sie, besorgte noch ein Maulthier, ließ Speise und Trank einpacken, daß wir nicht in den Herbergen einzukehren brauchten, und als Ihr am Morgen uns verließet, zog auch ich, von den 6 Reitern begleitet, den Weg nach Rocca franca. Glücklich, ohne Abenteuer, gelangten wir gegen Mittag an den Kanal von Martesana; dort fanden wir ein schattiges Plätzchen und Wasser für unsere Thiere, und da ich nicht nach Cassano wollte, machten wir hier Halt. Ich ließ die Thiere abzäumen und füttern, befahl die Decken zu breiten und Wein und kalte Speisen aufzutragen, und nichts Böses ahnend, ließ ich bei den alten Küraßieren die

Flasche fleißig herumgehen, und ich selbst, ich gestehe es, leerte einige Becher, die Frauen aber nippten kaum von dem Weine, was mir auch nicht auffiel, denn so thun sie gemeiniglich. Was nun weiter vorgefallen ist kann ich Euch nicht berichten, denn ich war fest eingeschlafen, und als ich erwachte, sah ich die Sonne schon tief im Abend stehen, sah meine Leute alle noch schlafen, die Frauen und ihre Maulthiere aber sah ich nicht mehr. Ich rüttelte die Schläfer auf, trieb sie auf ihre Rosse, sandte sie, Kundschaft von den Entflohenen einzuziehen, nach allen Weltgegenden aus, bestimmte Melzo als den Ort, wo wir uns wiederfinden wollten, und ich ritt die Straße nach Mailand. Wir fanden uns gestern Abend in Melzo wieder, doch Niemand hatte nur die leiseste Spur von den Entflohenen gefunden.

So kehre ich denn zu Euch zurück, mein gnädiger Herr, tief gebeugt, und hoffe, Ihr werdet einen treuen Diener verzeihen; sicher war ein Schlaftrunk in dem Weine; fragt nur die Krieger, ob von so wenig Wein je ein Kürassier des Grafen Sforza trunken wurde.

Sforza hatte die Erzählung ganz ruhig angehört, doch jetzt warf er einen scharfen zornigen Blick auf den Hagern, rief einen Diener und befahl, Simonetta zu ihm zu beordern.

Was soll Simonetta, von dem ich weiß, daß er mein Feind ist, fragte, wohl etwas aus der Fassung, Ludovico; was wollt Ihr mit mir beginnen?

Was Du verdienst! sagte Sforza kalt. Simonetta! befahl er dann diesem, der sich zu kommen beeilt und dem er das Vorgefallene mitgetheilt hatte, laß Ludovico in festen Gewahrsam bringen, auf dem Schlosse Visconti's findest Du gewiß dergleichen, untersuche die Sache genau, laß die Soldaten verhören und dann statte mir Bericht ab! Der Geheimschreiber, schon im Voraus überzeugt, der Narr sei schuldig, konnte seine Freude nicht unterdrücken, endlich Gelegenheit gefunden zu haben, dem Hagern zu schaden, und ließ ihn in ein finsteres, wohlverwahrtes Gefängniß bringen. Hier, sagte er höhnisch, hast Du Zeit bis morgen, in der Finsterniß, die Dich umgiebt, Deine Zukunft zu belauschen, oder steht sie vielleicht schon jetzt vor Dir?

Ich sehe sie schon vor mir, rief der Alte begeistert, auch die Deinige, Meister Simonetta, erblick' ich!

Nun, so theile sie mir mit! sagte dieser halb spottend, halb neugierig.

Ich sehe mich mit Ketten beladen aus diesem Kerker treten und höher steigen, als ich je stand.

Damit seine Prophezeihung werde, legt ihm Fesseln an! befahl Simonetta. Auch will ich dafür sorgen, daß das Gerüste fein hoch wird, das Du besteigen sollst —

Dich aber seh' ich — fuhr Ludovico unbekümmert fort —

Was siehst Du von mir, Narr? fiel ihm Simonetta verdrießlich in die Rede.

Ich sehe Dich als Günstling des Herzogs von Mailand, dem Du mit blinder Treue ergeben bist.

Unglücklicher! ich dem Herzoge von Mailand treu ergeben? — rief Simonetta außer sich. Willst Du auch mir Dein Verbrechen aufbürden, hagrer Narr?

Das will ich, und das mit Recht! sagte der Alte lachend. — Und nun laß die Zukunft und beginne mein Verhör.

Aber der Geheimschreiber fand dies noch nicht an der Zeit. Er wollte erst die Reiter zur Untersuchung ziehen, um vielleicht mehr Stoff zu verfänglichen Fragen an Ludovico zu finden. Eigentlich haßte er den alten Mann nicht, nur hatte es ihm schon seit langer Zeit verdrossen, daß er ihm als Geheimschreiber und Vertrauten Sforza's nicht mit mehr Achtung und Unterwürfigkeit entgegenkam. Ueberdies glaubte er Gewißheit zu haben, daß er mit dem Hofe zu Mailand in Verbindung stehe und insgeheim Boten hin- und hergingen. Ja, einmal glaubte er schon einen solchen in seinen Händen zu haben, aber er entwischte ihm wieder, und ohne Beweis durfte er bei Sforza nicht hoffen, Ludovico der Verrätherei förmlich anklagen zu können. Simonetta's treue Ergebenheit gegen seinen Herrn und der geschöpfte Verdacht von Ludovico's Verrätherei machten ihn jetzt zu dessen erklärtem Feinde.

Aber trotz dieser Feindschaft konnte er am andern Morgen seinem Herrn nichts weiter berichten, als daß die Reiter einstimmig aussagten, daß Ludovico während der kurzen Reise alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen habe; in den Wein aber müßte ein Schlaftrank gemischt worden sein, denn eine unwiderstehliche Müdigkeit habe sie überfallen und ihr fester Schlaf sechs Stunden gedauert. Ob nun die Frauen den Schlaftrunk in den Wein gemischt, ob Ludovico darum gewußt, das blieb die Frage.

Ein großes Banquet, das der Herzog an diesem Tage in dem Innern seines Palastes gab, wo er mit beispielloser Freundlichkeit sich gegen seinen künftigen Eidam bezeigte, und von dem Sforza erst spät am Abend zurückkehrte, hielt diesen ab, weiter an die Sache zu denken. Ueberdies beschäftigte ihn die Vorbereitung zu dem Einzuge und dem Empfange der Prinzessin zu sehr, und so blieb der arme Ludovico im Kerker, und auch Simonetta hatte so viel zu thun, daß er selbst nicht an ihn dachte.

Den Tag vor dem Einzuge der Prinzessin ließ der Herzog unerwartet Sforza einladen, zu ihm zu kommen. Dieser säumte keinen Augenblick, so unangenehm es ihm auch war, da er etwas Wichtiges und eben nichts Gutes erwartete. Am Ziel eines längst ersehnten Glücks ist jede Störung, jedes Ueberraschende unangenehm, keine Veränderung wünschenswerth; deshalb ging er mit Unmuth zu Visconti, besonders, als ihm in dem nem-

lichen Augenblicke Simonetta meldete, daß, trotz der Fesseln, Ludovico aus seinem Kerker entflohen sei. Die Gesichter der Hofleute, die ihn in Porta Zobbia empfingen, verriethen ihm Nichts; sie waren heute verbindlich und lächelnd, nur glaubte er mehr Kriegsvolk in dem Innern des Palastes zu bemerken, als gewöhnlich. Dies fiel ihm auf, mehr aber noch das ernste finstere Gesicht des Herzogs, der ihn heute nicht allein empfing; Caymo und zwei die Thüre bewachende Diener waren zugegen und entfernten sich auch während der folgenden Unterredung nicht.

Graf Sforza! redete ihn der Herzog in einem eben nicht verbindlichen Tone an, ich habe Euch zu mir rufen lassen, um Euch über eine Angelegenheit zu befragen, die mir um desto sonderbarer erscheint, da sie so kurz vor Eurer Vermählung mit meiner Tochter sich soll zugetragen haben. Ihr seid bei mir der gewaltsamen Entführung einer vornehmen Dame angeklagt.

Ihr sagt mir dies in Gegenwart dieser Diener? unterbrach ihn Sforza beleidigt.

Unter vier Augen erschien es mir noch unstatthafter! erwiderte der Herzog. Doch habt die Güte mir Rede zu stehen und mir zu sagen ob Ihr Euch eines solchen Vergehens schuldig fühlt.

Steh' ich denn hier vor meinem Richter? entgegnete Sforza stolz. Ich bin nicht in Eurem Dienste, Herr Herzog, und nicht Euer Unterthan!

Ihr steht vor dem Herzoge von Mailand, auf dessen Gebiet Ihr die gewaltsame That verübtet; Ihr steht vor dem Vater Eurer Verlobten; beiden steht wohl das Richteramt über dergleichen zu. — Ueberdies, Graf Sforza, seid Ihr in meiner Gewalt. Ihr kennt diesen Palast und wißt, daß der Weg hinaus nur dem offen steht, dem ich ein freundliches: Gehabt Euch wohl! sage. Ihr steht hier nicht an der Spitze Eures Heeres; fügt Euch daher in die Umstände —

Herzog von Mailand! fuhr bei diesen Worten Sforza auf. Auf alle Fälle habe ich gedacht —!

Ich glaube kaum! unterbrach ihn der Herzog lächelnd.

Bin ich um die Mittagsstunde nicht zurück, so lassen meine Generale mich fordern; erschein' ich nicht, so beginnen sie das Feuer von der Citadelle, und Euer wohl befestigter Palast könnte leicht ein Schutthaufen werden. Ueberdies ist Simonetta mit 300 Lanzen nach Abbiate grasso der Prinzessin entgegen, die ihm als Geißel für seinen Herrn dienen wird.

Nun, so müssen wir wohl gelindere Saiten aufziehen, Caymo? sagte der Herzog hohnlächelnd zu seinem Geheimschreiber. Die Prinzessin müssen wir Euch wohl für den Augenblick lassen, aber wollte ich Euern Tod, wovor mich und Euch der Himmel bewahre, so kennt ihr die Verhältnisse zu gut, um nicht zu wissen, daß, wenn Franzesko Sforza nicht mehr ist, der meistbietende seine Lanzen mit sammt der Prinzessin und dem treuen Simonetta erkaufen kann, wenn er will. Was die Beschießung betrifft, so

werdet Ihr schwerlich passende Kugeln finden. Der Herzog von Mailand übergiebt die Citadelle Niemanden, selbst seinem Eidam nicht, ohne ihn der Mittel zu berauben, sie gegen ihn zu gebrauchen.

Jetzt lächelte Sforza. Gnädiger Herr! sagte er, ich kannte dies von früherer Zeit, und war vorsichtig genug, das Geschütz untersuchen zu lassen, und die Todten sind auferstanden, die vergrabenen Kugeln aufgefunden worden.

Viskonti erbleichte, sprach heimlich mit Caymo, der durch diese Mittheilung weniger bestürzt schien, als sein Herr, und wandte sich dann wieder an Sforza. Die Tochter des d'Offida ist hier im Palaste. Begebt Euch zu ihr und sucht die Sache auszugleichen, ehe die Prinzessin ihren Einzug hält. Auch Maria d'Offida bringt Euch Cremona und Pontremoli zum Brautschatz mit. Dies sagend, öffnete er schnell eine Tapetenthür und verschwand.

Was sollten diese Worte sagen, Caymo? fragte er erstaunt.

Herr! erwiderte der Geheimschreiber, ihn in das Fenster führend, damit die Diener ihr Gespräch nicht hören konnten; ich sollte meinen, Euch wären die Worte des Herzogs nicht unverständlich, denn Ihr müßt ihn doch zu gut kennen. Wie oft versprach er Euch die Hand der Prinzessin, wie oft täuscht' er Euch? Jetzt, da ihm verrathen wurde, daß Euch Signora d'Offida nicht mißfallen, wohl sehr gefallen habe, hofft er durch sie seines Versprechens quitt zu werden und opfert Cremona und Pontremoli. Ist es Euch nun klar?

Diese Aeußerung überraschte Sforza. Cremona und Pontremoli bleibt mein — und welches Recht hat die uneheliche Tochter an diesem Reichslehen? Nur an der Spitze meines Heeres kann ich mir Mailand erwerben, ob an der Hand Maria's oder Bianca's? — Dies waren die Gedanken, die in ihm aufstiegen, als die schöne Maria d'Offida, mit den glühendsten Phantasiefarben geschmückt, an ihm lockend vorüberschwebte. Führt mich zu der Dame! sagte er dann plötzlich und folgte dem lächelnden Caymo.

Zwei Flügelthüren thaten sich auf, und Sforza blieb erstaunt am Eingange des Zimmers stehen, wo er er am geöffneten Fenster Maria d'Offida prachtvoll gekleidet sitzen sah. Ihre linke Hand stützte das gebogene Köpfchen, dessen dunkle Augen freundlich nach dem Eintretenden sahen; die rechte, ein Buch haltend, ruhte auf ihrem Schooße.

Seid mir in Mailand gegrüßt, Graf Sforza! rief sie dem Staunenden entgegen, hinter dem sich die Thüre schloß. Warum seht Ihr mich so verwundert an? Mißfall' ich Euch in diesem Schmucke, den mir die Freigebigkeit des Herzogs verehrte?

Diese Worte störten Sforza in seinem Beschauen, riefen ihm das

zurück, was ihm vor wenigen Augenblicken Carmo gesagt hatte, und der besonnene Mann stand wieder vor dem freundlichen Mädchen.

Eine so liebliche Erscheinung Ihr mir auch immer seid, Signora, sprach er endlich, Ihr mögt Euch mir in dem Gewande einer Trauernden, oder in dem eines schlanken Mädchens aus Brienza, oder in diesem fürstlichen Staate zeigen, so bin ich doch verwundert, Euch hier zu sehen, wo Ihr mich in mancherlei Verlegenheiten gesetzt habt.

Ich? Das sollte mir leid thun! erwiderte sie unbefangen.

Warum folgtet Ihr nicht meinen Dienern nach Rocca franca? fragte Sforza, immer noch gegen den Eindruck kämpfend, den das reizende Mädchen auf ihn machte.

Warum gabt Ihr mir so sorglose Begleiter, die mein Geschrei nicht erwecken konnte, als das Volk des Herzogs mich zwang, ihnen zu folgen? erwiderte sie.

Also nicht freiwillig?

Da bewahre mich Gott vor! — Freiwillig trennte ich mich nicht von Euch oder vielmehr von Euern Dienern, setzte sie schnell, aber verlegen hinzu.

Der Herzog sendet mich her, Euch zu versöhnen — nahm nun Sforza das Wort.

Seid Ihr denn mein Feind? fiel sie ihm schnell in die Rede.

Euch zu vermögen, die Unbill zu vergessen, daß ich Euch gewaltsam fortführen ließ —

Vergessen? — wiederholte sie, wahrscheinlich sich selbst vergessend. Um Alles in der Welt möcht' ich den Tag in Vimercato nicht vergessen. — Nehmt diese Hand, sie reichte ihm ihre Schwanenhand, und mit ihr die Ueberzeugung, daß ich nichts Feindliches gegen Euch unternahm, nicht hier, nicht dort.

Und der Gedanke an Euern Vater?

Wird mich nicht mehr zum Haß aufrufen. —

Sforza's Auge ruhte bei diesen Worten, die sie so traulich sprach, fest auf dem Mädchen, das freundlich und wohlwollend, fast liebend auf ihn blickte. Ernst waren seine Gedanken. Sein Herz hing an dem Mädchen, er war von ihrer Schönheit sonderbar ergriffen; aber zu sehr Mann, um sich einem ihm neuen Gefühle leichtsinnig zu überlassen, wog er in diesem Augenblicke, wo er die Schwäche des Herzens fühlte, bedächtig sein Schicksal und suchte dabei in die verschleierte Zukunft zu blicken. —

Was starrt Ihr mich so finster an, Graf Sforza? Sinnt Ihr auf Mittel, mich aus dem prunkenden Gefängnisse von Porta Zobbia nach dem freundlichen Rocca franca zu bringen? fragte sie. O thut es; diese Perlen drücken mich, ich möchte so gern —

Mir folgen? unterbrach sie Sforza rasch.

Ehe ich Euch sah, ehe ich Euch kannte, erwiderte sie, erröthend die Augen niederschlagend, da wollte ich —.

Und jetzt?

Jetzt? — Nur Euer Glück! fuhr sie erbebend fort.

Wollt mir folgen?

Sie schwieg und zitterte.

Ja, die Liebe bietet auch ohne priesterlichen Segen Wonne! sagte er, sie mit flammendem Auge betrachtend.

Graf Sforza! rief das Mädchen, Purpurgluth überflog ihre Wangen und ihr freundliches Auge sah ernst auf ihn, der traulich ihre Hand faßte.

Nein, edle Tochter d'Offida's, ich wollte Dich nur prüfen! sagte er treuherzig. Hättest Du mir ohne priesterlichen Segen folgen wollen, warst Du nicht edel genug, die Gattin Sforza's zu werden. — Willst Du aber Hand und Herz, so sprich, und ich gehe, es dem Herzog zu verkünden.

Und Bianca Viskonti? — Sie soll schön sein! setzte sie leise hinzu.

Ich kenne sie nicht, sie kennt mich nicht! sagte er rasch. Unsere Herzen sind sich so fremd, wie unsere Blicke, Politik knüpfte ein Band, das der Herzog selbst wieder zu lösen wünscht.

Und das Herzogthum Mailand?

Maria d'Offida! — Wahr, wie es einem Kriegsmanne geziemt, will ich Dir antworten. Ja, das Herzogthum Mailand habe ich gegen Deinen Liebreiz in die Wagschaale gelegt, und es sank; da legte ich schnell mein Schwert und mein Glück zu Deinen Reizen, und sie siegten. An Bianca Viskonti's Hand kann ich mir Maria d'Offida nie gewinnen, in den Armen Maria d'Offida's aber bahnt mir Muth, Glück und dies treue Schwert den Weg zum Throne von Mailand, wenn einst Philipp Maria nicht mehr sein wird.

Und träte jetzt Bianca Viskonti vor Euch, in all' ihrer Schönheit, nahm das Mädchen, stets zagend, das Wort, und spräche: Sforza, ich habe Dich schon geliebt, als ich noch ein Kind war, die Jungfrau hat Dich oft aus ihrer Verborgenheit mit klopfendem, sehnsuchtsvollem Herzen betrachtet, sie liebt Dich mit der Gluth der ersten, einzigen Liebe, sie tritt vor Dich, bietet Dir mit ihrem Herzen das schöne Mailand, was würdet Ihr erwidern? — Doch nein, nein — antwortet nicht. Erst müßt Ihr sie sehen, müßt fühlen, ob Euer Herz gegen ihre Reize gewaffnet, ob Euch dann noch Maria d'Offida wünschenswerth ist.

Nein! sagte Sforza ernst. Was bedarf es dieser Prüfung? — Du stehst fest in meinem Herzen, und was ich mir einmal zum Ziel meines höchsten Wunsches steckte, danach streb' ich unaufhaltsam, unverrückt. Wie könnte Bianca Viskonti um den Preis des Holden mit Dir streiten, und was ist der Besitz von Mailand gegen Deinen Besitz? — Er umschlang die Bebende, zog sie stürmisch an sich, und sie duldete seine Küsse.

Da rauschte es plötzlich, der seidene Vorhang rollte auf, und der Herzog stand mit seinen Vertrauten hinter ihm — die Geliebte wand sich

erröthend aus Sforza's Armen und stürzte in die Arme Viskonti's — Vater! stammelte sie, ich bin zu glücklich; er liebt mich, liebt mich mehr als Thron und Macht, mein Herz, nicht Mailand will er! — Kommt Sforza! wandte sie sich dann zu dem Erstaunten, kommt, an der Hand Bianca Viskonti's den Segen ihres Vaters zu empfangen.

Die Prinzessin hatte, auf ihre Reize vertrauend, den sonst so ernsten Vater bewogen, ihr die Prüfung Sforza's zu erlauben. Dem Mißtrauischen lag selbst daran, zu wissen, ob die Aussicht des reichen Erbe allein diesem den Besitz seiner Tochter so wünschenswerth mache; er willigte in die Plane Bianca's. Sie gewann Ludovico, der, nur das Glück seines Herrn dabei zu befördern glaubend, sich willig dazu finden ließ, und so wurde Sforza getäuscht.

Den Tag nach der Entwickelung ward Bianca Sforza's Gattin. Von den Dichtern damaliger Zeit, wegen ihrer Schönheit, ihres edlen Gemüths und ihres glänzenden Verstandes besungen, war sie die Zierde Italiens, blieb, als Viskonti's Haß von Neuem Sforza verfolgte, ihrem Gatten im Glück und Unglück stets treu zur Seite, und als nach des Herzogs Tode Sforza erst nach jahrelangem Kampfe sich den Thron von Mailand erringen konnte, zeigte sie zu verschiedenen Malen, daß zu ihren vielen Tugenden auch der Heldenmuth sich gesellen könne.

Ludovico's Prophezeihung traf ein. Mit einer goldnen Kette belohnte ihn der Herzog, als er das Gefängniß verließ und Sforza schenkte ihm bis zu seinem Tode sein Vertrauen. Simonetta war des Herzogs Franz Sforza Günstling und nach dessen Tode sein Biograph.

St. Vallier.

Die Kabalen der Herzogin von Angouleme, Mutter Franz des Ersten, hatten den Connetabel von Bourbon bewogen mit Spanien eine verrätherische Verbindung anzuknüpfen. Es war nicht Eigennutz, welcher die Herzogin vermochte, ihm die Besitzungen des Hauses Bourbon, fünf schöne Provinzen streitig zu machen, eine mächtigere Leidenschaft, die verschmähte Liebe, war der Grund dieses für Frankreich so verderblichen Prozesses, der bei dem Parlament angebracht, von dem Könige und dem Kanzler Duprat unterstützt, eine Wendung für den Connetabel nahm, die ihm keine Hoffnung ließ, sich in den Besitz dieser, ihm nach allen bestehenden Rechten gebührenden reichen Erbschaft zu setzen.

Schon früher hatte er die Ungnade des von der Herzogin aufgereizten Königs empfinden müssen. Ihm war das Gouvernement von Mailand genommen worden; späterhin, bei dem Uebergange über die Schelde, hatte man gegen die Rechte eines Connetabels, dem die jedesmalige Führung der Vorhut zukam, dieses ehrenvolle Amt dem Schwager des Königs, dem Herzoge von Alençon übertragen, so daß Bourbon, dieser glückliche, von dem ganzen französischen Heere angebetete Feldherr, nun zurückgesetzt, einen heimlichen Groll gegen den König in seinem Herzen nährte, der, durch den unglücklichen Prozeß noch gesteigert, ihn zu der durch nichts zu entschuldigenden Handlung gebracht hatte, Verräther an seinem Vaterlande zu werden.

Die ihm vom Kaiser Karl dem Fünften gethanen Versprechungen waren glänzend. Bourbon sollte, sobald der König über die Alpen nach Mailand vorgedrungen, und ein kaiserliches Heer von Burgund, eins von den Niederlanden aus in Frankreich eingerückt sei, mit seinen Anhängern öffentlich die Fahne des Aufruhrs aufstecken, und wenn der König auf diese Nachricht Italien verlassen müsse, die Pässe besetzen und ihm so die Rückkehr nach Frankreich abschneiden, wodurch ein Verderben unvermeidlich gewesen wäre. Dafür versprach ihm der Kaiser seine Schwester zur Gemahlin und das mittägige Frankreich zum Eigenthume, auch im Falle des Mißlingens für das, was er in Frankreich verlor, eine hinlängliche Entschädigung an Geld und Land.

Dies Unternehmen bedurfte der größten Verschwiegenheit, aber auch das Sammeln aller derer, die Bourbon sich treu ergeben glaubte. Hier-

durch mußte das Geheimniß mehreren ganz oder theilweise mitgetheilt werden, und unter diesen auch Johann von Poitiers, Grafen von St. Vallier, dem Freunde und Vertrauten des Connetabels, der ein sehr bedeutender Mann in Poitou war. Dieser stimmte jedoch nicht in die Pläne des Connetabels, suchte alles hervor, was Vernunft, Ehrgefühl und Liebe zum Vaterlande ihm eingaben, Bourbon zu bewegen, von seinem sträflichen Vorhaben abzustehen, aber vergebens. Der Connetabel hatte sich schon zu weit mit Spanien eingelassen, um, wie er glaubte, auf halbem Wege mit Ehren umkehren zu können, und überdies war sein Haß gegen den König und dessen Mutter zu groß, als daß es noch eines andern Spornes zur Ausführung seines Vorhabens bedurft hätte. St. Vallier lehnte nun alle Theilnahme ab, versprach jedoch an seinem Freunde nicht zum Verräther zu werden und das Geheimniß in seiner Brust zu bewahren.

Nicht so gewissenhaft oder vielmehr so aufopfernd waren zwei Edelleute in der Normandie, welche ein Commissair des Connetabels ihm zuführen sollte. Ihnen war zwar nicht das ganze Geheimniß mitgetheilt, doch wußten sie genug um für die Folgen zu zittern; zu edel, um Angeber des Connetabels zu werden, vertrauten sie das Geheimniß einem Priester, der, als sei es ihm durch die Beichte bekannt worden, es dem Großseneschall der Normandie, Herrn von Brezé anzeigte. Auf Befehl des Königs, dem es der Großseneschall gemeldet, wurde der Priester gezwungen, die Namen der Edelleute zu nennen, und das Geheimniß, so weit diese es selbst kannten, war somit verrathen. Dem König waren diese Aussagen, als Beweis der Untreue seines nahen Blutsverwandten, noch nicht genügend, er glaubte den Connetabel einer solchen Handlung unfähig und befolgte den Rath seiner Mutter, ihn gefangen nehmen zu lassen, diesmal nicht, sondern begab sich selbst nach Moulins, dem damaligen Aufenthaltsorte Bourbons, sprach offen mit ihm über diese Angelegenheit und ließ sich durch dessen Versicherungen, von Treue und Anhänglichkeit täuschen. Kaum aber befand sich der König in Lyon, wohin der Connetabel zu folgen versprochen hatte, um ihn auf seinem Kriegszuge nach Mailand zu begleiten, als Carl von Bourbon, allen dennoch getroffenen Vorsichtsmaßregeln entgehend, und nur von einem einzigen Edelmanne begleitet, dem er als Diener folgte, nach der Franche Comté entfloh. Alle seine Anhänger, unter ihnen auch St. Vallier, wurden verhaftet, und späterhin die Sache vor dem Parlamente von Paris verhandelt.

Franz der Erste war durch diese Begebenheit abgehalten worden, für seine Person dem Heere nach Italien zu folgen, er kehrte nach Paris zurück. Hier ward nun der Proceß der mit dem Connetabel Verschworenen eifrig, doch gegen alle Erwartung schonend betrieben, trotz manches bittern

Verweises, den das Parlament deshalb erhielt. Viele der Gefangenen wurden freigesprochen, die meisten zu kurzer Haft verurtheilt, nur über Dreien schien das Schwert der Gerechtigkeit blutig zu schweben, doch traf es nicht alle; der Bischof von Autun und Popillon, Kanzler des Connetabels wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verdammt, St. Vallier aber als Verwandter, Freund und Vertrauter Bourbons, schien für Alle büßen zu sollen, jedoch wurde, da die Untersuchung sich in die Länge zog, sein Urtheil noch aufgeschoben. Diese Zeit des Aufschubes suchten seine Freunde für ihn zu benutzen. Der Großseneschall der Normandie, derselbe, der dem Hofe die Aussage des Priesters mitgetheilt hatte, war der Schwiegersohn St. Valliers; er wendete sich an den König und bat um Gnade, aber vergebens; er wandte sich an des Königs geliebte Schwester, die Herzogin Margarethe von Alençon, aber auch deren Fürbitte blieb fruchtlos. Die Herzogin von Angoulême verlangte wenigstens ein blutiges Opfer ihrer Rache, und der Wille seiner Mutter war dem Könige gemeiniglich Gesetz. Da entschloß sich die Tochter, die seit den acht Jahren ihrer Verheirathung, trotz des großen Rufes ihrer Schönheit den Hof gemieden hatte, selbst nach Paris zu gehen, sich dem Könige zu Füßen zu werfen und des Vaters Begnadigung zu erflehen. Nur wenige am Hofe kennend, nur geringe Unterstützung von den Freunden ihres Mannes erwartend, die Alle die Furcht vor der allmächtigen Herzogin von Angoulême zurückhielt, setzte sie ihre einzige Hoffnung auf das edle theilnehmende Herz Margarethens, und beschloß sich zuerst an diese zu wenden. Ohne ihren Namen zu nennen, ließ sie sich als eine Unglückliche bei ihr anmelden und ward auch angenommen.

Sie trat ein und fand die Prinzessin mit ihrem fünfjährigen Neffen, dem jungen Herzog von Orleans, nachherigem König Heinrich den Zweiten, spielend. Diana von Brezé warf sich der Herzogin zu Füßen, doch ihr Schmerz fand keine Worte. Steht auf! sprach Margarethe freundlich und werft Euern Schleier zurück, denn das Auge des Menschen muß ich sehen, wenn ich mich für ihn interessiren soll. Frau von Brezé warf den Schleier zurück, blieb aber vor der Herzogin knieend, die von der blendenden Schönheit der Bittenden überrascht, nur für sie Augen hatte und auf den kleinen Herzog von Orleans nicht achtete, der, durch Dianens Eintritt gestört, sein Spiel verlassend, jetzt aufsprang, zu der Knieenden lief und mit den Worten: Steht doch auf, liebe schöne Frau! — mit seinen kleinen Händchen sie aufzuheben versuchte.

Ihr seht, auch mein Neffe bittet, daß Ihr aufsteht, sagte die Herzogin mit dem ihr eignen Zauber, seht nur, wie er bemüht ist Euch aufzuhelfen. Frau von Brezé warf erst jetzt einen Blick auf den Knaben, der freundlich an sie aufsah und mit ihr beschäftigt war. In der Aufregung, worin sie sich befand, vielleicht auch von einer Ahnung ergriffen, schloß sie den Prinzen in ihre Arme, küßte seine Stirn und dann erst erhob sie sich.

Die Herzogin befahl nun, ihren Neffen wieder nach dem Palaste der

Tournellen zurückzubringen, aber dieser schien nur ungern die fremde Dame zu verlassen, reichte ihr zum Abschiede die Hand, sah sie bittend an, als ob er sich noch einmal nach ihrer Umarmung sehne, so daß die Herzogin lachend sie bat, den Wunsch des Kleinen zu erfüllen. Frau von Brezé bückte sich und schloß ihn in ihre Arme, wohl nicht ahnend, wie oft im Leben sie diesen Knaben noch an ihr Herz drücken werde.

Nun ist es wohl endlich Zeit mir zu sagen wer Ihr seid? begann jetzt die Herzogin, als sie allein waren, ich muß gestehen, Euer Anblick hat mich so überrascht, ich bin über das Benehmen meines jungen Neffen so betroffen, daß ich diese Frage wohl ein wenig spät thue.

Ich bin Diana, die glückliche Gattin des Großseneschalls der Normandie, die unglückliche Tochter des Grafen St. Vallier! erwiderte sie, und konnte ihre Thränen nicht länger zurückhalten.

Seid mir willkommen! sagte die Herzogin, ihr huldvoll die Hand zum Kusse reichend, also nur das Unglück Eures Vaters war vermögend, Euch an den Hof von Paris zu führen? Diana bejahte dies durch eine stumme Verbeugung, die Herzogin fuhr fort: Ich weiß, der Großseneschall kennt den Hof zu gut um nicht alle Vorsicht gebraucht zu haben, und darin handelte er klug, auch Ihr bei Eurer Schönheit hattet Recht in der Normandie zu bleiben. Ihr seid sicher nach Paris gekommen, um Euch für Euern Vater zu verwenden? fragte sie jetzt, dem Gespräche eine andere Wendung gebend.

Ja, gnädige Frau; ich wage das Aeußerste ihn zu retten.

Was wollt Ihr thun?

Die Kniee der Herzogin von Angouleme umfassen, nicht eher aufstehen, bis sie mir ihre Fürsprache gewährt.

Margarethe von Alençon lächelte bitter. Und wenn Ihr unsere Mutter dazu nicht bewegen könntet? fragte sie weiter.

Mich, und wenn es sein müßte vor dem versammelten Hofe, dem König zu Füßen werfen und um Gnade flehen.

Und wenn der König Euch nicht vor den Hofleuten, wenn er Euch nur in seinem Kabinet empfangen wollte — denn er haßt jeden öffentlichen Auftritt — auch dann? Die Herzogin beobachtete bei diesen Worten die Unglückliche genau, die hocherröthend „Nein, nein!“ rasch erwiderte.

Dann nicht? fiel ihr die Herzogin schnell in die Rede.

Gnädige Frau! erwiderte Diana von Brezé nach kurzem Sinnen, es giebt Verhältnisse, welche mir, die ich so fern vom Hofe lebte, nicht klar vor die Seele traten, deshalb —

Könnt Ihr meine Frage nicht beantworten, fiel ihr die Herzogin, sie dadurch aus drückender Verlegenheit reißend, in die Rede. Ich glaub' es wohl — Geduldet Euch einen Augenblick! sprach sie, einige Male im Zimmer auf- und abgehend. Frau von Brezé, sagte sie dann, Ihr habt sowohl durch Euer angenehmes Aeußere, als durch Euer offenes, unbefangenes

Benehmen, mein Herz gewonnen. Ich will Euch wohl, vertraut in dieser Sache Euch mir an und folgt meinem Rathe. — Diana ergriff ihre Hand und küßte sie vom innigsten Danke durchdrungen. Laßt Euch in Eurer Sänfte nach Hause tragen, fuhr die Herzogin fort, Jedermann darf wissen, daß Ihr in Paris seid, Niemand Euch hier sehen; verlaßt deshalb die Wohnung nicht, bis ich Euch rufen lasse, mehr kann ich vor der Hand nicht sagen. Geht und verliert nicht alle Hoffnung, nährt sie aber nicht zu sehr, denn es ist ein gewagtes Spiel, das ich für Euch mische. Auf Wiedersehen! Sie entließ Diane, um zur Ausführung des schnell entworfenen Planes eben so schnell zu schreiten.

König Franz saß eben mit der Herzogin von Angouleme in seinem Kabinet. Es waren unangenehme Nachrichten von dem Admiral Bonnivet eingegangen, dessen Heer durch die überlegene Macht der Verbündeten, zwischen den Tessin und die Sessa gedrängt, gegen den Feind, den Hunger und die Pest zu kämpfen hatte. Der König war sehr verstimmt und mochte wohl selbst seiner Mutter, welche Bonnivet stets begünstigte, die üble Laune haben fühlen lassen, als die Herzogin von Alençon eintrat.

Du kommst nicht zur guten Stunde, Margarethe! rief er ihr verdrießlich entgegen, lies, was mir Bonnivet schreibt. Er gab ihr mit Hast den Brief. An allen diesen Widerwärtigkeiten ist bloß der Verrath Bourbon's Schuld, oder vielmehr sind es die, welche durch ihre Cabalen ihn aus dem Vaterlande vertrieben, setzte er mit Bitterkeit hinzu, und sein Blick traf dabei die Mutter. Ich weiß, fuhr er fort, daß du Bonnivet nie wohl wolltest, darum sollst Du auch heute meine üble Laune nicht empfinden; setze Dich zu mir, heitre mich durch Deinen Frohsinn auf; verscheuche den Unmuth und nähre in mir die Hoffnung, daß binnen Kurzem meine Gegenwart bei'm Heere das Geschehene wieder gut machen wird. Komm, setze Dich neben mich!

So bin ich wohl hier überflüssig! sagte die Herzogin von Angouleme empfindlich, Margarethens Frohsinn würde heute an mir seinen Zauber verschwenden, und ich möchte auch in so trüber Zeit mich nicht heiter stimmen lassen! Sie stand auf, der König suchte vergebens sie zurückzuhalten, sie ging.

Dem König, der stets nicht allein eine besondere Hochachtung und Verehrung für seine Mutter fühlte, sondern auch sehr schwach gegen sie war, war es schon jetzt leid, daß er sie seinen Unmuth hatte fühlen lassen, und der geliebten Schwester wurde es nicht leicht ihn heiter zu stimmen. Sie war heute der Frau von Brezé wegen zum König gekommen, mußte aber fürchten, daß sie bei seiner üblen Laune keinen günstigen Moment auffinden würde, doch versuchte sie durch allerlei Tändeleien und lustige

Erzählungen des Königs traurige Gedanken auf heitere Gegenstände zu lenken. Es wollte ihr aber nicht recht gelingen, sie konnte ihn nicht von Mailand, von Bonnivet und dem Connetabel abbringen, und es entschlüpfte ihm sogar die Aeußerung, daß ohne seine Mutter und Bonnivet es nie zwischen ihm und Bourbon so weit gekommen wäre. Bald schien er den Connetabel zu entschuldigen, bald schwur er die bitterste Rache an ihm zu nehmen, je nachdem ihm seine lebhafte Einbildungskraft die Sache in verschiedenen Farben zeigte. Er steht jetzt Bonnivet gegenüber! sagte er dann unmuthig, jener ist ein tapferer Soldat, dieser ein ausgezeichneter Feldherr: wenn Gott nicht hilft, so drängt er mit seinem überwiegenden Talente und dem stärkeren Heere Bonnivet aus Italien, noch ehe ich mit den Hilfsvölkern über die Alpen bin.

Mit Bourbon wird doch das Glück nicht ganz von Euch gewichen sein? meinte die Herzogin.

Es ist ein Weib und deshalb niemals treu, stets flatterhaft.

Schon wieder das alte Lied, mein Bruder? Heute singt Ihr es und morgen laßt Ihr Euch dennoch wieder von einer Flatterhaften fangen.

Still, daß es die Chateaubriant nicht hört, unterbrach sie der König, zum erstenmale wieder lächelnd, ich würde von ihrer eifersüchtigen Laune einen langen Sermon vernehmen müssen.

Margarethe erfreut, ihn auf diesen, für ihn so anziehenden Stoff gebracht zu haben, reizte ihn durch Widerspruch immer noch mehr, führte ihm so manche Frau des Hofes als Beispiel der Treue auf, worüber sie der König verspottete und von jeder ihrer Heldinnen irgend eine zweideutige Anekdote zu erzählen wußte. Wie viele dieser treuen Frauen hast Du nicht selbst in Deinem Heptameron geschildert, so trefflich geschildert, sagte er, laut auflachend, daß Jeder sie errathen kann, ohne daß Du sie nennst.

Und rechnet Ihr die Gräfin Chateaubriant auch unter die Flatterhaften? fragte Margarethe jetzt, um Recht zu behalten.

Hm! meinte der König, jedem Andern, außer Dir, würde ich diese Frage nicht verzeihen, Dir erwidere ich nur: Bonnivet! Mit diesem Namen, den er bei Frau von Chateaubriant wohl schon oft mit Bitterkeit mochte ausgesprochen haben, schien seine üble Laune wieder zurückkehren zu wollen, weshalb Margarethe schnell einlenkte. Wißt Ihr schon, daß ein lange verborgener Stern an Eurem Himmel sich endlich im vollen Glanze zeigt? unterbrach sie das Gespräch.

An meinem Himmel, meinst Du, sei ein Stern aufgegangen? Gebe Gott, ein Glück verkündender! sagte der König ernst.

Das Kriegsglück kann er Euch nicht bringen, erwiderte Margarethe, aber es ist dennoch ein lieblicher Stern, wohl werth ihn in dem Kranze Eures Hofes zu sehen.

Sprich deutlicher! befahl der König unmuthig.

Die Gattin des Großseneschalls der Normandie ist in Paris.

Diana von Poitiers? fragte er rasch.

So ist es!

Hm! was sie hierher geführt, ahne ich. Ist sie wirklich so schön, wie der Ruf von ihr sagt? fragte Franz hastig.

Sie ist in der That sehr schön! erwiderte die Herzogin, diese Frische, diese Farben, diese regelmäßigen Züge sah ich noch nie; mich dünkt, sie sei eine vollendete Schönheit, jedem Maler das ächte Vorbild einer Juno.

Wird sie am Hofe erscheinen?

Ich glaube wohl! So viel ich vernahm, ist sie hier für ihren Vater Gnade zu erbitten; sie wird es wagen, vor dem versammelten Hofe Eure Knie umfassen und Eure königliche Milde in Anspruch zu nehmen.

Thorheit! erwiderte der König, Du weißt, dergleichen öffentliche Auftritte hasse ich. Wozu soll das führen? Soll ich mich schwach zeigen, soll ich den Hofleuten ein Schauspiel zum Bekritteln geben? Laß ihr die Thorheit ausreden, oder thue es selbst. Ueberdies habe ich unserer Mutter mein königliches Wort gegeben, daß in dieser Sache wenigstens ein Opfer fallen soll; sie hat St. Vallier dazu bestimmt, wahrscheinlich weil er unter allen seinen Anhängern Bourbon der Theuerste war. Nie würde die Mutter mir mein Wort zurückgeben, nie würde ich es brechen.

Also muß ich der Armen, deren Gatte des Vaters Unglück herbeiführte, jede Hoffnung nehmen? Sollte die Mutter nicht zu bewegen sein? Unsere vereinten Bitten fanden doch schon oft bei ihr Gehör.

Nur in nichts, was Bourbon betrifft! behauptete der König, überdies, setzte er, gleichgültig scheinend, hinzu, müßte ein triftiger Grund mich zur Begnadigung stimmen und jeder öffentliche Auftritt wegfallen. Glaubt sie, mich sprechen zu müssen, so sei es in meinem Kabinet. Die Herzogin verließ ihn nun, fast des Gelingens ihres Planes gewiß.

Die Nachrichten, welche vom Heere einliefen, waren nicht geeignet, den König zur Gnade gegen die Anhänger Bourbons zu stimmen, der mit dem unter seinem Befehle stehenden Heerhaufen Bonnivet am meisten drängte, so daß dieser nur noch auf seinem Rückzug nach Frankreich denken konnte. Auch war zu dieser Zeit der Herr von Imbaut wieder bei Hof eingetroffen, den der König zu Bourbon geschickt hatte, ihm den Degen des Connetabels und den St. Michaels-Orden abzufordern. Er brachte Beides nicht; Bourbon hatte statt dessen ihm die bittere Antwort gegeben: Sagt Eurem Herrn, dem Könige, er habe mir den Degen des Connetabels schon an der Schelde abgenommen, als er den Befehl über die Vorhut dem Herzoge von Alençon gab; den Orden habe ich unter meinem Kopfkissen im Schlosse Chantelle zurückgelassen. Der König war über diese Antwort

aufgebracht, und auch bei der Herzogin von Angoulême fand Margarethe von Alençon kein geneigtes Gehör. Aber dennoch ließ sich diese edle Fürstin dadurch nicht abschrecken, sie beharrte in der Ausführung ihres Vorhabens, und ohne den König zu sehr zu drängen — vielleicht kamen ihr selbst einige Tage Aufschub gelegen — brachte sie es in einem glücklichen Augenblicke doch dahin, daß er Tag und Stunde bestimmte, wann er Frau von Brezé in seinem Kabinet empfangen wollte. König Franz mochte dies seiner Mutter vertraut haben, und diese suchte aus mancherlei Gründen die Zusammenkunft zu hintertreiben; ihr Haß gegen Bourbon war jetzt glühender als je, aber eben so sehr ihr Haß gegen die Gräfin Chateaubriant, die Geliebte des Königs. Diese zu kränken und St. Valliers Befreiung zu hintertreiben, ließ sie, ohne sich dabei zu compromittiren, die Chateaubriant von der Zusammenkunft und der Stunde unterrichten, in welcher Frau von Brezé im Kabinet des Königs erscheinen sollte.

Kurz vor der bestimmten Zeit trat statt St. Valliers Tochter die Gräfin durch die nur ihr zugängliche verborgene Thür bei dem Könige ein, schützte eine ganz andere Ursache vor, die sie so unverhofft zu ihm führe, und keine Bemühung, keine List des Königs konnte sie aus dem Kabinet bringen; Franz befand sich in augenscheinlicher Verlegenheit. Jeden Augenblick glaubte er, Frau von Brezé würde ihm gemeldet werden, und so wenig dies seiner Geliebten hinreichenden Grund zur Eifersucht hätte geben können, so konnte er doch leicht die Absicht errathen, welche sie so fest bei ihm zurück hielt. Schon war eine Stunde verflossen und die Erwartete kam nicht, schon glaubte die Gräfin sie sei getäuscht worden, als dem Könige ein Billet seiner Schwester folgenden Inhaltes gebracht wurde:

Man kann zur bestimmten Stunde nicht kommen, daran ist mein verschwiegener Bruder selbst Schuld, später, wenn Liebe und Eifersucht Euch verlassen haben, wird man erscheinen.

Margarethe.

Von wem war das Billet? fragte die Gräfin schnell, nachdem der König es kaum gelesen hatte.

Von der Herzogin von Alençon! erwiderte er nun beruhigt.

O zeigt es mir! bat sie, aber der König legte das Billet zusammen und warf es auf den Tisch; da ihm jedoch die Unruhe seiner Geliebten nicht entging, sagte er in übler Laune: Die Unterschrift sollt Ihr sehen! den Inhalt aber wahrlich nicht, dazu steht des Königs Schwester zu hoch.

Die Gräfin fühlte sich durch diese Worte gekränkt, und da sie nun schon zwei Stunden vergebens gewartet hatte, entfernte sie sich diesmal zur großen Freude des Königs, dem die Ungeduld und die Gegenwart der Gräfin mehr als vorher das tête à tête wünschenswerth gemacht hatte. Kaum war er allein, so ließ er seine Schwester davon benachrichtigen; aber es verging wieder eine Stunde, und Frau von Brezé erschien immer nicht;

endlich öffnete sich die Thüre des Kabinets und — die Herzogin von Alençon trat ein.

Du? — rief Franz erstaunt.

Jetzt ich, aber draußen steht eine Harrende. Darf sie eintreten?

Natürlich! — erwiderte der König, dem sonderbarer Weise zwei Frauen, deren Gegenwart ihm sonst angenehm war, die Geliebte und die Schwester, heute lästig wurden. Die Herzogin entfernte sich, um sofort, eine Verschleierte an der Hand, zurückzukehren, die aber sogleich beim Eintreten in das Kabinet den Schleier fallen ließ; sie stellte sie dem Könige als Frau von Brezé vor. Dieser schien anfangs von ihrem Anblicke weniger überrascht, als die Herzogin es vielleicht erwartet hatte, wozu aber wohl eine gewisse Aengstlichkeit und ein scheues furchtsames Betragen, mit dem die Fremde sich dem Könige nahte, viel beitrug. Sire! sprach sie endlich, Muth fassend und sich dem Könige zu Füßen werfend, ich Unglückliche bin hier, Ew. Majestät um Gnade für meinen Vater anzuflehen; seid barmherzig gegen einen Mann, der Euch stets treu gedient, dem man keinen Theil an dem Vergehen des Herzogs von Bourbon zur Last legen kann, als daß er seinen Freund und Verwandten nicht verrathen wollte.

Der König hatte, während sie gesprochen, das reizende Gesicht, die schöne Gestalt der Unglücklichen mit Wohlgefallen betrachtet; er hob sie auf, und erwiderte freundlich, wie er es immer gegen schöne Frauen war: Es thut mir leid, Frau von Brezé, Eure Wünsche in diesem Augenblicke nicht befriedigen zu können. Das Vergehen Eures Vaters ist zu groß, als daß ich mein Herz allein sprechen lassen dürfte, das Wohl des Staates verlangt strenge Gerechtigkeit.

Laßt Euer Herz allein reden, Sire! Verzeihen zu können ist das schönste Recht der Könige.

Ich will mit meinem Kanzler die Sache überlegen, erwiderte er, immer freundlicher und milder werdend. Glaubt mir, es wird mir schwer, Euch eine Bitte abschlagen zu müssen.

Ich würde Ew. Majestät dankbarste Dienerin sein, sagte sie rasch, durch des Königs Güte, durch seinen freundlichen Blick ermuthigt, mein Leben, Alles würde ich Euch willig opfern, Sire!

Alles? wiederholte der König lächelnd. Ich werde mit meinem Kanzler sprechen, sagte er noch einmal. Kommt morgen um dieselbe Stunde wieder, doch ist es nicht nöthig, daß Ihr meine Schwester, die Herzogin von Alençon, dabei belästigt; mein Kabinet soll für Euch um diese Stunde sicher geöffnet sein. Die Dame verbeugte sich, küßte des Königs Hand und entfernte sich.

Nun, habe ich zu viel von ihrer Schönheit gesagt? — fragte die Herzogin.

Du hast wohl etwas geschmeichelt — erwiderte der König. Es ist eine schöne Frau, frisch und blühend, als hätte sie sich eben erst entfaltet

schöne Farben, feurige Augen; kurz ihr ward Alles, um ihren Besitz wünschenswerth zu machen, aber die regelmäßigen Züge und die junonische Gestalt vermisse ich, sie ist nur eine reizende Hebe, ganz geschaffen dem Götterkönig den mit Nektar gefüllten Becher zu kredenzen.

Die Herzogin lächelte, bat nochmals für ihren Schützling, und ohne eine beißende Bemerkung über seine Aeußerung zu machen, daß Frau von Brezé bei ihrer morgenden Audienz sie nicht belästigen möge, verließ sie den König mit der Hoffnung, daß es ihr gelingen würde, St. Vallier zu befreien.

Frau von Brezé, nur mit dem Gedanken an die Rettung ihres Vaters beschäftigt, glaubte sich nicht allein auf die Protection der Herzogin von Alençon verlassen zu können, sie hielt auch für zweckmäßig noch einen andern, ihr sehr schweren Weg einzuschlagen um die Gnade des Königs zu bewirken; sie ging am andern Tage zu der Gräfin Chateaubriant. Diese, als Schwester des Marschalls Lautrec, zur Partei des Connetabels gehörend, und in stetem Kampfe mit der Herzogin von Angouleme um den Einfluß auf den König, versprach ihr Unterstützung, und hatte auch den festen Vorsatz sie ihr thätig zu leisten, nur warnte sie Frau von Brezé, sich nicht im Geheimen an den König zu wenden, sondern ihr die ganze Leitung dieser Angelegenheit zu überlassen. Da gestand ihr Frau von Brezé in höchster Verlegenheit, daß sie sich schon an die Herzogin von Alençon gewendet und diese ihr ihre Protection versprochen habe. Der Gräfin schien dies unangenehm zu sein, doch sagte sie nach kurzem Nachdenken: Die Herzogin ist zu edel, um Euch täuschen zu wollen, schenkt ihr auch ferner Euer Vertrauen, nur hütet Euch vor einer geheimen Zusammenkunft mit dem Könige, setzte sie halb warnend, halb drohend hinzu. Frau von Brezé versprach, den Rath oder vielmehr die Warnung zu befolgen, und entfernte sich mit neuen Hoffnungen bereichert.

Mit aufrichtigem Herzen hatte die Gräfin der Unglücklichen Schutz und Hilfe zugesagt, und war deshalb um so empfindlicher berührt, als sie durch den nemlichen Kanal, durch welchen ihr am vorigen Tage die Nachricht des tête à tête geworden, erfuhr, daß Frau von Brezé heute wieder in das Kabinet des Königs beschieden sei, und auch zu kommen versprochen habe. Daß sie heute nicht getäuscht werde, machte ihr der Umstand um so wahrscheinlicher, daß sie in der Dämmerung ein Billet von dem Könige erhielt, worin er ihr anzeigte, sie heute nicht besuchen zu können, da er den Abend bei seiner Schwester zubringen müsse. Dies bestimmte sie, sich, es koste was es wolle, Licht in der Sache zu verschaffen. Noch ehe die bestimmte Stunde schlug, begab sie sich in aller Stille nach dem Palaste der Tournellen, schlich aus den dort für sie bestimmten Gemächern unbemerkt nach dem Kabinet des Königs und lauschte. Hier war anfangs Alles

ruhig, nur hörte sie zuweilen den König auf- und abgehen, gleich darauf aber eine Thür sich öffnen, und sie vernahm dann folgendes Gespräch:

Ich freue mich, Euch hier zu sehen, schöne Frau, seid mir willkommen! sagte der König.

Sire! erwiderte eine Dame, die sich wahrscheinlich dem Könige zu Füßen werfen wollte, denn dieser sagte huldvoll: Nicht zu meinen Füßen, steht auf! Was ich für Euch thun kann, soll sicher geschehen.

O sprecht nur das Wort Gnade aus, Sire! rief sie leidenschaftlich, sprecht es aus und beglückt mich!

Ihr verlangt viel, schöne Frau, und vertraut Eurem Liebreiz vielleicht zu sehr. — Doch würdet Ihr auch, wie Ihr es gestern mir verspracht, dankbar sein, wenn ich selbst wider Willen, Euren Wünschen Gehör gäbe?

Bei'm allmächtigen Gott! rief sie, ich werde es mit Freuden! Nur gebt mir Euer königliches Wort, daß Ihr den Grafen St. Vallier begnadigen wollt, und, so wahr mir Gott einst meine Sünden vergeben mag, was Ihr auch von mir verlangt, es sei Euch gewährt!

Ich gebe Euch mein Wort, Euren Vater zu begnadigen.

Nennt seinen Namen, Sire! bat die Dame, gebt mir die Versicherung, daß Ihr Johann von Poitiers, Grafen von St. Vallier, begnadigen wollt!

Es ist mir auffallend, schöne Frau, daß Ihr so bedächtig und vorsichtig, wie ein Parlamentsrath, Euch gegen mich benehmt! sagte jetzt der König, nun ich will auch diesen Wunsch erfüllen. Ich gebe Euch mein königliches Wort Johann von Poitiers, Grafen von St. Vallier zu begnadigen.

Gebt mir Eure ritterliche Rechte, Sire! bat die Dame. Der König mochte sie ihr reichen, denn es erfolgte eine Stille, aber nun hielt die Gräfin Chateaubriant nichts mehr zurück, sie öffnete schnell die Tapetenthür und trat in das Kabinet. Hier sah sie eine Dame, deren Gesicht auf der Schulter des Königs ruhte, in dessen Armen. Franz fuhr, als er sie erblickte, laut auf: Was soll das? Was wollt Ihr hier? sagte er zornig und ließ die Erschrockene aus seinen Armen, die hocherröthend und zitternd sich vor der Gräfin verbeugte und unzusammenhängende Worte stammelte, bis der König sich ihr nahte und sagte: Dame ich ersuche Euch, mich jetzt zu verlassen, mein Wort halte ich gewiß — Haltet das Eurige! raunte er ihr leise zu.

Madame! wandte er sich nun, als sie allein waren, zu der Gräfin, Eure Eifersucht langweilt mich, ich werde den Schlüssel zu dieser verborgenen Thüre Euch abfordern lassen, da Ihr meine Güte auf diese Weise mißbraucht.

Die Gräfin öffnete die Thür, nahm den noch steckenden Schlüssel und reichte ihn dem Könige. Nehmt ihn, Sire! sprach sie mit unterdrückter Empfindlichkeit — Was ich hier sah —

Was saht Ihr? fuhr der König heftig auf, eine Unglückliche, die von Dankbarkeit ergriffen, zu meinen Füßen stürzen will, welche ich aufhebe

und die so erschüttert ist, daß mein Arm sie unterstützen muß, damit sie nicht zusammensinkt.

Sie muß sehr reizbare Nerven haben, bemerkte die Gräfin spöttisch.

Ich glaube wohl, fiel ihr der König mit gleichem Spott in die Rede, Ihr thätet für Euren Gatten nicht die Hälfte von dem, was Frau von Brezé für ihren Vater thut.

Frau von Brezé? — fragte die Gräfin Chateaubriant verwundert, war das Frau von Brezé?

Nun, wer anders? erwiderte König Franz, es war die Gattin des Großseneschalls, die um Gnade für ihren Vater bat.

Die Dame, die eben jetzt das Kabinet verließ, war Frau von Brezé, die Tochter St. Valliers?

Nun ja! — Was zweifelt Ihr daran?

Sire! fiel ihm hellauflachend die Gräfin in die Rede, das war Frau von Brezé nicht!

Thöriger Scherz, der heute eben nicht am rechten Orte angebracht ist! sagte der König empfindlich.

Sire! wiederholte die Gräfin, das war Frau von Brezé nicht!

Bei'm Teufel, wer war es denn? fuhr der König heftig auf.

Kann ich wissen, Sire, wem Ihr in Eurem Kabinete eine Audienz gebt? erwiderte die Gräfin, und auch sie konnte die üble Laune nicht länger unterdrücken, in welche diese Begebenheit sie versetzt hatte.

Ihr werdet bitter, Madame, Ihr langweilt mich, sagte der König, heftig auf- und abgehend.

Ich glaube es unter diesen Umständen wohl, deshalb, Sire —! Sie verbeugte sich und ging nach der offenen Thüre des Gemachs.

Wohin? — rief der König.

Wo ich Niemand lästig, Niemand langweilig bin; nach Hause.

Ihr bleibt!

Ich soll bleiben? soll hier bleiben, nach dem, was ich hörte und sah?

Ich befehle es!

Ich bin keine Odaliske, Sire! — sprach sie stolz und ging.

Madame! rief der König zornig.

Sire! erwiderte sie, sich nach ihm wendend.

Wißt Ihr, wie weit es von Paris nach dem Schlosse Eures Gatten ist?

Mehrere Tagereisen, Sire, antwortete sie, doch bedarf es nur eines Augenblicks, um den Entschluß zur Reise zu fassen. Befehlt! —

Der König schwieg. — Sagt mir, begann er nach einer Pause, in der er mit sich gekämpft, und wo seine Neigung über den augenblicklichen Unmuth gesiegt haben mochte, wie kamt Ihr auf den sonderbaren Einfall, zu behaupten, die Dame, die mein Kabinet verließ, sei nicht Frau von Brezé?

Weil ich Frau von Brezé kenne, weil ich sie noch heute früh sah, sie bei mir sah, erwiderte die Gräfin.

So seid Ihr getäuscht worden.

Oder Ew. Majestät!

Ich? Gewiß nicht behauptete der König, die Herzogin von Alençon stellte sie mir gestern vor. — Die Gräfin lächelte höhnisch — Was soll dieses Lächeln? Wollt Ihr von Neuem meinen Zorn reizen?

Nein, Sire! Aber daß Ihr der Getäuschte seid, bin ich gewiß, sagte Frau von Chateaubriant zuversichtlich. Allein, da die Herzogin von Alençon dabei im Spiele ist, fürchte ich nichts und glaube, daß sie einen Scherz, oder eine edle Absicht dabei im Sinne hatte, die mir jedoch unerklärbar ist.

Der König wurde nachdenkend; ihm fiel ein, daß jene Dame, als er ihr versprach ihren Vater zu begnadigen, darauf drang, er solle den Namen des Grafen St. Vallier aussprechen, dies machte ihn doch ein wenig mißtrauisch. Er schellte und befahl dem Kammerdiener zu der Herzogin von Alençon zu gehen und ihr, wo sie auch sei, wäre es selbst bei der Mutter, zu sagen, daß sie sich sogleich zu ihm verfüge.

So erlaubt wenigstens, Sire, daß ich mich jetzt entfernen darf! bat Frau von Chateaubriant.

Nein, ich bitte Euch, bleibt! erwiderte der König, und der Ton seiner Stimme sagte der Gräfin, daß sie nichts mehr zu fürchten habe, bleibt! befahl er, ich muß klarer in der Sache sehen.

Was könnte meine Gegenwart hierzu nützen? antwortete die Gräfin, Ihr wißt, wie ungern ich, und am meisten in diesem Kabinete den beiden Herzoginnen gegenüber stehe; erlaßt mir diese Verlegenheit. So viel es mir der Anstand befiehlt, beuge ich mich völlig vor ihrem Stolz, hier könnte ich mich leicht vergessen. Ich werde in meinem Gemach Eure Befehle erwarten.

Der König sah ein, daß es ihn nur in Verlegenheit setzen könne, die beiden sich Widersprechenden einander gegenüber zu stellen, und er entließ seine Geliebte. Kurz darauf trat die Herzogin von Alençon bei ihm ein.

Was ist vorgefallen? fragte sie ängstlich auf den König zugehend, der im Armstuhl saß und ihr winkte, sich neben ihn zu setzen.

Margarethe, erwiderte er, und zwang sich zu lächeln, ich bin hintergangen worden!

Von wem? fragte sie, fast ahnend, was diese Frage solle.

Von einem Weibe.

Das wird nicht das letztemal sein, meinte die Herzogin.

Ich glaube es selbst, denn wer Eurem Geschlechte traut — doch hiervon ein ander Mal. War die Dame, welche Du mir gestern vorstelltest, Frau von Brezé, die Gattin des Großseneschalls der Normandie?

Keine Andere!

Und doch wollte man heute behaupten, sie sei es nicht gewesen.

Thorheit! rief lachend die Herzogin.

Schwester, meinte der König ernst, sage mir die Wahrheit! Du weißt, ich dulde gern Deine Scherze, Deine neckende Laune, denn selten liegt etwas Böses dabei im Hintergrunde, aber solltest Du den Scherz zu weit treiben wollen —

Die Herzogin küßte ihn und schloß ihm mit dem Schwesterkusse den Mund. Wahrlich, sprach sie dann, an den Scherz habe ich bei Frau von Brezé weniger gedacht, als an den Ernst, denn mich dauert die arme Frau, und ich würde zur Rettung ihres Vaters das Aeußerste wagen. Habt Ihr die Sache ernster genommen, als ich ahnen konnte, desto besser.

Also die Dame, welche Du mir gestern vorstelltest —

Ist Frau von Brezé — fiel ihm die Herzogin in die Rede.

Warte einen Augenblick! — sagte er, nahm eine Wachskerze und eilte damit schnell nach den Gemächern der Chateaubriant, die er zu seinem Erstaunen leer fand; verdrießlich kehrte er zurück.

So verstimmt? fragte ihn jetzt die Herzogin, ich dächte nach einer edlen Handlung, denn gewiß habt Ihr der Unglücklichen die Begnadigung St. Valliers zugesagt, müßte ein König in der heitersten Stimmung sein.

Ich habe der Räthselhaften mein Wort gegeben, den Grafen St. Vallier zu begnadigen.

Da sei Gott gelobt! — rief sie freudig aus und sank in die Arme ihres Bruders, der Unglückliche ist gerettet.

Du nimmst warmen Theil an den Anhängern des Connetabels, unterbrach sie der König, ich weiß, Margarethe, Du bist ihm gewogen, Eure Herzen fanden sich, als es zu spät war sie zu vereinen.

Ja, mein Bruder, ich läugne es nicht; hätte ich mein Herz sprechen lassen dürfen, es stünde besser um Dich und Dein Heer. Doch laß uns davon schweigen, verwunde dies Herz nicht mehr, aus dem ich ihn in dem Augenblicke verbannte, in welchem er dem Vaterlande den Rücken kehrte. — Gute Nacht.

Sie entschlüpfte ihm und ließ ihn allein. Der folgende Tag muß das Räthsel lösen, murmelte er vor sich hin. Wehe dem, der sein Spiel mit mir trieb!

Als der König am andern Morgen aus dem Conseil wieder in sein Kabinet trat, fand er die Gräfin Chateaubriant dort seiner harrend. Wo waret Ihr gestern Abend? rief ihr Franz entgegen.

Ich ließ mich nach meinem Hotel tragen, fürchtend, Ew. Majestät möchte mich doch der Herzogin von Alençon gegenüber stellen wollen, erwiderte die Gräfin. Nicht wahr, Sire, daran that ich Recht?

Vielleicht! murmelte der König, der im Conseil sich eben nicht die beste Laune geholt zu haben schien.

Zu Hause, fuhr die Gräfin fort, fand ich Frau von Brezé.

Nun?

Und überzeugte mich nochmals, daß Ihr getäuscht seid, Sire, fuhr sie

fort. Diana von Poitiers ist eine stolze Frau und fühlte sich tief gekränkt, als ich ihr sagte, daß eine Andere es gewagt, statt ihrer unter die Augen ihres Königs zu treten. Wollt Ihr die Ueberzeugung, daß Ihr getäuscht seid, so verfügt Euch nur heute zu Eurer Mutter, dort sind die Damen des Hofes versammelt und auch Frau von Brezé wird gegenwärtig sein.

Die Ankunft der Herzogin von Angouleme wurde in diesem Augenblicke gemeldet, das Gespräch war abgebrochen, die Gräfin entschlüpfte durch die Tapetenthür und die Herzogin trat ein.

Ich höre, daß man Euch bestürmt, mein Sohn, den Grafen St. Vallier zu begnadigen, hob des Königs Mutter an, ich vernahm sogar, daß die Gattin des Großseneschalls der Normandie bei Euch deshalb eine geheime Audienz gehabt habe.

Da seid Ihr vielleicht gut, vielleicht schlecht unterrichtet worden, Mutter, fiel ihr der König in die Rede.

Die Dame wird heute durch ihre Tante, die Frau von Laval, mir vorgestellt werden. Sie soll schön sein, betonte die Herzogin und ihr stechender Blick traf dabei den König.

Wohl möglich! — sagte dieser ziemlich gleichgültig.

Ihr sprecht Eure Meinung so unbestimmt aus; hat sie vielleicht nicht Gnade vor Euren Augen gefunden? Der König schwieg. Ich komme, fuhr sie kopfschüttelnd fort, denn das Benehmen des Königs war ihr auffallend, ich komme, Sire, Euch an Euer Versprechen zu erinnern und Euch zu bitten, jetzt besonders, wo der Verräther die Haupttriebfeder der feindlichen Unternehmungen in Italien ist, keinen seiner Mitschuldigen zu begnadigen; diese am unrechten Orte geübte Milde müßte Eure treuen Diener kränken, die endlich, und mit Recht, ein Beispiel der Strenge in dieser Sache erwarten.

Mutter! nahm der König das Wort, berührt heute wenigstens diese Saite nicht, von Eurer Hand gegriffen tönt sie mir manchmal widrig, denn wer trägt von allen dem die Schuld? — Darum laßt uns von Bourbon und seinem Verrathe schweigen, und sagt den treuen Dienern, die sich so sehr nach einem Beispiel meiner Strenge sehnen, sie möchten sich hüten in mir nicht selbst einen strengen König zu finden. Zu welcher Stunde versammeln sich die Damen des Hofes bei Euch? fragte er dann ablenkend die Herzogin, welche, den Grund seiner üblen Laune nicht ahnend, darüber zwar verwundert, jedoch nicht besorgt war, denn diese Laune dauerte selten, am wenigsten gegen sie lange. Sie beantwortete die Frage, bat, sie mit seiner Gegenwart zu beglücken und entfernte sich dann bald. Der König bestieg in seinem Unmuthe ein Roß und ritt auf die Jagd.

Die Damen waren schon in dem Saale versammelt, wo des Königs Mutter den Hof zu empfangen pflegte. Es war auf der einen Seite ein

schöner Kranz frischer, duftender Blüthen, auf der andern ein welker, halb verblühter, wohl gar entblätterter Kranz, sich nur an Erinnerungen labend, wenn jener an Hoffnungen sich ergötzte. Da trat die alte Frau von Laval, von Frau von Brezé gefolgt, ein, und bald waren Aller Augen auf die Junogestalt, auf das ernste und doch so anziehende Antlitz der zwei und zwanzigjährigen Frau gerichtet, die mit stolzem Anstand in den Kreis trat, als ob sie hier schon lange als die Schönste geglänzt hätte. Freundlich begrüßt, neidisch betrachtet, folgte sie der Frau von Laval, die sie bald hier, bald da, doch stets der Etikette nach, den Damen vorstellte, als die beiden Herzoginnen eintraten. Kaum hatten sie ihren Platz eingenommen, als Frau von Laval mit ihrer Nichte auf sie zutrat. Hoheit! redete sie die Herzogin von Angouleme an, ich habe die Ehre, Euch meine Nichte, die Gattin Ludwigs von Brezé, Grafen von Maulevrier, Großseneschalls der Normandie, die Tochter des Grafen St. Vallier vorzustellen, und sie, so wie ihren unglücklichen Vater Eurer Gnade zu empfehlen.

Seid mir willkommen! sagte die Herzogin, der Frau von Brezé die Hand zum Kusse reichend, welche, sich tief neigend, die Hand küßte, aber schwieg; Ihr seid zum erstenmale in Paris? fragte nun die Herzogin.

Ja, Hoheit! erwiderte Diane. Die Herzogin von Angouleme, vermuthend sie werde um Gnade für ihren Vater bitten, wartete noch einen Augenblick, Frau von Brezé aber schwieg, und nun gab sie ihr das Zeichen, daß sie sich entfernen könne. Frau von Laval stellte sie jetzt der Herzogin von Alençon vor, die, sie freundlich bei der Hand fassend, sagte: Wir kennen uns schon, Frau von Laval, es bedarf hier keiner weiteren Vorstellung! und nachdem sie Dianen einiges Verbindliche gesagt hatte, raunte sie ihr leise zu: Ihr werdet sicher mit mir zufrieden sein.

Ich glaube es kaum! war die kurze Antwort der Frau von Brezé.

Wohl eine Stunde war unter mancherlei Gesprächen vergangen, als der König in die Versammlung trat. So manches jugendliche Herz mochte bei dem Anblicke des in der frischesten Blüthe seiner Jahre stehenden schönen Mannes unruhig klopfen; auch das Herz Dianen's von Poitiers schlug heftig, aber nicht Sehnsucht nach dem ritterlichen Fürsten war es, was es bewegte, der beleidigte Stolz regte es auf. Der König, von ihrer Anwesenheit unterrichtet, durchschweifte rasch den Kreis der Frauen, und bald blieb sein Auge auf die herrliche, Alles überstrahlende Gestalt geheftet. Das muß sie sein! dachte er, und nachdem er seine Mutter begrüßt hatte, fragte er sie: Ist jene junonische Gestalt neben Frau von Laval die Gattin des Großseneschalls? Die Herzogin nickte bejahend und der König, seiner Schwester einen unfreundlichen Blick zuwerfend, schien nur Augen für Diane von Poitiers zu haben.

Diese, durch des Königs Blick unangenehm berührt, doch nicht verlegen, trat jetzt plötzlich an der Hand ihrer Tante aus dem Kreise vor und

ging mit stolzen Schritten auf den König zu. Sire! sprach sie, das Knie vor ihm beugend, ich wage es, Ew. Majestät um Gerechtigkeit und Gnade anzuflehen; um Gerechtigkeit wegen der Beleidigung, die man mir angethan, sich unter meinem Namen in das Kabinet Ew. Majestät zu begeben, um Gnade für meinen Vater zu erbitten, der den Connetabel, seinen Freund, stets ermahnte dem Könige treu zu bleiben, der Alles that, ihn von seinem Vorhaben abzuwenden, und der nur darin fehlte, daß er seines Freundes Verräther nicht wurde. Begnadigt ihn, Sire, bat sie, das schöne Auge nach ihm aufschlagend, seid gerechter gegen ihn, als seine Richter, und straft die kühne Person, die es wagte unter dem Namen Diane von Poitiers vor Ew. Majestät Augen zu treten.

Der König befahl ihr aufzustehen, und so tiefen Eindruck auch das nach ihm aufgeschlagene dunkle Auge, die vor ihm knieende schöne Gestalt auf sein Herz gemacht haben mochte, war es ihm doch ärgerlich, daß die Bittende einen Vorfall berührt hatte, der diesem Frauenkreise Stoff zu allerlei Vermuthungen geben mußte. Was Eure Bitte um Gerechtigkeit betrifft, so seid Ihr im Irrthum, Niemand durfte es wagen unter erdichtetem Namen mir zu nahen, deshalb, sprach er und sein Blick traf dabei die Schwester, war Euer Gesuch überflüssig. Was Euern Vater betrifft, so mag er seine Unschuld vor den Richtern beweisen; bei so schweren Verbrechen wäre Gnade nur Schwäche.

Gott ist allmächtig und seine Gnade waltet über Allen, sagte Frau von Brezé mit tiefem, schmerzlichem Gefühle, nie kann die Gnade eines Königs, wenn sie einen Unglücklichen trifft, Schwäche sein. Richter sind Menschen, können irren und sprechen selten rücksichtslos; schon oft widerrief das Parlament selbst seinen früheren Urtheilsspruch. Deshalb wage ich es, mich noch ein Mal bittend an Ew. Majestät zu wenden, seid so großmüthig, und wäre wirklich sein Vergehen zu bestrafen, so vergebt!

Nichts weiter davon! unterbrach sie der König verlegen, da er wohl den Eindruck fühlte, den die schöne Frau auf ihn machte, und er sich doch, besonders in Gegenwart seiner Mutter nicht schwach zeigen wollte. Hauptsächlich aber hatte ihn das Benehmen der Herzogin von Alençon in dieser Angelegenheit aufgebracht.

Frau von Brezé, die bei des Königs mit Unmuth gesprochenen Worten einen Schritt zurückgetreten war, und sich eben verbeugen und entfernen wollte, trat noch ein Mal vor. Sire! sprach sie, und ihr ganzes Benehmen war Stolz und Achtung gebietend, ist es der Tochter erlaubt, den Vater im Gefängnisse zu besuchen?

Sein Kerker soll Euch geöffnet werden, so oft Ihr es begehrt, erwiderte der König, wandte sich dann zu seiner Schwester, ihr sagend: Ich erwarte Dich in meinem Kabinet! — empfahl sich seiner Mutter und verließ die Versammlung.

Die Herzogin von Alençon fand den König höchst aufgebracht in seinem Zimmer auf- und abgehend, doch kannte sie ihn zu gut und ließ sich durch den zornigen Blick, der sie traf, nicht im mindesten außer Fassung bringen.

Ich bin sicher hierher beschieden, um Euch über mein Verfahren, denn Scherz kann ich es nicht nennen, Rechenschaft zu geben. Ich will Euch, meinem Könige und Herrn, aber auch herzgeliebten Bruder freiwillig Beichte ablegen, als wäret Ihr Pater Stephanus, mein Seelsorger.

Der König schien kaum auf ihre Worte zu hören.

Frau von Brezé, fuhr sie fort und stellte sich an das Bogenfenster, in welches Franz der Erste die, das weibliche Geschlecht so verhöhnenden Worte geschrieben hatte, Frau von Brezé kam vor einiger Zeit zu mir, die bei mir gewiß vergebliche Bitte zu thun, mich für ihren Vater zu verwenden.

Vergebliche Bitte? wiederholte der König.

Ja wohl vergeblich, denn welche Bitte wäre mir wohl schon vom Könige gewährt worden? —

Aber desto mehr von dem Bruder! fiel ihr Franz in die Rede.

O ja, der Bruder überhäuft mich oft mit Güte, denn seine Liebe waltet dann ohne Zwang, und sie vergißt auch Schwester Margarethe nicht, aber des Königs Willen binden so viele — sie stockte.

Rede weiter, nur immer zu! Mich dünkt, Du wendest die Spitze des Wurfspießes geschickt nach mir, statt daß sie Dich treffen sollte.

Des Königs Wille, spann die Herzogin den Faden wieder an, ist oft zu sehr in der Hand der Liebe, auch wohl der Freundschaft, meist aber in der Hand kindlicher Verehrung, für Schwesterliebe hat er kein Ohr. — Doch ich fühle mich in meiner Stellung zu glücklich, um mich beklagen zu wollen; darum schnell wieder zu Frau von Brezé, damit ich meine Beichte bald ende. Frau von Brezé also kam zu mir, bat mich um meine Verwendung, und ich gestehe meine Schwäche, es machte mir Freude, sie ihr zu gewähren.

O ja! fuhr der König auf, Alles was das Glück hat, Bourbon anzuhören, ist Deines Schutzes gewiß; Dein Herz hängt so treu an diesem Manne, wie er mich treulos verließ.

Die Herzogin erwiderte auf diese Bemerkung kein Wort und verbarg ihre Empfindlichkeit.

Nun, habe ich etwa Unrecht, Dame Margarethe? fuhr er heftiger werdend fort, liegt Dir nicht schon lange das Schicksal des Connetabels mehr am Herzen, als das Schicksal Frankreichs?

Beim allmächtigen Gott, nein! rief sie aus und trat mit sichtbarer Aufregung dem Könige näher, doch schnell sich fassend ergriff sie seine Hand, und wie sie es nur selten, nur in dem Augenblick der höchsten Rührung that, redete sie ihn mit dem traulichen Worte: Bruder! an. Warum diese bittern Erinnerungen wecken? Gedenkst Du noch jenes

Augenblickes, als Du auf dem Schlosse zu Blois mit thränenden Augen in mein Gemach tratest und mir die Nachricht mittheiltest, König Ludwig wolle Dich mit seiner Tochter Claudia vermählen? Du warst außer Dir, obgleich keine andere Neigung Dein Herz fesselte. Da habe ich Dich getröstet, wie es der Schwester geziemte, habe Dich durch mein eigenes Beispiel getröstet. Sie ward Deine Gemahlin und hast Du Dich glücklich gefühlt, auch ohne Sehnsucht im Herzen? Als ich dem Herzoge von Alençon meine Hand geben mußte, liebte ich Carl von Bourbon mit der Gluth der ersten Liebe; Alençon hat mich nicht gelehrt, ihn zu vergessen, und verdammst Du mich, daß ich dem unglücklichen Manne, den nicht sein Wille, den eine grausame Nothwendigkeit — Doch laß mich davon schweigen! — Es tönt furchtbar geisterhaft in meinem Innern, wenn ich diese Saite berühren muß.

Der König, die Schwester innig liebend, vergaß in diesem Augenblicke seinen Unmuth, seinen Groll und die Frau von Brezé, schloß die Weinende in seine Arme, die bei aller Aufregung den günstigen Augenblick nicht unbenutzt entschlüpfen lassen wollte, sich seinen Armen sanft entwand und schnell in ihrer Beichte fortfuhr. Ich bin durch Euch, sagte sie die trauliche Sprache in die ernste der Convenienz umstimmend, ganz von meinem Thema abgekommen, deshalb rasch zu Frau von Brezé zurück. Ihr habt die stolze schöne Frau gesehen. Glaubt Ihr, daß sie Euch ihre Bitte würde in Eurem Kabinete vorgetragen haben? Glaubt Ihr, sie würde auf das, was Ihr der falschen Frau von Brezé zugeflüstert, je Euch wieder vor Augen getreten sein? — Ich durchschaute sie im ersten Augenblicke, sie flößte mir Achtung ein und mein innigster Wunsch war, ihr zu helfen. Ich kannte die Verhältnisse, wußte zu gut, daß das Wort Gnade nur durch Ueberraschung Euch entlockt werden könnte, und das zu thun war Frau von Brezé zu stolz zu edel, und Alles kam doch darauf an, Euch das Wort zu entlocken. Auf meinem Schlosse Bellevue fand ich in der Tochter des Kastellans, was ich zur Ausführung meines Planes brauchte. Die Hebe fühlte sich glücklich, vor ihrem König die Rolle der Großseneschallin zu spielen, und sie spielte sie gut und, so viel ich vernahm, wahrlich mit Anstand. — Habe ich nun Unrecht gethan? Könnt Ihr mir wegen des kleinen Betruges zürnen? Konnte ich ahnen, daß der argwöhnische Geist der Chateaubriant mich verrathen würde? Trat diese mir nicht in den Weg, so reis'te Frau von Brezé, sobald ihr Vater das Gefängniß verlassen hatte, in dem Wahne, ihn gerettet zu haben, mit frohem Herzen nach der Normandie zurück. Ihr fühltet Euch zufrieden und ich war es in der Wirklichkeit, denn ich hatte einen Schuldlosen befreit und von Eurem Haupte eine Ungerechtigkeit gewälzt.

Glaubst Du wirklich, ich wäre so thöricht, das mir durch Betrug Entlockte zu halten?

Ja, denn ich halte Euch für zu edel, Sire! antwortete die Herzogin.

Nichts weiter davon! sprach der König in bestimmten Tone, der keinen

Widerspruch und nur Gehorsam verlangte. Gute Nacht Margarethe! sprach er dann, ihr die Hand zum Abschiede herzlich drückend, und entließ sie. Zürnen konnte er der geliebten Schwester nicht, aber sein durch Betrug ihm entlocktes Wort zu halten, glaubte er sich nicht verpflichtet, glaubte, dies sei nur Thorheit. Der arme St. Vallier hatte nichts bei alle dem gewonnen.

Die Herzogin von Alençon verzweifelte dennoch nicht gänzlich; sie hoffte noch immer und entwarf den Plan, selbst feindliche Elemente zu ihrem Zwecke zu vereinen.

Die Zugbrücke der Bastille wurde niedergelassen, und die Sänftenträger der Frau von Brezé gingen keuchend und beklommenen Herzens durch das Thor, durch welches Niemand gern ein, Jeder freudig heraustrat. Ein Offizier der Besatzung empfing die Dame mit vieler Höflichkeit und führte sie ehrfurchtsvoll in ein hochgewölbtes Zimmer, welches die Aussicht nach dem innern Hofe hatte; er bat sie, hier zu verweilen und blieb zu ihrer Gesellschaft da. Frau von Brezé hatte nun Gelegenheit und Muße genug, das Innere dieses schauervollen Kerkers, dieses Lieblingsaufenthalts Ludwig des Eilften zu betrachten. Der Anblick des hohen finsteren Gebäudes, dessen kleine Fenster bis unter das Dach mit eisernen Gittern fest verwahrt waren, zwischen denen nur hier und da ein bleiches Menschenantlitz hrrvorlugte; die auf dem Hofe herrschende Grabesstille, nur zuweilen durch den Tritt eines Kriegsknechtes oder durch das Rasseln der Schlüssel des ernsten Kerkermeisters unterbrochen, konnten unmöglich in der geängsteten Brust der Tochter die Hoffnung zurück rufen, die ihr seit jenem Tage bei der Herzogin von Angouleme entschwunden war.

Schon hatte sie sich hier während einer Stunde, nur mit den furchtbaren Vorstellungen ihrer Einbildungskraft beschäftigt, befunden, als sie das Schweigen brach, und, von ihrem Sitze aufstehend, ihren Begleiter fragte, ob sie den Vater noch nicht sehen könne. Dieser, in augenscheinlicher Verlegenheit, und erst nachdem sie diese Frage wiederholt hatte, erwiderte, daß dieses nicht eher geschehen könne, bis sich die Richter entfernt hätten, die eben im Gefängnisse des Grafen wären, ihm das von dem Könige nun bestätigte Urtheil zu verkünden. Es gehörte der hohe Muth der Frau von Brezé dazu, diese Nachricht standhaft zu ertragen. So hat sich der König sehr beeilt, erwiderte sie, ging zurück an das Fenster, stützte das sorgenschwere Haupt auf den Arm und überließ sich von Neuem ganz dem düstern Nachdenken. In dieser Stellung saß sie lange, bis sie endlich durch Geräusch auf dem Hofe aufmerksam wurde, und dort mehrere Sänften kommen sah, in welche die ernsten Glieder des Parlaments, die furchtbaren Richter ihres Vaters, sich setzten. Bald nachher erschien ein Diener des Gouverneurs mit der Kunde, daß das Gefängniß des Grafen für Frau von Brezé geöffnet sei.

Bei dieser Nachricht erbebte sie. Der Gedanke, ihren Vater zu sehen,

hatte sie noch vor wenig Augenblicken mit Sehnsucht erfüllt, jetzt war es ihr ein angstvolles schmerzliches Gefühl. Endlich erhob sie sich, aber zu sehr erschüttert, wankten ihre Kniee, und der Offizier mußte ihr den Arm bieten, sie zurück zu geleiten. Der Weg ging durch einen düstern engen Gang, wo sie eine finstere Treppe zu ihrem Vater hinabsteigen mußte, welche des Kerkermeisters matt schimmernde Laterne nur spärlich erleuchtete. Sie waren nun wohl schon an zwanzig Stufen hinabgestiegen, als sie in einen gewölbten Gang traten, wo das bleiche Licht von den nassen Wänden widerstrahlte und Modergeruch ihnen entgegen drang; hier mußten sie noch lange gehen, ehe der Kerkermeister still stand, sein rasselndes Schlüsselbund vorholte und eine eiserne Thüre aufschloß.

Hier, also hier! murmelte Frau von Brezé, als sie vor der letzten Thüre standen, o schließt auf! bat sie; aber der Kerkermeister, ohne ihre Ungeduld zu beachten, fragte den Offizier: wie lange die Dame Erlaubniß habe, sich im Gefängniß aufzuhalten.

So lange es ihr beliebt! erwiderte dieser.

Nun, da werden wir wohl eine gute Weile hier draußen warten können! brummte er, den letzten Riegel fassend.

Nichts um sie beachtend, folgte ihr Auge nur der Hand des Kerkermeisters, der jetzt die Thüre öffnete, und Diane lag in den Armen ihres Vaters.

Wenn die Kerkerthür sich hinter Dir Unglücklichen schließt, das Knarren, das Rasseln der Riegel, das Geräusch der einspringenden Schlösser Dir zuruft: die Freiheit ist dahin, der Wille ist gebunden, ein eisernes Geschick, schwerer als Thür und Riegel, dir die Rückkehr in die Welt sperrt, dich von Freunden und Lieben, dich vielleicht auf ewig von ihnen trennt; wenn der furchtbare Gedanke: Hoffnungslos! schmerzvoll deine Seele erfaßt, keine Rückkehr aus diesem Kerker, kein Sonnenlicht, kein Mondesstrahl dir mehr leuchtet, dann wird das Gefängniß dir zu dem engen Raume des Grabes, die rasselnde Thür ist der klappernde Deckel des finsteren Sarges, der sich auf ewig verschließt; die Hoffnung entflattert mit der ersten Scholle Erde, die auf deinem Sarge dröhnt, und Kind und Gatte, Freund und Geliebte sagen dir ein ewiges Lebewohl. Kerker und Grab ist eins, aus beiden flieht die Hoffnung, in beiden ward noch Keinem die Gewißheit, ob ihm das Licht des Lebens je wieder scheinen wird. Durch die Kerkernacht schimmert nur ein matter Strahl der fliehenden Hoffnung, durch Grabesnacht dringt, wie bleiches Mondlicht, ein matter Silberschein der Ahnung. In beiden tönt jede Saite deines Innern ein dumpfes Lebewohl!

So sehen wir uns wieder, mein Vater! rief nach langer Umarmung, nach langem stummen Schmerzgefühl Diane; gerechter Gott, wie seid Ihr verändert, bleich, eingefallen Euer männlich schönes Antlitz zusammengesunken die kräftige Gestalt und weiß das volle braune Haar eines zitternden Greises.

Mein Haar wäre weiß? fragte staunend der Gefangene.

Es breitet sich silbern über Euer Haupt, wie der Schnee über die Gipfel der Pyrenäen.

Heiliger Gott! Noch heute am Morgen rollte es dunkel über meine Schultern. Ja, Diane! Als der Tod an meiner Pforte klopfte, da erbebte ich, als das Urtheil mir verkündete, ich solle vor dem Blutgerüste erst die Tortur ausstehen, da stockte das Blut in meinen Adern, da ward in einem Augenblicke der rüstige Mann zum welkenden Greise. Ja, der Hauch des Todes hat mein Haar gebleicht, mit mir ist es aus! — Doch jetzt bin ich gefaßt, rief er endlich, da Gott mir meinen letzten Wunsch gewährt hat, Dich noch ein Mal zu sehen.

Diane schmiegte sich liebkosend an ihn an. Komm! sprach er, ihre bebende Hand erfassend, setze Dich auf diese morsche Bank, sage mir, wie es in der Welt, die ich nun seit Monaten nicht sah, jetzt steht; erzähle mir von Bourbon, dem Gott sein Herz zu meinem Verderben, nicht zum Guten gelenkt hatte, und berichte mir, was Deinen Mann bewegen konnte, Dich an das Hoflager nach Paris zu schicken. Laß mich noch ein Mal in die Vergangenheit wandern, nach vorwärts bedarf es keines Blickes, da könnte ein Blinder den kurzen Weg bis zum Ziele auch ohne Führer finden.

Die Tochter machte ihn nun mit Allem, was in Frankreich und Italien geschehen war, bekannt, sagte ihm, daß ihr Gatte, das Letzte zu versuchen, sie nach Paris gesendet habe, um dadurch seine Schuld an des Vaters Schicksal zu büßen; auch verschwieg sie ihm nichts, was ihr in Paris begegnet war.

Der Vater hatte ihr aufmerksam zugehört; mit Trauer vernahm er das Glück der feindlichen Waffen, seine treue Freundschaft für Bourbon konnte die Liebe zu seinem Könige, selbst, wenn er auch ungerecht gegen ihn war, konnte die Liebe zum Vaterlande nicht mindern, die immer steigende Macht der Herzogin von Angouleme ihm nicht die Hoffnung geben, daß der König aus eigenem Antriebe und vom edleren Willen beseelt, das Urtheil mildern werde. Dem Großseneschall vergab er. Dein Gatte that seine Pflicht, und somit that er recht! dies waren die tröstenden Worte, die er seiner Tochter deshalb sagte. Als er aber von ihr erfuhr, was ihr am Hofe begegnet sei, da überflog eine dunkle Röthe sein bleiches Antlitz, bebend vor Zorn fragte er sie, ob Alles, was sie ihm gesagt, Wahrheit sei? und als sie, durch des Vaters Zweifel gekränkt, ihm ein stolzes Ja! erwiderte, schloß er sie freudig in seine Arme, und der Lebensmuth schien wenigstens für den Augenblick, in ihn zurückgekehrt zu sein. Diana! sprach er bewegt, die Nachricht, daß ich auf dem Schaffote den Tod leiden werde, mehr noch, daß mich furchtbare Schmerzen zermalmen sollen, ehe ich von der Spanne Leben scheide, hat mich tief erschüttert, hat den Mann in einer kurzen Stunde zum Greise und ihn muthlos gemacht. Ich fühle, daß der Tod durch Henkers Hand, der von heute an, bis ich mein Haupt auf den

Block lege, mich wie ein marternder Begleiter keinen Augenblick verläßt, und mir in jeder Sekunde das rinnende Stundenglas vorhält, furchtbarer, schrecklicher ist, als der Tod auf dem Bette der Ehre, fühle, daß mein Herz gebrochen ist und ich nicht mehr, wie bei Marignano, dem Tode freudig entgegen gehe, aber dennoch beschwöre ich Dich, meine Tochter, und säh'st Du, daß ich mit freudiger Lust an dem Leben hinge, sähst Du mich zitternd, muthlos das Schaffot besteigen, thue nichts zu meiner Rettung, was mein Gedächtniß entbehren könnte. Lieber martervollen Tod als ein Leben voll Schande!

Sorgt nicht, Vater! unterbrach ihn Diana, sorgt nicht für Euer Kind, Euer Blut fließt in seinen Adern!

Der Vater umarmte sie tief erschüttert. So sehen wir uns also heute zum letzten Male, zum letzten Male sehe ich dem Stolz meines Lebens! sagte er dann, da sie sich zum Weggehen anschickte.

Ich sehe Euch noch! rief sie, aus düsterm Nachdenken erwachend, ich sehe Euch in Eurer Todesstunde! — Lebt wohl! Sie wand sich aus seinen Armen und rief dem Kerkermeister zu, schnell die Thür zu öffnen. Der Vater wollte sie zurückhalten, wollte sie bewegen, ihren Vorsatz aufzugeben. Muß es vom Leben geschieden sein, Vater, sprach sie ernst, so geht dem Tode als ein muthiger Mann entgegen. Bis dahin lebt wohl mit Gott!

Während Diana von Poitier's qualvolle Stunden in der Bastille verbrachte, und vielleicht mit zu viel stolzem Muthe von ihrem Vater geschieden war, hatte die Herzogin von Alençon Alles in Bewegung gesetzt ihren Plan durchzuführen. Die in ihrem Herzen noch nicht erloschene Neigung zum Connetabel trieb sie zu St. Valliers Hülfe an, aber wohl eben so sehr folgte sie hierbei der Weichheit ihres Gemüthes, das gern half, gern den Mitleid sich hingab. Auch spornte sie weibliche Beharrlichkeit, das einmal Begonnene durchzusetzen; sie hatte zu viel für die Sache gethan, um sie schon beim ersten mißlungenen Versuche aufzugeben. Zuerst suchte sie nun durch Frau von Laval die Gräfin Chateaubriant für sich zu gewinnen; dies war nicht schwer, weil diese schon aus Haß gegen die Herzogin von Angouleme und aus Vorliebe für Bourbon, sich aus eigenem Antriebe für St. Vallier verwendete. Dann versuchte sie selbst das Schwerste, die Mutter für den Gefangenen zu stimmen, und hier kam ihr, gewiß ohne es zu wollen, der König zu Hülfe, der, seit er Frau von Brezé gesehen, oft schon von der hohen Schönheit dieser Frau gesprochen, und den Glauben bei der Herzogin erweckt hatte, daß jene ihm nicht gleichgültig sei.

Margarethe von Alençon kannte den unüberwindlichen Haß der Mutter gegen die Gräfin Chateaubriant; nicht der Ehrgeiz allein, wer den König beherrsche, auch der Haß gegen Alles, was der Familie Foix ange-

hörte, machte ihn unversöhnlich. Es war daher leicht, die Mutter darauf hinzuführen, daß Diana von Poitiers wohl Française von Chateaubriant aus dem Herzen des Königs verdrängen könne; dazu sei aber nothwendig, daß erst Dankbarkeit die stolze Diana an den König fessele, ehe sie sich dem Zauber der Liebe hingäbe. Die Herzogin von Angouleme ging in die Falle und ließ Frau von Brezé zu sich kommen, versicherte ihr, daß sie sich mit Freuden für ihren Vater verwenden würde, obgleich die Dame noch nicht den Wunsch geäußert habe, daß sie sich seiner annehmen möchte. Zugleich gab sie ihr den Rath, noch einmal den Versuch zu machen, den König zur Gnade zu bewegen.

Wie sollte ich das können? erwiderte Frau von Brezé, öffentlich hat mir der König mein Gesuch verweigert.

Nun, so versucht es in einer Privat-Audienz! fiel ihr die Herzogin in die Rede.

Frau von Brezé verbeugte sich erröthend. Dazu bin ich zu stolz! sagte sie endlich und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Die Herzogin, zu klug, um vor der Hand weiter in sie zu dringen, entließ sie und ihr selbst blieb nun nichts mehr übrig als die Gewalt, die sie über den König hatte, anzuwenden, um ihn zur Milde über St. Vallier zu stimmen

Aber zu ihrer Verwunderung fand sie den König standhafter, hartnäckiger als sie geglaubt; alle ihre Versuche prallten an seiner Beharrlichkeit ab. Auch die Chateaubriant bat vergebens, wagte sogar, einen ganzen Tag mit ihm zu schmollen; doch auch dies sonst so wirksame Mittel half nichts. Die Herzogin von Alençon wendete gleichfalls Spott, Liebkosungen und den Zauber ihrer Worte vergebens an, der sonst so nachgiebige, leicht zu lenkende König beharrte diesmal fest auf seinem Willen. Bestimmten ihn Bonnivet's Berichte, der Alles, was Bourbon in Piemont that, im gehässigsten Lichte schilderte, oder gab die so seltene Uebereinstimmung der Mutter, Schwester und der Geliebten dem Könige den Argwohn, daß hier irgend ein Plan, eine Absicht zu Grunde liege, er hörte nicht auf ihre Bitten und untersagte endlich jede fernere Berührung dieser Sache. Die Täuschung mit Frau von Brezé, hauptsächlich aber die öffentliche Scene bei der Herzogin von Angouleme, mochten auch wohl viel zu seiner Beharrlichkeit beitragen.

So waren einige Tage vergangen; der Morgen des zur Execution bestimmten Tages brach an, und wo Mutter und Geliebte an St. Valliers Begnadigung verzweifelten, verlor Margarethe von Alençon den Muth und die Hoffnung noch nicht. Den Nachmittag sollte St. Vallier das Schaffot bebesteigen; um die eilfte Stunde des Mittags trat sie unangemeldet, den Dauphin und den Herzog von Orleans an der Hand, bei dem Könige ein.

Sire! redete sie ihn mit einer Art Feierlichkeit an, die ihr sonst ganz fremd war, ich komme, um noch einmal Gnade für St. Vallier zu erflehen. Seid nicht ungerecht gegen Euch selbst, seid milde.

Erfüllt die Bitte der schönen Frau, schenkt ihrem Vater das Leben! bat der kleine Herzog von Orleans, während der Dauphin, ohne etwas zu sagen, dem Könige die Hand küßte.

Was soll dieser Auftritt? fragte der König finster, warum diese Knaben mit in das Complot ziehen?

Euch zur Gnade stimmen, den Prinzen bei Zeiten zu lehren, gerecht und milde sein.

Schwester von Alençon! unterbrach sie der König mit Heftigkeit, seid Ihr auch einige Jahre älter als ich, geziemt es Euch doch nicht, Euch zu meiner Lehrmeisterin aufzuwerfen. Deshalb befehle ich Euch zu schweigen und mit keinem Worte mehr diese mir so widrige Sache zu berühren.

Ist das Euer unabänderlicher Entschluß, Sire? fragte die Herzogin, während die Kinder, besonders der Herzog von Orleans, bittend an ihm aufsahen.

Mein unabänderlicher! erwiderte der König und gab ihr ein Zeichen, sich zu entfernen,

Die Herzogin von Alençon, der dies zum ersten Male geschah, gehorchte, entfernte sich mit den Prinzen, kehrte aber sogleich wieder zurück, und ohne sich durch des Königs finstern Blick entmuthigen zu lassen, trat sie furchtlos zu ihm.

Bruder! sprach sie in der höchsten Aufregung, meine unbegrenzte Liebe zu Dir führt mich noch einmal hierher, wo mir, ich kenne die Gefahr, das Schrecklichste begegnen kann, Deine Liebe zu verlieren.

Was sollen diese Worte? unterbrach sie schnell der König, ist Dir meine Liebe so theuer, so setze sie hierbei nicht auf's Spiel!

Da, wo des Königs Ehre auf dem Spiele steht, muß ich es! sprach die Herzogin unerschrocken.

Meine Ehre auf dem Spiele? Foi de gentilhomme! rief er wüthend, wer wagt es meine Ehre anzugreifen?

Ich, Sire, Ihr gabt Euer Wort, St. Vallier zu begnadigen; wem Ihr es gabt, ist gleichviel; Ihr gabt es und habt es nicht gehalten. Der Mann hat es gebrochen, der die edlen Worte Foi de gentilhomme des Tages wohl tausendmal ausruft und damit prahlt, aber die Ehre eines Königs nicht kennt.

Margarethe! rief König Franz, fast nicht mehr Herr seines Zornes und zeigte nach der Thür.

Ich entferne mich, ich gehe, sagte sie ruhig, gehe mit blutendem Herzen, mich grämend, daß das Herz Franz von Valois der Milde verschlossen ist. Ich weiß, welches Loos mich erwartet, ich werde es in Demuth ertragen, denn ich that, was eine liebende Schwester, die Schwester eines Königs thun mußte.

Worte, schöne Worte! sagte der König mit Hohn, wandte ihr den Rücken und entfernte sich durch die verborgene Thür.

Armer St. Vallier! seufzte Margarethe tief, armes verwundetes Herz! sagte sie, die Rechte auf das klopfende pressend, das habe ich nicht erwartet!

Die Thränen drangen in ihr sanftes mildstrahlendes Auge, und sie ließ den Schleier fallen, damit sie Niemand sähe, und begab sich zu ihrer Mutter.

Eben als Margarethe mit schwerem Herzen der ängstlich harrenden Tochter die traurige Kunde brachte, daß alle Hoffnung verschwunden sei, wurde der Gefangene, der, seit ihn sein Kind verlassen, in den heftigsten Fieberzustand gefallen war, zur Tortur geführt. Kaum konnte sich der Unglückliche bei dem Anblick der Marterwerkzeuge aufrecht erhalten.

Ihr wollt mir Geständnisse erpressen, und ich habe nichts zu gestehen! rief er in Verzweiflung, Ihr wollt mir hier schon den Tod geben, damit ich zweimal sein Grausen empfinden soll! Bemüht Euch nicht, Worte erpreßt Ihr mir nicht, nur das Seufzen des Sterbenden könnt Ihr vernehmen.

Der Arzt versicherte nun den Richtern, der Gefangene sei so schwach, daß er bei dem ersten Grade der Marter den Geist aufgeben müsse, und so ließen sie ihn nach langer Berathung zurück in das Gefängniß führen, weil dem König daran gelegen schien, daß das Urtheil öffentlich vollzogen würde, und der Tod unter der Marter dies verhindert hätte. Hier erwartete ihn noch ein peinlicher Akt; der Graf von Ligny trat im Auftrage des Königs ein, ihm den Orden des heiligen Michael, als dessen nicht mehr würdig, abzunehmen.

Der König hat ohne Zustimmung des Ordenskapitels kein Recht, mir den Orden zu nehmen! rief er, seine letzten Kräfte sammelnd, und ich habe es nicht verschuldet, daß er mir genommen wird.

Wo habt Ihr den Orden? fragte Graf Ligny, da er ihn nicht damit bekleidet sah.

Der König weiß wohl, daß ich ihn und wo ich ihn in seinem Dienste verlor! erwiderte er; als ich in der Schlacht bei der Bicogne unter den Todten lag, riß ihn mir ein Landsknecht ab, von dem mag ihn der König zurückfordern.

Da wollte ihm der Graf einen andern Orden umhängen, um dann die entehrende Ceremonie der Abnahme vollführen zu können, aber St. Vallier weigerte sich lange, bis ihm endlich der Präsident des Parlaments vorstellte, daß er auch bei dem Gange zum Tode dem Könige Gehorsam schuldig sei. Da duldete der Gefangene die entehrende Handlung, und verlangte dann einen Priester, ihm zu beichten; dieses Gesuch wurde ihm nicht versagt, der Priester erschien.

Indessen hatte die Herzogin von Alençon bei ihrer Mutter qualvolle Stunden verlebt; Mitleid, gekränkte Eitelkeit, die Furcht die Liebe ihres Bruders und mit ihr jeden Einfluß verloren zu haben, selbst der schmerzliche Gedanke, nichts für Bourbon thun zu können, beugten die sonst so

heitere Fürstin gänzlich nieder. Der Herzogin von Angouleme ging die Sache weniger zu Herzen, ihr war an der Begnadigung St. Valliers nichts gelegen, und nur den Zweck vor Augen, die Gräfin Chateaubriant zu stürzen, hielt sie es noch immer für möglich, ihn durch Frau von Brezé dennoch zu erreichen.

Unvermuthet trat der König in das Zimmer und störte ihre traurige Unterhaltung. Sein Unmuth schien verschwunden, zwar war der Ausdruck des Gesichtes noch immer ernst, man konnte jedoch deutlich sehen, daß er wenigstens freundlich scheinen wollte. Er sprach von gleichgültigen Dingen, erwähnte Frau von Brezé und ihren Vater, Bourbon und das Heer in Italien mit keinem Worte, sprach jetzt von Fontainebleau, wohin er vor seiner Abreise nach Lyon sich noch begeben wollte, dann von den Jagden, die er dort zu halten gedenke, und so verplauderte er wohl eine Stunde. Plötzlich umdüsterte sich sein Antlitz, er sah nach der an einem der Thürme angebrachten Sonnenuhr, und sagte dann mit eisiger Kälte: Jetzt führen sie St. Vallier zum Richtplatze!

Die Herzogin von Alençon schrak bei diesen Worten zusammen, selbst die Herzogin von Angouleme schauderte, der König aber begann wieder von andern Dingen zu reden.

Nicht die Herzoginnen allein waren in diesem Augenblicke erschüttert; auch Frau von Brezé, die an der Seite ihrer Tante und ganz gegen deren Willen, sich an einem Fenster auf dem Greveplatz, dem Schaffot gegenüber, befand, starrte mit fast erstorbenen Blicken nach der Straße hin, die von der Bastille nach dem Stadthause führte.

Verlaß dies Zimmer, verlaß dies Haus! bat Frau von Laval, die für sie zitterte, aber sie beharrte auf ihrem Entschluß zu bleiben.

Ich versprach meinem Vater ihm noch ein Mal Lebewohl zuzurufen, sagte sie, und mein Herz verlangt ja so sehnlich noch ein Mal sein gebleichtes Haar, sein abgehärmtes Antlitz zu sehen; ich bleibe!

Ihr Wunsch ward bald erfüllt. Schon strömte das neugierige Volk herzu, das nicht Theilnahme, nur Freude an dem blutigen Schauspiele herbei zog, bald sahen sie die voranziehenden Kriegsleute, jetzt hörten sie das Rasseln des Wagens, er nahte. Es war keine Karosse, auf elendem Karren, worauf man die gemeinen Missethäter zum Tode führte, saß Johann von Poitiers, Graf von St. Vallier, schon halb dem Tode eine Beute.

Ich habe ihn gesehen! — raunte mit bebender Stimme Diana der Frau von Laval zu — Ich habe sein weißes Haar, seine eingefallenen Wangen, habe den Tod auf seinem Antlitze gesehen, das ist genug! — Führt mich fort von hier, ich bin nicht so stark, als ich glaubte. Geschwind, fort, fort! Doch ehe noch die herbei eilenden Diener sie unterstützen konnten, sank sie leblos zusammen.

Indessen war der Zug bis zum Blutgerüste gelangt. St. Vallier, der Worte seines Kindes gedenkend, sammelte hier die letzte Kraft seines

Lebens, um muthig dem Tode entgegen zu gehen; er wankte die Stufen hinauf, kniete nieder, betete ein kurzes Gebet, dann wendete er sich zu dem ihn begleitenden Priester: Sagt dem Könige, sprach er mit gebrochener Stimme, daß ich ihm meinem Tod verzeihe, und betet für meine Seele.

Er legte nun mit Ergebung sein greises Haupt auf den Block, der Scharfrichter hob sein blinkendes Beil und —

Gnade, Gnade! — erscholl es; St. Vallier sank leblos neben den Block.

Erst nach langem Mühen ward er zum Leben zurückgebracht, zu einem Leben, qualvoller als der Tod. Sein Wort zu lösen, hatte ihn König Franz begnadigt; aber entehrt, seiner Güter, seiner Freiheit beraubt, sollte er das elende Geschenk des Lebens im finstern Kerker ohne Tageslicht, bei der gemeinsten Kost vertrauern, und nur der Tod sollte ihm den Kerker öffnen. Dies war des Königs Begnadigung, dies war St. Valliers furchtbares Loos.

Das ist grausam, rief er, als er nach der Bastille zurück gebracht und ihm hier der königliche Wille bekannt gemacht wurde; der Todeskampf war überstanden, und nun soll ich noch Jahre lang ihn für ein elendes Leben kämpfen? — Ich kann dem Könige für seine Gnade nicht danken!

Als jedoch am nemlichen Abende seine Tochter bei ihm eintrat, an seinem Halse hing, an seinem Herzen ruhte, er sie mit Vaterliebe in die Arme schloß, da brach doch ein Hoffnungsstrahl durch seine Nacht, und ein falber Schein, gleich als wenn die Dämmerung die nahende Morgenröthe verkündet, breitete sich über sein Leben das ihm wieder lieb ward, und begleitete ihm nach Mont St. Michel, wohin man ihn am andern Tage abführte.

Auch Diana blieb während des Weges dahin an seiner Seite, und wäre ihm gern auch in den Kerker gefolgt, hätte der strenge Befehl des Großseneschalls sie nicht nach der Normandie zurückgerufen.

In der Schlacht bei Pavia rächte Karl von Bourbon das ihm und seinen Freunden geschehene Unrecht; Franz der Erste ward gefangen und nach Madrid geführt, wo er, wenn auch nicht im finstern Kerker, doch in drückender Lage zwei Jahre lang blieb. Erst nach fünfjähriger Gefangenschaft erhielt St. Vallier durch den Frieden zu Cambray seine Freiheit und seine Besitzungen zurück, und erlebte noch Manches, das seinem stolzen Herzen wehe that. Diana von Poitiers aber ward nach dem Tode des Großseneschalls, obgleich siebenzehn Jahre älter, die Geliebte des damaligen Dauphins, früheren Herzogs von Orleans. Den Platz in seinem Herzen und die Herrschaft über ihn, behauptete sie trotz ihres Alters bis zu seinem Tode; in ihrem acht und funfzigsten Jahre weinte sie an dem Sterbebette des Geliebten.

Das Ende der Gräfin Chateaubriant war bemitleidenswerth.

Der alte Guerillo von Granada.

In der Sierra Morena, unfern des alten Schlosses Montiel, schleicht die Quaderamena geräuschlos durch ein ödes Thal, welches auf der westlichen Seite hohe Felsen begrenzen. Hier zog eine Familie prunk- und geräuschlos, aber mit sehnenden Blicken, den Grenzen Granada's zu, um aus dieser traurigen Gegend in ihr heimathliches Paradies zurückzukehren. Es war ein alter Mann mit schneeweißem Haar, den man wohl einen Greis hätte nennen können, wenn nicht sein blitzendes Auge, seine Haltung und jede seiner Bewegungen noch Manneskraft gezeigt hätten. Die hagere lange Gestalt saß auf einem andalusischen Pferde, das, besonders in dieser Gegend, leicht an Don Quixote und seine Rozinante erinnern konnte, denn Roß und Reiter waren eben so mager, wie der Ritter von der traurigen Gestalt und sein edles Thier, sonst aber waren sie wohl nicht mit einander zu vergleichen. Der Mann war bürgerlich gekleidet, an seinem Sattelknopf hing ein kurzer Karabiner, zwei lange Pistolen ragten aus ihren Holstern hervor, sein braunes Kleid hielt ein breiter lederner Gürtel zusammen, an welchem ein langer Stoßdegen hing und worin ein Paar kurze Handpistolen staken. Neben ihm saß auf schön mit Federbusch und Glöckchen geschmückten Maulthiere eine reizende jugendliche Gestalt in der, die Schönheiten des Körpers so herrlich hervorhebenden Nationnaltracht, doch deckte der kleine Schleier ihr Gesicht, und ließ nur hoffen, daß es der Gestalt an Schönheit gleiche. Dicht hinter ihnen führte ein bejahrter Diener ein wohlbepacktes Maulthier, dem auch der Kopfputz und die tönenden Schellen nicht fehlten. Der Sennor dieser Kavalkade schien in Gedanken, das Mädchen in Erinnerung versunken zu sein, denn sie saßen schweigend und fast regungslos auf ihren Thieren, während der Diener durch Kopfschütteln Leben und Mißfallen zu erkennen gab.

Sennor! unterbrach dieser endlich die Stille, welche hier in der baumlosen Einöde nicht einmal das Rauschen des Ostwindes gestört hätte, dort vor uns am Flusse seh' ich, wenn mich mein Auge nicht täuscht, eine grüne Stelle, vielleicht wächst da ein wenig Gras; wollen wir nicht rasten, den armen Thieren die Halme zum Futter zu gönnen und unsere Sieste unter dem Felsen zu halten? —

Der Reiter blickte auf, sah nach der Gegend hin und ohne den Diener zu antworten setzte er seinen Weg fort, mochte aber doch sein Roß bei dem

Anblick eines des nemlichen Weges gehenden Mönches angetrieben haben, denn der Diener konnte jetzt nur noch keuchend folgen.

Der Mönch warscheinlich von dem Geläute der Maulthierglocken aufmerksam gemacht, wandte sich, setzte sich auf einen Felsblock und schien sie hier erwarten zu wollen. Bald hatten sie ihn auch erreicht, und mit dem freudigem Ausruf: Willkommen, Pater Jacinto, hielt der Reiter sein Pferd an, sprang für sein Alter behende genug herab, ging dem Mönche, der ihn zu begrüßen aufgestanden war, rasch entgegen und reichte ihm zum Willkommen die Hand.

Während dem war Antonio, der Diener, auch herbei gekommen, half der Senora von dem Maulthiere, ergriff seines Herrn Roß, und ohne weiter anzufragen nahm er Maulthier und Pferd die Zügel ab, überließ es ihrem Instinkt und ihrem Hunger, den grünen Grasplatz an der Quadarmena aufzusuchen, und packte dann das Lastthier ab.

Sei mir willkommen, meine fromme Tochter Fernanda! begrüßte jetzt der Mönch das junge Mädchen, das, den Schleier zurückwerfend, in hoher Schönheit vor ihm stand und ihm mit Verehrung die Hand küßte. — Aber sagen Sie mir, wo kommen sie des Weges her? fragte er den Alten. Ich vernahm in Estella, Sie lägen noch in Tolosa an Ihren Wunden nieder, und ich finde Sie hier in der Sierra, und wie es scheint auf dem Rückwege nach der Heimath begriffen?

So ist's, ehrwürdiger Herr! erwiderte der Sennor, das Schicksal treibt den Menschen wunderbarlich, bald nord- bald südwärts, und er muß hin, wohin es gebietet. Nur auf der langen irdischen Wallfahrt kennt Jeder seinen Weg, er führt vom Aufgang bis zum Niedergang, von der Wiege bis zum Grabe; den Weg muß ein Jeder gehen.

Den muß ein Jeder gehen, Don Diego! wiederholte der Mönch, das Grab ist das Ziel alles irdischen Wallens. — Aber sagen Sie mir nur, lieber Herr, fuhr er dann fort, wie können Sie es wagen, nach Granada zurückzukehren! In unsrer Provinz hat sich, seit Sie uns verließen, ein böser Geist eingenistelt, und besonders in den Städten, da waltet der Dämon des Aufruhrs, und auf dem Lande fehlt es an Einigkeit, Vertrauen und an einem Führer, für König und Religion zu handeln.

Braucht Ihr einen Führer? nahm Diego schnell das Wort, doch der Mönch fiel ihm rasch in die Rede, die Saat ist noch nicht reif, die Schnitter sind noch nicht versammelt — Sie würden nur Ihrem Verderben entgegen gehn — Doch davon später. Lassen Sie uns hier unser kleines Mahl verzehren, Siesta halten, wenn wir nicht gestört werden, und dann zusammen weiter ziehen.

Antonio wurde herbeigerufen, der auch schnell Feuerzeug hervor und Wasser aus dem Flusse holte; bald war ein kleines Feuer von am Ufer zusammengelesenem Ginsterreißig angemacht, wobei er die treffliche Chokolade kochte; ein Stück kaltes Schaaffleisch und gelbes Maisbrod beschloß

das Mittagsmahl, wozu der Mönch seinen kleinen, mit gutem Wein von Val de pennas gefüllten Bocksbeutel Preis gab.

Als es beendet war, legte Antonio die wollenen Decken neben die Felswand, damit die Schlummernde Schutz vor den Sonnenstrahlen fände, schob der Sennora ein weiches, mit Schaafwolle gestopftes Kissen unter den Kopf, und raunte ihr leise zu, schlafen sie nur, Sennorita, ich werde schon bei Ihnen Wacht halten. Don Diego aber und der Mönch setzten sich auf den Felsblock und verzichteten auf Ruhe, denn sie hatten viel mit einander zu sprechen.

Sie sind gewiß neugierig, werther Freund, so darf ein armer Klosterbruder Sie doch wohl auch nennen? begann der Mönch, was sich während dem Jahre Ihrer Abwesenheit in Granada zugetragen hat und wie es bei Ihnen zu Hause steht? — Diego nickte bejahend. — Nun da habe ich Ihnen nicht viel zu berichten. Als Sie die Alhambra verließen, blieb ich in Ihrer kleinen Wohnung zurück, die mir immer ein Schwalbennest an einem stattlichen Gebäude zu sein dünkt, ging in das obere Stübchen, blickte hinab in das Darro-Thal, wo ich Sie bald mit den Ihrigen nordwärts ziehen sah. Mein Herz schlug heftig, mein Auge wurde naß. Werden wir uns wiedersehen? dachte ich; doch der Gedanke, daß ein edler Zweck den Greis in Schlacht und Kampf führe, der feste Glaube, daß jedem Gefallenen dort die Märtyrkrone und das Paradies werde, erhob mich über meinen Schmerz. Ein inniges Gebet begleitete Sie und so oft ich seitdem in der Frühmette Auge und Herz zu Gott erhob, gedachte ich Ihrer und schloß Sie ein in mein Gebet; Gott hat es erhört, Sie kehren gesund wieder zurück. Aber wie kommt es, daß ich mich nicht so recht darüber freuen kann? Ist es eine trübe Ahnung, oder ist es die drückende, über Spanien dahinziehende Gewitterluft, die mir die Brust beengt? — Doch wohin verirr' ich mich? — Hören Sie nur weiter!

Als ich Ihre Wohnung verließ, sie schloß, das Bild des heiligen Franziskus, als Schutzpatron, an die Hausthür heftete, Ihrem Nachbar, dem Schuster, den Schlüssel gab, die andern Nachbarn aber ermahnte, Acht zu haben, daß Niemand sie Ihrer kleinen Habe beraube! da ging ich mit schwerem Herzen heim in mein Kloster; kehrte oft noch der mir so theuer gewordenen Bank unter den Jasminranken zurück, setzte mich da hin, dachte an Sie und Fernanda, und habe dort schöne aber dennoch wehmüthige Augenblicke verlebt!

Guter Vater, treue Seele! unterbrach ihn Diego, und drückte ihm tief gerührt die knöcherne Hand.

Aber auch ich sollte von den Strudel der Weltbegebenheiten fortgerissen werden. Der König litt Mangel, die Klöster schossen zusammen, und mir wurden die Opfer anvertraut, welche die Kirche ihrem Beschützer brachte. Wechsel auf Bayonne, und Juwelen, die sonst die heiligen Gewänder geziert, und die wir vor der Habgier der Franzosen noch gerettet hatten, trug ich

unter meiner Kutte, und der arme Kapuziner zog mit Schätzen beladen zu seinem Könige nach Navarra.

Ich habe meinen Auftrag glücklich ausgerichtet. Ohne aufgehalten zu werden, führte mich mein Priestergewand gefahrlos über den Ebro. Von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte bin ich, die Städte vermeidend, gezogen, habe dort und überall einen guten Geist gefunden, der, wenn man dem Landvolke Waffen, Anführer und nur ein Paar Bataillone zum Stützpunkte gäbe, sich kräftig aussprechen würde und schaarenweise käme das Volk herbeigeströmt, um für König und Religion zu fechten. So aber erstirbt der gute Wille und die fromme Begeisterung, Niemand weckt sie, Niemand giebt ihr die Kraft zum Handeln. — Was können unsere frommen Ermahnungen allein wirken? — Sie schütteln ungläubig den Kopf, Sie lächeln bitter? — Hat Sie die Erfahrung eines Andern belehrt?

Wohl möglich! sagte Diego, doch fahren Sie nur fort, ehrwürdiger Vater!

Ich bin zu Ende, und bitte, Sennor, erzählen Sie mir nun, wie es Ihnen erging.

Ich muß Wunden aufreißen, Pater, schmerzlich blutende Wunden, begann dieser. Nun es sei! — Sie kennen mein früheres Schicksal, wissen, daß ich unmuthig das Heer verließ, als es, des spanischen Namens unwerth, vor den herandringenden Franzosen floh, mich in mein freundliches Haus am Darro einschloß, mich unter Thränen über mein unglückliches Vaterland meiner Neigung zur Dichtkunst überließ, und abgezogen von der Welt, nur ihr und meiner Tochter lebte. Sie waren Zeuge, wie ich mein armes, durch einen französischen Buben gewaltsam entehrtes Kind in ihrer Todesstunde an meine zerrissene Brust drückte und ihr Rache gelobte, wie sie, mir ihr Kind übergebend, in meinen Armen verschied und Alles was mich noch an das Leben kettete, mit sich in das Grab nahm. — Von Ihnen selbst ermuntert opferte ich nun meine Lieder dem Feuer, meine Ruhe der Rache, zog das Schwert aus seinem Versteck hervor, umgürtete es, stellte mich an die Spitze einiger Unzufriedenen und durchstreifte, ein finsterer Rachegeist, bald die Alpuxarren, bald die öde Sierra mit meinem wilden Haufen, der wie ein Schneeball von Tage zu Tage wuchs. Ich habe mein Kind ehrlich und blutig gerächt, und mein Blutdurst war doch nicht gestillt, ich habe die Unterdrücker meines Vaterlandes fliehen sehen, und doch hat mein armes Spanien nicht Ruhe gefunden. In meiner Fernanda ging mir an meinem Lebenshimmel ein neuer Stern auf, aber dennoch konnte ich den Untergegangenen nicht vergessen; immer blickt' ich durch die Nacht nach ihm auf, und meine Sehnsucht ward nicht gestillt, denn ewige Grabesnacht deckte ihn; meine Seufzer weckten ihn nicht, er spiegelte sich nicht in meinen Thränen. Zuweilen hab' ich mich zwar in den Bildern der immer noch wachenden Phantasie glücklich geträumt, aber nur um mich beim Erwachen doppelt unglücklich zu fühlen; dies war mein unglückliches

Erdenloos. So festgehalten am düstern Leben, hat mich mein Geist, meine Sehnsucht ewig zu ihr, der Unglücklichen, hingezogen, den Tod hab' ich gerufen, und meiner Fernanda kindliches Lächeln hat ihn von meiner Pforte zurückgewiesen: er kam nicht. Mein stattliches Haus habe ich von den Franzosen eingeäschert gefunden und mich mit der Hütte begnügt, die mir König Fernando statt Lohn für das, was ich für ihn that, an der Alhambra aus Barmherzigkeit zur Wohnung anwies. Dort habe ich die Tage der Cortes in Kummer durchlebt, habe Frankreichs Krieger mit Ingrimm durchziehen sehen, und doch sie segnen müssen, da sie den alten Königsthron wieder befestigten. So war ich in Zwiespalt, gleich meinem Vaterlande, habe mit Schwärmerei an einem König gehangen, der die Dienste des alten Kriegers mit Hohn zurückwies, habe gedarbt, gesungen, gebetet, bis — Doch wozu Ihnen Alles wiederholen! — Sie wissen es ja längst und haben wohl schon tausendmal den Weheruf aus meiner zerrissenen Brust vernommen. — Lassen Sie mich schweigen!

Reden Sie, Sennor, Mittheilung erleichtert den Schmerz, tröstete Pater Jacinto, fahren Sie fort, ich bitte!

Der König starb. — Die alten Gesetze waren durch ihn umgestoßen, die Krone des alten Spaniens ward auf das Haupt eines Kindes gesetzt, einer Tochter, die unschuldig an dem Blute, daß für sie floß und noch fließen wird, die schwere Verantwortung übernehmen mußte. Das königliche Statut sollte die alte heilige Verfassung ersetzen, England und Frankreich kämpften um das Vorrecht, Spanien, wie sie es nannten, zu civilisiren, nenne man es nur zu beherrschen, und Spanien duldete es!

Da trat — gelobt sei Gott, der seine Diener auch auf Erden sendet — da trat ein Mann auf, der einst mein Freund war, jetzt mein Heiliger ist. — Er ist nicht mehr, Friede seiner Asche, Vergeltung ihm dort oben! — Er schwieg, faltete die Hände zum Gebet, der Pater that ein Gleiches, murmelte fromme Worte vor sich hin, und Antonio, der neben der Schlafenden saß und dies aus der Ferne sah', kniete nieder und betete gleichfalls, ohne zu wissen weshalb.

Plötzlich aber sprang er auf, lief um die Felsspitze herum. Sennor! rief er keuchend, von der Venta de los Santos her kommt ein Reiterhaufen angetrabt, ich fürchte, es sind Räuber. — Schnell weckte er die Schlafende ergriff die Zügel der Thiere, lief an den Fluß, zäumte sie auf und war eben mit Packen beschäftiget, als die Reiter schon um die Felsen gesprengt kamen und die Reisenden umzingelten.

Wer sind Sie? fragte der Anführer in eben nicht freundlichem Tone.

Reisende, die nach Granada wollen.

Wo kommen Sie her?

Aus der Gegend von Madrid.

Auf diesem Wege von Madrid?

Wir haben die Landstraße absichtlich verlassen, erwiderte Don Diego?

Ihr Name?

Wer gibt Ihnen ein Recht, darnach zu fragen? sagte der Sennor in Ehrfurcht gebietendem Tone.

Das Recht des Stärkeren gilt nur noch in Spanien, erwiderte der Kriegsmann, deshalb sagen Sie mir Ihren Namen!

Don Diego del Pennas; nun wissen Sie genug!

Ich glaube, erwiderte der Anführer, seinen Hut ziehend, denn ich sah Sie zuweilen in Granada.

Das freut mich! sagte Diego, die Begrüßung auf gleiche Weise erwidernd, aber nun setzen Sie Ihren Weg fort, Cavallero, und lassen uns den unsrigen ziehen.

Ziehen Sie, wohin Sie wollen, aber Ihr Gepäck muß hier bleiben, sagte der Anführer von Neuem barsch, vielleicht auch die junge Sennora.

Antonio! rief Diego. Der Diener riß die Pistolen aus der Halfter, überließ die Thiere ihrem Schicksal, eilte zu seinem Herrn, der schon zur Gegenwehr bereit stand, während der Pater, ohne Theil an dem Gespräche genommen zu haben, auch jetzt noch ruhig dastand und die muthige Fernanda einen blanken Dolch aus ihrem Gürtel zog.

Seid Ihr Räuber? fragte jetzt Diego, einen zornigen Blick auf den Anführer werfend und den Hahn seiner Pistole spannend, oder seid Ihr Krieger, und wem, dem Don Carlos oder der Christina ergeben?

Es lebe der König! rief bei dieser Frage der ganze Haufe.

Er lebe hoch, er lebe lange! wiederholte Don Diego, den Hahn in Ruhe setzend und aus seiner Tasche ein Schreiben holend, das er dem Anführer reichte, der es ihm aber mit den Worten: Sennor, ich kann nicht lesen! zurückgab.

Während dem hatten sich die Bewaffneten an das Gepäck gemacht, um es zu plündern; da eilte Pater Jacinto hin, trat unter sie, strich seinen langen grauen Bart, hob drohend seine Rechte und rief: Wer es wagt, dies dem frommen Anhänger des Königs und der heiligen Kirche gehörige Gut anzutasten, der sei verflucht vor Gott und Menschen! — Zurück ihr Sündigen!

Schweigend gehorchten die Räuber, Keiner wagte das von der Kirche beschirmte Gut ferner anzutasten, sie küßten dem Kapuziner die Hand und zogen sich zurück.

Sie sagten mir, begann jetzt Diego, daß Sie für die Sache des Königs auszögen; so sind Sie im ehrlichen Kampfe mit den Christinos begriffen, aber nicht mit stillen Wanderern, die unbekümmert ihre Straße ziehen. Wie können Sie solch entehrendes Handwerk treiben?

Die Noth, Sennor, die Noth! erwiderte der Spanier, wir ziehen umher, den Christinos Schaden zuzufügen, wo wir nur können, und versäumen daheim unsere Arbeit. Der Acker liegt brach, Weib und Kind wollen essen, so müssen wir mitunter, wenn sich keine andere Hülfe bietet,

zur Wegelagerung unsere Zuflucht nehmen; denn Niemand giebt uns Sold und Kleidung, Niemand nimmt sich der Zurückgebliebenen an, und die Klöster können nicht alle die Hungrigen speisen, die sich an ihre Pforten drängen. Ohne Geld erlahmt der gute Wille, und wenn der König nicht bald in hiesige Gegend Hilfe sendet, so predigen unsere Priester vergebens den Kreuzzug gegen den Irrglauben und die falschen Lehren, womit uns das Ausland beschenkt hat. Da verstehen es unsere überseeischen Nachbarn besser; in den Städten rollen ihre Guineen, und dieser Klang treibt die Menge leichter zusammen, als wenn für Don Carlos, den rechtmäßigen König, die Trommeln tönen.

Don Diego, die unglücklichen Verhältnisse wohl noch genauer kennend, als der Guerillas-Anführer, zuckte die Achseln und schwieg, und da er ihm weder Trost noch Hoffnung zu geben vermochte, befahl er Antonio aufzupacken. Der Haufe zog nun weiter, und die Reisenden nahmen nach diesem bestandenen Abenteuer ihren Weg nach dem Gebirge von Jaen.

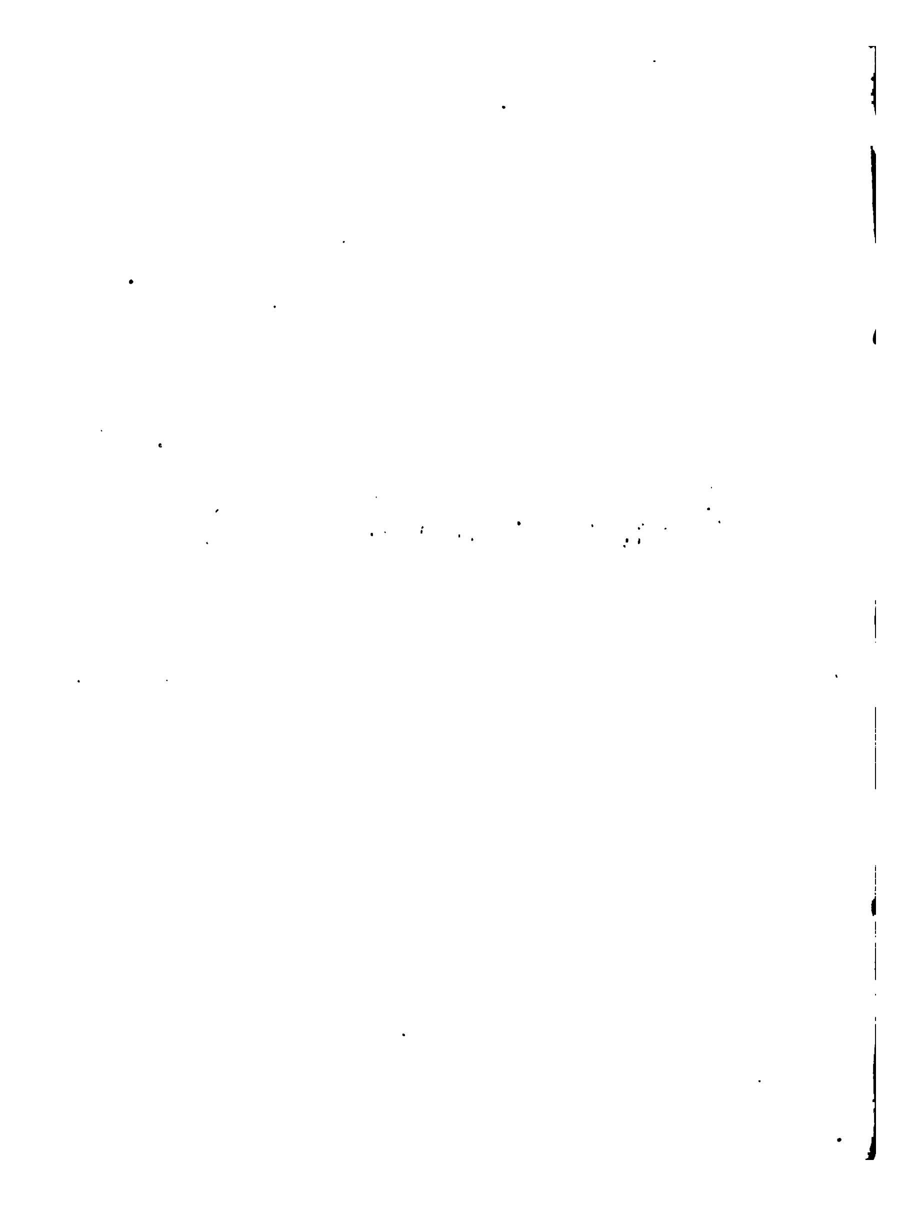
Am Abend des folgenden Tages gelangten sie in der Gegend von Ubeda, bis wohin sie noch denselben Tag wollten. Hier hatte ihnen der Kapuziner eine freundliche Aufnahme in dem Kloster seines Ordens, und Fernanda eine Wohnung bei einer frommen Witwe verheißen. Ihr Schicksal wollte jedoch nicht, daß sie ohne ein neues Abenteuer dorthin gelangen sollten. Kaum noch eine halbe Stunde von dem Ort entfernt, sahen sie einen noch stärkeren Haufen Reiter in gestrecktem Trabe auf sie zusprengen; ihnen auszuweichen, die sie sogleich für Christinos erkannten, war zu spät; sie mußten ihren Weg fortsetzen und das Weitere ruhig erwarten.

Jetzt sprengte der Anführer ihnen entgegen, that fast die nemlichen Fragen an sie, wie vorhin der Carliste, doch hier beantworte Don Diego Alles ganz kurz durch Vorzeigung eines von dem Minister Torano unterschriebenen Passes. Der Anführer, der zum Glück lesen konnte, drang nicht weiter in ihn, fragte nur eilig, ob ihnen kein Haufe Rebellen begegnet sei, und als sie dies verneinten, sagte er, wahrscheinlich verbindlich sein wollend, daß sie in Ubeda viele Landsleute finden würden, da ein Bataillon Urbanos von Granada, die hier herumstreifenden Carlisten wegen, unter Sennor Ariego's Befehl dort eingerückt sei.

Franzisko Ariego? fuhr Fernanda unwillkürlich auf.

Der Nemliche — Kennen Sie ihn, Sennora? fragte der Christino, doch da seine Reiter eben vorbei trabten, brach er jetzt das Gespräch ab, grüßte freundlich und sprengte davon.

Wir gehen nicht nach Ubeda! sagte jetzt der Alte, mürrisch vor sich hinblickend, irgend eine Hütte am Guadalquivir wird uns wohl aufnehmen, deshalb bis auf Wiedersehen in Granada, guter Pater!



blutigen Kampf um das Schwert der Gewalt, den Herrscherstuhl der Macht. Hunderte ihrer Propheten bluteten auf dem Schaffot. Das Geschlecht der Tiger zerfleischte sich selbst, und alles dies für die Freiheit und zum Heile des Volks. — Da trat, des Gräuels müde, ein glücklicher stolzer Krieger unter sie, gebot, das Schwert in der Hand, die Kampfgenossen hinter sich, Ruhe und die Söhne der Freiheit beugten wie Sklaven ihr Haupt, boten willig ihre Hände den Fesseln; ein neuer Thron erhob sich auf den Trümmern des Alten, mit eisernem Scepter regierte ein Tyrann, und die freien Seelen krochen als feile Knechte zu den Füßen des Korsen, bis Europa die aus ihrem Joche befreite, die es selbst mit triumphirendem Uebermuth in Fesseln legen wollten.

Ja alles kehrt auf dieser Erde zu dem Punkte zurück, von wo es ausging, Pater Jacinto, fuhr nach einer Pause der Alte fort, aber nicht alles in der nemlichen Gestalt. Mildthätig fügte es Gott, daß die Vernunft der Zerstörung von feine folge, aufmerksam beachte, was Gutes, was Böses zertrümmert sei, jenes wieder aufzubauen sich bemühe, dieses in Schutt begraben lasse und sorgsam das Saatkorn untersuche, damit nur kräftige gesunde Halme zur Ernte reifen mögen. Hierin, Freund, habe ich seit den 50 Jahren, daß die Welt erschüttert, seit den 25, in denen mein Vaterland zerrüttet wurde, den Trost gefunden, der mich aufrecht erhalten hat, und der mich auch bis zum Tage der Auferstehung begleiten soll. Geläuterter ersteht die Welt aus dem Chaos, und glücklich die Völker, die unsere furchtbaren Erfahrungen mit Weisheit und Ruhe benutzen und die brandigen Halme aus der Waizensaat ziehen können, ohne, ehe es reif ist, die zerstörende Sense zu schwingen.

Ein aus dem vor ihnen liegenden Hause rasch auf sie zukommender Landmann unterbrach das Gespräch; Sennor, rief er schon von weitem, theurer, lieber Sennor, wie führt Sie der Zufall in mein Haus? Sein Sie mir von Herzen willkommen! Diego blickte auf und erkannte bald in ihm einen alten Waffengefährten seiner Guerilla, den er seines Muthes wegen besonders ausgezeichnet hatte. Er reichte ihm freundlich die Hand, die der Landmann drückte und küßte. O kommen Sie in meine Hütte, bat er, damit mein Weib den Mann sehe, von dem ich ihr so oft erzählt habe; aber sobald dürfen Sie uns nicht verlassen. Ein gutes Nachtlager, frisch gefangene Fische, einen Becher mit gutem Wein und ein dankbares Herz sollen Sie dort finden.

Das freut mich, daß Sie bei einem alten Bekannten einsprechen können, nahm der Kapuziner das Wort, das paßt zu meinem Plane. Kommen Sie! Sehen Sie nur, mit welcher Freude der biedere Mann sein Auge auf Sie heftet, befriedigen Sie seine Ungeduld.

Ich gehe nicht mehr gern in das Haus eines Freundes, erwiderte Diego, wohin ich meinen Fuß setze, dahin folgt mir das Unglück.

Sündlicher Aberglaube! zürnte der Kapuziner, kommen Sie! Diego

Anblick eines des nemlichen Weges gehenden Mönches angetrieben haben, denn der Diener konnte jetzt nur noch keuchend folgen.

Der Mönch warscheinlich von dem Geläute der Maulthierglocken aufmerksam gemacht, wandte sich, setzte sich auf einen Felsblock und schien sie hier erwarten zu wollen. Bald hatten sie ihn auch erreicht, und mit dem freudigem Ausruf: Willkommen, Pater Jacinto, hielt der Reiter sein Pferd an, sprang für sein Alter behende genug herab, ging dem Mönche, der ihn zu begrüßen aufgestanden war, rasch entgegen und reichte ihm zum Willkommen die Hand.

Während dem war Antonio, der Diener, auch herbei gekommen, half der Senora von dem Maulthiere, ergriff seines Herrn Roß, und ohne weiter anzufragen nahm er Maulthier und Pferd die Zügel ab, überließ es ihrem Instinkt und ihrem Hunger, den grünen Grasplatz an der Quadarmena aufzusuchen, und packte dann das Lastthier ab.

Sei mir willkommen, meine fromme Tochter Fernanda! begrüßte jetzt der Mönch das junge Mädchen, das, den Schleier zurückwerfend, in hoher Schönheit vor ihm stand und ihm mit Verehrung die Hand küßte. — Aber sagen Sie mir, wo kommen sie des Weges her? fragte er den Alten. Ich vernahm in Estella, Sie lägen noch in Tolosa an Ihren Wunden nieder, und ich finde Sie hier in der Sierra, und wie es scheint auf dem Rückwege nach der Heimath begriffen?

So ist's, ehrwürdiger Herr! erwiderte der Sennor, das Schicksal treibt den Menschen wunderbarlich, bald nord- bald südwärts, und er muß hin, wohin es gebietet. Nur auf der langen irdischen Wallfahrt kennt Jeder seinen Weg, er führt vom Aufgang bis zum Niedergang, von der Wiege bis zum Grabe; den Weg muß ein Jeder gehen.

Den muß ein Jeder gehen, Don Diego! wiederholte der Mönch, das Grab ist das Ziel alles irdischen Wallens. — Aber sagen Sie mir nur, lieber Herr, fuhr er dann fort, wie können Sie es wagen, nach Granada zurückzukehren! In unsrer Provinz hat sich, seit Sie uns verließen, ein böser Geist eingenistelt, und besonders in den Städten, da waltet der Dämon des Aufruhrs, und auf dem Lande fehlt es an Einigkeit, Vertrauen und an einem Führer, für König und Religion zu handeln.

Braucht Ihr einen Führer? nahm Diego schnell das Wort, doch der Mönch fiel ihm rasch in die Rede, die Saat ist noch nicht reif, die Schnitter sind noch nicht versammelt — Sie würden nur Ihrem Verderben entgegen gehn — Doch davon später. Lassen Sie uns hier unser kleines Mahl verzehren, Sieste halten, wenn wir nicht gestört werden, und dann zusammen weiter ziehen.

Antonio wurde herbeigerufen, der auch schnell Feuerzeug hervor und Wasser aus dem Flusse holte; bald war ein kleines Feuer von am Ufer zusammengelesenem Ginsterreißig angemacht, wobei er die trefflichste Chokolade kochte; ein Stück kaltes Schaaffleisch und gelbes Maisbrod beschloß

das Mittagsmahl, wozu der Mönch seinen kleinen, mit gutem Wein von Val de pennas gefüllten Bocksbeutel Preis gab.

Als es beendet war, legte Antonio die wollenen Decken neben die Felswand, damit die Schlummernde Schutz vor den Sonnenstrahlen fände, schob der Sennora ein weiches, mit Schaafwolle gestopftes Kissen unter den Kopf, und raunte ihr leise zu, schlafen sie nur, Sennoritta, ich werde schon bei Ihnen Wacht halten. Don Diego aber und der Mönch setzten sich auf den Felsblock und verzichteten auf Ruhe, denn sie hatten viel mit einander zu sprechen.

Sie sind gewiß neugierig, werther Freund, so darf ein armer Klosterbruder Sie doch wohl auch nennen? begann der Mönch, was sich während dem Jahre Ihrer Abwesenheit in Granada zugetragen hat und wie es bei Ihnen zu Hause steht? — Diego nickte bejahend. — Nun da habe ich Ihnen nicht viel zu berichten. Als Sie die Alhambra verließen, blieb ich in Ihrer kleinen Wohnung zurück, die mir immer ein Schwalbennest an einem stattlichen Gebäude zu sein dünkt, ging in das obere Stübchen, blickte hinab in das Darro-Thal, wo ich Sie bald mit den Ihrigen nordwärts ziehen sah. Mein Herz schlug heftig, mein Auge wurde naß. Werden wir uns wiedersehen? dachte ich; doch der Gedanke, daß ein edler Zweck den Greis in Schlacht und Kampf führe, der feste Glaube, daß jedem Gefallenen dort die Märtyrkrone und das Paradies werde, erhob mich über meinen Schmerz. Ein inniges Gebet begleitete Sie und so oft ich seitdem in der Frühmette Auge und Herz zu Gott erhob, gedachte ich Ihrer und schloß Sie ein in mein Gebet; Gott hat es erhört, Sie kehren gesund wieder zurück. Aber wie kommt es, daß ich mich nicht so recht darüber freuen kann? Ist es eine trübe Ahnung, oder ist es die drückende, über Spanien dahinziehende Gewitterluft, die mir die Brust beengt? — Doch wohin verirr' ich mich? — Hören Sie nur weiter!

Als ich Ihre Wohnung verließ, sie schloß, das Bild des heiligen Franziskus, als Schutzpatron, an die Hausthür heftete, Ihrem Nachbar, dem Schuster, den Schlüssel gab, die andern Nachbarn aber ermahnte, Acht zu haben, daß Niemand sie Ihrer kleinen Habe beraube! da ging ich mit schwerem Herzen heim in mein Kloster; kehrte oft nach der mir so theuer gewordenen Bank unter den Jasminranken zurück, setzte mich da hin, dachte an Sie und Fernanda, und habe dort schöne aber dennoch wehmüthige Augenblicke verlebt!

Guter Vater, treue Seele! unterbrach ihn Diego, und drückte ihm tief gerührt die knöcherne Hand.

Aber auch ich sollte von den Strudel der Weltbegebenheiten fortgerissen werden. Der König litt Mangel, die Klöster schossen zusammen, und mir wurden die Opfer anvertraut, welche die Kirche ihrem Beschützer brachte. Wechsel auf Bayonne, und Juwelen, die sonst die heiligen Gewänder geziert, und die wir vor der Habgier der Franzosen noch gerettet hatten, trug ich

unter meiner Kutte, und der arme Kapuziner zog mit Schätzen beladen zu seinem Könige nach Navarra.

Ich habe meinen Auftrag glücklich ausgerichtet. Ohne aufgehalten zu werden, führte mich mein Priestergewand gefahrlos über den Ebro. Von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte bin ich, die Städte vermeidend, gezogen, habe dort und überall einen guten Geist gefunden, der, wenn man dem Landvolke Waffen, Anführer und nur ein Paar Bataillone zum Stützpunkte gäbe, sich kräftig aussprechen würde und schaarenweise käme das Volk herbeigeströmt, um für König und Religion zu fechten. So aber erstirbt der gute Wille und die fromme Begeisterung, Niemand weckt sie, Niemand giebt ihr die Kraft zum Handeln. — Was können unsere frommen Ermahnungen allein wirken? — Sie schütteln ungläubig den Kopf, Sie lächeln bitter? — Hat Sie die Erfahrung eines Andern belehrt?

Wohl möglich! sagte Diego, doch fahren Sie nur fort, ehrwürdiger Vater!

Ich bin zu Ende, und bitte, Sennor, erzählen Sie mir nun, wie es Ihnen erging.

Ich muß Wunden aufreißen, Pater, schmerzlich blutende Wunden, begann dieser. Nun es sei! — Sie kennen mein früheres Schicksal, wissen, daß ich unmuthig das Heer verließ, als es, des spanischen Namens unwerth, vor den herandringenden Franzosen floh, mich in mein freundliches Haus am Darro einschloß, mich unter Thränen über mein unglückliches Vaterland meiner Neigung zur Dichtkunst überließ, und abgezogen von der Welt, nur ihr und meiner Tochter lebte. Sie waren Zeuge, wie ich mein armes, durch einen französischen Buben gewaltsam entehrtes Kind in ihrer Todesstunde an meine zerrissene Brust drückte und ihr Rache gelobte, wie sie, mir ihr Kind übergebend, in meinen Armen verschied und Alles was mich noch an das Leben kettete, mit sich in das Grab nahm. — Von Ihnen selbst ermuntert opferte ich nun meine Lieder dem Feuer, meine Ruhe der Rache, zog das Schwert aus seinem Versteck hervor, umgürtete es, stellte mich an die Spitze einiger Unzufriedenen und durchstreifte, ein finsterer Rachegeist, bald die Alpuxarren, bald die öde Sierra mit meinem wilden Haufen, der wie ein Schneeball von Tage zu Tage wuchs. Ich habe mein Kind ehrlich und blutig gerächt, und mein Blutdurst war doch nicht gestillt, ich habe die Unterdrücker meines Vaterlandes fliehen sehen, und doch hat mein armes Spanien nicht Ruhe gefunden. In meiner Fernanda ging mir an meinem Lebenshimmel ein neuer Stern auf, aber dennoch konnte ich den Untergegangenen nicht vergessen; immer blickt' ich durch die Nacht nach ihm auf, und meine Sehnsucht ward nicht gestillt, denn ewige Grabesnacht deckte ihn; meine Seufzer weckten ihn nicht, er spiegelte sich nicht in meinen Thränen. Zuweilen hab' ich mich zwar in den Bildern der immer noch wachenden Phantasie glücklich geträumt, aber nur um mich beim Erwachen doppelt unglücklich zu fühlen; dies war mein unglückliches

Erdenloos. So festgehalten am düstern Leben, hat mich mein Geist, meine Sehnsucht ewig zu ihr, der Unglücklichen, hingezogen, den Tod hab' ich gerufen, und meiner Fernanda kindliches Lächeln hat ihn von meiner Pforte zurückgewiesen: er kam nicht. Mein stattliches Haus habe ich von den Franzosen eingeäschert gefunden und mich mit der Hütte begnügt, die mir König Fernando statt Lohn für das, was ich für ihn that, an der Alhambra aus Barmherzigkeit zur Wohnung anwies. Dort habe ich die Tage der Cortes in Kummer durchlebt, habe Frankreichs Krieger mit Ingrimm durchziehen sehen, und doch sie segnen müssen, da sie den alten Königsthron wieder befestigten. So war ich in Zwiespalt, gleich meinem Vaterlande, habe mit Schwärmerei an einem König gehangen, der die Dienste des alten Kriegers mit Hohn zurückwies, habe gedarbt, gesungen, gebetet, bis — Doch wozu Ihnen Alles wiederholen! — Sie wissen es ja längst und haben wohl schon tausendmal den Weheruf aus meiner zerrissenen Brust vernommen. — Lassen Sie mich schweigen!

Reden Sie, Sennor, Mittheilung erleichtert den Schmerz, tröstete Pater Jacinto, fahren Sie fort, ich bitte!

Der König starb. — Die alten Gesetze waren durch ihn umgestoßen, die Krone des alten Spaniens ward auf das Haupt eines Kindes gesetzt, einer Tochter, die unschuldig an dem Blute, daß für sie floß und noch fließen wird, die schwere Verantwortung übernehmen mußte. Das königliche Statut sollte die alte heilige Verfassung ersetzen, England und Frankreich kämpften um das Vorrecht, Spanien, wie sie es nannten, zu civilisiren, nenne man es nur zu beherrschen, und Spanien duldete es!

Da trat — gelobt sei Gott, der seine Diener auch auf Erden sendet — da trat ein Mann auf, der einst mein Freund war, jetzt mein Heiliger ist — Er ist nicht mehr, Friede seiner Asche, Vergeltung ihm dort oben! — Er schwieg, faltete die Hände zum Gebet, der Pater that ein Gleiches, murmelte fromme Worte vor sich hin, und Antonio, der neben der Schlafenden saß und dies aus der Ferne sah', kniete nieder und betete gleichfalls, ohne zu wissen weshalb.

Plötzlich aber sprang er auf, lief um die Felsspitze herum. Sennor! rief er keuchend, von der Venta de los Santos her kommt ein Reiterhaufen angetrabt, ich fürchte, es sind Räuber. — Schnell weckte er die Schlafende ergriff die Zügel der Thiere, lief an den Fluß, zäumte sie auf und war eben mit Packen beschäftiget, als die Reiter schon um die Felsen gesprengt kamen und die Reisenden umzingelten.

Wer sind Sie? fragte der Anführer in eben nicht freundlichem Tone.

Reisende, die nach Granada wollen.

Wo kommen Sie her?

Aus der Gegend von Madrid.

Auf diesem Wege von Madrid?

Wir haben die Landstraße absichtlich verlassen, erwiderte Don Diego?

Ihr Name?

Wer gibt Ihnen ein Recht, darnach zu fragen? sagte der Sennor in Ehrfurcht gebietendem Tone.

Das Recht des Stärkeren gilt nur noch in Spanien, erwiderte der Kriegsmann, deshalb sagen Sie mir Ihren Namen!

Don Diego del Pennas; nun wissen Sie genug!

Ich glaube, erwiderte der Anführer, seinen Hut ziehend, denn ich sah Sie zuweilen in Granada.

Das freut mich! sagte Diego, die Begrüßung auf gleiche Weise erwidernd, aber nun setzen Sie Ihren Weg fort, Cavallero, und lassen uns den unsrigen ziehen.

Ziehen Sie, wohin Sie wollen, aber Ihr Gepäck muß hier bleiben, sagte der Anführer von Neuem barsch, vielleicht auch die junge Sennora.

Antonio! rief Diego. Der Diener riß die Pistolen aus der Halfter, überließ die Thiere ihrem Schicksal, eilte zu seinem Herrn, der schon zur Gegenwehr bereit stand, während der Pater, ohne Theil an dem Gespräche genommen zu haben, auch jetzt noch ruhig dastand und die muthige Fernanda einen blanken Dolch aus ihrem Gürtel zog.

Seid Ihr Räuber? fragte jetzt Diego, einen zornigen Blick auf den Anführer werfend und den Hahn seiner Pistole spannend, oder seid Ihr Krieger, und wem, dem Don Carlos oder der Christina ergeben?

Es lebe der König! rief bei dieser Frage der ganze Haufe.

Er lebe hoch, er lebe lange! wiederholte Don Diego, den Hahn in Ruhe setzend und aus seiner Tasche ein Schreiben holend, das er dem Anführer reichte, der es ihm aber mit den Worten: Sennor, ich kann nicht lesen! zurückgab.

Während dem hatten sich die Bewaffneten an das Gepäck gemacht, um es zu plündern; da eilte Pater Jacinto hin, trat unter sie, strich seinen langen grauen Bart, hob drohend seine Rechte und rief: Wer es wagt, dies dem frommen Anhänger des Königs und der heiligen Kirche gehörige Gut anzutasten, der sei verflucht vor Gott und Menschen! — Zurück ihr Sündigen!

Schweigend gehorchten die Räuber, Keiner wagte das von der Kirche beschirmte Gut ferner anzutasten, sie küßten dem Kapuziner die Hand und zogen sich zurück.

Sie sagten mir, begann jetzt Diego, daß Sie für die Sache des Königs auszögen; so sind Sie im ehrlichen Kampfe mit den Christinos begriffen, aber nicht mit stillen Wanderern, die unbekümmert ihre Straße ziehen. Wie können Sie solch entehrendes Handwerk treiben?

Die Noth, Sennor, die Noth! erwiderte der Spanier, wir ziehen umher, den Christinos Schaden zuzufügen, wo wir nur können, und versäumen daheim unsere Arbeit. Der Acker liegt brach, Weib und Kind wollen essen, so müssen wir mitunter, wenn sich keine andere Hülfe bietet,

zur Wegelagerung unsere Zuflucht nehmen; denn Niemand giebt uns Sold und Kleidung, Niemand nimmt sich der Zurückgebliebenen an, und die Klöster können nicht alle die Hungrigen speisen, die sich an ihre Pforten drängen. Ohne Geld erlahmt der gute Wille, und wenn der König nicht bald in hiesige Gegend Hilfe sendet, so predigen unsere Priester vergebens den Kreuzzug gegen den Irrglauben und die falschen Lehren, womit uns das Ausland beschenkt hat. Da verstehen es unsere überseeischen Nachbarn besser; in den Städten rollen ihre Guineen, und dieser Klang treibt die Menge leichter zusammen, als wenn für Don Carlos, den rechtmäßigen König, die Trommeln tönen.

Don Diego, die unglücklichen Verhältnisse wohl noch genauer kennend, als der Guerillas-Anführer, zuckte die Achseln und schwieg, und da er ihm weder Trost noch Hoffnung zu geben vermochte, befahl er Antonio aufzupacken. Der Haufe zog nun weiter, und die Reisenden nahmen nach diesem bestandenen Abenteuer ihren Weg nach dem Gebirge von Jaen.

Am Abend des folgenden Tages gelangten sie in der Gegend von Ubeda, bis wohin sie noch denselben Tag wollten. Hier hatte ihnen der Kapuziner eine freundliche Aufnahme in dem Kloster seines Ordens, und Fernanda eine Wohnung bei einer frommen Witwe verheißen. Ihr Schicksal wollte jedoch nicht, daß sie ohne ein neues Abenteuer dorthin gelangen sollten. Kaum noch eine halbe Stunde von dem Ort entfernt, sahen sie einen noch stärkeren Haufen Reiter in gestrecktem Trabe auf sie zusprengen; ihnen auszuweichen, die sie sogleich für Christinos erkannten, war zu spät; sie mußten ihren Weg fortsetzen und das Weitere ruhig erwarten.

Jetzt sprengte der Anführer ihnen entgegen, that fast die nemlichen Fragen an sie, wie vorhin der Carliste, doch hier beantworte Don Diego Alles ganz kurz durch Vorzeigung eines von dem Minister Toreno unterschriebenen Passes. Der Anführer, der zum Glück lesen konnte, drang nicht weiter in ihn, fragte nur eilig, ob ihnen kein Haufe Rebellen begegnet sei, und als sie dies verneinten, sagte er, wahrscheinlich verbindlich sein wollend, daß sie in Ubeda viele Landsleute finden würden, da ein Bataillon Urbanos von Granada, die hier herumstreifenden Carlisten wegen, unter Sennor Ariego's Befehl dort eingerückt sei.

Franzisko Ariego? fuhr Fernanda unwillkürlich auf.

Der Nemliche — Kennen Sie ihn, Sennora? fragte der Christino, doch da seine Reiter eben vorbei trabten, brach er jetzt das Gespräch ab, grüßte freundlich und sprengte davon.

Wir gehen nicht nach Ubeda! sagte jetzt der Alte, mürrisch vor sich hinblickend, irgend eine Hütte am Guadalquivir wird uns wohl aufnehmen, deshalb bis auf Wiedersehen in Granada, guter Vater!

Ich begleite Sie, Sennor! erwiderte dieser, mir scheint, seit ich diese Gegend verließ, die Luft noch schwüler geworden zu sein, und da mein Gewand Sie doch vor mancher Unbill schützen könnte, bleib' ich bei Ihnen.

Wie lange, und auch dies Ehrwürdige treten die Wüthenden mit Füßen! murmelte Diego, den die Nachricht, daß Franzisko Kriego in Ubeda die Christinos befehlige, ganz verstimmt hatte, leitete sein Pferd von der Straße ab und lenkte es auf gut Glück nach einem Fußsteige, der sie an einer kleinen Olivenpflanzung vorbeiführte; der Pater folgte ihm.

Nimm mein Roß, Antonio! befahl er jetzt und stieg ab, wahrscheinlich um, von der treuen Anhänglichkeit des alten Priesters gerührt, ihn die Wanderung zu Fuß nicht allein weiter fortsetzen zu lassen.

Sie waren wohl schon über eine Stunde gegangen, als sie die Wasser des Guadalquivir rauschen hörten und dicht vor sich ein einzeln stehendes Haus erblickten, auf dessen Dach von glatten Steinen die letzten Strahlen der Abendsonne wunderbar spiegelten. Die kleine Quelle, die neben ihnen aus einer Felsritze zwischen blühendem Kaktus und Aloe hervor sprudelte, der gehauene Stein unter einer Dattelpalme sagten ihnen, daß sie der Heimath nahe seien, und luden die müden Wanderer ein, hier zu rasten. Die beiden Alten, von dem traulichen Plätzchen angezogen, folgten auch der stummen Einladung gern, setzten sich, und Fernanda that ein Gleiches; nur Antonio wurde nach dem Hause vorausgeschickt, zu sehen, ob sie und ihre Thiere dort Unterkommen finden könnten.

Alles in der Welt ist doch nur ein Kreislauf! sagte jetzt Diego, als sein Auge nach den letzten Strahlen der Sonne blickte, dort in Westen geht sie unter, und morgen steht sie wieder in Osten in vollem Glanze auf. Mit hohen Erwartungen überschritt ich den Guadalquvir, zog nach Norden, und morgen kehr' ich aller Hoffnungen quitt über ihn nach meiner südlichen Heimath zurück. Welten gehen unter und erstehen wieder, Throne stürzen zusammen und werden wieder aufgebaut, der Zeiten furchtbarer Geist mit seiner scharfen Sense mäht schonungslos die überreife Saat, und streute auch des Menschen zerstörende Hand Salz und Asche über das abgemähte Feld, das Korn schwillt dennoch, der Sonnenstrahl lockt die Keime hervor und der Frühling bereitet sich aus ihnen seinen schönen grünen Teppich. So erging es dem Volk jenseits der Pyrenäen — Wie wilde, reißende Thiere fielen sie über das Alte, Morsche her, zerstörten Schlösser und Kirchen, führten den Reichen seiner Habe wegen, auf's Blutgerüst, raubten und mordeten zur Ehre der Vernunft; Freiheit war ihr Gott, eine Freiheit, welche Ketten mit sich führte, in Strömen von Blut sich badete, und, gleich wie der Komet seinen Schweif, die Zerstörung hinter sich her schleppte.

Bald war das Geraubte verpraßt, nichts mehr zu plündern und zu morden übrig, und die Söhne der Freiheit begannen nun unter sich den

blutigen Kampf um das Schwert der Gewalt, den Herrscherstuhl der Macht. Hunderte ihrer Propheten bluteten auf dem Schaffot. Das Geschlecht der Tiger zerfleischte sich selbst, und alles dies für die Freiheit und zum Heile des Volks. — Da trat, des Gräuels müde, ein glücklicher stolzer Krieger unter sie, gebot, das Schwert in der Hand, die Kampfgenossen hinter sich, Ruhe und die Söhne der Freiheit beugten wie Sklaven ihr Haupt, boten willig ihre Hände den Fesseln; ein neuer Thron erhob sich auf den Trümmern des Alten, mit eisernem Scepter regierte ein Tyrann, und die freien Seelen krochen als feile Knechte zu den Füßen des Korsen, bis Europa die aus ihrem Joche befreite, die es selbst mit triumphirendem Uebermuth in Fesseln legen wollten.

Ja alles kehrt auf dieser Erde zu dem Punkte zurück, von wo es ausging, Pater Jacinto, fuhr nach einer Pause der Alte fort, aber nicht alles in der nemlichen Gestalt. Mildthätig fügte es Gott, daß die Vernunft der Zerstörung von ferne folge, aufmerksam beachte, was Gutes, was Böses zertrümmert sei, jenes wieder aufzubauen sich bemühe, dieses in Schutt begraben lasse und sorgsam das Saatkorn untersuche, damit nur kräftige gesunde Halme zur Ernte reifen mögen. Hierin, Freund, habe ich seit den 50 Jahren, daß die Welt erschüttert, seit den 25, in denen mein Vaterland zerrüttet wurde, den Trost gefunden, der mich aufrecht erhalten hat, und der mich auch bis zum Tage der Auferstehung begleiten soll. Geläuterter ersteht die Welt aus dem Chaos, und glücklich die Völker, die unsere furchtbaren Erfahrungen mit Weisheit und Ruhe benutzen und die brandigen Halme aus der Waizensaat ziehen können, ohne, ehe es reif ist, die zerstörende Sense zu schwingen.

Ein aus dem vor ihnen liegenden Hause rasch auf sie zukommender Landmann unterbrach das Gespräch; Sennor, rief er schon von weitem, theurer, lieber Sennor, wie führt Sie der Zufall in mein Haus? Sein Sie mir von Herzen willkommen! Diego blickte auf und erkannte bald in ihm einen alten Waffengefährten seiner Guerilla, den er seines Muthes wegen besonders ausgezeichnet hatte. Er reichte ihm freundlich die Hand, die der Landmann drückte und küßte. O kommen Sie in meine Hütte, bat er, damit mein Weib den Mann sehe, von dem ich ihr so oft erzählt habe; aber sobald dürfen Sie uns nicht verlassen. Ein gutes Nachtlager, frisch gefangene Fische, einen Becher mit gutem Wein und ein dankbares Herz sollen Sie dort finden.

Das freut mich, daß Sie bei einem alten Bekannten einsprechen können, nahm der Kapuziner das Wort, das paßt zu meinem Plane. Kommen Sie! Sehen Sie nur, mit welcher Freude der biedere Mann sein Auge auf Sie heftet, befriedigen Sie seine Ungeduld.

Ich gehe nicht mehr gern in das Haus eines Freundes, erwiderte Diego, wohin ich meinen Fuß setze, dahin folgt mir das Unglück.

Sündlicher Aberglaube! zürnte der Kapuziner, kommen Sie! Diego

verließ seinen Sitz, der Spanier eilte ihnen voraus, den Seinen die frohe Nachricht zu bringen, und nun wanderten sie der Hütte zu.

Ehrwürdiger Bruder! begann jetzt Diego, wüßten Sie, wie schmerzlich es mir ist, den Glücklichen in mein Schicksal zu verflechten, Sie hätten nicht in mich gedrungen, jene stille Hütte des Friedens zu betreten. Der Mann ward bei Carcola von den Franzosen gefangen; er war ein braver Soldat und mir so werth, daß ich für ihn das Aeußerste zu wagen beschloß. Noch in der nemlichen Stunde überfiel ich während der Zeit der Siesta das Städtchen; schon führten sie ihn unter einen Baum, ihn daran zu knüpfen, als ich mit meinem Haufen heransprengte und ihn rettete. Er hat es mir ehrlich vergolten; zweimal hieb er mich aus dem mich umzingelnden Feinde, und blieb, so lange der Krieg währte, mein treuer Kampfgenosse, treu mir, wie mein Schatten.

Und seiner Hütte wolltest Du vorbeigehen, ihn so kränken, Vater? unterbrach ihn Fernanda, welche aufmerksam dem Alten zugehört hatte, der schmerzlich lächelnd das Mädchen ansah und ihr dann freundlich die Hand reichte.

Sie waren jetzt vor der Hütte angekommen, Sebastian empfing sie mit Weib und Kind, pries des Sennors Edelmuth, erzählte der Frau, was er ihr gewiß schon hundertmal erzählt hatte, wie Diego ihn gerettet und ihm während des ganzen Krieges wohlgethan habe, ermahnte sie, ihn ja sorgsam zu pflegen, und der Sennora, so gut es sich thun ließe, ein weiches Lager zu bereiten, und machte ganz den geschäftigen freundlichen Wirth.

Aber dies Alles vermochte nicht Diego aufzuheitern, der, seit die Guerillas und die Christinos ihm begegnet, finster und mürrisch geworden war. Hatten sie ihn an die Vergangenheit erinnert, oder war mit ihrem Erscheinen sein heißer, tief verschlossener Wunsch, für seinen König zu sterben, in aller seiner Kraft wieder in ihm erwacht, er achtete wenig auf seines Wirthes Bemühen ihn aufzuheitern, saß ernsthaft an dem kleinen, mit Obst und Wein besetzten Tische, und der Kapuziner versuchte es, ihn aus seinem Trübsinn zu reißen, indem er ihn beredete den schönen Abend im Freien unter einem hohen unfern des Hauses stehenden Feigenbaum zu genießen.

Lieber Herr! begann er hier, Sie wurden vorhin in Ihrer Erzählung unterbrochen; haben Sie die Güte, mir den ferneren Verlauf Ihrer Begebenheiten zu erzählen, Sie wissen ja, welchen Theil ich daran nehme.

Diego sträubte sich lange, endlich gab er nach und begann:

Als ich den Ebro überschritten hatte, stieß ich in der Gegend von Labasa auf einen Haufen Navarreser, die, nachdem ich mich ihnen kund gegeben, mich freundlich behandelten und tiefer in die Gebirge nach Sirasillo führten, wo Zumalacaregui in dieser Zeit sein Hauptquartier aufgeschlagen

hatte. Mein Herz klopfte, als ich dem kleinen Häuschen nahte, wo ich den Freund, den Mann, der mit so wenigen Mitteln so viel geleistet, wieder sehen sollte. Wir hatten uns in jener Zeit, als die Constitutionellen den König nach Cadix schleppten, in den verödeten Sälen der Alhambra zufällig getroffen, und obgleich mir seine Uniform zeigte, daß er zu einer Partei gehöre, gegen die ich feindlich gesinnt war, nahm mich doch der ernste Blick, die stolze Haltung so ein, daß ich in der alten Königsburg willig sein Führer wurde, ihn mit allem bekannt machte und ihn durch meine Erzählungen in die Zeiten der maurischen Herrscher zurückführte. Sein Auge erglühte hierbei, er hörte mir aufmerksam zu, nahm jetzt sichtbar weniger Theil an den äußeren Gegenständen, aber die Thaten des maurischen Volks, der Glanz seines Königsthrons, der Verfall seiner Größe, von denen ich mit Feuer sprach, schienen seine ganze Seele zu begeistern, und die in Trümmern liegenden Quader der Alhambra ihm wichtiger zu sein, als das, was die Zeit und die Rohheit der Menschen von diesem stolzen Gebäude noch in seiner alten Pracht gelassen hatte. Schweigend war er mir durch die Gemächer gefolgt, keine Frage hatte meine mit Wärme und Begeisterung ihm mitgetheilte Erzählung unterbrochen. Jetzt aber, als ich ihn auf den Punkt führte, von wo aus man die ganze Größe dieses herrlichen unerreichbaren Denkmals der Vorzeit übersehen konnte, mußte sein Gefühl sich in Worten Bahn brechen. Sennor! rief er, und seine kräftige Faust schüttelte unsanft die meine, Sennor! Furchtbar schauerlich, dem jüngsten Gerichte ähnlich, wo die Herrlichkeiten der Erde auf den hellen Trompetenstoß der Auferstehung zusammenstürzen, ist es, wenn das Große endet, wenn der Stern eines Volkes untergeht und der freche Sieger die verfallenen Gemächer der alten Königsburg hohnlächelnd durchschreitet. Wird Spanien auch so untergehen, wie jenes edle Volk der Mauren? Werden seine Ueberwinder, wie wir in der Alhambra, in Madrid über die Trümmer unsrer Paläste wandeln? — Schon einmal betraten sie die Königsburg, fuhr er fort, immer düstrer werdend, die Völker trieben den Tyrannen in seine Grenzen zurück, auch Spanien ward gerettet — aber wie lange? — Des alten Ruhmes unseres Volkes gedenkend, möchte mir die Brust zerspringen, seh' ich, daß Spaniens alter Feind schon wieder die herrlichen heimathlichen Fluren betreten hat —

Trösten Sie sich! unterbrach ich ihn, Sie befestigen ja den umgestürzten Thron, und kehren dann friedlich wieder heim.

Sennor! fuhr er dann mit Heftigkeit auf, der Thron unsrer Könige ist Spaniens größte Zierde, ist das Heiligthum, um das wir uns schaaren müssen; aber es darf keine fremde Hand daran weder rütteln noch bauen, das sei unser Werk allein. Unsre Fluren darf kein Tritt eines fremden Kriegers entweihen, Spanien muß groß, muß geachtet stehen durch sich allein, und das dies geschehe, muß jeder Spanier Hab' und Leben daran setzen. Erst das Vaterland, dann der Thron! — Ach! seufzte der alte

Kriegsmann, dieser einzige, so tief in seine edle Seele geprägte Gedanke gab ihm den Tod — nicht die feindliche Kugel.

Sie erschrecken mich! fuhr der Mönch auf. Wie meinen Sie das?

Fragen Sie nicht darnach, diese Frage zu beantworten verbietet mir ein Eid! fiel ihm Diego ins Wort, hören Sie nur weiter. In Granada wurde der Freundschaftbund fest geschlossen, setzte nun der Alte seine Erzählung fort, und selbst sein Tod hat ihn nicht getrennt. Daß ich Sie hier sehe, Don Diego, so redete er mich bei unsrer ersten Zusammenkunft in Birastillo an, freut mich; ein wackrer Streiter in der Zeit der Noth, ein treuer Freund in den Tagen, wo nur Leidenschaften die Gemüther bewegen, ist ein köstlich erworbenes Kleinod; deshalb sein Sie mir willkommen! — Hoffentlich, wenn es nicht anders in dem Rathe des Ewigen beschlossen ist, sollen Sie mich auf meiner Siegesbahn begleiten. Wir reichten uns die Hände und blieben fortan unzertrennlich.

Aber ich fand dort nicht Alles, wie ich es erwartet hatte. Ach, die Phantasie eines Dichters taugt nicht für das Treiben der Welt, sie täuscht ihn so oft. Nicht Alle, die für Don Carlos das Schwert gezogen, kämpften uneigennützig den heiligen Kampf, anders war es im Felde, anders im Hoflager, nicht überall der ehrwürdige Wahlspruch der alten Holländer; Durch Einigkeit wird das Kleine groß! — Zwietracht herrschte und nur der Landmann, der Hab' und Gut, Weib und Kind verlassen hatte, um für seine Religion, seine Privilegien und seinen König zu fechten, meinte es ehrlich, folgte, so lange er sich auf heimathlichen Bergen befand, willig dem Rufe seines Führers; aber ihn zu bewegen, den Ebro, diesen Grenzfluß seines Eldorado's zu überschreiten, vermochte nur Zumalacaregui's hinreißende Beredtsamkeit, und dennoch war jenseits des Flusses der Navarese nicht mehr der kühne Krieger, wie in den Thälern Amescoa's.

Schmerzlich war es zu sehen, wie so mancher kühne Plan des Feldherrn hintertrieben wurde, wie er manchen Sieg ungenutzt vorüberlassen mußte, weil man ihm, den man schon jetzt den Volksfreund zu nennen begann, die Hände binden zu müssen glaubte; niederschlagend war es für den kühnen Anführer, der, das Auge stets nach Madrid gerichtet, nur dort das Ziel alles Strebens erblickte, hier ewig nur einen nutzlosen Guerillaskrieg führen zu müssen, weil er nie sein Volk gegen Wall und Mauern, wo der Städter aus Eigennutz seine Habe noch ziemlich tapfer vertheidigt, mit Zuversicht verwenden konnte.

Endlich, nach manchem Siege, nach manchem Kampfe mit der Camarilla, führte Zumalacaregui das Heer vor Bilbao; hier traf ihn die Kugel eines Chapelgorris, er blieb noch im Gefecht und erst am andern Tage ließ er sich nach Miravales zurückbringen, wohin ich ihm, selbst verwundet, folgte. Hier fand der edle Mann unter der Hand seiner Aerzte den Tod und verschied in meinen Armen.

Das Auge des alten Kriegers wurde naß, er hob es himmelwärts,

blickte lange schweigend in die umwölkte Nacht, dann entrangen sich die Worte seiner verwundeten Brust: Gott, Du hast es so gewollt, Dein Wille geschehe, lohne ihm da oben! und der Gedanke an den hinübergegangenen Freund mehrte nur noch den Trübsinn, so daß der Kapuziner ihn in die Hütte zu treten bat. Aber Diego weigerte sich zu folgen. Ist meine Brust beengt, sprach er, so athem' ich nur noch in Gottes Natur frei! Lassen Sie mich hier, Pater Jacinto, und hören Sie das Ende meiner Erzählung; die Wunde ist einmal aufgerissen, so mag Sie auch noch eine Weile bluten.

Nach dem Tode des Freundes ging ich, obgleich nicht geheilt, nach Estella, ward vom Könige huldreich, von Vielen seiner Umgebung kalt aufgenommen, erhielt nach einigen Tagen die Aufforderung, nach Granada zurückzugehen, um dort für die Sache des Königs zu werben, und wurde entlassen. Dieser Empfang, dieses Entlassen des Freundes Zumalacarequi's schmerzte mich; meine Wunde ward schlimmer, ich mußte in einer Hütte ohnfern Estella noch Wochen lang liegen, eh' ich meine Rückreise antreten konnte. In dieser Hütte erhielt ich den schriftlichen Rath eines Freundes, ja in der Heimath vorsichtig zu sein, denn meine Schritte würden dort gewiß von den Anhängern des Königs eben so beobachtet werden, als von den Christinos. Nach dieser eben nicht tröstlichen Nachricht wandte ich mich an Toreno, den ich früher gekannt, erhielt von ihm einen Paß, und trat dann, nachdem ich meine Fernanda wieder aus dem Kloster geholt, in das ich sie während des Kriegszuges gebracht hatte, meine Wanderung an. Ich bin nun hier am Ufer des Guadalquivirs, sehne mich nach meinem Schwalbenneste an der Alhambra, um dort den Lohn für meine Aufopferungen und für das verspritzte Blut zu ernten. Ja Pater Jacinto! rief er hohnlachend, ich habe in meinem unstäten Leben nur e i n Ziel vor Augen gehabt, alle meine Wege führten nur nach diesem einen, das ich unwandelbar verfolgt habe. Glaubte ich es erreicht, so setzte das Schicksal es mir immer ferner, und was war mein Lohn für all' dies Streben? — Doch des Lohnes wegen that ich nichts, meine Ueberzeugung, meine Pflicht trieb mich, der Gedanke an König und Vaterland beschwingte meine Flügel; aber nun sind sie erlahmt, ich kriege in mein Nest zurück, verschließe mich vor der Welt und weine dem gesunkenen Throne, dem tief sich erniedrigenden Vaterlande meine letzten Thränen. — Kommen Sie, Pater, rief er, heftig aufspringend, kommen Sie in die Hütte zurück. Kein Wort mehr aus der Vergangenheit, ich will einen undurchdringlichen Schleier über sie werfen, und all' mein Bestreben sei nur noch, zu vergessen! — Der Pater blickte dem Forteilenden wehmüthig nach. Armer, unglücklicher, edler Mann, murmelte er vor sich hin, ich fürchte, Du bist noch nicht am Ziele der Ruhe, walte Gott gnädig über Dich!

Am andern Morgen stand Pater Jacinto schon reisefertig vor Don Diego. Sennor, Sie sind gewiß erstaunt, mich schon zur Abreise bereit zu sehen, redete er ihn an. Sie wundern sich, daß ich Sie verlassen und meine Reise allein fortsetzen will, ich glaube aber, nach reiflicher Ueberlegung, daß es so am besten ist. Bleiben Sie hier in dieser verborgenen Hütte, wo Sie Niemand aufsuchen wird, indessen ich nach Granada gehe, um dort zu erforschen, wie es mit unserer Sache steht; Toreno's Paß könnte Sie vielleicht nicht hinlänglich schützen, denn Sie sind für einen Anhänger des Königs bekannt, und man ahnet, wo Sie in dieser Zeit gewesen. Lassen Sie mich erst die Verhältnisse dort kennen lernen, ich kehre bald zurück, oder wäre mir dies unmöglich, schicke ich einen treuen Klosterbruder, der Ihnen sichere Nachrichten bringen soll. Sie sind bei Ihrem ehemaligen Kriegsgefährten in guten Händen, und er hat mir fest versprochen, treu für Sie zu sorgen.

Unmuthig schüttelte Diego den Kopf. Wozu diese Fürsorge, Pater Jacinto! Der Mensch kann seinem Geschicke nicht entgehen, er muß ihm entgegen. Glauben Sie, ehrwürdiger Vater, daß ich an den Mauern der Alhambra das Glück wieder zu finden hoffe? Ich finde dort nur das Grab meiner Isabelle; von den Trümmern der Königsburg umgeben, den Blick nach der Sierra Nevada, nach der herrlichen Vega gerichtet, ertönt vielleicht die Saite der Dichtkunst wieder in meinem zerrissenen Innern, und der versiechte Quell, aus dem ich einst meine Lieder schöpfte, sprudelt von Neuem aus den Felsen meiner Heimath hervor, stürzt sich über die alten Trümmer, und in jedem vom Sternenlichte bestrahlten Tropfen tanzt ein meiner Seele entsprungenes Lied mit den Fluthen des Darro heimwärts in sein großes Meeresgrab. Dahin zieht es mich, erst dort finde ich mich in der Begeisterung wieder, dort — ich fühle es — beginnt der Zauber von Neuem, durch den allein ich mein Schicksal vergessen kann, der mir in der Oede des Lebens ein Paradies zu schaffen vermag. Dort, ehrwürdiger Vater, raunte er ihm leise zu, dort allein kann ich mich zu den Sternen aufschwingen und meine Sehnsucht stillen, dort allein steht an Isabella's Grabe die Himmelsleiter, die mich zu ihr, der Verklärten, führt.

Wenden Sie sich zu Gott, unterbrach ihn der Kapuziner; hoffen Sie nur von gläubiger Ergebung, nichts von dem irren Fluge zügelloser Phantasie, er betäubt nur, und erwacht man aus dieser Betäubung, so fühlt man das irdische Leid doppelt, da man sich das himmlische Glück geträumt hatte. Der Glaube aber, Sennor, zeigt uns Gram und Leid nur als Prüfung eines liebenden Vaters, zeigt uns die Welt als den Vorhof des himmlischen Tempels, und Schmerz und Kummer als Wermuthtropfen, die dort oben dem gläubig Duldenden zu Balsamtropfen werden. Sie, Sennor, mit Ihrer Phantasie gleichen einem Trunkenen, er dünkt sich ein Fürst in seinem Rausche, um, wenn er ihn ausgeschlafen hat, sich als Bettler auf ärmlichem Lager wieder zu finden.

Pater Jacinto! fiel Diego dem Kapuziner in die Rede; Gott legte den Glauben in Ihre Brust, der Sie lehrt, willig zu dulden, und der im Unglücke Ihren Muth stählt, danken Sie ihm für diese Gnade, und wohl Ihnen! Oft schon mußt' ich Sie deshalb beneiden. Wer legte aber die Sehnsucht, die Kraft in mich, mich aufwärts zu schwingen mit goldenen Flügeln, zu träumen, zu singen und, ein unglücklicher Erdensohn, mich zu den Sternenräumen zu erheben? — Wer schickte mir diese beglückenden Träume, wer gab mir die Zaubergewalt, Hain und Flur, Pallast und Hütte um mich zu schaffen? — Die nemliche milde Hand, welche den Glauben in Ihre Brust legte, Ihrem Geiste die Demuth verlieh, gab meiner Brust die Sehnsucht, meinem Geiste die Flügel. Sie erhielten die Anweisung auf den Himmel, ich den Zauberstab, mir hier schon seine Pforten zu öffnen.

Und wer ist der Glücklichere von uns Beiden? sagte jetzt der fromme Pater, mit Rührung Diego's Hand ergreifend: Werther Sennor, wir Beide gehen nach einem Ziele, ich gehe meinen Weg in Demuth, Sie glauben im kühnen Fluge es ereilen zu können; ich trage meine Erdenlast duldsam als ein gläubiger Pilger, Sie wollen sie abwerfen, rütteln und sträuben sich, und es gelingt Ihnen dennoch nicht, Sie müssen sie tragen bis zum Grabe. — Sie sehnen sich hinüber, Ihre Isabella wieder zu finden, und zürnen mit dem Tode, weil er nicht an die Pforte Ihrer morschen Hütte klopft; auch ich möchte deshalb mit ihm zürnen, thue es aber nicht, sondern erwarte meine Todesstunde mit stiller Ergebung. Wissen Sie, wen auch ich dort wiederzusehen erwarte? O Sennor, Vaterschmerz ist nicht immer der größte auf dieser Wallfahrt, es giebt noch andern Schmerz, den das Priestergewand wohl zu decken, aber nicht zu heilen vermag. Da breitet aber der Glaube seine Palmen über die wunde Brust: Dulde! ruft er ihr zu, was Du verlorst, wirst du dort oben wieder finden! gestärkt und ermuthigt, vertrauend nahm ich meinen Wanderstab zur Hand und pilgerte weiter. — So lassen Sie mich auch jetzt weiter ziehen, brach er das ernste Gespräch ab, folgen Sie nicht Ihrer Sehnsucht, folgen Sie der Vernunft und bleiben Sie hier, bis Sie Nachricht von mir erhalten. — Diego, ohne ihn zurückhalten zu wollen, reichte ihm schweigend die Hand, der Pater sagte ihm Lebewohl, bat die eben eingetretene Fernanda, ihn bis zur Ueberfahrt am Flusse zu begleiten, und sprach während des Weges viel und ernst mit ihr.

Am Abende führte Diego seine Enkelin, die bald traurig, bald freudig gestimmt, in steter Unruhe den Tag verbracht hatte unter den großen Feigenbaum, wo sie sich neben ihn setzen mußte. Er überließ sie hier lange der Erwartung, denn ohne ein Wort zu reden, sah er düster und sorgenschwer vor sich hin, endlich brach er das Schweigen. Fernanda,

begann er, ich glaube, ich hätte besser gethan, Dich in dem Kloster zu lassen, als Dich nach Granada zurückzuführen. Mich band aber das Versprechen, welches ich Deiner sterbenden Mutter gab: Dich nie zu verlassen. und so führe ich Dich wieder heim, ich fürchte, Deinem Unglücke entgegen.

Meinem Unglücke? fragte Fernanda betroffen.

Ja Kind! erwiderte Diego, sicher Deinem Unglücke wenn Du Deiner Leidenschaft nicht entsagst. Hast Du nicht gehört, daß er an der Spitze der Urbanos steht?

Was kümmert das mich? sprach das Mädchen mit Heftigkeit, was kümmert meine Liebe die Parteisucht, ob Karlist, ob Christino, mir gleichviel! Der Alte schwieg, stand von seinem Sitze auf, doch Fernanda hielt ihn zurück. Nicht also, lieber Großvater, bat sie, schelte mich lieber, nur nicht dies dumpfe, schmerzvolle Schweigen, es durchbohrt mein Herz. Hast Du mich nicht selbst gelehrt, daß die heilige Flamme der Liebe unauslöschbar sei? Ihr Strahl hat mich getroffen, ihre Gluth mich erfaßt, kann ich sie dämpfen, die Allmächtige!

Fernanda, sagte der Alte, von der Rede der Enkelin schmerzlich ergriffen, Liebe zum Vaterlande steht höher als Sinnenliebe, diese ist ein Rausch, jene, himmlische Begeisterung, wo die Himmlische ruft, muß die Irdische schweigen.

Das verstehe ich nicht, Vater, entgegnete das Mädchen; ich liebe Spanien, weil es mein Vaterland, weil es so schön ist, ich liebe ihn, weil er mein Jugendgespiele, weil er auch so schön und kräftig ist, wie das Land meiner Heimath, aber ich stelle ihn höher, als das Vaterland, ihn könnte ich nicht verlassen, mit ihm, das Vaterland mit Freuden.

Und auch mich?

Frage nicht so sonderbar, unterbrach ihn Fernanda, küßte seine Stirn, und ihre Thränen fielen auf das bleiche Antlitz des kummervollen Greises: schließe mir die Pforten des Paradieses nicht zu, wenn die Hoffnung sie mir geöffnet hat. Ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust, sein Auge sah mild auf die Weinende, die noch einmal bat: schließe mir meines Paradieses Pforten nicht zu!

Gleich an Gestalt, ähnlich in Zügen und Ausdruck, dies dunkle Auge, dieser gutmüthige Zug um den Mund, diese edle stolze Haltung, murmelte Diego, das Mädchen wehmütig betrachtend, vor sich hin: in Allem meiner Isabella gleich, nur das Innere nicht, das ist dämonischer Abkunft, das gleicht der Mutter hohem, edlem Sinne nicht das gehört dem Buben an, der sie der Verzweiflung übergab. Sie hätte in ihrem Stolze die Kraft gefunden, eine Liebe zu unterdrücken, welcher des Vaters Segen nie folgen wird.

Nie? seufzte Fernanda.

Nie! wiederholte Diego, dem Manne, der gegen seinen rechtmäßigen König das Schwert zieht, gebe ich meinen Segen nie mit auf den Weg.

Das ist furchtbar! rief das Mädchen.

Noch furchtbarer aber ist des Vaters Fluch, sprach der Greis, erhob sich gleich einem zürnenden Geiste und ging in die Hütte zurück; statt seiner trat Antonio zu ihr.

Sie weinen, Sennora? fragte er sie theilnehmend, denn er liebte das Mädchen, als wäre sie sein eignes Kind. Was ist Ihnen begegnet? — Ach ich ahne es; gewiß hat die Nachricht von der Nähe Sennor Ariego's den guten Herrn verdrießlich gemacht. Hm, brummte er kopfschüttelnd: es ist auch ein verdrießlich Ding — nachgeben wird er nicht — Sie werden den jungen Herrn nicht vergessen wollen — und so wird des alten Mannes Haar noch weißer und sein bischen Leben ihm noch verkümmert werden.

Schweig Antonio, bat das Mädchen.

Aber der treue Diener fuhr fort: Fünfundvierzig Jahre sind es nun, als Don Diego den verwaisten vor seiner Thüre bettelnden Knaben in das Haus nahm, fünfundvierzig Jahre habe ich sein Brod gegessen, Freude und Leid, Glück und Unglück mit ihm getheilt, mit ihm gefochten und für ihn geblutet, deshalb konnte mich nichts in der Welt von ihm trennen, und außer Gott und den Heiligen könnte ich Alles verläugnen und für ihn opfern, ehe ich den Mann, der so brav und rechtschaffen ist, der mir so viel Gutes gethan hat, kränken und vor der Zeit in die Grube senken sollte. Und Sie, Sennora, seiner Isabella Kind — Ich kenne die Liebe nicht, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, ich kenne nur die Treue, aber stärker als die Pflicht kann sie nicht sein.

Warum zerreißest Du so mein Herz, Antonio, warum diese furchtbare Mahnung? sagte Fernanda tief erschüttert.

Weil ich in Zeit der Gefahr warnen wollte, damit nicht späte Reue Sie erfaßt. — Sennor Franzisko ist hier, harret hinter jenen Olivenbäumen auf den günstigen Augenblick, Sie allein zu sprechen, er hat mich hierher geschickt. —

Nein, nein! rief plötzlich das Mädchen, heute nicht, hier nicht, fort, fort! Sie sprang auf und eilte in die Hütte.

Gottlob, der Himmel segne Dich! rief der Alte ihr nach und schlich nach der Olivenpflanzung zu dem schon lange Harrenden.

Die Morgensonne verkündete kaum den Tag, als Sebastian Diego weckte. Sennor, raunte er ihm zu, stehen Sie auf, kleiden Sie sich schnell an, es ist draußen nicht geheuer. Ich schlich, wie ich täglich, ehe ich meine Hütte öffne, zu thun pflege, nach der kleinen Luke und spähte in der Gegend umher, da sah ich hinter der Olivenpflanzung Rauch aufsteigen, bemerkte trotz der Dämmerung, daß Männer um ein verlöschendes Feuer lagerten und als die Sonne höher stieg, erkannte ich, daß es Bewaffnete,

und wenn mich mein Falkenauge nicht trügt, Urbanos waren. Es gilt sicher Ihnen, haben Sie daher Geld oder Kleinodien bei sich, so vertrauen Sie sie mir oder stecken sie zu sich, denn Ihre übrige Habe kann ich nicht retten. Dicht bei der Hütte ist ein kleiner Kahn festgebunden, setzen Sie sich ein und rudern Sie nach dem andern Ufer hinüber, ehe die Schändlichen kommen und Sie festnehmen. Geschwind, beeilen Sie sich!

Diego aber, der sich während dem angekleidet hatte, lächelte unbesorgt. Du hast Recht, Sebastian, es gilt mir, sagte er, ich glaube aber den zu kennen, der mich hier aufsucht, deshalb fliehe ich nicht, ich trete ihm keck entgegen. Sorge nicht für mich.

Und doch muß ich es, Sennor, sagte der treue Kriegsgesell, denn zum Unglück sind fast alle meine Freunde über den Fluß gesetzt, und ich kann Niemand zu Ihrer Hülfe erwarten.

Also auch hier steht Ihr in Verbindung? Sebastian zuckte die Achseln. Für welche Sache habt Ihr Euch verbündet? fragte Diego, doch ehe Sebastian antworten konnte, stürzte die Frau mit der Nachricht herein: Zwei Reiter sprengten auf die Hütte zu und bei der Olivenpflanzung zeigte sich Fußvolk.

Geht zu meiner Tochter, bat jetzt der Alte seine vorsorgliche Wirthin, sie schläft noch; sagt ihr —

Sie ist schon lange wach, ich habe sie schon oben an der Luke stehen sehen, fiel ihm die Frau in die Rede.

So sagt ihr, sie solle oben bleiben und sich verborgen halten. Kaum hatte er dies gesagt, als Franzisko Ariego in der Uniform der Urbanos eintrat, worauf sich Sebastian und sein Weib schnell entfernten. Sein Sie mir willkommen! rief er Diego herzlich entgegen, der ein kaltes: ich danke Ihnen Sennor, erwiderte.

Mit Staunen erfuhr ich durch eine ausgeschickte Patrouille, daß Sie in hiesiger Gegend wären, fuhr er fort, für Ihr Schicksal besorgt, ließ ich Ihre Spur verfolgen, und bin aus vielen Gründen erfreut, den Freund meines Vaters aufgefunden zu haben.

Ich aus keinem Grunde, den Sohn meines Freundes so vor mir zu sehen, erwiderte Diego, einen finstern Blick auf die von Gold strotzende Uniform werfend.

Sie wollen nach Granada? fragte Franzisko, durch den unfreundlichen Empfang des Alten doch in etwas aus der Fassung gebracht.

Ja! antwortete dieser mürrisch.

Kennen Sie die Gefahr, die Ihnen dort droht?

Nein!

Ihre Freiheit ist gefährdet.

Wohl selbst in diesem Augenblicke, junger Mann?

Wie können Sie dies denken! fiel ihm Franzisko schnell in die Rede, ich komme Sie zu warnen, werther Vater.

Wer gibt Ihnen das Recht, mich so zu nennen! fuhr Diego auf.

Nannte ich Sie nicht schon tausendmal bei diesem mir so theuern Namen? sagte der junge Urbano mit Herzlichkeit.

Wer dies Kleid trägt, kann mein Sohn nicht sein, nie werden, sagte der alte Kriegsmann sich abwendend.

Sennor Diego, begann endlich, nach langen Schweigen, Franzisko während jener unverwandt in die vorüberbrausenden Wellen des Guadalquivir sah, sollen denn Meinungen Herzen trennen? Soll die Freundschaft zweier seit vielen Jahren vereinter Familien, soll die Liebe durch sie zerrissen werden?

Sie muß! sprach der Alte vor sich hin, doch deutlich genug, daß Franzisko es vernehmen konnte, der mit Lebhaftigkeit auffuhr, können Sie das beim heiligen Gott verantworten?

Beim heiligen Gott? wiederholte Diego, sich rasch wendend und einen furchtbaren Blick auf den jungen Mann werfend. Könnt Ihr noch den heiligen allmächtigen Gott anrufen, den Eure sündigen Meinungen täglich lästern, dessen Altäre Ihr umstürzt, dessen Diener Ihr erwürgt? Werft Euch an den Stufen seines Thrones nieder und verantwortet dort Euer sündiges Treiben! ich kann mit reinem Herzen vor meinen Richter treten. — Und was hat die Freundschaft zweier Familien, was die Liebe zweier thörigten Herzen für Gewicht in einem Augenblicke, wo Zwietracht das Vaterland zerreißt, wo Christ gegen Christ, Spanier gegen Spanier, Vater gegen Sohn, Freund gegen Freund gewappnet steht? — jener seinen Gott, seinen König, seinen Heerd, dieser das Geschenk aus der Pandorabüchse, die uns von jenseits der Pyrenäen durch Spaniens bitterste Feinde zu Theil wurde, blutig vertheidigt? Was gilt in solchen Zeiten bei dem Wehgeschrei der ganzen Nation ein Seufzer thörigter Liebe? — Sie gehören zu der Partei der Christinos, ich, Gott sei gelobt, gehöre nicht zu ihnen, fuhr er jetzt gemäßigter fort, gehen Sie Ihren Weg, lassen Sie mich den meinigen ruhig gehen. Opfern Sie Gut und Blut, all Ihr Denken, all' Ihr Mühen der Sache, die Sie als die rechte zu kennen glauben, denn ein Mann darf nie auf halben Wege stehen bleiben, und selbst im Irrwahne muß er seinem Ziele unverwandt zuschreiten dann haben Sie nicht Zeit, an meine Enkelin zu denken, die blutige Hochzeit, zu der Sie das Vaterland führen wollen, muß Sie ja Ihre eigene vergessen lassen.

Sie sind ungerecht, Sennor! sagte Franzisko mit beklommenem Herzen.

Waret Ihr gerecht gegen Euren angestammten König? fuhr der Alte auf, doch schnell unterdrückte er seinen Zorn, trat wieder an das Fenster und schwieg.

Ariego hatte einen schweren Kampf mit sich zu kämpfen. Sein Herz hing seit Jahren mit Leidenschaft an Fernanda, aber auch mit Leidenschaft an der neuen Gestaltung der Dinge; er hatte von Kindheit an den alten

Mann wie seinen Vater geliebt, und konnte auch jetzt nicht den Anhänger des Don Carlos hassen, hätte gern dessen Meinung bekämpft, Bitterkeit für Bitterkeit zurückgegeben, aber noch war die Ehrfurcht vor dem Großvater seiner Fernanda zu fest in ihm, als daß er seinen Empfindungen hätte freien Lauf lassen können. Er schwieg und bemitleidete den Mann, der, seiner Meinung nach, wohl in Dichterphantasien sich aufschwingen, aber sich nicht über alte verjährte Vorurtheile erheben konnte. — Sennor! fragte er jetzt mit inniger Theilnahme, nachdem er lange bescheiden geschwiegen hatte. Wollen Sie wirklich nach Granada?

Das ist mein Wille! erwiderte Diego, das Fenster verlassend: wo möglich will ich mich noch in dieser Stunde auf den Weg machen.

Und wissen Sie, was Sie dort erwartet?

Was könnte das anders sein, als was ich mit jedem Schritte, den ich vorwärts thue, erwarten muß — den Tod! Meine Haare sind gebleicht, meine Jahre rütteln an dem morschen Körper, ein starker Druck und er fällt zusammen. Sehen Sie, Franzisko! sagte er jetzt, sich wahrscheinlich vergessend: in meiner Kindheit las ich gern das Leben der heiligen Märtyrer, als Jüngling dachte ich mir es so schön, mit der Märtyrerkrone in den Himmel einzugehen, als Mann war ich so thörigt, statt nach ihr, nach dem Lorbeerkranze zu greifen, der mir als Dichter nicht ward, als Soldat in Spanien wohl nicht mehr werden konnte, und nun, als Greis, tritt der Traum meiner Jugend wieder so lebhaft vor mich, und die Sehnsucht nach der Märtyrerkrone wird wieder so lebendig in dieser zerrissenen Brust, daß ich den Urbano segnen könnte, der mir, dem Karlisten, weil ich meinem Könige und meinem Glauben treu anhing, den Dolch meuchlings in die Brust stieße. — Franzisko Ariego! rief er plötzlich und riß das Wams von der benarbten Brust, stoßt zu, und mit diesem Stoße seid Ihr unter den Euren ein Held geworden, habt mir das Paradies verschafft und Euch ein Weib gewonnen, das, so lange ich athme, beim allmächtigen Gott! nicht das Eurige werden wird.

Mit dem Ausrufe: mein Francisko! stürzte jetzt Fernanda herein, und lag in des Geliebten Armen, der, auf den Alten zeigend, sich sanft von ihr loszuwinden suchte, doch sie hielt ihn fest umschlossen, während Diego bitter lächelnd sich auf einen Sessel setzte als ob er das Ende dieser Scene ruhig abwarten wollte. Noch hing das Mädchen an des Geliebten Brust, noch blickte, in der Wonne des Wiedersehens schwelgend ihr Auge in das seine, als er besonnener ihr zuraunte: Fernanda, dein Vater ist hier! Dies Wort weckte sie aus einem Traume seliger Erinnerungen, sie riß sich gewaltsam aus des Geliebten Armen und stürzte zu des Vaters Füßen. — Hier lag sie lange sprachlos, endlich rangen sich die abgebrochenen Worte aus ihrer leidenschaftlich bewegten Brust: Verzeih', Vater, verzeih'!

Aber der Alte schwieg' seine Seele schien abwesend zu sein.

Du verdammst jetzt meine Liebe, die Du früher segnetest, fuhr sie fort.

Was kann ich dafür, daß Du nun der Flamme zürnst, die Du selber nährtest; lösche sie sie, aber verlange nicht, daß ich es soll. — Vater! rief sie, immer leidenschaftlicher werdend, Du hörst nicht auf Dein Kind, läßt mich jammernd vor Dir knien.

So steh' auf, sagte er kalt, steh' auf und geh' in Deine Kammer.

Sie sprang auf. Ich gehorche sprach sie Franzisko die Hand reichend. Nimm mit diesem Händedruck die Versicherung, daß die Flammen meiner Liebe nur der Tod zu löschen vermag. Leb' wohl! Sie eilte hinaus.

Sein Sie in Granada vorsichtig, Sennor sagte jetzt der Urbano und ergriff seinen Hut. Trotz Ihrer Härte sollen Sie stets einen liebenden Sohn an mir finden. Sein Sie nicht hart gegen Fernanda, das ist das Einzige, warum ich sie bitte. Der Alte nickte mit dem Kopfe und Franzisko verließ das Zimmer.

Nicht hart soll ich sein? seufzte Diego, als er allein war. Gütiger Gott, sähe sie, wie mein Herz blutet, wüßte sie, wie lieb ich sie habe, wie ich sie mit aller Vaterzärtlichkeit umfangen möchte. Aber wollte nicht Abraham den einzigen Sohn dem Herrn zum Opfer bringen! fuhr er plötzlich auf. Muß ich nicht ein Gleiches thun und meinem Könige und der Religion opfern was ich habe? — Antonio! rief er heraustretend, mach' Alles zur Abreise bereit, noch heute ziehen wir weiter.

Der Diener wollte Einwendungen machen, erinnerte an die Mahnung des Pater Jacinto, erst Nachricht von ihm zu erwarten, ehe er diesen Ort verließ aber dies half so wenig als Sebastians Bitte; er beharrte auf seinem Willen noch heute die Hütte zu verlassen.

Nun Sennor, ich begleite Sie, sagte Sebastian, als der Andalusier vorgeführt wurde und Antonio brummend Fernanda auf das Maulthier hob. Und Du, wandte er sich zu seinem Weibe: habe Acht auf die Kinder und die Hütte, verrammele diese und öffne sie nicht eher, bis die Nachbarn wieder eingerückt sind.

Bleib daheim, was willst Du bei mir, Bastian! sagte Don Diego, als jener Weib und Kind herzte, und den kleinen Weinschlauch am schwarzledernen Riemen umhängte. Bleib bei den Deinen, folgst Du mir, so folgst Du nur dem Unglücke.

Ich folge meinem alten Obersten, erwiderte Sebastian schmunzelnd; wer weiß, ob ich nicht noch einmal seiner Fahne folgen werde.

Narr, in diesem Leben wohl nicht, erwiderte Diego, doch thue, was Du nicht lassen kannst. Dies sagend ließ er dem Andalusier den Zügel und ritt, des Weges wohl kundig, westlich der Fähre zu, die sie eine Stunde von Ubeda über den Guadalquivir brachte.

Sage mir nur, fragte Antonio den dienstfertigen Begleiter, warum

Du so so darauf beharrst mit uns zu gehen? Wege, Fußpfade und Schlupfwinkel kennen wir in hiesiger Gegend noch aus alter Zeit gar wohl, und der Sennor hat Recht, wenn er sagt, daß das Glück uns selten begleitet.

Laß mich nur mit Euch ziehen, sagte Sebastian lächelnd, streichelte das Saumthier, welches munter neben ihn her schritt, und sah zuweilen mit ernstem Blicke auf Fernanda; dann stieß er Antonio an, gab ihm ein Zeichen, daß er sein Thier ein wenig anhalten möchte, und raunte ihm leise in das Ohr. Der Señoretta scheint auch das Glück nicht zu folgen, sie sieht traurig vor sich hin. Beim heiligen Sebastian von Alcobendas, meinem Schutzpatron, wenn der Offizier, der am Morgen mit seinem Einritte mein Haus verunehrte, ihr Cortega ist, dann freilich hat sie wenig Glück zu erwarten, denn lieber sterben, als einen Christino lieben. Antonio sah ihn verwundert an. — Was starrst Du mich so an, mit Deinen kleinen aufgeschlitzten Mohrenaugen, fuhr jener unwillig fort, bist Du vielleicht auch ein Abtrünniger geworden?

Dafür bewahre mich Gott und die allerheiligste Jungfrau! erwiderte Antonio. Aber ich wundere mich, daß Du von Liebe sprichst, der Du doch sich er nichts davon verstehst.

Ich verstünde davon nichts? fiel ihm Sebastian mit Zuversicht in die Rede! mehr als Du. Hast Du Weib und Kind, die Du herzen kannst? Siehst Du armer alter Bursche die liebe ich, und meine Hütte am Flusse, worin ich geboren ward, meinen König, meinen Beichtvater und alle frommen Brüder in der Kapuze, meinen Weinschlauch, wenn er gefüllt ist, und am Ende am meisten mich selbst.

Narr so verstand ich es nicht, ich meine eine ganz andere Liebe. Hättest Du so wie ich, fuhr Antonio mit wichtiger Miene fort und hielt das Maulthier an, hättest Du die Lieder des Sennors, die er immer zur Laute sang, von Jugend auf gehört, so würdest Du wissen, daß Christinos, Liberales und Decamisados so gut, wie wir rechtlichen Karlisten, der Liebe gleich sind; die wählt, was ihr gefällt, hängt daran mit Leib und Seele, kümmert sich um weiter nichts, und ist treu bis in den Tod.

Dann hole sie der — Doch ich will nicht fluchen, unterbrach ihn Sebastian sich bekreuzend, wenn Ihr Mohr und Christ, ein rechtgläubiger Spanier und ketzerischer Christino, den Gott verdammen möge, gleich ist. Siehe Antonio, wäre meine kleine Peppita erwachsen und hinge sie an so einem Kerl in gestickter Uniform mit goldenen Tressen, der kaum Strümpfe und Schuhe, nicht einmal Alpargatas*) an den Füßen hat, der heute Viva Christina ruft und morgen die Tragalla singt, ich würfe sie in den Fluß, der sie nach Anduxar, oder Cordova oder Sevilla zu ihrem hungrigen Cortejo bringen könnte, lebend oder todt, mir gleichviel. Ja in den Städten,

*) Sandalen.

da haben die jenseit der Pyrenäen ein Ei zurückgelassen, das brüten die Städter in ihrem Irrwahne unter blutigem Schweiße aus, und nur auf dem Lande giebt es noch alt spanische Herzen, treu ihrem Glauben und folgsam den Dienern Gottes.

He, Sebastian! rief jetzt Diego, ihn zu sich winkend, und unterbrach damit ihr Gespräch. Schnell wie der Pfeil durch die Luft sprang der Behende zu seinem alten Führer, während Antonio das Maulthier antrieb: Hast Du für Lebensmittel gesorgt?

Brod und Wein, Feigen und Orangen sind zu Ihrem Befehle.

Ich möchte gern an der Venta von Jandutilla vorüberziehen, überhaupt nicht gern irgendwo einkehren, fuhr Diego fort, führt nicht der schmale Fußsteig, der sich dort in den Cactus zu verlieren scheint nach den Trümmern einer alten maurischen Feste?

Ja, Sennor.

Und kommt man da auf steilem Pfade in das grüne mit Aloe bewachsene kleine Thal, wo der schöne Quell aus dem Felsen sprudelte.

Und dann nach der Höhle, die uns so oft zur Herberge diente; ja, Sennor, so ist's fiel ihm Sebastian in die Rede.

Wohl, dahin will ich! sagte Diego.

Dahin wollen sie? Bei der allerheiligsten Jungfrau vom Pilar zu Saragossa! rief der Erstaunte, dahin ziehen Sie heute nicht! Lassen Sie uns lieber auf der Höhe unter den Trümmern der alten Mauernburg unsere wollenen Decken ausbreiten, unser Nachtmahl verzehren und uns zur Ruhe legen. Die Sonne geht überdies schon hinter den Bergen von Andalusien unter, die Raubvögel ziehen zu Neste, es wird Nacht, ehe wir da hinunter kommen; auch ist der Pfad abwärts so steil und gefahrvoll — Ihr Hengst —

Doch ohne das Ende der Rede abzuwarten, warf bei dem aufgeworfenen Zweifel an des Hengstes Sicherheit Diego einen wüthenden Blick auf seinen Begleiter und lenkte sein Roß den Fußsteig hinauf, Sebastian folgte kopfschüttelnd.

Wohin soll das gehen? fragte diesen Antonio.

In die Hölle! erwiderte er und eilte voraus, schnitt mit seinem langen Messer sorgsam die Cactuszweige, die den Fußpfad beengten, und that dies mit so viel Behendigkeit, daß der Reiter und die Sennoritta ihm kaum folgen konnten.

Ohne Unfall hatten sie jetzt die alten Trümmer erreicht, wo Diego sein Roß anhielt. Schon glaubte Sebastian, er wolle seinem Rathe folgen und hier das Nachtlager nehmen, weshalb er auch eilig zusprang, Pferd und Steigbügel zu halten, aber ein brummiges: Laß! wies den Dienstfertigen zurück. — Nicht um abzusteigen weilte Diego hier, den Blick nach den Bergen von Granada gerichtet, strahlte sein Auge freudevoll, seine Brust hob sich, denn die Heimath mit ihren paradiesischen Gefilden lag im

Abendgolde erglühend vor ihm, er sog die Wonne des Wiedersehns mit freudigem Entzücken gierig ein, bis die Erinnerung ihm einen tiefen Seufzer erpreßte, er schnell seinen Andalusier wandte, der Heimath den Rücken kehrte, und schweigend den Felspfad hinabritt.

Jetzt eilte der behende Sebastian ihnen rasch voraus, es ward ihm leicht, bergab einen Vorsprung zu gewinnen, da Roß und Maulthier nur Schritt vor Schritt bedachtsam über die hingerollten Felsstücke, die Schlangenwindung des Pfades hinabschreiten konnten, und als sie endlich durch das Gebüsch hoher blühender Aloe in dem kleinen Thale ankamen, stand er schon schon vor dem Eingange der Höhle zu ihrem Empfange bereit, übernahm das Pferd Diego's und führte es hinein, wo dem Sennor ein prasselndes Feuer entgegen flackerte.

Staunend blickte er sich in diesem ihm so wohlbekannten Zufluchtsorte um; Alles fand er hier verändert, Bänke standen um alte morsche Tische, leere und gefüllte Weinschläuche hingen an den Zacken des spitzen Gesteins Decken waren über reinliches Stroh gebreitet und Hausrath mancherlei At, selbst schlechte zerbrochene Waffen, lagen überall umher. Die Hand, am Pistol, folgte er Sebastian, denn je tiefer er in die Höhle kam, desto mehr überzeugte er sich, daß sie jetzt nicht mehr so verödet sei, wie sonst; selbst sein Roß stand bald an eine hölzerne Krippe gebunden und Sebastian war schon damit beschäftigt, aus einer Vertiefung Gerste und Mais zum Futter zu holen.

Was ist hier vorgegangen? fragte er diesen jetzt, der durch ununterbrochene Geschäftigkeit seine Verlegenheit zu verbergen suchte, bald das Maulthier der Sennoritta anband, bald Antonio beim Abpacken behülflich war, und somit der Frage Diego's auswich. Was ist hier vorgegangen? wiederholte jedoch dieser: Wer bewohnt diese Höhle?

Alte Bekannte von uns und manch' neuer Freund von mir, erwiderte Sebastian endlich, da er der Antwort nicht mehr ausweichen konnte.

Aber wer sind denn diese? fragte Diego weiter.

Fromme Bursche aus der Sierra, bei denen kaum das Barthaar keimt, alte Grauköpfe aus der Cabeza montuosa, Fischer von den Ufern des Guadalquivir, die auch einmal versuchen wollen, ihr Netz auf dem Lande auszuwerfen, hübsche kräftige Leute aus der Sierra Nevada, die von ihren Schneebergen herunter kommen, sich hier zu wärmen, wenn es sie daheim friert, und sich neu kleiden wollen, wenn ihr Wamms zerrissen ist, Lizentiaten und Baccalauren, denen die Federn stumpf wurden und die dafür das spitze Messer ergriffen. Aber alles lauter fromme Leute, wie Sie hier an den Felswänden, die mit heiligen Bildern beklebt sind, und an dem großen Kreuze, das mit Axt und Messer in den harten Stein gegraben ist, schon sehen können.

Diego wollte eben den Schwatzhaften zornig unterbrechen, als das Wiehern seines Hengstes und das Wiehern von Rossen außerhalb der Höhle

das Gespräch unterbrach und Sebastian nach dem Eingange trieb. Macht Euch zum Angriffe fertig! erscholl es draußen: es sind ungebetene Gäste darinnen! Waffen klirrten und ein wildes Getöse erhob sich unter den Angekommenen, während Diego und sein Diener sich zur Gegenwehr anschickten. Aber bald vernahmen sie durch das wilde Geschrei Sebastians durchdringende Stimme. Beim heiligen Sebastian von Alcobendas! rief er! Kameraden, seid Ihr toll, seht Ihr denn nicht, daß ich hier stehe, und wo ich bin, wird gewiß kein böser Gast beherbergt; setzt die Hähne in Ruhe, steckt Messer und Säbel in die Scheiden und wißt, der drinnen ist ein Ehrenmann, ein edler Mann, ein Freund und Anhänger des Königs, der früher mit vielen von Euch manchen gefährlichen Ritt machte, Don Diego del Peñas ist in Eurer Höhle.

Don Diego! schallte es plötzlich. Wer ist das? fragten Einige, Andere jauchzten freudig auf, manche riefen selbst ein lautes viva dem Sennor, doch Alle, nachdem sie die Waffen eingesteckt, die Rosse wieder gekoppelt hatten, eilten in die Höhle, den edlen Herrn, den Freund des Königs zu begrüßen.

Sein Sie uns willkommen, Sennor Coronel*), redete ihn ein bejahrter Mann an, der sorgfältiger als die Andern gekleidet, einer der Vornehmsten unter der saubern Gesellschaft zu sein schien. Sein Sie uns willkommen, und besonders mir, dem Christoval Pantes, der bei Jaen den französischen General fing, wie Sie sich wohl noch erinnern werden. Sie kommen gewiß, sich noch einmal im Guerillokriege zu versuchen, und an die Spitze unseres Haufens zu setzen? Nun mit Gott und dem heiligen Jakob von Compostella, das könnnen Sie, willig trete ich meinem ehemaligen Coronel den Ehrenplatz ab, und mein Häuflein ist wahrlich nicht zu verachten. Sind wir alle beisammen, zählen wir 34 zu Fuß, wohl bewaffnet mit Feuerrohr, Messer und Säbel, und 40 Reiter, freilich nur mit neun Rossen, die übrigen jedoch reiten schmucke Maulthiere, deren sich kein Benediktiner zu schämen hätte.

Du irrst Christoval! unterbrach ihn Diego unmuthig; der Zufall führte mich hierher, nicht irgend eine Absicht. Hätte ich gewußt wen ich hier finden würde, mein Fuß hätte diesen Ort nicht betreten, denn die Weinschläuche, die Ihr abladet, und das Gut, welches ich auf die Saumthiere gepackt sehe, sagen mir sattsam, daß Ihr kein ehrliches Handwerk treibt.

Zürnen Sie deshalb nicht, edler Sennor! erwiderte Christoval: wenigstens thun Sie es nicht so laut, raunte er ihm zu: es giebt unter uns unwissende Bursche, die Sie nicht so lange kennen, wie ich und so manche Alte, die Sie hier sehen. Sie möchten Ihre Worte mißverstehen und unfreundlich aufnehmen, und überdies, Coronel, ist es nur eine einstweilige Uebung

*) Oberst.

um nicht ganz unvorbereitet und untüchtig den saubern Urbanos dereinst entgegen ziehen zu können, so ein kleines Uebungslager in Friedenszeiten, wenn der Krieg vor der Thür ist.

Sein Sie vorsichtig, Sennor schon um Ihres Kindes willen, bat Antonio, der den Augenblick mit Zittern kommen sah, wo dessen Zorn losbrechen würde; doch Diego, das Gefährliche seiner Lage mit einem Blicke überschauend, verbarg seinen Unmuth. Er lächelte statt Antwort, drückte dem alten Christoval die Hand, unterhielt sich freundlich mit seinen ehemaligen Kriegsgenossen, von denen er manchen hier fand, und hütete sich wohl, den Jüngeren die Verachtung zu zeigen, die das Schändliche ihres Handwerkes in ihm erregen mußte. Er dankte ihnen für die Sorgfalt, die sie für Fernanda trugen, der sie willfährig ein weiches Lager von ihren Decken bereiteten, Matten von Espartato zu ihren Füßen legten, und die schönsten Früchte, die sich in ihren Vorräthen befanden, mit Artigkeit ihr brachten. Auch entfernten sie sich ehrerbietig, als die Señoritta Lust zur Ruhe bezeigte, und versuchten durch Lautenspiel und Gesang die Müde bald in Schlummer zu wiegen.

Aber auf Diego's Auge übte der Schlaf heute nicht sein Recht aus. Das Schwert an der Seite, Pistolen und Dolch im Gürtel, bewachte er die Schlummernde; Antonio that ein Gleiches. Ist doch der Sennor immer noch so vorsichtig, wie sonst! murmelten die alten Gesellen untereinander, da sie ihn so unverwandt am Lager der Tochter sitzen sahen: uns selbst mißtraut er. — Aber nun fort, hinaus ihr junges Volk! rief Christoval: es ist eine schöne Nacht, kein Nebel fällt, verlaßt die Höhle, lagert Euch draußen unter Gottes blauen andalusischen Himmel, wie es jungen Kriegsleuten geziemt. Sie gehorchten, verließen die Höhle, und die alten Gefährten Diego's lagerten sich an deren Eingange, nur Christoval kam zuweilen zu seinem ehemaligen Befehlshaber, zu sehen, ob er seiner etwa bedürfe.

Doch dieser bedurfte nichts als die Einsamkeit, um ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können. Der Anblick dieses Volkes hatte seine Kampflust wieder erweckt, er träumte sich in die Vergangenheit, wo er mit weit weniger Mitteln, als er hier beisammen fand begonnen hatte, und so sehr er auch einsah, daß es thörigt sein würde, jetzt sich an die Spitze eines solchen Gesindels für die gute Sache nutzlos zu opfern, so konnte er doch den Gedanken nicht ganz von sich weisen, vielleicht unter günstigeren Verhältnissen sich dieser Verirrten zu edlem Zwecke zu bedienen.

So verstrich die Nacht, und während die Räuber noch sorglos schliefen, hatte Antonio schon gepackt und aufgezäumt, wobei der dienstfertige Sebastian treulich half. Auch die Räuber weckte der junge Tag, und mit einemmale wurde in der öden Höhle, wo vorher nur ein fernes Schnarchen die Stille unterbrochen hatte, Alles lebendig. Hier schürte der Eine das Feuer wieder an, dort trug der Andere aus dem nahen Quell das Wasser herbei, am Eingange ward eine Kiste geöffnet und köstliche Chocolade von

Cadix daraus hervorgeholt, die schnell gerieben, unter der geschäftigen Hand eines ehemaligen Licenciado bald zu einem Frühstück bereitet ward, wie sie es wohl nicht immer hatten. Dort wurden Roß und Maulthier gestriegelt und mit Mais gefüttert, während die älteren Männer die gestern gemachte Beute zusammen brachten, die Packen aber, aus Scheu vor dem Sennor, nicht öffneten, und die Theilung bis nach seiner Abreise verschoben. Auf einem alten Lehnsessel, über welchen ein schöner Teppich gebreitet war, saß Fernanda und empfing den Becher mit Chokolade, den ihr der Verfertiger mit zierlichem Anstande darbot; sie saß in der Mitte der Höhle, vom flackernden Feuer schauerlich beleuchtet, wie eine trauernde Fürstin, und ihr finsterer Blick schweifte zuweilen unmuthig über die mancherlei Gruppen hinweg, die mit so Verschiedenen beschäftigt waren. Diego beobachtete sie genau; er errieth ihre Gedanken und sie thaten ihm weh. Da beschloß er schnell aufzubrechen und winkte Christoval zu sich, mit dem er vor die Höhle trat. Es hat mich gefreut, Dich wiederzusehen, Christoval, redete er ihn an; Du warst immer einer der Muthigsten, Unverdrossensten unter meinen Leuten, aber dich so wieder zufinden, hat mich betrübt. Schämst Du Dich nicht, Du alter Kriegsmann, solch' ehrlos Handwerk zu treiben? Verlaß die Bande, zieh' nach Navarra zum Könige, und stirb dort auf dem Schlachtfelde einen ehrlichen Tod.

Ich danke Ihnen, Sennor, für Ihren gewiß wohlgemeinten Rath, erwiderte Christoval, über diese Strafrede wohl etwas empfindlich, aber bei St. Jakob, waren wir denn vor Zeiten, wo wir als Guerilla's das Land durchstreiften, viel besser? Ich glaube kaum. Hatten wir nichts, so nahmen wir es von Freund und Feind, da wir jetzt nur unsern Feinden, den Städtern, nehmen; der ganze Unterschied liegt darin, daß wir damals nur nahmen, was wir brauchten, jetzt so viel wir bekommen können, und das kommt ziemlich auf eines heraus. Nicht stark genug, offenen Krieg für unseren König zu führen, thun wir dennoch seinen Feinden viel Schaden, plündern die Lastthiere, welche die Herren von Cadix durch ganz Spanien senden, geben den sechsten Theil unsers Raubes ehrlich den Klöstern ab, daß sie ihn Don Carlos, den Gott beschützen möge, zusenden und nützen ihm dadurch eben so viel, als wir König Fernando nützten. Es ist Alles, wie es war, nur hießen wir damals eine Guerilla, jetzt nennen sie uns eine Räuberbande, die jedoch bereit ist, Gut und Blut für ihren König hinzugeben. Deshalb fuhr er mit einer Art von Stolz fort, rechnen Sie auf uns in der Zeit der Noth, wir sind nicht so ganz zu verachten, denn unsere Verzweigung geht durch ganz Andalusien, durch das Rondagebirge, wie durch die Alpuxarren, und leicht könnten Sie ein Paar tausend Mann zusammenbringen, lauter rüstige Männer, die dem Tode schon oft fröhlich entgegengingen, und von den frommen Patres zu diesem Zwecke eingeweiht wurden. Ziehen Sie daher in Frieden von uns und sagen Sie denen da drinnen ein freundliches Wort zum Abschiede, damit ihnen eine

freundliche Erinnerung an Sie bleibe, denn der Anhänger unseres gnädigen Königs kann nicht wissen, wozu er Unserer noch einmal bedarf. Folgen Sie meinem Rathe, er ist treu und gut gemeint.

Diego ging in die Höhle zurück, und da er Antonio zur Abreise bereit fand, ließ er sein Roß vorführen, dankte den Räubern für das gute Nachtlager und die freundliche Aufnahme, sprach noch mit diesen und jenen, und befahl Fernanda, ein Kistchen mit Chocolade, welches sie stolz verweigert hatte, von dem Licenciaten anzunehmen. Dann bestieg er sein Roß und schlug den Weg längs dem Ufer der Jorandilla ein.

Kaum hatte er den Fluß erreicht, als er Sebastian wieder an seiner Seite erblickte. Zürnen Sie nicht, Sennor, daß ich Ihnen wie Ihr Schatten folge, bat dieser, ich bin wie ein Hund, stößt man ihn auch zurück, folgt er doch seinem Herrn mit unwandelbarer Treue. Ueberdies ist unsere Bande nicht die einzige, die Ihnen auf Ihrem Wege aufstoßen könnte, und da kann ich Ihnen nützlich sein, denn mein Wort gilt durch ganz Andalusien, und wir erkennen uns an einem Zeichen —

An welchem? fragte Diego hastig.

Verzeihen Sie, Sennor, das darf ich Ihnen nicht mittheilen, das verbietet mir der Eid, den ich dem würdigen Pater Karmeliter in der Kirche unserer lieben Frau zu Sabiota leistete.

Diego schwieg, belästigte ihn mit keiner Frage weiter und die Reisenden zogen nun still immer längs dem buschigen Ufer des Flusses nach Solera zu; nur die beiden Fußgänger blieben zuweilen zurück, um mit einander plaudern zu können.

Du scheinst, seit Du die Hütte am Guadalquivir verließest, verstummt zu sein, Fernanda, unterbrach jetzt Diego das Schweigen; schau ich rückwärts, schau ich vorwärts, erblicke ich Trauriges genug, warum verbitterst Du mir noch die Gegenwart mit Deinem finstern Ernste?

Kann ich lächeln, wenn das Herz mir blutet? erwiderte das Mädchen.

Ich habe Dich oft lächelnd auf meinem Schoße gewiegt, Dich geherzt und geküßt, wenn auch mir das Herz blutete; ich habe Dich oft an Deiner Mutter Grab geführt und mein thränenschweres Auge dort zu Gott erhoben, wenn Du dann Deine Händchen nach mir strecktest, mich mit Deinen frommen Augen bittend anschautest, da habe ich Dich die Thräne im Auge, den Schmerz in der Brust, an die wunde gedrückt, habe lächelnd gen Himmel geblickt und dem Herrn da droben gedankt, daß er mir Dich zum Ersatz für meine Isabella gab. Bist Du mir Ersatz für sie? — Fernanda schwieg, ihr Blick war zur Erde gesenkt. — Wähnst Du Deine Liebe für ewig, hast Du nicht Muth, nicht Kraft genug, ihre Flammen zu dämpfen, ist Dir Deines Vaters dämonisches Erbtheil in solchem Grade zu Theil ge-

worden, daß der reine Sinn Deiner unglücklichen Mutter ganz von Dir gewichen ist, dann liebe, glühe und begehre, aber verbirg die Gluth, daß sie nicht vor meinem verlöschenden Auge aufflamme, warte die wenigen Tage, die mir der Gram noch läßt, geduldig ab.

Vater! rief Fernanda auffahrend und ihr Auge heftete sich starr auf den Alten. Das ist grausam, so hätte meine Mutter nicht zu mir gesprochen.

Nein, so hätte sie nicht gesprochen! wiederholte er bitter lächelnd. Sie war ein duldender Engel, hätte gewarnt, geschwiegen und ihr Herz wäre gebrochen. Er gab bei diesem Worte dem Andalusier die Sporen und sprengte voraus, Fernanda folgte langsam und tiefbetrübt.

Die Straße nach Granada vermeidend, stiegen sie nun immer das Gebirge aufwärts, bis nach überstandener Beschwerlichkeit Sebastian vor dem Hause eines seiner Bekannten anhielt, und da es schon zu dämmern begann, das Nachtlager zu nehmen vorschlug. Diego war es zufrieden und so kehrten sie hier ein, leerten den Schlauch, der in der Höhle wieder frisch gefüllt worden war, begnügten sich mit einem einfachen Nachtmahle, so wie mit einem elenden Lager, und setzten am Morgen ihre Reise weiter fort. Sie hatten noch einen weiten Weg, wenn sie heute Granada erreichen wollten, deshalb rieth Sebastian, von Pinar aus die gerade Landstraße, welche das Gebirge umgehend, von Almeida nach Granada führt, zu verfolgen, und da sie hier weniger zu befürchten hätten, wollte er vorauseilen und den Pater Jacinto von ihrer Ankunft benachrichtigen. Sie setzten nun, wohl alle durch den Gedanken aufgeregt, heute die heimathliche Wohnung zu betreten, den Weg fort.

Sie waren schon früh, als kaum der Tag sich durch sein bleiches Dämmerlicht verkündet hatte, aufgebrochen, und erreichten die Kuppe des Berges, als eben die Sonne über die Gebirge von Murcia hervortrat und mit ihrem rosigen Lichte die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada beleuchtete, während die Vega (Hochebene) von Granada wie ein mit Rosengluth verbrämter Silberstreifen vor ihnen ausgebreitet lag. Es war ein herrlicher Anblick, der sie so ernst und doch so freundlich einlud, in das Heimathland zu treten. Diego's Auge schwelgte lange in diesem Paradiese umher, endlich hielt er unter einem aus grob behauenen Steinen aufgeführten Kreuze, wo vor langer Zeit ein Unglücklicher durch Mörderhand gefallen war, sein Roß an, stieg ab, lehnte sich an das Kreuz und schaute nach der Rosengluth des Schneegebirges, nach der paradiesischen Ebene, nach dem Heimathlande hinüber. Da ergriff ihn die Zukunft, er schauderte vor ihr, und sein Auge, sich von dem Irdischen abwendend, hob sich Trost suchend himmelwärts. Herrscher dort oben! betete er mit lauter Stimme und entblößte in Ehrfurcht vor dem mächtigen Geiste, der über ihn waltete, seinen kahlen Scheitel, auch Fernanda faltete die Hände in Andacht, während Antonio und Sebastian niederknieten und sich bekreuzten. Herrscher im

Himmel, der Du des Menschengeschick mit väterlich liebender Hand leitest, der Du Schmerz und Freude, Wonne und Elend uns Sterblichen in Deiner Allwissenheit zutheilst, so wie es uns frommt, sei mild gegen mich, den tief Gebeugten, fülle das Mas meiner Leiden nicht voll, laß mich ruhig einziehen in meine Hütte, ruhig dort mein sorgenschweres Haupt niederlegen zum ewigen Schlaf. Oder soll ich nicht ruhig scheiden, Gott der Gnade, soll ich unter Stürmen untergehen, so schenke mir einen ehrenvollen Tod, laß mich für meinen König, für mein Vaterland sterben! — Er hielt ein, denn der Tod mochte, seine Andacht störend, ihn umrauschen. Lenke ihr Herz zum Guten, fuhr er dann nach einer langen Pause fort, in welcher sein Auge Fernanda traf: lenke es, daß es in dem wahren Glauben demuthsvoll beharre und sende ihre Mutter herab, ihr Schutzgeist zu sein; doch Dein Wille geschehe! Er murmelte noch einiges vor sich hin, dann streckte er die Arme der Gegend zu, wo die Vaterstadt, seinem Auge jetzt nur ein dunkler Punkt, ihr stolzes königliches Haupt erhob. Granada, Granada! rief er: Wiege meiner Jugend, Wiege meiner Wonnen und Schmerzen, sei auch das Grab meines Alters, laß mich in Deinem Schoosse schlummern bis zum Tage der Auferstehung! Er schwang sich auf sein Roß und: Wie Gott will! ausrufend, ritt er bergab seinem Schicksale entgegen.

Bei Pinar trennte sich Sebastian von ihnen. Theils war er ein zu guter Fußgänger, um nicht gewiß zu sein, dem bepackten Maulthiere, nach dessen Schritt sich selbst Diego's Rosinante richten mußte, voranszukommen, theils kannte er in der Vega manchen den Weg abkürzenden Fußpfad, und so war er sicher, einige Stunden früher in Granada einzutreffen, als die Andern, um im Kapuzinerkloster Erkundigung einzuziehen, und im Nothfalle Don Diego noch vor Granada das Nöthige zu berichten, auf jeden Fall aber dem freundlichen Nachbar, dem Schuster, von des Herrn Ankunft Kunde zu geben, damit dieser in dem Häuschen Alles zu seinem Empfange bereit fände.

Diego setzte indessen seinen Weg fort, und kam ungehindert bis nach Albolote, wo die Straße von Jaën mit der von Almeida zusammentrifft. Hier beschloß er Siefte zu halten, aber in der Posada, in welcher er einkehrete, fand er mehrere Soldaten, die von einem Kreuzzugs gegen die Karlisten, wie sie es nannten, zurückkehrten, mit ihren Heldenthaten prahlten, erzählten, daß in dem vor einigen Stunden gehabten Gefechte zwanzig Rebellen auf dem Platze geblieben und die von ihnen gemachten Gefangenen niedergeschossen wären. Diego, mit dem festen Vorsatze, sich nicht in ihre Gespräche zu mischen, hörte sie ruhig an; nicht so ein Franziskanermönch, der am Heerde saß und einen Becher mit Wein vor sich auf dem Sims stehen hatte. Ei Ihr Herren Soldaten! sprach er höhnend:

da hat Gott ein Wunder an Euch gethan. Ihr seid kaum dreißig Mann und habt so viele Feinde erlegt und doch keinen Schuß gethan, denn Eure Gewehre sehen alle noch so blank und geputzt aus, als hätte der Generalkapitain von Granada eben Musterung über Euch gehalten. Sie lachten, ohne weiter etwas darauf zu erwidern, tranken, kehrten sich nicht an den Mönch und seine beißenden Worte, und sangen, ihn fortzutreiben, die Tragalla. Es gelang ihnen auch, denn kaum hatte er seinen Becher geleert, so schlich er davon und ließ seinen Segen für die Sänger gewiß nicht zurück. Auch Diego entfernte sich kopfschüttelnd, begab sich in das kleine Kämmerchen, das die freundliche Wirthin Fernanda schon früher eingeräumt hatte, und legte sich hier zur Ruhe nieder. Glücklicherweise entfernten sich die Soldaten bald, so konnte er ungestört schlafen, und dann seinen Weg, jedoch mit sorgenschwerem Herzen, fortsetzen.

Je näher er nun seiner Heimath kam, desto unheimlicher ward es ihm zu Muthe, desto lebhafter stieg der Gedanke in ihm auf: Hättest Du nicht besser gethan, in den rauhen Gebirgen von Navarra zu bleiben und Deine Enkelin in dem Kloster zu Calatajud zu lassen, als hier thatenlos, vielleicht auf elende Weise, zu enden? Was suchst Du hier? — Ruhe? — Alles was ich sehe und höre, zeigt mir, daß ich sie nicht hier finden werde; dort war ein offener Kampf, der Muth, die gerechte Sache siegten, hier brütet ein neues Verderben über dem Vaterlande, Riego scheint aus seinem Grabe erstanden zu sein, um die Posaune des Aufruhrs ertönen zu lassen. — Und Fernanda! — Fort, fort ihr quälenden Gedanken! rief er unwillkührlich aus: Aber ihr thut Recht, mich zu verfolgen, warum trieb mich beleidigter Stolz, warum trieb mich — Edler geopferter Mann! murmelte er vor sich hin: Dein Schatten jagte mich heimwärts, nicht mein Stolz. Er ließ, während er in tiefes Nachdenken verfiel, dem Pferde die Zügel, das langsam eine steile Höhe hinaufschritt und oben angekommen, still stand, um zu verschnaufen. Diego bemerkte es nicht, seine Seele war bei Zumalacarreguy, sein Blick auf des Rosses Hals gesenkt, da weckte ihn aus seinem Sinnen Antonio's Freudenruf: Granada, Sennor! Granada! Sehen Sie nur, dort liegt es mit seinen Thürmen, dort liegt die Alhambra! er blickte auf und vor ihm breitete sich das Paradies seiner Jugend, von Abendgluth geröthet, aus.

Heimwärts, heimwärts, mein Roß! rief er bei diesem Anblick und trieb das müde Thier an, die Wallfahrt zu beenden, heimwärts geht es, und bald sind wir am Ziele! Den Blick nach Granada gerichtet, erfaßte ihn Furcht und Hoffnung, Freude und Schmerz, Sehnsucht und Zagen, er sah Wiege und Grab, Hölle und Himmel vor sich und kaum konnte er die sich hervordrängende Thräne zurückpressen. Antonio theilte die Empfindungen seines Herrn nicht, des ewigen Wanderns müde, sehnte er sich nach Ruhe, die er in Granada zu finden hoffte, wo nur die Wartung des magern Rosses ihm oblag und er auf die kleine Wohnung beschränkt blieb,

Fernanda's Auge erglänzte vor Wonne bei dem Anblicke der Stadt. Dort war er, dort hatte die erste Frühlingsblume ihrer Liebe gekeimt, geknospet; dort sollte sie sich auch entfalten. Des Mädchens ganze Seele war Liebe; ihr einziger Gedanke war ein Gluthgedanke, der alle ihre Sinne entflammte. Stets beharrlich in Allem, was sie einmal ergriff, stets Alles mit glühendem Eifer erfassend, von früher Jugend durch ihres Großvaters Stimmung zur Ueberspannung aufgeregt, lebte sie in einem steten Verweben von Traum und Wirklichkeit, gab sie sich ihren reizbaren Sinnen, wie ihrem edlen Gemüthe leidenschaftlich hin. Sie liebte den Großvater unaussprechlich, hatte sie doch, eine mutterlose Waise, allein neben ihm gestanden, war er doch das einzige Wesen, dem sie angehörte, an welches sie Bande der Natur knüpften, liebte er sie doch mit solcher überschwenglichen Liebe, daß auf Erden, nächst König und Vaterland, sie ihm das Liebste, in der Erinnerung freilich Isabella ihm das Heiligste war. Aber im Kampfe mit Sinnenliebe unterlag die Kindesliebe, sie glaubte, und wohl mit Recht, der Vater handle hart gegen sie, da ihn früher ihre keimende Neigung beglückt hatte; so schwankte sie nicht lange und glaubte, allen Stürmen trotzend, sich ganz ihrer Liebe zu Franzisko hingeben zu müssen.

Oft wenn Antonio, der erst ihre Mutter, dann sie von Kindheit an gepflegt hatte, der in ihr, selbst in ihren Fehlern, nur Vollkommenes sah, sie gegen seine Ueberzeugung ermahnte, dem Willen des Vaters nachzugeben, sich eine Liebe aus dem Sinne zu schlagen, welche die Ruhe des alten Mannes störte, erwiderte sie mit Lebhaftigkeit: Kann ich dafür, daß es so ist? Und wenn er ihr, von trauriger Ahnung ergriffen, es als möglich vorstellte, daß ihre Leidenschaft des Vaters graues Haupt vor der Zeit in die Grube senken könne, dann schwieg sie, ging in ihre Kammer, warf sich vor dem Bilde der Mutter Gottes nieder, weinte, betete, und dies grausenhafte Bild verfolgte sie dann tagelang. So war sie trotz ihres festen Sinnes zuweilen im Kampfe mit sich, dünkte sich in ihrer Liebe hochbeglückt und war dennoch unglücklich; in selige Träume gewiegt, fühlte sie beim Erwachen, daß das Leben doch auch eine ernste Schattenseite habe, welche die schönsten Zauberträume nicht zu erhellen vermöchten, und daß die Liebe die bangen Sorgen verschleierter Zukunft, die Mahnung an die Pflicht, das ewigerwachende Gewissen nicht immer in Schlaf singen könne. Glücklich in ihrer Liebe, fühlte sie sich außer ihr höchst unglücklich. Und doch strahlte nur Wonne aus ihrem Flammenauge, als sie die rothen Thürme der Alhambra erblickte, die, von der Abendsonne bestrahlt, gar wunderbar über die belebte Stadt ragten, doch fühlte sie ein freudiges Entzücken, als sie glaubte, das Haus Franzisko's auf dem Platze Bivarrambla, an seinem hohen Dache und den spitzen Schornsteinen erkennen zu können. Sie war die Einzige, welche in diesem Augenblicke ungetrübte Freude fühlte, denn selbst Antonio, den der Anblick der Heimathsstadt anfangs so freudig bewegt hatte, ging in sich gekehrt neben dem Pferde seines

Herrn, der ihn zu sich gerufen, und doch noch kein Wort mit ihm gesprochen hatte. Er verstand die stumme Sprache des Alten und es bedurfte nicht der leise gemurmelten Worte: Antonio, mir ist als wallfahrte ich zu meinem Grabe! um auch sich von trüber Ahnung ergriffen zu sehen.

Jetzt sank die Sonne, Dämmerung verkündete die Nacht, hier und da trat schon ein Stern am wolkenlosen Himmel hervor, tauchte ein Licht aus dem Gemäuer der Alhambra auf, und bald leuchteten Millionen Sterne am Himmel, bezeichneten tausend Lichter die Häuser der belebten Stadt. Ruhe umgab die Wanderer, kein Lüftchen rauschte durch die Pflanzung von Maulbeerbäumen, die sie eben durchzogen, keines Pilgers Tritt hallte außer dem ihrigen durch die feierliche Stille. Als sie vom Sternenlichte geleuchtet, die Höhe hinabzogen, wo der Weg sich durch duftende Orangenbäume schlängelte, und Blüthen und Blumen balsamisch ihre würzigen Düfte ihnen entgegen hauchten, sog Diego mit wahrer Gier diesen Abendgruß seiner Heimath ein. Da sprang plötzlich ein Mann von verfallenen Mauern herab, eilte auf sie zu und trat mit den herzlichen Worten: Guten Abend, theurer Sennor, sein Sie mir willkommen, ihnen entgegen. Es war Estevan, der Schuster, der freundliche Nachbar, der sorgfältige Bewahrer ihres Hauses, der auf Pater Jacinto's Geheiß ihnen entgegen gegangen war, um Pferd und Maulthiere nach dem auf einem Hügel vor dem Thore liegenden Kapuzinerkloster zu führen. Ihren Boten werden Sie auf der Brücke des Darro finden, sprach er, dort wollen wir das Maulthier abpacken, er und Antonio mögen dann des Thieres Stelle vertreten und Ihre Habe in aller Stille in die Wohnung bringen.

In aller Stille? fragte Diego, den freundlichen Gruß des Zapateros*) kaum erwidernd.

Ja, Sennor, antwortete dieser, so ist's. Sie werden den frommen Pater dort finden, ziehen Sie nur in aller Stille in Ihre Wohnung ein.

Ein böses Zeichen, murmelte Antonio leise und hielt seinen Freund, den Nachbar, zurück, ihm nähere Kunde zu geben; doch dieser wußte ihm nur zu sagen, daß dies die Worte des Paters gewesen wären, die er ihm zu wiederholen aufgetragen habe.

Also in aller Stille soll ich einziehen? brummte von Neuem Diego, seinen Andalusier eben nicht antreibend; sonderbar! Doch ich kenne des guten Paters Vorsicht — Nun wie Gott will!

Jetzt kamen sie an die Brücke, unter deren Bogen der Darro dahinrauscht, hier erwartete ihn Sebastian, der, ohne Antonio Rede und Antwort zu geben, das Maulthier abladen half, sich selbst mit so viel Gepäck, als er nur tragen konnte, belastete, und dann den Sennor, ihm zu folgen, bat.

Als sie die schattigen Gänge betraten, die zwischen Oleander und

*) Schuster.

Orangenbäumen längs dem Ufer des Darro aufwärts führen, hielt Fernanda plötzlich an. Vater, bat sie, wollen wir jener Kapelle, über welche der hier so seltene Palmbaum seine Fächer breitet, vorübergehen, ohne der Mutter Gottes unsere Anbetung darzubringen? Sie zog ihn zu der kleinen, bisher von der Milde des auf der Höhe liegenden Klosters auch während der Nacht erleuchteten Kapelle, deren Ampel sie zwar heute erloschen fanden, doch fiel das Sternenlicht durch die Fensteröffnung auf die heilige Jungfrau, vor der sich das Mädchen leidenschaftlich niederwarf, betete, und von begeisterter Andacht durchglüht die jungfräuliche Brust, wie die Spanierinnen zu thun pflegen, heftig preßte und schlug. Diego hatte anfangs mehr Auge für sie, als für die Heilige, endlich aber, an das dunkle Schicksal denkend, dem er hier entgegen ging, faltete auch er die Hände und sprach leise sein Ave Maria. — Es war bald geendet, sie setzten ihren Weg fort und traten nun durch das Thor der Gerechtigkeit in die weiten Höfe der Alhambra ein, zogen, ohne ihr Auge darauf zu heften, vor dem Pallaste Karl des Fünften vorüber, gingen zwischen verfallenem Gemäuer die Höhe wieder hinab und standen jetzt vor Diego's Wohnung.

Hier herrschte eine drückende Stille, kein Mensch war auf dem Platze, kein Nachbar kam ihnen zur Begrüßung entgegen, kein Licht erhellte die kleinen Fenster der romantisch gelegenen Wohnung. Still, nur still! raunte ihnen Sebastian zu, da der Sennor im Begriff war, seinen Unmuth laut werden zu lassen, legte vorsichtig die Packen auf die Erde und klopfte dreimal leise an die Hausthür. Da ward in dem kleinen Bogen über derselben ein schwaches Licht sichtbar, Tritte ließen sich vernehmen, die Thüre öffnete sich, und die Tochter des Nachbars, die freundliche Josefa, trat ihnen entgegen, begrüßte sie durch ein öfteres Kopfnicken und riegelte, sobald Alles hineingebracht war, hinter ihnen zu, leuchtete dann die schmale Treppe hinauf, öffnete die Thür zu dem kleinen Zimmer, gab Fernanda das Licht und blieb bescheiden vor dem Gemache stehen.

Gottes Segen begleite Sie, Sennor, bei ihrem Eintritte in dies Haus! rief ihm hier Pater Jacinto entgegen, reichte dem Verstimmten die Hand, schüttelte sie treuherzig, und hätte Diego zu beobachten Lust gehabt, hätte ihm leicht der wehmüthige Blick des Kapuziners, der Ausdruck von Freude und Schmerz, der in ihm lag, auch ohne Worte das Schlimme seiner Lage sagen können. Aber nur mit dem schmerzlichen Gefühle, das ihm bei dem Eintritte in seine Wohnung ergriffen hatte, beschäftigt, erwiderte er kaum den herzlichen Händedruck des Mönchs; forschend, und dennoch starr, sah er im Zimmer umher, und schüttelte das graue Haupt. Alles noch so, wie ich es verließ, und doch Alles so anders in mir und um mich, sprach er vor sich hin: Mit kühnen Hoffnungen zog ich aus, hoff-

nungslos schleiche ich wie ein Dieb in die eigne Wohnung wieder ein, und kann nicht aufjauchzen vor Freude, und mag doch nicht jammern vor Schmerz. Was soll dies Geheimnißvolle, ehrwürdiger Vater? Stehen Sie mir Rede! wandte er sich nun zu diesem, der Fernanda einen Wink gab, sich zu entfernen und dem Ungestümen freundlich erwiderte: Hernach, hernach, Sennor, sollen Sie die Ursache erfahren.

Schlaf wohl, Vater! sprach jetzt Fernanda, dem Alten die Hand küssend: Achte auf Deinen Traum; der erste Traum, der nach langer Trennung uns in der Heimath wieder umgaukelt, soll bedeutungsvoll sein. Gute Nacht! Sie entfernte sich nun und fand Josefa noch draußen, die sie die kleine Wendeltreppe hinauf in ihr Dachstübchen begleitete.

Mit den duftendsten Blumen, als wäre es die Hochzeitskammer seliger Liebe, fand Fernanda ihre kleine Wohnung ausgeschmückt. Um das Bild der unglücklichen Mutter schlang sich ein Kranz von dunklen Nelken, die Laute mit dem grünen Bande, die noch an der nemlichen Stelle über ihrem Lager hing, war mit Rosen und Myrthe umwunden, ein Strauß glühender Granatblüthen lag auf der Stelle, wo ihr Haupt oft, in Liebesträumen versunken, glühend wie diese Blüthen, zu ruhen pflegte, und Ros' und Myrthe, Oleander, Jasmin und Zweige duftender Orangen deckten das zierliche Lager der Jungfrau; selbst unter dem Muttergottesbilde stand eine Vase voll der schönsten Blumen, welche nur die Hand der Liebe so sinnreich geordnet haben konnte.

Ist dies Alles dein Werk, Josefa? fragte Fernanda freudig ergriffen: Hast Du aus Liebe zu mir die Blumen so schön geordnet?

Die Blumen habe ich meist alle gepflückt, die Orangenzweige gebrochen und alle Kränze Ihnen zu Liebe gewunden, aber die seltenen Blumen, die Sie finden werden und jene Vase hat er mir in der Dämmerung gebracht, hat sich mit mir heraufgeschlichen. — Fernanda erröthete — und Alles so gar schön geordnet, wie Sie sehen. Lesen Sie nur, was auf dem Zettel steht, den er dort zwischen den Blumen versteckt hat.

Fernanda griff eilig darnach und las: Liebe für Liebe, Treue für Treue, eher das Leben, als Deine Liebe verlieren. Sie küßte den Zettel, las ihn, küßte ihn wieder und barg ihn dann an ihr klopfendes Herz.

Während die Glückliche, von den Gerüchen der duftenden Blumen fast betäubt, wonnetrunken an dem offenen Fenster stand, und sich in Träumen verlor, saßen die beiden Alten unten und sprachen von ernsteren Dingen. Ja, edler Sennor, sagte der Kapuziner, Vorsicht ist nothwendig; der Geist des Aufruhrs hat sich in den Städten des Südens furchtbar verbreitet, fremde Emissaire durchziehen sie, predigen den Unwissenden Freiheit, die ihnen selbst mangelt, die sie selbst mit Ketten beladen tragen und sie in Ketten uns bieten möchten, eifern gegen Gott und seine Diener, die freilich nicht immer treue Diener waren, so ist Alles in furchtbarer Bewegung. Schwül und ängstlich ist die Luft, wie vor einem nahen Ge-

witter. Wer im Besitz ist, der fürchtet ein Bettler zu werden, während der Bettler von Reichthümern träumt, die er im Aufruhr leicht, wenn auch mit Blut befleckt, zu gewinnen denkt. Jeder zagt oder hofft, kein Freund traut mehr dem Freunde, kein Vater dem Sohne, es ist eine böse Zeit.

Und der Adel und die Diener Gottes, stehen sie müßig und schweigen sie zu alle dem? fragte Diego mit Heftigkeit.

Sennor, unser Adel ist nicht mehr das, was er war, als der Glaube ihn stählte und er freudemuthig gegen die Mauren zog, erwiderte der Kapuziner: körperlich und geistig entnervt, hat er seinen Nimbus durch die französische Invasion ganz verloren. Die Häupter der Familien, auf ihre Reichthümer trotzend, vernachlässigten die höhere Bildung, die Jüngern, abhängig von dem Haupte des Geschlechtes, mußten als Soldaten oder Staatsmänner sich Ehre und Gold zu erwerben suchen, und sind jetzt die Hebel des Aufruhrs. Hohe Namen, durch Jahrhunderte in Spanien geehrt, hatten sie geerbt, aber nichts weiter, deshalb ergreifen sie begierig die Gelegenheit, auf den Trümmern der Majorate sich eine Existenz zu bauen; diese werden Sie stets an der Spitze der Bewegung finden, welche Eigennutz oder Eitelkeit, nie aber das Wohl des Staates hervorrief und leitete.

Und die Diener der Kirche? unterbrach ihn Diego, den, aus alt andalusischem Geschlechte entsprossen, die Rede des Paters zu verdrießen schien.

Lassen Sie mich davon schweigen. — Keine Pflanze gedeiht in Finsterniß und ohne Licht, der vorsichtige Gärtner muß ihr immer so viel vergönnen, als sie zu ihrem Wachsthume bedarf; wollte er sie in Finsterniß lassen, so welkt sie, oder bricht durch die Dunkelheit sich Bahn zum Lichte; aus dieser nicht befolgten Lehre entspringt das traurige Schicksal, das uns erwartet. Schon jetzt erstreckt sich unsere Herrschaft nur noch auf die Landbewohner, die Städter haben sich unserem Regimente entzogen, und ich fürchte, sie üben blutige Rache. Lassen Sie uns hiervon schweigen. — Sie sind in Granada als ein Anhänger des Königthums bekannt, fuhr er dann fort, man vermuthet, hat vielleicht schon Gewißheit, daß Sie bei dem Heere des Königs dienten, Sie werden bestimmt unter strenger Aufsicht gehalten werden, man wird sie vielleicht vor Gericht führen, oder der Xefe politico findet es für gut, Sie selbst zu vernehmen. Sein Sie auf Ihrer Hut und auf jeden Fall gefaßt, antworten Sie mehr klug, als freimüthig, denn Sie stehen allein inmitten eines Haufens Feinde. Vertrauen Sie keinem, Sie haben außer mir nur noch zwei Freunde in Granada, das ist Sennor Carlos Ariego und sein Sohn; Beide vermögen viel bei dem Volke, selbst bei dem Generalkapitain. Ariego war stets Ihr Freund, und ist es trotz seiner geänderten Grundsätze noch, deshalb gebe ich Ihnen den Rath, seinen Sohn nicht unfreundlich zurückzuweisen. Er ist, seine politische Raserei abgerechnet, ein braver junger Mann, reich, von guter

Familie, was können sie mehr für Ihr Kind, das den jungen Mann leidenschaftlich liebt, wünschen und hoffen?

Diego hatte, ohne den Pater zu unterbrechen, aufmerksam zugehört; mit jedem Worte, das dieser gesprochen, war er ernster, unmuthiger geworden, jetzt aber brach sein Zorn hervor. Und das können Sie mir rathen, ehrwürdiger Vater! fuhr er auf: Ich soll mein Kind einem Feinde meines Königs zum Weibe geben? Nimmermehr! Treue habe ich Don Carlos gelobt, ihm Alles zu opfern geschworen, und ich sollte am Ende meinen Schwur brechen? sollte ein Meineidiger mich in's Grab legen? Nein! — Was mir angehört, muß rein neben mir stehen, oder mit mir fallen.

Der Weise fügt sich in die Umstände! unterbrach ihn der Mönch: Indem Sie sich dem Könige erhalten, nützen Sie ihm mehr, als wenn Sie sich thörichter Weise für ihn opfern, und was kann das Opfer Spanien nützen? Glauben Sie mir, selbst Verstellung ist unter manchen Verhältnissen edler, als thörichter nutzloser Freimuth.

Wie, Pater? unterbrach ihn Diego heftig: Ist denn die Lehre Loyola's auch bis zu den frommen Kapuzinern gedrungen? Nicht nach dem Worte, nach den Willen werden wir dort oben gerichtet. Deshalb, was in meiner Brust sich als Wahrheit und Recht eingeprägt hat, das will ich auch offen als Wahrheit und Recht vertheidigen, und dort oben bei meinem Richter vertreten. Wie oft, Pater, haben Sie mir gesagt, daß Sie willig für Ihren Glauben sterben würden. Sie halten ihn für den rechten, Millionen aber halten ihn für Irrglauben, wer hat nun Recht? Und doch, weil er sich dort einen heiligen Altar gebaut, Sie ihm ihr Leben geweiht, er Ihnen in den Tagen der Noth Trost gereicht hat, würden Sie ihn um nichts in der Welt verläugnen, freudig ihm Ihr Leben opfern. So auch ich! Was Ihnen der Glaube, ist mir mein Vaterland; jeder setzt für sein Heiligthum freudevoll das Leben ein, und daran thut er recht. Gehen wir Beide unter, nun so wird uns Beiden auch die Märtyrerkrone, Sie wird sie vielleicht als Heiligenschein umstrahlen, wenn sich um meinen Scheitel nur ein Kranz von welkem Eichenlaub schlingt.

Aber Fernanda? Vergessen Sie nicht Ihr Kind, sagte der Mönch und sein Gesicht umdüsterte sich.

Fernanda und ewig Fernanda! unterbrach ihn Diego auffahrend: Was mahnen Sie mich immer an sie, was nennen Sie stets den Namen und verflechten ihn in jede Ihrer Reden? Ich liebe das Mädchen, aber meinen König, mein Vaterland noch mehr, ich werde sie lieben, bis das Gift, das sie mit ihrer thörichten Neigung tropfenweise einsaugt, sie meinem Herzen ganz entfremdet.

Dann soll die Verlassene in mir ein Herz finden, das sie nicht zurückstößt! sagte der Mönch.

Pater Jacinto! unterbrach ihn der Alte beleidigt: Wer giebt Ihnen ein Recht, sich zum Beschützer meines ungehorsamen Kindes aufzuwerfen?

Der Kapuziner lächelte schmerzlich, drückte, wahrscheinlich ihn zu beruhigen, Diego die Hand, schlug bald die Augen nieder, bald sah er himmelwärts, und schritt von Unruhe getrieben mehrmals das kleine Zimmer auf und ab. Diego staunte über das sonderbare, ihm so ungewohnte Benehmen des Mönchs, aus dessen Brust sich jetzt ein tiefer Seufzer rang. Es sei! rief er endlich, setzte sich nieder, suchte Fassung, und auf Diego's Frage, was ihm sei, bat er, nur gelassen ihn anzuhören.

Erinnern Sie sich jenes Abends, begann er nun: als wir vor Sebastians Hütte saßen und Sie mir Ihr Herz ganz öffneten. Da überraschte mich mein Gefühl bei der Klage um Ihr entschlafenes Kind; erinnern Sie sich, wie ich schmerzlich ergriffen ausrief: Wissen Sie, wen auch ich dort wiederzusehen hoffe? Vaterschmerz ist nicht immer der größte auf dieser Welt! — Sie schüttelten ungläubig Ihr Haupt, waren aber so mild, die Saite nicht mehr zu berühren; nun so will ich jetzt mit rauher Hand sie greifen, daß ihr Schmerzenston uns beide treffen soll.

Ich war ein lebenslustiger Jüngling, hatte in Salamanca die Rechte studirt, und kehrte mit frohem Muthe, wohl fast mit Uebermuth, nach Loxa, meiner Vaterstadt, zurück. Die Hand, die späterhin so oft den Segen gespendet, hatte damals schon oft den Degen geführt, und obgleich ich meine Zeit gut angewendet und etwas Tüchtiges gelernt hatte, war ich doch ein wilder Bursche, ein kühner Jäger, und bei meinem heftigen Gemüthe ein Raufbold. Aber bald sollte das wilde Roß gezähmt werden, die Liebe bändigte es. Ich lernte ein liebes, reizendes Mädchen kennen, fromm und gut, mit dunkelblauem Madonnenauge, wie man es so selten in unserm Vaterlande findet; ihre Sanftmuth zog den wilden Jüngling an, ihr weiches Gemüth war der Zauber, der mich fesselte; heftig flammte die Liebe in mir auf, sanft wie heiliges Feuer erglühte sie in des Mädchens Brust, ich ward wieder geliebt und war glücklich. Täglich zog ich nach ihrer einsamen Wohnung am Xenil, entsagte ganz meinem wilden Leben, nichts stand meinem Glücke im Wege und der nahe Frühling sollte uns vereinigen.

Da gehe ich eines Tages auf die Jagd, das Glück begleitet mich nicht, ich will es ertrotzen, irre in den Gebirgen umher, wo ein böser neckender Geist mir sattsames Wild entgegen treibt, damit ich es immer fehlen solle, und ich mußte endlich spät am Abend ohne Beute nach Hause wandern. Der Mond schien hell, die Luft war mild, der Abend schön, und doch konnte ich meines Unmuthes nicht Herr werden; in dieser Stimmung eilte ich nach der Wohnung der Geliebten. Schon von weitem vernahm ich die Töne ihrer Laute, höre die süße Melodie ihrer Stimme, bleibe stehen und lausche, bis die Töne schweigen. Du bist doch ein glücklicher Mensch, murmle ich vor mich hin, eile ich nach der Cactushecke, die den Garten umgab, blicke liebetrunken hinüber nach der kleinen Laube, wo sie zu sitzen pflegte, ich sehe sie in den Armen eines jungen Kriegsmannes. Mein Blut erstarrt, doch nur auf Augenblicke. Ich reiße das Gewehr von der Schulter, spannte

den Hahn, drücke los, und hier war ich kein schlechter Schütze — Beide sanken zu Boden!

Dolores! schrie Diego auf.

Ja, Dolores! sagte der Pater mit schauerlichem Ernste; und wundern Sie sich noch, weshalb die verstoßene Fernanda in mir ein theilnehmendes Herz finden soll?

Diego war indessen aufgesprungen, sein Auge schoß flammende Blicke auf den Pater, der, von der Vergangenheit tief ergriffen, es nicht bemerkte. Also Sie waren der Bube? rief der zürnende Greis: Sie waren der Mann, den ich, das Schwert in der Hand, so viele Jahre suchte?

Wiederholen Sie die Worte nicht, Sennor, sagte der Mönch und sein Auge flammte wild: Bei St. Franzisko, ich könnte vergessen, daß eine Kutte mein verwundetes Herz deckt!

Die Zeit hat ihre Schwingen darüber gebreitet, der Tod hat versöhnt, sagte Diego, nach kurzem Nachdenken milder gestimmt, und reichte dem Pater die Hand, welche dieser freudig ergriff. Hat auch sie mir vergeben? fragte er dann, und wagte, die Antwort fürchtend, nicht aufzublicken. — Sie hat vergeben! erwiderte Diego, und nun umfingen die Beiden, die vor Augenblicken noch zornig einander gegenüber standen, sich in Liebe und Versöhnung.

Fahren Sie fort, bat späterhin Diego. Aber der Mönch war zu ergriffen, er mußte das Fenster öffnen, um freier zu athmen, und sein Auge hing so sehnend an dem Siebengestirn, als ob er in dessen glänzendstem Sterne eine Dolores wieder zu erblicken glaubte. Erst nach langer Pause schloß er das Fenster wieder und fuhr fort.

Die That war geschehen, ich entfloh, eilte nach Rom, dort mir Vergebung meiner Sünden zu erflehen, sie zu büßen wurde ich Mönch. Reue und Gewissen trieben mich ohne mein Vaterland wiedergesehen zu haben, nach Amerika, und erst nach fünf Jahren kehrte ich unter dem Schutze meines Gewandes zurück. Hier erfuhr ich die tröstende und doch so tief erschütternde Nachricht, daß ich Dolores nicht in dem Arme eines Geliebten, sondern in dem Arme ihres an demselben Tage von Neapel zurückgekehrten Bruders gesehen, daß ihm meine Kugel, Dolores Arm nur streifend, das Herz durchbohrt hätte. Ich vernahm, daß sie dem Mörder des Bruders ihr Herz verschlossen, es einem andern zugewandt habe, nach Granada gezogen und bald darauf mit den Blumen des Frühlings verwelkt sei. Es zog mich nun nach Granada, wo es mir leicht ward in das Kloster der Kapuziner aufgenommen zu werden. Hier wallfahrtete ich sogleich zu ihrem Grabe, weinte auf dem moosbedeckten Hügel Thränen des Mitleids und der Reue, suchte ihren Gatten und ihr Kind auf, und da der Tod sie Ihnen entrissen, war Neid und Eifersucht verschwunden, ich sah in Ihnen nur den Mann, der ihre schmerzensvollen Tage beglückt hatte, der mit schwärmerischer Liebe sich der Entschlafenen erinnerte, und so habe ich

Sie mit zweifacher Liebe umfaßt und nichts hat unsern Freundschaftbund getrennt.

Und nichts soll ihn trennen! rief Diego.

Als der Tod, setzte der Kapuziner hinzu, er umschwebt uns in mancherlei Gestalt. Möge Gott ihn uns als einen sanften Wegweiser senden, der uns zu Dolores und Isabella's Heimath führt. —

Die beiden Alten blieben die Nacht, in ernste Gespräche vertieft, beisammen, mancher Blick in die Vergangenheit umwölkte, mancher erheiterte ihre Stirn; ihre Herzen hatten schon längst den Freundschaftbund geschlossen, aber über Dolores Grabe schlossen sie ihn für die Ewigkeit. Pater Jacinto, nie sich ganz seinen Empfindungen hingebend und stets besonnen bleibend, glaubte in der Stimmung, in welche Diego versetzt war, noch ein Wort zu Gunsten Fernanda's mit ihm reden zu können, aber der Alte blieb auch heute unbeugsam, und als es jetzt zu dämmern begann, mußte der Kapuziner mit trauerndem Herzen davon schleichen, denn die Erinnerung hatte alle wehmüthig tönenden Saiten seines Herzens berührt und Fernanda's Schicksal ihn tief bekümmert.

Der folgende Tag verging einsam; Sebastian hatte seinem alten Anführer Lebewohl gesagt, und ihm bei seinem Abschiede die Warnung zurückgelassen, nicht das Aeußerste in Granada abzuwarten, sondern, wenn das Mindeste für ihn zu fürchten sei, die Stadt zu verlassen und nach den Ufern des Guadalquivir zu flüchten. Besser sagte der Treue, man stirbt, die Waffen in der Hand, als durch die Wuth des Pöbels. Estevan schlich am Abende zu seinem lieben Nachbar hinüber und erzählte mit gewöhnlicher Geschwätzigkeit, wie treu er für das kleine Eigenthum des Sennors gesorgt und Alles im gehörigen Stande erhalten habe, auch gab er ihm von dem Nachricht, was sich seit seiner Abreise in Granada zugetragen, wie sich die Bataillone der Urbanos gebildet, und was man noch jetzt für die frommen Klöster fürchte. Wen Sie sonst in Lumpen gehüllt, den leeren Krug in der Hand, Speise und Trank erwartend, vor den Klosterpforten stehen sahen, der geht jetzt im bunten Rocke, den Säbel an der Seite, drohend der Pforte vorüber. Es hat sich viel in unsrer guten Stadt geändert, Herr!

Diego schien aufmerksam ihn anzuhören, aber seine Gedanken waren fern, sie schweiften in den Thälern von Navarra umher und Unmuth ergriff ihn, daß er das Heer und seinen König verlassen habe. Nur der Gedanke tröstete ihn, auch hier für die gerechte Sache fechten, auch hier dem Könige nützen zu können. Er dankte Estevan für seinen Bericht, beschied ihn auf den andern Tag wieder und erwarte nun mit Sehnsucht den Mönch, der seit gestern seinem Herzen noch näher stand, noch theurer war. Aber Jacinto kam nicht, Fernanda saß traurig in ihrem Stübchen, der Alte blieb allein, und als die Thurmuhr der Kathedrale zehn schlug, ward es

ihm in seiner kleinen Wohnung zu eng, die Sehnsucht nach seinem Lieblingplätzchen am Darro ergriff ihn, und er konnte nicht widerstehen. Seinen guten Degen an der Seite, schlich er hinab, öffnete leise die Hausthür und begann die Wallfahrt nach den stillen Orte.

Das Plätzchen war reizend und schauerlich. Unter zwei hohen Platanen, die ihre Aeste weit über die Fluthen des Darro breiteten, dicht an dem hohen Ufer des Flusses, erhob sich ein einfacher steinerner Sitz; gegen Westen glänzte das Generalife gar wunderbar im Sternenlichte, nach Norden verdeckte ein Gebüsch jede Aussicht, während nach Süden und Osten, längs dem Ufer des Flusses, die dunkeln Orangen und Granatbäume ihre balsamischen Düfte dem Westwinde zuhauchten. Die hohen Mauern der Alhambra schlossen den Hintergrund dieser schauerlichen Gegend.

Hier setzte sich Diego und überließ sich der Erinnerung und einem unwiderstehlichen Sehnen. Das Brausen der Wellen, Rauschen des Abendwindes durch die schwankenden Zweige der hohen Platanen, die süßen balsamischen Düfte wiegten ihn immer mehr in seine Träume ein. So saß er wohl eine Stunde, als er plötzlich wie aus tiefem Schlummer erwacht aufsprang, nach den blinkenden Sternen sah, sich aber bald wieder niedersetzte, und jetzt der ihn gewaltsam ergreifenden Phantasie ganz hingegeben, der dunklen Nacht den Ausbruch seiner Gefühle mittheilen mußte. Sehnsucht schweig! sprach er schmerzlich bewegt und in sich verloren, als sei die ganze Natur um ihn erstorben.

Sehnsucht schweig! — Ihr linden Abendlüfte
Führt mir die Erinnerung nicht zu,
Weckt sie nicht, ihr süßen Balsamdüfte,
Das gebroch'ne Herz sehnt sich nach Ruh'.
Gönnt mir sie! — Nur Eines mir bewußt
Ist mein Streben, Eins nur zu erwerben,
Nur ein Wunsch durchglüht die wunde Brust:
Für den König und mein Vaterland zu sterben.

Hoffnung flieh nach jenem Sternenzelt,
Dort werd' ich gewiß Dich wiederfinden;
Nicht für diese trügerische Welt
Kannst Du mir noch Deine Kränze winden.
Ach in mir erstarb des Lebens Lust,
Nicht um Deine Gunst mag ich noch werben,
Nur ein Wunsch durchglüht noch meine Brust:
Für den König und sein Vaterland zu sterben.

Heil'ger Friede senke Dich hernieder,
Breite Deine Palmen auf mein Herz,
Und beim Nachhall seiner Schmerzenslieder
Führ den müden Pilger heimathwärts.
Was er einst geträumt, jetzt unbewußt
Ist sein Streben Eins nur zu erwerben,
Nur ein Wunsch durchglüht des Alten Brust:
Für den König und sein Vaterland zu sterben.

Laßt ihn sterben, laßt ihn still vergehn! —
Hoffnung, Sehnsucht, Traum des irren Lebens,
Er kann Euren Ruf nicht mehr verstehn,
Und ihr lockt den Pilger nur vergebens.
Ach in ihm erstarb des Daseins Lust,
Nicht um Eure Gunst mag er noch werben,
Glüht doch nur ein Wunsch in seiner Brust:
Für den König und sein Vaterland zu sterben.

Sennor! raunte ihm Antonio zu, der, um ihn nicht allein zu lassen, hinter ihm geschlichen war, Sie sprechen ja so laut, wie der Pater Dominikaner, wenn er in dem Amescova-Thälern die Krieger zum muthigen Kampfe aufrief; wollen Sie denn eine Menge Zuhörer um sich versammeln?

Der Alte, in seinen Phantasien gestört, sprang verdrießlich auf. Einfältiger Mensch! zürnte er; was hemmst Du den Flug meiner Gedanken, was störst Du mich in der feierlichen Stunde, wo ich träumend die einzige Sehnsucht, die ich noch in dieser verödeten Brust fühle, gestillt, meine innige Bitte zu Gott erhört sehe.

Ja, Sennor, ich weiß das wohl und würde es auch nicht gewagt haben, erwiderte Antonio, wenn ich nicht Tritte nahen hörte. Horchen Sie nur, sie kommen immer näher! — Beim Sternenlichte sahen sie jetzt drei Blauröcke, die sie bald für Urbanos erkannten.

Guten Abend, Sennor! begann der Eine, als er in die Nähe Diego's kam.

Guten Abend, entgegnete dieser, und auch Antonio sagte ein mürrisches: Guten Abend.

Uns dünkte, trat ein Zweiter hervor: Ihr hättet hier ein eifriges Gespräch mit Jemanden gehabt, wobei wir die mit Pathos gesprochenen Worte: für König und für's Vaterland zu sterben, vernommen zu haben glauben.

So! erwiderte Antonio besonnen: wir hörten nichts.

Nichts? wiederholte lachend der, welcher zuerst gesprochen: Nun, alter Bursche, so sollst Du wenigstens jetzt etwas hören. Kannst Du die Tragalla singen?

Davor bewahre mich Gott! platzte Antonio heraus.

So sollst Du sie lernen. Komm Geronimo, komm Juan, wir wollen dem Alten da zu unserem und seinem Vergnügen eine kleine Lektion geben.

Diego hatte, außer daß er den Gruß erwiderte, bisher ganz theilnahmlos dagestanden, jetzt aber trat er vor, warf den Mantel zurück und seine Hand griff unwillkürlich nach dem Griffe des Degens. Wer giebt Ihnen ein Recht, mit meinem Diener ungebührlichen Scherz zu treiben? fragte er die Urbanos, doch diese, ohne ihm zu antworten, lachten hell auf, begannen die Tragalla und forderten Antonio auf, mitzusingen.

Schweigt, oder, beim allmächtigen Gott! rief Diego: ich treibe Euch

unnützes Gesindel zu Paaren! Bei diesen drohenden Worten, hörte zwar die Tragalla auf, aber die Urbanos, junges übermüthiges Volk, zogen ihre Säbel und drangen unter wildem Geschrei auf Diego ein, der, den Degen in der Hand, sich an eine Plantane lehnte und Antonio zuraunte: Deck mir den Rücken. Doch dieser hatte schon längst seinen Mantel um den linken Arm geschlagen, das lange Messer ergriffen, und statt seinem Herrn den Rücken zu decken, war er auf einen der Drei eingedrungen, der auch bald zu seinen Füßen lag. Während dem hatte sich Diego männlich gegen seine beiden Gegner gewehrt, die, als sie ihren Kameraden fallen und auch Antonio auf sie eindringen sahen, rasch die Flucht ergriffen und sich wenig um den Verwundeten bekümmerten, zu dem sich jetzt Antonio, ihm Hülfe zu leisten, niederbog. Viva el Rey! rief er, aber nur mit halber Stimme, der Christino ist todt, Sennor, was soll ich mit ihm thun? Wir dürfen hier nicht länger verweilen. Ohne Diego's Befehle abzuwarten, lud er ihn auf die Schulter, eilte nach dem Darro und warf ihn in die dahinbrausenden Fluthen. Kommen Sie nur, Herr, zögern Sie keinen Augenblick, bat er: stecken Sie den Degen in die Scheide, daß man uns nicht so überrascht. Sie eilten nun nach ihrer Wohnung zurück.

Doch schon von fern vernahmen sie von dorther Lautenklänge, hörten sie deutlich den Gesang einer männlichen Stimme; Diego hielt an und lauschte, Antonio aber ging mit raschen Schritte voraus, bald vernahm man den Gesang nicht mehr. Das war Franzisko! brummte Diego, als sie in das Haus traten und Antonio die Thür sorgsam hinter sich verriegelte: Sahst Du ihn nicht?

Ich sah nichts! erwiderte der Diener: aber lassen Sie uns nur auf unserer Hut sein, Sennor, daß wir nicht noch in dieser Nacht überfallen werden. Diego fragte nicht weiter, und warf sich, als er auf sein Zimmer kam, in den Lehnstuhl. — Also auch dies stille Plätzchen ist nun mit Blut getränkt; alles blutet, wohin ich mich wende, murmelte er vor sich hin, als Antonio mit einem Becher vor ihn trat. Trinken Sie! bat er: es ist ein ächter Alicante, irgend eine sorgsame Hand hat unsern Keller so gut mit köstlichem Weine versehen, wie er es noch nie war. Trinken Sie nur, Sennor.

Du blutest ja, Antonio! bemerkte Diego, als ihm der Diener den Becher reichte: Bist Du verwundet?

Eine Schramme, Herr, hat nichts zu bedeuten. Sie wissen wohl, daß die Christinos nicht gut zuzuschlagen verstehen, nur eine leichte Schramme, fast zu wenig — denn lieber hätte ich mir den Arm abhauen lassen, als daß ich das gottlose Lied gesungen hätte. — Aber, Sennor, setzen Sie sich weg vom Fenster, auch beim Sternenlichte kann man sie hier vom Platze aus sehen.

Diego folgte des Dieners Rath, leerte den Becher, und unter mancherlei Phantasiegebilden schlummerte er, nach dem Mitternacht längst vorüber war, auf seinem Sessel ein. Antonio, der die ganze Nacht wach blieb mochte

seinen Schlaf nicht stören, und so fand ihn der Morgen noch auf dem Lehnstuhle entschlummert.

Diego's Schlaf war nicht erquickend gewesen und er fühlte sich beim Erwachen sehr matt. Sein erster Blick traf Fernanda, die neben ihm saß und jetzt das kleine Tischchen mit dem Chocoladenbecher, dem Wasserglase und dem gerösteten Maisbrode vor ihn stellte; kaum hatte sie ihn begrüßt, als er auch schon die Frage an sie that: Hast Du gestern Abend den Gesang gehört?

Ja, Vater!

Hast Du die Stimme erkannt?

Ich glaube sie erkannt zu haben, es war Franzisko's Stimme.

Hast Du ihn gesprochen?

Nein!

Er nahm nun, ohne weiter zu fragen, sein Frühstück zu sich, stand dann auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Fernanda! sprach er endlich und das ernste Gesicht ward freundlich, die Furchen auf der Stirn glätteten sich und sein Mund lächelte ihr entgegen, wie in früherer glücklicher Zeit. Fernanda, ich bin ein alter Mann, die Jahre haben die Kräfte meines Körpers abgestumpft, das ewige Aufschwingen der Phantasie die Kräfte meines Innern aufgerieben, selbst der wilde Zeitgeist droht an dem alten morschen Gebäude zu rütteln, deshalb kann es nicht lange mehr mit mir dauern. Gedulde Dich bis zu dieser Zeit, presse Dein Herz zurück wenn es laut klopft, lösche Deine Flammen mit den Thränen, die ich um Dich weine, aber mache das Maß meines Kummers nicht voll, meide ihn, bis Du über meinem Grabhügel an seine Brust sinken, ihn den Deinen nennen kannst. Fernanda fiel ihm bei diesem Worten um den Hals und weinte bitterlich. — Du glaubst, fuhr er mit Rührung fort: ich wäre ungerecht gegen Dich; es kann sein, aber wie Du nicht Deine Liebe, so kann auch ich meinen Haß nicht unterdrücken. So viele Jahre habe ich mit Schwärmerei an König und Vaterland gehangen, und so soll es auch bleiben, bis es mit mit mir zu Ende geht. — Ein leises Klopfen störte ihn in der Rede, und auf sein verdrießliches: Herein! öffnete Sennor Carlos die Thür.

Zwar schon ehe Diego nach Navarra gezogen war, hatten sich die beiden alten Freunde oft über ihre politische Meinung gestritten; da sich aber damals die Parteien hier noch nicht feindlich gegenüber gestellt hatten, war ihr Streit eben so oft im Klange der gefüllten Gläser verhallt. Jetzt aber, da der Sohn an der Spitze eines Battaillons Urbanos stand, der Vater bedeutende Summen zur Equipirirung dieser Stadtmiliz hergegeben hatte, traf das erste Wiedersehen das Herz des alten Mannes feindlich und er erwiderte kaum den Gruß des Eintretenden. Desto freundlicher war Fernanda's Willkommen, die ein bittender Blick des alten Ariego schnell entfernte.

Nun ist es fast ein Jahr, seit wir uns nicht sahen, begann dieser, während Diego ihn durch ein Zeichen mit der Hand einlud, Platz zu nehmen: Sei mir von Herzen willkommen, Freund, und im Drucke meiner Hand, in Wort und That sollst Du sehen, daß in meiner Brust die alte Freundschaft nicht erloschen ist. Er reichte, indem er dies sagte, Diego die Hand, die dieser nach einigen Zögern ergriff. Du zürnst mir! fuhr Carlos fort: Du scheinst zu zweifeln, daß hier — er zeigte auf sein Herz — es noch so sei, wie es war.

Könnte der Anhänger der Regentin, erwiderte Diego, in seinem Herzen einen Platz für den Carlisten bewahrt haben?

Das hat er fiel ihm Ariego mit Wärme in die Rede.

Nun so sei auch mir willkommen! sagte der Kriegsmann, in dem die so lange geprüfte Freundschaft nicht vergebens gegen den Haß gekämpft hatte. Sei auch mir willkommen!

Mich führt so manches zu Dir, nahm jetzt Carlos das Wort. Sonst trat ich mit freudigem Gefühle in diese Wohnung, setzte mich in diesen Lehnstuhl, auf der nemlichen Stelle, wo ich jetzt sitze, wir beschworen dann beim gefüllten Becher die Erinnerung herauf, uns die vergangenen Tage mit ihren Sonnenblicken vorüber zu führen, und traten sie auch zuweilen umwölkt vor uns, lockten sie auch Thränen in unser Auge, so sank die Thräne in den Becher mit Xeres gefüllt, wir schlürften sie mit dem glühenden Weine hinunter, und trockneten das feucht gewordene Auge mit dem Schleier, den wir der verhüllten Zukunft entrissen.

Das war eine schöne Zeit! seufzte Diego.

Dort an jenem Fenster, fuhr Ariego fort: saßen unsere Kinder, sie schöpften ihre Freuden nicht aus der Erinnerung, sie bedurften des Traumes glücklicher Zukunft nicht, ihre Thränen zu trocknen, nicht des gefüllten Bechers, sie aufzufangen, die Gegenwart gab ihnen Alles, was sie wünschten, nur eine unbekannte Sehnsucht preßte die Thräne in ihr Auge, die sie um Alles in der Welt nicht hingegeben hätten — Diego, und jetzt? —

Ja jetzt ist es anders! fiel ihm dieser, von Wehmuth ergriffen, in die Rede. Sie sitzen nicht mehr dort, und kosen und tändeln, ihre Sehnsucht ist nicht mehr das süße Schmachten, nicht mehr der wonnige Seufzer, der sich der liebenden Brust entrang, es ist der qualvolle Schmerz der Trennung. Jetzt — ja jetzt! fuhr er heftig auf, trennt die Raserei, die Thron und Altar umstürzen will, die Herzen für immer.

Und was haben die Herzen verschuldet? fragte Carlos.

Was sie verschuldet haben, fragst Du mich? antwortetete Diego, immer heftiger werdend; Frage den Gott, den sie verleugnen, blicke umher auf Spaniens segenreiche Fluren, die sie zertreten, er das Schwert in der Hand) sie indem sie Vater, Vaterland, Gott und König vergessend, nur an ihm, an dem Empörer hängt.

Deines Weibes Herz zerdrückte der Gram, Deiner Tochter Herz brach in Verzweiflung, soll der Enkelin gleiches Schicksal werden?

Wie Gott will!

Mann, so nahe dem ewigen Gerichte, wo Du der Barmherzigkeit bedarfst, um von Deinen irdischen Schlacken gereinigt zu werden, fühlst Du kein Mitleid mit Deinem Kinde, soll sie enden in Gram und Verzweiflung, wie Dolores und Isabella?

Endet sie — schuldlos mein' ich — dann ist ihr wohl, denn sie wandelt neben ihnen dort oben, wo auch ich bald sein werde.

Diego, sei menschlich! rief Carlos, denke, daß es ein Paradies, aber auch eine Hölle giebt —

Ja, Carlos, schon hier auf Erden, fiel ihm der Alte in die Rede und sein Auge flammte; hier hat sich der Himmel geschlossen, das Paradies der Erde, mein Spanien, ist verödet, kein Engel mit flammendem Schwerte bewacht es und nur noch wenige edle Männer suchen es zu vertheidigen. — Aber die Hölle, die findest Du überall, in Saragossa, in Barcellona, wo die eingeäscherten Gotteshäuser, wo das Blut der verbrannten Diener des Herrn Rache schreien, auch hier, wo trunkene Verfechter herrlicher Freiheit den Stillen, friedlich Gesinnten im Dunkel der Nacht wie Räuber anfallen.

Also doch! unterbrach Ariego die zornigen Worte, so trog mich meine Ahnung nicht, so warst Du es, Unglücklicher.

Was war ich, warum nennst Du mich unglücklich? fragte Diego heftig; Carlos, wer den Tod sucht, den erreicht das Unglück nicht, denn er gehört zu jenen glücklichen Sterblichen, deren Schicksal in ihrer eigenen Hand ruht —

Es entstand jetzt eine Pause, während welcher Carlos trauervoll auf den Freund sah, der mit leuchtenden Auge freudig nach dem blauen Dome aufblickte, als sei er schon jetzt aller Erdenleiden enthoben, als schwebe er, die Märtyrerkrone auf den Scheitel, aufwärts zu seiner Isabella. — Diego, unterbrach Carlos die Stille, Die Aussage zweier Verwundeten, und ein von einem Messerstiche durchbohrter Leichnam, den die Wellen an das Ufer warfen, haben die Stadt in Bewegung gesetzt. Der Ermordete ist der Sohn eines armen Mannes, die zwar nur leicht Verwundeten sind Söhne wohlhabender Handwerker, die Familien schreien nach Rache — und ein dumpfes Gerücht bezeichnet den vom Heere zurückgekehrten Carlisten, bezeichnet Dich als den Thäter.

Der bin ich! unterbrach ihn Diego mit Ruhe.

So flieh, um Gotteswillen flieh! bat Carlos.

Diego schüttelte lächelnd sein greises Haupt. Ich suche den Tod und möchte ihn ihn am liebsten hier finden! erwiderte er.

Heute wird gewiß schon die Untersuchung eingeleitet, zögere keinen Augenblick, bat Ariego von neuem. In Almunecar habe ich einen Freund,

dort könntest Du Dich einige Zeit auf seinem Landhause im Gebirge versteckt halten und im Nothfalle über das Meer entfliehen. — Zögere keinen Augenblick, die Gefahr ist nahe.

Mich schützt das Recht, nur zur Vertheidigung zog ich das Schwert, und somit bleibe ich.

Dein Schwert verwundete nur leicht, wer aber versetzte den Getödteten den Messerstich? fragte nun Carlos.

Antonio führte zur Vertheidigung seines Herrn den Stoß.

So opfere ihn allein, Unglücklicher, er ist doch auch ohnedies rettungslos verloren!

Folgt ich Deinem Rathe, ja freilich dann wäre ich ein Unglücklicher — mehr noch, ich wäre ein Ehrloser, sagte Diego stolz: Gott und St. Georg sei gelobt, so tief bin ich nicht gesunken, Sennor Ariego!

Dieser bedachte sich einen Augenblick, dann drückte er Diego's Hand. Leb wohl! sprach er. Grüß Fernanda von mir und meinem Sohne, ich eile fort, um für Dich zu handeln.

Für mich willst Du handeln? murmelte der Alte vor sich hin, als jener ihn verlassen hatte, guter Carlos, ich bin ein geborstener Thurm, ein Erdbeben hat ihn gerüttelt, versuche nicht ihn zu stützen, er stürzt zusammen und begräbt Dich unter seinen Trümmern.

Ariego's Furcht war nicht ungegründet; noch am nemlichen Morgen wurde Diego vor den Xefe politico*) gefordert. Der Xefe war ein kleines dürres Männchen mit eingekniffenen Lippen, einer langen hervorstehenden Nase und einem Paare blitzender Augen. Als Haupt der Christinos in Granada, hatte er gleich nach empfangener Nachricht von dem Vorfalle der Nacht die Diener der Gerechtigkeit ausgesendet, den Thäter zu erforschen, die beiden verwundeten Urbanos vernommen, und nach ihren Aussagen sogleich Verdacht auf Diego del Peñas geworfen, von dessen Ankunft in Granada er unterrichtet war. Sein Argwohn wurde zur Gewißheit, als bald darauf Ariego, dem er auf mancherlei Weise verpflichtet war, zu ihm kam, und ihn ohne Rückhalt mit allen Umständen dieser traurigen Begebenheit bekannt machte, aber auch ein goldenes Mittel ergriff, von dem er gewiß war, daß es bei dem Xefe seine Wirkung nicht verfehlen würde. Zur Milde gestimmt ließ er Diego vor sich kommen.

Ihr Name, Sennor, ist Diego Lopez del Peñas! begann er das Verhör, bei welchem Niemand zugegen war.

Ja Excellenza!

Nehmen Sie Platz. — Diego setzte sich. Sie wohnen schon lange in Granada? fuhr der Xefe dann fort.

---

*) Civilgouverneur.

Granada ist meine Vaterstadt!

Sie führten in dem Kriege gegen Frankreich eine bedeutende Guerilla in der Sierra und in Andalusien?

Ich bin stets mit den Waffen in der Hand da, wo es gilt, Thron und Vaterland zu vertheidigen.

Was thaten Sie, als der Herzog von Angoulême mit dem feindlichen Heere nach Cadix zog?

Ich verhielt mich ruhig. In den Reihen fremder Krieger werde ich nie fechten.

Wohin zogen Sie, als Sie im vorigen Jahre Granada verließen?

Sollten Sie das nicht schon wissen Excellenza?

Ich wünschte es aus Ihrem Munde zu vernehmen.

Diego schwieg und schien einen Augenblick unschlüssig zu sein, während der Xefe mit lauernden Blicke ihn beobachtete; doch bald war sein Entschluß gefaßt, er beantwortete die Frage stolz und ohne Zagen. Ich zog nach Navarra zu meinem angestammten Herrn, zu meinem Könige Don Carlos,

Führten Sie nie die Waffen gegen die Truppen der Monarchin? fragte jetzt der Xefe weiter.

Ich habe für meinen König redlich gefochten.

Waren Sie in dem Gefechte an der Brücke von Arquijos, wo das Bataillon von Granada niedergemetzelt wurde?

Ich war Zeuge der blutigen That, und glaube, daß noch mancher in Granada mit Weib und Kind sich gütlich thut, dem ich dort das Leben rettete.

Wissen Sie wohl, Sennor, daß Sie durch Ihr eigenes Geständniß das Leben verwirkt haben? sagte jetzt der Gouverneur, und die kleine unbedeutende Gestalt des Männleins versuchte, stolz auf Diego herabzusehen.

Excellenza! erwiderte Jener; verdienten die 500 bei Arquijos Gemetzelten den Tod?

Welch' thörigte Frage! fuhr der Xefe auf.

In wie fern ist meine Frage thörigt? Verdiene ich weil ich für meinen König focht, den Tod, warum nicht auch sie, die für eine fremde Fürstin gegen den angestammten Herrn das Schwert zogen? Der Zufall hat mich hier in die Hand meiner Feinde gegeben, dort gab der Muth der Navarresen Jene in die Hand ihrer zürnenden Brüder. Welches Gesetz in Spanien belegt den mit der Todesstrafe, der für seinen König focht?

Die Excellenz schoß einen wüthenden Blick auf den alten Mann, der würdevoll und und unverzagt vor ihm stand, doch die Wuth dieses Blickes kühlte sich, als er jetzt ein kleines von dem Banquier Ariego auf dem Tische zurückgelassenes Papier traf. Mäßigen Sie Ihre Worte! sagte er ziemlich freundlich: Sie würden mich sonst zwingen, streng gegen Sie zu verfahren! Diego! in diesem Augenblicke an des Kapuziners Rath denkend, schwieg.

Sie haben sich in einen üblen Handel verwickelt, fuhr der Xefe fort: ich meine durch den Vorfall dieser Nacht. Ich will glauben, daß sie nur zur Vertheidigung den Degen zogen, aber bei alle dem ist es ein schlimmer Handel, den ich streng bestrafen würde, wenn nicht Ihr Freund, Sennor Ariego, sich so sehr für Sie verwendet hätte. Ich will daher die Sache wo möglich unterdrücken und Sie nicht vor Gericht ziehen, jedoch nur unter dem Versprechen, daß Sie in dieser Zeit Granada und Ihre Wohnung nicht eher verlassen, bis Sie von mir die Erlaubniß dazu erhalten haben.

Excellenz! erwiderte Diego: Meine Wohnung nicht zu verlassen, nicht in Gottes freier Natur die Luft einzuathmen, wird mir schwer werden. Mein kleines Haus ist für mich das, was der Käfig Ihrem Papagei dort am Fenster ist; es würde mich dünken, ich sei in einen finstern Kerker eingesperrt, dürfte ich meine Hütte nicht verlassen. Am Tage will ich, wie die Schnecke in ihrem Hause, mich darin verborgen halten, wenn aber der Abendstern mir winkt, die Abendlüfte mich rufen, dann muß ich hinaus in Gottes freie Natur, muß mich mit den Geistern besprechen, die über dem Wipfeln der dunkel belaubten Bäume schweben, dann bekommt meine Sehnsucht Schwingen und ich kann ihrem Fluge folgen, in meinem engen Stübchen aber vermag nichts die Bande zu lösen, die meine Flügel binden.

Der Xefe, solcher Sprache ungewohnt, hatte den Alten mit einer Art Scheu, wie man sie wohl in der Nähe eines Wahnsinnigen fühlt angehört, und lenkte das Gespräch schnell wieder auf den früheren Gegenstand. Sennor, sagte er, ich fordere das Versprechen blos Ihrer Sicherheit wegen. Sie kennen den Durst nach Rache in dem Herzen des Spaniers. — Doch will ich Ihnen die frische Nachtluft gönnen, nur verlassen Sie am Tage Ihre Wohnung und überhaupt Granada nicht.

Diego gab ihm Versprechen und Handschlag, und als der Xefe ihn entließ, befolgte er dessen Rath, sich in Ariego's nahegelegenes Haus zu begeben, nicht, ging sorglos den nächsten Weg der Alhambra zurück, und traf auch ohne von irgend Jemand belästigt zu werden, in seiner Wohnung ein. — Hier hatte der vorsichtige Antonio schon Sicherheitsmaßregeln getroffen. Balken lagen bereit, die Thür zu verrammeln, Laden vor die obern Fenster waren in aller Eile gezimmert, damit man von der Straße aus kein Licht sehen könne, und Lebensmittel auf mehrere Tage durch den bereitwilligen Estevan eingekauft worden. Diego lächelte, als ihm Antonio mit Selbstzufriedenheit alles dies zeigte, keine Gefahr fürchtend, setzte er sich wie gewöhnlich auf seinen Lehnstuhl und überließ sich sorglos den wachen Träumen, die sich jedoch nach und nach immer ernsterer und düsterer gestalteten.

Als es Nacht wurde, Antonio die Fenster schloß und die Laden vorsetzte, war er verstimmt, daß ihm der Abendstern nicht winken, die lauen Abendlüfte ihn nicht rufen konnten, er blieb in seinem Sorgenstuhle trauernd sitzen. Doch ein, guten Abend, Sennor, mit dem der eben ein-

tretende Mönch ihn begrüßte, scheuchte Unmuth und Sorge von ihm und regte die erschlafften Lebensgeister von Neuem in ihm auf.

Wo weilten Sie so lange, guter Pater? war Diego's erste Frage, für den mit dem Kapuziner Vergangenheit, Dolores und Isabella zugleich eintraten.

Ich war in Geschäften meines Klosters abwesend, erwiderte dieser.

Ihre Abwesenheit ist mir drückend gewesen, fuhr Diego fort, ich empfand schmerzlich die Sehnsucht, mich Ihnen mittheilen zu können.

Gewöhnen Sie sich daran, mich entfernt zu wissen, lieber Freund, nahm der Pater das Wort; doch erst einen Becher Wein, bat er, ich bedarf der Stärkung. Fernanda, die mit ihm eingetreten war, entfernte sich und kam bald mit einem gefüllten Kruge wieder zurück. Ich danke Dir, sagte Pater Jacinto, des Mädchens rosige Wange streichelnd, als sie mit freundlichem Blicke ihm den Becher reichte, aber laß uns jetzt allein, wenn Männer traulich plaudernd beim Becher sitzen, stört sie der Jungfrau Gegenwart. Fernanda gehorchte und ging.

Sennor, begann nun der Mönch und seine Stirn faltete sich, der sonst so Ruhige sprach mit Hast; die Gräuelthaten von Saragossa haben sich in Malaga erneuert, die Descamisados haben dort die Klöster gestürmt, geplündert, mehr als funfzig fromme Brüder sind der Wuth der Rasenden geopfert worden. Wie die Pest zieht diese Wuth von Stadt zu Stadt, auch hier werden die Gotteshäuser entheiligt, die Diener des Herrn gemordet werden. Deshalb sind alle Vorsichtsmaßregeln, diesen Gräueln zu entgehen, getroffen worden; was noch an Geld und Kostbarkeiten in den Klöstern vorhanden war, ist für Don Carlos gerettet und soll nicht in Räuberhände fallen, und wer unter uns nicht an Wunder glaubt, der entzieht sich bei Zeiten der Gefahr. Ich gehe noch in dieser Nacht nach dem Rondagebirge, dort finde ich Männer, die der guten Sache anhängen, an ihrer Spitze will ich dem Tode, den ich hier fliehe, muthig entgegengehen. Hier wäre ich das Schlachtopfer, dort will ich der Priester sein, der zur Ehre Gottes das Opfermesser in starker Hand schwingt. Sie staunen, Sie wundern sich, mich so blutdürstige Worte aussprechen zu hören? es gilt hier und dort den Tod, und so will ich lieber, das Schwert in der Hand, für meinen Glauben und meinen König sterben, als das Haupt kleinmüthig auf den Henkerblock legen. — Und Sie, Diego, fuhr er fort, auch Sie müssen von hier; über Ihrem grauen Schädel hängt das scharfe Schwert so gut, als über meinem geschorenen Haupte. Kehren Sie nach Sebastians Hütte zurück, an der Darrobrücke erwartet er Sie mit Ihrem Rosse und den Thieren, und verspricht, daß Sie dort vierhundert wackere Streiter finden sollen. Säumen Sie keinen Augenblick, das Blut des gemordeten Urbano schreit um Rache, dorthin ruft Sie der Wille des Königs, säumen Sie keinen Augenblick!

Ich gab Wort und Handschlag, Granada nicht zu verlassen, erwiderte Diego.

Die heilige Kirche entbindet Sie Ihres Schwures durch mich! sprach der Pater feierlich.

Nein, ehrwürdiger Herr, fiel ihm Diego in die Rede, meines gegebenen Wortes und dessen, was ich mit meinem Handschlage bekräftigte, kann mich nur der entbinden, dem ich Wort und Handschlag gab.

Nun so ist Ihnen nicht zu helfen, sagte der Pater unmuthig, beschütze Sie Gott! Erhört der Himmel meine Bitte, so sehe ich Sie bald an der Spitze von Sebastians Gefährten.

An der Spitze der Räuber? fuhr Diego auf.

An der Spitze der Männer, die für den Thron und die Kirche fechten wollen, fuhr der Mönch fort, dieses fromme Werk reinigt sie von früherer Schuld. Wir werden dann, obgleich Gebirge und Thäler und mancher breite Fluß zwischen uns liegt, in vielerlei Berührung mit einander stehen; unterstützen Sie mich mit Ihrem Rathe, denn was versteht der Klosterbruder vom Kriege; er kann nur, das Cruzifix in der Hand, den Streitern voran ziehen, sie zum Muthe entflammen, und ihnen ein Vorbild sein, wie man für die gerechte Sache sterben muß. Und nun leben Sie wohl, Gott möge Sie schützen; ob wir uns je wiedersehen werden, weiß nur Er.

Verweilen Sie noch einen Augenblick, bat Diego; ich weiß nicht, warum mir heute die Trennung so schwer, so bitter wird, da ich mich doch so oft schon von dem Theuersten trennen mußte; aber seit ich weiß, was Sie meiner Dolores waren, wie sonderbar sich unser Geschick in einander verflochten hat, seitdem ist es mir, als ob wir unzertrennlich sein müßten.

Und doch ist es nicht so, unterbrach ihn der Mönch; wir müssen uns trennen, die Stunde schlägt. Befolgen Sie meinen Rath, diese Bitte lege ich an Ihr Herz, befolgen Sie ihn, da es noch Zeit ist! — Diego schüttelte verneinend das Haupt und Jacinto schied mit einem herzlichen Händedruck und einem tiefen Seufzer.

Als Antonio, der dem Mönche hinunter geleuchtet und noch manche Warnung, manchen guten Rath von ihm erhalten hatte, zu seinem Herrn zurückkehrte, fand er ihn noch auf der nemlichen Stelle, seinen Becher füllend. Er war so sehr in Gedanken vertieft, daß er Antonio kaum bemerkte, den Becher leerte, ihn zu des Dieners Erstaunen wieder füllte und ihn jetzt vor sich hin setzte.

Sennor, sagte Antonio, da er die Kanne fast leer fand und sein Herr, der sonst so enthaltsam war, einen Becher nach dem andern unbewußt austrank, wollen Sie sich nicht zur Ruhe legen? es wird gleich Mitternacht sein. Diego nickte ihm bejahend zu. Kommen Sie, entkleiden Sie sich, sprechen Sie das Abendgebet und dann gehen Sie zu Bett.

Diego ließ sich wie ein geduldiges Kind ausziehen, sprach das Abendgebet, wobei er noch immer in Gedanken zu sein schien, legte sich dann zur Ruhe, und der Wein, den er gegen seine Gewohnheit in reichlichem Maße getrunken hatte, schloß bald sein Auge. Antonio löschte das Lämpchen aus, und besorgt, sein Herr könnte während der Nacht seiner bedürfen, setzte er sich neben das Bett. Aber ruhig sollte er hier nicht lange sitzen, denn auf dem Platze vor dem Hause ließen sich Lautenklänge hören, und eine Antonio wohlbekannte Stimme sang:

Sonne mir am Maientage!
Wenn sich die Natur entfaltet,
Sich zum Paradies gestaltet;
Höre des Geliebten Klage.

Stern mir, wenn mich Nacht umfangen,
Und die Hoffnung mir entschwunden;
Wieder hab' ich sie gefunden,
Kann an Deinem Aug' ich hangen.

Denn aus Deinen Liebesblicken —
Darf ich sie nur rastlos schauen —
Glüht mir Hoffnung, kehrt Vertrauen
Und der Schmerz wird zum Entzücken.

Antonio! rief Diego halb schlaftrunken, da eben der Gesang schwieg und sich Fernanda's Fensterchen knarrend öffnete. Hörst Du nicht den Gesang?

Schlafen Sie nur, Herr, es war der Nachtwind, der durch die Platanen rauschte.

So? gähnte der Müde, kehrte sich der Wand zu, schlummerte wieder ein, und hörte nicht die leis' flüsternde Stimme des Mädchens.

Antonio, den Alten noch in festeren Schlaf zu wiegen, murmelte jetzt ein Gebet, aber kaum hatte er es begonnen, als auch schon, während er immer noch lauter fortsprach, die Lautenklänge und die Stimme sich wieder hören ließen. Man sang:

Stern mir, Sonne meines Lebens,
Ros' aus Edens Zaubergarten,
Laß mich nicht vergebens warten,
Holdes Leben meines Lebens!

Komm und stille meine Thränen,
Komm herab mit leisem Tritte,
Hör' auf des Geliebten Bitte,
Still' sein unaussprechlich Sehnen. —

Schweig mit Deinem ewigen Beten, und horch lieber auf den Gesang da unten! fuhr der Alte jetzt aus dem Schlafe auf.

Glauben Sie mir, Sennor, Sie träumten, es war wieder der Nachtwind, hören Sie nur, wie er durch die Zweige rauscht —

Wo ist Fernanda? fragte der Alte, da unten Alles still war und er wirklich das Rauschen des Windes wieder hörte.

Als ich vorhin vor ihrer Kammer vorbei schlich, hörte ich an ihrem Athemholen, daß sie noch schlief. — Ach! die Jugend hat immer so festen Schlaf.

Sie schläft, wenn Gram und Sorgen das Alter wach erhalten, meinte Diego und richtete sich im Bette auf. — Aber horch, hörst Du nicht Tritte über uns, horch! — eine Thüre knarrt.

Was Sie doch immer hören wollen, Sennor, fiel ihm Antonio mit lauter Stimme in die Rede und machte absichtlich Geräusch, indem er von seinem Stuhle aufsprang, und ihn auf die Seite schob. — Es knabbert eine hungrige Maus, weiter ist es nichts.

Weiter nichts, Thor? fuhr Diego ihn an, hörst Du den Riegel der Hausthür nicht knarren?

Ich höre nichts, erwiderte der Diener, böse Träume müssen sie gequält und Ihre Einbildungskraft aufgeregt haben, Sennor! Höre ich doch so leise, wie der blinde Maulwurf und habe doch sonst so unruhigen Schlaf, besonders wenn ich auf hartem Stuhle sitze, wie dieser da.

Schweig, Schwätzer, zürnte der Alte: Geh' lieber hinauf nach Fernanda's Kammer, klopfe an und höre, ob sie oben ist, dann geh' hinunter und sieh nach der Hausthüre.

Antonio ging; er brauchte an der Thüre der Jungfrau nicht zu klopfen, sie stand offen, das Lager war leer; er ging hinunter, der Rigel war weggeschoben, die Hausthüre nur angelehnt, er öffnete sie ein wenig, lugte hinaus, alles war still auf dem öden Platze, kein menschliches Wesen dort, da kehrte er mit schwerem Herzen zurück. Herr! berichtete er dem Alten, die Sennoritta schläft, die Hausthüre ist fest verriegelt, Sie haben geträumt, Nachtwind und Maus haben Sie getäuscht.

Hm, sonderbar! murmelte der Alte, legte sich wieder hin, schloß die Augen und schlief ein. Antonio, der in furchtbarer Unruhe auf diesen Augenblick gewartet, schlich, da er sich überzeugt hatte, daß Diego fest schlafe, hinaus, nahm ein langes Messer und verließ, die Hausthüre anlehnend, die Wohnung, Fernanda aufzusuchen. Der Platz vor dem Hause war noch leer, er eilte den Fußsteig hinab nach der Bank unter den Platanen, Niemand fand er hier; nun trieb ihn die Angst längs dem Ufer des Darro nach der Kapelle der Gebenedeiten hin — die heilige Jungfrau stand einsam auf dem kleinen Altare. Da warf er sich verzweiflungsvoll an dessen Stufen nieder und flehte die Heilige inbrünstig an, ihm den Weg zu zeigen, wo er die Entflohene wieder finden könne — sie schwieg.

Armer Antonio, treue Seele, kehre zurück, Du findest sie nicht! Bei dem ersten Akkorde, der in Fernanda's Ohr drang, war die noch Wache von ihrem Lager aufgesprungen, hatte, auf Klang und Gesang lauschend, ein Morgenkleid übergeworfen, und war an das Fenster geeilt. Ja, er war es, der seine Sonne, seinen Stern, seine Rose aus Edens Zaubergarten beschwor, herunter zu kommen, und ihr ward sein Gesang so lockend,

wie das Flöten der Nachtigal dem im Lonicerengebüsch lauschenden Weibchen. — Ich komme, lispelte sie leise ihm zu, zündete ihr Licht an und schlich hinab. — Wie konnte Antonio sie finden? Nicht an gewaltsame Entführung denkend, irrte er im Gebüsch wie ein Wahnsinniger umher, er fürchtete, die Liebe habe sie verlockt, sie ruhe, Pflicht und Tugend vergessend, im Arme des Geliebten, und trauernd; daß das Heilige untergegangen sei, kehrte er nach langem vergeblichen Suchen, unter tausend Vorwürfen, seinen Herrn getäuscht zu haben, nach der Wohnung zurück.

Er fand die Hausthür weit geöffnet. Gottlob! seufzte er auf, sie ist heimgekehrt, und hat, jedes Geräusch zu vermeiden, die Thür nicht geschlossen. Wer sollte auch hierher kommen, der Dieb schleicht nicht in die Hütte der Armen. Er riegelte dann vorsichtig zu, ging leise die Treppe hinauf, horchte an der Thür von Diego's Schlafkammer, alles war still. Er schläft so sanft, dachte er, kein Verdacht, keine Angst stört seinen Schlummer. — Doch ich will hin, mich zu überzeugen. — Er schlich hinauf. — Heilige Jungfrau! — Die Thür war noch offen, Fernanda's Lager noch leer.

Sennor, Sennor! schrie Antonio und eilte hinunter, Sennor, erwachen Sie, stehen Sie auf, Ihr Kind ist entflohen! Mit diesen Worten stürzte er in das Zimmer, in die Schlafkammer, aber der Alte wachte nicht auf, er blieb still; da ging Antonio zum Lager, ihn aufzuwecken und fand es auch leer. Sennor, wo sind Sie? rief er; keine Antwort, nur eine Maus knabberte, ihm Hohn zu sprechen, an der morschen Diele, und der Nachtwind rauschte heulend durch die Wipfel der Platanen. Jetzt zündete er Licht an, fand in dem Stübchen Alles wie es am Abende gelegen hatte; die Waffen des Herrn hingen an der gewöhnlichen Stelle, nur der Stuhl mit dem Morgenkleide lag umgestürzt vor dem Bette. Da ergriff ihn unbeschreibliche Angst; der Gedanke: sie haben den Herrn überfallen, fortgeschleppt, getödtet, bemächtigte sich seiner. Heiliger Gott! rief er, die Rache ist in Spanien so furchtbar! Wenn die Verwandten des gestern Erstochenen — wenn ich Schuld wäre an dem Tode meines Herrn! — Doch nur eine Weile jammerte er, dann eilte er nach der Wohnung Estevans, pochte heftig und pochte lange, ehe der Schuster die kleine Luke öffnete und fragte: Wer klopft noch so spät.

Antonio ist es, mach auf, geschwind mach auf! bat der Unglückliche.

Estevan säumte nicht lange, öffnete die Thür, schloß sie aber hinter Antonio schnell wieder. Halte Dich fest an mich, raunte er ihm zu, folg mir vorsichtig hinauf, Licht zünde ich in dieser Unglücksnacht nicht an.

War sie auch Dir eine solche? fragte Antonio. Mir ist sie eine Schreckensnacht. Fernanda ist entflohen, der Sennor fort. — Gott weiß, wohin sie ihn geschleppt haben!

Rede leiser, warnte Estevan; heute Nacht möchte man vor jedem Worte zittern, das man spricht. — Du weißt also nicht, was aus dem

Sennor und seiner Tochter geworden? Ich weiß es auch nicht, aber was ich hörte und sah, will ich Dir mittheilen.

Geschwind, geschwind! bat Antonio.

Als ich unten auf dem Platze Gesang vernahm, war ich noch wach und bei meiner Arbeit; ich brummte eben ein munteres Liedchen, als die Laute erklang. Meine Liebe zur Musik trieb mich an's Fenster, ich öffnete es leise und sah bald, daß es der Sennorita galt, und glaubte anfänglich, der Sänger sei Sennor Franzisko, aber bald gewahrte ich etwas, das mich eines Andern belehrte. Als nemlich die Sennorita, den Lockungen folgend, die Thür leise öffnete, heraustrat und dem Sänger in die Arme stürzte, ergriff sie dieser, hob sie gewaltsam in die Höhe und schleppte sie, trotz Bitten und Sträuben, in das Gebüsch. Das konnte Sennor Ariego nicht sein!

Heilige Jungfrau vom Pilar zu Saragossa! rief Antonio, die Hände faltend, beschütze meine Sennora!

Im Gebüsch hörte ich noch ihre klagende Stimme, die sich immer mehr und mehr verlor, fuhr Estevan fort, und bald war Alles wieder still, nur mochten einige Bewaffnete zurückgeblieben sein, die Flucht zu decken. Sie schritten bald über den Platz, bald verbargen sie sich in ein Gebüsch, und hinderten mich, wie ich so gern gewollt, hinüberzugehen und Lärm zu machen. Eine halbe Stunde war wohl vergangen, als eine Sänfte über den Platz getragen wurde, die vor eurer Wohnung still hielt, und aus welcher ein mir unbekannter Herr stieg, der von Alguazils umgeben in euer Haus ging. Gleich darauf kamen sie wieder, schleppten den Sennor heraus, dem sie wahrscheinlich den Mund gestopft und die Hände gebunden hatten, denn er gab keinen Laut von sich, wehrte sich auch nicht, und ließ sich geduldig in die Sänfte setzen; darauf zogen sie mit ihm ab. Auch war es mir, als ob ich während des Tumultes Deinen Namen hätte nennen hören, darum rathe ich Dir, Freund, sei auf Deiner Huth.

Also gemordet haben sie ihn nicht? sagte Antonio, doch etwas getröstet, nur in's Gefängniß haben sie den guten Herrn geschleppt, St. Antonius beschütze ihn! — Nun das ist doch noch ein Trost für mich. — Aber Fernanda? — Ja so will ich! — Ehe es noch tagt, gehe ich nach dem Platze Bivarambla zum Sennor Franzisko, denn obgleich ich schwören wollte, daß er es war, der unter ihrem Fenster das Lied sang, so konnte er doch nicht eine solche Unthat begangen haben. Ich will jetzt hinüber, fuhr er nach einer Weile fort, will das Haus verschließen, und dann bis gegen Morgen mich bei Dir verborgen halten.

Thue das, erwiderte der Zapatero, auch kannst Du wohl einige Tage in meinem Häuschen bleiben. Antonio schüttelte dem braven Estevan für sein freundliches Anerbieten die Hand, und, sich mit mancherlei Plänen beschäftigend, mancherlei Vermuthungen nachhängend, erwartete er den Morgen. — Ehe es noch tagte, verließ er die Alhambra, und schlich durch

die einsamen Straßen nach Ariego's palastähnlichem Hause, pochte heftig an die verschlossene Thür und wurde trotz der frühen Stunde sogleich bei Franzisko eingeführt. Diesem theilte er nun mit Hast die Begebenheit der Nacht mit und forderte ihn zur Hülfe auf. Franzisko hörte ihm zwar aufmerksam zu, doch schien die Erzählung nicht so viel Theilnahme in ihm zu erwecken, wie Antonio es gehofft, kein Ausruf der Verwunderung und des Schreckens unterbrach den Erzähler, und erst als dieser geendet hatte, sagte Franzisko gleichgültig: Ich werde Erkundigungen über Deinen Herrn und die Sennora einziehen und als Freund für sie handeln, Dir aber gebe ich den Rath, Dich verborgen zu halten, denn Dir scheint es wegen des Messerstiches besonders zu gelten; in dem Hause meines Vaters wirst Du eine Freistatt finden.

Bei Ihnen, Sennor? unterbrach ihn Antonio, und sein Blick sah fast mehr verächtlich als verwundert auf Ariego, der ihm lächelnd ein kurzes: Nun ja, bei mir! erwiderte.

Ich bleibe nicht in Ihrem Hause! sagte jetzt der Diener und schickte sich an wegzugehen.

Wohin so eilig, Alter? fragte Franzisko, ihn zurückhaltend. Warum zürnst Du mit mir?

Lassen Sie mich fort, Sennor, bat dieser, ich bin so aufgeregt, mein Blut tobt, ich könnte leicht unziemliche Worte ausstoßen.

Rede offen, laß Deinem Herzen, Deiner Aufregung freien Lauf, sprich!

Nun wenn Sie es erlauben, so will ich es, sagte der alte Diener, und schien sich zu freuen, daß er seinen Ingrimm loslassen konnte; ich komme, von Angst getrieben, hierher, hoffe bei dem Amigo*) der Sennorita Hülfe, wenigstens Theilnahme zu finden, ich finde nichts von alle dem. Kalt, als wäre Don Diego del Pennas und sein Haus Fremde für Sie aus den baskischen Provinzen, hören Sie mich ruhig an, versprechen Erkundigungen einzuziehen, und bieten mir eine Zuflucht in Ihrem Hause. Was soll mir die Zuflucht? — ich will mich nicht, den Rachedolch fürchtend, in die dunkle Kammer verschließen, ich will von Straße zu Straße laufen und meinen Herrn und sein Kind aufsuchen und hätte selbst die heilige Hermandad ihn in ihre finsteren Kerker geworfen. Was kümmere ich mich um Antonio; seines Herrn Schicksal ist auch das seinige, seines Herrn Tod auch der seine. Und Sie, dessen Worte dem alten Mann versprachen, ihm Sohn, ihm Stütze im Alter zu sein, Sie hören ruhig zu, wenn man Ihnen erzählt, wie er fortgeschleppt, seine Tochter gewaltsam entführt worden ist? — Sie kümmert das wenig; ich glaube, der Gesang eines Verses der heillosen Tragalla ließ Sie alles vergessen —

Schweig und prüfe meine Geduld nicht zu lange! unterbrach ihn

---

*) Freund, Geliebter.

Ariego, nicht über Antonio's Vorwürfe, nur über die Berührung der Tragalla unmuthig.

Nun so lassen Sie mich gehen, überlassen Sie mich meinem Schicksale, sagte der Diener und verbeugte sich.

Nicht also, treue Seele! entgegnete Ariego, dessen Unmuth schon wieder vorüber war, und klopfte dem Alten treuherzig auf die Schulter. So wollen wir uns nicht trennen, Antonio. — Sorge nicht für Deinen Herrn; nur die Furcht, daß der Pöbel in der blutigen Begebenheit einen Grund zur Zusammenrottung finden könne, die dem Leben Deines Herrn gefährlich geworden wäre, nur diese Furcht trieb meinen Vater mit der Bitte zum Xefe, den Freund in ein anständiges Gefängniß vor der Wuth des Pöbels sicher zu stellen.

Das ist doch noch ein Wort des Trostes! fiel ihm Antonio in die Rede, und Fernanda?

Kümmre Dich nicht um sie. Glaubst Du, ich stände so ruhig vor Dir, wenn ich Deine Furcht theilte? Folge meinem Rathe, verbirg Dich, einige Tage nur, dann wird vielleicht Alles geordnet, Dir Alles klar sein, Dein Forschen hälfe Dir nichts, als Dich und vielleicht auch den Herrn zu verderben.

Antonio mußte sich mit diesem Troste begnügen, und versprach, in Ariego's Wohnung sich verborgen zu halten. Nur erlauben Sie mir, Sennor, setzte er hinzu, daß ich alle Abende, wenn die Nacht begonnen hat, ein Stündchen nach der Alhambra schleichen, bei meinem Nachbar, dem Schuster, einkehren, und nachsehen darf, ob in unserer Wohnung noch Alles in Ordnung ist. Franzisko hatte dagegen nichts einzuwenden, nur nahm er ihm das Versprechen ab, Niemand ein Wort von dem zu sagen, was er ihm zum Troste mitgetheilt habe. Antonio bezog zwar seine neue Wohnung, jedoch immer noch mit schwerem Herzen.

Als es dunkel wurde, schlich der treue Diener nach der Wohnung seines Herrn, schloß vorsichtig die Laden und ordnete Alles, als ob er Don Diego heute noch erwartete, dann ging er hinüber zu dem Nachbar, und erkundigte sich, ob etwas vorgefallen. Dieser konnte ihm nichts weiter berichten, als daß während des Tages, auch noch in der Dämmerung mehrere verdächtige Männer umher geschlichen seien, er möge daher ja Vorsicht gebrauchen. Aber den alten Diener zog es alle Abende wieder hin zu der Alhambra, ihm war es, als ob er seinen guten Herrn hier finden müsse, doch jede Nacht kehrte er mit getäuschter Hoffnung zurück. Er lebte in qualvoller Sorge. Franzisko war verreist, Niemand gab ihm Nachricht und konnte sie ihm von seinem Herrn geben, und so durchlebte er vierzehn peinliche Tage, an deren Abenden er unverdrossen und immer vergebens seine Wanderung begann.

Am Tage von Petri Kettenfeier wanderte er auch durch die belebten Straßen der Stadt der Alhambra zu. Ueberall waren Feuer zur Ehre des Heiligen angezündet, Kinder und Erwachsene tanzten um die flackernde Gluth, und das laute Jauchzen und das Klappern der Castagnetten zeigten, daß die Freude mehr dem Tanze, als dem Heiligen galt, denn die frommen Patres, welche hier und da in Prozession die Straße durchzogen, wurden, als Störer der Freude, nur lau begrüßt. Ohne vieles Verweilen drängte sich Antonio durch die wogende Menge und achtete wenig auf die Gruppen der Tanzenden, ihn kümmerte nicht St. Peter und sein Fest, seine Gedanken waren nur auf die Alhambra gerichtet. Doch an der Calle de las Carettas hatte sich eine solche Menschenmasse zusammengedrängt, daß er still stehen und sich in einen Thorweg drückend die ihm entgegen Kommenden vorüberziehen lassen mußte. Da fühlte er sich plötzlich am Mantel festgehalten, er schaute um und sah eine lange verhüllte Gestalt neben sich. Verweile hier, bis das Gedränge vorüber ist, ich habe mit Dir zu sprechen! redete der Vermummte ihn an.

Antonio, fürchtend, es sei ein Fallstrick, den man ihm legen wolle, versuchte mit dem wogenden Haufen fortzukommen, aber der Mann hinter ihm hielt ihn fest. So bleib doch und steh mir Rede! raunte er ihm zu und lüftete diesmal seinen Mantel mehr, als vorhin. Kennst Du denn Pater Jacinto's Stimme nicht mehr?

Ehrwürdiger Herr, wandte sich Antonio, jetzt ihn erkennend, allein der Mönch gebot ihm zu schweigen und still an seiner Seite zu bleiben, und erst als die Menge vorüber war, führte er ihn durch ein enges Gäßchen nach einem kleinen öden Platze, wo sie, besonders heute, ungestört plaudern konnten. Hier mußte nun Antonio dem Mönche Alles erzählen, was sich bisher zugetragen, und als er geendet hatte, that jener noch mancherlei Fragen, wodurch er sich mehr Licht verschaffen zu wollen schien, besonders erkundigte er sich genau, welchen Tag Franzisko verreist und wenn er wieder zurückkehren würde. Grüß Deinen Herrn, solltest Du ihn früher sehen, als ich, sprach er dann. Sag' ihm, auch entfernt handelte ich als thätiger Freund für ihn! Dann ertheilte er ihm den Segen und verließ ihn.

Antonio, hoch erfreut, den würdigen Pater gesehen zu haben, setzte nun seine Wanderung wieder fort, und fast war es schon Mitternacht, als er vor das Häuschen trat, wo er nicht wenig erstaunte, durch die Ritzen der alten Laden ein Licht schimmern zu sehen. Er trat an die Thür, versuchte, ob sie geschlossen sei und fand sie geöffnet. Immer nur an Verrath denkend, zog er sein langes Messer, schlich leise die Treppe hinauf, öffnete noch leiser die Stubenthür und: Gelobt sei der barmherzige Gott! ausrufend, das gezückte Messer weit von sich schleudernd, warf er sich an dem Bette seines Herrn nieder und bedeckte mit Kuß und Thränen Diego's glühende Hand.

Wer ist der Mann? fragte Diego Estevan, der zu des Bettes Füßen stand; mich dünkt, ich kenne ihn. — Ist es nicht ein Todtengräber? — Ja — ja! Setz Dich nur zu mir, alter Mann, noch ist es nicht Zeit, das Grab zu graben, noch bin ich auf die Erde festgebannt. Komm, setze Dich! — Aber Antonio vermochte nicht aufzustehen — anfangs sah er seinen Herrn verwundert an, dann, als er ahnete, was vorgegangen war, und Josefa's verweinte Augen ihm nicht mehr zweifeln ließen, daß dieser im heftigsten Fieber irre spreche, oder daß das Schrecklichste geschehen und sein Geist gefesselt, er wahnsinnig sei, da preßte er dessen Hand fest an seine Lippen.

Es hilft Dir nichts, Mann, Du hältst mich nicht fest! fuhr jetzt Diego fort; grabe das Grab nur für einen Andern — ich habe Dir ja schon gesagt, daß es für mich noch zu früh ist — Aber horch! Hörst Du nicht Lautenklänge da unten? — Lockt nur, lockt, den Alten fangt ihr nicht, der ist nicht so thörigt und geht hinunter, wie das liebekranke Mädchen.

Sennor, unterbrach ihn Antonio, dem das Herz vor Wehmuth brechen wollte: kennen Sie mich denn nicht, kennen Sie Antonio nicht mehr?

Diego blickte ihn bei diesen Worten starr an und schien sich besinnen zu wollen. Antonio! sprach er und strich mit brennender Hand die glühende Stirn. Du wärst Antonio? — Ja, es scheint mir fast so. Hörst Du wieder wie die Maus knabbert und der Nachtwind saust? Dann schlaf wohl; gute Nacht! Er wandte ihm den Rücken und schloß die Augen.

Estevan, lauf schnell zum Sennor Medico, bat Antonio, von Diego's Rede doppelt verwundet; bitte ihn, daß er noch in der Nacht komme, er war ja sonst ein Freund meines guten Herrn; lauf geschwind, vielleicht ist noch Hülfe möglich! Estevan zögerte keinen Augenblick und ging, den Arzt zu rufen. — Da der Kranke wirklich zu schlummern schien, so bat Antonio dringend Josefen ihm zu berichten, was indessen vorgefallen sei.

Als es schon dämmerte, begann das Mädchen, hielt eine Sänfte vor Eurer Thür, mein Vater eilte sogleich mit dem Schlüssel hinunter und fand den Sennor, eben den Trägern den Lohn für ihre Mühe zahlend. Ich war dem Vater gefolgt und führte nun den Herrn, der sehr bleich aussah und sehr entkräftet schien, die Treppe nach dem Zimmer hinauf. Hier setzte er sich auf seinen gewöhnlichen Platz und fragte mit Hast, warum das Haus verschlossen gewesen, und wo die Sennorita und Antonio seien. Mein Vater auf diese Frage nicht vorbereitet, war überrascht, und glaubte am Besten zu thun, wenn er die Wahrheit sage; er erzählte dem Sennor den ganzen Vorfall an jenem unglücklichen Abende, und wir wunderten uns, daß der Herr Alles so ruhig anhörte und meinen Vater mit keinem Worte unterbrach. Mit gebeugtem Haupte sah er vor sich nieder, schüttelte einigemale mit dem Kopfe und als er ihn nun plötzlich erhob und uns anblickte, schrie ich hell auf, denn bleich, das Auge stier auf uns geheftet, saß er da wie eine Todtengestalt, die sich aus dem Sarge emporgehoben hat,

dann sagte er freundlich: Ihr guten Leute, bringt mich zu Bett! — Mein Vater führte ihn zur Lagerstätte, kleidete ihn aus, was er auch ruhig geschehen ließ, dann murmelte er ein Gebet vor sich hin, doch statt dabei die Hände zu falten, legte er sie bald auf das Herz, bald preßte er seine Stirn; so hat mir mein Vater erzählt, denn ich war während dem hinausgegangen. Als ich wieder eintrat und er mich erblickte, erhob er sich mit Heftigkeit. — Fernanda! rief er freudig und streckte die Arme nach mir — doch bald ließ er sie wieder sinken. Sie ist es nicht! sprach er traurig. — Ach hätte ich nur Thränen, die Tropfen, die herunter fallen, sind Todesschweiß, den mir die Angst um mein Kind erpreßt! — Gleich darauf rief er Antonio, und als mein Vater hinzutrat, bat er mit herzzerreißendem Tone: Schicke mir die Nachtluft her, die Du rauschen hörtest, daß sie die Gluth meiner Stirne kühle, denn dort brennt es, und hier — dabei zeigte er auf das Herz — hier flammt es! — So sprach er bald abgebrochene Worte, deren Sinn wir nicht verstanden, bald schloß er die Augen und schien zu schlummern. Der arme Herr! setzte das Mädchen hinzu, bei allen irren Reden lächelt er immer noch freundlich und bleibt sanft und geduldig. Möge ihn die heilige Jungfrau von Antequera beschützen!

Antonio's Schmerz war grenzenlos, bald stand er weinend an Diego's Bett, der immer noch schlummerte, bald eilte er an das Fenster und sah hinaus, ob Estevan nicht mit dem Arzte käme. Als dieser eintrat und seinen Freund sah, schüttelte er bedenklich den Kopf, fühlte den Puls, wobei Diego nicht erwachte und blieb, ihn ruhig betrachtend, an dem Bette sitzen.

Wohl eine Stunde mochte vergangen sein, als der Kranke die Augen aufschlug, jedoch den Doktor nicht erkannte; er war sehr matt, ließ Alles geschehen, nahm keinen Theil an irgend etwas, beantwortete keine an ihn gerichtete Frage, und schien sich ganz mit seinen Gedanken zu beschäftigen. Bis zum Morgen beobachtete ihn der Azt, dann verschrieb er Arznei, gab für Antonio und Estevan die nöthigen Vorschriften, und erwiderte auf ihre ängstlichen Fragen: Wie es mit dem Sennor stehe? es fände eine körperliche und geistige Zerrüttung statt, erstere hoffe er zu heben, letztere könne nur ein glücklicher Zufall, der Geist und Körper in dem Grade erschüttere, daß er Tod oder Genesung bringe, wieder in das Gleichgewicht stellen.

Kaum tagte es, so schickte Antonio den stets bereitwilligen Estevan zu dem Sennor Carlos Ariego, und ließ ihn von der Krankheit seines Herrn benachrichtigen. Der Freund eilte sogleich herbei, doch konnte er nur Theilnahme aber keine Hülfe bringen. Von ihm erfuhr Antonio, daß die beiden verwundeten Urbanos, da sie sebst den unglücklichen Vorfall herbeigeführt, auf jede Genugthuung verzichtet hätten, und da auf Ariego's Verwenden sich auch die Familie des Ermordeten beruhigt, habe der Xefe politico es nicht mehr für nöthig gehalten, Diego in Verwahrung zu lassen. Die Frage nach Fernanda's Schicksal beantwortete er nicht.

Mit jedem Tage besserte sich der Körperzustand des Kranken, aber sein Geist blieb immer noch befangen. Es war nicht Wahnsinn, der ihn befallen, denn oft hatte er Momente, in denen seine Rede zusammenhängend und ruhig war, und dann hätte man glauben sollen, nur eine aufgeregte Phantasie führte ihm die bunten Bilder vor; in solchen Augenblicken beschäftigte er sich gemeiniglich mit Gedanken an Jenseits; Dolores, vorzüglich Isabella, erschienen ihm als Engel, und dann sprach sich der Glaube aus: Fernanda habe ihn verlassen und ihre Pflicht der Wehmuth und Bekümmerniß, er blieb sanft und duldsam, wie er's vom Anfange gewesen, und äußerte immer nur den Wunsch zu sterben. Man hätte von ihm glauben können, Phantasie habe mehr noch, als das Unglück seinen Geist auf die irre Bahn geführt, denn was er sprach, war oft Poesie und hatte stets einen kühnen Flug.

Der Arzt zweifelte nicht an der Herstellung, aber die Gegenwart Fernanda's glaubte er dazu nothwendig. Antonio bestürmte daher den alten Ariego; doch vergebens, er versicherte, Fernanda's Aufenthalt nicht zu kennen, und Franzisko war noch nicht wieder zurück, weshalb der Vater nicht ohne Bekümmerniß war.

Da wo der Rio verde sich von der Sierra bella Nieve durch steile, enge Bergschluchten herabstürzt, öffnete sich westlich, mitten zwischen den öden Felsen, ein freundliches Thal, wo die üppigste Vegetation Granat- und Orangenbäume in solcher Vollkommenheit hervorbringt, daß man sie selbst in Valenzia nicht schöner finden könnte. Die das Thal umgebenden Berge sind mit Oleander-, Aloe- und Cactusgesträuch bewachsen, und hie und da ragt eine dunkle Cypresse oder eine Dattelpalme über den blühenden Sträuchern empor, und unterbricht freundlich das ernste Bild. Ein Quell stürzt sich am äußersten Ende des Thales über Felsstücke in ein von der Natur gehöhltes Becken herab und bietet, von Platanen beschirmt und mit wilden Rosen und Oleander bekränzt, ein schattiges Plätzchen, wo das Auge Tausende der glänzenden Goldfische erblickt, die in dem Becken ihren Lieblingsaufenthalt gewählt haben, und es nur selten verlassen, um mit dem klaren Wasser des Felsquells sich in den dunkeln Rio verde zu stürzen.

In diesem Thale haben sich Fischer und Jäger angesiedelt, und, was man in Spanien so selten findet, von Gärten umgebene Landhäuser verschönern diese reizende Schlucht, wo reiche Familien von Ronda, Marbella und Malaga sich angebaut haben, um die gesunde Luft, die in der warmen Jahreszeit kühl durch das Thal weht, hier zu genießen. Auch Sennora Cecilia, die Schwester des reichen Carlos Ariego, hatte Ronda verlassen, und wohnte, längst schon Witwe, hier in stiller Einsamkeit, denn außer den Bewohnern betrat selten ein Wanderer dies Thal, zu dem nur steile Wege und schroffe Fußpfade führten.

An jenem für Don Diego so verhängnißvollen Abende, wo des Freundes Vorsorge den Xefe vermocht hatte, ihn in einem freundlichen, mit allen Bequemlichkeiten versehenen Gewahrsam der Rache der Urbanos zu entziehen, hatte Franzisko auch Fernanda entfernen zu müssen geglaubt. Hierzu dünkte ihm das Geeignetste, sie aus Granada zu führen, wodurch er auch hoffte, den Vater zu zwingen, ihm seine Tochter nicht länger zu verweigern, vielleicht konnte er auch hierdurch das Mädchen vermögen, selbst gegen den Willen des Vaters ihm ihre Hand zu reichen. — Deshalb lockte er sie an jenem Abende durch seinen Gesang zu sich herunter. Wie oft hatte sie nicht in jener glücklichen Zeit, als noch der Vater ihre Liebe billigte, mit ihm am Darro gesessen, wie oft hatte sie da in seinen Armen geruht. Deshalb fürchtete sie auch nichts, und folgte freudigen Herzens seinem Liebesruf. Aber nicht zu traulichem Gekose hatte er sie heute aus ihrem Stübchen gelockt, heute galt es Trennung, gewaltsame Trennung von ihrem Vater. Ihr Bitten, ihr Flehen war vergeblich, sein Ohr blieb taub, seine Lippen blieben geschlossen, und erst als sie ihre Vaterstadt weit im Rücken hatten, öffnete sich die Thür der Sänfte und der Geliebte lag zu ihren Füßen, machte sie mit der Gefahr bekannt, aus der er sie gerettet hatte, und bat, ein bereit gehaltenes Maulthier zu besteigen, um sie zu seiner Tante in das Rondagebirge zu bringen. Er schwor bei allen Heiligen, daß seine Absicht rein und unsträflich sei, und flehte so innig, blickte so bittend an ihr auf, daß sie nicht länger zürnen konnte, ihm vergab, willig, aber doch tief betrübt, das Maulthier bestieg und ihm folgte.

Er brachte sie nun in das kleine Thal am Rio verde zu der frommen Matrone, welche das Mädchen freundlicher aufnahm, als ihren Neffen, den sie bei dieser Sache nicht ganz tadellos fand, und den sie auch schon am andern Tage vermochte, nach Granada zurückzukehren. Hier verschwieg er seinem Vater und Antonio, was geschehen, blieb aber nicht lange zu Hause, Leidenschaft trieb ihn in das Rondagebirge zurück, wo er Fernanda mit Bitten bestürmte, ihm ihre Hand am Altare zu reichen und ihn mit dieser zum glücklichsten Sterblichen zu machen. Aber das Mädchen widerstand seinem Flehen. Ohne Vatersegen werde ich nie Dein Weib! erwiderte sie, und die Mahnung der Sennora Cecilia, ihrer Kindespflicht treu zu bleiben, befestigte noch mehr ihren Vorsatz....

So hatte sie schon wochenlang im steten Kampfe mit ihrer Leidenschaft in dem kleinen, von aller Welt abgeschlossenen Thale verlebt, hatte manche Stunde sinnend an dem Granitbecken gesessen, und in ernste Gedanken vertieft, dem Spiele der muntern Goldfische zugesehn; manche Thräne hatte sie schon geweint, manchen Seufzer an der Brust Franzisko's ausgehaucht, aber auch in seinem Blicke, seinem Händedrucke manche Wonne gefühlt, die sie reichlich für Thränen und Seufzer entschädigen konnte.

Ein schweres Gewitter, das wie ein finsterer Nachtgeist Unglück verkündend, immer tiefer und tiefer sich über das Thal senkte, jetzt seine Feuer-

strahlen herabschoß und in Wasserfluthen sich entladete, hatte die Bewohner der kleinen Villa munter erhalten, sie waren um Mitternacht noch bei einander. Die gottesfürchtige Donna Cecilia, ihr Brevier in der Hand, saß, den Rücken nach dem Fenster und betete, während Franzisko und Fernanda am Fenster standen und die herabschlängelnden Blitze furchtlos beobachteten. Das tobende Wetter mochte sie wohl zu ernsten Betrachtungen auffordern; denn sie standen Hand in Hand in tiefes Sinnen versunken als plötzlich Geräusch, das zwischen dem Rollen des Donners zu ihnen heraufschallte, sie störte. Franzisko wollte hinunter, Erkundigung einzuziehen, ward aber, als er eben die Thüre öffnete, von zwei starken Männern, denen noch mehrere folgten, ergriffen und fortgeschleppt. Auch Fernanda und Donna Cecilia wurden umringt, und Erstere, unter Betheuerungen, daß ihr kein Leid widerfahren sollte, gebeten zu folgen, der Dame vom Hause aber die Weisung gegeben, sich ruhig zu verhalten und unbesorgt zu sein, da man weder ihre Person noch ihr Eigenthum antasten würde. Die Räuber, für die man sie hielt, verließen auch gleich mit Fernanda das Haus.

Jetzt ließ Donna Cecilia sogleich die Nothglocke läuten, auf deren Schall sich die Bewohner schnell zur Hülfe zu sammeln pflegten, ein Gebrauch, den die oft im Gebirge umherstreifenden Räuber nothwendig machten. Aber zu ihrem Erstaunen verließ heute keiner sein Haus, keiner eilte der sonst so geachteten Witwe zu Hülfe; sie konnte nur mit Thränen im Auge für die Unglückliche beten. Sie schickte daher schnell einen ihrer Diener nach Granada, den Bruder von dem Vorfalle zu unterrichten und ihn zu schleuniger Hülfe aufzufordern.

Dieser Bote traf viele Tage nach Diego's Entlassung aus dem Gefängnisse ein, und Sennor Ariego bot Alles zur Rettung seines Sohnes auf, auch der Generalkapitain der Provinz schickte Befehle nach Malaga, Ronda, Alhama und Antequerra, die Urbanos ausrücken und das Gebiet durchstreifen zu lassen, weil er, da nicht in dem Hause der Sennora geplündert worden war, die feste Ueberzeugung hatte, daß es nicht Räuber, sondern der Haufe Carlisten gewesen sei, der sich seit kurzem in dieser Gegend blicken ließ.

Don Diego schien in jenen Tagen immer ruhiger zu werden, der Arzt betrachtete seinen Zustand mehr als den Ausbruch einer überspannten Einbildungskraft, die sich jedoch nur in einem engen Kreise um Gattin, Tochter und Enkelin bewegte, und tröstete Diego's Freunde mit der Hoffnung baldiger Herstellung. Der Gedanke, welcher den Kranken im ruhigen Zustande beschäftigte, das Glück Spaniens und seines Königs, der Wunsch, für beide zu sterben, sprach sich jetzt seltner aus und ihn schien das Jenseits mehr zu beschäftigen, der Himmel ihm näher zu stehen, als

der Boden seines Vaterlandes. Er erkannte noch Niemand, nur Antonio's Stimme mochte er zuweilen erkennen, dann nannte er oft dessen Namen, wenn er sich jedoch bemühte, ein klares Bild aus der Erinnerung zu schöpfen, standen nur Dolores und Isabella vor ihm und Fernanda band ihm die Flügel, mit denen er sich zu den Himmelshöhen hinaufschwingen wollte.

Sein fester Körper erlag nicht der Krankheit des Geistes, denn er hatte das Bett verlassen, die balsamische Luft im Freien schon eingeathmet, und als er eines Tages, von Antonio geführt, die öden Säle der Alhambra durchwandelte, freute er sich wie ein Kind über die Herrlichkeit dieser alten Königsburg, die ganz aus seinem Gedächtnisse gewichen schien. Diese Freude hatte ihn aber so sehr bewegt, daß der Arzt verbot, ihn ferner dahin zu führen, da beim Anblicke der Denkmäler der Vorzeit sein Geist zu lebhaft angegriffen, seine Einbildungskraft zu sehr geregt würde. — Als er späterhin von Antonio zu seinem Lieblingsplätzchen am Darro begleitet wurde, mochte die Erinnerung doch wieder wach werden, denn er verließ eilig den Platz und sagte zürnend zu diesem: Todtengräber! Was führst Du mich auf Dein Erntefeld? Siehst Du nicht dort die dunkeln blutbefleckten Früchte statt goldener Orangen an den Bäumen hängen? Siehst Du nicht die Blutstropfen statt des Thaues auf den Granatäpfeln glänzen? Die Erinnerung an Gegenstände war ihm mehr geblieben, als die Erinnerung an Menschen, doch auch sie tauchte jetzt zuweilen wie ein fernes Irrlicht in nebelvoller Nacht hervor, besonders gab ihm der Abend diese hellen Augenblicke.

An einem solchen trat er vor seine Wohnung; er war den ganzen Tag über sehr unruhig gewesen und Antonio, der ihn genau beobachtet hatte, theilte dem Arzte die Vermuthung mit, daß etwas Außerordentliches in ihm vorgehen müsse. Lange blieb er an der Thür stehen und athmete mit Gier die schöne Abendluft ein; eine Welt voll irrer Erinnerungen und bunter Träume mochte an ihm vorüberschweben, denn sein stieres Auge war wieder belebt und blickte theilnehmend umher. Jetzt faltete er die Hände, murmelte zum erstenmale wieder den Anfang seines Abendgebetes, hielt jedoch plötzlich inne und sein Auge schaute sehnsuchtsvoll nach dem hellbesternten Himmel. Kann ich denn immer noch nicht hinauf, ihr goldenen Himmelslichter! rief er traurig: Darf ich nicht unter euch suchen und lauschen, wo meine Isabella, meine Dolores ist? — Flügel hätte ich wohl — kann sie auch regen, kann wie der Adler sie schwingen — aber nur meine Seele ist befiedert, sie fliegt kühn, — doch Diego, den alten betrogenen Kriegsmann, hält die Erde fest — Sieh — da vor mir — da öffnet sie einmal wieder das Grab, mich zu necken, steckt ihre Polypenarme aus der kalten Gruft — zieht mich aber nicht hinab, sie bannt mich nur fest. Hört ihr's nicht, ihr Entschlafenen, ihr Abgeschiedenen, wie sie mir hohl und dumpf zuruft: Staub, du gehörst noch mir an, steh, bis der Engel kommt, dich abzuholen! — und ich muß stehen! — Nun so will ich mich doch wenigstens setzen! rief er unmuthig und ließ sich auf die steinerne

Bank nieder, will harren und hoffen, jammern und beten, und endlich wird doch der Todtesengel — der Todtesengel? fragte er verwundert und preßte die glühende Stirn. —Lebe ich denn noch? — Muß es nicht der Engel der Auferstehung, muß es meine Isabella nicht sein, die mich abruft, mich und ihr Kind? — ja ich will schlafen — Da kommen wie freundliche Schatten die Träume, sie gaukeln in Dämmerunggestalten vor mir, bis sie allmählich sich wie Morgenroth färben und wie ein buntes Schattenspiel mich umtanzen. — Da suche ich mir die schönste Tänzerin aus, fuhr er immer lebhafter werdend fort, halte sie fest — umspinne sie mit tausend zarten goldenen Fäden — führe sie durch Blumengefilde, scherze mit ihr, doch — bist du nicht mein unglückliches Kind, mit seiner Schmerzensthräne, den Gram im Herzen, den Tod auf der Wange, die Verzweiflung im Blicke, — Fort, fort! rief er schüttelte sich, als überliefe ihn ein eiskalter Schauer, sprang auf, setzte sich bald wieder ruhig hin, blickte noch einmal sehnsuchtvoll nach dem Sternendome und brach eine frisch aufgeblühte Rose vom Strauche. Sie ist verwelkt! seufzte er — Der Sturmwind hat sie vor der Zeit geknickt, entblättert. Die Rose entfiel ihm, das Haupt des Lebensmüden senkte sich auf die tief verwundete Brust, die Arme sanken schlaff in den Schooß — er entschlief.

Mögen die Heiligen Dich bewahren und für Dich bitten, unglücklicher Greis, murmelte Antonio freudig ergriffen, da er seinen Herrn zum erstenmale so lange zusammenhängend sprechen hörte, dann setzte er sich auf die morsche Schwelle der Hütte hin und bewachte den Schlafenden.

Lind wehte der West, trug auf seinem sanften Gefieder dem Schlummernden die balsamischen Düfte der Rosen= und Orangenblüthen zu, und rauschte leise durch die Ranken des duftenden Jasmin, als ob er ihn in sanfteren Schlaf singen wollte. Ueber dem Gebirge erhellte sich jetzt der schwarzblaue Himmel, der Glanz der Millionen Sterne wurde bleich und bleicher, und wie ein trauernder Königssohn, das Strahlendiadem um sein Haupt, trat der Mond in voller Pracht hinter den Bergen hervor, die Nacht mit seinen melancholischen Lichte zu überstrahlen. Grausig erhellte dies Zauberlicht die schlummernde Natur; als stiegen Millionen Geister von der Erde hinauf, vom Himmel hernieder, belebte sich das Dunkel der Nacht. Wie Riesen der Urwelt traten die rothen Thürme der Alhambra mit ihrem moosbedeckten Häuptern hervor, ernst auf die glänzenden Wellen des Darro schauend, die zwischen Rosen und Ginstergesträuch und über die herabgestürzten Quadern der alten Königsburg dahin rauschten, während das Mondlicht gaukelnd zwischen den dunkeln Blättern der Orangenbäume hindurchblitzte, die sich mit ihren goldenen Früchten über die rauschenden Wellen bogen. Schauerlich, immer mehr seinen Silberschleier ausbreitend, trat nun der Mond über die Alhambra hervor, und senkte seine Strahlen auf das bleiche Antlitz des sanft Entschlummerten. Da drangen tiefe Seufzer durch das Rauschen des Westes,

ein leises Ach! quoll aus bewegter Brust. Antonio sprang auf; eine verschleierte Gestalt, von dem Kapuziner geführt, dessen grauer Bart hell im Monde erglänzte, schritt hinter dem Gemäuer hervor, winkte Antonio, sich ruhig zu verhalten, ließ den Schleier fallen und trat vor den Schlummernden hin, den Blick unverwandt auf ihn geheftet.

Sieh Dein Werk, raunte der Kapuziner ihr zu; geh in Dich!

Ich stehe zwischen Himmel und Hölle, die Würfel liegen noch nicht, mein Schicksal ist noch nicht entschieden! sprach die Trauernde.

So stehe Dir Gott bei, sagte der fromme Bruder, während sie, neben dem Unglücklichen niederknieend, ihr Antlitz in seinem Schooße barg. Er erwachte nicht, das Säuseln der Blätter, der süße Balsamduft, den der West ihm zutrug, wiegte ihn immer fester in Schlaf; die Knieende störte ihn nicht, Antonio wagte nicht, ihn zu wecken und der Mönch stand regungslos, den Blick auf die Gruppe geheftet. Doch endlich zuckte des Schläfers Hand, sein Arm hob sich, mit ihm die Knieende, die nun schnell seitwärts zu dem Pater trat; Diego erwachte.

Vorüber, seufzte er, mein schöner Traum schon wieder vorüber und alle Sterne sind noch da, aber bleicher, als sie mir erschienen, nicht mehr so funkelnd, so flammend! — Ach! meine Sehnsucht nach ihnen ist unaussprechlich! — Wer sich nur Alles erinnern könnte, was er sah, fuhr er nach kurzer Pause fort, in welcher es schien als ordne er die Bilder seines Traumes — die Himmelspforte that sich vor mir auf, ein hochgewölbter Dom, wo Stern an Stern sich reihte, glänzte mir entgegen. — O hätte ich nur Jemand hier, ihm die Pracht zu schildern, unterbrach er sich unmuthig; so bin ich allein, doch du rauschendes Lüftchen ziehe nicht vorüber, höre mir zu! — Der Pförtner winkte mir, einzutreten, aber ich konnte nicht von meiner Erdenscholle weg — Fernanda hielt mich fest. — Bei diesen Worten wollte die seitwärts Stehende hervorstürzen, doch der Mönch hielt sie zurück. — So stand ich, fuhr er fort, das von Minute zu Minute klarer werdende Auge nach dem Sternenhimmel gerichtet — blickte ängstlich hinein, und was sah ich jetzt! — Alle Sterne bekamen Leben! Ihre Strahlen schossen bald flammend, bald sanft umher und jetzt — ward jeder Stern zu einem Auge, dann — glaubt es mir, Pater Jacinto! rief er, als wisse er dessen Gegenwart, alle seine Glieder zitterten, er erhob sich von dem Sitze und streckte die Rechte gen Himmel. — Dann flammten zwei Augen starr auf mich, Nebel bildete sich um sie und aus ihm trat eine Gestalt hervor, ein Engelsangesicht leuchtete mir entgegen, ja es war meine Isabella, die mir winkte. — und ich folgte ihrer Mahnung nicht! sprach er traurig sein greises Haupt schüttelnd, mich hielt die Sünderin zurück, verschwunden war mein Himmel, Fernanda schloß mir die Pforte, die Isabella mir geöffnet hatte.

Vater! schrie Fernanda, die der Mönch bisher nur mit Gewalt zurückgehalten hatte, mein unglücklicher Vater! und sank an des Wahnsin-

nigen Brust: Wer bist Du, höllischer Dämon, der mich aus meinem Entzücken reißt? rief er, sie von sich stoßend, aber der Mondstrahl, der sie beleuchtete, mochte ihn, trotz des Schleiers dennoch bekannte Züge sehen lassen, er heftete starr seinen irren Blick auf sie, rieb sich die brennenden Augen und preßte die glühende Stirn. Träume ich oder bin ich erwacht? sprach er mit einem Tone, welcher Verwunderung ausdrückte und die Hoffnung gab, daß die Besinnung in ihn zurückgekehrt sei. Bist Du die entblätterte Rose, der gefallene Engel? Oder bist Du der Stern, der aus dem Nebel sich mir so schön gestaltete? — Bist Du es, die mich an dem Erdenstaube festhält, oder jener Engel, der mir das Paradies geöffnet? — Sprich, rede! Doch die Jammernde warf sich vor ihm nieder, umklammerte seine Kniee und der Schmerz erstickte ihre Worte. Da riß er mit Hast den deckenden Schleier von ihrem brennenden Antlitze. Steh' auf! befahl er der Gebeugten; steh auf, daß ich Dich schauen kann!

Sie erhob sich. Starr sah der Alte sie an. Fernanda! rief er plötzlich, Fernanda! Bei diesem Ausrufe mochte ihn der Geist Isabella's umschweben und einen leisen Kuß auf seine Stirn gedrückt haben; sein Wahnsinn war gebannt.

Die Tochter geleitete ihn auf sein Zimmer, wo ihn Antonio sogleich zu Bett bringen mußte, denn er fühlte sich sehr matt, befahl nach dem Arzte zu schicken und ihn allein zu lassen, doch der Mönch, den Diego sogleich erkannte und ihm freundlich die Hand entgegen streckte, störte bald seine Einsamkeit. Gelobt sei Gott, der mich Sie so finden ließ! sprach der Pater mit tiefer Rührung: Meine Zeit, die ich hier verweilen darf, ist mir spärlich zugemessen. Deshalb hören Sie die wenigen Worte, die ich Ihnen sagen muß. — Rein und schuldlos ist Fernanda zu Ihnen zurückgekehrt, denn sie ward wider ihren Willen von Ihnen gerissen, darum zürnen Sie ihr nicht länger, sie verdient Ihre Liebe und können Sie sich überwinden, den in Uebereilung gethanen Schwur zu brechen, so übergeben Sie dem Sennor Arrigo Ihr Kind, sobald Sie Granada verlassen. Verlassen müssen Sie es! fuhr er nach einer kurzen Pause fort, während welcher er Diego beobachtete, denn mit jeder Stunde wächst die Gefahr. — Enden Sie, was Sie begonnen, Gott, König und Vaterland rufen Sie, zögern Sie nicht länger und denken Sie, daß die Märtyrerkrone nicht hier, nur auf dem Siegesfelde errungen werden kann. — Nun leb' wohl, Mann meiner Dolores! rief er von Rührung ergriffen aus: Lebe wohl, dort sehen wir uns wieder, sollte es hier nicht mehr sein. Der Herr des Himmels gebe Dir seinen Segen und mir und Dir einen sanften Tod! — Amen! sprach der alte Kriegsmann, schüttelte dem es so treu meinenden Pater die Hand, der die Augen gen Himmel gehoben: Dort finden wir das Verlorne wieder! ausrufend, die Hand innig drückte, die seinen beiden Lieben das Auge zum ewigen Schlafe geschlossen hatte, dann eilte er rasch von ihm fort.

Vor der Thür fand er die weinende Fernanda. Bringen Sie, ehrwürdiger Vater, Franzisko meinen Gruß, und schenken Sie dem Armen seine Freiheit wieder, bat sie schluchzend.

So bald ich Deinen Vater in Sicherheit weiß, sende ich ihn nach Granada zurück, erwiderte der Mönch. Das Mädchen beugte sich, ihm die Hand zu küssen, er aber drückte ihr den Friedenskuß auf die Stirn und verließ die Wohnung des ihm so theuern Freundes.

Sennor Ariego war, seit er Kunde von dem Unglücke seines Sohnes erhalten hatte, ohne alle Nachricht von ihm geblieben, Alles was er erfuhr stimmte damit überein, daß es ein Haufe Carlisten gewesen sei, der das Haus überfallen habe. Des Sohnes ferneres Schicksal aber blieb für den unglücklichen Vater in Dunkel, der fürchten mußte, daß der Anführer der Urbanos von Granada ermordet sei. Die zur Vernichtung der Carlisten an das Gebirge gesandten Bataillone der Stadtmiliz hatten sie zwar mehrere Male aufgefunden, waren aber meist von ihnen mit Verlust zurückgeschlagen worden. Mußten die Carlisten der Uebermacht weichen, so entschlüpften sie und erschienen am andern Tage in verstärkter Zahl wieder. Als sie nach einem unglücklichen Gefechte in der Gegend von Alora sich zerstreut zu haben schienen, jauchzten die Urbanos, doch das auf dem Marsche von Monda überfallene Bataillon von Ronda zeigte den Städtern, daß sie zu früh triumphirt hatten; stärker als je ließen sich die Carlisten in der Umgegend sehen, und streiften selbst in die von Alhama. Diese steten Kämpfe, wobei die Urbanos hauptsächlich die Straße nach Granada besetzt hielten, hatten bisher Pater Jacinto, der an der Spitze der Carlisten stand, verhindert, Fernanda ihrem Vater zuzuführen.

In dieser Zeit bildeten sich in den südlichen Provinzen Spaniens die Junten von Barcelona, Aragonien und Valencia, die, völlig unabhängig von der Regierung handelnd, die gänzliche Anarchie herbeiriefen. Sie traten zwar noch im Namen der jungen Königin Isabella auf, aber ihr Zweck, ihr Ziel war nicht, das estatuto real zu erhalten, es war die Constitution von 1812, wohl gar eine föderalistisch-republikanische Verfassung einzuführen. Die Anhänger des Don Carlos fürchteten in diesen Provinzen Alles, in den nördlichen Provinzen hingegen, die noch keinen Theil an dieser Bewegung genommen hatten, hofften sie, daß diese ultraliberale Bewegung, die sich bald unumwunden den Ministern entgegen setzte, für Don Carlos heilsam werden könne. Auch Andalusien und Estremadura ergriff bald der Freiheitsschwindel, die Junten versammelten sich auch hier, die Urbanos schlossen sich an und leisteten ihn Gehorsam, die Anhänger des Don Carlos verließen in aller Stille allmälig die Stadt, und Ariego, der bewährte treue Freund, bat Diego inständig, jedoch vergebens, ein Gleiches zu thun. Diesmal entsprang seine Vorsorge nicht der Freundschaft allein, auch seinem Vaterherzen lag unendlich viel daran, daß er Diego von Granada entfernt

und in Sicherheit wußte. Er hatte nemlich einen Brief folgenden Inhaltes erhalten.

Sennor! Ihr Sohn ist in meiner Gewalt, jedoch wohl. Er durchzieht mit uns als Gefangener die Berge, und wird nicht eher seiner Haft entlassen, bis ich Don Diego del Peñas in Sicherheit und außer aller Gefahr weiß. Das Geringste, was meinem alten Freunde Unglückliches widerfährt, bringt Ihrem Sohne den Tod. Sorgen Sie daher, wenn es Don Diego's Gesundheit erlaubt, daß er Granada schnell verläßt und sich nordwärts dahin wendet, wohin ich ihm zu gehen rieth. Die Zeit ist dringend, die Gefahr für Ihren Sohn wächst mit jedem Tage, leicht könnte auch ein Unfall, der mir oder den Meinen begegnete, ihm den Tod bringen. — Gott ändere Ihre Gesinnungen für das Vaterland und lasse Sie noch lange leben. Jacinto.

Dieser Brief bestimmte den Vater, Alles zu thun, was Diego bewegen könnte, Granada zu verlassen. Aber ein sonderbarer Widerwille, vielleicht auch das Gefühl, er sei nicht mehr der kräftige Mann, der er einst gewesen, hielt ihn ab, zu seinen ehemaligen Kriegsgefährten, deren Gemeinschaft ihm ohnedies nicht ehrenvoll erschien, zurückzukehren, eben so wenig fühlte er sich jetzt nach Navarra hingezogen; auch blieb es bei ihm eine feste, durch nichts abzulenkende Idee, in Granada zu sterben und bei Dolores und Isabelle zu ruhen, weshalb er mit Störrigkeit auf dem einmal gefaßten Beschlusse beharrte, hier sein Schicksal zu erwarten.

Da glaubte Ariego, er müsse, den Sohn zu retten, das Aeußerste wagen. Der Xefe politico war eben abwesend, er mußte sich daher zum Generalkapitain begeben, der, obgleich ein stolzer Mann, seinem Sohne, dem jungen Bataillonschef der Urbanos, stets Wohlwollen gezeigt hatte. Er händigte ihm das Schreiben des Paters ein, welches den deutlichsten Beweis gegen Diego führen konnte, daß er noch jetzt mit den Carlisten in Verbindung stehe, auch theilte er ihm Worte des Freundes mit, die dieser während seiner Krankheit im Wahnsinn gesprochen, und die zu wissen den Anhängern der Königin von bedeutendem Werthe waren. Verdankte er es seinem geschickten Vortrage, oder sprach er auch hier goldene Worte, wie bei dem Xefe, er gewann den Generalkapitain, der ihm die Zusicherung gab, Alles zu thun, was Diego, ohne ihn zu verderben, von Granada entfernen könne. — Er hielt Wort; noch am nemlichen Tage bekam dieser den Befehl, vor dem Generalkapitain zu erscheinen.

Mit schwerem Herzen verließ der Alte seine Wohnung. Durch seine Krankheit noch an Körper und Geist abgespannt, ging er, heute niedergeschlagen, nach dem Pallast, und erst als die höhnenden Blicke der Diener und die fast verächtliche Weise, womit die im Vorzimmer versammelten Offiziere ihn empfingen, den Stolz des alten Soldaten tief gekränkt hatten, erwachte sein Selbstgefühl wieder, und er trat unentmuthigt, doch nicht wie sonst, wohl keck, vor den Generalkapitain.

Nach stolzem, kaum bemerkbarem Erwidern seiner Begrüßung fragte ihn dieser mit barschem Tone. Sie haben die Waffen für Don Carlos geführt?

Ja Excellenza!

Wissen Sie, daß Sie deshalb den Tod verdienten?

Ich weiß nur, daß ich glaubte Recht zu thun, so wie Ew. Excellenz wahrscheinlich das Nemlich glaubten, als Sie die Junten von Andalusien zusammenberiefen. Jeder handelte nach seiner Ueberzeugung und Jeder verdient den Tod —

Mäßigen Sie Ihre Rede und vergessen Sie nicht, daß Sie vor einem Granden von Spanien stehen! fuhr der Generalkapitain auf.

Excellenza, erwiderte der Alte, wer die Zügel der Regierung in des Pöbels Hand legte, der stieg freiwillig von dem mit seinem Wappen geschmückten Stuhle seiner Ahnen, und setzte sich auf die hölzerne Bank neben den Decamisado —

Don Diego! fuhr der Generalkapitain auf und griff nach der Klingel.

Was steht zu Ihrem Befehle, Excellenza? fragte der Alte ruhig.

Ihre Wunden, sagte dieser sich mäßigend, Ihre Jahre nehmen mein Mitleid in Anspruch, sonst —

Excellenza, an meinem grauen Scheitel ist das Mitleid verschwendet, und mein stolzes Herz verweigert überdies, es anzunehmen.

Der Grande schien dies nicht zu hören oder nicht hören zu wollen, er holte, indem Diego sprach, einige Papiere aus einer bereit liegenden Mappe. Kennen Sie diese Handschrift, ihm einen Brief vorhaltend.

Ich erkenne sie als die Handschrift des würdigen Pater Jacinto.

Dieses Schreiben ist ein Beweis, daß Sie auch jetzt noch in Verbindung mit den Anhängern des Don Carlos stehen.

Ich bin jetzt außer allem Verhältniß mit der Welt, nur nach jenseits habe ich den Blick gewendet; erwiderte Diego und gab das Schreiben zurück.

Es soll Alles vergessen sein, fuhr der Generalkapitain fort und ergriff einen kleinen Zettel, wenn Sie mir offen eine Frage beantworten.

Vergessen kann Niemand, die Erinnerung ist eine geschäftige Botin, die das längst Geschehene oft tückisch, aber auch zuweilen freundlich, wieder zurückbringt. — Und Ihre Frage?

Sie haben, als Sie krank darnieder lagen, Manches gesprochen, was Sie wahrscheinlich, wären Sie in dem Zustande gewesen, Ihre Worte reiflich zu überlegen, fest in Ihre Brust verschlossen hätten. Unter so manchem haben Sie auch, in dem Wahne, Sie ständen vor ihrem Beichtvater, das entdeckt, was Ihnen Ihr angeblicher Freund Zumalacarregui auf seinem Sterbebett vertraut. Lesen Sie — Ihre Worte sind sogleich und genau aufgezeichnet worden.

Gerechter Gott! rief Diego erbleichend und ergriff mit Hast das Papier. Doch während sein flammender Blick es durchflog kehrte auch Geistesgegenwart wieder in ihn zurück, er legte lächelnd das Blatt auf den Tisch

und sagte gleichgültig scheinend: Das kann ich nur in Geistesabwesenheit gesprochen haben, von Alle dem weiß ich nichts.

Und doch zeugt Ihr Erschrecken gegen Sie.

Da haben Sie Recht, Excellenza, denn ich war nicht wenig betroffen, ich glaubte wirklich das mir anvertraute Geheimniß des Freundes verrathen zu haben. Aber dem Himmel sei gedankt, ich irrte!

Er entdeckte Ihnen nicht, daß er die Gewißheit habe, an Gift zu sterben, er nannte Ihnen nicht die Namen der angesehenen Männer, welche die That an dem Helden der Basken verüben ließen?

Davon weiß ich nichts, kenne die Namen kaum, die das Blatt bezeichnet; es war ein Familiengeheimniß, welches ihn drückte, und das ich wahrscheinlich, Gott sei gelobt, in meinem Krankheitszustande mit andern Träumen verflochten haben mag, wenn anders die ganze Sache keine Erdichtung ist, um Ew. Excellenz zu täuschen.

Sie sagen nicht die Wahrheit, Ihr Auge straft den Mund Lügen, begann nach kurzer Pause, in welcher er Diego fest in's Auge faßte, der Generalkapitain.

Und glauben Sie denn, Excellenza, erwiderte Diego, ich würde, wenn dem so wäre, nicht des gemordeten Freundes Rächer geworden sein?

Vielleicht machte der Sterbende es Ihnen zur Pflicht, ihn nicht zu rächen. — Vielleicht auch trieb Sie dies nach Zumalacarregui's Tode so schnell in die Heimath zurück, und entfremdete Sie den Carlisten.

Diego schüttelte verneinend sein greises Haupt, wollte lächeln, und die Thränen rollten über sein bleiches Antlitz herab.

Ihre Thränen verrathen Sie, Sennor, fuhr der Generalkapitain fort, warum ferneres Läugnen?

Excellenza! fiel ihm Diego mit Heftigkeit in die Rede, und sein flammendes Auge war schnell getrocknet, wer mir den Namen dieses Mannes nennt, der lockt mir die letzte Thräne aus dem brechenden Auge hervor, und stände schon der Tod neben mir, es mir zuzudrücken. Er war mein Freund, war der edelste Spanier, war ein Held, und fiel für eine gerechte Sache — Sie lächeln? — Sein Grablied war freilich nicht das Gebrülle der Tragalla, es war der Chorgesang himmlischer Engel, die ihn zu sich riefen. — Für Glaube, König und Vaterland! das war der heilige Wahlspruch, mit dem er seine Krieger zum Siege führte; Gott betete er an, seinen König verehrte und liebte er treu und redlich, und sein Vaterland war ihm ja Alles, jeder Tropfen Blutes rann für das Herrliche, jeder Athemzug war dem Paradiese der Erde, Spanien geweiht, — und wer von dem Heere der Königin sammelt unter solchem heiligen Banner die Flüchtigen? Wer zieht für das Phantom Freiheit so vertrauensvoll in den Kampf, geht hinüber und tritt vor seinen Richter, Excellenza! — Wer in dem Bewußtsein, für Glauben, König und Vaterland zu kämpfen, sein Schwert zieht, bei Sankt Georg, der zieht es zu siegen oder zu sterben!

Der Generalkapitain, wohl eigentlich im Herzen kein Dacamisado, war überrascht und von den mit Gluth gesprochenen Worten des Greises ergriffen, doch gebot ihm seine Stellung, mehr noch sein Stolz, es nicht zu zeigen. Sie sind ein gefährlicher Schwärmer, sagte er anscheinend kalt. — Ich will es nicht ahnden, was Sie im unvorsichtigen Eifer gesprochen haben, aber hier in Granada taugen Sie nicht; man könnte Ihnen Geständnisse erpressen wollen, die Sie mir verschwiegen, und ich möchte nicht gern einen solchen Befehl geben, deshalb müssen Sie binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt verlassen. Gehen Sie, wohin Sie wollen, nur sei es nicht nach Castilien, wo noch die Fahne des Don Carlos nicht weht. Gehen Sie! wiederholte er, da Diego reden wollte: Mein Befehl ist unabänderlich! Er begrüßte ihn beim Abschiede freundlicher, als beim Empfange; des stolzen Castilianers Herz mußte gezwungen Hochachtung für den alten Andalusier fühlen.

Als Diego nach Hause kam, fand er den Sennor Ariego, der schon lange mit ängstlicher Beklemmung ihn erwartet hatte. So freundlich ihm dieser entgegen kam, so verächtlich erwiderte Diego die Begrüßung, und auf die Frage, was ihm sei? entgegnete er: Ich habe heute einen Freund verloren, und wer in der Welt so wenig zu verlieren hat, wie ich, dem ist es doppelt schmerzlich! Auf Ariego's weiteres Nachfragen sagte der Alte kurz: Ich las einen Zettel, auf dem die Worte geschrieben standen, die ich während meiner Krankheit gesprochen haben soll, und die Handschrift war die Deine.

Ehe Ariego noch Worte zu seiner Vertheidigung finden konnte, trat Antonio herein und übergab seinem Herrn einen Brief. Ein Bettler, der sich schnell entfernte, gab ihn mir, sprach er. Diego öffnete ihn und las still für sich:

Werther Sennor, theurer Freund! Sie müssen, so wie ich erfuhr, morgen Granada verlassen. Gelobt sei Gott! — Um die sechste Morgenstunde finden Sie Roß und Maulthier an der Darrobrücke. Erfüllen Sie meinen Wunsch und ziehen Sie den Weg zurück, den Sie gekommen sind. Lassen Sie sich einen Paß nach Calatrava ausstellen und beschleunigen Sie die Reise, damit man nicht von hier aus Ihnen nachsendet. Vermeiden Sie die Landstraße. Was wird aus Fernanda? Soll sie Ihr Schicksal theilen, wollen Sie auch Ihr Kind in das unstete Leben stürzen, das Sie nun beginnen müssen? Das wäre sündlich. Klöster geben jetzt keine heilige Freistätte mehr, im Gegentheil. Daher beherzigen Sie meinen Rath, übergeben Sie die Unschuldige Ihrem Freunde Ariego. Diego lachte hierbei bitter. Bei glücklichen, wie bei unglücklichen Ereignissen ist sie dort außer Gefahr. Denken Sie an Isabella und handeln Sie gerecht gegen Ihr Kind, damit Sie dereinst der Vorangegangenen zurufen können: Ich habe meine

Pflicht erfüllt! Wenn Sie diesen Brief erhalten, habe ich Granada schon verlassen. Leben Sie wohl, auf Wiedersehen hier oder dort.

Zünde eine Kerze an! befahl Diego dem Diener, schritt, als dieser schon lange mit der Brennenden zurück war, immer noch, in sich gekehrt, im Zimmer auf und nieder, dann hob er das gebeugte Haupt, sein Entschluß stand fest, er verbrannte den Brief, und als der letzte Funke verglommen war, trat er mit Ruhe, aber immer noch die schneidende Kälte im Blicke, vor Ariego. — Ich gehe morgen von hier, begann er, doch Carlos unterbrach ihn schnell mit der Frage: Wohin?

Diego lächelte. Frage den Raben, den gottlose Buben aus seinem zerstörten Neste trieben, wohin er seinen Flug wenden wird, er weiß es Dir nicht zu sagen; er fliegt, wohin der Sturmwind ihn treibt, der Mensch, wohin sein Schicksal ihn jagt.

Zwei Rosse stehen für Dich bereit, fiel ihm Ariego in die Rede, und Geld so viel Du wünschest.

Ich danke!

Willst Du wie ein Bettler, vielleicht kaum einen Maravedi in der Tasche, von hier gehen?

Meine Wallfahrt ist kurz Carlos, ich bedarf wenig um an's Ziel zu kommen, ein Loth Blei führt mich schneller dahin, als Tausend Unzen Goldes.

Du bist ungerecht gegen mich, Diego!

Du warst es gegen Deinen alten Freund, erwiderte dieser — Doch still davon, kein Vorwurf mehr. — Und nun noch die Bitte: Komm nach der Siesta zu mir — hörst Du! — Jetzt nichts mehr, als ein kurzes Lebewohl! sagte er, als Ariego das Wort nehmen wollte, reichte ihm die Hand, und dieser, den Alten genau kennend, hielt es für das Beste, die Sache nicht weiter zu berühren und zu gehen.

Diego rief nun den Diener. Wir ziehen morgen von hier, befahl er ihm; richte mein weniges Gepäck so ein, daß wir es auf Roß und Maulthier hinter uns fortbringen können; nimm nur das Nothwendigste.

Wohin geht unser Weg, Herr?

Wir gehen dahin, von woher wir kamen.

Hm! brummte der Diener; also, wie ich vermuthe, ziehen wir wieder hin, wo es keine Ruhe giebt, der kühlende Schatten uns mangelt, die Hitze uns ausdorrt, und der Tod als lästiger Begleiter keine Stunde von unserer Seite weicht. — Nun wie der Herr will! — Aber die Sennoritta! Was wird aus der?

Ruf sie herunter! — Antonio ging kopfschüttelnd. Mit weißen Rosen im Haar, einen Strauß von Granatblüthen an der Brust, trat Fernanda ein. Du hast geweint, Kind! redete Diego sie an, da er noch eine Thräne in ihrem Auge sah.

Geweint habe ich nicht, Vater, mein Auge wurde nur wider meinen

Willen naß, als ich vorhin einen Myrthenzweig in mein Haar flocht und eine glühende Rose an meine Brust steckte, doch bald warf ich Myrthe und Rose weit weg, denn was sollen sie mir. Aber geweint habe ich nicht, Großvater. Was sollen auch die Thränen, wenn sie den Schmerz nicht lindern können, sie sind dann nur Kinder trauriger Erinnerungen.

Ich gehe morgen von hier, Fernanda —

Diesmal lasse ich meine Laute nicht zurück, Vater, ich hänge sie über meine Schulter, und wenn die Wehmuth mich ergreift, dann beschwöre ich sie mit ihren Tönen.

Fernanda, die Wonne der Wehmuth schwebt auf ihren Tönen davon, nur ihr Schmerz bleibt zurück, unterbrach sie der Alte: Doch Kind, Du ziehst nicht mit mir.

Nicht? fuhr sie von ihrem Sitze auf.

Nein Fernanda, wohin ich ziehe, taugst Du nicht, dort würden tausendmal die Saiten Deiner Laute, wie die Deines Herzens zerspringen.

So ziehst Du zu den Räubern in jene Höhle, sprach sie und ein ernster Blick traf den Alten. Thue das nicht, Vater; erwarte lieber den Tod in den Armen Deines Kindes, nur nicht von Jenen, von —

Drei Herzen habe ich an das meine gedrückt, unterbrach sie Diego mit schmerzlicher Rührung, drei Herzen, an denen ich so gern hätte sterben mögen. — Dolores ging von mir, und ich blieb unter den Lebenden zurück. Isabella ging unter in Gram und Schmerz, sie starben Beide in meinen Armen, ich nicht an ihren Herzen; auch Du sollst mir nicht die Augen zudrücken. — Ich verlasse Dich morgen.

Mich?

Du bleibst hier zurück, Ariego —

Ich ziehe mit Dir, Vater! rief das Mädchen und ihr Auge flammte: Ich verlasse Dich nicht und ginge Dein Weg auch wirklich nach jener Höhle.

Mein Weg geht nordwärts, Schaaren um mich zu sammeln, die mit mir kämpfen, siegen oder sterben wollen, und da taugst Du nicht. In Ariego's Hause findest Du eine sichere Freistatt, Dein fester, Dein frommer Sinn wird Dich vor Sträflichem bewahren, und hörst Du, daß Diego del Peñas gefallen ist, so reiche dem Urbano die Hand; aus Himmelshöhen will ich meinen Segen Dir schicken, den ich Dir hier verweigern muß.

Laß mich mit Dir ziehen, Vater! bat Fernanda von Neuem.

Diego sah forschend in ihr glühendes Auge und sein Blick wurde ernster, denn er glaubte, sie wolle ihn täuschen. Hat Dir der Aufenthalt am Rio verde die Gluth Deiner Liebe schon gekühlt? Ist ihre Ewigkeit so schnell dahin? — Was ist dort vorgefallen, daß Du ihn fliehen willst? fragte er mit Heftigkeit.

Nichts, Vater, antwortete Fernanda ruhig und unbefangen, nichts, was meine Liebe schwächen, meine Achtung für Franzisko mindern könnte.

Aber dennoch bitte ich Dich, laß mich mit Dir ziehen, schicke mich nicht in Ariego's Haus, dort erfüllt sich mein Schicksal nicht!

Du sprichst in Räthseln, rede deutlicher; Dein Benehmen vermehrt meine Besorgniß.

Fernanda erröthete, und man sah, daß es ihr schwer wurde, sich dem Vater zu vertrauen, endlich hob sie an. Du kennst mich, Vater, weißt, daß ich nicht die Schwächste meines Geschlechtes, daß ich, auch von Liebe ergriffen, kein liebesieches Mädchen bin, Du hast Dich oft gefreut, daß ich mich über manche Vorurtheile hinwegsetzen konnte, nicht an Ahnungen und Träume glaubte, in denen Du doch selbst so oft Deine Zukunft zu finden wähntest, und doch hat eine traumähnliche Erscheinung mich so erschüttert, hat sich mir so tief eingeprägt, daß sie noch jetzt lebhaft und grausig vor mir steht. Vernimm.

In der Zeit, wo mich Pater Jacinto mit seinen Guerillas von Ariego's Schwester weggeführt hatte, saß ich an dem Ufer der Guadaliore unter einem hochgewölbten Feigenbaume, neben mir der ehrwürdige Pater, sein Kriegsvolk lagerte fern von uns. Es war ein kühler schöner Abend, kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt im herrlichsten Glanze war die Sonne untergegangen und Ruhe breitete sich über die ganze Gegend. Jacinto sprach von Dir und ich hörte ihm aufmerksam zu, denn Dich wiederzusehn, war in dieser Stunde meine einzige Sehnsucht. Aber bald schweifte der alte Mann von Dir zu meiner Großmutter Dolores, zu meiner Mutter, er beschrieb mir Beide mit so hellen Farben, mit so glühenden Worten, daß ihr Bild lebhaft vor mich trat, und der Gedanke an sie mich allein noch beschäftigte. Da erhob sich der gute Pater wohl selbst von seiner Erzählung gerührt, von seinem Steinsitze. Schlummre nur sorglos ein, Fernanda, sprach er, ich werde Dich schon aus der Ferne bewachen, die Erinnerung durchschauert mich zu sehr, um bei Dir bleiben zu können; schlaf wohl! Er verließ mich und ich sah ihn noch lange längs dem Ufer des Flusses langsam auf- und abgehen, bis die Dämmerung ihn meinem Blick entzog.

Ich legte mich nun auf das für mich bereitete Lager und versuchte zu schlummern, aber des Paters Erzählung scheuchte den Schlaf von meinen müden Augen, Mutter und Großmutter schwebten vor mir, meine Phantasie malte sie mir nach den Zügen, mit denen der Pater sie gezeichnet, so lebhaft, daß ich sie bald aus den Wellen vor mir auftauchen, bald mit der Dämmerung in Geistergestalt zu mir hernieder steigen sah. Endlich mochte ich doch eingeschlummert sein, denn ich wachte auf und vor mir — Vater erschrick nicht — vor mir stand Mutter Isabella, den weißen Rosenkranz, mit dem sie begraben wurde, im Haar, und, als sei es eine helle Nebelwolke, glänzte im Mondlicht ihr weißes Sterbegewand mir entgegen. Ihr Antlitz war bleich, das geöffnete Auge sah schmerzvoll auf mich nieder. Ich wollte aufspringen, ihr entgegen eilen, doch sie winkte mir liegen zu bleiben

und ich konnte mich nur mit dem Oberkörper vom Lager aufrichten, denn meine Füße waren auf den kalten Boden festgebannt. — Ich komme, Dir Dein Schicksal zu enthüllen — sprach sie mit klangloser Stimme — Sieh! Und als sie dies sprach; umgab mich ein dichter Nebel, ich sah nicht sie, sah nichts mehr um mich, bis ein Mondstrahl den Nebel zertheilte, da erblickte ich Dich. — Vater, hast Du Muth es anzuhören?

Rede, Fernanda, rede! sagte der Alte.

Ich sah Dich sterbend, sah mich selbst, wie ich, Dir die Augen zudrückend, vor Schmerz verging. Sie schwieg, auch Diego unterbrach die Stille nicht, sein leuchtendes zum Himmel gerichtetes Auge bezeugte laut, daß ihm nicht vor seinem Tode graue.

Dann zog sich ein Schleier vor das Bild, fuhr Fernanda fort, tausend Nebelgestalten, form- und farblos, gaukelten vor meinem Blicke, bis sie verschwanden und sich allmälig der Sternendom über mir zum Gewölbe, die Felsen um mich zu hohen Säulen gestalteten, und ich mich in der Kathedrale von Granada befand. Da ergriff Jemand hastig meine Hand, es war Franzisko, so schön geschmückt, wie ich ihn noch nie sah, steckte er eine duftende Rose an meine klopfende Brust und flocht einen Myrthenkranz in mein Haar — ich duldete es gern — dann führte er mich vor den Hochaltar, wo Pater Jacinto im Priesterornate unsrer harrte. Ganz in mein Glück versunken, nur von meiner Liebe durchglüht, achtete ich nicht auf seine Worte, ich war nur Liebe, ich fühlte nur Liebe. Da streckte sich plötzlich eine blutige Hand zwischen mich und Franzisko, riß mich von ihm, ich schrie auf, und Dom und Priester, Rose und Myrthe, auch er war verschwunden. — Sie hielt inne und trocknete den kalten Schweiß von der Stirn, denn auch jetzt noch hatte die Erinnerung an dieses Gesicht sie tief erschüttert.

Als Du aufwachtest, war Alles verschwunden? fragte Diego jetzt nachdenkend.

Ich war gar nicht eingeschlafen, Vater, wie konnte ich denn aufwachen, erwiderte Fernanda.

Du täuschest Dich, Kind. Was Du sahst, führte ein Traum Dir zu, der Schreck ließ Dich erwachen.

Wie Du nur redest, Vater! Ich weiß gewiß, daß ich wachte, ich sah Alles so deutlich, fühlte recht gut, daß ich auf mein Lager gebannt war, erinnere mich noch genau, daß ich mir die Augen rieb, um recht klar die Bilder betrachten zu können. Erst später schlief ich ein, das weiß ich wohl, da habe ich auch geträumt, und mein Traum führte mich wieder, als Braut geschmückt vor den Altar. — Aber es war hier ganz anders, mein Herz schlug nicht vor Wonne, ich war nicht Liebe, ich war —

Was warst Du? fragte der Vater mit Hast.

Nicht glücklich, Vater, wie ich es auch jetzt nicht bin.

Sonderbar, murmelte der Alte vor sich hin, doch Thorheit! rief er

jetzt — Wie oft haben mich die herrlichsten Träume getäuscht, wie oft die süßesten Ahnungen betrogen! Hätte das Schicksal mir gegönnt, was die Phantasie mir bot, ich wäre ein glücklicher Mensch geworden. Denke nicht mehr an die Bilder jener Nacht, wandte er sich zu Fernanda: Des Vaters Erzählung, Dein liebendes Herz, Sehnsucht und Schwärmerei haben Dich verlockt, haben Dir im Schlafe die bunten Bilder vorgeführt; lege keinen Werth darauf, mit dem Erwachen ist die Wonne, ist der Schmerz des Traumes vorüber, und die Phantasie badet nicht mehr ihre Flügel im Nachtthau. — Wohin ich gehe, fuhr er nach einer Pause fort, dahin darf die Tochter selbst dem Vater nicht folgen. Klöster geben keine sichere Freistatt mehr, wohin also Dich senden! Glaube mir, es wird mir schwer, Dich den Händen Ariego's zu übergeben, der Vater ist mein Freund nicht mehr, dem Sohne stehe ich vielleicht bald feindlich gegenüber, und doch denke ich an Deiner Mutter trauriges Schicksal, so muß ich Dich Ihnen anvertrauen. Vergiß nicht meine Warnung, bezähme Dein Herz bis zu meinem baldigen Ende, bezähme Deine Leidenschaft und bleibe der Tugend treu.

Fernanda sank weinend in des Vaters Arm, riß sich jedoch plötzlich wieder los, verließ ihn und ging auf ihr einsames Stübchen.

Es mochte seit diesem Gespräch wohl eine halbe Stunde vergangen sein, als Antonio eintrat. Sennor, bat er, wollen Sie nicht hinaufgehen — die Sennorita sitzt nun schon lange regungslos auf dem Sessel und scheint ganz in düsteres Sinnen versunken, gehen Sie hinauf. Aber ehe noch Diego sein Zimmer verließ, trat schon Fernanda ein. Vater! sagte sie, dem Anscheine nach ruhig, aber doch tief betrübt: Mein Entschluß ist gefaßt, ich folge Deinem Befehle und bleibe in dem prachtvollen Hause auf dem Platze Bivarambla, wenn ich Dich in einer kalten feuchten Höhle weiß. Ich bleibe hier; dort darf eine fromme Jungfrau nicht sein, überdies wäre sie Dir nur lästig und hinderlich bei Deinen kühnen Unternehmungen, und war jene Erscheinung kein Traumbild, war es die besorgte Mutter, die mir zur Warnung mein Schicksal verkündete, so wird es sich auch hier erfüllen.

Du nimmst mir eine schwere Sorge vom Herzen, Kind, sagte der Alte sie umarmend.

Anfangs meinte ich, fuhr sie fort, als Knabe verkleidet könnte ich Dir folgen, Noth und Elend, selbst den Tod mit Dir theilen, aber da ich mein Herz genauer prüfte, fand ich es zu schwach, bedachte ich, daß, wen Franzisko uns feindlich gegenüber stehen könne, mir die Kraft fehlen würde, im Kampfe gegen ihn, Deiner würdig, auszuharren, ich erinnerte mich meines wirklichen Traumes, wo ich zum zweitenmale als Braut geschmückt vor dem Altare stand, und fühlte nun, daß die Hand einer Jungfrau sich wohl den Todtenkranz winden, aber nicht das Schwert zum Kampfe ziehen darf.

Ariego's Eintreten unterbrach das Gespräch. Diego theilte ihm den

Entschluß mit, daß Fernanda morgen in sein Haus einziehen würde, wobei er jedoch die Bedingung machte, daß sie Josefa, die Tochter des Nachbars, als Dienerin mitbringen dürfe; Ariego willigte mit Freuden darein und bald trennten sich die Beiden, trennten sich nach jahrelang erprobter Freundschaft ziemlich kalt, denn Diego's Zurückhaltung weckte Ariego's Stolz und ließ sein Gefühl bei der schmerzlichen, wahrscheinlich so folgreichen Trennung nicht laut werden.

Tief hatte den alten Kriegsmann Ariego's Verrath erschüttert. Hatte er denn in seinem Fieberwahne wirklich des Freundes Geheimniß verrathen? und mußte es nicht sein, da er es Wort für Wort durch Ariego aufgezeichnet gesehen? Mußte er nicht glauben, dieser habe absichtlich ihn belauscht, um ihn zu verderben und dem Feinde eine Waffe in die Hand zu geben, die freilich der Sache des Don Carlos einen Todesstoß geben konnte, da die Basken und das ganze Heer auch jetzt noch mit Begeisterung an ihrem ehemaligen Feldherrn hingen. War nicht das tiefste Geheimniß nöthig, da er, der Rechtliche, selbst glaubte, Zumalacarregui habe in seiner Vermuthung geirrt? Dies peinigte den alten Mann auf furchtbare Weise, er konnte sich nicht bei dem Gedanken beruhigen, seinen Eid, wenn auch im irren Zustande, gebrochen zu haben, und dieser Gedanke trieb ihn mehr als jede andere Besorgniß aus Granada. Sein Entschluß war daher, als Ariego ihn verlassen, schnell gefaßt. Sich in den Strom der Begebenheiten zu stürzen und im Kampfe für seinen König zu siegen oder unterzugehen, hielt er für das einzige Mittel, sich der qualvollen Unruhe, die ihn seit der Unterredung mit dem Generalkapitain ergriffen hatte, zu entledigen.

Die Sonne ging unter und mit ihr jedes lächelnde Bild, daß seit seiner Genesung, wenn auch nur matt, in Diego's Seele wieder aufgetaucht war. Gleich nach Ariego's Entfernung hatte es ihn nach den weiten Gemächern der Alhambra gezogen, wo er sie alle, von tausend Erinnerungen geleitet, seiner Meinung nach zum letztenmale durchwanderte. Hier hatte er mit Dolores gesessen und den Balsamduft der Blüthen eingeathmet, dort mit Isabella an dem hohen Bogenfenster gestanden und den Untergang der Sonne bewundert, an jenem Plätzchen hatte er so oft neben Fernanda sich gelagert, und der glühenden Phantasie des Mädchens, durch Erzählung der Mährchen aus maurischer Zeit, neue Nahrung gegeben; jedes Fenster, jeder Sitz führte ihm liebe Erinnerungen zurück, jedem rief seine düstere Ahnung ein schmerzliches Lebewohl zu.

Als er wieder vor seine Wohnung trat, zog es ihn zu dem Lieblingsplätzchen am Darro hinunter. Schauder ergriff ihn, als er unter den Platanen stand, er glaubte Blut unter seinen Füßen zu sehen und es trieb ihn fort. Leb wohl, entheiligter, einst mir so stiller Ruheplatz! rief er und ging raschen Schrittes längs dem Darro bis zur Kapelle der heiligen Jungfrau.

Hier warf er sich auf die Kniee, bat die Heilige, sein Kind zu beschützen, kehrte dann auf einem andern Wege zu seiner Wohnung zurück, und ließ den freundlichen Nachbar rufen.

Estevan! redete er ihn an, Du hast bisher während meiner Abwesenheit so treu mein geringes Eigenthum bewahrt, daß ich bei meiner Zurückkehr Alles besser geordnet fand, als ich es verlassen hatte. Ich gehe morgen von hier und kehre wohl nicht wieder in diese Hütte zurück, deshalb sei das, was Du dann hier findest, Dein Eigenthum. Nimm es, so wenig es auch ist, nimm es bald zu Dir, ehe der Corregidor es abholen läßt.

Estevan war bei diesen Worten außer sich vor Betrübniß. Sennor, Sie wollen fortziehen, nicht wieder kommen, und Alles soll dem armen Estevan gehören, was Sie zurücklassen? — Ach, kommen Sie nur wieder, behalten Sie Ihr Eigenthum, ich will gern nichts haben, weiß ich Sie nur hier.

Nimm nur, treue Seele! unterbrach ihn Diego gerührt, mein Geschenk ist so klein und überdies nicht uneigennützig; auch Du sollst Dich für mich von etwas Liebem trennen, sollst Deine Josefa mit meiner Enkelin zu Sennor Ariego ziehen lassen. Willst Du das?

Es wird mir schwer, Sennor, es ist mein liebstes Kind, das meine kleine Wirthschaft so wacker in Ordnung hält, erwiderte er — Aber was thue ich nicht für Sie. — Mag sie in Gottes Namen ziehen und die heilige Jungfrau wird sie beschützen.

Auch das wäre in Ordnung, murmelte Diego vor sich hin, als Estevan, seine Tochter davon zu benachrichtigen, ihn verlassen hatte: Antonio hat gepackt, mit Tagesanbruch stehen Roß und Maulthier an der Brücke. — Alles wäre in Ordnung, nur nicht mein Inneres, nicht mein wirrer Kopf, da hämmert und pocht es, und kann mit sich nicht einig werden. Und mein Herz? — Ach, es hält mich hier fest, zieht mich nach St. Lukas Kirchhof, und doch treibt es mich von hier, hinaus in Kampf und Schlacht. — Nun wie Gott es beschlossen! — Antonio, sagte er, als er sich zur Ruhe legen wollte; glaube mir, dies ist das Letztemal, daß ich das Lager besteige, ich will, wenn ich morgen früh erwache, ihr — und vielleicht allem, was mir in Granada theuer war, ein schmerzliches Lebewohl sagen. Du schüttelst Deinen alten Kopf, guter Antonio, Du glaubst, es sei wieder einer meiner phantastischen Träume, meiner trüben Ahnungen. Ach nein! Wohin ich ziehe, zieht ja der Tod mit mir, und er ist ein launischer Geselle, wem er heute grinsend vorübergeht, den trifft morgen seine mähende Sense.

Kurz darauf schlief der alte Mann ruhig ein, als müsse der morgende Tag ihm auf jedem Sonnenstrahle eine Freude bringen. Antonio blieb wach, eben so Fernanda, die, so sehr sie auch ihren Franzisko liebte, doch nur mit Bangigkeit dem Gedanken nachhängen konnte, ihren Vater zu verlassen und in das Haus des Geliebten einzuziehen. Sie betete und

fand im Gebete keine Beruhigung, sie blickte hinaus in die dunkle Nacht und kein Stern blinkte ihr Trost zu. Dann schaute sie wehmuthsvoll in ihrem Stübchen umher, und jetzt, wo sie sich von ihm trennen sollte, erschien es ihr erst recht freundlich; jeder Stuhl, der kleine Tisch, das schmucklose Lager, die Jasminranken, die ihre Düfte dem lieblichen Mädchen heraufsandten, der volle Rosenstrauch vor ihrem Fenster, alles gewann doppelten Werth, da sie es morgen verlassen mußte. Sie weinte, und wußte nicht, ob ihre Thränen der Trennung vom Vater oder dem baldigen Wiedersehen des Geliebten galten, denn sie fürchtete das eine, und eine unerklärbare Angst, wahrscheinlich in Erinnerung ihres Traumes ergriff sie, dachte sie an Franzisko.

Ehe noch der Morgen graute, weckte Antonio seinen Herrn und schickte Estevan mit beiden Mantelsäcken nach der Darrobrücke voraus. Diego kleidete sich schnell an, sprach kein Wort und beantwortete selbst Antonio's Fragen nicht; nur Fernanda's Morgengruß erwiderte er durch ein leises: Guten Morgen, liebes Kind! wobei er ihre Stirn küßte. Schweigend genoß er sein Frühstück, schärfte dann der Enkelin noch ein, sie möge Sorge tragen, daß der brave Estevan Alles, was er zurücklasse, bekäme, und je mehr nun der Tag zu dämmern begann, desto schweigsamer, desto bewegter wurde er. Als jetzt Antonio eintrat und mit von Thränen fast erstickter Stimme sagte: Sennor, es ist Zeit zum Aufbruch! griff der Alte mit Hast nach seinen Pistolen, steckte sie in den Gürtel, schnallte den Degen um, und warf den Mantel über. Fernanda, ihn zur Abreise bereit sehend, warf sich ihm zu Füßen, umklammerte seine Kniee und beugte ihr Haupt, des Vaters Segen zu empfangen; dieser legte die zitternde Hand auf das Gelockte, hob den Blick zum Himmel, senkte ihn zu dem weinenden Mädchen, und die Worte des Segens vermochten nicht der vom Schmerz zerrissenen Brust sich zu entwinden. Er hob die Enkelin auf, küßte sie mit Heftigkeit, dann langsam, schweigend, das Haupt kühn emporgehoben, als ließe er nichts Theueres zurück, als schritte er stolz dem Siege und seinem Schicksal entgegen, verließ er Fernanda und seine Hütte und wanderte, vom tiefen Schmerz durchschauert, der Darrobrücke zu.

Hier fand er alte Bekannte; Sebastian hielt den Zügel des Andalusiers, der bei den Mönchen wohlgenährt, wahrscheinlich seinen Herrn erkennend, ihm laut entgegen wieherte und dem in sich Gekehrten ein kaum bemerkbares Lächeln entlockte. Auch Antonio freute sich der Wohlbeleibtheit seiner Thiere, schwang sich, sobald der Sennor sein Roß bestiegen hatte, auf das Maulthier der Sennorita, während Sebastian, den schweren Mantelsack hinter sich, auf dem Lastthiere nachtrabte, bald aber als Wegweiser voran ritt, denn sie verließen schon hier die Landstraße.

Sobald Diego seinen Hengst wieder unter sich fühlte, schien auch der Lebensmuth von Neuem in ihm aufzuglimmen; nicht daß er mit freudigem Gemüthe die Vaterstadt verlassen, nicht daß ihm die Sehnsucht nach jenem wilden Leben, dem er jetzt entgegen ging, vorwärts getrieben hätte, aber die frische Luft des schönen Morgens, das muthig wiehernde Roß weckten die schlummernden Lebensgeister des alten Soldaten wieder auf und er blickte vertrauensvoll nach der Zukunft hin. Nur als er auf einem mit Reben bewachsenen Hügel anhielt und zurück nach der Vaterstadt schauete, da ergriff ihn ein namenloser Schmerz. Sein Blick überflog noch einmal die Stadt mit ihren Thürmen, ruhete auf der herrlichen Alhambra, wo er seiner kleinen Hütte gedachte, durchschweifte die üppige Vega und ein tiefer Seufzer rang sich mit einem schmerzlichen a Dios! aus seiner Brust. Werde ich Dich wiedersehen? Werde ich in Deiner Erde ruhen? rief er aus, wandte dann plötzlich sein Roß und sprengte den Hügel hinab.

Sie ritten nun mehrere Stunden ohne irgend wo anzuhalten, bis sie endlich vor einer Venta abstiegen, in welcher mehrere Bewaffnete um den Herd saßen, ihre Zwiebeln und Maisbrot verzehrten und den Becher im Kreise herumgehen ließen. Als Sebastian, dem der Sennor folgte, durch den Thorweg in den langen Gang der Venta trat und die lustigen Gesellen ihn gewahrten, entstand ein Gemurmel und aller Blicke waren auf die Eintretenden gerichtet. Sebastian aber ging schnell auf sie zu, riß dem Ersten den Becher aus der Hand, Viva el Rey, viva Don Diego! rief er und Alle sprangen bei diesem Ausrufe auf wiederholten mit wildem Gebrülle das Viva und verneigten sich tief vor Diego, der aus dieser Begrüßung leicht schließen konnte, daß sie zu der Bande gehörten, die indessen Christoval für ihn gebildet hatte. Er erwiderte freundlich ihren Gruß, reichte Jedem die Hand zum Willkommen, ließ Wein geben, vergaß bei dem Anblick der Kriegsleute Granada, seine verlassene Wohnung, selbst den Friedhof von St. Lucas, sprach mit ihnen, wie ein Vater mit seinen Kindern, forderte sie auf, treu an ihm und der gerechten Sache des Königs zu hängen, und ermahnte sie, nur Krieg mit den Städtern zu führen, den ruhigen Landmann aber zu schonen. Dann ließ er sie zur Musterung antreten, untersuchte genau ihre Waffen, die in Pistolen, Carabinern und Säbeln bestanden, und welche er in ganz gutem Stande traf, und als er erfuhr, daß zwei von ihnen beritten seien, befahl er diesen ihm zu folgen, den acht übrigen aber bezeichnete er die Höhle am Fuße des Felsens, auf dessen Gipfel die Trümmer der alten Maurenburg liegen, als Sammelplatz; sie kannten den Ort sehr gut und versprachen, bald dort einzutreffen. Diego setzte nun seine Reise fort.

Unterwegs rief er Antonio zu sich. Höre, sprach er zu ihm, ich glaube doch, daß ich thörigt war, das Geld, welches mir Sennor Carlos anbot, nicht angenommen zu haben, aber es dünkte mir in dem Augenblicke unmöglich, mir einen Freundschaftsdienst von dem Manne erzeigen zu lassen,

der mich so schändlich verrathen konnte. Nun hat der Wein, den ich in der Venta bezahlte, fast schon meinen Seckel geleert, wie soll es weiter werden?

Gut, meinte Antonio schmunzelnd, recht gut! In meinem Mantelsacke stecken dreihundert Duros, die mir der Sennor mit auf den Weg gab, die reichen schon eine Weile, und vor uns reitet der Zahlmeister der Klöster, Don Sebastian, auf unserm wohlgenährten Thiere. Glauben Sie denn, die guten Patres schickten Sie ohne klingende Münze in die weite Welt? — Sie müssen werben, müssen Sold zahlen, wenn die Beute nicht ausreicht, und dafür haben die Herren gesorgt und werden fortan sorgen. Sie geben es Ihnen lieber, als daß sie es vielleicht von den Tragallasängern, die Gott als Ketzer verdammen möge, sich nehmen lassen.

Antonio's Rede schien Diego nicht zu mißfallen, es war ihm eine schwere Last vom Herzen genommen, denn bei reiflicher Ueberlegung, wozu ihm der einsame Weg Zeit gab, mußte er sich sagen, daß er ohne Geld in große Bedrängniß gekommen wäre, und deshalb dankte er im Stillen dem guten Pater Jacinto, dem er wahrscheinlich die Beisteuer der Klöster zu verdanken hatte.

Am folgenden Morgen setzte er in aller Frühe die Reise weiter fort. Immer die Landstraße rechts lassend, drangen sie heute tiefer in die Gebirge ein und nahmen ihre Richtung nach Huelma zu; hier rasteten sie nur kurze Zeit, da der Wirth ihnen vertraute, daß sich Truppen der Königin in der Nähe hätten blicken lassen. Sie bestiegen ihre Thiere wieder und Sebastian als Wegweiser ritt einige hundert Schritte voraus, kam aber bald von einer nicht ganz erreichten Höhe zurück. Haben Sie keinen Paß bei sich? fragte der Vorsichtige. Diego verneinte es. Das ist schlimm, denn ich hörte da oben Pferdegetrappel und es könnten leicht Christinos sein. Doch Antonio zog ein Papier aus der Tasche und raunte seinem Herrn zu: Das lag bei dem Gelde, welches Sennor Ariego mir gab. Diego entfaltete es, es war ein von dem Generalkapitain für ihn und zwei Diener nach Calatrava ausgestellter Paß.

Während dem hatten sie angehalten und sahen jetzt auf der Höhe einen Trupp Reiter. Nur langsam vorwärts, sagte Sebastian, doch wenn ich nicht irre, sind es keine Christinos! Das ist bei St. Sebastian von Allobendas! Freund Christoval, der uns entgegensprengt. Er irrte nicht, es war Christoval, der nach kurzer Begrüßung Diego fragte, haben Sie einen Paß? und als dies bejaht wurde, sagte er: Das ist gut, Sennor, und zu meinem Zwecke dienlich, dann stellte er ihm seine Leute vor: Sehen Sie hier sechs brave Burschen aus Estremadura, die zu Ihrer Fahne gehören; es sind alte Bekannte von mir, wenn auch nicht von Ihnen, Sennor. Diego begrüßte und betrachtete sie aufmerksam, es waren rüstige Männer, nur der eine war fast noch ein Knabe. Was soll das junge Blut unter uns? fragte er Christoval, doch dieser gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er nicht weiter fragen möchte. Die Caravane, die nun auf zwölf

Mann herangewachsen war, setzte ihren Weg fort. Wer reitet voraus? fragte Christoval, da Sebastian für gut fand, zurück zu bleiben: Komm Francitto! rief einer von Christovals Begleitern und sprengte mit dem jungen Burschen voran. Kaum waren sie aber etwa tausend Schritte geritten, als Beide wieder zurückkamen und meldeten, daß dreißig berittene Christinos eben aus der Schlucht herauskämen und sich bei ihrem Anblicke in Trab gesetzt hätten.

Hm, brummte Christoval verdrießlich, also schon durch die Schlucht! — Diego aber, sich darum wenig kümmernd, fragte, den Hahn seines Carabiners spannend: Sind Eure Pistolen auch im Stande, Eure Carabiner geladen? Doch Christoval bat, sich nicht zur Gegenwehr vorzubereiten und nur für den Nothfall eine Pistole zu spannen, aber sie ruhig in ihrer Holster zu lassen. Wir wollen den Feinden entgegen reiten; folgen Sie nur heute meiner Anordnung, Sennor, morgen gehorchen wir Ihnen für immer.

Jetzt kamen die Christinos ihnen zu Gesicht; es war ein wohlberittener und ausgerüsteter Haufe, aus dessen Mitte ein Sargento hervor auf sie zusprengte, und ihnen zurief: Sennores! Halten Sie und stehen Sie mir Rede. Wer sind Sie?

Ich bin Don Diego del Pennas, wie mein Paß zeigt, erwiderte dieser.

Haben Sie die Güte, ihn mir zu geben, sagte der Christino, seinem Offizier zuwinkend, der mit dem Trupp bis zu ihm heransprengte. Die Reiter hatten die Degen gezogen und hielten in militairischer Ordnung, während die Leute Diego's absichtlich durch einander hielten. Der Sargento gab jetzt dem Offizier den Paß, der ihn durchlas, Diego und seine Begleitung genau betrachtete und dann fragte: Wie kommen Sie in diese Gegend, so weit ab von der Landstraße, Sennor?

Wahrscheinlich, wie ich sehe, gerade in der entgegengesetzten Absicht, die Sie, Sennor Capitano, hierher führt; Sie suchen hier, was ich auf der Landstraße vermeiden wollte, die herumstreifenden Banden. —

Der Paß benennt nur Sie und zwei Diener; wer sind die Andern?

Reisende, die aus derselben Furcht wie wir die Landstraße verließen und sich uns nach und nach anschlossen.

Capitano! rief jetzt ein Christino, von denen da kenne ich einen; das — auf Christoval zeigend — war mein Hauptmann, als ich noch — Gott vergebe es mir! — das schlechte Handwerk trieb.

Der Offizier erschrak, Christoval aber verlor die Fassung nicht. Willkommen Pedro! rief er dem, der ihn verrieth, freundlich zu, nistelte sich aber dicht an den Hauptmann und raunte ihm in's Ohr: Capitain, um aller Heiligen Willen still, Ihnen entgeht sonst der ganze Fang, nur ein Augenblick. Er bog mit dem Ueberraschten zur Seite: Haben Sie denn nie von dem Diego von Granada gehört, dem eingefleischten Carlisten?

Er ist jetzt auf dem Wege nach Navarra und erwartet in Moraleda aus den Klöstern von Murcia eine bedeutende Summe, und ich glaube auch Juwelen. Ich erfuhr es von einem betrunkenen Mönche und hatte mich deshalb mit meinen Leuten einzeln ihm zugesellt, das Geschenk für mich heute Abend in Empfang zu nehmen. Lassen Sie uns die Beute theilen!

Der Hauptmann traute dem Räuber nicht, besprach sich deshalb mit seinem Lieutnant und dem Sargento, doch durch die Aussicht auf Beute gelockt, und mit dem guten Willen, sie nicht zu theilen, beschlossen sie den Räuber und den Carlisten in die Mitte zu nehmen und sie so bis nach dem nur zwei Stunden entfernten Moraleda zu convoyiren; dort sollte auch Christoval mit den Seinen gefangen genommen werden; um den Paß des Generalkapitains kümmerten sie sich wenig.

Sennor, wandte sich der Hauptmann nun zu Diego, Ihre Begleitung flößt mir Verdacht ein. Sie schützt zwar Ihr Paß, doch muß ich Sie bitten, mir bis Moraleda zu folgen, wo die Ihnen Unbekannten Ihrer Begleitung sich vor dem Alkalde legitimiren sollen. Sie können meine Vorsicht nicht mißdeuten, da jener dort mir eben als Räuber bezeichnet wurde. Auch werden Sie sich nicht weigern, mir bis dahin Ihre und Ihrer Begleitung Waffen auszuliefern.

Meine Waffen! rief Diego zornig, die gebe ich nie, Sennor Capitano, ehe ich nicht Gebrauch von ihnen gemacht habe! Er spannte den Carabiner und seine Leute thaten desgleichen, doch ein Wink Christovals sagte dem Offizier, daß er durch Uebereilung die gehoffte Beute leicht verlieren oder wenigstens sie theuer erkaufen könnte. Er verstand den Wink und wandte sich verbindlich an Diego: Lassen Sie Ihre Waffen ruhen, Sennor, der Kampf wäre unnütz und eben nicht rühmlich für mich, da ich in so bedeutender Mehrzahl bin. Kommen Sie und lassen Sie uns unsern Weg friedlich fortsetzen. Er befahl nun seinem Lieutnant mit zehn Mann vorauszureiten, und ersuchte Diego, dieser Abtheilung zu folgen, welches der Kriegsmann zu thun so lange verweigerte, bis ihm Sebastian zuraunte: Thun Sie es ja, Sennor! Nun setzte sich der Zug in Bewegung und der Hauptmann folgte mit dem Reste seiner Truppe.

Diego war über den Ausgang dieser Begebenheit nicht ohne Unruhe. Sollte Christoval ein Verräther sein? Und war er es nicht, wohin sollte die ganze Sache führen? In einer Stunde konnten sie Moraleda erreicht haben und dort waren sie oder wenigstens ihr Geld verloren, er trabte unmuthig hinter den Christinos drein, die ziemlich bescheiden heute ihr Lieblingslied nicht sangen.

Bald bogen sie nach der Felsschlucht ein, und Diego, noch aus alter Gewohnheit vorsichtig, beobachtete Christoval, dessen ruhiger Blick immer bewegter und unstäter wurde, je tiefer sie in die Felsschlucht drangen. Jetzt sahen sie eine Platane vor sich, die einen kleinen Felsquell beschattete, und nun hörte er deutlich, wie Christoval leise für sich ein Gebet murmelte:

jetzt naheten sie sich ihr, die Spitze des Zuges trabte an dem Baume vorbei und plötzlich knallte es hinter den Felsen, von der Höhe von allen Seiten herab, die Rosse, die Reiter der Christinos stürzten über einander, was die Kugeln nicht erreicht hatten, floh, und mit dem Ausrufe: Viva Don Carlos, viva el Rey! zog Christoval sein Schwert, sprengte mit den Seinen hinter dem fliehenden Feinde her, auch Diego ergriff die Kriegswuth, er folgte mit Antonio und bald war der Feind vernichtet.

Als sie sich wieder bei der Platane gesammelt hatten, und die zu Fuß von den Höhen herabgeklettert waren, sprengte Christoval, den verwundeten Sargento als Gefangenen mit sich führend, heran. Sennor Coronel! redete er Diego feierlich an, das war der letzte Streich des Räubers Christoval. Von diesem Augenblicke an sind Sie unser Gebieter, und wir führen mit den Christinos einen ehrlichen Krieg auf Leben und Tod. Die Beute aber ist heute noch unser, nur die Pferde und Waffen mögen Sie uns mit so Wenigem, als es Ihnen beliebt, bezahlen. Acht Mann zu Pferde, 108 zu Fuß habe ich Ihnen heute zugeführt, in der Höhle erwarten Sie zwölf Pferde und 200 treffliche Schützen, und Pater José vom Karmeliterorden wird Ihnen auch mit Geld und Volk von Murcia zuziehen; dann mit Gott auf die Urbanos. Die Sie hier vor sich sehen, sind meist alte versuchte Kriegsleute, auch die in der Höhle sind brave Bursche; was der fromme Herr uns zuführen wird, mag St. Georg wissen, die ehrwürdigen Väter verstehen sich manchmal schlecht auf dergleichen Auswahl.

Diego schüttelte Christoval treuherzig die Hand und dankte ihm und seinen Begleitern, welche die eilf gemachten Gefangenen und die Todten ausplünderten, zwar wenig fanden, sich aber deshalb mit den neuen schönen Waffen und den wohlgenährten, ihnen zu Theil gewordenen Rossen trösteten. Sechzehn Todte lagen bei der Platane, unter ihnen der Hauptmann und der Lieutnant, nur fünf hatten ihren schnellen Rossen die Freiheit und das Leben zu danken.

Christoval, von dem Marsche der Christinos, die zu seiner Verfolgung ausgezogen waren, genau unterrichtet, war seinem Fußvolke unfern der Schlucht vorausgeeilt, und hatte diesen den Befehl gegeben, sich auf beiden Seiten in dem Gebüsch und hinter den Felsen zu verstecken, und bei der Platane den Feind mit ihrem Feuer zu empfangen. Von Diego's Ankunft durch einen Boten unterrichtet, den ihm Sebastian in der Nacht geschickt, hatte er diese Veranstaltungen getroffen, und hoffte, die Feinde würden nach ihrer gewohnten Weise erst spät aufbrechen und nicht vor Abends in der Schlucht eintreffen; hier wollte er Diego auf würdige Weise empfangen. Begegnete er ihm zu spät, und trafen die Christinos früher ein, so sollten seine Leute auch ohne ihn, sie zu vernichten suchen. Wie ward er aber unangenehm überrascht, als die Vorangeschickten ihm die Nachricht brachten, der Feind zeige sich diesseit der Schlucht. Mehr noch hätte ihn das Erkennen des Christino außer Fassung bringen müssen, aber den Gewandten

überraschte nichts, schnell verfiel er auf eine List, die ihm auch glückte, und so führte er den Feind in die Schlucht zurück, da er jetzt die Seinen dort gewiß erwarten konnte.

Es wurden Posten ausgestellt, und alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, denn er wußte, daß die Urbanos von Baeza und Ubeda den Reitern der Königin folgten. Lebensmittel wurden herbeigeschafft, die Pferde gefüttert und am Felsquell wurde gerastet. Sennor, sagte hier Christoval, nachdem er die Gesundheit des alten Coronel ausgebracht: Sie sehen aus diesem kleinen Vorspiele, daß es noch leichter ist, den Guerillaskrieg gegen die Christinos, als gegen Franzosen zu führen. Schicken die Thoren einen Reiterhaufen in dem Gebirge voraus und lassen das Fußvolk langsam folgen; der Capitain ein junger Don aus der Residenz, war so unerfahren, wie eine Novize und ging wie ein Narr in die Schlinge. Niederhauen mußte er uns lassen, wir hätten uns zwar tapfer gewehrt, hätten aber dennoch unterliegen müssen, denn viele Hunde sind des Bären Tod, und dann wäre es immer Zeit, das Geld in Empfang zu nehmen. Wir hätten bei diesem Kriege leichtes Spiel, wenn nicht so viel Verräther unter uns wären, raunte er ihm leise zu, und das Landvolk nur einige Bataillone geregelter Infanterie mit der Fahne der heiligen Jungfrau sähe; dann würde es von allen Seiten herzu strömen, so hat es aber noch kein rechtes Vertrauen, und was im Lager des Königs vorgeht, davon hört es nichts. Nun wir wollen sehen ob es uns gelingen wird, die verzagten Seelen, die trägen Gemüther zu stärken und aufzurichten.

Ein helles Pfeifen, das von der höchsten Bergspitze sich gellend hören ließ, störte das Gespräch und brachte alles in Aufruhr. Folgen sie doch, brummte Christoval: ich dachte, die Nachricht von unsern Hiersein, die sie sicher von den flüchtigen Reitern empfangen haben, würde sie abschrecken.

Wie stark sind die Feinde? fragte jetzt Diego.

Sechshundert Mann, erwiderte Christoval. So thun wir am Besten, wir vermeiden heute das Gefecht, ziehen uns rechts auf den kleinen Fußsteige hinab nach dem Thale der Jarandilla, setzen wir über den Fluß, er wird in dieser Jahreszeit wohl trocken genug sein, ihn zu durchwaten, und nehmen unser Nachtquartier am jenseitigen Ufer.

Bei St. Christoval und allen Heiligen, Seunor, Sie sprechen aus meiner Seele und kennen die Gegend noch so gut, wie sonst. — Doch — wie konnte ich es vergessen. Hier auf derselben Stelle überfielen wir ja vor 22 Jahren das polnische Regiment, bei der Platane war ja das furchtbare Gemetzel, und wir zogen uns auf dem nemlichen Wege zurück. Macht rasch, Ihr Gesellen! rief er den Andern zu, wir haben keine Zeit zu verlieren. Die Reiter sollen voraus, so befiehlt der Coronel, und die zu Fuß

in der Stille folgen, kein Schuß soll fallen, hättet Ihr auch Euren Mann so sicher auf dem Korne, wie der Jäger die pfeifende Amsel.

Schnell stand das kleine Corps geordnet und zog nun über die Berge dem Flusse zu; der Feind fand auf dem Wahlplatze nur noch die Todten, die Carlisten waren verschwunden.

Ohne verfolgt zu werden überschritten die Carlisten ungehindert den Fluß, und lagerten sich auf einer grünen Fläche, die Ihnen gute Weide für ihre Pferde bot, setzten am andern Morgen ihren Marsch ungehindert fort, und langten um Mitternacht bei der Höhle an, wo sie mit Jubel empfangen wurden. Am nächsten Morgen hielt Diego Musterung über seine Leute. Es war ein tüchtiger Haufe, alte benarbte Gesichter von wildem Ansehen, die wohl manche kühne, wenn auch nicht ehrenvolle That mochten ausgeführt haben, junge Bursche, die wohl verwegen genug aussahen, um es mit bärtigen Christinos aufzunehmen, und nur Wenige, denen man es ansehen konnte, daß sie noch ihr erstes Probestück zu machen hatten. Achtzehn, die mit Rossen umzugehen wußten, wurden nun unter den Fußgängern gewählt, ihnen die Beutepferde zugetheilt, und so bestand die ganze Truppe, da in Christovals Abwesenheit noch mehrere hinzugekommen waren, aus 38 Reitern und 307 zu Fuß, die jeden Augenblick in's Feld rücken konnten, diejenigen mitgerechnet, welche, die Gefangenen und die Beute zu bewachen, gemeiniglich in der Höhle zurückblieben; doch wurde dieser Zufluchtsort oft gewechselt, und nur die Anführer wußten, wo er jedesmal war.

Der Pater Karmeliter traf immer noch nicht ein. Sie warteten schon mehrere Tage auf ihn, und keiner, der ihm entgegen Gesendeten brachte Nachricht von seinem Anmarsch, hingegen kamen die ausgeschickten Kundschafter mit der Meldung zurück, daß sich bei Valdepennas eine bedeutende Macht der Christinos zusammenzöge, selbst ein Bataillon von der Garde der Königin dort eingerückt sei, ja man erfuhr bald, daß sie die poblaciones der Sierra Morena überschritten und gegen Baeza im Anmarsche wären. Jedoch waren sie nicht so stark, als man anfangs ausgesprengt hatte, denn alle Nachrichten stimmten überein, daß es nur ein schwaches Bataillon Garde, zwei Compagnien Urbanos von Ciudad Real, 50 Lanciers und eine Kanone, zusammen ungefähr 800 Mann wären, die sich mit den Urbanos von Ubeda und Baeza vereinigen sollten. Diesen 1,400 Mann die Spitze zu bieten, schien Diego nicht räthlich, und doch durfte er diese Gegend nicht eher verlassen, als bis er Nachricht von der Verstärkung aus Murcia erhalten hatte. Er beschloß daher, die Gefangenen und das Werthvollste in eine nahe gelegene kleine, aber ganz verborgene Felsgrotte bringen zu lassen und sobald die Meldung eintreffe, der Feind habe sich in Baeza versammelt, und rücke längs der Jarandilla vor, die Höhle zu verlassen

und sich in die Trümmern des maurischen Schlosses zu ziehen, in der Gegend der Höhle aber einen als Hirten Gekleideten mit mehreren Ziegen zurückzulassen, um dem Karmeliter, im Fall er noch einträfe, Nachricht von seinem Aufenthalte zu geben.

An einem Abende, als Diego, verdrießlich über die Unthätigkeit, zu der des Paters Außenbleiben ihn verdammte, auf einem Fußwege seinen Plänen nachhängend spazieren ging, sah er in der Ferne zwei Männer im traulichen Gespräche sitzen. Sie mußten Freunde sein, denn sie hatten sich Beide innig umschlungen, und der Kopf des Einen ruhte auf der Schulter des Andern. Diego trat näher, sie sprangen auf, und er sah einen jungen Mann mit einem Knaben vor sich, den nemlichen, der ihm schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit Christoval seiner Jugend wegen aufgefallen war. Er mochte den Gruß unfreundlich erwidern und mürrisch aussehen, und der junge Mann dies anders deuten, denn er raunte den Knaben einige Worte zu, der auch sogleich mit mädchenhafter Schüchternheit sich Diego näherte, rasch seine Hand ergriff und sie küßte.

Was soll das? sagte dieser betroffen, das ist nicht die rechte Weise, seinen Befehlshaber zu begrüßen.

Sennor, zürnen Sie nicht, bat der Andere, deuten Sie es nicht falsch. Ich will Ihnen gestehen, was meine Kameraden schon alle wissen; dies ist meine Juana, ein Mädchen, kein Knabe.

Und wie kommt sie hierher, was will sie hier unter Männern? fuhr Diego entrüstet auf.

Hören Sie mir freundlich zu, Sennor, bat der junge Mann, und Juana blickte unter ihren langen schwarzen Wimpern traurig bittend zu dem alten Kriegsmanne auf. Sie ist die einzige Tochter eines wohlhabenden Landmannes von La Guardia: wir liebten uns und der Vater hatte nichts dagegen, wir liebten uns so herzlich, und zum Frühjahre, wenn mein neugebautes Häuschen, mit Wein umrankt, würde fertig sein, sollte ich sie als mein Weib dort einführen. Da kommt der Befehl, daß sich die Bürger bewaffnen, die Urbanos sich in Batajllone formiren sollen, den alten Vater ergreift der Freiheitsschwindel, er verläßt den Weberstuhl, nimmt die Muskete, und verlangt von mir, ich sollte ein Gleiches thun. Wie konnte ich das? Sennor, ich gestand ihm, daß mein Herz an Don Carlos hing und ich nie gegen meinen rechtmäßigen König fechten würde. Da verfluchte er mich, ich durfte sein Haus nicht mehr betreten und sah meine Juana wochenlang nicht mehr. War das nicht schlecht von ihm? Warum soll die Parteisucht Herzen trennen, was hat die Liebe mit der Constitution zu thun? War das nicht unrecht von ihm, Sennor?

Diego schwieg, seine Gedanken waren bei Fernanda, bei Franzisko. Der junge Krieger wartete eine Weile auf Antwort, da sie aber nicht erfolgte, fuhr er fort.

Nicht genug, daß er uns getrennt hatte, auch sein Haß verfolgte mich

Er gab mich den Behörden als eifrigen Carlisten an, und als ich eines Abends, in der Hoffnung, Juana zu sehen, um ihr Haus schlich, wurde ich gepackt und ins Gefängniß geworfen. Da faßte ich einen verzweifelten Entschluß, ich nahm Dienste unter den Urbanos. Der alte Weber war entzückt, als er mich in Uniform sah, ich durfte wieder sein Haus betreten, meine Juana sehen, sprechen, und das liebe Kind, treu an mir, treu an ihrem König hängend, folgte mir zu Christoval. Der Tag, an dem Sie zu uns stießen, Sennor, war auch der erste, wo wir den Feind sahen.

Ist Juana Dein Weib? fragte jetzt Diego, aus seinen Träumen erwacht.

Nein, Sennor, erwiderte der junge Kriegsmann, noch nicht.

Und willst Du Gefahr und Tod mit ihm theilen, Juana? wandte er sich zu dem Mädchen.

Mit Freuden! rief sie begeistert und schmiegte sich innig an den Geliebten.

So bleibe bei mir, wenn Du Muth genug hast, für Deinen König redlich zu kämpfen, und der erste Priester, dem wir begegnen, vereinige Euch, denn ohne Priestersegen dürfte ich Dich nicht hier dulden, Juana.

Das Mädchen küßte hocherröthend die Hand des alten Mannes, der, an Fernanda denkend, es jetzt willig duldete, und gerührt zu ihr sprach: Geh mit Gott, meine Tochter, geh in Frieden Deiner ernsten Bestimmung entgegen! Als die Liebenden ihn verlassen, setzte er sich auf die nemliche Stelle, wo er sie überrascht hatte und überließ sich seinen Gedanken; Zweifel stiegen in ihm auf, ob er auch Recht gehandelt habe, das Herz seines Kindes dem König und dem Vaterlande geopfert zu haben.

Am andern Tage kam die Nachricht an, das Christinos in Baeza zum Abmarsche bereit wären, er glaubte nun keinen Augenblick mehr hier verweilen zu dürfen, ließ die Gefangenen tiefer in das Gebirge führen, und Alles, was zur Bequemlichkeit in der Höhle gedient hatte, verbrennen und zerstören, damit die Christinos glauben sollten, er sei weit weggezogen und gedenke sobald nicht wieder zurückzukommen. Dann wartete er, bis die zum Einkaufe von Lebensmitteln ausgeschickten Leute wieder eingetroffen wären, und nur das Nothwendigste mit sich führend, setzte er sich nach den Trümmern der alten Burg in Bewegung. Hierbei hatte er die Vorsicht, erst hinunter nach dem Flusse zu marschiren, um die Feinde, die sicher seinen Fußtapfen folgen würden, irre zu leiten und sie glauben zu machen, er sei über die Jarandilla gesetzt. Erst von da erklimmte er einen steilen Fußpfad, wo sie nur mit Mühe und Gefahr die Rosse am Zügel hinaufführen konnten.

Wäre Diego seiner eigenen Meinung gefolgt, so würde er nach Murcia dem Karmeliter entgegen gezogen sein, aber Christoval, den er jetzt bei Allem zu Rathe zog, machte ihm die Gegenvorstellung, daß die meisten seiner Leute aus Estremadura und der Sierra wären, und er wisse aus alter Zeit selbst zu gut, wie schwer es halte, das Volk fern von seiner Heimath zu führen. Diego glaubte seinem Rathe folgen zu müssen, bestimmte aber nur drei Tage zum längsten Aufenthalte auf diesem gefährlichen Posten, wo sie umzingelt, abgeschnitten und, um sich durchzuschlagen, zu den verzweifeltsten Mitteln gezwungen werden konnten.

Am folgenden Morgen untersuchte er genau den Posten, den er bezogen hatte, ließ Munition und Lebensmittel in die halbverfallenen Keller schaffen und schickte alle Schläuche und Gefäße, die nicht voll Wein waren, nach dem kleinen mit Aloe bewachsenen Thale hinunter, sie dort zu füllen; er schärfte die nöthige Vorsicht ein und befahl ihnen, die Waffen mitzunehmen.

Die Trümmer der alten Burg lagen auf einem bedeutenden, mit schroffen Felsen hier und da umgebenen Plateau und nur zwei Fußpfade führten hinauf. Das alte Gebäude selbst bot noch manches zur Vertheidigung dar, Mauern, schwer zu erklimmende Schutthaufen, und zwei halb verfallene Thürme, die den heraufführenden Wegen gegenüberlagen, eigneten sich auch jetzt noch, die Fußpfade zu beschießen, eine Bestimmung, zu der sie wahrscheinlich schon früher gedient hatten. Da Diego befürchten mußte, hier vom Feinde angegriffen zu werden, so traf er die nöthigen Anordnungen zur Vertheidigung und bestimmte für Jeden seinen Posten; 150 der besten Schützen waren außerhalb hinter den Klippen und Felswänden, selbst auf weit entfernten Punkten, vertheilt, den Feind desto länger aufzuhalten, 130 Mann, nebst der abgesessenen Reiterei, blieben zur Vertheidigung des Schlosses, 30 Mann besetzten die Thürme. Da wo das Schloß offen stand und keinen Schutz gewährte, wurden Gräben und Brustwehren aufgeworfen, wo aber der Schutt keine Mittel bot, und der Felsen keinen Einschnitt erlaubte, Steine zu Brustwehren herbeigetragen und die Luken geschlossen, daß man nirgends ohne Hinderniß eindringen konnte. Christoval übernahm die Vertheidigung nach der Höhle zu, Eusebio, ein alter Kriegsmann aus Estremadura, die nach dem Quellenthale, und zu Jedem gesellten sich ihre Landsleute. Diego behielt sich die Vertheidigung des Schlosses vor; er ließ dicht bei den Thürmen aus weit hergeschleppten Baumstämmen zwei Stege zimmern, die über einen tiefen Graben führten und für den Fall, daß die Außenposten sich in das Schloß zurückziehen mußten, schnell abgebrochen werden konnten. Lebensmittel und Gerste waren für acht Tage aufgehäuft, und Munition war so viel vorhanden, daß jeder Mann mehr als hundert Schuß für Carabiner und Pistolen hatte.

Die nach Wasser Gesendeten kehrten ohne Unfall mit gefüllten

Schläuchen zurück, und am nächsten Morgen schickte Diego, trotz dem, daß seine Kundschafter ihm die Nachricht gebracht hatten, der Feind rücke morgen sicher aus Baeza, noch einmal Mannschaft hinunter, die geleerten Schläuche zu füllen, um auch vor Wassermangel sicher zu sein. Aber der folgende Tag verstrich, ohne daß sich der Feind blicken ließ, der mit aller Vorsicht nach der Höhle marschirte. Unglücklicherweise war der Ueberläufer der Christoval bei dem ersten Zusammentreffen mit den Christinos erkannte, bei dem Gefechte in der Schlucht davon gekommen, und führte jetzt die Feinde nach dem ihm wohlbekannten Schlupfwinkel seiner ehemaligen Genossen. Sie fanden das Nest leer und in einem Zustande, der nicht leicht an die Rückkehr seiner Bewohner glauben ließ Sie verfolgten nun, nachdem sie hier gerastet, die Fußtapfen und den Hufschlag der Rosse, welche sie an das Ufer des Flusses führten. Da aber jenseit die Fährte verschwand, ließen sie sich nicht weiter täuschen, kehrten um, lagerten in und bei der Höhle, stellten vorsichtig Posten aus, und beschlossen auf Anrathen des Ueberläufers am andern Tage den Felsen zu erklimmen, um gegen die Trümmer des maurischen Schlosses zu rücken, wo sie die Rebellen zu finden hofften.

Ihr Erscheinen und Lagern bei der Höhle, ihren vergeblichen Marsch nach dem Flusse, so wie die Aufstellung ihrer Posten, erfuhr Diego noch in der nemlichen Nacht durch den zurückgelassenen Ziegenhirten, der hinter den Felsen die Christinos, ohne von ihnen gesehen zu werden, genau beobachten konnte. Er erwartete nun den Angriff gewiß auf morgen und war schon während der Nacht auf seiner Hut, versammelte beim Scheine des Mondes seine Schaar um sich, redete sie zutrauensvoll an und verlangte von ihnen zu wissen, ob sie sich sogleich zurückziehen, oder, sich in dem alten Schlosse vertheidigend, die Verstärkung aus Murcia erwarten wollten. Die Meinungen schienen getheilt, dies zeigte ein leises Flüstern, ein Besprechen unter einander, als plötzlich Eusebio der Ungewißheit ein Ende machte. Sennor! redete er hervortretend Diego an! Sie haben hier allein zu befehlen, ob wir die Fahne mit dem Bilde der allerheiligsten Jungfrau auf dem Thurme flattern lassen, oder sie herabnehmen und den Rückzug antreten sollen; wir gehorchen Alle willig Ihrem Befehle und, wie es wackern Soldaten geziemt, brechen den Eid nicht, den wir schwuren. Da Sie aber unsere Meinung anhören wollen, so erlauben Sie einem alten Soldaten vorerst eine Frage: Wie lauten Ihre letzten Nachrichten über die Stärke des Feindes?

Höchstens 400 Mann Garde, 900 Urbanos, 50 Reiter und ein Geschütz, antwortete Diego.

Sennor! fuhr jetzt der Alte fort: Ein Mann von uns gilt zwei von ihnen, und damit wären wir schon mit der Hälfte im Reinen; hinter diesen Mauern und Gräben kann einer leicht Zwei von sich abhalten, und so sind wir ihnen an Kräften gleich. Das Geschütz hätten sie können zu Haus lassen, wenn sie den Krieg verständen, das kostet ihnen nur Mannschaften

zur Bedeckung und hilft ihnen nichts. Meine Meinung, Kameraden, wäre daher, wir hielten Stand und zeigten den Blauröcken, daß wir sie nicht fürchten, vielmehr sie verachten. Wer einer Meinung mit mir ist, der schwenke seinen Hut! und unter lautem Ruf: Viva Don Carlos! schwenkten Alle ihre Hüte, und Freude glühte aus Diego's Auge.

Alter Kriegsgesell! redete er den Mann von Estremadura an und schüttelte ihm herzlich die Hand, Du hast aus meiner Seele gesprochen. Als wir noch unten lagerten, da war es mein Wille, Euch dem frommen Pater aus Murcia entgegen zu führen, ich bedachte jedoch, daß Ihr nicht gern Eure Heimath weit im Rücken lasset, und zog deshalb hierher. Jetzt aber, da der Feind so nahe ist, da unser Posten, die gerechte Sache, für die wir fechten, und unser fester Glaube an den Allmächtigen uns den Sieg versprechen, weshalb sollen wir dem Feinde den Rücken wenden? Seht dort, wendete er sich nach dem Thurme, auf welchem die Fahne der santissima virgen wehte, seht unser Banner, wie feierlich es der Mond bestrahlt, wie herrlich es der Nachtwind umrauscht und entfaltet; wo die Heilige schützt, da ist der Sieg gewiß! — Geht jetzt zur Ruhe, fuhr er nach einer Pause fort, während welcher die Krieger sich bekreuzend und andachtsvoll nach der Heiligen aufblickten, die Weichlinge da unten sind von dem weiten Marsche ermüdet, ehe die Mittagssonne sie nicht auf den Scheitel brennt, stehen sie uns nicht gegenüber. Gute Nacht Kameraden! Das Kriegsvolk legte sich nun auf Gottes kühler Erde froh und wohlgemuth zur Ruhe, nur Diego blieb wach und schritt sorgenbeladen unter den Trümmern umher, welche die Bilder der Vergangenheit in ihm hervorriefen. Ich habe doch immer wenig Glück gehabt, war der traurige Gedanke, der ihn ergriff, wenn er an sein Leben zurück dachte. Seit meinem Knabenalter mußte ich mit Noth kämpfen, und die wenige Habe, die mir blieb, die kleine Stelle, die mich kaum nährte, bot ich mit meiner Hand einem Mädchen an, das mir nur ein gebrochenes Herz als Mitgift zubrachte und bald von mir schied. In ihres Kindes Lächeln glaubte ich Ersatz zu finden und fand ihn, da riß Satan auch dieses Glück mir aus dem Herzen und es verblutete nicht, es schloß sich für ein neues Wesen auf, das mich wieder an die Erde band; dieses Wesen — hat es mich oder habe ich es unglücklich gemacht? — Er schüttelte, mit sich unzufrieden, sein graues Haupt. — Murre nicht, alter Thor! murmelte er vor sich hin, sei nicht undankbar, gab dir Gott nicht der Dichtung Schwingen, die Nacht dir zu erhellen, den Dornenpfad dir mit Rosen zu bestreuen und wo eine Hölle dir ward, dir ein Paradies zu zaubern? Und war es auch nur eine Täuschung, die dich beglückte, ist nicht das ganze Leben ein Traum, aus dem wir nur jenseits enttäuscht erwachen? Darum murre nicht, alter Graukopf, denke, daß du so nahe deinem Ziele, das Schwert in der Rechten, das Kreuz in der Linken, für den Glauben und deinen König fechten, für dein Vaterland sterben kannst. Was verlangst du mehr, Ungenügsamer, als solch Ende?

Da unterbrach ein Geräusch seine ernsten Gedanken, er sah zwei Männer auf einer umgestürzten Säule sitzen, die leise zusammen sprachen. Er nahte sich und erkannte bald Juana und ihren Geliebten.

Klopft Dein Herz nicht, Juana? fragte eben jetzt Hilario, ihr Bräutigam.

Es klopft, wie immer laut, und hämmert und pocht, wenn Du mich umpfangen hältst, mein Geliebter.

So meine ich es nicht, Juana, ich meine jetzt den kommenden Tag; fürchtest Du ihn nicht?

Ja, Hilario, ich fürchte ihn, denn der Gedanke, Dich könnte ein Unfall treffen, ängstigt mich trotz meiner Zuversicht; Deinen Tod könnte ich nicht überleben. Aber sorge nicht, daß ich Dir deshalb Schande machen würde, ich will ruhig zielen, meinen Carabiner losbrennen, so gut wie Einer, und das Pfeifen der feindlichen Kugeln verhöhnen, denn so wie Du mir gesagt, entgeht der Feige so wenig seinem Geschicke, als der Muthige; und sollte ja mein Herz mir pochen, will ich nach der Fahne der heiligen Jungfrau blicken, sie wird gewiß meinen Muth stärken.

Dies Gespräch machte auf Diego, der, um sie nicht zu stören, sich leise entfernte, einen sonderbaren Eindruck. Hätte Fernanda nicht mit gleichem Muthe, mit gleicher Hingebung an seiner Seite fechten können? Warum mußte er sie in dem Hause eines treulosen Freundes, eines Christino, lassen? Er bereute den gefaßten Entschluß, den er nicht mehr ändern konnte, und ging tief betrübt nach seiner Lagerstelle zurück, wo der Himmel ihm einige Stunden erquickenden Schlaf schenkte.

Der verhängnißvolle Tag nahte; kaum verkündete ihn die Dämmerung, so kam auch schon in dem alten Schlosse Alles in Bewegung. Hier wischte der Eine den Nachtthau von seinem Gewehre, dort schraubte der Andere einen frischen Stein auf den Carabiner, dieser ladete seine Jagdbüchse, während ein junger Bursche auf den Fall, daß er mit dem Feinde handgemein werden könnte, sein langes Messer an einem Granitblocke schliff, und als es scharf genug war, in die an seinem Gürtel befestigte Scheide steckte, oder es an der Mündung seines Gewehres, wo eine Vorrichtung dazu angebracht war, statt Bajonnets befestigte; keiner stand müssig, ein Jeder war mit sich und seinen Waffen beschäftigt. Als nun die Sonne hervorbrach, versammelte Diego seine Schaar. Ehe wir zu dem blutigen Werke schreiten, sprach er, laßt uns zu unserm Gott beten, ihn um Verzeihung unserer Sünden anflehen, und so gestärkt im Glauben und Vertrauen unser Schicksal als muthige Streiter des Herrn erwarten. Er knieete nieder, Alle folgten, die Waffen in der Hand, seinem Beispiele und murmelten leise in tiefer Andacht ihr Gebet. Als es beendet war, erhob sich Diego. Gott stärke Euern Arm, sprach er feierlich, stärke Euern

Muth, Euer Vertrauen, und gebe seinen Streitern den Sieg! Eine tiefe Stille folgte, noch auf den Knieen, die Häupter gesenkt, als erwarteten sie den Segen ihres alten Führers, wagte keiner aufzublicken, aufzustehen Nun auf Eure Posten! befahl jetzt Diego und todesmuthig erhoben sie sich, jeder reichte seinem Freunde die Hand, wie zum ewigen Abschiede, die bisher in Feindschaft mit einander gelebt hatten, umarmten und versöhnten sich, dann, dem alten Thurme vorübergehend, auf welchem hoch oben die Fahne der heiligen Jungfrau im Morgenwinde flatterte, beugten sie ihr Kniee vor der Gebenedeiten, bekreuzten sich und gingen, ihr Ave Maria sprechend, ein Jeder mit gefülltem Schlauche und das Maisbrot in der Tasche, auf seinen Posten.

Diego war indessen auf den Thurm gestiegen, und stand, das Gesicht nach Granada gewendet, an die Fahne gelehnt. Noch einmal, ehe er vielleicht in die himmlische einging, wollte er seinen Blick nach der irdischen Heimath wenden. Er schaute hin, Wehmuth beschlich ihn, und ein leises Lebewohl quoll aus seiner Brust dann von Allem, was ihn sonst so tief ergriffen, sich losreißend, stieg er vom Thurme, schwang sich auf sein Roß und ritt auf der Seite hinunter, wo Christoval befehligte. Hier erhielt er durch seine Kundschafter die Nachricht, daß die Christinos im Anmarsch wären, sich aber in zwei Haufen getheilt hätten, wovon der eine, früher aufgebrochen, sich nach dem Quellenthale gewendet, der andere aber auf dem kürzesten Wege heranrücke. Der Ziegenhirt traf auch ein und gab die genaueste Nachricht: Die Garde und das Bataillon von Ciudad real folge ihm, und die von Baeza und Ubeda wären nach dem Quellenthale gezogen, die Reiterei, das Geschütz und 50 Mann Bedeckung seien bei der Höhle geblieben; höchstens wären es 1200 Mann, die gegen sie heranrückten.

Diego begab sich nun schnell zu den Männern von Estremadura Eusebio zu benachrichtigen, daß der Feind auch auf dieser Seite heranziehe, und da er hier Alles in Ordnung fand, auch seine Leute noch einmal ermahnt hatte, nicht zu früh zu schießen, das Pulver zu schonen und besonders die Offiziere auf's Korn zu nehmen, kehrte er nach dem Schlosse zurück und nahm seinen Posten auf dem Thurme, von wo aus er Alles übersehen konnte. — Hier mußte er mehrere Stunden vergebens den Feind erwarten; sein Auge hatte indessen oft nach der Heimath hinüber geblickt, dabei aber ihrer nicht gedacht; kampflustig, siegträumend war die Seele des alten Kriegers auf dem Wahlplatze, sein Geist bei dem bevorstehenden Gefechte; da gab ein Schuß auf der Seite der Estremadurer, der in dem Echo der Felsen tausendfach widertönte, das Signal zum Kampfe. Gelobt sei Gott! rief der Alte und zog sein Schwert, als stehe der Feind ihm gegenüber. Schuß folgte nun auf Schuß und das Feuer, von dem Feinde anfangs nicht erwidert, hielt ohne Unterbrechung an. Jetzt besonders auf der Seite des Quellenthales ward es heftiger. Die Christinos drangen nicht mehr vor; von dem Feuer der Carlisten abgehalten, faßten sie, gleich diesen, Posto hinter den

hervorragenden Klippen und dem sie sattsam deckenden Gesträuch; nun aber, da die Carlisten den Feind gegen ihre Kugeln gedeckt sahen, ließ ihr Feuer nach, denn sie wollten die Munition nicht unnütz verschießen, und warteten es ruhig ab, bis der Feind aus seinem Verstecke sich wieder zum Angriffe hervorwage, wozu aber die Miliz von Baeza und Ubeda eben keine Lust zu haben schien.

Einen schweren Stand hatte Christoval. Den ersten Angriff der Urbanos warf er glücklich zurück und tödtete ihnen viele Menschen, da sie nicht einzeln, sondern in dichten Haufen den Felsen heraufklimmten, so daß jeder Schuß treffen mußte. Den zweiten Angriff aber machten sie mit mehr Umsicht, sie drangen einzeln vor, während das Bataillon Garde geschlossen, so viel es das Terrain erlaubte, in mehrern Abtheilung außer Schußweite folgte; jetzt aber, da die Urbanos die Carlisten heftig beschlossen, suchte die Garde rasch vorwärts zu dringen. Wo eine Abtheilung sich durch Felsen oder dichtes Gebüsch gedeckt fand, machte sie Halt, sammelte sich und rückte so Christoval immer näher, der schon seine äußere Vertheidigungslinie verlassen und Diego von seiner Bedrängniß benachrichtigt hatte. Dieser sammelte sogleich 50 Freiwillige und rückte mit ihnen zur Unterstützung vor, sah aber bald, daß er bei dem bedächtigen planmäßigen Angriffe des Feindes doch endlich würde der Uebermacht weichen müssen; er gab deshalb hier und bei Eusebio den Befehl, sich in die Trümmer des alten Schlosses zurückzuziehen, er selbst stellte sich mit seinen 50 Mann geschlossen auf, den Rückzug der Seinen zu decken und ließ Bajonnet und Messer aufpflanzen. Zweimal mußte er die Abtheilung der mit Ungestüm herandrängenden Garde mit gefälltem Gewehre vom Plateau des Schlosses zurückwerfen, wobei die auf den Thürmen und hinter die Mauern postirten Schützen dem Feinde großen Abbruch thaten. Endlich da es Christoval gelungen war, mit geringem Verluste die Brücke und das Schloß zu erreichen, trat auch Diego, dem feindlichen Feuer ganz blos gestellt, den Rückzug an. Aber nun konnte er seine Leute nicht mehr zusammenhalten, sie liefen zerstreut, was auch vielleicht das Beste war, dem Schlosse zu. Nur Sebastian, Antonio, Juana mit ihrem Geliebten und noch zwei Andere blieben bei ihm und zogen sich Schritt vor Schritt über die Brücke, die hinter ihnen schnell abgeworfen wurde; wenige von diesen Braven kamen ohne Wunde zurück.

Auf der Seite Eusobio's war der Kampf nicht so ernsthaft gewesen. Als er den Befehl zum Rückzuge erhielt, zog er sich von Klippe zu Klippe langsam dem Schlosse zu; die Stadtmiliz, ihn weichen sehend, ermuthigte sich und drang mit wildem Geschrei auf ihn ein, wurde aber bald durch ein lebhaftes Feuer zurückgewiesen. Als jedoch Eusebio, eine Stockung bei der Brücke befürchtend, eine Abtheilung nach der andern im schnellsten Laufe zurückgehen ließ und nun mit der letzten folgte, rückte wider Vermuthen ein Theil des Bataillons von Ubeda so tollkühn auf ihn an, daß,

ehe noch die Brücke abgeworfen werden konnte, mehrere von ihnen mit in das Schloß drangen. Hätte das Feuer der hinter den Trümmern Aufgestellten nicht die Wuth der Angreifenden gekühlt, wäre das Bataillon seiner Spitze gefolgt, es wäre um die Carlisten geschehen gewesen, so aber wurden acht Mann von Ubeda gefangen; und nur mit Mühe konnte ihnen Diego noch das Leben retten.

Die Christinos zogen sich nun zurück, stellten sich, so selbst außer Schußweite, so versteckt als möglich auf, und man konnte von dem Thurme deutlich sehen, da sie sich zu einem allgemeinen Angriffe vorbereiteten. Diego, obgleich am Arme leicht verwundet, traf alle zur Vertheidigung nöthigen Anstalten, sprach seinen Leuten Muth ein, zeigte auf die Fahne, die sie zu beschützen geschworen hatten und erwartete, von dem guten Geiste seiner Schaar sich überzeugend, vertrauensvoll den Angriff. Er erfolgte, doch so schwach und mit so wenig Nachdruck, daß er leicht abgeschlagen wurde, und die Feinde mit Hinterlassung einiger dreißig Todter sich schleunigst zurückziehen mußten. Auch die Carlisten hatten bei dem früheren Gefechte einige Todte gehabt, zählten viele Verwundete in ihren Reihen und vermißten zwei Mann, deren Schicksal ihnen unbekannt geblieben war.

Sie sollten es bald erfahren. An der östlichen Seite des Berges tritt, ungefähr 600 Schritte von dem alten Schlosse, ein stumpfer Kegel zwischen den Felsmassen hervor, der von den Trümmern genau zu sehen ist. Hier schleppten die Christinos zwei Gefangene hin, in denen Christoval die zwei Vermißten, zwei Brüder aus der Sierra, wieder erkannte. Sie wurden im Angesichte der Carlisten niedergeschossen und ihre Leichname mit Hohn und unter Jauchzen vom Felsen hinabgeworfen. Dieser Anblick war das Signal eines allgemeinen Geschreies, mit dem Diego's Krieger den Tod der Gefangenen verlangten, und der sonst so mild fühlende Mann gab, von dem grausamen Benehmen des Feindes empört, ohne Weigern den Befehl, die achte, Bürger von Ubeda, an dem Thurme, worauf die Fahne wehte, aufzuknüpfen. Kein Priester war da, ihre letzte Beichte zu hören, kein Freund, sie in ihrer letzten Stunde zu trösten, nicht Weib und Kind, ihnen die brechenden Augen zuzudrücken, nicht einmal ein Grab in kühler Erde sollte ihnen werden. Die Unglücklichen, den nahen Tod vor Augen, flehten, suchten das Herz der nach ihrem Blute Dürstenden zu rühren, aber selbst Diego, den die wilde Kriegswuth mit dem Knallen der Büchsen, mit dem Wimmern der Verwundeten, mit dem Herunterstürzen der Erschossenen, von neuem ergriffen hatte, blieb kalt und unerbittlich; statt Antwort, nach der mit dem Blute der Seinen bespritzten Stelle zeigend, gab er den Befehl, die Hinrichtung zu vollziehen.

Schon hingen sechs, nur zwei waren noch übrig, ein Mann von kräftigem Ansehen, jedoch schon bei Jahren und ein wohlgebildeter schöner Jüngling, welcher der Letzte sein sollte, den schmählichen Tod zu empfangen. Sennor und Ihr meine Landsleute! begann er, als man den Alten zur

Leiter schleppen wollte: erlaubt mir ein Wort ehe Ihr jenem Manne den Tod gebt, der, ohne gejammert, ohne Euer Mitleid angesprochen zu haben, muthig ihm entgegen geht. Für mich bitte ich nicht, ich habe weder Weib noch Kind, nicht Vater und Mutter, selbst keine Geliebte, die um mich trauert, keine Scholle Erde, mich darein zu begraben, ich bin frei, wie der Vogel in der Luft, den das Blei des Jägers trifft, was kümmert mich der Tod, ich lasse hier nichts zurück; aber auf dieses Mannes Heimker warten ein Weib und zehn arme Kinder, ihnen gebt Ihr mit ihm zugleich den Tod. Seid milde gegen ihn, und wenn Ihr mich noch dazu zählt, so haben ja die Zwei von Euch an Sieben wohl Todesopfer genug. Erbarmt Euch, seid menschlich.

Wer bist Du, junger Mann? fragte Diego, von dieser kecken Rede betroffen.

Ein armer heimathloser Student, der nicht so viel gelernt hat, um sein Brod zu verdienen, und doch zu viel weiß, um mit der Hacke in der Hand es erwerben zu wollen. Ein Mensch, Sennor, der nichts Böses that, der Hölle zu verfallen, nichts Gutes ausübte, den Himmel zu gewinnen und der gern vor seiner Heimfahrt noch ein gutes Werk stiften möchte, das ihn in das Himmelreich beförderte. Deshalb unterschreiben Sie ihm seinen Paß dorthin, indem Sie dem Manne das Leben und Freiheit schenken.

Glauben Sie ihm nicht, Sennor, unterbrach ihn der andere Gefangene, der bis jetzt finster und in sich gekehrt noch kein Wort gesprochen und kein Auge von dem Jünglinge verwendet hatte, glauben Sie ihm nicht, er lügt! Er ist der Sohn wohlhabender Eltern, die um ihn jammern werden, ist meiner Tochter Verlobter, die sich um ihn zu Tode grämen wird. Er denkt nicht an sich und die Seinen, nur an den Vater seiner Braut. Schenken Sie ihm das Leben, er wird meinem Weibe ein guter Sohn, meiner Tochter ein braver Gatte, meinen andern Kindern ein Bruder sein. — Nehmt mich allein zum Opfer!

Das Gemurmel der Umstehenden, ihr leises Flüstern, selbst einige Worte des Mitleids, die hier und da sich hören ließen, entgingen Diego nicht. Sennor sein Sie barmherzig, raunte ihm Antonio zu, gedenken Sie Ihres Kindes! Da gedachte er Fernanda's, und das Mitleid in der Brust des alten Kriegsmannes ward wieder rege, er blickte theilnehmend auf die beiden Opfer, blickte im Kreise umher, und in diesem Augenblicke traten Chrstoval und Eusebio vor. Sennor Coronel! sagte der Erstere, die Beiden jammern Sie, das liest man in Ihren Augen, auch uns geht es zu Herzen. Ich sollte meinen, die Erschossenen hätten an den Sechsen genug.

Handeln Sie ganz nach Ihrer Willkühr mit ihnen, ich glaube daß Keiner unter uns etwas dagegen haben wird.

Alle schwiegen, und eben wollte Diego das Wort Gnade aussprechen,

als ein neuer Auftritt die Umstehenden von den Gefangenen ablenkte. Durch den dicht geschlossenen Kreis der Krieger drängte sich Juana, deren langes aufgelöstes Haar, vom Winde durchrauscht, wild über ihr bleiches Antlitz flatterte; unter herzzerreißendem Weheruf und mit stieren Blicken winkte sie den ihr folgenden Männern, den sterbenden Hilario in den Kreis zu tragen. Hier setzt ihn nieder, gebot sie, hier sollst du sterben, mein Geliebter, redete sie zu ihm, hier wo die Rache dir ein blutiges Opfer bringt. Kämpfe nur noch wenige Augenblicke muthig gegen den Tod, wie Du gegen den Feind kämpftest, damit Dir noch im Sterben die Freude wird, Deine Todtenopfer Dir vorangehen zu sehen. Eilt, eilt! rief sie, wild ihr langes Haar schüttelnd, seht Ihr den nicht, daß schon sein Auge bricht, schon der Mund im letzten Todeskampfe zuckt. Geschwind, bei allen Heiligen beschwör' ich Euch, meine Freunde, geschwind, tödet sie, ehe er stirbt! Dann warf sie sich über den Geliebten, der an ihrer Brust im Todeszucken verschied.

Der Anblick des Sterbenden, das Aufschreien der Unglücklichen, ihr Händeringen, ihr Ruf nach Rache wirkte gewaltsam auf die Menge. Fort mit ihnen zum Tode, fort zur Blutrache! riefen Viele, aber Diego stellte sich als rettender Engel vor sie: Nicht also, meine Gefährten! sagte der Alte von Granada mit lauter ernster Stimme, Ihr habt die Gefangenen mir überlassen und somit habe ich nur allein über sie zu verfügen, wie ich auch, vermöge meiner Würde, als Euer Feldoberster, über Alle, ohne Eure Zustimmung, zu verfügen gehabt hätte. Der Todte verlangt kein neues Opfer, und wenn der Schmerz jener Unglücklichen ihr Herz nicht mehr so furchtbar zerreißt, dann wird sie mir sicher danken, daß ich das Andenken an den Geliebten nicht durch eine neue blutige Scene entheiligen ließ. Keiner wage zu widersprechen! rief er zornig, als einige junge Männer hervortraten. Abtrotzen lasse ich mir nichts! Ich schenke den Beiden das Leben, sie sind frei, mögen zu den Ihrigen zurückkehren und ihnen sagen, daß die Anhänger des Don Carlos menschlicher sind, als die ausgearteten Söhne der Freiheit, daß sie Gleiches mit Gleichem vergelten, aber auch barmherzig sein können. Er winkte, der Kreis öffnete sich, doch ehe die Männer von Ubeda gingen, nahte sich der Jüngere und küßte Diego dankerglüht die Hand. Möge Gott Ihnen einen sanften Tod schenken, sagte der Alte. Beide sprangen dann über die Brustwehr, und als sie sich frei sahen, dankten sie Gott für ihre Rettung, fielen sich dann um den Hals und eilten nun zu den Ihrigen.

Während dem hatte Juana neben dem Todten gekniet, jedoch den Blick unverwandt auf Diego gerichtet; anfangs drückte er verhaltene Wuth, später nur noch bittern Schmerz aus, jetzt aber als die beiden Christinos ihrem Auge entrückt waren, ruhte ihr Blick traurig auf Hilario, dessen Todeskampf nicht schwer gewesen sein mochte, denn er schien auch im Tode noch zu lächeln.

Du schläfst so ruhig, mein Geliebter, sprach, die Wehmuth auf ihren Lippen, das Mädchen: Schlaf sanft, quäle Dich nicht mehr um das Irdische, ich will Dich schon rächen. — Du warst ein zu edler Mann, als daß ein Opfer Dir genügen könnte. Wenn der Morgen graut und das Knallen der Büchsen Deinen Grabgesang beginnt, die Kugeln über Dir pfeifen und Du trotzig den Tod verspotten kannst, da Du selbst jetzt der Tod bist, da naht auch meine Stunde, am Abende liege ich bei Dir und sie scharren uns zusammen in eine Grube! — Versprechen Sie mir das, Sennor, weisen Sie meine zweite Bitte nicht zurück, wie die erste, sprach sie aufspringend nnd mit Hast vor Diego tretend: Lassen Sie uns in einem Grabe neben einander ruhen!

Wenn Gott über Dich beschlossen haben sollte, dann ja, Unglückliche! erwiderte Diego.

Auch der Himmel wird meine Bitte erhören, sagte Juana, rollte einen Stein neben den Todten, setzte sich darauf, legte sein Haupt in ihren Schooß, als ob sie ihn dort weicher betten, er sanfter schlummern könne, und blieb, den Blick auf ihn gerichtet, regungslos sitzen.

Der Feind hatte den ganzen Tag über nichts weiter gegen die Carlisten unternommen und sich in zwei Abtheilungen auf den beiden nach den Schloßtrümmern führenden Wegen in einige Entfernung zurückgezogen. Dies ließ Diego glauben, er erwartetete Verstärkung und wollte vorher keinen weitern Angriff wagen, allein er irrte. Der feindliche Befehlshaber hoffte, wenn er das Geschütz heraufbringen könne, leicht die lockere Brustwehr einzuschießen und das Schloß mit Sturm zu nehmen; er hatte deshalb schon am Tage Vorkehrungen getroffen, den Weg so viel als möglich in Stand zu setzten, damit das aus einander genommene Geschütz, welches ein Sechspfünder war, nebst seiner Lafette durch Menschen heraufgeschafft werden könne. Von der Stärke der Carlisten ziemlich genau unterrichtet, fürchtete er ihre Ausfälle nicht.

Von allen Nachrichten abgeschnitten, war Diego nicht ohne Bekümmerniß; seine letzte Zuflucht, sich mit der Besatzung durchzuschlagen, blieb immer ein gewagtes Unternehmen, wenn auch der dazu gewählte Weg vom Feinde nur schwach besetzt war, der fast unzugängliche nemlich, auf welchem er diesmal heraufgekommen war. Er saß eben, als es zu dunkeln begann, mit Christoval und Eusebio auf dem Thurme und überlegte, ob es nicht besser sei, schon in dieser Nacht zum letzten verzweifelten Mittel zu schreiten, als Eusebio plötzlich laut jubelnd aufsprang. Die Hülfe von Murcia ist in der Nähe! rief er. Seht dort auf jenem Berge die Feuer! Diego und Christoval blickten auf und sahen auch fünf kleine Feuer, wie sie in dortiger Gegend in kalten Nächten die Ziegenhirten von zusammengetragenem Gestrüpp anzumachen pflegen, jedoch heute in Gestalt eines Kreuzes flammend;

dies war das heilige Zeichen, womit die Carlisten einander ihre Ankunft kund thaten. Sogleich änderte sich Diego's Meinung und die Andern stimmten mit ein, daß die von Murcia, und wenn auch nur 200 Mann stark, sich während der Nacht heraufschleichen sollten. Bei dem ersten Schusse wollte Diego mit aller Macht hervorbrechen und die ihm zunächststehenden Urbano's von Ciudad real angreifen. Man glaubte den Feind nicht besonnen und muthig genug, einem raschen unerwarteten Angriffe zu widerstehen.

Wie aber den Pater Karmeliter von diesem Plane unterrichten? Doch hierzu fand Christoval das Mittel. Er hatte unter seinen Leuten einen jungen Mann aus dasiger Gegend, der des Weges ganz kundig und entschlossen genug war, sein Leben daran zu wagen, wenn ihm nur für den Fall des Gelingens ein tüchtiger Lohn versprochen würde. Der Mann ward herbeigerufen und fand sich willig zu der Unternehmung. Er wurde genau von dem Zwecke seiner Sendung unterrichtet und erhielt den Auftrag, sobald er angekommen sei, ein Feuer löschen zu lassen, wenn der Pater in den Plan einging, ein zweites auszuthun und alle, sobald man sich in Marsch setze. Mit dieser Instruction verließ der Bote das Schloß. Dem Anscheine nach brauchte er wohl drei Stunden, ehe er die Verstärkung erreichen konnte, als aber diese Zeit verstrichen war und die Feuer immer noch flackerten, sank ihre Hoffnung. — Doch jetzt — welche Freude! verschwand das eine, sie jauchzten auf — aber ihr Jubel war zu voreilig, bald brannte es wieder, und je stärker die Flamme leuchtete, desto schwächer ward ihre Hoffnung. So saßen sie wohl noch eine halbe Stunde, den Blick immer nach den fernen Flämmchen gerichtet, bis einmal eines erlosch, bald darauf folgte ein zweites, und kurze Zeit darauf erloschen sie alle. Gott und St. Georg sei gedankt! rief Diego, nun wollen wir die Unsern noch einige Stunden ruhig schlafen lassen, dann wecken und uns in aller Stille zum Kampfe vorbereiten. Nach Verlauf dieser Zeit stand die Schaar, 260 Mann, in zwei Abtheilungen zum Hervorbrechen bereit, auch ward die Brücke ohne das mindeste Geräusch wieder hergestellt.

Aber die Nacht ging vorüber und noch fiel kein Schuß. Schon konnte man durch die Dämmerung die feindlichen Posten hinter den Felsen auf- und abgehen sehen, als endlich das so langersehnte Singnal sich hören ließ, Diego mit den Seinen aufsprang und über die Brücke auf den Feind zustürzte. Christoval zog sich links und fiel dann ihm in die Seite, während Eusebio bei stetem Feuern der Murcier im Rücken der Christinos mit Geschrei gerade auf sie eindrang, und schon konnte man den Ruf; Viva el Rey, viva Don Carlos, viva la santa Religion! vernehmen, mit dem ihre Cameraden heraufdrangen. Jetzt begann auch das Feuern von Eusebio's Schaar, die Urbanos wichen und von allen Seiten floh der Feind, auch die in dem Schlosse Zurückgebliebenen brachen nun zur Ver-

folgung hervor, als sie die von Ubeda und Baeza den Rückzug antreten sahen.

Der Feind war überfallen und, viele Todte zurücklassend, gänzlich in die Flucht geschlagen; jetzt stießen die im Verfolgen begriffenen Carlisten von beiden Seiten auf einander und begrüßten sich mit freudigem Siegesrufe. Diego ging dem Karmeliter entgegen, beugte sein Knie und küßte die nervigte Hand, die ihm der Mönch mit dem stolzen Bewußtsein darreichte, als gebühre ihm dieses Zeichen von Unterwürfigkeit. Auch Diego's ihn umgebende Krieger, nun schon wochenlang ohne Priester, beugten ihre Kniee vor dem riesenhaften Mann, der in derber Faust ein großes Kruzifix hielt, mit dem er so gut wie mit einer Keule seinen Gegner hätte niederschlagen können. Saul hat 1000 erschlagen, David aber 10,000! rief er mit donnernder Stimme, lobt deshalb den Herrn! Dann nahm er das Kreuz in seinen linken Arm, streckte die Rechte gegen die Knieenden aus und sprach: Der Herr segne Euch und vergebe Euch Eure Sünden, die Ihr in diesem heiligen Kampfe für die allerheiligste Kirche begangen habt und noch begehen könntet. Scheut kein Blut, wenn es nur das Blut der Ketzer ist, und Ketzer sind alle, die das Schwert gegen die Kirche führen. Bannt das Mitleid aus Eurer Brust, Mitleid gegen die Sünder ist Sünde, von der ich Euch nicht lossprechen kann, und fechtet unter dem heiligen Banner, das ich Euch vortragen werde, wie einst die Makkabäer, die im Blute der Heiden sich badeten. — Nun erhebt Euch und stärkt Euch mit Speise und Trank!

Diego war schon früher aufgestanden, er konnte bei den Worten des Karmeliters nicht sein Herz zu Gott erheben; das war der fromme Pater Jacinto nicht.

Was steht Ihr hier und gafft! rief der Pater dem mit ihm gekommenen Volke zu. Fort hinter den Feind drein, schlagt ihn auf der Flucht nieder, daß die Erde von diesen Sündern gereinigt werde und keine Spur von ihnen bleibe, fort Ihr trägen Arbeiter des Herrn, Ihr habt schon meinen Segen genug erhalten und bedürft ihn nicht mehr; fort!

Sie gehorchten und machten sich schnell auf, die fliehenden Feinde zu verfolgen. Bring den Schlauch her, Bruder Gregorio, und lassen Sie uns hier durch Wein, Brod und ein gebratenes Kaninchen die ermatteten Lebensgeister stärken, sprach er zu Diego, dann will ich Ihnen Alles berichten, was Ihnen zu wissen nöthig ist.

Diego dankte unter dem Vorwande, seinen Kriegern folgen zu müssen; der Karmeliter brummte, nahm jedoch den Becher zur Hand, der Laienbruder, den Schlauch unter dem Arm, band ihn auf, preßte ihn, und der Wein von Alicante floß in den hörnernen Becher, den der Mönch mehreremale leerte.

Diego hatte seinen Andalusier bestiegen, und war, so geschwind es sich auf dem felsigen Wege thun ließ, den Nacheilenden gefolgt. Immer

noch hörte er in der Entfernung einzelne Schüsse und bald überzeugte er sich, daß hier nicht viel mehr zu thun sei; die Seinen hatten die Berge besetzt und feuerten auf die im Thale wieder gesammelten Garden und Urbanos, die nun in Eile den Rückzug nach Baeza antraten und jetzt eine Schlucht erreicht hatten, wo zur Deckung des Rückzuges nur wenige aufgestellt zu werden brauchten. Diego überließ hier Christoval, zu dem sich viel Leute des Karmeliters gesellt hatten, die weitere Verfolgung; er selbst wollte sich zurück zu dem Pater begeben, durch welchen sein so lange bewährter Freund Jacinto ihm nicht ersetzt zu sein schien. So unangenehme Empfindungen das rauhe wilde Benehmen dieses Mannes auch in ihm erweckt hatte, mußte er doch der guten Sache wegen Rücksichten nehmen und ihn schonen. Auch glaubte er ihn nicht lange allein lassen zu dürfen, da er heute leicht Gelegenheit finden konnte, seine blutdürstigen Gesinnungen zu befriedigen; er wollte daher im schnellsten Trabe der Höhle vorbei nach dem Schlosse reiten, als ihn dort ein Grausen erregendes Schauspiel zurückhielt. Vor der Höhle lagen die 50 Lanzenreiter und mehrere Urbanos, die bei dem Geschütz zurückgeblieben waren, meist mit Messerstichen durchbohrt und rein ausgeplündert, wie zu einen Scheiterhaufen aufgeschichtet; vor ihnen war aus den 50 Lanzen der Getödteten ein hohes Kreuz künstlich geformt, dem das auseinander genommene Geschütz als Fußgestell diente. Am Eingange der Höhle lagerte ein Haufe Carlisten aus Murcia, die als Gegensatz zu jenem Bilde, das Leichenmahl hielten und mit wildem Gejauchze zechten.

Als Diego mit seinem Gefolge heranritt und sich ihnen als ihr Anführer kund gab, sprangen sie auf und empfingen ihn mit lautem Jubelgeschrei. Er dankte zwar doch geschah dies nicht in der herzlichen Weise, wie er den Gruß der andern zu ihm Gestoßenen erwidert hatte; er stieg nicht ab, rief nur den Anführer herbei und ließ sich berichten, was sich hier zugetragen. Da erfuhr er, daß der, dem Karmeliter entgegengeschickte Mann diesem unter andern erzählt habe, daß das Geschütz, die Reiterei und eine kleine Bedeckung der Urbanos bei der Höhle zurückgeblieben sei, worauf Pater José sogleich beschlossen, erst diese zu überfallen, ehe er den Feind im Rücken angriffe. Das Unternehmen sei über alle Erwartungen gelungen, sie hätten die Christinos schlafend gefunden und meist alle ohne die mindeste Gegenwehr niedergemacht, keinem aber Pardon gegeben. Es hätte freilich für Sie, edler Sennor, übel ablaufen können, meinte er, denn war der Feind nur etwas auf seiner Hut, gab er nur eine Salve, so waren wir verrathen, überraschten die da oben nicht nnd leicht hätte das ganze Unternehmen scheitern können. Doch jetzt müssen wir uns freuen, daß es so gekommen ist, denn 55 Pferde, 30 Maulthiere und herrliche Waffen sind der Lohn unseres Sieges.

Wahrscheinlich erwartete nun der Erzähler ein großes Lob über seine Heldenthaten, Diego aber befahl ihm statt dessen, eine Grube graben, die

Todten hineinwerfen und auf dem Hügel ein einfaches Kreuz aufrichten zu lassen; dann verließ er sie und ritt den Berg hinauf, den Karmeliter aufzusuchen. Er fand ihn nicht, wohl aber begegneten ihm viele der Seinen mit Waffen und Kleidungsstücken beladen, die einzeln vom Verfolgen zurückkamen; die von Pater José's Partei brachten keinen, Christovals Abtheilung nur wenige Gefangene, die sie nach den Trümmern des alten Schlosses führten. Hier erhielt auch Diego Nachricht von Eusebio, der die fliehenden Urbanos, die nirgends Stich gehalten, bis gegen die Venta von Jaudutilla verfolgt hatte, aber schon mit den Seinen auf dem Rückwege begriffen war.

Als Diego sich nach dem Pater José erkundigte, behaupteten Alle, er müsse hier im Schlosse sein, Jeder wollte den heiligen Mann gesehen haben und doch waren er und der dienende Bruder nicht aufzufinden. Diego, dem Alles daran lag, den Karmeliter vor der Rückkehr seiner Leute zu sprechen, ging selbst den Mönch aufzusuchen, von dem er glaubte, daß er irgend in einem verborgenen Winkel seinen Siegesrausch ausschlafe. Er fand ihn auch bald in einem noch nicht ganz verfallenen Gemache des Thurmes, der gegen das Quellenthal zu liegt, doch nicht in dem Zustande, wie er es geglaubt, auf einem Steine sitzen, ihm gegenüber Juana, das blutbefleckte Messer Hilario's in der Hand; Beide bemerkten ihn anfangs nicht. Das Mädchen saß regungslos, nur ihre Lippen bewegten sich, sie mochte beten; der Karmeliter hatte den Kopf auf seinen rechten Arm gestützt, der auf den übereinander geschlagenen Beinen ruhte, und sah finster und tückisch auf sie. Als er Diego gewahrte, sprang er auf, Juana aber hob nur den trauernden Blick nach dem Eintretenden und blieb ruhig sitzen.

Gut daß Sie kommen, Sennor! rief der Pater dem alten Kriegsmanne entgegen und zog ihn mit sich aus den Thurme: Hätte ich doch von einem guten Christen, für den man Don Diego del Pennas hält, nicht erwartet, daß er bei dem Heere lüderliche Dirnen duldet, die mit den Steitern der Kirche umherziehen. Die Dirne muß sogleich fortgejagt werden.

Ereifern Sie sich nicht, guter Pater, nahm Diego das Wort, setzte sich auf eine Trümmer und gab Antonio, der ihm gefolgt war, den Befehl, Sorge zu tragen, daß Niemand sie störe. Sie sind über das Mädchen im Irrthum! wandte er sich dann zum Pater, welchen er nun mit ihrem traurigen Schicksal bekannt machte, der aber dennoch auf ihre schnelle Entfernung beharrte. Diego lächelte mitleidig. Ueberlassen Sie das mir, ehrwürdiger Herr, entgegnete er ihm, und theilen Sie mir lieber mit, was Sie mir aus Murcia von den Anhängern unseres edlen Königs zu sagen haben und welche Hülfsmittel an Menschen, Geld, Waffen und Munition Sie mir zuführen.

Ich habe von den Prior meines Klosters nur den Auftrag, mit meinen

Leuten zu dem Sennor Diego zu stoßen und mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen.

Wie viel führen Sie mir zu?

Zehn Berittene und 480 zu Fuß, Alle wohl bewaffnet, erwiderte Pater José, 14 mit Geld und Pulver beladene Maulthiere, und überdies liegen 400 Gewehre in Jago el Hornillo verborgen, die wir erhalten können, wenn wir sie bedürfen, schöne blanke Gewehre, die ein Engländer für schweres Gold uns zugeführt hat. Das Geld, welches ich mitbringe, reicht zu sechsmonatlichem Sold meiner Leute, auch zu Kleidung und was sonst Noth thun könnte; übrigens liegt in Sagra Sierra Wein genug vorräthig, um uns lange damit versorgen zu können.

Welcher Offizier befehligt Ihren Trupp? fragte nun Diego.

Offizier? fuhr der Pater heftig auf: Glauben Sie, die fromme Schaar, die ich anführe, folge nicht lieber dem Kreuz, als dem Degen? — Ich selbst bin ihr Anführer!

Und wollen es auch bleiben? fragte Diego.

Par Dios! ja Sennor! antwortete der Karmeliter trotzig.

Werden Sie unter meine Befehle treten?

Der Pater besann sich einige Augenblicke, nahm dann ein Blatt aus seiner Tasche, durchlas es, besann sich wieder, dann sagte er: Wir streiten ja für eine gemeinschaftliche Sache, so können wir auch gemeinschaftlich den Befehl führen —

Das geht nicht, Pater! unterbrach ihn Diego verdrießlich: Ein Haupt muß allein das ganze leiten, und das wird wohl auch Ihre Instruction besagen.

Der Pater brummte unverständliche Worte vor sich hin und erhob sich von seinem Sitze: In Kriegssachen, nun ja! sagte er dann unmuthig und verließ Diego schnell, der, mit seinem Unterfeldherrn unzufrieden, nach dem Thurme zu Juana sich begab.

Ein Schuß, der nach einer Weile dicht bei den Trümmern fiel, rief ihn bald wieder zurück und nach dem Orte hin, wo er gefallen war. Hier fand er den Pater von einer Menge Soldaten umgeben, in deren Mitte ein erschossener Christino lag. So möge es allen Feinden der Kirche ergehen! rief eben der Karmeliter, als Diego in den Kreis trat und mit dem Befehl, durch Trommelschlag das Kriegsvolk zusammen zu rufen, die Rede des Paters unterbrach. Den sich schnell versammelten Soldaten untersagte er dann mit ernsten Worten und bei Todesstrafe jede ohne seinen besondern Befehl verübte Gewaltthat. Pater José bebte vor Wuth, wagte es aber doch nicht, sich dem Befehle zu widersetzen und in offenen Kampf mit dem Manne zu treten, der so furchtbar ernst, so würdevoll vor ihm stand; er schwieg. Jetzt, als die Soldaten entlassen waren, bat Diego den Mönch,

ihm zu folgen. Ehrwürdiger Vater! begann er, da sie weit genug entfernt waren, daß sie Niemand hören konnte: Wagen Sie es nie wieder, dergleichen aus eigenem Willen zu thun. Die Hand, die Segen spendet, darf kein Blut vergießen, der Mund, der Gott für den Sünder um Barmherzigkeit anfleht, darf nicht solch' unbarmherzigen Befehl geben. Achten Sie nicht auf meine Worte, so sende ich Sie in ihr Kloster zurück und führe Klage gegen Sie bei Ihrem Obern.

Mir das? Dem Diener der Kirche, dem die Macht verliehen wurde, Sie von Ihrer Gemeinschaft auszustoßen, mir wagen Sie zu drohen? rief der Pater von Zorn erglüht.

Ja, ehrwürdiger Herr, erwiderte Diego mit Ruhe und Festigkeit, das wag' ich: Wir dienen nicht dem Gott der Juden, dem strengen rachsüchtigen Gott, wir beten den Vater der Barmherzigkeit an.

Und doch ließen Sie die sechs Ketzer an dem Thurme aufhängen, fiel ihm der Mönch hohnlachend in die Rede.

Das that ich, weil ich dem Feinde zeigen mußte, daß ich stets Gleiches mit Gleichem vergelten werde, ich that es, weil ich für Pflicht, für Klugheit hielt und um fernere Gräulthaten zu verhindern; auch steigen jetzt noch Zweifel in mir auf, ob ich recht daran that, nur als Repressalien werde ich zu solch' blutiger That schreiten. Ueberhaupt, Pater José, fuhr er in seinem Unmuthe fort, es ist, so wie ich sehe nöthig, daß wir uns über Mancherlei verständigen, da es mir scheint, wir haben zwar Ein Ziel vor Augen, betreten aber ganz verschiedene Wege dahin zu gelangen. Sie halten die Christinos für Ketzer, die man mit Feuer und Schwert vernichten, ich für Irregeleitete, die man, wenn es nicht anders sein kann, mit Gewalt ihrem rechtmäßigen König unterwerfen muß; Ihr Vaterland ist das Kloster, mein Vaterlaud ist ganz Spanien, in dem ich keinen Halm, keine Blume knicken, dessen Reben, dessen Saaten ich erhalten, beschützen möchte. Euch ist es gleichgültig, das Land zu verwüsten, wenn Eure Klöster, Eure Kirchen nur fest und unerschütterlich stehen —

Ira de Dios! fiel ihm der Mönch mit Heftigkeit in die Rede: Was sprechen Sie, Sennor? —

Die Wahrheit, Pater José, die Wahrheit, die keine Inquisition, keine menschliche Gewalt unterdrücken kann.

Sie sind kein ächter Steiter der Kirche —

In dem Sinne, wie Sie es meinen — Nein! Der allmächtige Gott bedarf auch unsers schwachen Armes nicht, ihn zu beschützen, wohl aber der König der nicht allmächtig, wohl die frommen Diener der Kirche, die jetzt hülflos sind, weil sie früher allmächtig sein wollten, und es durch die Thorheit der Menschen auch wurden —

Und es noch sind, fiel ihm der Pater mit Stolz in die Rede.

Sie irren, Pater José! erwiderte Diego, Ihr Reich ist vorüber — Es hat auch Spanien wahrlich nicht beglückt — Es zieht ein ein strah-

lender Geist durch die Welt, allmälig Licht über den Erdball verbreitend, fuhr er dann nach einer Pause fort, in welcher sein Auge flammend gen Himmel sah, das Dunkel wird durch ihn zur Dämmerung, die Dämmerung endlich zum Tage. Langsam ist sein Flug, langsam und bedächtig; er blendet nicht durch plötzlichen Glanz das schwache Auge der Sterblichen, er gewöhnt es allmählich, sein Licht zu ertragen, zu erkennen, den Glanz seiner himmlischen Strahlen mit irdischem Auge zu fassen. Wenn er seine Flügel schüttelt, so fallen Funken, wie Sternschnuppen herab und erleuchten die dunkle Nacht, in der die Welt umfangen lag. Solche Funken sahen die, so jenseits der Pyrenäen wohnen, den Tag verbreitend, herabströmen; sie wollten plötzliches, überirdisches Licht, fingen die Strahlen desselben in einen Brennspiegel auf, und flammende Gluth verbreitete sich, das, was sie vorfand, zerstörend, aber nichts wieder aufbauend. Sie theilten uns die Flammen mit, und trauernd zieht der Genius auch über unsere verwüsteten Fluren, denn der himmlische Geist will erleuchten, schaffen, bessern, verschönern, nicht zerstören, ohne wieder aufzubauen. Aber gegen ihn, gegen sein heiliges Licht, wenn es sanft und wohlthätig die Welt bestrahlt, könnt Ihr nicht ringen und kämpfen, Ihr müßt seinem Lichte folgen oder in Eurer Finsterniß untergehen.

Ich verstehe von Alle dem, was Sie eben sagten, kein Wort, meinte der Karmeliter.

Ich glaube es wohl, Pater, deshalb will ich für Sie verständlicher reden. Die Millionen Opfer der Inquisition schreien schon lange nach Rache, hütet Euch, daß sie jetzt nicht über Euch losbricht. Es ist eine böse Zeit, reizt sie nicht; geht, das heilige Kreuz in der Hand, den Kriegern voran, führt sie zum Siege, aber genießt die Früchte Eures Sieges als Menschen, nicht als blutgierige Tieger. Jeder Gefallene ist ein irregeleitetes Kind des Vaterlands, kein Fremdling, der es zu zerstören hereinbrach; jede Kugel, die trifft, trifft einen Spanier, bedenkt dies und seid menschlich. — Und können Sie nicht menschlich sein, Pater, üben Sie noch einmal blutige Rache, fuhr er, heftiger werdend, fort, hör' ich noch einmal Klage und Weheruf über Sie, wie ich es so eben aus dem Munde der Unglücklichen vernahm, die ich gleich einer leichtsinnigen Dirne ausstoßen sollte, — dann Wehe Ihnen! — Beim großen Gott, vor dessen Richterstuhl wir Beide stehen werden, ich ahn' es auf furchtbare Weise. Den kurzen Weg, den ich noch zu gehen habe, will ich nicht durch Ihre Gräuel beflecken lassen.

Pater José sah den erzürnten Alten verwundert an; sein Stolz wollte losbrechen, doch die edle Haltung des zornigen Mannes gebot ihm Vorsicht, und schnell wußte er seinen Groll zu unterdrücken. Sie haben es zu verantworten, Sennor, sprach er, gleichgültig scheinend, wenn der Muth der Unsern bei Ihrer Milde erlahmt. Handlen Sie, wie Sie es vor Gott,

Ihrem König und der heiligen Kirche verantworten zu können glauben, die Schuld falle auf Sie.

Sie falle auf mich! sagte Diego feierlich, zutrauungsvoll tret' ich vor meinen Richter.

Am andern Morgen hielt er Musterung über das ganze Kriegsvolk. Der Verlust, den es in den beiden Gefechten gehabt, war nicht bedeutend, und doppelt durch die zu ihrer Fahne übergetretenen Gefangenen und durch Landvolk ersetzt, so daß Diego, nachdem die in der Höhle erbeuteten Pferde den hierzu Tauglichsten übergeben waren, sich an der Spitze von 786 Mann zu Fuß und 70 Reitern befand. Es wurde nun beschlossen, das für sie jetzt noch nutzlose Geschütz an einem sichern Orte zu vergraben, dann diese Gegend zu verlassen und sich nach Andalusien zu wenden, wo man von den Klöstern Unterstützung, von dem Landvolke aber erwartete, daß es schaarenweise zu den Fahnen des Don Carlos strömen würde. Auch beabsichtigte Diego hierbei, besonders wenn er auf dem linken Ufer des Guadalquivir bliebe, sich mit den im Rondagebirge befindlichen Guerillas in Verbindung zu setzen. Wider Vermuthen ging der Karmeliter in diesen Plan ein, obgleich er sich dadurch von seinem Magazin von Weinschläuchen in der Sagra Sierra entfernte; auch die von Murcia, meist heimathloses Gesindel, ließen es sich gefallen. Noch am nemlichen Tage wurde eine Abtheilung mit Maulthieren nach St. Jago el Hornilla geschickt, die dort befindlichen Gewehre abzuholen.

Ehe Diego das alte Schloß verließ, hatte er noch eine traurige Pflicht zu erfüllen. Alle von ihnen auf dem Wahlplatze Gebliebenen waren nach dem Schlosse geschafft worden, um dort in einer Grube verscharrt zu werden. Nur für Hilario wurde ein eignes Grab gegraben, worin er und Juana, die man am Morgen neben der Leiche des Geliebten todt gefunden, gelegt wurden.

Als der Karmeliter das geweihte Wasser über die Entschlafenen sprengte und mit donnernder Stimme den Abgeschiedenen das Himmelreich verhieß, als Schutt und Steine über die Todten geschüttet, der Hügel aufgethürmt und das einfache Kreuz aufgerichtet war, da ergriff Diego die Wehmuth, da zog ihn die Sehnsucht hin nach dem Friedhof von St. Lucas; seine Seele war bei den Lieben, die schon so lange dort ohne ihn schlummerten. Erst als, den Segen zu empfangen, sich Alle auf die Kniee warfen, erwachte er aus seinem Traume; andachtvoll kniete auch er hin und betete zu Gott, sich der Seelen der Gefallenen, sich seiner trauernden Seele zu erbarmen.

Sennor Ariego hatte Fernanda in seine Wohnung eingeführt. Dorthin ließ sie ihr Bett, ihren Sessel, den kleinen Arbeitstisch und die Laute bringen, und richtete sich ein Cabinet, das an ihre prachtvoll meublirten

Zimmer stieß, ganz wie ihr kleines Stübchen auf der Alhambra ein. Sennor Carlos war von ausnehmender Güte gegen sie, und hatte seine Schwester vermocht, Fernanda's wegen zu ihm nach Granada zu kommen, wo sie auch in einigen Tagen erwartet wurde. Jeden Morgen glaubte er seinen Sohn umarmen zu können; jeden Abend mußte er sich getäuscht zur Ruhe legen. Der vorsichtige Kapuziner, obgleich von Diego's Abreise unterrichtet, wollte doch seinen Bürgen nicht eher der Haft entlassen, bis er sichre Kunde habe, daß dieser bei seinen Leuten angekommen sei. Erst als er diese Nachricht erhielt, entließ er ihn und so kam Franzisko erst spät in Granada an.

Fernanda hatte vor diesem Augenblick gebangt, und doch ihn so sehnlich erwartet. Als sie ihn wieder sah, als er mit der Gluth seiner unvergänglichen Liebe ihre Hand ergriff, sein Auge beredter war, als der Mund, da mußte sie alle Kraft sammeln, ihren Gefühlen nicht zu erliegen. Sie empfing ihn herzlich, begrüßte ihn mit Liebe, duldete, daß er sie in seine Arme schloß, entzog ihm nicht den Mund zum Kuß des Wiedersehens, aber sie zeigte nicht die Wonne ihres Herzens, die sie nur nach schwerem Kampfe zu unterdrücken vermochte, sie dämpfte nur mit Gewalt die Flamme, die so glühend in ihr, wie in Franzisko's Herzen loderte.

Ihm entging diese Veränderung nicht. Du empfängst mich, wie eine liebende Schwester den Bruder, nicht wie eine Braut ihren Verlobten, sagte er traurig, als der Vater sie allein gelassen hatte: Du bist so kalt, Fernanda!

Glaube das nicht, Franzisko! erwiderte sie mit dem ihr so eigenthümlichen wehmüthigen Tone: Mein Herz ist unverändert, meine Treue unwandelbar, aber so lange des Vaters strenges Wort mich von Dir trennt, so lange ist die Liebe meinem Herzen die Thräne, die aus der Wunde des Weinstocks quillt, nicht der Thautropfen, der am Frühmorgen die Rose tränkt und erfrischt; ich kann mich unsrer Liebe nicht erfreuen, und doch möchte ich sie um Alles in der Welt nicht lassen. Ich traure, daß wir noch nicht glücklich sind, und doch kann ich mich nicht nach dem Augenblick sehnen, wo das Glück mir werden soll. — Habe Geduld mit mir! Ich gebe mich Dir unverstellt, aber dringe nicht weiter in mich; Du kennst meinen Entschluß, der, einmal gefaßt, unerschütterlich fest steht. Bis zur Entscheidung unseres Schicksals sei mir nur ein liebender Bruder.

Franzisko's glühender Leidenschaft genügte das nicht, er verließ mißmuthig die Geliebte, die an der Brust der Donna Cecilia die Theilnahme einer mütterlichen Freundin fand. Ihr Zustand war beklagenswerth; mit unauflösbaren Banden an Franzisko gekettet, ihn innig liebend, vermochte nur der Tod ihres Vaters sie an das so lang ersehnte Ziel zu führen; deshalb konnte sie sich nie ganz ihren Gefühlen hingeben. In jedem Traume seliger Liebe trat das Bild des Sterbenden zwischen sie und Franzisko und sie liebte den alten Mann so sehr, er war ihr ja von ihrer Kindheit an Alles

gewesen, Vater, Lehrer und Freund, und jetzt — der Störer ihres Glücks! Der Kampf der Kindesliebe gegen ihre Leidenschaft war schmerzlich, aber fest entschlossen, ihrer Pflicht getreu zu bleiben, hätte sie eher Franzisko's Herz gebrochen, als ihren Vater bis zum Tod gekränkt.

Eines Tages vertraute ihr Josefa, Vater Estevan sei bei ihr gewesen und habe ihr zu sagen befohlen, daß sie diesen Abend in der Dämmerstunde zu ihm kommen möchte, Pater Jacinto erwarte sie dort und wünsche sehnlich sie zu sprechen. Fernanda's Freude war groß, denn ihr Herz hing an dem frommen Pater, der sie so oft ermahnt, so oft getröstet hatte. Sie verließ daher, von Josefa begleitet, das Haus, was nicht auffiel, da sie dies, die Kühle des Abends zu genießen, häufig that und kaum, daß es dämmerte, stand sie schon vor Estevans Wohnung, wo sie aber den Kapuziner noch nicht fand. Ungeduld und das Verlangen, einmal wieder ihren Lieblingsaufenthalt zu besuchen, trieben sie hinaus, und sie ging mit Josefa nach dem alten maurischen Pallaste, wo sie sich so gern ihren Träumen und Phantasien überlassen hatte. Auch heute durchwanderte sie die weiten Gemächer der Königsburg und trat jetzt in den Saal der Abenceragen; hier gedachte sie der Edeln, die Verrath und Hinterlist auf dieser blutbefleckten Stelle mordeten, von ihnen führte ihre rege Einbildungskraft sie zu ihrem Vater, der treu seinem Könige, wie jene edlen Ritter dem ihren, eben so leicht durch Verrath und Tücke fallen konnte. Ihr grauste bei dem Gedanken, von dem sie der Ruf ihres Namens aufschreckte; sie wandte sich bebend und hinter ihr stand Franzisko.

Was wandelst Du noch so spät in diesen öden Hallen, was weilst Du hier einsam und ferne von mir, Fernanda? redete er sie fast unfreundlich an. Ich komme Dir ein Wort zu sagen, welches Dich sicher nach Haus zurück bannen wird.

Fernanda, die sich noch nicht von ihrem Schreck erholt hatte, starrte ihn ängstlich und verwundert an, ohne nach dem verborgenen Sinne seiner Rede zu fragen.

Hörst Du nicht mehr auf die Worte Deines Franzisko? fragte er, und eine fliegende Röthe überzog sein bleiches Antlitz. So vernimm: Schon übermorgen müssen wir uns trennen —

Trennen, schon wieder trennen? rief Fernanda, der dieser Gedanke Leben und Sprache wieder gab — O! es trennt uns so Manches, manche blutbespritzte Hand!

Was sprichst Du Mädchen? unterbrach sie Franzisko und zog die Zitternde an sein klopfendes Herz — Welche blutbespritzte Hand könnte uns trennen?

Frage nicht weiter, rief sie, und komm! Hier wird es mir unheimlich — und im Dom der Cathedrale — setzte sie, starr vor sich blickend, hinzu. —

Was ist Dir, Geliebte? Du zitterst, sprich, was ist Dir begegnet? fragte er, sie innig an sich pressend.

Mir? Nichts! — Ein Traum — der Ort — Komm, bat sie, laß uns nach Hause gehen! Sie ergriff seinen Arm: Komm, mein Geliebter.

Franzisko führte sie aus dem Palast, und wollte eben rechts hinab nach dem Thore der Gerechtigkeit mit ihr gehen, als Josefa ihr zuraunte: Vergessen Sie denn Pater Jacinto ganz?

Sie erwachte aus ihren Träumen. Mein Geliebter! sprach sie, stehen bleibend: Ich muß Dich hier verlassen, erwarte mich zu Hause, bald bin ich wieder bei Dir.

Und wohin willst Du? fragte der Erstaunte.

Das kann ich Dir nicht sagen.

Kannst es mir nicht sagen, wohin Du um diese Stunde gehen willst.

Nein Franzisko, ich darf nicht!

So geh! sprach er ruhig: geh mit Gott.

Zürnst Du mir? fragte sie, sich an ihn schmiegend.

Wie könnt' ich? erwiderte er sanft! Ein frommer Engel begleitet Dich ja stets.

Dank Dir für dies Vertrauen! rief sie und sank an seine Brust: Dank Dir, mein Franzisko! meine Liebe, meine treue Liebe wird es Dir vergelten.

Sie trennten sich; er schlich traurig nach dem Platze Bivarrambla zurück, und auf dem langen Wege stiegen, trotz seines Vertrauens, dennoch manche Zweifel in dem glühenden Herzen des Spaniers auf, aber dachte er an die treue Liebe Fernanda's, so trat nur das himmlischreine Wesen vor ihn, und das Vertrauen kehrte gestärkt in seine klopfende Brust zurück.

Fernanda fand diesmal den Pater, schon unruhig ihrer harrend. Meine Tochter! redete er sie an, und drückte die Gebeugte mit Vaterliebe an sich: Nur wenig Augenblicke sind mir vergönnt, Dich zu sehen, deshalb schnell zur Sache. Vermagst Du etwas über Franzisko, so halte ihn ab, daß er übermorgen nicht mit den Urbanos ausziehe. Sie ziehen Deinem Vater entgegen; träfen sie Beide auf einander, es möchten die Christinos oder die Carlisten siegen, so wärest Du für Franzisko für immer verloren. Deshalb wende allen Liebreiz, alle Schmeichelworte an, ihn zurückzuhalten. Er stelle sich krank oder schütze eine nothwendige Reise vor, gleichviel, nur ziehe er nicht gegen Deinen Vater in's Feld.

Dir dies zu sagen, habe ich Granada wieder zu betreten gewagt, fuhr er fort, und ein wehmüthiges Gefühl ergriff ihn: Mir ist es, als wäre dies das letztemal, daß ich Dich sähe — Deshalb empfange meinen Segen, ihn theilt des Priesters Hand nicht allein aus, auch der väterliche Freund spricht ihn mit tiefbewegtem Herzen über Dich: Bleib tugendhaft und fromm, ehre deinen Vater durch Gehorsam, und riefe ihn Gott ab

von der Welt, so möge Dich die Erinnerung an ihn erheben und im Guten stärken. Möge es Dir wohlgehen, wie Dein frommes, wenn auch leidenschaftliches Gemüth es verdient, möge Dir Gott Kraft geben, Glück und Unglück in Demuth zu ertragen.

Ich stehe allein auf dieser Welt, fuhr er nach einer Pause fort, bin ein armer Wanderer, denn mir ist nur ein Freund geblieben, und von dem schönen Baum aus meinem Frühlingsgarten bist Du der einzige Sprößling, an dem ich mich ergötze, an dem mein Herz hängen kann; deshalb wird mir die Trennung von Dir so schwer, und doch muß ich scheiden. So lebe denn wohl, Tochter Isabella's, Enkelin meiner Dolores, Gott sei barmherzig gegen Dich, wie er es gegen mich sündhaften Menschen war! Er hob nach diesen Worten die vor ihm Knieende auf, schloß sie mit Heftigkeit in seine Arme, ein schmerzvolles: Lebewohl! rang sich aus seiner Brust, und so, von banger Ahnung begleitet, verließ er Fernanda und die Hütte, warf draußen noch einen Blick auf die verödete Wohnung des Freundes und verlor sich dann in dem Gebüsch.

Auch Fernanda verließ Estevan und eilte mit schwerem Herzen nach Hause; die Nachricht, welche Pater Jacinto mitgetheilt, die Worte des Abschiedes, die er gesprochen, hatten ihr ohnehin schon bewegtes Gemüth noch mehr erschüttert.

Franzisko erwartete sie schon an der Thüre, ehe sie aber noch mit ihm in das Zimmer trat, fragte sie ihn, ob es wahr sei, daß er schon übermorgen mit den Urbanos dem Vater entgegen ziehen wolle. Er läugnete, zu wissen, wohin der Zug gehe, und wußte es vielleicht auch nicht, bejahte aber, daß er schon am zweiten Tage Granada verlassen müsse. Da bestürmte ihn Fernanda, zurück zu bleiben, den Befehlen der widerrechtlich eingesetzten Junta nicht zu gehorchen, sich krank zu stellen, kurz jedes Mittel zu ergreifen, das ihn hindern könne, den unglücklichen Zug mitzumachen. Aber all' ihre Bitten waren vergebens. Meine Ehre befiehlt mir, in dem Augenblick der Gefahr die Partei, der ich Treue geschworen habe, nicht zu verlassen, erwiderte er auf Fernanda's Vorstellungen, und beföhle es mir die Ehre auch nicht, geböte es doch die Klugheit und die Pflicht gegen meinen Vater; denn wollte ich unter irgend einem Vorwande zurückbleiben, würde ich der Junta verdächtig werden, und nicht die Gunst des Genneralkapitains, nicht die Freundschaft des Xefe könnten mich und mein Haus gegen die Wuth des Pöbels schützen; meine Kriegsgenossen würden mich verachten und verlassen, und ich büßte für eine übereilte Handlung vielleicht mit Hab' und Gut und meinem Leben. Deshalb laß mich ziehen, Fernanda; in dieser aufgeregten Zeit darf man nicht die Dinge scharf abwägen, hat man keck an dem alten Gebäude gerüttelt, so muß man, was man einmal angefangen, auch vollenden, muß es niederreißen und sollte man auch unter seinen Trümmern begraben werden.

Fernanda hatte anfangs aufmerksam zugehört, zuletzt aber sich in Gedanken verloren. Ja, es ist eine verhängnißvolle Zeit! sprach sie vor sich hin, als spielten Kinder, so leichtsinnig würfeln sie um das Glück, um das Unglück Tausender. O, ihr kühnen Söhne der Freiheit! rief sie, plötzlich auffahrend: Ihr habt das Rad aus seinem Gleise getrieben, nun rollt es unaufhaltsam dahin und Ihr mühet Euch vergebens, es reißt Euch selbst mit sich fort. — Ein zweiter Saturn verschlingt Eure Freiheit, diese so furchtbare Mutter, ihre eigenen Kinder, und ihr folgt Ihr mehr, als der Stimme des Herzens, als dem Rufe der Pflicht. — Aber, Du hast Recht, lenkte sie ein, befiehlt Ehre und Pflicht, so muß der Mann folgen; doch mir ist der Augenblick der Trennung doppelt schmerzlich, da ich weiß, wohin Du ziehst, gehe mit Gott!

Am zweiten Tage rollten die Trommeln, zwei Bataillone marschirten aus Granada, sich mit denen von Guadix und Alcala la Real bei Pinar zu vereinigen. Fernanda's Thränen waren nicht die einzigen, die flossen, als die Urbano's ihre Vaterstadt verließen, denn die Nachricht von dem letzten Treffen hatte nicht wenig Furcht in Granada verbreitet.

Sobald als Diego die 400 Gewehre von St. Jago el Horzillo erhalten hatte, und die ausgeschickten Streifcorps ihm berichteten, daß aus Estremadura mehrere Bataillone regulairer Truppen im Anzuge seien, beschloß er, zwischen Guadix und Granada in die Gegend der Sierra Nevada zu rücken, um in den Alpuxarren die Anhänger des Königs, die schon in mehrern kleinen Haufen, jedoch ohne Anführer und gemeinschaftlichen Plan, durch die Gebirge zogen und die Christinos beunruhigten, an sich zu ziehen. Auch Pater Jacinto hatte sich vom Rondagebirge aus mit ihnen vereinigen wollen, aber es war ihm nie gelungen, da die Christinos die Hauptpässe besetzt hielten. Um den Feind über seinen Zug zu täuschen, schickte Diego Eusebio mit einem Streifcorps gegen Jaen, der sich jedoch dort nur sehen lassen und dann ihm nach der Gegend der Nevada folgen sollte.

Der Marsch ging ohne beunruhigt zu werden, längs der Jarandilla bis in die Gegend von Solera fort, als sie sich jedoch Cabra nährten, wurde Diego durch Landleute unterrichtet, daß 200 Urbanos den Ort besetzt hielten, um die Straße nach Guadix zu sperren. Er beschloß, sie am andern Tage zu überfallen und durch einen gewagten Streich seinen Ruf in dieser Gegend zu befestigen, denn es lag ihm Alles daran, dem Landvolke Vertrauen einzuflößen, und es zu solch' inniger Vereinigung für Don Carlos zu vermögen, als es den Exaltirten bisher gelungen war, die Städte für ihr Prinzip zu gewinnen.

In aller Stille gelangte er vor Tages Anbruch bei Cabra an, wo er den Eingang zwar verrammelt, aber keine Posten außerhalb, keine auf den

halbverfallenen Mauern aufgestellt fand. Er ließ sogleich die von Murcia vorrücken, und gab ihnen den Befehl, die Wagen und Balken, mit denen der Eingang gesperrt war, wegzuschaffen. Dies geschah nicht ohne Geräusch, und die in einem nahe liegenden Hause schlafende Wache ward dadurch geweckt, eilte hinaus, erblickte in der Dämmerung die Carlisten, noch mit der Wegräumung beschäftigt, gab Feuer, nahm die Flucht und machte Lärm. Schnell kam Alles in der Stadt in Bewegung, die Urbanos besetzten den Marktplatz, die Einwohner schlossen ihre Häuser und schickten sich schnell zur Gegenwehr an.

Indessen waren auch die Carlisten nicht müssig gewesen, hatten die Barrieren weggeräumt und drangen, den Pater José an der Spitze, muthig vor. Aber mit einem lebhaften Feuer aus allen Häusern begrüßt, stutzten sie, doch auf des Paters Befehl sprengten sie rechts und links die Thüren der Häuser, drangen ein und mordeten, was sie darin fanden, warfen die Leichname auf die Straßen, und bald wirbelte Rauch und Flamme über die Dächer der angezündeten Häuser. Aber Haus für Haus mußte genommen, jeder Schritt mit Blut erkauft werden; muthig vertheidigten die Einwohner Hab' und Gut, Weib und Kind, und die fremden Urbanos, die hier nur ihre Ehre zu verlieren hatten, verließen bald den Marktplatz, da sie die Carlisten, den riesenhaften Karmeliter an ihrer Spitze, immer näher kommen sahen, und zogen sich in aller Stille durch das, nach Guadix führende Thor.

Dies hatte Diego erwartet und deshalb seine Reiterei mit einigem Fußvolk um die Stadt herum nach der Landstraße geschickt, die Feinde in Empfang zu nehmen. Es gelang völlig; in Unordnung verließen die Urbanos Cabra, die Reiter hieben ein, zerstreuten, verfolgten sie und nur wenige entkamen.

Im Orte selbst blieb sich der Widerstand gleich. Schon waren mehrere Carlisten getödtet und verwundet, die von Murcia beschäftigten sich mehr mit Plünderung der Häuser, als mit Erstürmung derselben und schon brannte es an mehrern Orten, und glücklich, daß der Wind die Flamme abwärts trieb. Diego's Absicht konnte es nicht sein, Cabra zu behaupten, warum sollte er an dem muthigen Widerstande der Einwohner seine Kräfte versplittern. Da gab er, zu Pater José's größtem Verdruß, den Befehl zum Rückzug, wobei er alle Mühe hatte, die Seinen aus den Häusern herauszutreiben, so fest hielt sie dort die Sucht zum plündern. Endlich gelang es ihm, er verließ den Ort und zog sich seitwärts die Höhen hinauf, wo er seine Leute, auch die Reiterei, wieder um sich sammelte. Hier warf er einen finstern Blick auf die noch rauchende Stadt. Armer König! seufzte er, als er nur von Antonio gefolgt, unter eine halb verdorrte Ulme getreten war. Wie theuer mußt Du Deinen angestammten Thron erkaufen, wie viel Blut ist geflossen, wie viel wird noch fließen, bis Du in Madrid einziehen, Dich im Eskurial zur Ruhe legen kannst? — Antonio! wandt

er sich dann zu diesem, die Rauchwolken, die von Cabra emporsteigen, sind keine Dankopfer, dem barmherzigen Gott gebracht, kein Sühnopfer, auf dem Altare des von Zwietracht zerrissenen Vaterlandes angezündet. Die armen Menschen da unten schliefen so ruhig und unbekümmert, und ihr Schlaf ward so furchtbar gestört —

Da nahte sich ihm Pater José mit einem fremden Manne von wildem Ansehen, der nur halb gekleidet und mit verstörtem Blick auf sie zu trat. Sennor! begann er, Sie sind doch Don Diego del Pennas?

Der bin ich! erwiderte dieser! durch das plötzliche Erscheinen des Mannes unangenehm überrascht.

Ich habe Ihnen wichtige Dinge, doch nur Ihnen allein zu vertrauen.

Diego befahl Antonio, sie zu verlassen; dieser ging, blieb aber in der Nähe, um für jeden Fall zur Hülfe seines Herrn bereit zu sein. Der Pater entfernte sich nicht.

Sennor! begann dieser jetzt, mich sendet der ehrwürdige Pater Jacinto zu Ihnen.

Gieb her sein Schreiben! fiel ihm Diego in die Rede.

Das haben mir die Ketzer, die Christinos, entrissen, denen ich nur auf wunderbare Weise entkommen bin.

Das ist schlimm! sagte Diego, den Mann, der ihm verdächtig schien, scharf beobachtend, doch erzähle mir, wie es mit dem ehrwürdigen Pater steht und was sich mit Dir zugetragen hat!

Wir waren ein wackrer Haufe, begann jetzt der Bote, wohl an 700 Mann stark, durchzogen wir das Rondagebirge, machten die Straßen von Cadix nach Granada und Sevilla unsicher, und dabei fiel uns manche gute Beute in die Hände, die wir den Kaufleuten von Cadix, den ärgsten Decamisado's in Spanien, abnahmen; es glückte uns lange, denn der ehrwürdige Pater ist klug, verständig und besonders listig, aber endlich ward unser Treiben doch den Städtern zu arg. Die von Cadix, Sevilla, Arcos und allen kleineren Städten zogen gegen uns aus; es waren wohl an 5000 Mann. Denen konnten wir nicht wiederstehen, obgleich wir sie einzeln schon oft geschlagen hatten, und wir mußten immer tiefer in die Gebirge, wohin sie uns folgten. Pater Jacinto mochte plötzlich einen andern Entschluß gefaßt haben, denn er ließ uns statt näher gegen Malaga zu rücken, seitwärts auf Loja zu marschieren, wo wir bei Solar über den Xenil setzten und uns in das Gebirge von Granada warfen. Von hier aus schickte er mich mit einem Schreiben zu Ihnen, welches er mir mit dem strengen Befehl übergab, es zu zerreißen, wenn ich dem Feinde in die Hände fallen sollte, und keine Rettung für mich mehr zu hoffen sei. Für den unglücklichsten Fall machte er mich mit dem Inhalte des Briefes bekannt.

Die Wege genau kennend, verließ ich in der Gegend von Illora den Pater, kam glücklich über die Landstraße, die von Granada nach Jaen führt, als ich jedoch die Cabeza montuosa betrat, stieß ich mitten im unbewohnten

Gebirge auf einen Haufen Urbanos, die der Teufel dahin geführt haben mochte. Ich wollte umkehren, aber auch der Rückweg war mir abgeschnitten, und so blieb mir nichts weiter übrig, als den Berg hinaufzuklettern und auf diese Weise mich zu retten. Ich klimmte einen steilen Felsen hinan, sie konnten mir nicht folgen, schickten mir aber manch pfeifende Kugel zur Begleitung nach, und besetzten nun ringsherum den Berg. Ich kletterte immer weiter hinauf, und da ich mich umstellt sah, hielt ich es für's Beste, das Schreiben zu zerreißen und es nach und nach dem Winde zu übergeben. Hätte ich voraussehen können, daß ich mich in dickes Dorngestrüppe verbergen könnte und sie, als es dunkel wurde, wieder abziehen würden, hätte ich freilich das Schreiben nicht zerrissen.

Und sein Inhalt? fragte Diego, über die lange Erzählung des Mannes schon längst ungeduldig geworden.

Das Schreiben enthielt für Sie, edler Sennor, die Nachricht, daß Pater Jacinto in Anmarsch sei, sich mit Ihnen zu vereinigen. Er ersucht Sie, in der Gegend von Montejicar sich aufzuhalten und ihn dort zu erwarten; 700 wohl Bewaffnete führt er Ihnen zu.

In der Gegend von Montejicar? wiederholte Diego kopfschüttelnd — ist Dir Dein Gedächtniß auch ganz treu?

Treuer, als das Gold, welches ich von meinem Vater erbte, und das, da es rund war, mir schnell durch die Finger rollte.

Diego mißtraute dem Berichte des Mannes. Er versammelte eine Art Kriegsrath, wozu er Christoval, den Karmeliter und diejenigen zog, welche die Soldaten unter sich zu ihren Hauptleuten gewählt hatten. Fast alle fanden die Stellung bei Montejicar, die von den Straßen von Guadix nach Granada und Ubeda eingeschlossen war, nicht geeignet, sich den Umständen nach frei bewegen zu können. Nur Pater José meinte, man müsse, es koste, was es wolle, den Kapuziner erwarten und ihm bis zu dem bestimmten Orte entgegen gehen. Da auch der Bote versicherte, Pater Jacinto müsse höchstens in drei Tagen dort eintreffen, so wurde endlich beschlossen, bei Montejicar Halt zu machen und einige Tage daselbst zu warten. Der Karmeliter aber, immer zu harten Maßregeln geneigt, ließ dem Boten die Arme auf den Rücken binden, und hielt ihn mit der Drohung, wenn sich nicht Alles, was er gesagt, wahr befände, ihn sogleich erschießen zu lassen, in strenger Obhut; Diego selbst fand diese Vorsicht nothwendig.

Bei Montejicar angelangt, wurden nach allen Seiten Streifcorps geschickt, den Feind auszukundschaften; Diego aber ließ täglich die Lagerplätze wechseln, näherte sich heute Guadix, und ließ sich morgen auf der Straße nach Granada sehen. Durch die ausgeschickten Streifcorps erhielt er nun die Nachricht, daß die Urbanos der umliegenden Städte sich in Granada und Guadix versammelten und zwei Schwadronen Carabiners zu ihnen gestoßen wären, und er beschloß nun, nur noch den morgenden Tag auf Jacinto zu warten, und träfe er dann nicht ein, noch am Abend

abzumarschiren, in der Nacht die Landstraße zu überschreiten und dann gegen die Sierra Nevada zu rücken. In den Alpuxarren hoffte er sich lange halten und sein schon über 1000 Mann herangewachsenes Corps verstärken zu können. Aber am Nachmittag erhielt er die frohe Kunde, Pater Jacinto sei nur noch wenige Stunden von ihm entfernt und werde noch vor Abends zu ihm stoßen. Schnell rückte ihm Diego mit einer starken Abtheilung entgegen und ohnfern Guadahortuna stießen sie auf einander.

Herzlich war das Wiedersehen der beiden Freunde. Sie umarmten sich im Angesicht ihrer Begleiter wie zwei lang getrennte Brüder, und so manche Erinnerung, manches Gefühl mochte in ihnen wach werden, denn lange ruhten sie schweigend Arm in Arm. So treffen wir uns doch in diesem Leben wieder, der Herr sei gelobt! sagte Pater Jacinto, und führte ihm dann seine Schaar vor; 774 Mann die dem alten Krieger mit einem lauten, Viva el Rey, viva Don Diego! empfingen, und dann Diego's Mannschaften begrüßten. Es war ein freudiger Anblick, wie diese sich gegenseitig die Hand so traulich schüttelten, als wären sie alte Bekannte und Freunde, emsig die Schläuche herbei holten, sich gegenseitig zutranken, und wie sie jetzt plötzlich von Neuem ein einstimmiges Viva ihrem Könige brachten, der im Norden des Landes ihre Liebe nur ahnen, ihre feurige Begrüßung nicht vernehmen konnte.

Doch die Sonne senkte sich schon tief, und so befahl Diego den Aufbruch. Er selbst ritt mit Pater Jacinto voraus, damit sie ungestört mit einander sprechen konnten. Nicht gern bin ich bei Montejicar stehen geblieben, begann jetzt der alte Kriegsmann das Gespräch. Es ist ein gefährlicher eingeschränkter Posten, wo man sich nicht frei nach allen Seiten zu bewegen kann; aber ich mußte Sie dort erwarten, und so blieb ich —

Warum wählten Sie keinen andern? unterbrach ihn der Pater.

Stand mir die Wahl der Gegend frei, hatten Sie nicht Montejicar zum Sammelplatz bestimmt? entgegnete Diego.

Ich? fiel ihm der Pater verwundert in die Rede.

Nun ja! fuhr Jener fort, Sie, der mir den Boten sandte. Den Brief mußte er zerreißen, da ihn der Feind drängte, und so richtete er seinen Auftrag mündlich aus.

Pater Jacinto wurde nachdenkend. Sennor! fuhr er plötzlich auf sein Maulthier antreibend, damit sie dem Kriegsvolk weiter voraus kämen. Hier ist Verrätherei im Spiel. Ich sandte Ihnen keinen Boten, erhielt aber einen von Ihnen, der auch das Schreiben, damit es nicht in die Hände der Christinos fiel, zerrissen zu haben vorgab. Er beschied mich zu Ihnen, und ich folgte der Einladung. — Der Mann war von wildem Ansehn, durch eine Narbe über der Stirn bezeichnet. —

Es ist der nemliche! rief Diego. Gut, daß ich ihn in sicherm Gewahrsam habe.

Sennor! sagte nach einigem Nachdenken der Kapuziner, daß wir

Beide betrogen sind, muß für Jedermann Geheimniß bleiben, denn würden es unsere Leute erfahren, verlören sie Muth und Vertrauen; den Boten übergeben Sie mir zum Verhör. — Haben Sie keinen Verdacht auf irgend Jemand der Ihrigen, fragte er dann, Keinen, dem Sie wohl solch Bubenstück zutrauen könnten?

Keinen! erwiderte Diego. Doch — ich wage es kaum auszusprechen — der Karmelitermönch, der mir aus Murcia Verstärkung brachte, scheint feindselig gegen mich gesinnt; er allein —

Pater Jacinto schüttelte bedenklich sein Haupt. — Fast unglaublich, sagte er nach einer Weile, und doch —

Sei es auch, wie es sei, so freue ich mich, Sie hier zu sehen! unterbrach Diego die eingetretene Stille. Sind wir doch wieder beisammen, und können nun vereint und um so getroster unserm Schicksal entgegen gehen. Doch lassen Sie uns zurück in's Lager eilen, wer weiß, welcher Teufel dort in meiner Abwesenheit sein Spiel treiben könnte; ich will voraus und Vorsichtsmaßregeln treffen, denn obgleich mich die Sache überrascht hat und mich Mancherlei befürchten läßt, bin ich doch nicht entmuthigt. Können wir dem Kampfe gegen die Uebermacht nicht ausweichen, so wollen wir ihn doch als brave Männer bestehen. — Er winkte den wenigen Reitern seiner Begleitung, ihm zu folgen, drückte Pater Jacinto nochmals herzlich die Hand und sprengte davon.

Bei dem Dorfe angelangt, wo sie heute ihren Lagerplatz genommen hatten, ritt er gleich zu dem Karmeliter, fragte nach dem seiner Obhut übergebenen Boten, und erhielt die beunruhigende Nachricht, daß er, während der Pater zu einem Sterbenden gerufen sei, Gelegenheit zur Flucht gefunden habe. Diego hörte die Nachricht mit anscheinender Ruhe an, ließ gleich darauf das Volk von Murcia zusammentreten und befahl ihnen, sich aus ihrer Mitte einen Hauptmann zu wählen. Zugleich ersuchte er den Karmeliter, wenn der Kampf beginnen sollte, sich an die Spitze der Bataillone von Murcia und Granada zu setzen, Pater Jacinto würde ein Gleiches mit denen von Estremadura und aus dem Rondagebirge thun. Der Karmeliter, durch diesen Auftrag geehrt, konnte nichts dagegen einwenden, Gomez Batanero, früher Soldat, dann zum geistlichen Stande übergetreten, ein kühner, unverzagter Mann, wurde von den Murciern zum Hauptmann gewählt, und Christoval mit seinen 400 Mann lagerte sich dicht bei ihnen, Eusebio aber erwartete den Kapuziner, um sich diesem anzuschließen. Patrouillen wurden nach allen Gegenden mit dem strengen Befehl ausgeschickt, vor Tages Anbruch wieder im Lager einzutreffen.

Als Jacinto die Nachricht von der Flucht des Boten erfuhr, glaubte

er selbst dem Karmeliter nicht trauen zu dürfen, und stimmte ganz in Diego's Plan, in aller Frühe aufzubrechen, um wo möglich am andern Tage Beas del Rio zu erreichen, von wo es ihnen leicht würde, sich in die Gebirge der Sierra Nevada zu werfen. Alles kam darauf an, für den Augenblick jedes allgemeine Gefecht zu vermeiden Die Urbanos hatten sich, wohl 6000 Mann stark, versammelt; ihnen in offener Schlacht zu widerstehen, war zu viel gewagt, und Diego wußte nur zu gut, daß sie nicht 14 Tage im Felde beisammen blieben, ohne daß die Meisten das Heer verlassen, und in ihre Heimath zurückkehren würden, besonders wenn sie in den unzugänglichen öden Gebirgen der Nevada und der Alpuxarren den Krieg führen sollten. Er versammelte daher noch in der Nacht die Führer der verschiedenen Abtheilungen, gab ihnen die nöthigen Befehle zum Aufbruch, und erwartete mit Ungeduld die Rückkehr der ausgeschickten Patrouillen. Sie kamen mit Tages Anbruch, aber keine brachte Nachricht von dem Feinde, der sich nirgends hatte blicken lassen.

Diego's Absicht war, bei Paradena die Straße von Guadix nach Granada zu überschreiten, den Befehlshabern hatte er aber aus Furcht vor Verrath, Graena als den Punkt angegeben, wo dies geschehen sollte, nur Christoval, der Gegend ganz kundig und heute die Vorhut führend, war von seiner wahren Absicht unterrichtet. Schon stand die Sonne hoch im Mittag, schon waren sie von dem Plateau des Gebirges von Guadix herabgestiegen und rasteten bei einem Quell, und noch hatten sie keinen Feind gesehen. Unbekümmert brachen sie wieder auf, doch sandte Diego kleine Abtheilungen rechts und links, sich vor jedem Ueberfall zu sichern, und so stiegen sie das Gebirge hinauf, an dessen Fuß der Pardes fließt und das freundliche Paradena sich ausbreitet. Pater José war den ganzen Tag über besonders mürrisch, er ritt immer mit dem Laienbruder allein dicht bei Batanero's Abtheilung, nur jetzt, als sie die Höhe hinaufzogen, trabte er voraus, und war der Erste auf der Kuppe des Berges, von wo aus man eine weite Aussicht hatte. Schnell kehrte er zurück und brachte Diego die Nachricht, daß die Höhen jenseits der Landstraße vom Feinde besetzt wären, zugleich traf auch die Meldung ein, der Feind sei in bedeutenden Massen bei Graena aufmarschirt.

Diego ließ halten, untersuchte von der Höhe aus die Stellung des Feindes und fand, daß sie zwar sehr vortheilhaft gewählt, aber nur von höchstens 1000 Mann besetzt sei, die bei einem raschen Angriff, von Graena aus keine Unterstützung erhalten konnten. Er beschloß, obgleich es fast Abend war, ihn anzugreifen, zu werfen und den Engpaß ohnfern Beas del Rio noch in der Nacht zu gewinnen, sammelte die verschiedenen Abtheilungen, theilte seine Befehle aus, und nun stürzten die Carlisten, 1800 streitbare Männer, unter dem Siegsgeschrei Viva Don Carlos! Viva la Santa Religion! plötzlich die Höhe hinunter, verjagten leicht den Posten der Christinos in Paradena und rückten, die von Estremadura und dem

Rondagebirge in der Mitte, aufgelöst die Höhe hinauf dem Feinde entgegen, während Eusebio und Christoval ihn von beiden Seiten zu umgehen suchten. Wider Vermuthen vertheidigten die Christinos ihre Stellung lange, Diego, neben ihm der Karmeliter, das Kreuz hochgehoben, mußte die Zurückgeworfenen mehrmals sammeln und sie von Neuem in den Kampf führen, bis der Feind, fürchtend, abgeschnitten zu werden, sich, da es schon zu dämmern begann, in leidlicher Ordnung und in der Richtung von Beas del Rio zurückzog.

Ohne den Seinen die kleinste Rast zu gönnen, verfolgte ihn Diego; ihm lag Alles daran, vor ihnen den Paß zu gewinnen, wobei ihn die sternenhelle Nacht begünstigte. Aber noch waren sie 5 Stunden von dem ersehnten Punkte entfernt, der Tag war heiß, ihr Marsch bis hierher beschwerlich gewesen, selbst die Nacht schwül, so daß Mancher zurückblieb und der Feind nur noch langsam verfolgt werden konnte. Diego war mißmuthig, da es ihm jetzt immer klarer wurde, daß sein Marsch, wie seine Absicht, in die Sierra Nevada zu dringen, dem Feinde verrathen sei; doch schwand seit dem Gefechte der Verdacht auf den Karmeliter immer mehr und mehr, denn der Mönch hatte mit wahrem Heldenmuthe dreimal die Seinen zum Angriff geführt. — Er theilte dies Pater Jacinto mit, dieser aber meinte, das Getös des Kampfes, das Knallen der Büchsen rufe den wilden Geist des Karmeliters auf und wecke seinen kampflustigen Sinn; er hielt ihn immer noch für den Verräther. Während des ganzen Nachtmarsches ritten Beide schweigend neben einander; sie schienen sich zu scheuen, Vergangenes zu berühren, da die Gegenwart so drückend auf ihnen lag. Als nun der Morgen graute, Kundschafter Diego die Nachricht brachten, der Feind sei von Graena her im Anmarsch, als sie jetzt beim ersten Schimmer des Tages den Engpaß von den Christinos besetzt vor sich liegen sahen, da hob Pater Jacinto den Blick gen Himmel. Freund, sagte er zu Diego, mir ist, als müsse sich heute unser Schicksal entscheiden!

Wie Gott es will! erwiderte der Kriegsmann freudig lächelnd, und aus seinem Auge glühte Vertrauen und Muth. Heute geht es zum Sieg oder zum Tod, durch Beides gewinnen wir —

Und Fernanda? unterbrach ihn der Mönch, mit Wehmuth ihrer gedenkend.

Gott wird sie schützen, Pater Jacinto! — Doch lassen Sie uns davon schweigen, wir bedürfen heute des freudigen Muthes. Keinen Augenblick verlierend, gab er nun dem Bataillon von Murcia den Befehl, den Feind in dem Engpaß anzugreifen, Eusebio aber, die Höhe zu erklimmen und die Christinos in der Seite und im Rücken zu nehmen, und dem Pater José trug er auf, sich an die Spitze der Streiter der Kirche zu stellen. So rückte er den Berg hinab in das enge Thal, das sich nur gegen Abend zu etwas erweitert, befahl Christoval, längs den Höhen eine gute Stellung zu nehmen, um den von Graena kommenden Feind so lange als möglich aufzu-

halten, stellte das aus 800 Mann bestehende Bataillon des Rondagebirges, bei welchem Pater Jacinto blieb, in dem Thale auf, ließ die Maulthiere und das wenige Gepäck in einiger Entfernung hinter einer Schlucht zurück, und stellte sich selbst an die Spitze der jetzt fast 100 Mann starken Reiterei.

Der Feind in dem Engpaß begann nun ein nutzloses Feuer, welches die Carlisten nicht erwiderten. Sie blieben auf Diego's Befehl außer der Schußweite ihm gegenüber halten, und sollten den Angriff so lange aufschieben, bis die von Estremadura die Höhe erklimmt hätten. Mit Ungeduld erwartete Pater José, der seine Kampflust kaum noch zu zügeln vermochte, diesen Augenblick; er ließ, vielleicht mehr um seinen Geist zu beschäftigen, als aus Andacht, das Bataillon niederknieen, und ertheilte ihnen im Angesicht des sie höhnenden Feindes den Segen, verhieß den muthig Gefallenen das Himmelreich, den feig Fliehenden die Hölle, und kaum, daß tiefer in dem Gebirge die ersten Schüsse fielen, als er unter dem Geschrei: Viva la Santa Religion! vorzurücken befahl. Er selbst hob das Kreuz hoch in die Höhe. Mir nach! rief er mit donnernder Stimme, und wie ein Bienenschwarm stiebte das Bataillon aus einander. Batanero konnte nur einige Hundert beisammen halten, und nun ging es mit raschem Schritte vorwärts.

Eusebio fand den Feind zu seinem Empfange bereit. Ein Bataillon Urbanos von Malaga war schon am vorigen Tage in den Engpaß gerückt, hatten die bei Paradena Zerstreuten aufgenommen und sie auf beiden Seiten des Passes auf die Höhen postirt, wo sie den ersten Andrang der Estremadurer aushalten mußten. Sie behaupteten auch anfangs ihren Posten, aber noch von dem Gefecht des vergangenen Tages entmuthigt, begannen sie allmählig zu weichen. Nicht so glücklich, wie Eusebio, war Batanero gewesen. Die von Malaga behaupteten den Paß, das hier aufgestellte Geschütz that zwar den Angreifenden wenig Schaden, da es schlecht bedient war und immer zu hoch schoß, es wirkte doch aber nachtheilig auf den Muth der Carlisten, die zurückwichen und sich unter dem Feuer des Geschützes wieder sammeln mußten. Da redete sie der Karmeliter noch einmal zornig an, zeigte auf das von mehrern Kugeln durchlöcherte Kreuz, und forderte sie auf, das Heilige zu rächen. Sie rückten von Neuem vorwärts; das sich immer mehr nahende Feuer im Rücken der Urbanos machte diese stutzig und belebte den Muth der Angreifenden, die, unaufhaltsam vordringend, endlich den Paß erstürmten. Da erschallte ein lautes: Victoria! von allen Seiten, der Zweck des Kampfes war erreicht — Diego sandte den Befehl an den Führer des Gepäcks, sich schnell durch den Paß zu ziehen, Christoval erhielt den nemlichen, dann sollte die Reiterei folgen und die aus dem Rondagebirge den Rückzug decken. Da knallte es auf der Höhe, die im Thale ausgestellten Reiter kamen mit der Meldung zurück gesprengt, der Feind bräch' aus der Schlucht, wo die

großen Feigenbäume stehen, hervor, formire sich im Thale und klimme die Höhen hinauf, Christoval anzugreifen. Dies änderte den Plan. Diego sandte Boten an den Karmeliter, sich zu seiner Unterstützung bereit zu halten, er selbst brach mit der Reiterei hervor, trabte um die steile Felswand, hin, wo das Thal sich öffnet, und ohne sie zu ordnen, gab er den Reitern den Befehl, ihm zu folgen, und durchbrach ein Bataillon Urbanos, die eben im Begriff waren, sich zu formiren. Ein fürchterliches Gemetzel entstand, die Christinos warfen zum Theil ihre Gewehre weg, zum Theil wehrten sie sich mit Löwenmuth, mußten jedoch nach den Höhen sich flüchten, wo sie vor dem Verfolgen der Reiterei in Sicherheit waren.

Indessen rückten neue Bataillone aus der Schlucht heraus. Diego, obgleich durch einen Bajonnetstich schwer am Schenkel verwundet, achtete nicht des hervorquellenden Blutes, und seine Reiter zum neuen Angriff sammelnd, rief er ihnen zu: Vorwärts, meine Freunde! Seht das Gewühl, seht die Unordnung, auch sie sind unser! Er sprengte voran, muthig folgte ihm die Schaar. Schon bei ihrem Anblick wichen die Urbanos zurück und öffneten ihre Reihen, statt ihrer aber donnerten zwei sechspfündige Kanonen, deren Kartetschen Roß und Mann niederrissen. Die Reiterei kehrte um, und ließ ihren Führer, unter seinem getödteten Rosse liegend, zurück.

Aber Pater Jacinto, der mit den Seinen Diego gefolgt war, drang, als er den Freund fallen sah, rasch vorwärts. Schon rückten die Urbanos heran, die Verwundeten zu morden, die Getödteten zu plündern, als die aus dem Rondagebirge auf das Bataillon Granada eindrangen, es zurücktrieben, und, den Donner des Geschützes nicht achtend, immer vorwärts stürmten, während Zurückgebliebene Diego auf ein Maulthier zu setzen versuchten. Schon hatten die Artilleristen das Geschütz verlassen, schon glaubten die Carlisten es gewonnen zu haben, als die Carabiniers aus der Schlucht hervorsprengten, in das Bataillon von Ronda einhieben und es zerstreuten. —

Pater Jacinto sammelte nur mit Mühe seine Leute in einiger Entfernung vom Wahlplatze wieder, und obgleich der Karmeliter ihm zur Hülfe anrückte, mußte er doch den Freund in der Gewalt der Feinde lassen, die sich nun wüthend auf den gefallenen Krieger stürzten, den Verwundeten unter dem Pferde hervorrissen, und da es die Urbanos von Granada waren, ihn sogleich als den Anführer der Carlisten erkannten. Schon waren die Bajonnette auf ihn gerichtet, als Franzisko Ariego, ihr Anführer, mit einem furchtbaren: Zurück, Cameraden! sich durch den Haufen drängte, während der Tambour Jeden in Reih und Glied rief. Zurück, tödtet den Mann nicht, es ist der Vater meiner Verlobten, und wer es wagt, rief er und sein Auge flammte, beim allmächtigen Gott, ich stoße ihn nieder! Zurück in Eure Reihen, fort zu neuem Kampf! — Die Urbanos zögerten — Ich bitte Euch, meine Freunde, fuhr er gemäßigter fort, über-

laßt mir den Gefangenen, ich werde dankbar sein und Euch ein gutes Lösegeld für ihn zahlen. Dies wirkte, sie traten in ihre Reihen und Franzisko übergab einem alten gedienten Sargento und acht der ihm ergebensten Leute seines Bataillons die beiden Gefangenen, denn Antonio war, als der Andalusier stürzte, vom Pferde gesprungen, hatte vergebens seinen Hern aufzurichten versucht und war so mit in die Hände der Urbanos gefallen.

Der Sargento ließ, während sich die Bataillone zum Kampf rüsteten, den alten Kriegsmann durch seine Leute seitwärts in eine mit Gestrüpp bewachsene Schlucht tragen und schickte nach einem Wundarzt, welcher ihn verbinden mußte. Bis hierher hatte Diego kein Wort gesprochen, jetzt winkte er den Sargento zu sich. Aus Ihrem Anstande, aus Ihrer ganzen Haltung, sprach er leise zu ihm, sehe ich, daß Sie ein alter Soldat sind, deshalb werden Sie fühlen können, wie schwer nicht allein mein Bein, sondern auch mein ganzes Innere verwundet ist, wie sehr mir der Ausgang des Gefechtes am Herzen liegt. Lassen Sie mich an einen Ort bringen, von wo ich den Kampf sehen und den Meinen wenigstens aus der Ferne zurufen kann, muthig für ihren König zu fechten.

Sennor! bat der alte Soldat: Um Gottes willen schweigen Sie! Hört Jemand solche Aeußerung, bin ich zu schwach, Sie zu beschützen.

Was kümmert mich das! erwiderte Diego. Als ich heute die Sonne aufsteigen sah, war mein Gebet zu Gott: Victoria! sino, muerte! Der Sieg ist mir nicht geworden, nun so sei mir der Tod willkommen! Der alte Soldat, nicht ohne Mitgefühl, ließ ihn hinter ein Felsstück tragen, wo er das Schlachtfeld übersehen konnte. Ich danke Ihnen! sagte hier Diego, ihm die Hand reichend. Möge Gott Ihnen Ihre Theilnahme lohnen, indem er Ihr Herz enttäuscht und es wieder seinem rechtmäßigen Herrn zuführt. Der Sargento winkte seinen Leuten, sie traten mit ihm in einige Entfernung zurück und ließen die Gefangenen allein.

Antonio! wandte sich nun Diego zu diesem, gieb auf Christoval Acht, ich kann ihn nicht sehen, und sage mir, wie es dort steht. Dann setzte er sich so, daß er das Thal und die Schlucht übersehen konnte.

Die beiden Paters hatten sich dort so aufgestellt, daß sie den Engpaß deckten. Batanero besetzte mit den besten Schützen ein kleines Gebüsch, und Eusebio stellte sich auf der südlichen Seite des Gebirges auf, während Christoval die nördliche besetzt hielt und die Reiterei durch ein wohlangebrachtes Feuer vom fernern Vordringen abhielt. So erwarteten sie den Feind. Als Diego diese Anstalten sah, ward er unmuthig.

Das taugt nicht! brummte er: Vorwärts, mein Volk, dem Feinde entgegen, sonst mußt Du der Uebermacht weichen! Immer nur drauf los, Kammeraden, nicht länger gesäumt! Aber sie hörten ihn nicht, standen ruhig und erwarteten festen Fußes den Feind, der sich immer mehr die Höhe herab zog, gegen Christoval und Eusebio Abtheilungen sammelte und

hinter dem aufgefahrenen Geschütze sich formirte. Da kam Batanero eiligst zurück. Ehrwürdige Väter! sagte er, die Paters bei Seite ziehend. Der Feind entwickelt so bedeutende Kräfte, daß ich kaum glaube, daß wir ihm widerstehen können; noch ist es Zeit, daß Gepäck ist durch den Engpaß, laßt die Reiterei folgen, zieht Euch zurück; Christoval mag das Defilée decken, ich werde der Letzte sein, säumt keinen Augenblick! Aber die dunkeln Braunen zusammenziehend, das durchlöcherte Kreuz mit der Riesenfaust hoch schwingend, rief Pater José: Ich weiche nicht, Gott ist mit uns.

Wenn Sie das wollen, so greifen Sie rasch an! — Das Geschütz genommen, die Feinde in die Schlucht zurückgeworfen. —

Ira de Dios, so sei's rief der Karmeliter. Vorwärts, Ihr Streiter der Kirche! Dort, wo der Feind steht, da ist die Pforte des Paradieses, hier nicht! Vorwärts! Von diesen Worten entflammt, drangen sie jetzt vor, und Batanero schlich durch das Gesträuch dem Feinde in die Flanke, der auch von der Höhe tüchtig beschossen wurde.

Den Gedanken gab ihnen Gott ein! rief Diego, als er diese Bewegung der Seinen sah. Nur immer drauf! — Laßt nur die Kanonen donnern, ihr Feuern schadet Euch nichts, Gott sendet seine Engel, ihre Kugeln abzuwenden! — Noch sehe ich des Karmeliters Kreuz, noch Pater Jacinto vor seinem Volke, nur noch einen Schuß haltet aus, dann ist das Geschütz Euer — Es donnert — Jetzt — Ja jetzt sank er — wehe uns, wohl ihm! seufzte Diego, da er Pater Jacinto niederstürzen sah.

Der Tod ihres Priester entflammte die Carlisten zur Rache, sie drangen unaufhaltsam vor, das Geschütz ward genommen, die Urbanos in die Schlucht geworfen, und wer sich zur Wehre setzte, niedergestochen. Die Carabiniers versuchten noch einmal, ihnen den Sieg zu entreißen, aber auch auf sie drang der Karmeliter ein, schlug wie mit einer Keule mit dem Kreuz um sich, die Krieger, unter seinem Schutze sich für unüberwindlich haltend, rückten in geschlossenen Reihen mit gefälltem Bajonnette vor, auch die Reiterei mußte weichen und in der Schlucht erfolgte nun ein mörderisches Blutbad.

Da kam die Meldung von Christoval, daß auch vom Norden her die Christinos heranzögen, auch sah man die Geschlagenen sich auf der Höhe von Neuem sammeln. Christoval und Eusebio wurden nun zu gleicher Zeit angegriffen, und während man die Verwundeten durch den Engpaß zurückbrachte, und die Carlisten mit der Fortschaffung ihrer Todten beschäftigt waren, brachen die Christinos wieder hervor, die Reiterei hieb in das Bataillon des Rondagebirges ein, das trotz seiner durchbrochenen Reihen, sich Mann gegen Mann muthig schlug; die Reiter der Carlisten flohen, Eusebio und Christoval mußten sich gegen die Schlucht zurückziehen und, fast von allen Seiten umringt, blieb dem heldenmüthigen Karmeliter nichts übrig, als der Rückzug, den Gomez Batanero mit seinen Schützen deckte. Der Leichnam des Paters Jacinto blieb in den Händen der Feinde.

Diego hatte seit dem Falle seines Freundes das Gesicht vom Kampfplatz abgewendet und sein Auge geschlossen. Als ob mit dem Tode dieses edlen Mönches jede Hoffnung in ihm erstorben sei, sprach er kein Wort weiter; nur als ein mit Ochsen bespannter Karren ankam, der Sargento ihm und Antonio alle Wahrzeichen eines Carlisten abgenommen, ihn auf den Karren gelegt und ein Wundarzt sich neben ihn gesetzt hatte, rang sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, er warf noch einen Blick nach dem Wahlplatz, und ohne ein Wort zu sprechen, ohne zu fragen, wohin man ihn führe, ergab er sich in sein Schicksal; der Sargento begleitete ihn. Franzisko hatte die Veranstaltung getroffen, daß er auf Abwegen, jedes Zusammentreffen mit den Christinos vermeidend, in der Stille nach Granada gebracht würde.

Das Gefecht war bald geendet. Das Bataillon aus dem Rondagebirge hielt den Engpaß besetzt, Pater José rückte Eusebio zur Hülfe und warf auf dieser Seite die Christinos wieder von den Bergen herab. Nur Christoval, der Uebermacht weichend, mußte, von den Uebrigen abgeschnitten, sich eiligst zurückziehen. Die Christinos, obgleich sie dreimal mehr, als die Carlisten verloren hatten, schrieben sich den Sieg zu, aber den Engpaß anzugreifen, wagten sie dennoch nicht; sie beobachteten nur den Feind, der indessen alle Vorkehrungen traf, sich in der Nacht nach der Sierra Nevada zurück zu ziehen. Die Wüthendsten unter den Christinos, die nicht immer die Tapfersten sind, zerstreuten sich nun auf dem Wahlplatz, die schwer Verwundeten zu morden, die Todten zu verstümmeln. Unter diesen fanden sie auch den Pater Jacinto, dem eine Kartätschenkugel die Brust zerschmettert hatte; sie schleppten ihn beim Gesang der Tragalla den Felsen hinauf, wo die Carlisten sie deutlich sehen konnten, setzten hier den Leichnam des ehrwürdigen Paters auf einen Stein, lehnten ihn an den Felsen an und gaben ihm ein zerbrochenes Schwert in die Hand. Wie ein Marmorbild auf öder Gruft sitzend, so saß das ehrwürdige bleiche Todtenbild des Mönchs ernst und regungslos, nur der Sturmwind rauschte durch den langen Bart, der allein noch Leben zu haben schien. Dann kletterten sie wieder hinunter und schossen jubelnd und höhnend nach dem Todten, den die Wunden nicht mehr schmerzten, und der diesem grausamen Spiele der übermüthigen Buben, ihnen dennoch vergebend und für sie bittend, von Himmelshöhen herab mitleidig zusah.

In der Nacht zogen die Carlisten ab und zerstreuten sich bald, denn mit dem Tode ihrer Anführer war ihre Macht gebrochen. Auch die Urbanos eilten nach ihrer Heimath zurück, dort ihre Triumpfe zu feiern.

Fernanda saß, die Laute auf dem Schooß, in Sennor Ariego's Garten. Seit Franzisko's Ausmarsch war ihre Seele stets bei ihrem Vater gewesen; immer hatte der Gedanke sie beunruhigt, Beide könnten im Augen-

blick des Gefechtes auf einander treffen. Auch heute wurde sie von einer unaussprechlichen Unruhe aus ihrem Zimmer getrieben, sie hatte das Freie gesucht, hoffte, die Trösterin in so manchen traurigen Stunden, ihre Laute, sollte Angst und Sorge von ihr verscheuchen, aber sie blieb unberührt in ihrem Schooß, das Herz klopfte immer noch laut, und ihre unruhigen Gedanken waren auch hier noch bei ihrem Vater. Da schreckten sie eilende Tritte aus ihrem Traume auf, und Franzisko stand vor ihr. Sie sprang auf, und ohne den Geliebten zu begrüßen, fragte sie mit bebender ängstlicher Stimme: Wie geht es meinem Vater?

Er ist hier! erwiderte Franzisko verlegen.

Hier? rief sie freudig aus. — Doch Nein, sagte sie schnell und ihr Entzücken war plötzlich verschwunden — Nein — klopfe nicht in Freud' und Lust, getäuschtes Herz! Don Diego kann nur todt oder gefangen in Granada sein — Rede, Franzisko, was ist mit ihm geschehen, wo ist er? —

Im Gefängniß! erwiderte er mit beklommenen Herzen.

Also gefangen der alte Mann? — Nicht auf dem Schlachtfelde konnte er die Märtyrerkrone sich erringen? — Gefangen? — Ha! gewiß verwundet! Unverwundet fiel er nicht in Eure Hände — Drum schnell, schnell Franzisko, führe mich zu ihm!

Du wolltest?

Sein Gefängniß, sein Schicksal mit ihm theilen — Du staunst? — Kennst Du so wenig die Pflichten des Kindes, glaubst Du, ich könnte den Verwundeten fremder Pflege überlassen, hätte nicht Muth, das Schicksal meines Vaters zu theilen?

Und vergißt Du mich hierbei ganz, Fernanda?

Wo der sterbende Vater der Tochter bedarf, da muß sie Alles — auch ihre Liebe, vergessen — Führe mich hin zu ihm!

Du wolltest sein Gefängniß mit ihm theilen?

Habt Ihr ihn denn in ein solch tiefes Loch gesteckt, wo kein Sonnenstrahl ihn erwärmen, kein kühles Lüftchen ihn erquicken kann?

Nein, Fernanda! beruhigte sie Franzisko: Er ist in leidlicher Haft — Was ich thun konnte, hab' ich für ihn gethan.

Vergelt' es Dir Gott, aber bringe mich zu ihm! — Jetzt gleich! rief sie heftig, da Franzisko noch zögerte. Er mußte gehorchen, mußte den schweren Gang wider Willen gehen, ihm war es, als führe er die Geliebte dem sichern Tode entgegen.

Das ehemalige Gefängniß der Inquisition war weit von Riego's Wohnung entfernt, aber die Angst beflügelte Fernanda's Schritte, und sie ward ungeduldig, als er bei der Wohnung des Xefe anhielt, von dem er die schriftliche Erlaubniß haben mußte, die Tochter zu dem Vater führen zu dürfen. Der Xefe, der es gut mit ihm meinte und vielleicht auch einen richtigen Blick in die Zukunft that, suchte Fernanda von ihrem Entschluß abzubringen; aber das Mädchen blieb unbeweglich, sie glaubte ihrer Pflicht

folgen zu müssen, und bat so inständig, daß er endlich ihren Bitten nachgab und den Befehl ausstellte, ihr des Vaters Gefängniß zu öffnen und ihr erlaubte, daß sie bei ihm bleiben dürfe.

Jetzt standen sie vor dem Portale des finstern Hauses, in dem so mancher Unglückliche geschmachtet, an dessen Pforte so Mancher für immer der Welt und ihren Freuden, seinem Weibe und Kinde ein ewiges Lebewohl hatte sagen müssen. Fernanda erbebte bei dem Anblick dieser düstern Steinmasse, dieses einst so furchtbaren Gefängnisses. Franzisko bemerkte ihre Erschütterung, er versuchte noch einmal, sie von ihrem Vorsatze abzubringen, aber je mehr er bat, desto mehr trieb es sie nach dem Kerker des Vaters. Sie erfaßte den Griff der Schelle, zog sie an, der Schließer lugte durch ein kleines vergittertes Fensterchen heraus und öffnete, da ihm Franzisko den Befehl des Xefe vorzeigte.

Als auf das Rasseln der Pforte der Kerkermeister herbei kam, höflich nach ihren Wünschen fragte, die Ordre des Xefe bedachtsam durchlas, schüttelte er den Kopf. Sennora! sprach er: Sie thun nicht wohl daran, hier bleiben zu wollen. Hinter Tausenden habe ich jene Pforte verschlossen, kaum Hunderten sie wieder geöffnet. Doch, wenn Sie es befehlen, so bitte ich, mir zu folgen! Er führte sie nun eine Wendeltreppe hinauf und sagte dabei: Sennora, daß ich Sie hinauf- und nicht hinunter führen darf, verdanken Sie der thätigen Fürsorge des Sennor Ariego, der es bei meiner Obrigkeit dahin brachte, daß ich dem alten Kriegsmann ein freundliches, luftiges Gefängniß einräumen durfte; nur noch zwei Treppen und wir stehen davor.

Der alte Kerkermeister mochte für Fernanda's Ungeduld viel zu sehr schleichen, denn sie bat ihn, sich zu beeilen. Sie kommen frühzeitig genug! brummte er vor sich hin, klapperte mit seinen Schlüsseln, suchte den rechten heraus, und nachdem sie drei Treppen in die Höhe gestiegen waren, hielt er vor einer eisernen Thüre und schloß auf; doch ehe er den Riegel wegzog, wandte er sich noch einmal zu Fernanda. Gedulden Sie sich noch einen Augenblick, Sennora! bat er, Ihr plötzliches Erscheinen könnte den alten Mann tödten, ich will ihn auf Ihren Anblick vorbereiten. Er drückte an eine Feder, eine kleine vergitterte Luke, durch welche den Gefangenen Speise und Trank gereicht wurde, öffnete sich, dann rief er hinein: Sennor Diego, bereiten Sie sich zum Empfange eines angenehmen Besuches vor! riegelte auf, öffnete die Thüre und Fernanda lag zu den Füßen ihres Vaters.

Gelobt sei Gott! daß ich Dich noch einmal sehe, sprach nach dem ersten stummen Entzücken Diego. Auch sein Sie mir willkommen! wandte er sich zu Franzisko, der von fern stehen geblieben war, und streckte die Hand nach ihm. Sie haben an mir wie ein Biedermann gehandelt, ich muß Ihnen danken, da Sie es gut mit mir meinten. Zwar wär' es besser gewesen, Sie hätten mich unter den Bajonnetenstichen enden lassen, so wär mein höchster Wunsch erfüllt und ich nicht hierher geschleppt worden, aber

ich muß ihnen dennoch Dank sagen, denn eine edle Absicht leitete Sie. Da jetzt in jedem Augenblick der Tod über mir schwebt, der mich meines in thörigtem Eifer gesprochenen Eides entbindet, fuhr er fort, so will ich den Bund Eurer Herzen segnen, wie ich es schon früher gethan. Schenkt meinem Andenken zuweilen eine Thräne und vergeßt mich nicht ganz! — Sie aber, Franzisko, ermahne ich zur Treue gegen Ihren König, zur Beharrlichkeit an Ihrem Glauben! — Blicken Sie auf mich! — So nahe dem Grabe, kann ich mit freudigem Herzen mein Auge nach der geöffneten Gruft wenden; denn ich erfüllte meine Pflicht gegen Gott und meinen König, und so schau ich vertrauungsvoll auf zum Himmel, wo die Seele frei und fessellos nach dem Throne des strengen, aber doch so barmherzigen Richters schwebt. Könnten Sie das jetzt, wenn der Tod Ihnen so nahe stände, wie mir? — Er hielt inne, drückte Franzisko's Hand und küßte die Stirn seines weinenden Kindes, dann sprach er mit weicher Stimme: Ehren Sie mein Andenken, ehren Sie die treue Liebe Fernanda's und sorgen Sie für Antonio, dessen Schluchzen ich hinter mir vernehme, und dessen Treue unerschütterlich war. Sein Sie ihm ein guter Herr, wenn Sie ihm auch nicht Freund sein können, wie ich es ihm gewesen.

Franzisko versprach seinen Wunsch zu erfüllen, auch Fernanda's Schmerz löste sich in Worte und Thränen auf und wurde milder. Demohngeachtet, als auch der Vater sie bat, ihn zu verlassen, blieb sie beharrlich, und Diego drang endlich nicht mehr in sie. — Franzisko! brach er plötzlich das Gespräch ab, ich habe noch eine Last auf meinem Herzen, die Sie mir vielleicht abwälzen können. Sagen Sie mir, auf welche Weise erfuhren Sie Alles, was bei meinem kleinen Heere vorging? Wer war der Verräther? Nennen Sie mir ihn! Ich hatte einen Argwohn, und fürchte, ich that dem Manne Unrecht, denn er kämpfte späterhin so muthvoll für die gerechte Sache — Nennen Sie mir den Verräther.

Mit dem Karmelitermönch war ein Laienbruder zu Ihnen gekommen, berichtete Franzisko, durch diesen erfuhren wir jede Bewegung, jeden Beschluß, den Sie gefaßt hatten. Der Mönch theilte ihm Alles mit, und so wurde es ihm leicht, uns davon zu benachrichtigen. Er war es, der den Boten zu dem Pater Jacinto schickte, und so die, von dem Generalkapitain längst gewünschte Vereinigung bewirkte. Nur dadurch konnten wir mit einem Schlage die Freunde des Königs zerschmettern.

Verzeihe mir, muthiger Streiter der Kirche, sprach Diego mit tiefer Rührung, und mochte die letzten Worte Ariego's überhört haben, verzeih', daß ich Dir Unrecht that! Kämpfe nur weiter mit Deiner Riesenfaust und Deinem eisernen Muthe für den edlen Zweck; nur möge Gott Dein Herz lenken, daß es fortan menschlicher schlage.

Nun habe ich Alles hinter mir, was der Welt angehört, sprach er dann mit heiterm Lächeln. Für seinen König kann der Gefangene nicht mehr streiten, den Glauben wird er heilig halten, bis an sein nahes Ende, und

das Vaterland wird ihm wohl ein kühles Bett, eine sanfte Ruhestätte in seinem geheiligten Boden gönnen. Frei kann ich mich jetzt meinem Geiste überlassen, und während ich matt und hinfällig auf diesem morschen Stuhle sitze und meine Wunde mich brennt, schwebe meine Phantasie, alles Irdische vergessend, hinüber in die Gefilde, wo mich Dolores und Isabella erwarten!

Von diesem Augenblick an war er heiter; seine Phantasie entführte ihn oft dem engen Kerker, und wenn er Fernanda weinen sah, trocknete er ihre Thränen und sprach ihr Muth ein. Wer den Tod sehnlich wünscht, wie ich, denn kann man ihn gönnen! sagte er dann, tröstend wollend. Deckt der Hügel meine morschen Gebeine, so ist die Sehnsucht meiner Brust gestillt, ich bin bei ihnen und aus meinem Grabe entsprießt Dir die Myrthe zu Deinem Brautkranze. Weine nicht, nimm mir nicht den Muth, Fernanda! ich bin ja meinem Ziele, meinem Glücke so nahe.

So durchlebte er ruhig und ewig träumend zwei Tage. Antonio, der nicht als Gefangener, nur als Diener betrachtet wurde, hatte die Erlaubniß, zuweilen den Kerker zu verlassen und Franzisko Nachricht von Diego und Fernanda bringen zu können, denn selbst sich Nachricht zu holen, durfte Jener bei der aufgeregten Stimmung, die sich immer mehr und mehr in der Stadt kund gab, nicht wagen.

Am dritten Morgen begab sich Antonio wie gewöhnlich nach dem Platze Bivarrambla, konnte aber nur mit Mühe durch die wogende Menge und nur durch abgelegene Straßen dahin kommen, wo er Franzisko schon völlig in der Uniform der Urbanos gekleidet fand. Dieser fragte ihn heute mehr nach dem, was er auf den Straßen gesehen und gehört, als nach dem Gefangenen und Fernanda, und nachdem ihn Antonio von dem Toben der Menge, von dem wilden Gejauchze des Pöbels unterrichtet hatte, befahl er ihm, das Haus nicht zu verlassen, und übergab ihn seinen Dienern zur Aufsicht; er selbst verließ eiligst die Wohnung.

Ohne das Gebrüll des wüthenden Pöbels zu hören, der die Straßen Granada's unter Jauchzen und Drohen durchzog, saß Diego mit seiner Enkelin ruhig in dem Gefängnisse. Der Alte war heute besonders aufgeregt und liebkos'te sie mehr als je, die mit Ungeduld Antonio's Rückkehr erwartete.

Gedulde Dich nur, Fernanda, sagte er, da dieser immer noch nicht kam und sie ihre Angst nicht länger verbergen konnte, wer weiß, was ihn zurückhält! Lerne Geduld von mir! — Zwanzig Jahre habe ich den Tod gerufen, und er ist nicht gekommen, habe ihn in Kampf und Schlacht aufgesucht und ihn nicht gefunden, und doch habe ich nicht gemurrt, geduldig gehofft und geharrt, und auf jeden matten Athemzug meiner wunden Brust gelauscht, ob ich sein Nahen nicht hörte. — Auch jetzt ist es mir, als ob ich

ein Rauschen seiner Flügel vernähme — Es ist wieder Täuschung! sagte er traurig — Ich habe doch wenig Freude auf Erden gehabt, fuhr er nach einer Pause, während welcher Fernanda neben ihm niedergekniet war und seine Hand ergriffen hatte, fort, so manchen Schmerz habe ich dulden, so manchen nähren müssen; das Grab hat meine Liebe bedeckt, und nun ist mir auch der einzige Freund, der mir noch geblieben war, voran gegangen — Und mein König, mein armes Vaterland! — O, mein Gott! wie laß ich Euch zurück? — Ihn auf schwankendem Throne, mein Spanien durch innere Kriege zerrüttet, und ich gefangen, dem Tode so nahe, kann nichts mehr, als für Euch sterben.

Vater, laß das Irdische, unterbrach ihn Fernanda, denke an Gott!

Glaubst Du, ich dächte in dieser Stunde nicht an meinen Gott? rief der Alte in höchster Aufregung. Mein Gedanke ist bei ihm, denn meine Seele wird bald anbetend vor ihm stehen. Ich sehe ihn in diesem seligen Augenblicke, sitzend auf seinem von Cherubim getragenen goldnen Thron; die Sonne, ein Diamant seiner Krone, breitet mit Millionen Sternen ihr Flammenlicht durch den weiten Azurdom des unendlichen Himmels, und doch strahlt der milde Vaterblick seiner ewigen Barmherzigkeit durch die leuchtende Flammengluth und ruft den Sündern zu: Naht Euch, ich will Euch vergeben, will Euch ein barmherziger Vater sein! — Ja, Vater im Himmel! rief er und streckte die gefalteten Hände empor: Rufe mich zu Dir, vergieb mir, was ich, ein schwacher Mensch, verschuldet — entziehe meinem Könige, meinem Vaterlande Deinen Segen nicht, laß Beide nicht durch den wilden Freiheitwahn untergehen, und darf ich nicht für sie sterben; so sende mir bald den Todesengel; sende ihn mir nicht wenn ich schlummere, nein, wenn mein Geist mit Jugendkraft sich aufschwingt zu Dir, zu Dolores und Isabella, wie in diesem seligen Augenblick!

Da fiel ein Schuß, Fernanda sprang erschrocken auf und vor ihr lag der Vater blutend todt. Noch war das Auge nicht erstorben, es blickte immer noch freundlich hinauf nach dem Ziele seiner Sehnsucht. — Schlaf wohl, alter Mann! sprach das Mädchen und sank bewußtlos an die Brust des Verscheidenden. Da krachte unter Axtschlägen die feste Thür; die Hiebe der Axt störten ihren Todtenschlaf nicht, nicht das Aufsprengen der Zerschmetterten, nicht das stürmische Hereinstürzen zweier Männer, wovon der Eine mit verstörtem Blick einem langen banditenähnlichen Bösewicht zurief: Ich nehme das Weib, nimm Du den Alten! Zwanzig Duro's sind Dein, wenn Du mir ihn von Niemand angetastet in meine Wohnung trägst; Keiner als ich darf seine Rache an ihm kühlen; das Weib ist meine Beute! — Geschwind, ich höre sie schon kommen, schwinge die Axt, ich ziehe den Dolch, denk' an den Lohn, den ich Dir gern verdoppeln will, und nun hinunter.

Kaum hatten die Beiden mit ihrer Bürde den Kerker verlassen, als sie schon den wüthenden Pöbel unter dem Ruf: Muerto! muerto! die Treppe

heraufstürmen hörten. Platz da! brüllte der riesenhafte Kerl, der den todten Kriegsmann über seine Schulter geworfen hatte; Platz und Achtung für die Racheopfer des Sennor Franzisko! — Platz, und wehe dem, der die Todten anzurühren wagt! rief Franzisko seinen Dolch schwingend. Die Kannibalen hielten die von ihres Vaters Blut triefende Fernanda für wirklich todt, machten staunend und überrascht den Beiden Platz, und fuhren, sich wenig um sie kümmernd, fort, mit gräuelvollen Niedermetzelungen der Freiheit blutige Opfer zu bringen. — Hier — Doch wer mag die Entmenschten schildern, die Opfer bezeichnen, die der gesetzlosen ungezügelten Freiheit fielen? — Senke Deinen Schleier über diese Gräuel, Engel des Erbarmens, weine Deine Thräne den Unschuldigen, die für ihren König und ihren Glauben an diesem Schreckenstage gemordet wurden.

Das wilde Ansehn der Beiden, die geschwungene Axt, der gezückte Dolch machten ihnen auch ferner Bahn durch die tobende Menge, die hier Viva Riego el heroe de las Cabezas! riefen, dort, um zerstückelte Leichname tanzend, die Tragalla sangen, und mehr Kannibalen, als Menschen ähnlich sich geberdeten, und sie eilten durch die abgelegensten engsten Gassen nach dem Platze Bivarrambla. Oft hatte Franzisko auf einer Thürschwelle rasten müssen, denn er erlag fast unter seiner Last; endlich gelangten sie vor eine verschlossene Pforte, die Franzisko öffnete, wieder hinter sich schloß und nun durch den Garten, wo Fernanda so oft gesessen, so manches Lied der Wehmuth gesungen hatte, dem Hause zueilte. Leg' den Alten hier ab! befahl er, als sie in das Vorhaus traten, dem riesigen Mann; dort auf jene Matte leg' ihn hin, ich gehe, Dir Dein Geld zu holen! Er selbst trug nun seine theure Bürde in das Zimmer der Tante und beschwor diese, alle Mittel anzuwenden, die Ohnmächtige wieder zum Leben zurückzurufen. Nach manchem vergeblichen Versuche gelang es, sie schlug die Augen auf, und ihr erster Gedanke war ihr Vater.

Er schläft! sagte Franzisko; stör' ihn durch Deine Klagen nicht.

Er schläft den ewigen Schlaf, wiederholte sie leise, der Barmherzige hat sein Gebet gehört! und von diesem Gedanken doch in etwas getröstet, war ihr Schmerz, wenn auch tief empfunden, doch ruhig. Sie hatte Muth, dem Vater die Augen zuzudrücken und Antonio zu trösten, der, wie ein Kind weinend, neben der Leiche seines Herrn stand.

In der folgenden Nacht, nachdem die Ordnung in der Stadt wieder hergestellt war, wurde der alte Kriegsmann, wie er es gewünscht, zwischen Dolores und Isabella zur Ruhe bestattet; Antonio folgte ihm allein, denn Fernanda war zu schwach, Franzisko zu bedächtig, jetzt schon, wo die Gemüther noch zu aufgeregt gegen die Anhänger des Königs waren, wo die Mörder des Generalkapitains, der bei dem Aufruhr des Pöbels erdolcht wurde, noch frei herumgingen, seine Anhänglichkeit an den Anführer der Carlisten öffentlich zu zeigen. Der Schlaf des Lebensmüden war gewiß sanft; Friede seiner Asche!

Auf einer Geschäftreise von Madrid nach Malaga führte mich mein Weg durch Granada. Ich hatte so viel von der herrlichen Lage dieser Stadt, von den Schönheiten der Alhambra gehört, meine Phantasie hatte sich schon so lange mit der alten maurischen Königsburg beschäftigt, ich war bei dem Anblick dieses herrlichen Denkmals des Mittelalters so entzückt, daß ich, kaum dort angelangt, meinen Krückstock ergriff und längs dem Darro, durch Orangengärten wandelnd, endlich eine Höhe hinauf stieg, wo ich aus dem Gebüsch auf einen Platz tretend, den Thurm des Comares in seiner ganzen Erhabenheit übersehen konnte. Aber fast noch mehr als diesen aus rothen Stein gebauten majestätischen Thurm, mußte ich die kleinen, oft elenden Hütten bewundern, die wie Schwalbennester an den hohen Mauern des Schlosses angeklebt waren, und welche nur der schlechte Geschmack der Spanier hier dulden konnte. Vorzüglich fiel mir ein Häuschen auf, reinlich und nett, mit Jasmin und Wein umrankt, und von duftenden Rosensträuchern umgeben. Vor diesem Hause saß ein alter Mann, der finster und schwermüthig vor sich hin sah, und ganz wie ein ernster Wächter der Königsburg hier Wacht zu halten schien; er erwiderte kalt meinen Gruß und sah kaum nach mir auf. Ich ging, ohne ihn anzureden, an ihm vorüber auf einen freundlichen Mann zu, der mit einem jungen Mädchen vor seiner Thüre saß und Schuhe flickte. Der Mann grüßte mich freundlich, daß ich mich in ein Gespräch mit ihm einließ, und da ich ihn zum Führer redselig genug fand, ihn einlud, mich nach dem Palast zu begleiten und mir dort die Trümmer zerstörter Herrlichkeit zu zeigen. Er war sogleich erbötig hierzu, trug das Tischchen in's Haus und bat mich dann, ihm zu folgen.

Wir durchwanderten die hohen Säle und Prunkzimmer, wo einst Künste und Wissenschaften blühten, der Geist edler Ritterschaft waltete und die Könige von Granada ihre Macht und ihren Reichthum entfalteten. Mein Begleiter war der trefflichste Cicerone, der mir noch auf meinen vielfältigen Reisen aufgestoßen war, denn er wußte nicht allein mir alle die Gemächer und ihre frühere Bestimmung zu nennen, sondern mich auch durch tausend Mährchen zu ergötzen, welche die Tradition bis auf meinen redseligen Zapatero gebracht hatte. Aber trotz dem, daß seine Erzählungen meine Phantasie sattsam beschäftigten, blieb doch immer noch das Bild des ernsten Mannes auf der Thürschwelle jenes freundlichen Hauses vor meinem Blick, und als ich ermüdet in dem Zimmer der beiden Schwestern auf einem Sitze Platz genommen hatte, fragte ich meinen Begleiter, wer der Alte sei, den ich vor dem Nachbarhause gesehen hätte Da erfuhr ich, daß es Antonio, der treue Diener des Don Diego del Pennas gewesen sei, und mein freundlicher Begleiter erzählte mir nun die traurige Begebenheit des alten Guerillas-Anführers.

Als er sie beendet, befragte ich ihn um Fernanda's ferneres Schicksal, welches mich doppelt interessirte, da ich von Madrid einen Empfehlungs-

brief an das Haus des Sennor Ariego und Geld dort zu empfangen hatte. Er schüttelte verdrießlich den Kopf. — Ja! sagte er endlich, so sind die Frauen! — Sie schien den Schmerz über des Vaters Tod nicht ertragen zu können, wallfahrte alle Tage nach seinem Grabe, und schon in dieser Woche giebt sie dem Chef der hiesigen Urbanos ihre Hand. Seit diesem Entschluß hat Antonio die Alhambra nicht mehr verlassen, und sitzt vom Morgen bis Abend vor der Hausthür, ernst und schweigend, wie Sie ihn gesehen haben.

Aber was betrübt den Alten so sehr? Erzählten Sie mir nicht, daß es des Vaters Wille gewesen sei, nach seinem Tode Don Franzisko ihre Hand zu geben?

Ja, lieber Herr, das ist wohl wahr; aber es sind erst sieben Monate seit dem unglücklichen Tage verflossen, das Trauerjahr ist noch nicht beendet. und das ist schon nicht recht und gegen den Gebrauch. Ueberdies ist in dieser Zeit so Manches vorgefallen, daß mir und dem alten Diener mißfallen muß. Der Sennor hat sich ganz zu den Decamisados gewendet und ist einer der größten Feinde des Königs geworden; auch war er mit seinem Bataillon bei dem Heere, welches sich aus Estremadura und Andalusien zusammenzog und nach Madrid marschiren wollte, aber nur bis in die Gegend von Val de Pennas kam, und dann — doch das sind Vermuthungen, die muß man in seiner Brust verschließen. — Er schwieg und ich konnte ihm das, was er vermuthete, nicht entlocken, doch führte er mich auf mein Bitten willig nach dem Friedhof, zu Diego's Ruhestätte. — Die drei Steine, welche die irdischen Reste deckten, waren ganz einfach, blos die Namen: Dolores, Isabella, Don Diego del Pennas darauf gegraben, kein prunkvolles Epitaphium, kein trauernder Engel bezeichnete die Ruhestätte des Glaubenshelden, aber die um das Grab Knieenden, die wir dort betend fanden, bildeten dem für sein Vaterland und seinen König Gemordeten das schönste Mausoleum.

Ich trennte mich hier von Estevan, dem Schuster, ging nach Hause, steckte Empfehlungbrief und Wechsel in die Tasche und begab mich, da die Siesta vorüber war, nach der Wohnung Ariego's. Hier fand ich den Vater in seinem Comptoir, der mich höflich empfing, den Wechsel überflog und den Empfehlungbrief las, dann mir freundlich die Hand reichte, mich in seinem Hause willkommen hieß und mich fragte, ob ich, bis das Geschäft abgemacht sei, seine Familie nicht begrüßen wolle, denn, setzte er hinzu, nach diesem Schreiben steht Ihnen, während Ihrer Anwesenheit in Granada, mein Haus stets offen, und Sie werden mir zu jeder Stunde willkommen sein. Ich nahm sein Anerbieten dankbar an, und er führte mich nun in den Garten, wo ich in einer Art offenen Kiosk die andern Glieder der Familie sitzen sah. Ich gestehe, daß mir bei diesem Anblick das Herz pochte, mir war durch Estevans Erzählung das Mädchen zu interessant geworden, um nicht auf ihre Bekanntschaft gespannt zu sein.

Wir traten in den Kiosk, wo mich der Hausherr als einen ihm empfohlenen Fremden, seiner Schwester, einer ehrwürdigen Matrone, vorstellte; Franzisko kam mir freundlich entgegen, grüßte mich fast herzlich, desto ernster aber Fernanda. Sie war eine schöne, herrliche Gestalt, auch ihr Gesicht reizend und ausdrucksvoll; zwei feurige Augen, ein Mund, zum Küssen geschaffen, zwei Reihen Zähne, wie man sie selten in Spanien findet, würden ihr überall den Preis der Schönheit errungen haben; aber trotz der Flammenaugen, trotz den lockenden Purpurlippen trübte Schwermuth ihren Blick, umzog Wehmuth den reizenden Mund. Ungetrübte Wonne glühte nicht in der Brust der Verlobten, die mit liebendem Blick, der mir aber wie ein Sonnenstrahl aus trüben Wolken erschien, an dem Geliebten, einem wahrhaft schönen Manne hing.

Ich entfernte mich bald; es war mir in dem weinumrankten Kiosk unheimlich geworden, immer sah meine rege Phantasie den alten Kriegsmann mit der offenen blutenden Wunde zürnend hinter dem Brautpaare stehen, immer gedachte ich an Fernanda's schauderhaften Traum, von dem mir Estevan erzählt hatte.

Am andern Tage zum Mittagsessen eingeladen, verließ mich die nemliche Empfindung nicht, und ich schloß mich ganz der Matrone an, die freundlich, gesprächig, und trotz ihres Alters höchst liebenswürdig war. Franzisko, glücklich in dem nahen Besitze dieses wahrhaft reizenden Mädchens, war zuvorkommend und höflich gegen mich, und lud mich ein, den Vorabend seiner Vermählung in dem kleinen Kreise der Seinen zu verbringen, und dann morgen in aller Frühe ihn zur Kirche zu begleiten.

So gern ich sonst dergleichen Feierlichkeiten beiwohne, wo man das Glück des ganzen Lebens im Taumel der Liebe so sicher zu erfassen wähnt und so oft getäuscht wird, so sagte ich es doch mit einer Art Widerwillen zu; ich konnte mich von dem unheimlichen Gefühle, das mich bei dem Anblick Fernanda's und Franzisko's ergriff, nicht losreißen. Er war ganz der glückliche, Liebe begehrende Mann, sie das von Liebe durchglühte Mädchen, und doch — wenn er seinen Arm um ihren Nacken schlang, ihr Blick in dem seinen ruhte, er den Himmel offen sah, und ihr Auge ihm sagte, wie gern sie ihm des Paradieses Pforten öffne, da sah ich es plötzlich sich umfloren, sah die Thränen darin schwimmen; er hielt sie für Thränen der Sehnsucht, ich für Thränen der Wehmuth.

Als sie gegen Abend in traulichem Kosen auf dem Sopha saßen, brach sie plötzlich das Gespäch ab, sah einige Zeit nachdenkend vor sich hin, dann bat sie Franzisko, sogleich nach Antonio zu schicken und ihm sagen zu lassen, er müsse heute zu ihr kommen, wenn er sie nicht tief kränken wolle. Franzisko erfüllte ihren Wunsch, aber wie mir es schien, nur ungern.

Bis zu der Zeit, daß der Bote zurück kam, war Fernanda in augenscheinlicher Unruhe, erwiderte auf Franzisko's Frage, was Antonio hier solle, nichts, schmeichelte, liebkos'te ihn, sah oft auf die Straße, ob sich An-

tonio noch nicht sehen ließ, und als sie ihn kommen sah, klingelte sie, befahl ihrem Mädchen, ihr die Mantilla zu bringen, und sagte dann, sich zu Franzisko wendend: Du zürnst mir doch nicht, daß ich heute das Grab meines Vaters besuchen will? Antonio soll mich dahin begleiten. — Dem jungen Mann schien diese Wallfahrt unangenehm zu sein, doch äußerte er sein Mißfallen nicht, die Tante aber raunte mir in's Ohr: Folgen Sie mir, lieber Herr! Mein Neffe geht nie nach diesem Kirchhofe. — Ich nickte ihr bejahend zu; Antonio trat ein.

Was stehet zu Ihrem Dienste, Sennora? fragte der finstere Mann, dessen Auge doch bei ihrem Anblick nach und nach freundlicher wurde.

Du sollst mich zu dem Grabe meines Vaters begleiten, Antonio! erwiderte Fernanda, und ihre Kniee bebten.

Ich komme eben daher, begann er von Neuem. — Der alte Herr schläft sanft, stören sie seine Ruhe nicht, lassen Sie ihn schlafen, bis morgen früh das Geläute der Glocken in die Kirche ruft, dann erwacht er gewiß, steht von seinem Lager auf, wirft die Decke ab, schreitet hinter Ihnen drein nach der Kathedrale, und wenn der Priester den Segen gesprochen, legt er die Hände kreuzweis über seine Wunde und kehrt dann langsam und traurig in sein Grab zurück. — Bleiben Sie hier! — Was wollen Sie heute dort?

Komm! rief Fernanda mit Heftigkeit, warf die Mantilla über und eilte hinaus; ich folgte ihr in der Ferne. Sie schritt hastig, für Antonio fast zu schnell, voran. Auf dem Kirchhofe angelangt, sank sie neben dem Grabstein des Vaters auf ihre Kniee, beugte ihre glühende Stirn nach dem kalten Steine, betete und weinte. Antonio blieb hinter ihr stehen, auch er faltete die Hände; ein steinernes Denkmal, hinter welchem ich dem Allen aufmerksam zusehen konnte, verbarg mich. Jetzt erhob sie sich, wischte die Thränen von den glühenden Wangen und reichte Antonio die Hand, die er ergriff und küßte. Warum zürnst Du mir? fragte sie dann: Warum trübst Du mir mein Glück? — Du weißt, wie sehr ich Dich achte, wie wehe es mir thut, wenn ich Dich traurig sehe — Sprich, weshalb zürnst Du auf mich? —

Lassen Sie mich schweigen, Sennora! erwiderte er nach langem innern Kampfe: Was mich quält, muß ich in meiner Brust verschließen; aber das darf ich sagen: Es betrübt mich, daß ich Sie heute im Trauergewand und morgen schon im Hochzeitkleide prunkend sehen muß. Fragen Sie mich nicht weiter! — Da unter diesem Steine ruht mein ganzes Glück, er nahm Antonio's Leben mit sich in die Gruft, was Sie vor sich sehen, ist nur ein welkes wanderndes Todtengerippe, um das Sie sich nicht kümmern dürfen; es schleicht umher, bis es endlich zusammen bricht. — Doch eine Bitte habe ich noch an Sie, gewähren Sie mir nur diese eine! —

Nenne sie! sprach Fernanda.

Lassen Sie mich nicht wieder rufen, gönnen Sie mir meinen stillen

Aufenthalt in Estevans Hütte! — Mir ist es nicht wohl auf den Plan Bivarrambla, mir ist nur wohl auf dem Sitze vor dem Häuschen unter dem Jasmin — da kann ich ungestört an meinen Herrn denken, und von dort wird mich gewiß auch der Tod abrufen.

Und mich willst Du nicht mehr sehen? fragte Fernanda mit bebender Stimme.

O ja, Sennora, das will ich wohl! — Muß ich doch dem Herrn sagen können, wenn ich einst zu ihm komme, wie Sie aussehen, ob Sie noch so schön geblieben, seit Sie die Frau eines Urbanos geworden sind. Wenn sie zur Messe gehen, da folg' ich Ihnen in der Ferne, drücke mich hinter einen Pfeiler und statt zu beten, ruht mein Auge nur auf Ihnen.

Antonio, Du bist grausam! — Verdiente ich das das? sagte sie nun schluchzend. Er schwieg; ich aber, den Augenblick kommen sehend, wo ihre Kräfte sie verlassen, sie zusammen sinken würde, trat hervor, das Gespräch zu unterbrechen. Als Antonio mich nahen sah, küßte er ihre Hand. Gute Nacht, Sennora! sagte er tief betrübt und entfernte sich schnell.

Das Mädchen war so erschöpft, daß sie sich auf den Grabstein ihres Vaters setzen und ausruhen mußte. Sie sprach kein Wort, nur ein einziger Blick, der mich zu bitten schien, bei ihr zu verweilen, traf mich, dann senkte sie ihr Auge, sah unverwandt vor sich hin und schien sich immer mehr in Nachdenken zu verlieren. Der Lebende steht mir näher, als der Todte! rief sie aufspringend: Kommen sie, mein Herr, ich bitte, mich nach Hause zu begleiten! Ich bot ihr meinen Arm und führte sie aus dem Friedhofe, an dessen Pforte sie noch einmal sich wandte, nach den Gräbern ihrer Eltern blickte, tief aufseufzte, und dann ohne ein Wort zu sagen, an meiner Seite ihrer Wohnung zuging. Sie wankte nicht, ihr Schritt war fest, nur fühlte ich zuweilen ein leises Zittern ihres Arms, doch schien Muth und Kraft wieder in sie gekehrt zu sein und sie einen festen Entschluß gefaßt zu haben. Auch als wir nach Hause kamen, zeigte sich das mir deutlich, denn sie war gegen ihren Verlobten inniger, herzlicher, als je, und keine Wolke schien mehr den Himmel ihrer Liebe zu trüben, denn sie glaubte dem Vater das letzte Opfer, das er verlangen könne, gebracht zu haben Ich verließ zwei glückliche Menschen, und mußte, trotz der Leidenschaftlichen den hohen Muth und die Festigkeit ihres Charakters bewundern; ihr Geist war kräftiger, als ihr Körper, der leicht dem Schmerz unterlag.

Eingeladen, das Brautpaar zum Altare zu begleiten, stellte ich mich schon früh in Ariegos Wohnung ein, die ich zu dem Feste mit verschwenderischer Pracht geschmückt sah. Ich war von den Eingeladenen der Erste und fand Vater und Sohn in dem Prunkzimmer auf und abgehend. Beide schienen in einem ernsten Gespräch begriffen und der Vater verstimmt zu sein; Fernanda war nicht zugegen. Da ich eine gewisse Unruhe an ihnen bemerkte, hielt ich es bald nach der ersten Begrüßung für das Geeignetste, sie allein zu lassen; ich gab vor, den schönen Morgen im Garten so lange

genießen zu wollen, bis das Geläute der Glocken mich rufe, und Vater und Sohn mochte mein Vorschlag willkommen sein, denn keiner nöthigte mich, bei ihnen zu bleiben und mich an den Erfrischungen zu laben, die ich vor mir aufgestellt sah. Ich ging hinunter, und setzte mich in eine kleine, seitwärts liegende Rosenlaube.

War es der Vorfall des gestrigen Abends, war es der Gedanke an den alten Antonio, oder hatte der Friedhof meine Einbildungskraft so sehr gespannt, ich dachte hier nur an den alten Kriegsmann und sein trauriges Schicksal; es wurde mir in meiner duftenden Laube ganz unheimlich, und ich konnte mich über das Glück des liebenden Paares nicht freuen. Da weckte mich das Geläute vom Thurm der Kathedrale aus meinem Sinnen, ich sprang auf, um in das Haus zurück zu gehen, da ich aber durch eine kleine, von dem Rosengebüsch nicht bedeckte Oeffnung Braut und Bräutigam die Allee heraufkommen sah, glaubte ich noch Zeit zu haben, und ein sonderbares Schicksal, wahrlich nicht Neugierde, hielt mich in der Laube zurück.

Die Glücklichen kamen mir näher; Franzisko schien ernst zu sein, Fernanda in Wonne zu erglühen. Hörst Du, Geliebter, vernahm ich nun, hörst Du das Lauten der Glocken? Man wartet auf uns, komm! Sie wollte als sie eben dicht neben der Laube waren, umkehren, doch er hielt sie zurück.

Fernanda! sagte er ernst, und mir entging kein Wort, das Geläute mahnt mich an eine Pflicht, die ich schon längst hätte erfüllen sollen. Mich drückt ein Geheimniß, und ich muß es Dir mittheilen, ehe noch der Priester den Segen über uns spricht. Waffne dich mit Muth! —

Du erschreckst mich! fiel ihm das Mädchen in die Rede: Nur jetzt trübe meine Freude nicht, der so lang ersehnte Augenblick ist ja so schön! — Ich habe heute Alles gethan, nur an Dich zu denken, habe die drei Gräber mit ihren weißen Leichensteinen zu vergessen mich bemüht; führe mir nichts Anderes vor meine Seele, als die Wonnestunde, die uns erwartet. — Schweig lieber, verschließ das Geheimniß in Deine Brust, bis wir aus der Kathedrale zurückkehren!

Nein! sagte er fest: Jetzt mußt du es hören!

Muß es sein, so rede! sprach sie gefaßt.

Du erinnerst Dich jenes unglücklichen Tages, wo der Aufruhr in Granada tobte, begann er unter dem dumpfen Glockengeläute, und seine Wange erbleichte, seine Stimme zitterte: wo der Pöbel, von blutigem Wahnsinn ergriffen, den Pallast des Gouverneurs, die Klöster und Gefängnisse stürmte. Ich that an jenem Tage, was mir Menschlichkeit und Religion befahlen, ich versuchte mit meinem Bataillon die Aufrührer auseinander zu treiben. Aber selbst der bessere Theil der Bürger war vom Wahnsinn ergriffen, ich sah mich bald von den Meinen verlassen, die ich nach dem Gefängnisse der Inquisition, Dich und dem Vater zu retten, führen wollte; ich blieb allein. Aber vor meiner Seele stand blutig Euer

furchtbares Schicksal. Dein Unglück war gewiß, der Tod, der Dich treffen mußte, wäre das kleinste gewesen, und Dein Vater hätte unter der fürchterlichsten Marter geendet, Rettung war nicht mehr denkbar. Da riß ich einem meiner Leute das geladene Gewehr aus der Hand, stürzte, selbst nun ein Wahnsinniger, durch die tobende Menge, und eilte mit Blitzesschnelle die Treppen hinauf, während die Rasenden dicht hinter mir mit gezückten Messern in das Gefängniß eindrangen. Bald stand ich vor der kleinen Oeffnung Eurer Kerkerthür, sah dich zu des Vaters Füßen, hörte sein brünstiges Gebet zu Gott — hörte hinter mir die Tritte eines Wüthenden, der mit geschwungener Axt, die Thüre aufzuhauen, herbeieilte, — kein Augenblick war zu verlieren, ich legte an, und —

Jesus, Maria! schrie Fernanda auf und sank zusammen. — Sonderbar grausig! — Mit ihren Schrei verhallte der letzte Ton des Glockengeläutes. Ich stürzte aus der Laube hervor — Wir hoben sie auf, trugen die Ohnmächtige in ihr Zimmer, fürchtend, der Tod sei ihr Brautwerber geworden und habe sie heimgeführt.

Die feierliche Handlung war unterbrochen, die dazu Geladenen, nur von dem plötzlichen Unwohlsein der Braut, nicht von der Ursache desselben unterrichtet, harrten in banger Erwartung; aber noch kehrte sie nicht zum Leben zurück, noch lag sie vom Todesschlaf umpfangen.

Ich war, während alle ärztliche Mittel versucht wurden, mit Franzisko in einem Nebenzimmer, wo ich ihn zurückzuhalten suchte, damit bei ihrem Erwachen ihr erster Blick ihn nicht treffen, sie nicht von Neuem erschüttern sollte; nur der Arzt, der Vater und dessen Schwester waren bei ihr geblieben. Endlich hörten wir der Tante freudigen Ruf: Gelobt sei die heilige Jungfrau! ihre Lippen zucken, sie lebt, — und nun vermochte ich nicht mehr Franzisko zurückzuhalten, der sich zu ihren Füßen zu stürzen, ihre Vergebung sich zu erflehen, in das Zimmer drängen wollte; doch der eintretende Vater hielt ihn zurück. Häufe nicht Thorheit auf Thorheit! sprach er finster, und bat mich, ihn mit dem Sohne allein zu lassen. Ich gehorchte, doch als ich mich durch das Zimmer der Kranken schleichen wollte, sagte mir ein bittender Blick der alten Dame, daß ich bleiben und ihr beistehen möchte.

Fernanda hatte jetzt die Augen geöffnet und heftete sie starr, fast leblos auf die Umstehenden. — Wo bin ich? fragte sie endlich mit leiser Stimme: Stand ich schon am Hochaltare, oder waren mir die Pforten der Kathedrale verschlossen? — Doch nein, die heilige Jungfrau sei gelobt, so war es nicht! — Ja jetzt entsinn' ich mich Alles, jetzt tritt das Geschehene vor mich mit all' seinen Schrecken. — Sie erhob sich bei diesen Worten von dem Sopha, auf dem sie gelegen hatte, wollte sich ganz aufrichten, sank aber in die Arme der Donna Cecilia zurück. Als wir sie auf einen Lehnsessel geführt hatten, saß sie eine Weile mit gebeugtem Haupte regungslos; da fiel der Myrthenkranz aus den Locken in ihren Schooß, sie schauderte, doch

ihr kräftiger Geist erhob sich auch jetzt über ihr Geschick. — Ruft Franzisko! bat sie: ruft ihn! wiederholte sie mit Heftigkeit, da Niemand ihre Bitte zu erfüllen wagte, ich muß ihn sprechen, in diesem Augenblick sprechen, muß meinen Wermuthbecher bis auf den letzten Tropfen leeren. — Franzisko! schrie sie jetzt von Neuem: Komm! Er hörte ihren Ruf, stürzte herein und warf sich vor ihr nieder.

Ich zürne Dir nicht! sprach sie sanft, riß aber, zusammenschreckend, die Hand los, die er ergriffen hatte: Du wolltest mich retten, den Vater im Augenblick seines frommes Gebets einen sanften Reitertod sterben lassen — Deine Absicht war gut — aber die That war blutig — die Kugel traf sein Herz, traf das meine, und zerriß auf ewig das Band, welches wir so fest um uns geschlungen glaubten. — Lebe wohl! — Die Hand, welche das tödtende Geschoß auf meines Vaters Herz losdrückte, kann mich nicht zum Altar führen — Wir sind getrennt! —

Vergieb! rief der Unglückliche.

Ich habe Dir vergeben, so wie der milde Gott Dir auch gewiß vergeben wird — Du glaubtest Barmherzigkeit zu üben, und wurdest Mörder! — Verlaß mich! sprach sie dann — auf sein Bitten nicht achtend: — Zwischen uns hat das Schicksal eine weite Kluft geöffnet, des Vaters Grab, seine blutende Wunde trennt uns, und so ist die Kluft nicht mehr zu überschreiten. — Thränen brachen nun hervor; wir hofften, sie würden ihren Schmerz lindern, aber wir hofften vergebens. Weinend beugte sie sich über den Knieenden, küßte leise wie Geisterhauch die Stirn des Geliebten — Dies sei mein Abschiedkuß! sprach sie feierlich; und hast du noch Mitleid mit mir, wie in jenem unglücklichen Augenblick, so entferne Dich, laß mich allein, für jetzt und für immer!

Leb' wohl! rief Franzisko aufspringend. Der Leidenschaftliche wollte sie umarmen, aber sie stieß ihn zurück — Berühre mich nicht, rief sie, an Deiner Hand klebt das Blut meines Vaters!

Er war außer sich, wollte bleiben, wollte sprechen; doch wir führten ihn, ihr Ruhe und Erholung zu gönnen, fast gewaltsam fort, und suchten ihn mit der Hoffnung zu trösten, die Liebe würde ihren Schmerz besiegen. Aber schon am Tage hatte sie Muth und Kraft, Granada zu verlassen, und mit der Sennora Cecilia und von dem treuen Antonio gefolgt nach dem Rio verde zu ziehen.

Bis dorthin habe ich das unglückliche Mädchen begleitet, und ihr, gewiß für immer, ein schmerzliches Lebewohl gesagt.

Ich habe den Muth, mein Schicksal zu ertragen, sprach sie in der Trennungstunde zu mir, ich will standhaft gegen mein Herz kämpfen, gebe nur Gott, daß es bald in Liebe vergehen, in Schmerz brechen mag und daß ich bald ausgerungen habe!

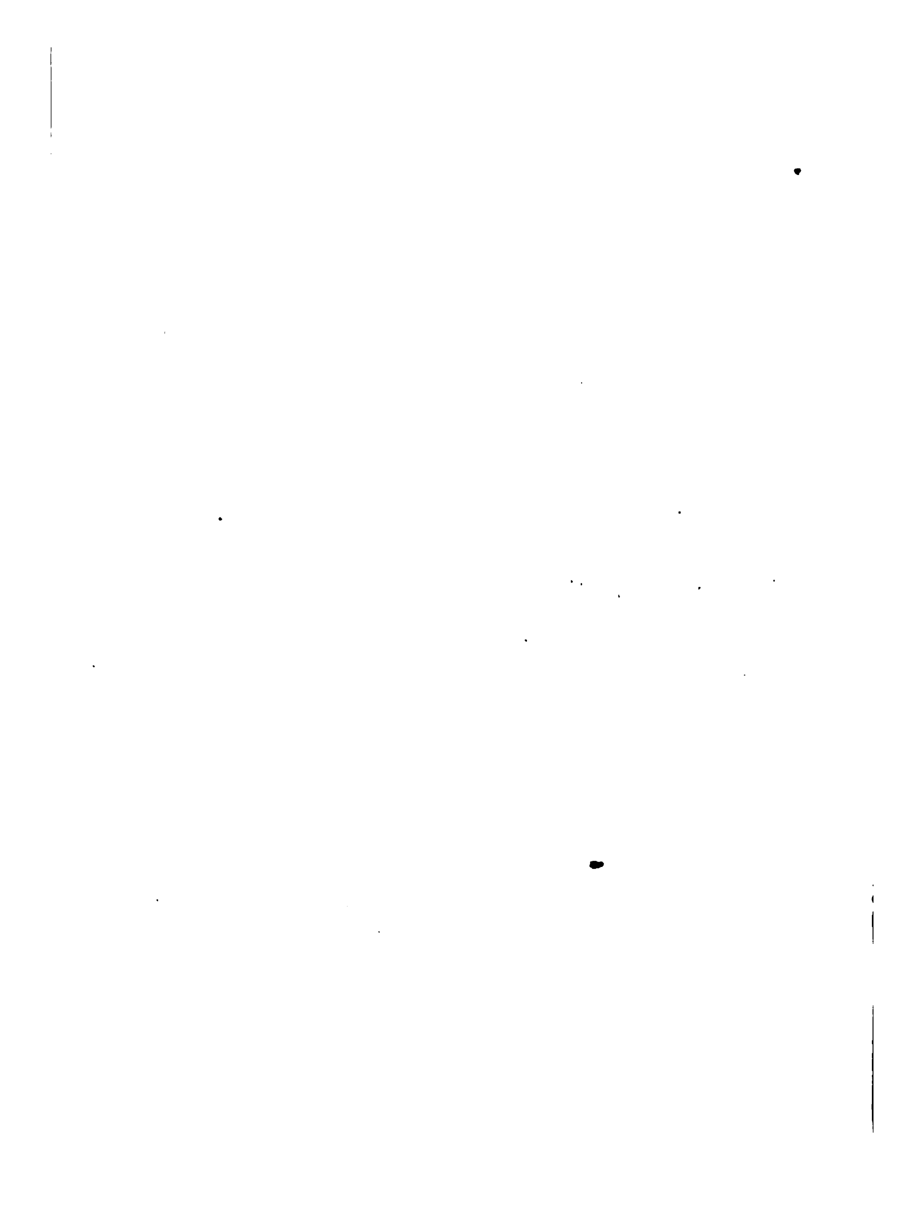
Amen! sagte Antonio, der hinter sie getreten war, mit dumpfer Stimme. Sie schrack bei diesen Worten zusammen, als sei es ein Geister-

ruf, dann umzog ein schmerzliches Lächeln ihren Mund. Leben sie wohl, sprach sie mit Hast und entfernte sich.

Granada ist schön! manch herrliche Erinnerung sollte mir von dieser Stadt und von der Alhambra zurück geblieben sein; aber jeder Rückblick nach diesem Zauberschloß, nach diesen paradiesischen Gefilden, ist mir, statt mit Morgenroth und Abendgluth umwoben, mit blutigem Schleier umflort. Der alte Kriegmann, aus seiner engen Klause gestiegen, die holde zerknickte Rose am Ufer des Rio verde stehen dann immer vor mir; er das zerbrochene Schwert in der Hand, die Pforten der alten Königburg bewachend, sie den Myrthenkranz, der auf ihren Schooß sank, zerpflückend, unter dem Portal der Kathedrale. So sehe ich den Todten und die Lebende, Beide als trübe Nachtgestalten, vor mir und Granada wird mir ewig nur eine schmerzliche Erinnerung bleiben.

Scenen aus dem Leben

König Christians II. von Dänemark.



Das Mädchen von Amsterdam.

Die Niederlage in Ditmarsen, welche König Johann, Herr der drei skandinavischen Reiche, erlitt, gab den kaum besiegten Schweden den Muth, das dänische Joch abzuschütteln; ihrem Beispiele folgten bald die Norweger, welche unter Herluf Hydefad, einem kühnen unternehmenden Mann, ein bedeutendes Heer zusammen brachten und die Dänen aus ihrem Lande jagten. Da schickte der König seinen ältesten Prinzen mit hinreichenden Streitkräften nach Norwegen, die Rebellen zu unterjochen.

Prinz Christian war trotz seines lebhaften, fast wilden Gemüths von der Natur an Körper und Geist reichlich ausgestattet. Ein durchbringender Verstand, ein schneller Ueberblick, ein fester, oft störrischer Sinn war ihm zu Theil geworden, doch hatten bis jetzt weder Ermahnungen, noch Drohungen oder Strafen seine wilde, an Grausamkeit gränzende Lebensweise ändern können. Deshalb sandte ihn der König nach Norwegen, in der Hoffnung, Thätigkeit werde den ausgelassenen tollen Sinn seines Nachfolgers zähmen und seine Thaten der Dänen Liebe und Bewunderung erwecken, doch diesen Hoffnungen nicht ganz vertrauend, gab er ihm ein Schreiben an den Bischof Hammer mit, der ihm zum Führer und Leiter bei allen wichtigen Angelegenheiten dienen sollte.

Bei seiner Landung in der Gegend von Obslo, dem jetzigen Christiania, empfing ihn der Bischof. Der Prinz war gütig und freundlich gegen ihn, befragte ihn genau nach allen Verhältnissen des Landes, übergab aber des Vaters Schreiben nicht. Er vertraute sich selbst, und glaubte nicht fremden Rathes, noch weniger fremder Führung zu bedürfen, und kaum daß das Heer einige Tage gerastet hatte, ging er den auf Obslo anrückenden Rebellen entgegen, schlug und zerstreute sie und nahm Hydefad gefangen, den er späterhin in Bahus hinrichten ließ.

Ohne Verweilen drang er nach Schweden vor, schlug das ihm durch Steen Sture entgegengesandte Heer bei Bahus und Elfsborg, rückte tiefer in Ostgothland ein und kehrte, des nahenden Winters wegen, siegreich nach

Norwegen zurück, zu dessen Statthalter er ernannt wurde, und welches er mit vieler Klugheit und Gewandheit regierte.

Mehrere Jahre waren in ungestörter Ruhe vergangen. Norwegen war mit seinem Statthalter zufrieden, Dänemark stolz auf den jugendlichen Helden, der dereinst seine Krone tragen sollte, und der Prinz selbst würde nur ungern seinen Aufenthalt in Obslo mit dem von Copenhagen vertauscht haben, denn hier konnte er ganz seiner Neigung leben, war alleiniger Herr, und darnach strebte sein hochfahrender Sinn, dem die Macht des dänischen Adels und die Schranken, welche der Reichsrath oft seinem Könige setzte, unerträglich schienen. Hier konnte er unbekrittelt seinen wilden Vergnügungen leben, da ihm, dem sonst thätigen Manne, Eric Walkendorf, Probst zu Roschild, dem er sein Vertrauen geschenkt und ihn zu seinem Kanzler ernannt hatte, einen Theil der Regierungsgeschäfte abnahm.

Walkendorf war ein kluger, verständiger Mann, der dem Prinzen nicht allein aus Eigennutz, sondern auch aus Zuneigung treu ergeben war, und ihn gern von der Bären- und Wolfsjagd und von mancher rauhen hartherzigen That zurückgehalten hätte. Oft hatte er es versucht, den 23jährigen Prinzen zu vermögen, sich unter den Fürstinnen Europa's eine Gemahlin zu wählen, aber immer war dieser Plan an dessen unstäter Lebensweise und an seiner Geringschätzung des weiblichen Geschlechts gescheitert, und Walkendorfs Einfluß auf seinen Herrn war hier nicht stark genug.

Die in Bergen ausgebrochenen Unruhen, zu deren Dämpfung der Kanzler hingeschickt wurde, und die, unbedeutend, ohne weitere Folgen blieben, sollten ihn jedoch auch hierin den so gewünschten Einfluß auf den Prinzen gewinnen lassen.

An dem Strande des Carsundes, durch welchen die Schiffe in den Hafen von Bergen einlaufen, lustwandelte, von seinem Schreiber und einem Diener begleitet, Kanzler Walkendorf. Ein furchtbarer Sturm hatte gewüthet, hier und da warfen die immer noch nicht beruhigten Wogen Trümmer zerschellter Fahrzeuge an's Ufer und von Asland herüber kamen einzelne Fischerböte, die der Sturm, sich dort zu bergen, gezwungen hatte. Viele Menschen waren am Ufer, welche theils Angst um die Ihrigen, die sie in See wußten, theils der Einkauf von Fischen, theils Neugierde hergetrieben hatte, die Zerstörung, welche der Sturm angerichtet, theilnahmlos oder theilnehmend anzusehen. Die Gegenwart des gefürchteten Kanzlers trieb Manchen nach Haus oder auf die andere Seite des Hafens, und so sah er eine jugendliche Gestalt, den Rücken nach ihm gewandt, auf einem Steinblocke sitzen. Sie schien nicht ganz in der Tracht des Landes gekleidet zu sein, denn ein blaues mit langen Franzen besetztes Tuch war auf ihrem

Kopfe befestigt, ein gesticktes Mieder umschloß ihren schlanken Körper, und das feine weißlinnene Tuch, welches Nacken und Schultern verbarg, verriethen sattsam, daß sie kein skandinavisches Mädchen sei.

Obgleich ein geflochtener Korb an ihrem linken Arme hing, woraus man schließen mußte, sie sei hier, um Fische einzukaufen, so hatte sie doch theilnahmlos die Fischer ihren Fang ausbieten sehen, sich nicht von ihrem Sitze gerührt, nichts eingekauft, sondern unverwandt nach der Bucht geblickt, wo sie bei jedem nahenden Fahrzeuge aufsprang und sich dann wieder setzte, da keines der Gelandeten ihr das Rechte zu sein schien.

Der Kanzler, neugierig, das Mädchen näher zu sehen, ließ seine Begleiter zurück und trat zu ihr. Sie wurde von seinem Gruß angenehm überrascht, schrak anfangs bei seinem Anblick zusammen, faßte sich jedoch schnell und erwiderte die Begrüßung freundlich und züchtig. Walkendorf war, gleich ihr, nicht wenig überrascht, denn hatte er in seiner Einbildungskraft der schönen Gestalt des Mädchens auch ein ganz leidliches Gesicht zugetheilt, so war er doch erstaunt, in dieser jungen Dirne eine vollkommene Schönheit zu erblicken; er mußte sich wider Willen in ein Gespräch mit ihr einlassen und sie fragen, was sie so lange hier auf diesem feuchten Steine fest halte.

Ich freue mich über jedes ankommende Schiff, über jeden Fischerkahn, die dem Sturme und den tobenden Wellen entkamen, erwiderte sie erröthend.

Fürchtest Du für etwas Liebes? fuhr der Kanzler scherzend fort.

Jedes Menschenleben ist mir theuer! sagte sie tief aufseufzend: Ich fürchte, die wilden Fluthen haben manchen Unglücklichen begraben. Ihr schöner Kopf beugte sich, als sie dies sprach immer mehr, sie wollte die Thräne verbergen, die sich wider Willen hervordrängte.

Der Kanzler hatte Mitleid mit ihrem Zustande, trat zurück und schien ihre Thränen nicht zu bemerken; jedoch trieb ihn die Neugierde bald wieder zu ihr.

Wie heißt Du, Mädchen? fragte er.

Maria! erwiderte sie.

Und wes Landes? Deine Kleidung, mehr noch Deine Sprache, zeigen mir, daß Du nicht von hier bist.

Ich bin eine Holländerin, aus Amsterdam.

Und was treibst Du hier?

Ich treibe nichts, Herr, erwiderte sie aufstehend und über diese Frage empfindlich, ich thue was mir meine Mutter Sigbritt befiehlt und weiter nichts.

Und wer ist Deine Mutter, wo wohnt sie? fragte der Kanzler weiter.

Edler Herr! erwiderte das Mädchen, Ihr nehmt ja großen Antheil an uns geringen Leuten, daß Ihr Euch so angelegentlich nach uns erkundiget? — Meine Mutter ernährt sich durch das Schenken von Bier und gebrannten Wassern, auch weiß sie trefflich die Fische zuzubereiten, des-

halb kehrt Alt und Jung, Vornehm und Gering in unsre kleine Herberge am Hafen ein.

Und was machst Du dabei? — Dein Anzug zeigt eben nicht, daß Du trunkenen Menschen die Kanne mit Bier reichst.

Das thu' ich auch nicht, Herr; ich sitze auf meinem Kämmerchen, mit der Nadel in der Hand, und kaufe auch das Nöthige ein, das Uebrige besorgt die Mutter — Doch verzeiht, Herr, daß ich Euch verlassen muß — Dort kommt ein Boot heran geschwommen, es gehört dem Fischer, von dem wir immer unsern Bedarf kaufen. — Sie machte eine rasche Verbeugung und eilte seitwärts nach dem Schiffe hin, welches absichtlich die kleine Bucht zu vermeiden schien, wo das Mädchen eben mit dem Kanzler gestanden hatte.

Dieser ließ sich jedoch nicht täuschen. Er erblickte in dem Boote, außer dem Fischer und seinem Gehülfen, noch einen jungen Mann, der, zwar in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung, ihm von höherem Stande zu sein schien. Da bei dem Anblick des Mädchens, mehr noch bei seiner Unterredung mit ihr, ein Gedanke in ihm aufgestiegen war, der ihn für sie nicht gleichgültig ließ, so folgte er ihr von ferne. Hier sah er nun deutlich, daß ihr Hineilen nicht dem Fischer, sondern jenem jungen Manne galt, dem sie freundlich mit dem Ausruf: Gott lob, daß Ihr nicht verunglückt seid! die Hand reichte, ihm aus dem Nachen zu helfen. Er bewillkommte sie, wie eine liebe Bekannte, drückte ihr die Hand, und sagte ihr einige, für den Kanzler unverständliche Worte, die aber dem Mädchen angenehm sein mußten, denn Freude glänzte auf ihrem Gesicht.

In diesem Augenblick gewahrte der junge Mann den Kanzler, fuhr erschrocken zurück, raunte leise dem Mädchen Etwas in's Ohr, worauf diese sich schnell einige Fische geben ließ und davon eilte.

Ei, Herr Torben Oxe! begann nun Walkendorf, ich glaubte Euch in Copenhagen und finde Euch hier in bürgerlicher Kleidung bei Sturm und Unwetter auf den Fischfang ausziehn! Ich denke, Ihr seid am Hofe in Seeland, und ich finde Euch in dem rauhen Norwegen. Sicher hält Euch das Mädchen fest, nicht wahr, junger Herr?

Euch, ehrwürdiger Propst, erwiderte Torben etwas spöttisch, zog sie wenigstens nach sich, wenn Ihr sie auch nicht hieltet

Ihr redet doch immer noch wie sonst, junger Mann, fiel ihm Walkendorf ernst in die Rede, Eure Gedanken fliehen auf Euren Lippen unbedachtsam davon, deshalb werdet Ihr auch bei all Eurem Wissen wenig Erfreuliches in dieser Welt erfahren. Torben, sagte er dann treuherzig, was soll diese Mummerei? Haltet Ihr das Mädchen zu brav, um einem Edelmanne nachzulaufen, der nicht ihre Hand, nur ihr bethörtes Herz verlangt, und wollt Ihr sie in dieser Verkleidung täuschen?

Kennt Ihr sie? fiel ihm Torben in die Rede.

Das kann Euch gleichviel sein, ob ich sie kenne oder nicht. Ihr habt

die Ueberzeugung, daß ich es redlich mit Euch meine, fuhr der Kanzler immer ernster werdend fort, Euer Vater war mein alter Freund, und machte mir es auf seinem Sterbebette zur Pflicht, mich des verwaisten Knaben anzunehmen. Ich hab' es redlich gethan, will es auch ferner noch, und deshalb hab' ich wohl ein Recht, Euch zu fragen: warum seid Ihr von Obslo nicht nach Copenhagen, sondern hierher gegangen?

Laune — Zufall — erwiderte der junge Mann verdrießlich.

Ihr seid nicht so offen, wie sonst, Torben, sagte Walkendorf, Ihr seid auf dem Wege, einen unklugen Streich zu begehen — Ihr liebt die Holländerin —

Kenntet Ihr sie nur, Herr Kanzler, so würde es Euch nicht wundern, unterbrach ihn Torben von Neuem.

Je mehr ich mich zu wundern Ursache hätte, desto mehr würde ich Alles thun, Euch hier in den Weg zu treten, sagte Walkendorf sehr ernst. Denkt an Eure Verhältnisse, denkt an den Stand des Mädchens, und dieser Gedanke ist wohl hinreichend, Euch nach Copenhagen zurückzuführen.

Torben schwieg, auch der Kanzler, und Beide begannen nun den Rückweg nach der Stadt. Endlich brach dieser das Schweigen. Wißt Ihr, daß der Prinz Christian in Kurzem hier sein wird? fragte er den in Gedanken neben ihm Gehenden.

Das ist mir lieb, erwiderte dieser schnell, denn ich bin entschlossen, mich ganz dem Dienste des Prinzen zu weihen!

Kennt Ihr den Prinzen genau?

Wozu bedarf es das? meinte Torben, die Fürsten sind sich alle gleich, fügt man sich nur in ihre Launen. —

Und erträgt man ihre Härten, ja dann, — fiel ihm der Kanzler in die Rede. Junger Mann! Ihr paßt mit Eurer Offenheit wenig an den Hof, am wenigsten an den des Prinzen. Er ist bei vielen seltenen Eigenschaften jähzornig, duldet keinen Widerspruch, und von eiserner Beharrlichkeit auf seinem einmal gefaßten Entschluß; arbeitsam im Cabinet, kennt er keine andere Erholung, als Jagd, Fischfang, Tanz und Becher. Eure Laute müßte dort ruhen, die in der Provence erlernten Minnelieder müßten in Eurer Brust verschlossen bleiben, so wie mancher Gedanke, manches Wort. Deshalb rathe ich Euch, geht nach Copenhagen zum Könige, an seinen Hof taugt Ihr eher.

Dort ist die untergehende, hier die aufgehende Sonne, sagte Torben, und ein sonderbares Lächeln schwebte auf seinen Lippen, während sein Auge lauernd nach dem Kanzler blickte

Ihr seid in diesem Augenblick meiner Ermahnungen zu gut eingedenk — nahm der Kanzler das Wort, der Torbens Benehmen leicht enträthselte — Ihr verstellt Euch — Nun gut, thut, was Ihr wollt, bleibt hier, wartet die Ankunft des Prinzen ab — Doch wozu quäl' ich mich, Euch zu belehren? — Deshalb von etwas Anderem! — Könnt Ihr

mir nicht Gelegenheit verschaffen, die junge Holländerin näher kennen zu lernen?

Nein! erwiderte Torben kurz, fast trotzig.

Ihr geht doch sicher dort aus und ein?

Das kann ich wohl in diesem Kleide, nicht aber der gefürchtete Kanzler des Prinzen.

Diesmal habt Ihr Recht, daß Ihr mich daran erinnert — Nun, lebt wohl! durch die Stadt können wir in traulichem Gespräch nicht mit einander gehen, so lange Ihr diese Kleidung tragt! — Er winkte seinem Schreiber, der ihm in der Entfernung gefolgt war, zu sich, grüßte Torben freundlich, der nach der Herberge am Hafen eilte, und kehrte in seine Wohnung zurück.

In dem Kanzler war beim Anblick des schönen Mädchens ein Gedanke aufgestiegen, den er fest hielt, fest halten zu müssen glaubte, dessen Ausführung aber tausend Hindernisse in den Weg treten konnten. Schon lange hatte er gewünscht, der Prinz möchte ein weibliches Wesen finden, an welches ihn ein innigeres Band schließen, das auf sein wildes Gemüth besänftigend einwirken könne. Er glaubte es in dem Mädchen von Amsterdam gefunden zu haben; Schönheit, Liebreiz, zarte Weiblichkeit schienen ihm Bürgen für das Gelingen seines Planes zu sein, und selbst ihre Neigung zu Torben hielt er für seine Absicht vortheilhaft, denn je längeren Widerstand sie dem Prinzen zeigte, desto stärker hoffte er, würden die Fesseln sein, mit denen sie den wilden Löwen bändigen könne. Ob er Recht thue, ob es für den Probst von Roschild anständig sei, zu einem solch gefährlichen und eben nicht moralischen Mittel zu schreiten, daran dachte der Kanzler nicht; war es nur zum Wohl seines Fürsten, zum Heil des Landes, was kümmerte es ihn, ob ein Herz brach, ob eine Tugend unterging, für solch hohen Zweck schien dem Staatsmanne kein Opfer zu groß.

Kaum in seine Wohnung getreten, befahl er seinem Schreiber, sich nach dem Thun und Treiben und dem Rufe der Holländerin zu erkundigen, und erfuhr schon am andern Tage, daß die Alte ein listiges, verschlagenes Weib, aber eine tüchtige Hausfrau, die Tochter hingegen so tugendhaft als schön sei. Jedermann stimme in ihr Lob ein, Alt und Jung hätte gleich günstige Meinung von ihr, und sie wäre auch in Bergen nur unter dem, ihr in Amsterdam ihres schmucken Aeußeren und der besonders auffallenden Weiße ihrer Haut wegen, gegebenen Beinamen: Düvecke, (das Täubchen) bekannt. Walkendorf, durch diese Nachricht noch neugieriger gemacht, ließ unter einem schicklichen Vorwande schon an demselben Tage die Mutter zu sich kommen.

Eine für ihre Jahre recht hübsche, wohlbeleibte Frau trat bei ihm ein

und fragte, was der Herr Kanzler zu befehlen habe. Walkendorf that über ihre Herkunft und ihre Handthierung einige Fragen an sie, und erfuhr, daß sie schon vor der Geburt ihres Kindes Witwe geworden und sich in Amsterdam vom Obsthandel genährt habe, der Theurung wegen aber hierher gezogen sei, wo Gott ihren Fleiß belohnt und sie jetzt eine hübsche Wirthschaft am Hafen besitze. Fischer und Schiffsvolk, setzte sie etwas redselig hinzu, kehren häufig bei mir ein, und in meinem netten Oberstübchen kann man auch ganz stattliche Herren finden, die sich an meinen, auf holländische Weise bereiteten Fischen gar gütlich thun.

Lebt Euer Kind noch? fragte der Kanzler.

Ihr fragt mich, gestrenger Herr, ob mein Kind noch lebe? wiederholte Sigbritt, lächelte und sah mit ihren blitzenden Augen den Kanzler so scharf an, als ob sie ihn durchschauen wollte. Mein Gott! Ihr habt ja meine Tochter gestern am Strande gesehen und gesprochen, und doch wohl nur ihretwegen nach mir geschickt, setzte sie scharf betonend hinzu. — Gestrenger Herr! fuhr sie fort, da Walkendorf mit der Antwort zögerte. Ich bin nicht reich, nicht vornehm, aber dennoch irrt Ihr Euch in uns! — Nehmt dies vielleicht etwas zu früh gesprochene Wort nicht für ungut.

Gute Frau! erwiderte Walkendorf, Ihr seid im Irrthum, nicht ich! — Wohl hab' ich Euch Eurer Tochter wegen rufen lassen, aber meinetwegen wahrlich nicht — Sigbritt lächelte, wahrscheinlich ungläubig — Eure Tochter steht mit einem jungen Manne in Verbindung. —

Ja Herr! unterbrach die Frau mit sichtbarer Selbstzufriedenheit seine Rede, ein hübscher junger Mann, Sohn eines wohlhabenden Schiffseigenthümers aus Obslo, freit um sie, und dies in Zucht und Ehren.

Ist es nicht der Nemliche, den Euer Kind so angstvoll am Strande erwartete?

Ja, Herr! Er hatte zu seinem Vergnügen ein Fischerboot bestiegen, das Unwetter überfiel ihn, und meine Tochter war besorgt. —

Habt Ihr Euch schon näher nach dem jungen Mann aus Obslo erkundigt? fragte der Kanzler von Neuem.

Ihr nehmt ja vielen Antheil an der Sache, gestrenger Herr, so viel, daß ich unruhig werden könnte, denn wo große Herrn sich hineinmischen, da erntet gemeiniglich der Niedere Spreu statt Waizen. — Erkundigt habe ich mich noch nicht, sagte sie dann weiter, der junge Mann ist so gut, so aufrichtig. —

Und täuscht Euch doch! fiel ihr der Kanzler in die Rede.

Frau Sigbritts Gesicht war bei diesen Worten wie durch einen Zauberschlag verändert; statt des Gleichmuths, mit dem sie bisher dem Kanzler gegenüber gestanden, dessen Absicht sie zu errathen geglaubt hatte, drückte sich lebhafte Unruhe auf ihrem Gesichte aus. Wie meint ihr das, gnädiger Herr? fragte sie ängstlich auf die Antwort lauschend.

Der junge Mann, der Eurer Tochter Herz bethört hat, ist nicht der

Sohn eines Schiffseigenthümers von Obslo, es ist Herr Torben Oxe, ein reicher dänischer Adeliger, der wohl nicht um die Hand Eurer Tochter werben kann; bei ihm könntet Ihr leicht Spreu statt Waizen ernten.

Ich danke Euch für diese Nachricht, gnädiger Herr! Wüßte ich nur, wenn dem so ist, woran ich doch nicht zweifeln darf, da der Kanzler des Kronprinzen es mir sagt, wüßt' ich nur, womit ich Euch meine Dankbarkeit beweisen könnte.

Führt Euer Kind zu mir, damit ich es kennen lerne, mehr verlange ich nicht, sagte der Kanzler.

Frau Sigbritt warf einen stolzen, fast zornigen Blick auf den allgewaltigen Mann. Herr Kanzler! sagte sie dann, steht auch meine Tochter so tief unter einem dänischen Edelmann, daß er um ihre Hand nicht werben darf, so dünkt sie sich doch zu gut, um Euch einen Besuch abzustatten. Wollt Ihr sie sehen, so kommt in mein Haus, es ist groß genug Euch aufzunehmen und steht allen Gästen offen; eßt ein Gericht Seebars bei mir, und Ihr sollt dann Gelegenheit haben sie zu sehen.

Weib! unterbrach sie der Kanzler entrüstet, meine Herablassung läßt Euch vergessen, vor wem Ihr steht; Ihr seid ein stolzes, freches Weib — Ich will von Eurer Tochter nichts, ich wollte ihr Glück, stoßt Ihr es von Euch, in Gottes Namen! — Aber nun geht! — Hiermit entließ er sie.

Frau Sigbritt war keine von den Frauen, die ein drohendes Wort leicht erschrecken konnte. Sie wiederholte sich beim Nachhausegehen jedes Wort des Kanzlers, und es dünkte ihr fast, sie habe sich in dem geistlichen Herrn geirrt und nicht weise gehandelt; aber weshalb hatte er sie rufen lassen, welches Glück wollte er ihr bieten? diese Fragen beschäftigten sie. Sie wog nun bedächtig alle möglichen Fälle ab, trat aber, ohne zu irgend einem Resultate gekommen zu sein, in ihr Haus.

Dort saß Marie schon lange, in schmerzlicher Unruhe auf ihrem kleinen Zimmer. Sie hatte zwar gestern Abend den Mann ihrer Liebe gesehen, gesprochen; aber er war so zerstreut, so kalt gegen sie gewesen, hatte so unbestimmt auf ihre wiederholten Fragen, was ihm begegnet sei, geantwortet, sie so bald wieder verlassen, daß sie die Nacht durchwacht und auch noch jetzt in steter Besorgniß war. Den ganzen Morgen hatte sie vergebens auf ihn gewartet, der Mittag, wo er doch sonst täglich zu kommen pflegte, war ohne ihn vorüber gegangen, und immer war er noch nicht da. Doch länger sollte sie nicht vergebens harren, sie hörte seine Tritte, und er stand vor ihr. Aber nicht wie sonst, freudig und feurig, nahte er sich ihr, ein inniger Druck seiner Hand begüßte sie; sein Gruß war zwar nicht kalt, doch fühlte sie wohl, er komme nicht frei aus dem offenen Herzen. Ungewiß, was sie von ihm denken sollte, ruhte ihr Auge forschend auf ihm. Was siehst Du so starr auf mich, Marie? sagte er unmuthig, willst Du

mit Deinen durchbohrenden Blicken bis in mein Innerstes schauen? In meinem Herzen ist es noch wie es war — aber hier, hier! — Er preßte mit diesen Worten seine glühende Stirn, das Mädchen aber ergriff seine Hand und schaute ihn jetzt freundlich ins Auge. Komm Oluf! sprach sie zutraulich, komm, setze Dich auf deinen Sessel mir gegenüber, theile mir Deinen Kummer mit, Du weißt ja, daß ich Deine beste Freundin bin, und Du Niemand auf der Welt hast, der es so treu und gut mit Dir meint als ich, komm, setze Dich doch! — Er gehorchte· Beunruhige Dich nicht um mich, fuhr sie dann fort, ich bin auf Alles gefaßt.

Auf Alles? fragte der junge Mann.

Nein! rief sie von ihrem Stuhle aufspringend, aus, nein! verzeihe mir's Gott, wenn ich log! Sagtest Du mir jetzt, Du hättest mich hintergangen, betrogen, das würde mich überraschen, tief schmerzen bis zum Tode kränken. Aber, das kann es nicht sein, dazu bist Du zu brav; darum rede nur, wir sind jetzt allein, die Mutter stört uns nicht, sie ist nicht zu Haus.

Wo ist sie? fragte er halb zerstreut.

Des Prinzen Kanzler hat sie zu sich beschieden, Gott mag wissen, was er von ihr will, wenn es nur etwas Gutes ist.

Der Kanzler? murmelte er leise vor sich hin und sein Gesicht erbleichte. Nun so ist Alles vorüber! —

Was sprichst Du da für unverständliche Worte? sagte das Mädchen besorglich, und die Angst preßte Thränen in ihr himmelblaues Auge, daß es dem Abendsterne gleich, wenn eine Thauwolke an ihm vorüberzieht. Höre, mein Oluf! begann sie dann, als er schweigend und sinnend vor sich niedersah, meine Angst ist unaussprechlich, sage mir nur, was vorgefallen ist — Dein Schweigen bricht mir sonst noch das Herz — Höre! — Wohl hundertmal hast Du mich im Liebesrausch um einen Kuß gebeten, ich hab' ihn Dir noch immer verweigert; was Dir die Liebe nicht gab, bietet Dir Beklemmung und Angst freiwillig — aber rede nur.

Diese unentweihten Lippen sollte ich berühren, sie, die nur die Worte der Wahrheit, die Worte der Tugend sprachen? — Nein, das bin ich nicht werth rief der Jüngling. Freiwillig, ohne den schönen Lohn, den ich nicht verdiene, will ich reden, und ohne Kuß aus meinem Himmel scheiden. Wisse, ich bin nicht Oluf Nielson, — ich bin —

Wer bist Du? — Beim barmherzigen Gott beschwöre ich Dich, sage wer bist Du?

Ich bin Torben Oxe, ein mächtiger reicher Abeliger aus Dänemark. —

Und was wolltet Ihr von mir, gestrenger Herr? sagte kaum hörbar das Mädchen, und ihre Kniee wankten.

Ich wollte das Ohnmögliche möglich machen, und kann es doch nicht! — sprach er heftig — Aber wer kann gegen sein Schicksal, gegen die feind-

lichen Mächte, gegen Sitten, Gewohnheiten und Vorurtheile kämpfen, ohne zu unterliegen?

Da habt Ihr Recht Herr! sagte das Mädchen, ihres Stuhles Lehne erfassend. Und damit Euch der Kampf nicht zu schwer wird, bitt' ich Euch: verlaßt mich!

Marie! rief er außer sich, so sollt' ich von Dir scheiden? —

Ja, Herr, schnell und kurz, wie die Trennung von einem schönen Morgentraum, wenn man plötzlich aus süßem Schlummer aufgeschreckt wird und der Traum mit all seinen lieblichen Bildern dahin ist, so schnell, so rasch! — Eilt, fort! Aber er warf sich vor ihr nieder, bedeckte ihre Hand mit seinen Thränen, der Kampf in seinem Innern raubte ihm die Sprache; Beider Schmerz war stumm.

Ei, Herr Torben! rief die eben eintretende Mutter: Wie muß ich den edlen Herrn aus Dänemark vor meiner Tochter finden? Stolzen Edlen, wenn sie auch mit einem armen Mädchen ihr Spiel treiben, ziemt solche Stellung nicht. Ueberdies, was Herrn Oluf verziehen worden wäre, das ist Euch nicht erlaubt; darum verlaßt uns, zieht ein seidenes Wamms an, schmückt Euch mit goldenen Ketten und reitet morgen zum Festmahle, welches der Kanzler Walkendorf den Herren der Stadt giebt, aber vermeidet ferner unsre Herberge; für Eure Hausfrau ist mein Kind zu schlecht, für etwas Anderes zu gut — Gehabt Euch wohl und geht! — Er wollte reden, aber Frau Sigbritt wiederholte das unfreundliche Wort: Geht! so ernst, daß er das kleine Stübchen, noch gestern sein Paradies, verlassen mußte; nur ein einziger bittender Blick traf noch das weinende Mädchen.

Jetzt, nachdem Sigbritt Herrn Torben bis an die Treppe geleitet hatte, kehrte sie zu ihrem Kinde, das sie über Alles liebte, zurück. Du bist betrogen! rief sie heftig, die Weinende an sich drückend — Er ist —

Ich weiß Alles, Mutter, fiel ihr das Mädchen in die Rede, weiß Alles durch ihn selbst — Ja! ich bin betrogen, bin tief gekränkt; aber laßt das, Mutter, und grämt Euch nicht darüber, es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß es so sein sollte. Ihr habt mir ja immer gesagt, mein thörigtes Herz würde mich nie glücklich machen, da es nur zum Dulden, zum Gehorchen geschaffen sei, meine Gestalt, mein Antlitz aber nur zum Herrschen. — Nun, so will ich auch nichts mehr für mein Herz erwarten, da es gleich das erste Mal, daß es liebend schlug, so bitter getäuscht wurde. —

Darum thust Du recht, mein Kind! unterbrach sie Frau Sigbritt. Das Herz ist ein trunkener Führer, der, von Irrlichtern verlockt, in Sümpfe geräth, der Verstand allein geleitet sicher durch's ganze Leben — Doch von etwas Anderem! der Kanzler verlangt Dich zu sprechen.

Was soll mir der Kanzler? erwiderte die Tochter. Ueberlaßt mich jetzt meinem Schmerz, Mutter, seid gütig gegen mich, laßt mich nur ruhig über mein Schicksal nachdenken!

Die Mutter, die Billigkeit dieses Wunsches fühlend, berührte dies nicht weiter, fragte sie noch über Einiges, Herr Torben betreffend, und verließ sie dann.

Torben war die erste Liebe Mariens gewesen, die noch keinen unter den vielen Männern, die ihrer Schönheit gehuldigt, ihrer werth gefunden hatte. Von der Mutter sorgfältig erzogen, hatte die kluge listige Frau Alles gethan, ihr so viel Stolz einzuflößen, als ihr nöthig schien, sie vor den Thorheiten eines leidenschaftlichen Herzens zu bewahren. Ganz auf der Tochter Schönheit vertrauend, baute sie hierauf allein die Zukunft ihres Kindes, erzog sie streng, wußte selbst in ihren Verhältnissen jeden zweideutigen Schein von ihr zu entfernen, und rein und sittlich, aber auch stolzen Herzens, erschien die Jungfrau Jedermann als Vorbild der Schönheit und Tugend. Da gelang es Torben ihr Herz zu fesseln. Der reiche Bürgersohn gnügte damals noch den hochfliegenden Plänen der Frau Sigbritt, gnügte Maria's Herzen, keine von Beiden legte ihm Hindernisse in den Weg. Das offene zutrauliche und zarte Benehmen des jungen Mannes, der Aufwand, den er machte, ließen selbst die vorsichtige Mutter nicht an seinen redlichen Absichten, an seinem Reichthume zweifeln, doch hatte sie über den Schiffsherrn Nielson und seinen Sohn, der auf Reisen sein sollte, Erkundigungen einziehen lassen, die ganz zu ihrer Zufriedenheit ausfielen.

Herr Torben hingegen war sich bei Allem dem selbst ein Räthsel geblieben. Anfangs, als er in Obslo von der schönen Holländerin am Hafen gehört, hatte ihn die Neugierde und Langeweile nach Bergen geführt, und da er ohnmöglich unter seinem wahren Namen in die Herberge zum weißen Schwan gehen konnte, war er absichtlos auf die Vermummung gefallen. Als er das Täubchen, oder wie sie in der dortigen Landessprache allgemein hieß, die Düveke, gesehen, gesprochen hatte, da gestalteten sich freilich seine Verhältnisse anders; Leidenschaft entflammte in ihm, doch das sittliche Mädchen hielt sie stets in ihren Schranken zurück, befeuerte sie dadurch nur noch mehr, und in einer schwachen Stunde, wo er Verhältnisse und Zukunft vergaß, warb er um ihre Hand, die ihm auch nach manchem absichtlichem Zögern von der Mutter bewilligt wurde. Aber auch diese Bewilligung brachte ihn um nichts näher, auch dem Bräutigam gewährte die Jungfrau nicht die kleinste Gunst, er blieb auf derselben Stelle ihr gegenüber stehen, und wußte sich auch eigentlich selbst nicht Rechenschaft von dem zu geben, was er jetzt wollte. Als er ihren Liebreiz, ihre Tugend erkannte, mußte er sie zu hoch achten, um sie verderben zu wollen; von Liebe entflammt, hätte er Alles um ihren redlichen Besitz gegeben, nur war er nicht stark genug, den Vorurtheilen seiner Zeit Trotz zu bieten. Er schwankte hin und her, genoß leichtsinnig das Glück des Augenblicks, meinte es brav mit dem Mädchen und handelte doch unredlich gegen sie. So traf ihn der Kanzler, der ihn aus seinem Sinnestaumel weckte; aber trotz seines Erwachens

konnte er keinen festen Entschluß fassen; — er glaubte nicht ohne das Mädchen leben, aber auch sie nicht zum Altar führen zu können.

Maria's Entschluß war schneller gefaßt. Er hatte sie hintergangen, und was konnte er durch seine Verkleidung bezwecken wollen? Er hatte ihr geradezu gesagt, daß er in dem Kampfe gegen die bestehenden Vorurtheile unterliegen müsse, das war genug, um nichts mehr von ihm erwarten zu können. Ihn zu vergessen, war ihr fester Vorsatz, ihn zu hassen vermochte sie nicht.

Die sonst so schnell Alles auffassende Sigbritt war noch nicht mit sich einig, wie sie bei diesen Umständen handeln sollte. Es gereu'te sie, den Kanzler, so wie Herr Torben so kurz abgewiesen zu haben, von Beiden hoffte sie, nach reiflicher Ueberlegung, noch Nutzen ziehen zu können. War der Kanzler nicht allvermögend, stand er nicht fest in der Gunst seines Herrn, konnte er nicht für diesen —? Doch das waren wohl eitle Gedanken. Aber Torben! — Zwar war es in damaliger Zeit ein seltener Fall, daß ein Adeliger eine Bürgerliche, besonders eine ihres Standes, frei'te, aber ohnmöglich war es doch nicht. Konnte die Liebe ihn nicht bewegen seine Güter zu veräußern, in ihr Vaterland mit seinem Weibe zu ziehen, wo jeder Reiche so geehrt war? Alle diese Gedanken durchkreuzten sich in dem Kopfe der ewig thätigen Frau, und um das, was ihr stolzes Gemüth in der ersten Aufwallung verdorben hatte, wieder zu gut machen, beschloß sie, mit ihrer Tochter, die freilich dazu nicht aufgelegt war, zu dem Kanzler zu gehen, und ein Auge zuzudrücken, wenn der dänische Adelige ihr Haus wieder betreten sollte.

Der Mutter Zorn fürchtend, entschloß sich Maria nach langen Weigern endlich doch, diese eines Nachmittags zu dem Kanzler zu begleiten, der schon am Morgen von der Mutter davon unterrichtet worden war. Walkendorf schien das freche Benehmen der Frau Sigbritt ganz vergessen, und nur Augen für die Tochter zu haben, deren vollkommene Schönheit ihn heute noch mehr überraschte, als da er sie am Strande zum erstenmale gesehen hatte. Er sprach mit ihr so herzlich, wie ein Vater zu seinem Kinde, und nicht ein Wort, das man hätte mißdeuten können, entschlüpfte ihm. Aber das Mädchen war traurig und still, ihre Gedanken waren noch zu sehr bei Torben, als daß sie das, was der Kanzler ihr sagte, beachtet hätte, der sie trotz ihrer Schweigsamkeit liebenswürdig und reizend fand.

Frau Sigbritt! wandte er sich jetzt zu der Mutter: Der Prinz von Dänemark wird in einigen Tagen seinen Einzug in Bergen halten, und so wie ich vernommen habe, wird ihm die Stadt einen feierlichen, seiner Hohheit würdigen Empfang bereiten; die Gewerke wollen ihm entgegen ziehn, und die Jungfrauen in ihren höchsten Schmuck ihn am Thore begrüßen. Ich werde Eure Tochter doch unter ihnen finden?

Gnädiger Herr, erwiderte Sigbritt, wohl schwerlich! Wir sind erst seit einigen Jahren hier, noch nicht recht einheimisch, noch nicht ganz mit der Sprache und den Sitten des Landes vertraut, und manches Auge sieht, unsrer guten Nahrung wegen, neidisch auf uns. Es giebt so viel schöne reiche Jungfrauen in Bergen, so viele, denen es wohl eher zukommt den Prinzen festlich zu empfangen, als meine Tochter.

Die Schönste muß den Fürsten begrüßen, und die ist Euer Kind — Laßt mich nur sorgen! meinte der Kanzler.

Sigbritt schüttelte bedenklich den Kopf: Seht das Mädchen an! Sie ist in ihrem besten Staat vor Euch erschienen, soll sie schaamroth unter den stolzen geputzten Töchtern reicher Handelsherren stehen?

Für Alles werd' ich sorgen, Frau Sigbritt! sagte Walkendorf, der an dem Mädchen, in dessen Auge er eine Thräne schwimmen sah, auch ihrer selbst wegen, Theil zu nehmen begann. Du fürchtest Dich wohl, Marie, vor dem Prinzen zu erscheinen und ihn zu begrüßen? wandt' er sich dann zu dieser: Fürchte Dich nicht! Wer Dir in Dein frommes Auge sieht, und wär' er ein Tiger, muß sich gebändigt, muß sich ergriffen fühlen. Aber weinen darfst Du nicht, Du mußt lächeln, sanft und freundlich sein wie die himmlischen Engel, denn ihnen gleicht Dein liebes Antlitz.

Auch Engel weinen, wenn ihr Auge auf den gefallenen Menschen blickt, sagte halbleise Marie.

Diese Antwort überraschte Walkendorf — Ist vielleicht jener junge Mann, den Du am Strande erwartetest, der Gefallene, dem Deine Thräne gilt?

Ein Wink Sigbritt's hieß die Tochter schweigen. Der Kanzler redete noch Manches, doch setzte er dabei das Gespräch nicht weiter fort, und entließ sie bald darauf mit dem Versprechen, für passende Kleidung und alles Uebrige zu sorgen.

Das ist grausam, Mutter! sagte Marie, als sie in den weißen Schwan zurückgekehrt waren. Es ist grausam, daß Ihr zugebt, daß ich zum Hohn und Spott der stolzen norwegischen Dirnen mich dem Zuge anschließen soll; mein Herz blutet und ich soll lächeln. Mit Thränen im Auge werd' ich unter ihnen stehen, und er ist wohl gar in des Prinzen Gefolge. Habt Mitleid mit mir, laßt mich daheim! — Wenn ganz Bergen zum Empfange des königlichen Jünglings strömt, dann ist Alles still in der Stadt, und ich kann recht ruhig meinem Schmerz nachhängen — Mir grauset vor dem Augenblick, wo ich öffentlich auftreten soll!

Mir nicht! erwiderte Sigbritt. Mir ist's, als sähe ich eine glänzende Zukunft vor mir, wenn ich mir Dich in Deiner Schönheit prangend an der Spitze des Zuges denke, den Prinzen von Dänemark zu begrüßen.

So möge Gott mein Gebet erhören und mich auf das Krankenlager werfen! sagte das Mädchen leidenschaftlich.

Thörin! zürnte die Mutter, soll ich denn ewig für Dich handeln

müssen? — Du bist das einzige Wesen, an dem ich auf dieser verdorbenen Welt noch hange, für Dich habe ich gelebt, gearbeitet über meine Kräfte; wie der Gärtner die schönste Rose seines Gartens, so sorgsam hab' ich Dich gepflegt, und da ich Dich, meinen Stolz, meine Freude, nun so schön aufgeblüht, schöner noch entfaltet vor mir sehe, da ich Dich mit Angst und Sorge vor jedem rauhen Lüftchen, vor jeder frechen Hand gewahrt habe, da beugst Du widerspenstig Dein Haupt, wenn es sich dem jungen Fürsten in seinem Jugendglanze zeigen soll? — Was sollen diese Thränen? — Thränen entstellen jedes weibliche Antlitz, der Frohsinn muß es beleben, er gehört der Jugend, und jede Thräne gräbt eine Furche auf Dein glattes Gesicht.

Ich bin zum Dulden geschaffen, Mutter, nahm Marie das Wort, Ihr zum Handeln. —

Ach! seufzte diese, auf welchen kleinen Wirkungskreis ist mein Handeln beschränkt! — Mit Elend und Noth zu kämpfen, war mein stetes Schicksal; nur wenn ich Dich ansah, stieg neuer Muth in mir auf, stolz hob ich meinen sorgenschweren Kopf empor, denn durch Dich wollte mir das Schicksal vergüten, was es mir sonst entzogen hatte. Und jetzt, da ich glaube durch Dich meinen engen Kreis erweitert, meine niedere Stellung vielleicht erhöht zu sehen, da weinst Du und entstellst Dein liebliches Gesicht durch ätzende Thränen, und theilst meine Hoffnung nicht.

Hoffnung wär' Euch geworden, Mutter, sagte jetzt Marie aus tiefen Sinnen erwacht, und welche? — Hat er mit Euch gesprochen?

Laß ihn! was kümmert er uns noch? — Mein Hoffen ist anderer Art. Glaubst Du denn, daß der Kanzler Dich absichtlos an die Spitze der Jungfrauen, die den Prinzen empfangen sollen, stellen will? Wär' ihm an Deinem Besitze gelegen, würde er Dich sicher an diesem Tage im Verborgenen lassen; so aber wünscht er, der Prinz möge Dich sehen. —

Mutter! fiel ihr Marie heftig bebend in die Rede.

Was zitterst Du, Kind, was bekümmert Dich das? — Setze Dich ruhig hin, nimm die Spindel zur Hand, singe ein holländisch Liedchen und denke nicht weiter darüber nach.

Marie befolgte den gar weislichen Rath der Mutter, sang das Lied von der treuen Minne, und bald war Prinz und Einzug vergessen, nur Oluf, nicht Torben stand noch vor ihrem wehmüthigen Blick.

Wie die Blume, die ihren Kelch verschließt, wenn die frevelnde Hand sie berührt, so ist der Jungfrau Herz in der lieblichen Rosenzeit ihres Lebens; streng bewacht, vor jedem Eindruck geschützt, glaubt sie, das betrogene Herz der treulosen Liebe fest verschlossen zu haben; und ehe sie es wähnt, schleicht die Vertriebene durch ein offen gebliebenes Pförtchen hinein,

steht vor ihr und sie weiß nicht, wie ihr geschieht. Selige Erinnerung, süße Gewohnheiten lassen sie nicht zürnen, es ist, als sei die Zeit des Schmerzes nicht gewesen, als sei Alles geblieben wie es war. So erging es auch Marien. Sie dachte an Oluf, er stand in all seinem Liebreiz vor ihr, und sie durchlebte die schönen Tage der Blüthenzeit noch einmal.

Da pochte es leise an die Thür, sie schrak auf, der Traum entschwand, nur das Klopfen ihres Herzens war von all der Seligkeit geblieben; da pochte es noch einmal, ängstlich sah sie nach der Thür und Torben trat prachtvoll gekleidet herein.

Sein Anblick überraschte sie. Er war es, und er war es doch nicht — die goldne Kette, der Sammetmantel, das seidene Wamms — Nein, das war ihr Oluf nicht! — Mit ungewissen Tritten nahte er ihr; bebend, zitternd stand sie ihm gegenüber. Was führt Euch zu mir? stammelte sie endlich.

Du hast mich verstoßen, Marie, sprach er mit tiefer Rührung, und dennoch führt mich Theilnahme zu Dir — Aber davon hernach! — Erst sag' mir, was ich verbrochen habe! Bin ich Deinem Herzen untreu geworden, Marie? — Hab' ich Dich verlassen? — Wahrlich, nein! — Ich habe Dich nur getäuscht, der Adelige ist in bürgerlicher Kleidung vor Dich getreten — anfangs in der Absicht Dich zu sehen, zu sprechen, dann Dein Herz zu prüfen, ob es ihn um seiner selbst willen liebe — das ist mein Verbrechen! — Und verdient es solch furchtbare Strafe, war die Flamme Deiner Liebe so matt, daß der leiseste Windhauch sie auslöschte?

Es wäre gut, wenn sie erloschen wäre, sprach Marie leise vor sich hin.

Also du liebst mich noch? rief Torben freudig aus und streckte die Arme nach ihr, doch sie trat ernst zurück und suchte sich zu fassen. Da ruhte sein Auge so flehend, so liebend auf ihr, ein Blick voll Schmerz und Hoffnung traf, als sie nach ihm sah, die Erröthende, das aus der Tiefe des Herzens gesprochene: Marie! drang auch zu ihrem Herzen, in ihrem Engelsblick lag das süße Wort: Vergebung! doch sprachen es die Lippen nicht aus, sie stand schweigend vor ihm; die Pforte war dem Vertriebenen nicht mehr verschlossen, aber kein versöhnendes Wort wollte dem ängstlich Harrenden Trost bringen.

Endlich faßte sie Muth — Herr Torben, sprach sie, ich habe Euch geliebt! Die Erinnerung an diese so schnell verschwundene Zeit wird mir immer theuer sein; aber, Gott gelobt, ich habe meine Liebe aus mehreren Gründen zu unterdrücken die Kraft gehabt, da ich mir sagen mußte, daß Eure Verkleidung nur in unedler Absicht geschehen sei.

Bei Gott und allen Heiligen, nein! rief Torben, Du thust mir Unrecht.

Und thät' ich das, ständet Ihr rein vor mir, wozu könnte mir es nützen? Die Eure kann ich nie werden, deshalb —

Liebe ist stärker als Vorurtheil — unterbrach er sie.

Heute vielleicht, gestern war sie es nicht, Herr Torben, fuhr Marie fort; doch auch das will ich noch glauben, und doch hilft mir auch dies zu nichts. — Wähnt Ihr denn, daß ein armes Mädchen nicht auch Stolz genug habe, zu fühlen, daß sie in dem Kreise, wohin des Mannes Geburt sie erhebt, die Verspottete, Verhöhnte sein würde? Glaubt Ihr, ich sähe die Kluft nicht, die uns trennt, und könnte noch hoffen? Nein, nein! Ihr würdet, wenn auch jetzt von Leidenschaft befangen, nur zu bald für meine Ruhe, für mein Glück sie erblicken. — Da wo der Liebe Flamme ruhig brennt, und sich Beide in treuer Freundschaft bis zum Tode vereinigen sollen, da würde die Kluft die Flammen trennen, die Eure verlöschen, und die meine sich in ihrer eigenen schmerzvollen Gluth verzehren. Nein, Herr Torben! ich habe Euch zu sehr geliebt, um Euer Glück stören zu wollen. — Vergeßt mich, und wo wir uns auf unserem Lebenswege treffen werden, wollen wir uns als Freunde begrüßen. — Kein Wort weiter! — Das Schicksal, nicht mein Herz hat entschieden, und sollte es auch darüber brechen, ich scheide von Euch, muß von Euch scheiden. — Doch, was führte Euch hierher? Ihr sagtet vorhin, es sei Theilnahme. Was steht mir Unglückliches bevor? denn an Glück darf mein blutend Herz nicht denken. — Setzt Euch zu mir, sagt es — verheimlicht mir nichts! —

Torben war in der qualvollsten Stimmung. Der ruhige feste Ton, mit dem das Mädchen sprach, zeigte ihm deutlich, daß ihr Beschluß unabänderlich sei. Mit schmerzvollem Blick sah er auf den Engel, von dem er sich trennen sollte, und lange konnte er nicht Worte finden. Endlich sagte er, mehr in Verzweiflung, als mit Ruhe: Ich komme so eben von dem Gastmahle, welches der Kanzler den Angesehenen hiesiger Stadt gegeben. Dort sprach man über des Prinzen Empfang, und ich erfuhr aus Walkendorfs eigenem Munde, daß Ihr erlesen wäret, an der Spitze der Jungfrauen ihn zu bewillkommnen; der Kanzler meinte, Euch, als der Schönsten, gebühre diese Ehre, und die Stadt könne seinen Fürsten nicht besser empfangen, als indem sie ihm das Herrlichste, was sie besitze, ihn zu begrüßen entgegen sende. Dann wurde unter Trompetenschall — Hört Ihr denn nicht auf mich, Marie? — unter Trompetenschall wurde die Gesundheit des schönen Mädchens von Norwegen, wurde die Eure getrunken.

Hoch erglühten die Wangen Mariens, ob aus Schaam, ob aus erwachter Eitelkeit, war schwer zu errathen.

Und wollt Ihr Euch wirklich an der Spitze vornehmerer Jungfrauen den lüsternen Blicken des Prinzen aussetzen? fuhr Torben fort.

Marie schwieg, sie wußte ihm keine Antwort zu geben. Zu sehr gewohnt, in jeder Sache der Meinung und dem Willen der Mutter zu folgen, konnte sie den Gedanken nicht fassen, ihr zu widerstreben, so sehr es ihr Herz auch gewünscht hätte. Doch auch hier riß sie die Mutter aus der Verlegenheit. Sie hatte den Dänen in ihr Haus gehen sehen, war ihm

gefolgt, hatte die Liebenden belauscht, und fürchtend, er könnte der Tochter ein Versprechen ablocken, dem entgegen zu arbeiten ihr bei Mariens Sinnesart schwer werden mußte, trat sie jetzt ein und störte die Unterhaltung.

Ei, gnädiger Herr! redete sie Torben an: Wie wird meinem Hause die Ehre, einen so stattlich gekleideten Junkherrn bei mir zu sehen? Ich hätte kaum geglaubt, daß wir nach unserer letzten Unterredung dies Glück noch hätte werden können.

Gute Mutter Sigbritt — erwiderte Torben, doch ließ sie ihn nicht ausreden. Dieser Ehrenname, sprach sie mit Heftigkeit, war mir einst zu hören angenehm, da ich glauben konnte, er käme aus dem Munde meines Schwiegersohns, jetzt klingt es mir, als ob ein altes Mütterchen angeredet würde, und so alt bin ich doch noch nicht.

Frau Sigbritt! nahm nun Torben das Wort, Ihr seid plötzlich so verändert gegen mich. —

Natürlich, gnädiger Herr, da auch Ihr so verändert vor uns steht. — Früher im schlichten wollenen Wamms, einen Hut von grobem Filz auf dem Kopfe, und jetzt im seidenen Wamms, ein stattliches Barett mit zwei großen Federn. —

Blau und weiß sind sie, die Leibfarbe Mariens, fiel er ihr in die Rede.

Gleichviel, gnädiger Herr! Erlaubt nur, daß ich Euch offen sage: weder die schwankenden Federn von der Leibfarbe meiner Tochter, noch die goldenen Ketten um Euren Hals, noch der verbrämte Mantel, werden sie verlocken, ferner einem Manne mit Liebe anzuhangen, der sie nicht ehelichen kann.

Wer sagt Euch das? fuhr Torben schnell auf.

Mein Verstand, Herr, und meine Erfahrung! Ihr wäret aus dem Kreise der Edeln ausgestoßen. —

Was gehet das meinem Herzen an?

Aber Eurer Ehre viel — Ihr lebtet verachtet, mein Kind verspottet. — Und wie lange würde es dauern, so hättet ihr den Rausch ausgeschlafen, und die Reue folgte der That. —

Glaubt das nicht! —

Ueberdies, setzte sie ihren Sermon fort, würde der König, würde der Prinz es zugeben?

Was kümmert mich das! — Gottes schöne Erde ist groß, Dänemark wahrlich nicht ihr Paradies. Mutter! sagte er dann, traulich ihre Hand fassend, Torben Oxe hält, was Oluf Nielsen versprach — doch unter einer Bedingung — setzte er rasch hinzu — Marie ist nicht bei dem Zuge, der den Prinzen empfängt!

Ihr seid trunken, Herr! von Liebe oder Wein, gleichviel — erwiderte Sigbritt ernst. Mein Kind ist von dem Kanzler und den Herrn des Rathes bestimmt, den Zug anzuführen, dabei muß es bleiben! — Morgen von

dem Uebrigen; jetzt aber bitte ich Euch, geht nach Hause, schleicht leise die Treppe hinab, daß Euch Niemand sehe; es ist finster, und so könnt Ihr unbemerkt aus meinem Hause kommen.

Ich soll gehen, ohne ein freundliches, tröstendes Wort von Euch und Marien gehört zu haben? Nein, Frau Sigbritt, ich bleibe! sagte er trotzig.

Die Frau lächelte, ein Wink ihres Auges und die Tochter hatte das Stübchen verlassen, Torben war mit ihr allein. Nun setzt Euch, Herr, und plaudert so lange mit mir, als es Euch gefällig ist! — Aber was sollte er noch hier, da Marie sich entfernt hatte? Er nahm sein Barett, grüßte flüchtig die hämisch lächelnde Sigbritt und verließ schnell das Haus.

Der zappelt an der Angel! sagte die Alte, als sie Torben die Hausthür hinter sich zuwerfen hörte, die Zeit wird es lehren, ob wir ihn heraufziehen, oder daran verbluten lassen.

Es fand an dem nemlichen Abend noch eine lange Unterredung zwischen Mutter und Tochter statt, die der verständigen Frau das Herz ihres Kindes ganz zeigte. Marie verhehlte ihr nicht, daß sie Torben noch liebe, daß sie ihn aber für sich verloren halte; selbst als Frau Sigbritt ihr die Unmöglichkeit schilderte, die Gattin des angesehenen reichen Edelmanns zu werden, sprach sie sich bestimmt aus, daß lieber ihr Herz brechen sollte, als ihn unglücklich zu machen, denn was er ihr opfern müsse, könne sie ihm nie ersetzen; auch bat sie die Mutter, sie nicht Theil an dem Empfange des Prinzen nehmen zu lassen, da Herr Torben es nicht wünsche, und es ihr selbst unangenehm sei.

Mariens Beständigkeit sollte heute noch einmal einer schweren Prüfung unterliegen. Noch während ihres Gesprächs gaben fremde Diener, ohne sich weiter aufzuhalten, zwei große, in niederländische Teppiche eingeschlagene Pakete für Frau Sigbritt in dem weißen Schwan ab, und als diese, den Inhalt wohl ahnend, sie in der Kammer der Tochter öffnete, fanden sie zwei schöne Anzüge, der Eine, wie ein beiliegender Zettel besagte, zum Empfang des Prinzen, der Andere mehr zu einem Bankett geeignet; Beide waren geschmackvoll gewählt, nicht von Schmuck überladen, doch so, daß Marie, welche durch ihre Erziehung, wohl auch aus Neigung, nicht frei von Eitelkeit war, Gefallen daran zu haben schien, da sie in solch reichem Anzuge sich zu sehen wohl nie geträumt haben mochte. Sie mußte ihn sogleich anziehen, er paßte vortrefflich, und die Mutter weinte Freudenthränen, als sie ihr geliebtes Kind gleich der Tochter des reichsten Kaufherrn prachtvoll geschmückt vor sich stehen sah. Auch schien die Kleidung Mariens Abscheu, bei dem glänzenden Zug eine Hauptrolle zu spielen, bedeutend gemindert zu haben, und es würde ihr vielleicht jetzt schwer geworden sein, all diesen Staat unbenutzt bei Seite zu legen und von der Feierlichkeit zurück bleiben zu müssen.

Am zweiten Tage darauf versammelten sich die Gewerke auf dem Marktplatz, und die Jungfrauen, von ihren Müttern begleitet, in dem großen Bankettsaale des Rathhauses, wo auch Marie mit Frau Sigbritt eintrat. Aller Augen waren auf sie gerichtet, denn wahrlich in dem schönen Blumengarten, den man hier vor sich sah, war das holländische Mädchen die Königin, die frische, Alles überstrahlende Rose. Einer der Rathsherren ging auf sie zu, überreichte ihr ein sammetnes Kissen mit einem Strauß auserlesener Blumen, wobei er ihr sagte, daß sie diesen im Namen der Jungfrauen der Stadt dem Prinzen nebst ehrfurchtvoller Begrüßung übergeben solle. Des Mädchens Kniee wankten, sie wagte kaum die Augen aufzuschlagen, denn sie fühlte wohl, daß sie diese Auszeichnung nur dem Kanzler zu danken habe und hier mehr Augen neidisch, als wohlwollend auf sie blickten. Es war ihr deshalb willkommen, daß gleich darauf der Zug sich in Bewegung setzen sollte, denn sie hoffte, während man sich nach dem Thore begebe, den lästigen Blicken der Andern zu entgehen; aber sie irrte sich, denn da sie ihn eröffnen mußte, waren aller Augen noch mehr nach ihr gewandt, und ein trauriger Blick auf ihre triumphirende Mutter, ein tiefer Seufzer ihrer Brust sprach sattsam die Angst aus, die sie durchbebte

Zu ihrem Troste blieb der Rathsherr, ein alter freundlicher Mann, ihr zur Seite, und da er ihre Verlegenheit bemerkte, sagte er ihr einige beruhigende Worte. Dies ermuthigte sie. Herr! begann sie endlich nach langem Zagen, da sie sich dem Thore näherten: Glaubt nicht, daß ich mich für würdig halte, den Platz, wohin Ihr mich gestellt, einzunehmen. Ich säß lieber daheim auf meinem Stübchen und hielte die Spindel statt des Sammetkissens in meiner Hand. —

Ich weiß dies wohl, Jungfrau! unterbrach sie der freundliche Alte, Ihr habt Euch nicht vor die wackern Töchter dieser Stadt drängen wollen. Wenn Euch auch Schönheit und Anmuth die erste Stelle anweisen, so gehörte sie dennoch nicht Eurem Stand und Euren Verhältnissen; doch fügt Euch in die Schickung, fasset Muth, redet ohne Scheu mit dem Prinzen und sagt ihm im Namen der Jungfrauen dieser Stadt ein herzliches Willkommen!

Ich bin Euch für Euren wohlgemeinten Rath verpflichtet, würdiger Herr! erwiderte Marie und sah dabei so innig dankend nach dem alten Manne auf, daß es dem Greise selbst warm um's Herz wurde. Ihr seid ein frommes liebes Mädchen, sprach er nun mit wahrer Theilnahme, Euer Wandel war bisher untadelich und ein guter Ruf begleitete Euch; darum möchte ich Euch gern vor Mancherlei warnen, darf es wohl eigentlich nicht und doch muß ich. — Schlagt, dem Prinzen gegenüber, Euer sprechendes Auge nieder, werft keinen Blick auf ihn, der beredter sein könnte, als Eure züchtigen Worte. — Ich fürchte, Ihr seid absichtlich hierher gestellt dem Königsohne zu gefallen! —

In diesem Augenblicke kamen sie bei dem Thore an, wo der Zug hielt, der Rathsherr die weitern Anordnungen machte und so den ängstlichen Blick Mariens nicht bemerkte, mit dem sie ihn um die deutlichere Auslegung seiner Worte befragen wollte. — Was sie geahnet, was sie gefürchtet, war durch des Rathsherrn Warnung zur Gewißheit geworden. Schnell wie Sturmgewölk jagten trübe Gedanken an ihr vorüber, rasch überschaute sie ihre Lage und bebte um desto mehr für sich, da sie fühlte, ihre hoffnunglose Liebe schütze sie nicht ganz vor der erwachten Eitelkeit, dem Sohne des Königs zu gefallen. Sie hatte sich auf einen der für die Jungfrauen bereit stehenden Sessel niedergelassen, legte Kissen und Blumenstrauß in den Schoos und ihr Auge sah starr vor sich hin. Ihr war es als klopfe in diesem Augenblick das Schicksal an ihre Pforte, als stände sie am Kreuzweg ihrer Wallfahrt. Da trat ein junges blühendes Mädchen zu ihr hin und betrachtete sie mit sichtbarer Theilnahme: Marie, raunte sie ihr jetzt leise zu, warum so traurig? Du thust mir leid, da Du vielleicht die Einzige unter uns bist, die am heutigen Tage nicht mit fröhlichem Sinne der Festlichkeit entgegen geht.

Marie hatte nach dem ihr unbekannten Mädchen aufgeblickt. Ich danke Euch für Eure Theilnahme! erwiderte sie. Traurigkeit wie Freude kommen und gehen, ohne daß man sie festhalten oder wegweisen kann. Ich habe an dem heutigen Tage kein Wohlgefallen!

Und weshalb nicht? fragte Margarethe, die fünfzehnjährige Tochter des reichen Handelsherrn Krabbe.

Daß ich den Prinzen begrüßen soll, drückt mich nieder! erwiderte Marie. Bergen hat der vornehmen Jungfrauen so viele, warum wählte man mich, die arme Fremde?

Weil Du so schön bist, Marie! Glaube mir, Keine unter uns beneidet Dich mehr, seit wir Dich so bescheiden sahen! Marie wollte danken, doch ein eben herbeisprengender Reiter, der des Prinzen Ankunft meldete, störte ihre Unterhaltung.

Während sich die Jungfrauen paarweise ordneten, die Blumen, welche sie dem Fürsten auf seinen Weg streuen wollten, zur Hand nahmen, und Alles, was den Einzug hindern konnte, schnell weggeschafft wurde, klopfte Marien das Herz gewaltig. Es war nicht allein Furcht, dem Prinzen gegenüber zu stehen, ihn anreden zu müssen, es war Ahnung, daß ihr Schicksal seiner Entscheidung nahe sei, es war Furcht und Hoffnung, Torben im Gefolge des Fürsten zu sehen.

Jetzt schmetterten die Trompeten, die Musik der schon weiter voraus ihm entgegen gezogenen Gewerke ließ sich immer deutlicher hören, und bald darauf trat der Zug hinter der Bergwand hervor. — Die Augen Aller wandten sich dahin, Keiner aber sah nach den flatternden Fahnen, hörte nach der tönenden Musik, auf den Prinzen und sein muthiges dänisches Roß waren sie gerichtet, und nur Marie wagte nicht aufzublicken.

Mit ungewissem Tritt ging sie jetzt auf des alten Rathsherrn Mahnung dem Ankommenden entgegen, die Gewerke, auf welche der Zug der Jungfrauen jetzt stieß, machten Platz, sie zogen durch die geöffneten Reihen und Marie stand vor dem brausenden Dänenroß, bog Knie und Haupt und reichte, kaum aufblickend, dem Prinzen das Kissen mit dem Blumenstrauß. Seid uns willkommen, gnädigster Herr, in Eurer treuen Stadt Bergen! sprach sie zitternd: Gott sei mit Euch beim Einzug in diese Stadt, so wie unsere frommen Wünsche Euch überall begleiten!

Steh' auf! sagte der Prinz rasch, warf, als sie sich erhoben hatte, einen durchdringenden Blick auf die herrliche Gestalt des Mädchens und sprang von seinem Roß: Ich danke Dir und den lieben Jungfrauen für den freundlichen Willkommen, mit dem Du mich empfangen hast; aber Kind, setzte er hinzu, wem man eine Gabe reicht, dem sieht man auch in's Angesicht, damit er in dem Auge lesen kann, daß sie vom Herzen kam! Marie schlug ihr Auge auf und es traf die edle Gestalt, das ausdrucksvolle Gesicht Christians, aber zugleich auch Torbens traurigen Blick.

Auch der Prinz schien von ihrem Anblick ergriffen zu sein, denn während einiger Minuten sah er nur auf sie, die erröthend jetzt den Blick senkte und kaum die Worte stammeln konnte: Nehmt mit Huld, gnädigster Herr, die Blumen, so gut sie in unserer Stadt zu finden waren! Der Prinz nahm den Strauß und betrachtete ihn. Sie sind schön, sprach er dann mit Heftigkeit, aber, beim heiligen Gott, Du bist die schönste Blume Norwegens! Mit Ungestüm, vielleicht auch in Unmuth, daß er seine Worte nicht mehr gezügelt habe, rief er nach seinem Roß, schwang sich auf den hochbäumenden Rappen und befahl, daß die Trompeten schmettern, der Zug voran gehen sollte.

Es ward Marien leichter um's Herz, als sie, den Rücken nach dem Prinzen gewandt, dem düsteren Thore zuging. Ein sonderbares Gefühl hatte sie bei seinem, bei Torbens Anblick ergriffen, ein Gefühl, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte. Wie eine Träumende folgte sie dem Zuge, hörte nicht den Donner des Geschützes, nicht das Geläute der Glocken, nicht den freudigen Zuruf der jauchzenden Menge; erst als sie vor dem, für den Prinzen eingerichteten palastähnlichen Hause ankam, er von seinem Roß abstieg, den Bürgern, den Jungfrauen nochmals dankte, sein glühender Blick sie noch einmal durchbohrend traf, und jetzt Torben an ihr vorbei gehend leise: Ade, Ade mein Glück! vor sich hin sprach und schnell ihrem Auge entschwand, da seufzte sie tief auf und hörte kaum, als der alte Rathsherr sie fragte: Ihr werdet doch heute Abend bei dem Bankett erscheinen? — Erst als er die Frage wiederholte, nickte sie ihm freundlich bejahend zu. Ich werde Dich dort einführen, armes zitterndes Mädchen! sagte der gute Alte theilnehmend: Geh' mit Gott nach Hause, sein Friede möge Dich begleiten! Er reichte ihr die Hand, sie drückte, küßte sie

in der Zerstreuung und folgte dann der Mutter, die schon zu ihrer Begleitung bereit stand.

Mutter und Tochter gingen schweigend nach ihrer Wohnung. Hier aber, als Beide allein sich gegenüber saßen, begann endlich Frau Sigbritt das Schweigen zu brechen. Duvecke! sagte sie, Marie in ihrem Sinnen störend, ich habe Dich heute genau beobachtet, stand ohnfern von Dir unter der jubelnden Menge und hatte nur Augen für Dich; da habe ich denn viel an Dir zu tadeln gefunden. Dein Benehmen, als Du den Prinzen begrüßtest, war linkisch; wärest Du höheren Standes, hätte man es vielleicht zart genannt, so aber standest Du befangen und ängstlich vor ihm. Weshalb sahst Du ihm nicht dreist in's Antlitz, warum bedurfte es erst seiner Mahnung, Deine dunkelblauen sprechenden Augen ihm zuzuwenden? Marie! wenn Du nicht aufhörst immer Dein Herz zu befragen, statt den Verstand, so wirst Du ewig in der Niedrigkeit bleiben, denn des Herzens Worte dringen nur zum Herzen so lange die Rosen blühen, und diese Zeit ist kurz, der Verstand aber trotzt der Zeit und bleibt ewig wirkend. Der Prinz hat Dir gefallen, das verrieth mir Dein Gesicht, als Dein Auge seine Züge, seine Gestalt überflog. —

Hat es mich verrathen? fiel ihr Marie unbedachtsam in's Wort.

Sigbritt lächelte, that, als ob sie dies überhört habe, und fuhr fort: Dann traf Dein Blick Herrn Torben. Vergiß ihn, denn sah ich recht, war der junge Fürst von Deinem Anblick überrascht, und zwischen einem Edelmann und einem Könige ist wohl die Wahl nicht schwer.

Marie sah vor sich nieder und zerpflückte eine Rose, die ihr vielleicht von dem Blumenstrauß zurück geblieben war. Aber während sie Blatt vor Blatt gedankenlos in ihren Schoos fallen ließ, befeuchtete manche Thräne die schon halb Verwelkte, doch war es nicht der Morgenthau, sie aufzufrischen. So saß sie lange, das blonde Lockenhaupt gebeugt, schweigend da; auch die Mutter hatte sie nicht gestört. Jetzt aber sprang das Mädchen plötzlich auf — Mutter! rief sie leidenschaftlich, ich bitte Euch, laßt mich allein! Es wogt und drängt und stürmt in meiner Brust, ich muß mich sammeln, muß den Zwiespalt in meinem Innern lösen, und das kann ich nur in der Einsamkeit!

Zwiespalt in Deinem Innern? wiederholte Frau Sigbritt: Nun, so will ich gehen und Dich Deinen Gedanken überlassen. Ich rathe Dir, singe Torben ein Abschiedlied, reich' ihm die Hand, nicht den Mund zum Abschiedkuß und denke nicht weiter an ihn!

Ich soll Oluf das Abschiedlied singen, murmelte sie vor sich hin: Ach! seit Torben vor mir stand, sprach ich ja schon das Wehe! über mein Herz aus — Was kann er mir noch sein? — sie überließ sich jetzt dem Nachdenken, aber es führte nicht die Ruhe in ihre Brust zurück. Den ersten

Eindruck auf ihr Herz hatte Theilnahme, Wohlwollen, hatte jener Zauber allmälig gemacht, der durch Auge und Mund so innig zum Herzen spricht, so fest seine Gewalt behauptet. Das Gefühl, welches sie bei dem Anblicke des Prinzen durchschauerte, war anderer Art; aus Eitelkeit entsprungen, durch die schöne Gestalt, das edle Ansehn des Königsohns genährt, wirkte es rasch, doch nicht wohlthuend, mehr auf ihre Sinne als auf ihr Herz, und im Kampfe oft der Erinnerung an die Wonne der ersten Liebe unterliegend.

In diesem Seelenzustande fand sie die Mutter, welche mit der Kleidung zu dem bevorstehenden Bankett eintrat und ihr sagte, der alte Rathsherr habe wissen lassen, daß sie mit der Tochter um die vierte Stunde nach seinem Hause kommen sollte, um ihn nach dem Rathhause zu begleiten.

Marien schien diese Nachricht unangenehm zu sein. Es kränkte ihre Eitelkeit, daß der Rathsherr sich für zu vornehm hielt, sie aus der Herberge zum weißen Schwan abzuholen und sie zu ihm gehen sollte, wodurch er gewissermaßen zeige, daß er ihr nur aus Mitleid erlaube ihn zu begleiten. Sie theilte der Mutter ihren Unmuth mit, doch diese belachte ihre Thorheit, wie sie das gekränkte Gefühl des Mädchens nannte, und meinte, wer heute aus Mitleid sie neben sich dulde, könne wohl morgen tief gebückt hinter ihr stehen. Marie verstand der Mutter Rede nicht, fragte auch nicht weiter um Erklärung, begann sich anzukleiden, ordnete ihr langes blondes Haar und stand bald in der Pracht ihrer Schönheit vor der freudetrunkenen Mutter.

Sie selbst mochte Gefallen an sich finden, denn nicht allein, daß sie sich lange wohlgefällig im Spiegel betrachtete, sie erwartete auch mit Sehnsucht die vierte Stunde. Aber wie erstaunte sie, als Frau Sigbritt eintrat und sie diese wie noch nie geschmückt fand. Wär' ihr Anzug neu gewesen, so hätte sie glauben können, er sei gleich dem Ihrigen ein Geschenk des vorsorglichen Kanzlers; so aber war das Kleid schon getragen und selbst noch ganz in der Art, wie die niederländischen Frauen sich zu kleiden pflegten. Ein Halsband von Perlen, zwar nicht von hohem, doch auch nicht ohne Werth, setzte die Tochter noch mehr in Erstaunen, und sie konnte nicht umhin, die Mutter zu fragen, wie sie zu der Kleidung und zu der Perlenschnur käme.

Frau Sigbritt wollte lächeln, wie sie wohl oft bei dergleichen zu thun pflegte, aber sie vermochte es nicht; der Ausdruck ihres Gesichtes ward immer ernster, und so blieb sie lange unschlüssig, ob sie der Tochter ihre Frage beantworten solle oder nicht. Endlich setzte sie sich und winkte Marien ein Gleiches zu thun.

Noch haben wir eine halbe Stunde Zeit, die will ich benutzen, Dir ein Geheimniß zu entdecken, welches ich Dir bis jetzt sorgsam verborgen habe; ich glaube, länger darfst Du nicht über das frühere Schicksal Deiner Mutter in Ungewißheit bleiben, da der heutige Tag es leicht anders ge-

stalten konnte. Wisse, meine Eltern waren wohlhabende Handelsleute in Seeland, denen mit sechs Kindern Glück und Segen in's Haus gekommen war. Ich war die einzige Tochter und verlor meine Mutter bald, das war ein großer, ein unersetzlicher Verlust für mich; meine Brüder schwärmten auf der See umher, und ich war allein bei meinem grämlichen Vater. Da lernte ich, kaum 15 Jahre alt, einen Schiffer von Rotterdam kennen, der mit seinem Fahrzeuge auf eigene Rechnung Geschäfte machte; ich gewann ihn lieb, denn mich verlockte sein schönes kräftiges Aeußere, auch ich gefiel ihm, er bewarb sich um mein Herz, das gab ich Thörin ihm willig, er warb bei dem Vater um meine Hand, und der stolze Kaufherr wies ihn verächtlich zurück. Da beredete er mich zu dem leichtsinnigen Schritt mit ihm zu entfliehen. Ich hing nicht an meinem Vaterhause, glaubte im Liebeswahn alles irdische Gut mit ihm entbehren zu können, folgte nur meinem Herzen, nicht der Pflicht, nicht dem Verstande, und als Claus Jansen eben mit einer reichen Ladung in seine Heimat absegeln wollte, schnürte ich, wie eine Landstreicherin, mein Bündel und verließ das väterliche Haus. Die Strafe folgte der That nur zu schnell. Ein fürchterlicher Sturm überfiel uns, das Schiff strandete, das elende Leben und mein Bündel war Alles was wir retteten, und als Bettler zogen wir in Rotterdam ein, wo des Priesters Segen unser sorgenvolles Schicksal unzertrennlich verband.

Dein Vater hatte seine ganze Habe mit dem Schiffe verloren, nur ein kleines Haus war ihm geblieben; dies verkaufte er, und um den Nachstellungen der Meinigen zu entgehen, siedelten wir uns in Amsterdam an, das damals kaum eine Stadt zu nennen war und wo eine elende Hütte unser Eigenthum ward und die Noth ihn bald zwang, sich als Bootmann auf einem Westindienfahrer zu verdingen.

Vier Monate hatten wir, trotz unseres Unglücks, friedlich und in Liebe zusammen gelebt. Doch war ihm der Muth, mir der Frohsinn entschwunden, und als er das Schiff besteigend mir Lebewohl sagte, mußte er sich mit Gewalt aus meinen Armen losreißen, denn ich hielt ihn fest umfaßt, und es war mir, als müßte ich mich auf ewig von ihm trennen. Meine Ahnung trog nicht, ich habe ihn nicht wieder gesehen!

Seit der Nachricht seines Todes stand ich ganz verlassen auf der Welt. Es schauderte mich bei dem Gedanken, dennoch verlor ich nicht den Muth, und für nichts in der Welt wäre ich zu meinem Vater zurückgekehrt, dazu war ich zu stolz. Ich fing einen kleinen Handel an, fristete mein Leben damit, doch von der Stunde an, wo ich Dich in meinen Armen hielt, schien neue Kraft in mir aufzugehen, und ich sah getrost der Zukunft entgegen, die mir nur durch Dich noch werthvoll war. Doch meine Prüfungzeit war noch nicht vorüber, noch folgte die rächende Vergeltung meinen Schritten. Wenige Monate nach Deiner Geburt ward unser Haus ein Raub der Flammen, und von all meiner Habe rettete ich nichts als dies

Kleid und diese Perlenschnur, das letzte Geschenk meiner hingeschiedenen geliebten Mutter.

Ich habe seitdem mein Leben mühevoll unter Seufzern und Thränen verbracht, aber Dein Lächeln, Deine Liebe, auch Deine Schönheit, Marie, haben mich getröstet und mir das vergütet, was das Schicksal mir nahm. Sauer ist mir mein Leben geworden, aber seit dem Brande meiner Wohnung hat das Glück mich begleitet, wenn es mir die Gaben auch nur sparsam aus seinem Füllhorn zutheilte. Für Dich habe ich gearbeitet Tag und Nacht und manch' schönes Goldstück zurückgelegt, für Dich will ich arbeiten heute und morgen und bis an mein Ende.

Aber nun komm! sprach sie aufstehend, da Marie ihr gerührt um den Hals fiel: Laß dies überspannte Wesen und bring' Deinen Anzug nicht in Unordnung — Du weißt nun, daß Deine Mutter sowohl wie Du sich nicht zu schämen braucht, in den Kreis der Kaufherren zu treten; fasse daher Muth, vergiß Torben und denke nur an Christian, den künftigen König Dänemarks.

Von dieser Erzählung tief erschüttert, vergaß Marie Torben dennoch nicht, glaubte sie doch ihm nun näher zu stehen.

Mutter und Tochter traten mit dem alten Rathsherrn in den Tanzsaal. Die Augen Aller, besonders der Frauen, die Männer sahen nur auf das holdlächelnde Antlitz des Mädchens, waren auf Marie und ihren geschmackvollen Anzug gerichtet. Regte sich auch der Neid in mancher Brust, so mußten sie doch gestehen, daß das lichtblaue Sammethäubchen, unter welchem die langen goldgelben Flechten üppig herabhingen, daß das knapp anliegende Leibchen mit seinen aufgeschlitzten weiten Aermeln und seinen goldnen Schnüren, die es von vorn zusammen hielten, daß der faltige weißwollene Rock mit seinen seidenen Bändern dem Mädchen gar gut stehe und das Ganze eine reizende Erscheinung sei. Unbefangener als am Morgen grüßte sie freundlich, nahte sich, zwar etwas schüchtern, Margarethen Krabbe, die sie heute früh so liebreich angeredet hatte, und nahm dann neben ihrer Mutter Platz, welche mit ihrem Benehmen zufrieden zu sein schien.

So saß sie wohl eine Stunde in banger Erwartung, ehe die Nachricht kam, daß der Prinz nahe. Trompeten verkündeten endlich seine Ankunft, die alten Flügelthüren rauschten auf, und Christian trat, königlich geschmückt, mit einem zahlreichen Gefolge ein. Mariens Auge ruhte auf der schönen Gestalt, dem edlen Antlitze des 25jährigen Prinzen, nur war ihr der ernste, finstere Blick, mit dem er in der Versammlung umher sah, nicht wohlgefällig; doch als sein Auge sie traf, die sich hinter der Mutter verborgen hielt, ward schnell der finstere Ernst freundlich, und mit dieser Freundlichkeit schien eine unwiderstehliche Anmuth sich über ihn zu ver-

breiten. Aengstlich erwartete sie nun den Augenblick, wo er sich ihr nahen, mit ihr sprechen würde; aber er blieb entfernt, unterhielt sich mit den Herren des Rathes und einigen reichen Kaufleuten, und so hatte sie Zeit, mit ihrem Blick Torben aufzusuchen, den sie endlich, hinter einer Säule gelehnt, sein Auge düster auf sie geheftet, stehen sah. Auch er blieb von ihr fern.

Da erscholl das Zeichen zum Tanze. — Mariens Herz klopfte, da sie des Prinzen Auge nach ihr gerichtet und ihn sich ihr nähern sah; doch einige Worte, die der Kanzler ihm zuflüsterte, leiteten seine Schritte nach der andern Seite, während Walkendorf ihm die Tochter des Bürgermeisters zuführte; der Prinz, dieser einige verbindliche Worte sagend, ergriff ihre Hand und der Tanz begann.

Mariens Auge folgte bald dem Prinzen, bald suchte es Torben, der noch immer auf der nemlichen Stelle stand. — Niemand kam sie zum Tanz zu fordern; sie beachtete es nicht, aber Frau Sigbritt knirschte vor Wuth. Da trat jetzt Torben hinter der Säule hervor, nahte sich ihr, bot ihr, ohne ein Wort zu sagen, die Hand und schwebte mit ihr dahin. Das vergelte Dir Gott! ich vergesse es Dir nie! murmelte Frau Sigbritt.

Marie flog nun mit ihm dahin, und trotz der wirbelnden Bewegung des Tanzes, traf ihr Blick doch zuweilen den Prinzen, dessen Auge ihr stets folgte. Aber in dem Arme des Geliebten ruhend, oft von ihm, vielleicht absichtslos, an seine Brust gedrückt, verwebte sich nach und nach Vergangenheit und Gegenwart so innig, so fest mit einander, daß ihr Herz in Liebe für Torben schlug, wenn auch ihr Blick den Blick des Prinzen traf.

Eben ruhten sie, als Walkendorf zu ihnen trat und Torben zuraunte: Seid Ihr toll, habt Ihr meine Warnung jetzt schon vergessen?

Was sagte der Kanzler? war die erste Frage, welche Marie an ihren Tänzer that.

Er warnte mich vor einem allgewaltigen Nebenbuhler! erwiderte der junge Mann bitter lachend.

Nebenbuhler? wiederholte Marie.

Fürsten glauben, jede Schönheit habe Gott nur für sie allein geschaffen — und jedes Weib ist auch eitel genug, stolz auf ihre frechen Bewerbungen zu sein, sagte er mit Bitterkeit, und drückte heftig Mariens Hand, die noch in der Seinen ruhte.

Was sollen diese Worte, was dieser Druck, Herr Torben? fuhr Marie, ihre Hand ihm entziehend, empfindlich auf.

Die Gefühle meines verwundeten Herzens ausdrücken, das sollen sie! erwiderte er leidenschaftlich, und vielleicht gut für ihn, daß in diesem Augenblick die Musik schwieg, Marie zu ihrer Mutter zurückging, und so das Gespräch abgebrochen wurde.

Als die Musik von Neuem begann, trat der Prinz auf sie zu und

führte sie zum Tanze. Wer hierbei das Gesicht der Frau Sigbritt sah, der konnte in einen Spiegel schauen, aus dem nur Wonne und Seligkeit strahlte. Nicht so freudetrunken folgte ihm Marie, sie zitterte, als sie ihre Hand in der Seinen fühlte, Angst und Freude, Lust und Schmerz durchschauerte sie. Sie gedachte Torbens verwundender Worte, und noch saß der Stachel, der sie verletzt hatte, in ihrer Brust, denn der Druck, den ihre Hand jetzt fühlte, mochte ihr sagen: Er hatte doch recht! —

Der Prinz sprach während des Tanzes viel mit ihr, sie erwiderte bescheiden und zurückhaltend. Fürsten glauben jede Schönheit sei nur für sie allein geschaffen! Diese Worte aus dem Munde eines ihr noch immer werthen Mannes, hatten ihr Selbstgefühl geweckt, und er, der dies gesagt, war ja in ihrer Nähe und beobachtete sie, dies machte sie noch vorsichtiger, noch aufmerksamer auf sich. Sie wies deshalb des Prinzen Schmeicheleien kalt, seine Bewerbungen um ihre Gunst stolz zurück. Er schien darüber empfindlich, und wahrscheinlich ihren Stolz, den ein Weib wohl selten seinen verführerischen Worten entgegengesetzt hatte, zu demüthigen, begann er folgendes Gespräch.

Ihr wohnt am Hafen, schönes Kind?

Ja, gnädigster Herr! erwiderte sie unbefangen.

Eure Mutter hält dort eine Herberge?

So ist es! Wir nähren uns redlich und ehrlich, sind arm aber fromm!

Und wie kamet Ihr zu der Ehre, an der Spitze des Zuges mich zu bewillkommen?

Gnädigster Herr, da fragt ihr mich zu viel! antwortete sie rasch. Man muß mich dazu für würdig gehalten haben, und habt Ihr die Meinung der Stadt nicht getheilt, so müßte es mir doppelt kränkend sein, mich jetzt an Eurer Seite zu sehen.

Statt Antwort umfaßte sie der Prinz und stürmte mit ihr im schnellen Tanze dahin.

Weil du die Schönste bist, darum wählten sie Dich, und ihre Wahl war gut! raunte er ihr zu, als der Tanz beendet war, und sein Blick heftete sich dabei flammend auf ihr erröthendes Antlitz.

Von diesem Augenblicke an konnte des Prinzen Bewerbung um die Gunst des schönen holländischen Mädchens Niemanden mehr ein Geheimniß sein. Sie war fast den ganzen Abend seine Tänzerin, er sprach viel und mit Wärme zu ihr, und obgleich dies Mariens längst schon rege gewordener Eitelkeit schmeichelte, und auch die Person des Fürsten mit Torben verglichen, nur gewinnen konnte, so blieb sie dennoch ihren Vorsatze getreu, hielt den, an keinen Widerstand Gewöhnten in gehörigen Schranken, und ihre Weiblichkeit, ihr Stolz vergaben sich nichts.

Noch schwebt ein schützender Engel über Dir, möge er dich nie verlassen! sagte Torben, als er nach der Tafel an ihr vorüber ging. — Das gebe Gott! sprach das Mädchen leise vor sich hin, und legte dabei die Hand

breiten. Aengstlich erwartete sie nun den Augenblick, wo er sich ihr nahen, mit ihr sprechen würde; aber er blieb entfernt, unterhielt sich mit den Herren des Rathes und einigen reichen Kaufleuten, und so hatte sie Zeit, mit ihrem Blick Torben aufzusuchen, den sie endlich, hinter einer Säule gelehnt, sein Auge düster auf sie geheftet, stehen sah. Auch er blieb von ihr fern.

Da erscholl das Zeichen zum Tanze. — Mariens Herz klopfte, da sie des Prinzen Auge nach ihr gerichtet und ihn sich ihr nähern sah; doch einige Worte, die der Kanzler ihm zuflüsterte, leiteten seine Schritte nach der andern Seite, während Walkendorf ihm die Tochter des Bürgermeisters zuführte; der Prinz, dieser einige verbindliche Worte sagend, ergriff ihre Hand und der Tanz begann.

Mariens Auge folgte bald dem Prinzen, bald suchte es Torben, der noch immer auf der nemlichen Stelle stand. — Niemand kam sie zum Tanz zu fordern; sie beachtete es nicht, aber Frau Sigbritt knirschte vor Wuth. Da trat jetzt Torben hinter der Säule hervor, nahte sich ihr, bot ihr, ohne ein Wort zu sagen, die Hand und schwebte mit ihr dahin. Das vergelte Dir Gott! ich vergesse es Dir nie! murmelte Frau Sigbritt.

Marie flog nun mit ihm dahin, und trotz der wirbelnden Bewegung des Tanzes, traf ihr Blick doch zuweilen den Prinzen, dessen Auge ihr stets folgte. Aber in dem Arme des Geliebten ruhend, oft von ihm, vielleicht absichtslos, an seine Brust gedrückt, verwebte sich nach und nach Vergangenheit und Gegenwart so innig, so fest mit einander, daß ihr Herz in Liebe für Torben schlug, wenn auch ihr Blick den Blick des Prinzen traf.

Eben ruhten sie, als Walkendorf zu ihnen trat und Torben zuraunte: Seid Ihr toll, habt Ihr meine Warnung jetzt schon vergessen?

Was sagte der Kanzler? war die erste Frage, welche Marie an ihren Tänzer that.

Er warnte mich vor einem allgewaltigen Nebenbuhler! erwiderte der junge Mann bitter lachend.

Nebenbuhler? wiederholte Marie.

Fürsten glauben, jede Schönheit habe Gott nur für sie allein geschaffen — und jedes Weib ist auch eitel genug, stolz auf ihre frechen Bewerbungen zu sein, sagte er mit Bitterkeit, und drückte heftig Mariens Hand, die noch in der Seinen ruhte.

Was sollen diese Worte, was dieser Druck, Herr Torben? fuhr Marie, ihre Hand ihm entziehend, empfindlich auf.

Die Gefühle meines verwundeten Herzens ausdrücken, das sollen sie! erwiderte er leidenschaftlich, und vielleicht gut für ihn, daß in diesem Augenblick die Musik schwieg, Marie zu ihrer Mutter zurückging, und so das Gespräch abgebrochen wurde.

Als die Musik von Neuem begann, trat der Prinz auf sie zu und

führte sie zum Tanze. Wer hierbei das Gesicht der Frau Sigbritt sah, der konnte in einen Spiegel schauen, aus dem nur Wonne und Seligkeit strahlte. Nicht so freudetrunken folgte ihm Marie, sie zitterte, als sie ihre Hand in der Seinen fühlte, Angst und Freude, Lust und Schmerz durchschauerte sie. Sie gedachte Torbens verwundender Worte, und noch saß der Stachel, der sie verletzt hatte, in ihrer Brust, denn der Druck, den ihre Hand jetzt fühlte, mochte ihr sagen: Er hatte doch recht! —

Der Prinz sprach während des Tanzes viel mit ihr, sie erwiderte bescheiden und zurückhaltend. Fürsten glauben jede Schönheit sei nur für sie allein geschaffen! Diese Worte aus dem Munde eines ihr noch immer werthen Mannes, hatten ihr Selbstgefühl geweckt, und er, der dies gesagt, war ja in ihrer Nähe und beobachtete sie, dies machte sie noch vorsichtiger, noch aufmerksamer auf sich. Sie wies deshalb des Prinzen Schmeicheleien kalt, seine Bewerbungen um ihre Gunst stolz zurück. Er schien darüber empfindlich, und wahrscheinlich ihren Stolz, den ein Weib wohl selten seinen verführerischen Worten entgegengesetzt hatte, zu demüthigen, begann er folgendes Gespräch.

Ihr wohnt am Hafen, schönes Kind?

Ja, gnädigster Herr! erwiderte sie unbefangen.

Eure Mutter hält dort eine Herberge?

So ist es! Wir nähren uns redlich und ehrlich, sind arm aber fromm!

Und wie kamet Ihr zu der Ehre, an der Spitze des Zuges mich zu bewillkommen?

Gnädigster Herr, da fragt ihr mich zu viel! antwortete sie rasch. Man muß mich dazu für würdig gehalten haben, und habt Ihr die Meinung der Stadt nicht getheilt, so müßte es mir doppelt kränkend sein, mich jetzt an Eurer Seite zu sehen.

Statt Antwort umfaßte sie der Prinz und stürmte mit ihr im schnellen Tanze dahin.

Weil du die Schönste bist, darum wählten sie Dich, und ihre Wahl war gut! raunte er ihr zu, als der Tanz beendet war, und sein Blick heftete sich dabei flammend auf ihr erröthendes Antlitz.

Von diesem Augenblicke an konnte des Prinzen Bewerbung um die Gunst des schönen holländischen Mädchens Niemanden mehr ein Geheimniß sein. Sie war fast den ganzen Abend seine Tänzerin, er sprach viel und mit Wärme zu ihr, und obgleich dies Mariens längst schon rege gewordener Eitelkeit schmeichelte, und auch die Person des Fürsten mit Torben verglichen, nur gewinnen konnte, so blieb sie dennoch ihren Vorsatze getreu, hielt den, an keinen Widerstand Gewöhnten in gehörigen Schranken, und ihre Weiblichkeit, ihr Stolz vergaben sich nichts.

Noch schwebt ein schützender Engel über Dir, möge er dich nie verlassen! sagte Torben, als er nach der Tafel an ihr vorüber ging. — Das gebe Gott! sprach das Mädchen leise vor sich hin, und legte dabei die Hand

auf ihr Herz, das wohl mehr dem Versucher als dem schützenden Engel entgegenschlagen mochte.

Am andern Morgen fand zwischen Mutter und Tochter wieder eine lange Unterredung statt. Marie erzählte ihr offen Alles, was der Prinz ihr gesagt, und bei jedem Schmeichelworte, das sie wiederholte, schwamm das Auge der Frau Sigbritt in Freudenthränen, wobei sie die Tochter ermahnte, nicht thörigt, sondern vorsichtig zu handeln, und ihr Glück nicht von sich zu stoßen.

Ihr meint es gewiß gut mit mir, liebe Mutter, sagte Marie endlich, aber Ihr findet mein Glück, wo ich es nicht suche. Mir genügt ein stilles, das ich, ohne mir selbst Vorwürfe machen zu müssen, genießen darf; ein solches kann mir der Prinz nicht geben. —

Marie! unterbrach sie Frau Sigbritt. In Deinen Jahren hatte ich leider schon die traurige Erfahrung gemacht, daß die Wünsche des Herzens, wenn auch befriedigt, nicht für's Leben ausreichen. Als ich das elterliche Haus verließ, dünkte ich mich in Deines Vaters Armen reich, reicher als daheim in meinen Prunkzimmern. Da wir als Bettler in Rotterdam einzogen, dauerte der Wahn fort, aber wie bald verschwand er bei Noth und Sorgen. — Um das Leben zu fristen, mußte er Brod in einem fernen Welttheile suchen, statt dessen fand er den Tod. Nimm ein Beispiel an mir! Ich hatte der Liebe Alles geopfert, was reichte sie mir zum Ersatz? Die Tochter des reichen Handelsherrn von Vliessingen mußte auf dem Markte von Amsterdam Nüsse feil bieten, muß hier Fische kochen und dem Schiffsvolke Bier schenken. — Wisse, daß im Elende die Erinnerung an glückliche Vergangenheit doppelt schmerzhaft ist. — Tritt jetzt vor Deinen Spiegel, sieh Deine ärmliche Kleidung und denke, wie schön geschmückt Du gestern warst! — Marie seufzte tief auf — So schön könntest Du Dich alle Tage sehen, Ueberfluß würde Dich umgeben, die gestern stolz auf Dich blickten, würben in Demuth um Deine Gunst, Du beherrschtest des Prinzen Herz und somit ganz Norwegen.

Und welches Loos würdest Du Deiner Mutter bereiten, fuhr sie nach einer Pause fort: Wie herrlich würdest Du ihr die an Deinem Krankenbett durchwachten Nächte, die Stunden voll Sorge und Angst, die sie um Dich verlebte, belohnen! — Ja, Duvecke, herrschen würde sie durch Dich, und herrschen — Kind! wer so lange trotz seines aufstrebenden Geistes sich krümmen und bücken mußte, wen das Elend immer nieder hielt, dem ist das Wort allein schon ein Himmelswort, und das Vollbringen seine Seligkeit! — Doch davon verstehst Du nichts, das fühlst Du nicht, aber glaube mir: die gefallenen Engel träumen sicher Tag und Nacht, wie sie wieder in aller Kraft, und herrlicher, schöner, mächtiger als sie ihn verließen, in den Himmel zurückkehren können. Und so geht es auch mir; Tag und

Nacht strebt meine Seele aufwärts, denn wer einmal an der Tafel des Wohllebens schwelgte, den treibt es immer wieder dahin. —

Marie hatte der Mutter ruhig zugehört und schüttelte ungläubig den Kopf. Ihr Herz war ihr Alles, Rathgeber und Führer, war ihr Paradies, ihre Hölle, was außer ihm lag, hatte keinen Werth für sie; nur die Schwäche aller Evenstöchter, die Eitelkeit behauptete allein noch ihr Recht neben dem Klopfenden. Der Mutter Worte fruchteten wenig; wenn nicht die Eitelkeit sie verlockte, wenn ihr Herz nicht Torben vergessen lernte, wenn es nicht liebend dem Prinzen entgegenschlug, so konnte Frau Sigbritt an die Erreichung ihrer sehnlichsten Wünsche nicht denken.

Aber die kluge Frau beurtheilte auch ihre Tochter richtig. Sie sah bald ein, daß nicht Ehrsucht, nicht der Reiz des Goldes auf Marien wirken könne, und berührte deshalb diese Saite nicht wieder. Hingegen beschloß sie, obgleich sie Torben wohlwollte, ihn auf irgend eine Weise zu entfernen, denn ihn sah sie für das größte Hinderniß bei der Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches an. Nicht allein um ihrer selbst willen, auch aus grenzenloser Liebe zu ihrem Kinde suchte sie nun alle Mittel hervor, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und in dem Wahn, der Tochter Glück zu befördern und sie in einen Himmel voll Freuden einführen, vergaß sie, daß ein frommer Sinn, ein unbescholtener Wandel, das innere Bewußtsein allein das Paradies eines reinen Gemüths sein kann.

Noch an dem nemlichen Abend wurde sie zu dem Kanzler beschieden, der von dem Prinzen den Auftrag hatte, wegen Marie mit Frau Sigbritt zu unterhandeln. Dem Kanzler schien dies, wie er die Mutter zu kennen glaubte, ein leichtes Geschäft, und erstaunte nicht wenig, als ihm diese auf den nach seiner Weise sehr zart eingerichteten Vortrag erwiderte: Ehrwürdiger Herr! gebt Euch keine Mühe der lockern Sache ein Mäntelchen umzuhängen, ich verstehe schon was Ihr wollt, muß aber versichern, daß Ihr in uns irrt. Geld und Gut reizen mich und mein Kind nicht, ein ähnlicher Antrag ihr selbst gemacht, würde mit verwundendem Stolze zurückgewiesen werden: nur die Liebe vermag sich ihr Herz zu öffnen, der Eigennutz wird es nie. —

Frau! unterbrach sie Herr Walkendorf: Seid Ihr bei Sinnen? Glaubt Ihr, der Kronprinz von Dänemark werde wie ein girrender Täuber Eure Tochter umkreisen, wie ein ehrlicher Bürgersohn um seines Nachbarn Kind um sie werben?

Wie seine Hoheit, unser gnädigster Herr, es für gut findet! erwiderte Frau Sigbritt. Ist ihm der Preis der Bewerbung nicht werth, mag er sich eine leichtfertige Dirne suchen, deren Tugend er mit Goldgülden aufwägen kann. Mein Täubchen fängt er nicht im goldenen Netze!

Der Kanzler hatte, während sie sprach, Frau Sigbritt fest ins Auge gefaßt. Auch war er zu klug und fein, um sich lange täuschen zu lassen. Hört Frau! sagte er endlich. Ich glaube Euch zu durchschauen! —

und wagte nicht an ihm aufzublicken. Da ergriff er traulich ihre Hand. Schön bist Du und herrlich, rief er entzückt, Liebreiz umstrahlt Dein Engelsantlitz, Tugend breitet ihre reinen Strahlen um Dein Haupt; sollten es nur die Strahlen der Abendgluth sein, die untergehen und verschwinden? — Nein, nein! der Schöpfer kann sein Meisterstück nicht zertrümmern lassen, nein, nein! — Und doch — kehrt' ich zurück, und sähe die Verlassene, Schuldbeladene ihr Unglück bereuen, so bliebe mir dann von Allem, was ich für sie empfand, nur das erbärmliche Gefühl des Mitleids, müßt' ich selbst sie fortan meiden, sie fliehen — O, Marie! es muß furchtbar sein, das, was man liebte, vergötterte, nicht mehr achten zu können.

Ich folge Dir! sagte sie rasch.

Du folgst mir? — Nun, so sei Gott gelobt, der Dich dies sprechen ließ, der Deine Seele vom Verderben rettete! — Um die Stunde der Mitternacht erwarte mich am Hafen — Ach, ich bin nun so glücklich, Marie, so überschwenglich glücklich! — Er schlang seinen Arm um sie, und sie sträubte sich nicht, er preßte sie an sein Herz, ganz Liebe duldete sie es, und legte die glühende Wange an seine wogende Brust, als er plötzlich: Gerechter Gott! ausrufend, sich losriß und ins Gebüsch stürzte.

Träumt' ich, oder träum' ich noch? murmelte sie, Torben nachblickend: Ruht' ich nicht an seiner Brust, fühlt' ich nicht das laute Klopfen seines Herzens? — und doch — Heilige Mutter! wer naht dort? — Es ist — der Prinz! sie sprang auf, wollte entfliehen, aber Christian war ihr schon zu nahe, um ihm ausweichen zu können; glücklicher Weise schien er Torben nicht bemerkt zu haben.

Du fliehst vor mir, schönes Mädchen? rief er ihr zu, verweile! wo Du bist, da möcht' ich ewig sein! dann setzte er sich auf den Rasensitz und bat sie, neben ihm Platz zu nehmen; sie aber folgte seiner Einladung nicht, und blieb vor ihm stehen.

Du zitterst ja, Mädchen? — Deine Wange glüht, fürchtest Du mich? fragte er in sanftem Tone. Hat man auch Dir erzählt, daß der Prinz von Dänemark wild und rasch sei, daß er nur Krieg und Jagd liebe, kein Vergnügen an den stillen Freuden des Lebens fände und sein Herz so kalt und hart sei, wie die Felsen Norwegens? Ja! ich bin wild, bin heftig, Krieg ist mein Element, die Jagd meine Lust, aber in Deiner Nähe bin ich umgewandelt, da dringt Dein frommer Blick tief in mein Herz, es schlägt ruhig und mild, und ich denke nicht an Jagd und Krieg, nur an Freude und Liebe. Sage mir, wie übst Du solche Gewalt über mich, welcher Zauber fesselt mich so unwiderstehlich an Dich? Ich habe in manches Mädchens Auge geschaut, aber ihn nicht darin gefunden, habe manch' schönes Weib gesehen, und sie hatte nicht Gewalt über mich, konnte mich nicht unwiderstehlich an sich ziehen. Aber mein Herz schmilzt an Deinem sanften Blick wie das Eis beim Strahle der Frühlingssonne, ich möchte ewig um Dich sein, ewig Dir ins Auge schauen, denn was mir Ungenügsamen fehlte,

Edelmann und einem Königsohn! — Wähle wie Du willst, es lächelt Dir ein Glück, was Du nicht träumen konntest, als Deine zarten Händchen in Amsterdam mit den Nüssen spielten, die ich feil bot.

Mutter! unterbrach sie das Mädchen: Meine Neigung gegen Torben glimmt trotz seines Betrugs immer noch in meinem Herzen, wär' er noch Oluf, ich folgte Eurem Beispiel, flöh' mit ihm, wohin er wollte, den Lockungen meiner Eitelkeit zu entgehen, aber so —

Horch! welch Geräusch! Er kommt! fuhr plötzlich Frau Sigbritt auf.

Wer kommt? fragte ängstlich Marie, sich an die Mutter klammernd. Um Gotteswillen, wer kommt?

Jemand, dem Du mit Zartheit widerstreben, aber nicht zurückstoßen sollst, dem, wenn Du auch noch kluger Weise zögerst, Du Dich ganz zu eigen hingeben mußt — Aber halte mich nicht zurück, laß mich! Bleibe hier auf diesem Rasensitze, ich muß Dich verlassen! Dies sagend, eilte sie ins Gebüsch — hinter Marien rauschte es von Neuem und Torben lag zu ihren Füßen.

Noch einmal muß ich Dich sehen, Mädchen meiner innigen Liebe, rief er, noch einmal Dich sehen in der Glorie Deiner Unschuld! Ich muß fort, weit weg von hier! Fremde Länder muß ich betreten, daß Dein Auge mich nicht mehr schauen, Dein Ohr mich nicht mehr hören, daß ich Dich nicht warnen, Dir nicht rathen kann.

Steht doch auf, Herr Torben! bat Marie, durch seine Erscheinung furchtbar überrascht. Den Prinzen hier zu sehen hatte sie gefürchtet, und nun stand er vor ihr, dessen Stimme schon allein die vergangene schöne Blüthenzeit zurück rief. Steht auf, und sagt mir mit Ruhe, was Euch hierher führt!

Ich habe den Befehl, schon morgen Bergen zu verlassen, sprach er, immer noch leidenschaftlich, und muß in Geschäften des Prinzen nach Lübeck. Absichtlich reißen sie mich von Dir, uns für immer zu trennen; deshalb, Marie, höre mich an! — Ich habe mein Inneres sorgsam geprüft, und nach dieser Prüfung gefunden, daß mir Dein Besitz höher steht, als alles andere Irdische. Willst Du in dieser Nacht mit mir fliehen, willst Du Dich mir anvertrauen, so schwör' ich bei allen Heiligen, der erste Priester, der mir begegnet, soll uns vereinen! — Höre die Stimme der Liebe, höre die Stimme der Tugend, jene ruft, diese warnt Dich! — Folge mir!

Torben, erwiderte das Mädchen schon schwankend, wie kann ich das? Vertraute ich auch Euren redlichen Gesinnungen, könnt' ich auch fest auf Eure treue Liebe bauen, dürft' ich wohl meine Mutter verlassen, die so viel für mich gethan, deren einziges Glück ich bin? — Wenn auch die Liebe mich rief, müßte doch auch hier die Tugend mich warnen. —

Marie! unterbrach sie der Jüngling mit Heftigkeit. Bleibst Du hier, so bist Du verloren! Von Deiner Mutter umgarnt, von Deiner Eitelkeit verlockt, sinkst Du rettungslos! — Er schwieg. Marie sah vor sich nieder

gleich er Sigbritt bisher ruhig angehört und sie nicht unterbrochen hatte, fuhr er doch jetzt heftig auf: Frau, Euch thut es mehr Noth Bescheidenheit zu lernen als zu lehren! Fürsten sprechen ihren Willen frei und rücksichtslos aus, bieten in der einen Hand ihre Liebe, in der anderen ihr Gold, und es würde sie schlecht kleiden, wenn sie wie gemeine Buhlen seufzen und girren wollen. —

So ist es, Hoheit, aber so sollte es nicht sein! erwiderte, nicht ohne Stolz Frau Sigbritt. Die Liebe ist der einzige Tyrann in seinem Reiche, sie duldet keinen Anderen neben sich, läßt sich nicht ertrotzen, nicht befehlen, kehrt nur ein, wo es ihr gefällt, und hört nur auf Schmeichelworte, nicht auf Drohungen. Und so, mein gnädigster Herr, werdet auch Ihr nur mit einem leisen Tritte, nicht mit Galopp, auf Eurem wilden Streitroß ans Ziel gelangen.

Christian lächelte zwar bei diesen Lehren der besorglichen Mutter, sagte jedoch: Und wenn ich nun mein Streitroß besteigen, und das Ziel erringen will, könnt Ihr, kann ganz Norwegen mich daran hindern?

Oft büßten Fürsten solch' tyrannische That schwer! erwiderte sie furchtlos. Doch, wozu würde Euch dies nützen? lenkte sie klüglich ein, Eures Rosses Huf zerträte die Blume und sie stürbe dahin. Liebe will erworben, nicht ertrotzt sein, in ihrem Reiche giebt es nicht Herren, nicht Knechte, wiederholte sie. Bedenkt dies, Hoheit!

Der Prinz schien diese Worte nicht ungütig aufzunehmen, und unterhielt sich noch über Verschiedenes mit ihr, wobei er staunte, solchen Geist und diese Bildung bei einer gemeinen Frau, für die er sie halten mußte, zu finden; er entließ sie mit Bewunderung.

Sie eilte nun ihr Kind aufzusuchen, das sie weinend am Wege sitzend fand. Was ihr im Wäldchen begegnet, war wohl geeignet, ein ruhigeres Gemüth, als das bewegte Mariens in die qualvollste Unruhe zu versetzen. Sie fühlte, und war es sich jetzt zu ihrem Schrecken klar bewußt, daß selbst ihr Herz zwischen Torben und dem Prinzen schwanke. Zu jenem zog sie, sobald sie mit ihm sprach, der immer wiederkehrende Zauber der ersten Liebe, die Ueberzeugung, daß er nur in ihrem Besitze sein Glück finde, daß es Pflicht sei, ihrer ersten Neigung treu zu bleiben, mit zarten Banden hin. Diesen scheuete sie, fürchtete seine Bewerbung, aber der schöne königliche Jüngling bat so innig, sein wildflammendes Auge ward bei ihrem Anblick so sanft, der Löwe lag gebändigt zu ihren Füßen, sie konnte ihn zum Wohl so Vieler zähmen, den Harten mild umschaffen, alles dies sagte ihr, sie zu verlocken, die Eitelkeit, vielleicht auch ihre aufgeregten Sinne; nur die Tugend stand ihr, Torbens Bild in ihrem Herzen schützend, noch zur Seite. Aber auch diese bangte bei dem Schritt, den sie heute Nacht zu thun versprochen hatte. Wie ein Schiff, das sein Steuer verloren, von jedem Windstoß getrieben, von jeder Welle bald in die Höhe, bald in die Tiefe geschleudert, auf den ungestümen Meere dahin wogt, so schwankte sie zwischen

Pflicht und Liebe, Eitelkeit und Sinneslust, und wußte nicht, wo sie den rettenden Anker auswerfen sollte. Auch war es ihr zweifelhaft geblieben, ob der Mutter Lehren Torben oder dem Prinzen gegolten hatten.

In dieser Stimmung traf sie Frau Sigbritt, der sie Alles, was ihr seitdem begegnet war, mittheilen mußte, wobei ihr nicht entging, daß die Mutter nicht ahnete, daß Torben früher als der Prinz da gewesen sei, sie hütete sich aber wohl, ihr dies zu sagen. Diese ließ sich noch Manches wiederholen, wägte sorgsam Wort und Handlung des Prinzen, und faßte nun die feste Ueberzeugung, daß er, trotz seines Ungestüms, das Netz, welches sie um ihn geworfen hatte, nicht werde zerreißen können. Sie lobte Mariens Betragen, warnte sie, sich nicht durch einen unbewachten Augenblick aus ihrem Gleichmuthe bringen, und rieth den seltenen Fisch noch lange an der Angel zappeln zu lassen, damit er sich erst tüchtig verblute, ehe sie ihn zu sich herauf ziehe. Marie versprach der Mutter Lehren zu befolgen, hörte aber wenig auf die wohlberechneten Worte der klugen Frau, denn ihre Gedanken waren nur der Mitternachtsstunde geweiht; nur manchmal mußte sie, wider Willen, bei dem Augenblick verweilen, wo der erste Kuß ihre Lippen berührt hatte.

Kaum in ihre Wohnung angekommen, ging sie auf ihr Stübchen und, Kopfweh vorschützend, legte sie sich bald zur Ruhe. Aber nicht um zu schlafen hatte sie ihr Lager bestiegen, nur zu träumen schloß sie die Augen. und als die Mutter, die, um zu sehen, ob sie noch wach und leidend sei, sich herauf geschlichen hatte, sie wieder verließ, und bald darauf die Thüre ihrer Schlafkammer knarrte, da stand sie leise, aber eben noch so unschlüssig, wie am vergangenen Tage, wieder auf und setzte sich an das offene Fenster.

Es war eine stürmische Mondscheinnacht. Der Wind trieb die Wolken vor sich her, und nur zuweilen blickte des Mondes Silberlicht zwischen den Dunkeln hervor, tauchte ein Stern seine Strahlen in die brausende Fluth. Die Wellen brachen sich mit furchtbarem Getös an den Klippen, und Sturmgeheul und Wogenbraus machten einen schauerlichen Chor in der Grausen erregenden Nacht. Marie saß, ihr sorgenschweres Haupt auf den Schwanenarm gestützt, sinnend da, hörte nicht das Rauschen des Sturmes, nicht das Toben der Wellen, ihr Auge sah nur nach einem am Ufer liegenden Kauffahrer, auf welchem noch Alles wach sein mußte, denn bald wurden die weißen Segel auf- und wieder eingezogen, bald hörte man ein lautes Rufen oder sah Licht in der Finsterniß auftauchen und schnell wieder verschwinden.

Das ist also das Fahrzeug, dem ich Glück, Leben, Ruhe und Seligkeit anvertrauen soll? sprach sie, von diesem Gedanken tief erschüttert — Wohin wird es mich führen? — Plötzlich sprang sie auf, Es sei! rief sie. Hier bin ich verloren, ob dort? — das weiß nur der barmherzige Gott — Ach, mein Schicksal ist in furchtbares Dunkel gehüllt; wohin ich mich wende, gähnt ein Abgrund mir entgegen? — Sie legte nun die Kleider zurecht, welche

sie anziehen, auch die, welche sie mitnehmen wollte, doch das Geschenk des Kanzlers blieb in der Truhe. Als sie nun ihr kleines Bündelchen zusammenband, da sank ihr der Muth; helle Thränen stürzten aus ihrem Auge. Die Mutter sollst Du verlassen, ohne ihr Lebewohl gesagt, ohne sie noch einmal gesehen zu haben? Nein, das vermag ich nicht! Und weiß ich auch, daß sie mir, bin ich erst Torbens Weib, bald folgen, mir nicht mehr zürnen wird, kann ich doch so nicht von ihr scheiden; noch einmal muß ich sie sehen und der ruhig und fest Schlafenden ein leises Lebewohl zuraunen. Sie schlich in ihrem Nachtkleid über den kleinen Gang, öffnete die Thür und trat vor das Bett, wo sie Frau Sigbritt sanft schlafend fand. Da faltete sie die Hände und betete leise vor sich hin: Vergieb mir, heiliger Gott, wenn ich fehle, ich glaube Recht zu thun! Vergib auch Du mir, gute Mutter, deren überschwengliche Liebe mich in's Verderben stürzt. Lebe wohl! zürne nicht Deinem unglücklichen Kinde! sie wollte sich fortschleichen, doch als sie sich noch einmal nach der Mutter wandte, überwältigte sie ihr Gefühl, sie bog sich über sie, drückte einen leisen Kuß auf ihren Mund — die Schlafende erwachte.

Mein Gott! was ist Dir begegnet, was führt Dich hierher? fragte, kaum ihren Augen trauend, Sigbritt — Du siehst so bleich, so zerstört aus — Sage mir!

Nichts, liebe Mutter! erwiderte mit Fassung Marie Ich glaubte Dich stöhnen zu hören — es mochte wohl im Traum gewesen sein — da sprang ich auf um zu sehen, ob Dir etwas zugestoßen sei, Gott lob, daß es so ist! — Sei ohne Sorgen und verzeih' mir die Störung — Gute Nacht!

Marie! rief die Mutter sie zurück, das Mädchen wandte sich, sank in ihre Arme und weinte bitterlich — Marie was ist Dir?

Ach, Mutter! rief sie schluchzend: Ich bin so unglücklich, bei Tag und Nacht habe ich nicht Ruhe, seid mir nicht böse, überlaßt mich meinem Schicksale!

Ein Zugwind wehte eben das Nachtlämpchen an, daß es aufflackerte und Mariens Gesicht hell beschien; die Mutter betrachtete sie forschend, befahl ihr, sich wieder zu Bett zu legen und sie nicht noch einmal zu stören — Marie drückte sie leidenschaftlich an ihre Brust, dann gehorchte sie und ging.

Als das Mädchen in ihr Stübchen trat, rief der Hafenwächter die eilfte Stunde ab. Nur noch eine Stunde und der entscheidende Augenblick ihres Lebens war da. Mit jeder Minute stieg ihre Unruhe; sie that alles Mögliche sich Muth einzusprechen, suchte sich zu überzeugen, daß der Schritt, den sie thue, der Einzige zu ihrer Rettung sei, aber sie konnte ihre Zweifel nicht lösen, ihre Angst nicht beschwichtigen; ihr Zustand war bedauernswerth. Selbst von dem Prinzen sich trennen zu müssen, war ihr schmerzhaft, manches Bild glänzender Zukunft schwebte ihr vor, um es jetzt für immer entschwinden zu sehen.

Immer noch brauste der Sturm, tobten die Wellen, als die Stunde der Mitternacht nahte. Marie stand reisefertig, den Blick gen Himmel gehoben, am Fenster und flehte zu Gott, ihr einen Strahl seines Lichtes zu senden, der sie erleuchte. Da glaubte sie ihren Namen zu hören, sah hinab, und Torben stand unten, winkte und bat, daß sie herunter kommen möge — Sie wankte noch, zögerte zu antworten, doch endlich rief sie leise: Ich komme! ergriff das kleine Bündel, öffnete vorsichtig die Thür, schlich hinunter, schob den Riegel zurück, und lag in Torbens Armen.

Endlich hab' ich Dich errungen! rief er freudetrunken — Komm, Geliebte, das Schiff liegt bereit, schnell sind die Anker gelichtet, und dann bist Du mein!

Wenn es Gott will! sprach Marie zitternd, denn der Muth war ihr gesunken, da sie dem Hause, wo ihre Mutten sorglos schlief, den Rücken kehren und es auf immer verlassen sollte.

Komm, komm! bat Torben, der Verräther wacht!

Er wacht! schallte es hinter ihm, und Frau Sigbritt, von drei handfesten Knechten gefolgt, ergriff der Tochter Arm. Folge mir, ungerathenes Kind! rief sie der Bebenden zu, und riß sie mit sich fort. Torben warf sich ihr entgegen! Ich lasse sie nicht, rief er wüthend, und sollte ich Euch mit mir auf mein Schiff führen und davon fahren! Er pfiff, man hörte Lärm auf dem Schiffe.

Packt ihn fest und schleppt ihn ins Haus! befahl jetzt Sigbritt — doch Torben zog sein Schwert: Wer von Euch Elenden wagt es einen dänischen Edelmann anzugreifen? — ihm renn' ich das Schwert durch den Leib!

Versucht es! sprach Sigbritt höhnend, ließ ihr Kind los, stürzte sich in seine Arme und umklammerte ihn fest. Auf meine Verantwortung, packt ihn! rief sie ihren Knechten zu, die auch thaten wie sie befahl. Bindet ihn und führt ihn an den Brunnen! fuhr sie immer heftiger fort — Dringen die Seinen in mein Haus, so werft ihn hinein, daß ein dänischer Edelmann norwegisch Wasser trinken lerne. Nach einer Stunde laßt ihn frei, und wehe Euch, sprecht Ihr von der Sache ein Wort! die Knechte schleppten ihn ins Haus, während Frau Sigbritt mit ihrer Tochter eine Bekannte aus dem Schlafe weckte, in deren Haus sie sich dann bis zum kommenden Morgen aufhielt.

Als es tagte, machte sich Frau Sigbritt auf und ging erwartungsvoll nach ihrer Wohnung. Dort fand sie alles in Ordnung, und erfuhr, daß, kaum daß die Knechte die Thüre verschlossen, Diener und Schiffsvolk herbei geeilt seien, und ihren Herrn zu sprechen verlangt hätten. Auf ihr Weigern hätten die Diener mit Gewalt in das Haus dringen wollen, wären aber von dem Schiffsvolk daran gehindert worden, welches nicht

zugegeben hätte, daß Mutter Sigbritt irgend ein Leid zugefügt werde. Nach vielem Hin- und Herreden sei die Stunde verflossen, und der junge Herr, der sich während der ganzen Zeit still verhalten habe, durch ein Hinterpförtchen entlassen worden. Ein Glas gebrannten Wassers und ein tüchtiger Krug Bier war der Knechte Lohn, denen noch einmal die strengste Verschwiegenheit anempfohlen wurde.

Späterhin ließ Sigbritt auch Marie zurückkommen. Sieh das Vorgefallene als einen Fingerzeig Gottes an! war Alles, was sie über dieser Sache sagte.

Das Schiff, worauf sich Torben befand, hatte noch in der Nacht die Anker gelichtet, und seine Fahrt nach Lübeck begonnen, wohin ihn Marie mehrere Tage im Wachen und Träumen begleitete. Während dieser Zeit belästigte sie Niemand. Der Prinz war in Geschäften nach dem Hüisko Kloster gereist, und so hatte sie in der Einsamkeit Muße über ihr Schicksal nachzudenken und mit ihrem Herzen ins Reine zu kommen. Ihr Verstand sagte ihr jetzt, daß sie es der Mutter danken müsse, ihre Flucht verhindert zu haben, denn nie würde es Torben unter solchen Umständen gelungen sein, seine Schlösser und Meierhöfe zu verkaufen und das Geld ins Ausland zu ziehen, da der König nach dem Rechte damaliger Zeit seine Güter als verlassene Lehne zum Besten der Krone einziehen konnte; sie hatte ihn also zum Bettler gemacht. Bedachte sie hierbei nun noch, was er dann von der Rache des Prinzen zu erwarten gehabt, so mußte sie sich gestehen, daß Beide durch der Mutter Vorsicht, die, durch Mariens nächtliches Erscheinen mißtrauisch geworden, die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, gerettet worden seien. Sie faßte daher den festen Entschluß, Torben zu vergessen, aber auch des Prinzen Bewerbungen zu widerstehen.

Ach wäre doch der Mensch so sehr Herr seines Handelns, als seines Willens, Leidenschaft würde ihn nicht so leicht verlocken. Des Prinzen Bild hatte neben dem Bilde Torbens auch sein Plätzchen in Mariens Herzen gefunden, der Mutter Schilderungen einer glänzenden Zukunft beschäftigten oft und lange ihre Einbildungskraft, Torbens inniger Blick, seine zutraulichen herzlichen Worte waren, da er fern von ihr war, nicht mehr die Warnungsstimme eines schützenden Engels, und nach und nach schwebte sein Bild immer schwächer, immer matter an ihr vorüber. Marie war bei allen trefflichen Eigenschaften ein Kind der Eitelkeit.

Frau Sigbritt's Wohnung wurde jetzt immer mehr und mehr von vornehmeren Bürgern, besonders von dem in Bergen zurückgebliebenen Gefolge des Prinzen besucht. Marie konnte nicht umhin, sich, auf der Mutter Verlangen, zuweilen unter ihnen zu zeigen, wo sie jedoch mit allem Anstande behandelt wurde, denn Keinem war die Bewerbung des Prinzen entgangen, und dies zog wohl eben so sehr, als Mutter Sigbritt's gut gekochte Fische und Mariens Liebreiz die vornehmen Gäste nach dem Schwan. Hier hörte sie nun zuweilen, wenn die Herren in der oberen

Weinstube beim Becher saßen, Manches, was sie in Erstaunen setzte, und das wohl geeignet war, den Eindruck, den der Prinz auf sie gemacht, zu verwischen. Man sprach oft von ihm, lobte zwar dann seinen Geist, seinen Muth, seine Thätigkeit in Geschäften, klagte aber, wenn auch nur in doppelsinniger Rede seinen Jähzorn und seine Härte, die oft, wie man sagte, an Grausamkeit grenzen sollten. Einstimmig war dann der Wunsch, daß er sich unter den Fürstentöchtern eine Gattin wählen möchte, denn nur von der Liebe zu einem zarten Wesen hofften sie, daß sich sein rauhes, hartes Gemüth sanfter und milder stimmen werde. Marie theilte, was sie gehört hatte, der Mutter mit, und verschwieg ihr nicht, daß sich dadurch ihre Furcht vor dem Prinzen vermehrt habe; doch Frau Sigbritt wußte dies geschickt zu ihrer Absicht zu benutzen, indem sie der Tochter vorstellte, welches Verdienst sie sich um die drei Königreiche erwürbe, wenn sie es wäre, die des Prinzen Charakter zur Milde stimme. Die Geliebte, setzte sie hinzu, hat tausend Mittel, die der Gemahlin eines Fürsten entgehen, denn selten schließt Neigung ihren Bund, und nur der Neigung kann es gelingen, entschiedene Gewalt über das unbeugsame Herz eines Mannes zu gewinnen.

Diese Worte waren ein zündender Funke in Mariens Herzen. Von Natur weich und mildthätig, theilnehmend an fremden Unglück, immer, selbst mit Aufopferung helfend, wo sie nur konnte, dies war ein Hauptzug in des Mädchens Charakter. Deshalb glaubte sie auch von dieser Stunde an, es sei gewissermaßen Bestimmung, daß sie zum Heil der Menschheit sich opfern müsse; sie erinnerte sich der Worte des Prinzen im Birkenwäldchen, und nun träumte sie im Schlafe wie im Wachen von dem Segen, den sie verbreiten würde, wenn sie den tyrannischen harten Fürsten zum milden Vater seines Volks umwandelte; Menschenliebe und Eitelkeit trieben sie an, das Wagstück zu versuchen.

Vielleicht war diese Schwärmerei nur ein über ihr Herz und ihre aufgeregten Sinne hingeworfener Schleier; sie wollte sich selbst täuschen, wollte es nicht einmal ahnen, daß sie Christian mehr als wohlwolle, sein Bild ihr in dem regellosen Fluge ihrer Phantasie immer folge, wenn Torbens Bild nur noch in ihrem Stillleben sie umschlich. Sie mochte sich nicht gestehen, daß sie ihrer ersten Liebe jetzt schon ungetreu geworden, wollte es mit einer edlen Handlung beschönigen, und diese sollte sie dahin führen, wo ihr Herz schon lange gern, wenn auch mit Zagen, verweilt hatte.

In dieser Zeit kehrte Prinz Christian vom Kloster Hülsho zurück. Sein erster Gang war nach dem Hafen, wo er mehr nach dem weißen Schwan, als nach den ein- und auslaufenden Schiffen sah. Auch wurde er dafür belohnt, denn Marie saß, die Spindel in der Hand, am offenen Fenster; aber sie schien mit ihrer Arbeit beschäftigt, daß sie nicht ein einziges Mal aufsah, und selbst das Jauchzen des Schiffsvolks bei der An-

kunft des Prinzen sie nicht bewegen konnte aufzublicken. Aber demungeachtet lugte sie verstohlen seitwärts hinunter, und ihr Blick suchte und fand den Ersehnten.

An dem nemlichen Tage hatte Frau Sigbritt eine Unterredung mit dem Kanzler, wo sie diesen benachrichtete, daß die zwischen ihnen verabredete List, daß einige Gäste in Mariens Gegenwart über des Prinzen Rauheit und Härte sprechen sollten, völlig gelungen sei, wobei sie dem Kanzler versicherte, daß sie jetzt die feste Ueberzeugung habe, der Prinz sei dem Herzen ihrer Tochter nicht mehr fremd. Doch bat sie ihn, der Sache ihren Lauf zu lassen, denn das Band würde nur um desto fester geknüpft, je unbefangener sich die Herzen ohne fremde Einmischung finden würden. Auch sprach heute die kluge Frau zum ersten Male von der Zukunft, erwog jeden möglichen Fall, und vergaß dabei sich und ihr Kind nicht im Geringsten.

Je öfterer Walkendorf Mutter Sigbritt, wie man sie allgemein nannte, gesprochen hatte, desto mehr erstaunte er über die Gewandtheit, den Alles rasch auffassenden Verstand und die Verschlagenheit des Weibes, und obgleich in ihm selbst, gewiß nicht aus eigennütziger Absicht, der Gedanke, Marie dem Prinzen näher zu bringen zuerst aufgestiegen war, so schien ihm doch jetzt schon die Mutter eine gefährliche Mitgabe zu sein, die man, es koste was es wolle, sobald als möglich entfernen müsse. Er fürchtete den Einfluß, den die verschlagene Frau zu seinem Nachtheil über den Prinz erhalten könne, und hätte es noch in seiner Macht gelegen, würde er Alles gethan haben, seinen Herrn von Bergen zu entfernen. Aber dieser war zu leidenschaftlich, zu eigenwillig, als daß Walkendorf den Versuch nur hätte wagen dürfen; er mußte deshalb die Sache ruhig ihren Gang gehen lassen, da er wohl einsah, daß es besser sei, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, als das schon so weit Gediehene hintertreiben zu wollen.

So hatten sich die Verhältnisse gestaltet, als den feurigen Prinzen endlich die Ungeduld ergriff und er nicht länger, das schöne Ziel vor Augen, ohne Entscheidung harren wollte. Der Kanzler glaubte es seiner Würde nicht angemessen, hierbei öffentlich den Unterhändler zu machen, der Prinz konnte es nicht selbst, und so wählte dieser, vielleicht jenem zum Aerger, vielleicht auch, weil er keinem der Hofleute das Geheimniß vertrauen wollte, seinen Narren zu diesem Geschäfte.

Niels, ein kleines fast zwergartiges, aber sonst wohlgebautes Männchen, auf der Insel Langeland von wohlhabenden Eltern geboren, war schon vor mehreren Jahren an den Hof Königs Johann, Prinz Christians Vater, gekommen: hier hatte man ihn zu manchen niederen Verrichtungen gebraucht, bis ihn endlich der Prinz näher kennen lernte, in seinem Gefolge mit nach Norwegen nahm, und ihm seiner guten Laune und seines

Witzes wegen, die damals nicht entehrende Stelle eines Hofnarren gab. Niels hatte sich hierbei ausbedungen, nie über irgend ein übereiltes Wort bestraft zu werden; dies war bei des Prinzen heftigem Gemüth eine nothwendige Vorsicht, und Christian bekräftigte mit einem Handschlag, daß er nie wegen freimüthiger Aeußerungen bestraft oder seinem Jähzorne ausgesetzt sein sollte, er gab ihm sogar die Erlaubniß, wenn ihn dieser ergriffe, ihm als Erinnerung an sein Versprechen, seine Schellenkappe vorhalten zu dürfen. Uebrigens war das kleine Männchen, wenn er nicht zu arg gereizt wurde, ein gutmüthiger Narr, von theilnehmenden, fast zu weichem Gemüth, sprach selten von Jemanden Böses, und wurde von Jedermann geliebt, nur nicht von manchem anmaßenden Edelmanne, deren es zu damaliger Zeit in Dänemark gar zu viele gab. Sein Lautenspiel und daß er oft gar zierlich in Reimen sprach, machte dem Prinzen viel Vergnügen, und Lüttke Niels mußte überall zugegen sein, wo dieser sich aufhielt, der sonst argwöhnisch, ein großes Vertrauen in des Narren Anhänglichkeit und Treue setzte. Auch jetzt wurde er an Frau Sigbritt abgesandt, und ihm im Nothfall die Erlaubniß gegeben, selbst Marien des Prinzen heißeste Wünsche vorzutragen.

Er begab sich also nach dem Schwan, ließ ein Gericht Seefische auftragen, und bewillkommte Mutter Sigbritt nicht als Abgesandter, nur als Gast, doch ahnete diese bald, das der Mann mit der Schellenkappe, der sich sonst selten in einer Herberge blicken ließ, nicht allein ihrer Fische wegen da sei. Neugierig was er wolle, unterhielt sie sich mit ihm und suchte ihn auszuforschen; aber das kleine Männchen beantwortete ihre Fragen kurz, aß seine Fische, und erst nachdem er seinen Krug Bier geleert hatte, meinte er: ein Gang in den kleinen Würzgarten könne wohl nach solcher trefflichen Mahlzeit nicht schaden. Frau Sigbritt glaubte ihn zu verstehen und begleitete ihn hinunter.

Ein feines Gärtchen! sagte Meister Niels, als sie ein paar Mal auf- und abgegangen waren, und doch sollt Ihr noch eine Blume besitzen, schöner als alle, die ich hier sehe. Sigbritt lächelte. Meinem Herrn, dem Prinzen, scheint sie gefallen zu haben, fuhr er fort — auch jetzt noch blieb sie stumm. Ich meine Euer Töchterlein, Frau!

Was kümmert Euch die, Meister Niels? unterbrach ihn Sigbritt.

Viel, sehr viel! — Ein schönes Weib gibt dem Narren mehr Stoff zum Lachen, als hundert Weise, denn in Jedem, der ihr naht und sich fangen läßt, sieht er bald seinen Bruder, wenn euch ohne Schellenkappe, der sich dann gar närrisch und possirlich gebehrdet. Die Liebe ist des Narren Paradies, des Verständigen Hölle.

Euch ist doch immer das Ernste nur Scherz! meinte Sigbritt.

Mit Nichten, Frau! fiel ihr der Narr schnell in die Rede. Oft ist mir der leichte Scherz ein bitterer Ernst. — Doch von etwas Anderem. — Wißt Ihr, in welcher Gestalt Ihr jetzt vor mir steht?

Eine sonderbare Frage! — Nun in welcher?

Ihr steht vor mir wie ein Vogelfänger, der ein zartes Täubchen unter seidenem Netze gebunden hat, die lüsternen Vögel damit zu locken. Da kommen sie nun schaarenweise herbeigeflogen, Finken und Goldammern, Staare und Kukuke, selbst eine alte Eule mit ihrem krummen Schnabel, krumm, wie die Nase unsers gestrengen Kanzlers, von allen Gattungen kommen sie, Alt und Jung, setzen sich um das Netz auf die Bäume, singen, schreien, lärmen und umschwirren das Täubchen, das sich so wenig wie der Vogelfänger um sie kümmert. Das Netz schlägt nicht zusammen, die armen Wichte sind ihm zu gering, er will bessere Beute. Da schwingt sich endlich der Königsgeier in langsamen Kreisen hoch in die Lüfte, schießt herab, das Netz schlägt über ihm zu, und er ist gefangen.

Nur weiter! sagte Sigbritt zu dem plötzlich Schweigenden.

Nun das Weitere möcht' ich gern von Euch wissen! meinte der Narr, und lauschte, was die Frau, die ihn sicher verstanden hatte, erwidern würde.

Habt Ihr meine Tochter schon gesehen? fragte sie, statt ihm zu antworten.

Nein! erwiderte der Narr. Ich war in Obslo krank zurückgeblieben, und auf dem so glänzenden Bankett war von mir nichts, als meine Kappe, die ich dem Prinzen geliehen hatte.

So kommt, ich werde Euch zu ihr führen! Sie lud ihn nun ein ihr zu folgen.

Und wollt Ihr mir nicht erst Rede stehen? fragte Niels.

Meister! sagte Frau Sigbritt: ehe man um die Waare handelt, muß man sie sehen, und als Unterhändler steht Ihr doch wohl vor mir?

O ho! Frau Weisheit! rief Niels hell auflachend, Ihr glaubt wohl mich durch das Lärvchen Eurer Tochter bestechen zu wollen?

Wahrlich nein! fiel ihm Sigbritt empfindlich und wohl etwas zu rasch in die Rede. Auf Euch würde freilich selbst ein Engelsgesicht keinen Eindruck machen können, die Natur hat Euch gegen jeden Eindruck gepanzert, denn Lieb' und Schönheit blieben Euch doch wahrlich im Leben fremd!

Meister Niels warf bei diesen höhnenden Worten einen sonderbaren Blick auf Sigbritt, die bei all' ihrer Klugheit vergessen hatte, daß er im Auftrage seines Herrn gekommen und überdies kein unwichtiger Mann sei. In diesem Blick, mit dem er sie lange und unverwandt ansah, drückte sich manches schmerzliche Gefühl, aber auch Ingrimm aus. Glaubt Ihr, fuhr er jetzt auf, und beleidigte Eitelkeit sprach aus ihm: Glaubt Ihr, weil diese bunte Kappe Schellen trägt, die Jungfrauen meist lachend, nicht lächelnd an mir vorüber gehn, des Narren Herz fühlte sich nicht von dem Anblick eines holden Mädchens ergriffen, es kenne die Liebe nicht? Ach Frau! sobald sie den Pfeil abdrückt, treff' er eines Königs oder eines Narren Herz, sind Bettler und Fürst sich gleich — Die Liebe setzt ja Allen mein Schellen-

Köpfchen auf! — Doch nun führt mich zu dem Wunderwerk der Welt; will es sehen, dann aber bitt' ich, gebt mir bald Bescheid, damit ich meinem Herrn Antwort bringen kann.

Worüber? fragte Sigbritt, sich verwundert stellend.

Ueber den Preis des Täubchens! — Nun wißt ihr es, und hättet mir und Euch dies Wort wohl ersparen können. Frau Sigbritt schwieg und führte ihn zu Marien.

Diese war nicht wenig erstaunt, die Mutter, die sich sogleich wieder entfernte, mit dem Narren eintreten zu sehen. Starr, unbeweglich ruhte dessen Auge auf dem Mädchen, das, anfangs verlegen, endlich doch fragte: Was führt Euch zu mir?

Geduldet Euch nur einen Augenblick, erwiderte der Narr, erlaubt, daß ich Euch noch eine Weile beschauen darf! Nicht Eure Schönheit nicht Eure edle Gestalt will ich bewundern, mit einem wehmüthigen Gefühl will ich in Eure Augen schauen. Ich habe mir sonst immer die Pforten des Himmels golden gedacht, jetzt aber seh' ich, daß ich irrte: azurblau sind sie und doch strahlend. —

Ich bitte, schweigt! unterbrach ihn das Mädchen.

Gönnt mir doch mein Entzücken, es wird mir so selten zu Theil! bat der Narr. Marie, zwar betroffen über sein sonderbares Benehmen, ließ es geschehen, daß er sie noch länger aufmerksam betrachtete. Endlich schüttelte er wie Einer, der mit sich unzufrieden ist, den Kopf, daß die Schellen hell tönten, nahte ihr und setzte sich auf den ihm dargebotenen Sessel. Jungfrau! sprach er dann, ich bin von meinem Herrn, dem Prinzen, mit einem schweren Auftrag hierher geschickt worden; ich gehorchte nur ungern, denn ich bin Herrn Torben durch Mancherlei verpflichtet. —

Kennt Ihr ihn? fragte Marie rasch.

Ich kenne und bedauere ihn! erwiderte er und schwieg, das Mädchen scharf beobachtend, die im Gefühl ihrer Schuld still vor sich niedersah, und dann mit unterdrückter Stimme und tiefer Rührung sagte: Es war ein schöner Morgentraum.

Zum ernsten Leben, sprach der Narr, sie aus ihrem Sinnen weckend, taugt kein Morgentraum; die wahre Liebe ruht nur im treuen Herzen, nicht auf den bunten Flügeln unserer Phantasie — Doch still! — Die Glöckchen tönen und mahnen mich an meine Kappe. Ich komme Euch ein Elixir zu reichen, fuhr er dann mit seinem gewöhnlichen Humor fort, welches allen Gram scheuchen, alle Reue unterdrücken und das Vergangene ganz der Vergessenheit übergeben kann. Es ist aus Fürstenliebe von etwas despotischer Art, Männertreue, einer sehr flüchtigen Substanz, aus Goldtinktur und Hoffnung, dieser ewig Täuschenden zusammengesetzt; wollt Ihr es wagen das Tränkchen zu nehmen, so soll es zu Eurem Gebote stehen.

Ihr seid stets fröhlich, Meister, nahm Marie das Wort, und ihr trübes Auge ruhte wehmuthsvoll auf Niels; Ihr scherzt und kennet nicht den

Schmerz, den Eure Rede in mir aufgeregt hat; Mitgefühl scheint Euch fremd.

Ich kennte nicht den Schmerz, meint Ihr? fuhr der Narr auf, und sein weitgeschlitztes Auge erglänzte: O, wie ihr irrt! — In jedem Tone meiner Schellen hör' ich nur den Seufzer einer wunden Brust, nur das Hohngelächter tückischer Seelen. — Ihr zweifelt an meinem Mitgefühl, Jungfrau? lenkte er ein, da er die Bewegung, die sich seiner bemächtigt hatte, fühlen mochte. Wär' ich wohl ein ächter Narr, wenn mich fremdes Leid nicht mehr ergriff, als mein Eigenes? — des Narren Brust bewahrt den Schmerz für sich, nur für Andere hat er den frohen Sinn.

Armer Niels! sagte Marie theilnehmend.

Vergelt Euch Gott für Eure Theilnahme! — Doch nun endlich zur Sache, so schwer es mir auch wird! sprach der Kleine, legte seine Kappe bei Seite, und nachdem er Alles versucht hatte, seine Beklemmung zu unterdrücken, begann er: Mich sendet der Prinz an Dich ab, schönes Mädchen, ihm ein freundliches Wort, ein Liebeswort von Dir zu bringen. — Verweigere es ihm nicht, dies bittet sein Abgesandter, der Narr.

Und was rathet mir Niels, nicht der Diener des Prinzen, das ich thun soll? fiel ihm Marie in die Rede.

Eine schwer zu lösende Frage, antwortete der Narr.

Und was rathet Ihr mir? wiederholte Marie.

Zweierlei! sagte er endlich: — Könnt Ihr Torben nicht vergessen, wie ich kaum glaube, so trotztet dem Geschick, tretet in meinen Orden, weist alles Glück, das Euch entgegen lacht, stolz von Euch, bleibt treu und kümmert Euch nicht darum, ob er Treue mit Treue oder mit Undank lohnen wird. Könnt Ihr ihn aber vergessen, und ich meine, vergessen habt Ihr ihn schon, so überlaßt den Handel Frau Sigbritt, die wird ihn schon so vortheilhaft abschließen, als möglich. — Werft Euch in des Prinzen Arme, und spielt dann das große Spiel: Alles gewonnen, oder Alles verloren.

Das kann, das werde ich nicht! sprach Marie, von ihrem Sitze aufstehend. Erhandeln kann mich kein Fürst der Welt, erwerben nur durch Liebe. — Sagt dem Prinzen, Meister Niels, in meinem Herzen wohn' ein stolzer Sinn, nur an des treu Liebenden Brust könnte ich Liebe mit Liebe vergelten.

Und Torben? fragte der Narr, mehr neckend als hämisch.

Ich habe gegen ihn gefehlt, erwiderte Marie, aber was kann ich dafür, daß der Zauber allmählig schwand, und die Glut verlosch, wie das Flämmchen der Nahrung bedürftigen Lampe, sie flackert wohl noch zuweilen auf, muß doch aber bald verlöschen, und es bleibt nur noch eine wohlthuende Wärme zurück, die man, glaub' ich, Freundschaft nennt. Ach, nur einmal sollte das Herz lieben, und mit der ersten Liebe still vergehen!

Ja, sollte! — nahm der Narr das Wort: Doch tröstet Euch!

Nur selten deckt das kühle Grab
Der ersten Liebe treu bewahrte Blüthen;
Das wilde Leben bricht die Zarten ab,
Die, kaum entfaltet, welkten und verblühten.
Die Sehnsucht schwellt zu neuer Wonn' und Lust
Die off'ne, leicht bewegte Brust,
Und neue Liebe hat das Herz umwunden;
Der Traum der Ersten ist gar bald entschwunden!

Ihr seht, Euer Anblick hat meine Reimlust erweckt, und geschieht dies, dann ist es Zeit, daß ich gehe. Nur will ich Euch noch den wohlgemeinten Rath zurücklassen: Bleibt nicht so lang am Kreuzwege stehen, entschließt Euch schnell, wohin Ihr gehen wollt, denn ich sehe, Ihr schwankt wie ein Rohr, das heute der Sturmwind, morgen der West hin und her treibt. Nun lebt wohl! Ich kehre bald zu Euch zurück und will dann sehen, wohin Ihr Euch gewendet habt.

Er verließ Marie und begab sich wieder zur Mutter Sigbritt, um dort Bescheid zu holen. Sagt Eurem Herrn, sprach diese, ich könne und würde über die Neigung meines Kindes nicht gebieten. Kann er ihr Herz gewinnen, und ich glaube fast er gewann es schon, so wollt' ich ihm kein Hinderniß in den Weg legen. Das Uebrige mag der Kanzler mit mir abmachen. Hiermit entließ sie, nun ziemlich ihrer Sach gewiß, den Mann mit der Schellenkappe.

Monate waren vergangen, und Marie war, trotz ihres bewegten Herzens, ihrem Vorsatze treu geblieben, sie widerstand noch den Bewerbungen des Prinzen, wenn auch ihr Herz ihm entgegen schlug. Aber wo Liebe, Eitelkeit und ein Geliebter, das königliche Diadem um seine Stirn, verführerisch locken, da unterliegt endlich doch der beharrlichste Sinn. Auch der Prinz blieb in seinen Bewerbungen standhaft, bezähmte seine Ungeduld, und wenn ihn Geschäfte nach Obslo abriefen, kehrte er bald nach Bergen zurück, wo Feste auf Feste folgten, bei welchen Marie stets die Königin war. Schon huldigte ihr Alles, schon übte Frau Sigbritts Verstand seine Gewalt über den Prinzen, schon hatte sie das Wichtigste, ihrer und ihrer Tochter Zukunft wegen, mit dem Kanzler verabredet, der immer noch hoffte die Alte zu überlisten, und Marie widerstand noch. Sie saß in qualvoller Unruhe, im steten Kampfe mit sich selbst, auf ihrem Stübchen, und Frau Sigbritt, nie der lächelndsten Hoffnung ganz vertrauend, kochte, trotz der Einladung zu jedem Feste, immer noch Fische wie zuvor. Aber endlich ließ sich des Prinzen Ungeduld nicht mehr zähmen, er sprach dies so laut aus, daß sie es erfahren mußte; aber dem ungeachtet blieb sie standhaft in ihrem Vorsatze, dem Herzen der Tochter es allein zu überlassen, und sie weder durch Drohungen noch Zureden zu irgend einem Schritte zu bewegen.

Lüttke Niels besuchte während dieser Zeit fleißig die Herberge zum Schwan, wo er höchst listig, obgleich er im steten Kampfe mit ihr zu sein schien, der Mutter trefflich zu schmeicheln wußte. Aber an Marien hing sein Herz. Er liebte das Mädchen, als wäre es sein eigenes Kind, wollte ihr Glück, und wußte doch nicht auf welche Weise er es ihr wünschen sollte. Torben, das sah er nun ein, war für sie verloren; selbst das Drückende der Armuth kennend, sah er des Mädchens glänzend verheißene Zukunft nur als eine Rettung von Elend und Noth an, und so kam es, daß er bald für seinen Herrn warb, bald die Wankende vom leidenschaftlichen Handeln zurück hielt.

In der Umgegend von Bergen war in damaliger Zeit ein Forst, ganz geeignet, das Vergnügen der Jagd zu genießen. Nahe der Stadt waren längst die reißenden Thiere aus diesem, an sich nicht bedeutenden Walde verbannt, und selten ließ sich Bär oder Wolf zwischen seinen hohen Fichten blicken. Dahin hatte der Prinz alles Wild der Umgegend zusammentreiben lassen, um Marien das ihr noch neue Schauspiel einer Jagd zu bereiten. Was nur herbeigeschafft werden konnte, den Tag glänzend zu machen, wurde geholt; alle Jäger und Hunde zogen von Obslo nach Bergen, der Adel der umliegenden Gegend wurde eingeladen, und selbst die Klöster mußten ihr Jagdzeug, ihre Jäger und Jagdhunde, auch wohl manches Fuder Wein senden.

Nicht ohne Bangen bestieg Marie mit ihrer Mutter den kleinen zweiräderigen Wagen, wie man sie in jenen bergigen Gegenden damals zu gebrauchen pflegte. Sie waren in ihrer gewöhnlichen Kleidung, und Frau Sigbritt hatte sich allen Prunk und alle Auszeichnung verbeten, um die Aufmerksamkeit nicht noch mehr auf sich zu ziehen; doch ließ sie der Prinz nie aus den Augen, und war ihr steter Begleiter. Alles, was zu ihrer Bequemlichkeit dienen konnte, war angeordnet, Wege durch den Wald gehauen, damit sie gemächlich auf die Stelle kommen konnten, wo des Prinzen Stand während der Jagd war, und in einem kleinen, nur für sie dort aufgeschlagenen Zelte stand Speis' und Trank zu ihrer Erquickung bereit. Hier stiegen sie aus, und nach kurzem Gespräch ließ der Prinz das Zeichen geben, daß die Jagd beginnen solle. Marie, obgleich bebend, mußte auf einem abgehauenen Baumstamme zwischen ihm und dem Zelte Platz nehmen, und nur zwei Jäger durften um ihn bleiben, ihm die Gewehre zu laden, die andern, die ihn belästigen mochten, entfernte er.

Auf das gegebene Zeichen erscholl nun ein lauter Hurrahruf durch den ganzen Wald, überall ertönten die Hifthörner, hörte man Rüdengebell, und, als sei die wilde Jagd los, erscholl ein furchtbarer Lärm, den das Echo noch vermehrte. Bald darauf trat das Wild aus dem Dickicht auf die Wiese, an welcher der Prinz seinen Stand hatte. Sein erster Schuß streckte einen Edelhirsch nieder, der Zweite, Dritte traf, die armen Thiere lagen in ihrem Blute, und Marie, solch' Schauspiels ungewohnt, wendete traurig

ihr Auge von dem Morden ab. Da sprengte ein wüthender Eber heran, wetzte an einer alten Birke seine langen Hauer und fuhr nun auf den Prinzen los. — Habt Acht! rief er Marien zu, gab dem Jäger die Büchse, nahm den Jagdspieß zur Hand, ging, von den Jägern gefolgt, dem Thiere entgegen und während diese in der Angst ihres Herzens zur Mutter Gottes betete, wälzte sich schon das Thier zu des Prinzen Füßen.

Der war gut getroffen! rief er ihr zu: In Eurer Gegenwart verdoppelt sich meine Kraft.

Ach! bat Marie: Erlaubt, daß ich mich von diesem blutigen Schauspiel entfernen darf, wo ich nur Tod und Gefahr für Euch sehe! und trotz dem Schelten ihrer Mutter, trotz dem Lachen des Prinzen, beharrte sie auf ihrer Bitte, und Christian mußte endlich nachgeben und den einen seiner Begleiter zurückschicken, den nicht fern stehenden Wagen zu holen.

Die gute Laune des Prinzen schien dadurch bedeutend vermindert zu sein. Ich weiß doch kaum mehr, was ich thun kann, Euch Freude zu machen, sagte er unmuthig.

Laßt jenes noch zappelnde Thier tödten, bat sie, ich kann es nicht länger im Todeskampfe sehen, und ich will Euch mit freundlichen herzlichen Worten dafür danken. Der Prinz gab dem andern Jäger den Befehl, dies zu thun, und während er Mariens Hand, die sie ihm dankend entgegen streckte, an sein Herz drückte, rauschte es neben ihnen im Gebüsch; der Prinz, den Jagdspieß ergreifend, wandte den Blick dahin, ein zottiger Bär brach durch das Dickicht, und den Prinzen gewahrend, ging er fürchterlich brummend auf ihn los. Rettet Euch! war das einzige Wort, was er Marien noch zurufen konnte, dann hob er den Jagdspieß zu seiner Vertheidigung, und erwartete, an den abgehauenen Baumstamm sich stemmend, die Bestie, die mit geöffnetem Rachen und weit vorgestreckten Tatzen auf ihn losging. Der Prinz, das Thier wohl in's Auge fassend, rannte ihm die Wehr in die Brust, doch die Bestie ergriff den Spieß mit ihren Klauen, zerbrach ihn, achtete nicht der noch in der Wunde steckenden Spitze und griff von Neuem den Prinzen an, der sein Schwert zur Vertheidigung zog, und, jedoch mit Hülfe des herbei geeilten Jägers, bald das Thier zu Boden streckte.

Sein erster Gedanke war jetzt Marie. Er glaubte sie entflohen, aber das Mädchen stand, bleich wie der Tod, sich auf einen Jagdspieß stützend, bebend hinter ihm.

Mein Gott! rief bei ihrem Anblick der Prinz: Ihr noch hier, Marie? — Wie ist Euch? — Ihr zittert. — Warum entfloht Ihr nicht!

Konnt' ich fliehen, da ich Euch in Gefahr wußte? erwiderte sie mit schwacher Stimme, während ihr Auge dem Prinzen freundlich entgegen lächelte. Ich wollte Euch beistehen, ergriff diese Waffe, aber der Anblick des wilden Thieres bannte mich fest. — Muth und Kraft versagten mir.

Marie! rief er in freudetrunkenem Entzücken: Mir beistehen wolltest

Du, wolltest die Gefahr mit mir theilen? — Ja, rief er und schloß sie in seine Arme. Du sollst auch ferner Freud' und Leid, Triumph und Mißgeschick mit mir theilen, sollst fortan von mir unzertrennlich sein! — Nie, ich schwöre es Dir, nie, so lange ich lebe, will ich Dich verlassen, nie diese Stunde vergessen, die mir Dein Herz voll Liebe so ganz aufschloß.

In diesem Augenblick kam Frau Sigbritt zurück, die wohlweislich der Gefahr entflohen war, und schalt ihre Tochter, daß sie ihr nicht gefolgt sei. Zürnt nicht, Mutter Sigbritt, beschwichtigte sie Christian, diese Stunde hat mich zu glücklich gemacht, um sie mir mit unfreundlichen Worten trüben zu wollen — der Wagen kommt, fuhr er fort, da er die dänischen Rosse schnauben hörte, besteigt ihn, kehrt zurück, ich folge Euch bald!

Die noch immer Bebende stieg ein. Der Prinz drückte hierbei verstohlen seine Lippen auf ihren Schwanenarm. Nach meiner Wohnung! rief er dem Führer zu, und die stolzen Rappen trabten brausend zwischen den hundertjährigen Fichten der Stadt zu. Die Jagd war beendet, es hielt den Prinzen nicht mehr im Forste, er jagte bald mit seinem Rosse, nur von wenigen seiner Begleiter gefolgt, mit verhängten Zügeln davon.

Es mochte Mitternacht sein, als eine tief vermummte Gestalt aus der Wohnung des Prinzen schlich, und in einiger Entfernung von mehreren Bewaffneten gefolgt, wie ein aufgescheuchtes Reh durch die menschenleeren Straßen der sonst so belebten Stadt mit raschem Schritte eilte. Der Mond schien hell, kein Wölkchen verdüsterte den Himmel voll Sterne, die vom Mondlicht überstrahlt nur bleich hernieder schauten, als sei ihr Strahlenglanz für immer erloschen. Schauerlich war die Gestalt anzuschauen, die, den weiten Mantel um sich geworfen, vor ihrem eigenen Schatten, als wie vom bösen Gewissen gefolgt, nach dem Hafen floh, und sich dort vor dem in einer Nische stehenden Muttergottesbilde niederwarf und betete. Ihre Begleiter, in einiger Entfernung zurück geblieben, störten ihre Andacht nicht, wohl aber Lautenklänge, die jetzt aus der Herberge zum Schwan herüber zu tönen schienen. Die Gestalt erhob sich, horchte auf, ging ungewissen Schrittes den Tönen entgegen, hielt wieder an, lauschte auf den jetzt beginnenden Gesang, und, als ob eine unwiderstehliche Macht sie dahin ziehe, schritt sie eilig vorwärts, blieb jedoch von Neuem stehen, während ihre Begleiter, sich nicht weiter um sie kümmernd, wieder heimwärts zogen.

Der Gesang war beendet, die Töne der Laute verhallten, da wankte mit zögerndem Schritte die Gestalt der Herberge zu, klopfte leise an der Thür, und wie aus Grabesnacht erstiegen, stand ein Pilgersmann vor ihr. Seid Ihr es, Marie? fragte er, und der Ton seiner Stimme drang tief in ihr Herz, denn sie war die Vermummte. — Oluf! — Torben! —

stammelte sie. — Ja, ich bin es! rief er. Marie! Torben ist es, der noch einmal vor Dich tritt, Dich an Dein Versprechen zu mahnen. Dort im Hafen liegt ein Lübecker Schiff zur Abfahrt bereit. — Komm, folge mir! — Sie entzog ihm ihre Hand, welche er hastig ergriff. — Ich weiß Alles, fuhr er fort, weiß daß Dein Entschluß wankt, daß noch Rettung möglich ist. — Noch strahlt die Glorie der Tugend um Dein Haupt — aber die Hölle öffnet hier ihre Pforte, dort — wenn Dir auch keine Seligkeit in meinem Arme werden kann — umgibt Dich doch ein reiner, ungetrübter, unbefleckter Himmel. — Komm, fasse Muth und folge mir! — Als sie zögerte, warf er sich verzweiflungvoll vor ihr nieder, streckte flehend seine Arme nach ihr empor und beschwor sie bei allen Heiligen, ihm zu folgen.

Ein dumpfes: Zu spät! rang sich aus ihrer wogenden Brust. — Heftig riß sie an die Klingel, er sprang vernichtet auf, und als die Thür sich öffnete, sie hinein stürzte, blieb er sprachlos in seinem Schmerz versunken stehen, und sah wehmuthvoll nach ihrem Fenster hinauf, daß sie jetzt mit Heftigkeit schloß.

Muß denn alles Schöne auf dieser elenden Welt untergehen? rief er, und ging unglücklich und jeder Hoffnung beraubt dem Hafen zu.

Der Schloßhauptmann von Copenhagen.

Neun Jahre waren verflossen, seit Marie den Pilger an der Pforte ihres Hauses getroffen, und Vieles hatte sich seitdem in ihrem Schicksale verändert. Torben war noch an jenem Abend auf dem Lübecker Schiff abgesegelt und kehrte erst nach sechs Jahren wieder nach Copenhagen zurück, wo er Christian II. auf dem Throne der skandinavischen Reiche fand, und von ihm huldreich empfangen wurde. Obgleich zum Manne gereift, hatte er doch das Mädchen von Amsterdam nicht vergessen, aber auch der König hing noch mit Leidenschaft an ihr, die, wenn auch neun Jahre älter, noch in voller Blüthe ihrer Schönheit stand und mit ihrer Mutter still und eingezogen in der Gegend von Copenhagen lebte. Frau Sigbritt füllte ihre Truhen mit Gold, war des Königs Rathgeberin in allen wichtigen Angelegenheiten, vermied aber klüglich dem mit seinen Reichsräthen und den Ständen in manchen Kampf verwickelten Monarchen durch ihr und ihrer Tochter öffentliches Auftreten irgend eine Blöße zu geben. Marie war, durch des Königs Liebe beglückt, mit ihrem Schicksale zufrieden, der Kanzler war ihr Beschützer, was bedurfte sie mehr, um ihr Schicksal beneidenswerth zu finden?

Zwar hatte Torbens Ankunft in Copenhagen einigermaßen ihren Frieden gestört; denn war auch ihre Liebe zu ihm nur noch Wohlwollen, so glaubte sie dennoch einen strengen Richter, einen rücksichtlosen Tadler ihrer Handlungen in ihm zu sehen, dem frühere Verhältnisse wohl eine Art Recht dazu gaben. Doch bald verlor sich auch dieses peinliche Gefühl, sie erkannte in ihm nur den Freund ihrer Jugend, den zu beschützen, zu erheben ihre süße Pflicht sei. Oft war er um sie, und achtete auch die Geliebte des Königs zu sehr, um nicht die noch immer flammende Liebe in seiner Brust zu verbergen. So lebte sie mit Allen, in deren Nähe ihr Geschick sie früher gebracht, in ungestörter Eintracht und Frieden.

Der Erste, welcher aus diesem Kreise schied, war der Kanzler Walkendorf, dem, trotz seiner Anhänglichkeit an Marien, des Königs und seines Vaterlandes Wohl höher stand, als die Geliebte seines Herrn. Er hatte

von jeher und auch jetzt noch den König zu bewegen gesucht, daß er zu einer Heirath schreiten möchte, und endlich war es ihm gelungen, Christians Wahl auf Elisabeth von Spanien, König Philipp I. Tochter zu lenken. Dies vergaben ihm Frau Sigbritt und Marie gern, denn sie sahen die Nothwendigkeit dieses Schrittes ein, es freute sie, daß die Wahl eine Fürstin ihres Vaterlandes getroffen hatte, und zürnten deshalb nicht auf ihn. Als aber Walkendorf gleich nach der Ankunft der Prinzessin in den König drang, sich von Marien los zu sagen und sie mit einer Summe Geldes nach Holland zurück zu schicken, verlor er dessen Gunst, und Sigbritt that Alles, ihn zu stürzen. Es gelang ihr nur zu bald, und Walkendorf, früher schon zum Erzbischof von Drontheim ernannt, wurde in sein Bisthum verwiesen.

Die junge 15jährige Königin zog mit aller Pracht in Copenhagen ein, und diese Verbindung störte Christians Verhältniß zu Marie nicht. Elisabeth mochte von diesem Verhältnisse schon früher, aber auch von dem, für das Land wohlthätigen Einfluß Mariens auf den König und von ihrem edlen Charakter unterrichtet gewesen sein, denn sie drang nicht auf ihre Entfernung, sondern gab ihr mehrere Zeichen ihres Wohlwollens und zeigte sich nicht beleidigt, als der König, dem Elisabeth mit treuer Liebe anhing, der Sigbritt ein schönes auf dem Amacker Markt gelegenes Haus kaufte, und es prachtvoll einrichten ließ. Vielleicht trug zu der Königin Gunst, die sich in Staatsgeschäfte gar nicht mischte, das Vaterland der Sigbritt viel mit bei. In den Niederlanden geboren und aufgewachsen, behielt Elisabeth bis zu ihren Tode eine unerschütterliche Liebe für dieses Land, und so mochte sie sich vielleicht freuen, Jemand aus ihrer Heimath hier zu finden.

Auffallend mußte es Jedermann sein, daß König Christian seit seiner Verheirathung, und so lange nach dem angeknüpften Verhältnisse mit Marien, diese jetzt erst öffentlich als seine Geliebte den Dänen zeigte, und ihr außer der Wohnung am Amacker Markte, das unfern Copenhagen gelegene Schloß Hvidör, dessen Gärten er, im Geschmack damaliger Zeit, wunderlich einrichtete, zum Sommeraufenthalte anwies.

In dieser Zeit erschien in Dänemark der päpstliche Legat Angelus Arcembold mit seinem Ablaßkasten. Er hatte vom Könige für 1200 Gulden die Erlaubniß erhalten, Ablaß zu predigen, und zog von Stadt zu Stadt, den Dänen das Geld aus ihrem Seckel zu locken. Der König, obgleich kein großer Freund der Geistlichkeit, suchte ihn zu gewinnen, um sich seines Ansehens beim Volk gegen den Reichsrath und den mächtigen Adel zu bedienen, deren angemaßte Macht zu unterdrücken der Hauptzweck seines ganzen Lebens war. Doch traf nicht Alle sein Haß; Torben Oxe genoß durch Frau Sigbritts thätige Verwendung seine Gunst, und dessen früheres Verhältniß zu Marie nicht ahnend, beförderte er ihn von Stufe zu Stufe, bis zum bedeutenden Posten eines Schloßhauptmanns von Copenhagen.

So waren die Verhältnisse an des Königs Hofe, als der Frühling des 1517ten Jahres Frau Sigbritt mit ihrer Tochter nach dem Schlosse Hvidör lockte, wohin ihnen Meister Niels, der stete und theilnehmende Begleiter Mariens folgte.

Zwei an der Küste von Schottland gescheiterte Schiffe hatten den reichen Handelsherrn Malte Krabbe in Bergen zum Bettler gemacht, und der Gram ihn früh in's Grab gelegt. Marie, immer noch an Allem Theil nehmend, was in Bergen, ihrer zweiten Vaterstadt, vorging, hatte sich Anna Krabbe's, die an jenem verhänignißvollen Tage des prinzlichen Einzugs sich so theilnehmend gegen sie bewiesen, dankbar erinnert; sie glaubte ihr dies nicht besser zeigen zu können, als wenn sie der von aller Welt verlassenen Waise einen Zufluchtsort bei sich anböte. Anna, ohne Verwandte und ohne irgend eine andere Aussicht, nahm dies Anerbieten an, und lebte schon seit einem Jahre bei Marien, die eine wahrhaft schwesterliche Neigung zu ihr gefaßt hatte. Ihre Liebe zu dem anspruchlosen Mädchen war so uneigennützig, daß sie selbst nicht erschüttert wurde, als sie Anna's stille Neigung zu Torben bemerkte, dem sie selbst immer noch wohl gewogen war, und der ihr nur zu deutlich zeigte, daß bei ihm die erste Flamme noch nicht erloschen sei. Dies Verhältniß konnte Anna nicht ganz verborgen bleiben, obgleich sie es nie gegen ihre Freundin berührte.

Frau Sigbritt schien dies Alles nicht zu bemerken, doch war ihr nichts entgangen. Noch ihrem Vorsatz treu, Torben es nie zu vergessen, daß er die Verlassene damals zum Tanze geführt, hatte sie sich für ihn bei dem Könige mehr noch verwendet, als Marie selbst, die nie, ohne einen stillen Vorwurf in sich zu fühlen, mit dem Könige von Torben sprechen konnte. Ueberdies hatte Sigbritt noch einen Plan für die Zukunft, in welchen sie den immer noch ihre Tochter Liebenden verflocht, und Anna's Neigung durchkreuzte ihre Absicht; auch fürchtete sie sich vor der Laune des Königs, denn Anna war ein schönes liebenswürdiges Wesen, wenn auch nicht mit ihrem Täubchen zu vergleichen. Sie haßte sie deshalb, und wenn Marie nicht so fest darauf bestanden hätte, die Freundin nicht von sich zu lassen, wäre die Unglückliche sicher schon längst nach Bergen zurückgeschickt worden. Sigbritt that aber alles Mögliche Torbens Blick von ihr abzuwenden, und seine Neigung zu ihrer Tochter glühend zu erhalten.

In dem Garten zu Hvidör, unfern eines großen Teiches, hatten des Königs Laune und seines Gärtners schlechter Geschmack eine südliche Gegend auf den rauhen Seeland verpflanzen wollen. Einzeln stehende Säulen eines verfallenen griechischen Tempels mit Epheu und Immergrün bewachsen, selbst einen Palmbaum, dessen Stamm aus einer alten Fichte gezimmert, mit seinen breiten bemalten Blättern das Auge täuschen sollte, sah man hier in grellem Kontrast mit dem spiegelnden Teiche, in welchen sich

die Wasser über Granitblöcke stürzten. Die hohen, seine Ufer umkränzenden Birken schienen mitleidig auf die Palme zu blicken, deren steife unbewegliche Blätter der heftigste Sturm selbst, wohl zu brechen, doch nicht zu schaukeln vermochte.

Hier saß Anna, die Laute im Arm, den Blick bald nach dem klaren Wasserspiegel des See's, bald gen Himmel gerichtet, in Schwermuth versunken, während Lüttke Niels, der gutmüthige Narr, in einiger Entfernung am Ufer stand und angelte. Aber während das Mädchen in Gedanken verloren, nur noch zuweilen einzelne Akkorde auf ihrer Laute griff, langweilte sich der Narr, denn kein Fisch wollte heute anbeißen. Da kam eben Frau Sigbritt mit Marie durch den Taxusgang und blieb unbemerkt, wie sie glaubte, hinter Niels stehen; doch der Schlaue hatte ihre Tritte gehört und sie daran erkannt. Er that, als ob er ihre Gegenwart nicht ahnete, zog die Angel heraus, steckte einen dicken Wurm daran, warf sie wieder ein und sagte dabei lachend: Ein fettes Canonicat! da werden die Großen schon anbeißen — und als ob mit Sigbritt das Glück für ihn wieder zurückgekehrt wäre, tauchte die Angel bald unter. Vorsichtig, Lüttke Niels! sprach er zu sich selbst: Laß ihn erst ein wenig zappeln, dann zieh' ihn bedachtsam heraus, und es hängt gewiß einer der Reichsräthe daran. Er zog die Angel endlich herauf, und ein alter Karpfen mit moosbewachsenem Kopfe zappelte daran. Gut, daß ich Dich habe, Bursche, sprach er dann weiter, wandere zu den Uebrigen in meine Küche! — Hierauf hing er einen andern Wurm, der sich krümmte und wand, an den Hacken. Hilft Dir Alles nichts! brummte er, Du bist zwar nur eine faule Hofstelle, wo man sich krümmen und bücken muß, aber mit Dir fange ich doch einen guten Fisch, wenn ich es so gut anzustellen weiß, wie Frau Sigbritt. — Doch mußte er lange harren, ehe es einem Fisch beliebte, sich um den Krümmenden zu bekümmern; endlich tauchte die Angel unter, war aber schnell wieder in die Höhe; so trieb der Fisch sein Spiel mehrere Male. Das ist gewiß der listige Kanzler Walkendorf, der immer nur gern Andere fangen, sich aber nie gern fangen lassen wollte; spiele nur, ehrliche Haut, die es mit König und Vaterland gut meinte, spiele nur, Du fängst Dich doch! Kaum hatte er dies gesagt, als er auch schon die Angel heraus zog, und eine lange Barbe daran hängen sah. Er machte sie los und warf sie auf den Rasen. Fort, ins Exil nach Drontheim, rief er lachend, und hüte dich vor Frau Sigbritts Küche! — Indem er den Fisch ans Ufer schleuderte, hatte er sich gewendet und schien bei dem Anblick der hinter ihm Stehenden zu erschrecken.

Du treibst ja einen sonderbaren Fischfang, sagte Sigbritt lächelnd, welche des Narren Späße oft belustigten, obgleich ihr sein Witz öfter noch lästig war. Ich glaube, wärest Du nicht gestört worden, so hätten ich und meine Tochter am Ende auch an Deiner Angel zappeln müssen!

Das ist ja keine Angel, mit der man Aale fängt, erwiderte Niels, sie

ihr unbefangen hinhaltend, und Ihr, Mutter Sigbritt, geht immer so vorsichtig und tief im Grunde, wohin keine Angel reicht. — Doch seht! — Dort kommt ein Mann, der sich gewaltig spreizt, einherschreitet wie ein spanischer Hahn, und den Kopf in die Höhe wirft, als wolle er nur mit den Sternen liebäugeln. Seht! Hans Faaburg, der Schloßschreiber, früher ein armer Wicht, seit Kurzem aber ein gar gewaltiger Mann; er hat auf so fettem Boden Wurzel gefaßt, daß er Euch bald über den Kopf wachsen wird.

Sigbritt lächelte höhnisch und that, als sähe sie ihn nicht. Dieser räusperte sich schon in der Ferne, Niemand achtete darauf, er stolperte über eine Baumwurzel, Niemand bemerkte es; endlich sah er sich genöthigt sich selbst anzumelden, und nach kaum bemerkbarer Verbeugung gegen Marie und ihre Mutter, sagte er dieser, daß er im Auftrage des Königs käme, sie von dessen baldiger Ankunft zu unterrichten; Sigbritt aber bat er um ein geneigtes Gehör, da er mit ihr von wichtigen Dingen zu sprechen habe. Sie winkte ihm ihr in das Schloß zu folgen.

Hier unterhielt sie nun Faaburg von Mancherlei, besonders was die schwedischen Angelegenheiten betraf, die immer verwickelter zu werden begannen. Frau Sigbritt unterbrach ihn nicht, hörte aufmerksam zu, fragte aber endlich, da seine Berichte kein Ende nehmen wollten: Seid Ihr vom Könige beauftragt, mir Alles dies zu sagen?

Faaburg wurde anfangs über diese Frage verlegen, faßte sich jedoch bald und sagte mit der, zu seinen untergeordneten Verhältnissen so schlecht passenden Anmaßung: Der König hat über alle diese Angelegenheiten mit mir gesprochen, und ich glaubte durch ihre Mittheilung mich Euch gefällig zu zeigen.

Behaltet, was Ihr erfahrt, für Euch, Herr Schloßschreiber! sagte Frau Sigbritt empfindlich, daß ein solcher Mann, den nur ein glücklicher Zufall für den Augenblick in des Königs Gunst gesetzt hatte, ihr Staatsangelegenheiten mitzutheilen wagte, die der König und seine Vertrauten stets mit ihr beriethen. Nehmt die gute Lehre von mir an, Euch nie mit Dingen zu befassen, die außer Euren Verhältnissen liegen.

Diese gute Lehre behaltet für Euch, wo Ihr sie noch besser anwenden könnt! erwiderte Faaburg in keckem Uebermuthe und entfernte sich, Rache im Herzen.

Bald darauf kam König Christian auf den Schloßhof gesprengt, mit ihm Torben, der jedoch zurück blieb. Marie eilte dem Könige entgegen, empfing ihn herzlich, und bald waren die Furchen von seiner Stirne verwischt, mit denen er in das Schloß getreten war. Weiß Gott, wie es kommt, sprach er, als er auf Sigbritts Zimmer sich befand, daß ich in Deiner Gegenwart ein ganz anderer Mensch bin! — Quälen mich Sor-

gen, brüte ich über Rache und Verderben meiner Feinde, bin ich gegen die ganze Menschheit ergrimmt, und Du trittst vor mich, Dein freundliches Auge lächelt mich an und Dein lieblicher Mund ruft mir ein herzliches Willkommen entgegen, so schwinden Gram und Sorge aus meiner Brust, und hab' ich Dich in meine Arme geschlossen, möcht' ich Allen vergeben, Alles vergessen, und ich bin dann mit der ganzen Menschheit ausgesöhnt.

Marie wollte ihm dankend die Hand küssen, er aber drückte sie an seine Brust, und als sie dort ruhte, ihr blaues seelenvolles Auge an ihm aufsah, rief er im Vollgenuß seines Glücks: Möge Gott Dich mir noch lange erhalten, dies ist mein Morgen-, mein Abendgebet; denn ich fühle es, Marie, mit Dir würden Glück und Friede, würde mein guter Engel von mir gehen, und in meinem Geiste stiegen die blutgierigen Gedanken wieder auf, wie ehemals, da ich ohne Dich war, denn Deine Stimme ist mir, was die Harfentöne Davids dem Könige der Israeliten waren.

Gott grüß' Dich, Mutter Sigbritt! wandte er sich dann zu dieser: Sei nicht böse, daß ich Dich bis jetzt übersah, denn blick' ich Deinem holden Kinde in die Augen, seh' ich nur einen Himmel vor mir, und kümmere mich wenig um das, was um mich und neben mir steht. Er reichte ihr die Hand, schüttelte sie treuherzig, warf dann sein Barret auf den Tisch und setzte sich in einen Lehnstuhl.

Es ist ein schweres und doch so lockendes Ding, das Regieren! sagte er nach einer kurzen Pause, Qual und Sorge, schwere Träume und schlaflose Nächte, Gutes säen und Fluch erndten, Wohlthaten austheilen und durch Undank gelohnt werden, das ist der Könige trauriges Loos! — Und was hat man zum Ersatz für all sein Mühen? — Nichts, als was dem zufriedenen Landmanne so leicht wird zu entbehren, Güter der Erde, die mit dem Besitz und durch Gewohnheit ihren Reiz, ihren Werth verlieren. —

Sagt das nicht, Majestät! fiel ihm Sigbritt in die Rede: Herrschen, befehlen, Keinem gehorchen als Gott, einen freien Willen und die Macht haben, ihn durchzusetzen, rechnet Ihr das für nichts — Gnädigster Herr, ihr habt noch Niemand gehorcht. —

Wahrhaftig, Mutter, da hast Du recht! — Nicht einmal dem Könige, meinem Vater!

Und deshalb kennt Ihr auch das Drückende nicht, sich vor Andern beugen zu müssen, fuhr Sigbritt fort. Anderer Willen und nie dem Eigenen zu folgen, um fremde Gunst buhlen, heucheln und schmeicheln zu müssen, daß nur die kleinste Bitte uns gewährt werde, ach, das ist ein trauriges Loos! — Aber einen großen Gedanken fassen und ihn schnell ausführen können, Jeden, der sich widersetzen will, zu Boden treten, allein groß dastehen vor Gott und der Welt, das ist das himmlische Erbtheil der Fürsten der Erde.

Der König lächelte bei diesen Worten. Mutter! sagte er, Gott hat es gut eingerichtet, daß Du ein Weib geworden bist; Du hättest ein Mann werden sollen, dann würdest Du Großes gethan haben, oder früh untergegangen sein — Aber Worte sind leichter gesprochen, als Thaten ausgeführt — Versuch' es nur an den Pfeilern der alten Hierarchie zu rütteln, versuch' es die Reichsräthe, diese ewigen Schreier, diese Vampyre der königlichen Macht, von denen ein Jeder sich ein kleiner König zu sein dünkt, und die als ächte Blutsauger das Mark des Landes verzehren, versuch' es, sie zu unterdrücken!

Den Versuch kann ich nicht, den müßt Ihr machen, Majestät! erwiderte Sigbritt. Habt nur den festen Willen, geht langsam aber unverwandt nach diesem Ziele, übereilt Euch nicht in Eurem Zorn, und Ihr erreicht es gewiß!

In diesem Augenblicke trat der Schloßschreiber unangemeldet ein. Kennt Ihr die Sitte nicht, die Zimmer der Frauen nicht ohne ihre Erlaubniß zu betreten? rief ihm Sigbritt entgegen.

Seine Majestät haben mir gnädigst freien Zutritt überall erlaubt, wo Sie Sich befinden, erwiderte Faaburg.

Wenn dem so ist, so muß ich wohl weichen, sagte Frau Sigbritt und gab ihrer Tochter ein Zeichen, ihr zu folgen. Der König jedoch befahl mit rauhen unfreundlichen Worten seinem Diener sich zu entfernen.

So geht es! sagte der König unmuthig. Umgiebt man sich mit den Großen des Landes, so ist man bald mit Herren statt Dienern umgeben; zieht man Geringe zu sich hinauf, so nährt man freche undankbare Bursche an seiner Brust. Dieser Faaburg ist klug, thätig, verschlagen, mithin mir brauchbar, er wird mir aber mit jeden Tage unleidlicher. Die Anmaßung das Adels ist schwer zu ertragen, die Frechheit der Emporkömmlinge unerträglich.

Frau Sigbritt schwieg; sie durchschaute den König in diesem Augenblicke nicht ganz, seine Worte konnten ihr so gut als Faaburg gelten.

Du bist ja heute so stumm, Mutter Sigbritt? fuhr der König nach einer Weile fort. Theilst Du meine Meinung nicht, oder ist wohl gar Faaburg einer deiner Schützlinge?

Wen der König nicht liebt, den werd' ich nie zu schützen wagen, erwiderte sie.

Nun, Mutter, sagte dieser, sie vertraulich auf die Schultern klopfend, da wollte ich Dir doch Beispiele anführen — Doch von etwas Anderem! — Ich habe in diesen Tagen viel Verdruß gehabt; die schwedischen Angelegenheiten machen mir viel Kummer. Steen Sture hebt sein verrätherisches Haupt wieder kühn empor, und glücklich, daß ich Deinen Rath befolgte und den Erzbischof von Upsala gewann; hoffentlich wird dieser ihm so lange die Stirn bieten, bis ich mit gehöriger Macht in Stockholm ein furchtbares Gericht halten kann. Es ist ein unbändiges wildes Volk

die Schweden; Dänemarks Adel ist stolz und hochfahrend, aber nicht so unternehmend wie jener. Ich werde ihnen den Legaten schicken! —

Thut das nicht, gnädigster Herr! fiel ihm Sigbritt rasch in die Rede. Traut dem nicht! — Wer von Rom kommt, ist kein Bote des Friedens!

Wohl wahr! murmelte Christian.

Mir ist der Mann mit seinem Ablaßkram zuwider! fuhr Frau Sigbritt fort. So freundlich er sich auch gegen mich und mein Kind zeigt, scheue ich ihn doch.

Siehst Du wohl, Mutter, nahm der König lachend das Wort, da ist schon Einer, den ich liebe und den Du hassest.

Ei! erwiderte Sigbritt mit ironischem Lächeln: Was die Majestät doch spricht! — Für solche Liebe würde ich Euch wenig Dank wissen — Ihr den Legaten lieben? — Mit nichten! — Ihr duldet ihn, lacht über seine Possen, mit denen er das Volk bethört, wollt seine Geldgier benutzen, damit er Euch zu Euren Unternehmungen hülfreiche Hand leiste, und dafür läßt er ein Tröpflein Euch zufließen, eine elende Summe, damit er seinen Becher mit der Thorheit und dem Golde Eures Landes reichlich füllen kann; verspricht Euch goldene Berge, Ihr glaubt ihm, dagegen versprecht Ihr ein treuer Sohn des päpstlichen Stuhles zu sein, und er glaubt Euch nicht — So steht Ihr gegen einander, wie zwei falsche Spieler, die sich gegenseitig betrügen wollen; wer der Listigste ist, gewinnt. Hütet Euch, ihn ganz in Euer Spiel sehen zu lassen, und schickt ihn um Alles in der Welt nicht nach Stockholm!

Sigbritts Worte mochten den König unangenehm berührt haben, doch da er fühlte, daß sie wohl Recht habe, schwieg er und brach das Gespräch für den Augenblick ab.

Habt Ihr Nachrichten von Drontheim? fragte er jetzt, nachdem er Marie vermißte, die stets, wenn der König mit ihrer Mutter von Staatsangelegenheiten sprach, sich in aller Stille entfernte.

Erst gestern erhielt ich ein Schreiben von dem Erzbischof. Seinen Aeußerungen nach befindet er sich in seinem Exil zufrieden, lies't fleißig die Messe und sucht die verirrten Schaafe seiner Heerde wieder unter seinen Stab zurückzuführen, erwiderte Sigbritt.

Der König lachte bei diesen Worten hell auf. Der mag sich gut in seinem Bisthum langweilen! sprach er. Hätte sich der Narr nur nicht in meine häuslichen Angelegenheiten gemischt, er hätte noch den Vorsitz in meinem Rathe. Walkendorf ist ein kluger gewandter Mann, der es redlich mit Dänemark meint und den ich in der That vermisse — Wie wär' es, Mutter, fuhr er plötzlich auf, wenn ich ihn zurück riefe?

Sigbritt schwieg, ihr Mund zuckte ein paarmal, als ob er lächeln wollte, doch gelang es ihm nicht.

Nun? fragte der König, schon ungeduldig werdend, aber die Alte gab noch keine Antwort; da befahl er ihr mit heftigen Worten zu reden.

Gnädigster Herr! begann sie, auch jetzt erst nach einigem Zögern, ein einmal verstoßener Diener kehrt nie mit gutem Herzen in das Haus seines Herrn zurück; nie vergißt er das Geschehene, und thut ihm so viel Gutes, als Ihr nur könnt, es tilgt die Schuld nicht, womit er Euch in sein Buch eingetragen hat.

Dem Könige schien auch diese Antwort nicht recht zu sein, er pfiff und spielte mit den Fingern auf dem Tische, Alles Anzeigen böser Laune. — Also, Du widerräthst mir den Erzbischof zurück zu rufen?

Ja! erwiderte jetzt Sigbritt fest und bestimmt.

Weißt Du auch, was mir der Eilbote für Nachricht aus Brüssel gebracht hat?

Wie kann ich das wissen! —

Da lies diesen Brief von meinem Schwager, und dann ertheile mir Deinen Rath! Er riß mit Unmuth einen Brief aus seinem Koller und gab ihn Sigbritt, die ihn ruhig nahm, entfaltete, las und zuweilen einen schnellen forschenden Blick nach dem Könige warf, der indessen rasch im Zimmer auf und ab schritt und einzelne Worte ausstieß. Frau Sigbritt hatte den Brief mit Bedacht gelesen, durchlas ihn noch ein-, zweimal, und steigerte somit absichtlich des Königs Ungeduld, die endlich auch in Worten ausbrach. — Der junge Fant, so rief er heftig, glaubt, weil er deutscher Kaiser ist, und mehr Kronen trägt, als er vielleicht Flaum an seinem Kinne hat, ein Recht zu haben uns wie einen Schulknaben hofmeistern zu können, über unser Herz zu gebieten, wie über seine niederländischen Krämer. — Hast Du gelesen, Mutter? wandte er sich nun zu dieser, die jede seiner Mienen beobachtete, jedes seiner Worte wog. Hast Du gelesen, daß ich mein Täubchen fortschicken und seiner Schwester ein treuer Eheherr werden soll? — Bei allen Heiligen, so wenig ich mich auch um sie kümmere, das geschieht nicht! — Ich liebe Dein Kind und will sie in Ehren halten bis an ihren oder meinen Tod. — Und was mein Gewissen betrifft, von dem er spricht wie ein Pfaff — Bah! — Weiß denn Kaiser Karl nicht, daß der Legat mit seinem Ablaßkasten hier ist, wo ich für vergangene und zukünftige Sünden Ablaß umsonst habe?

Was aber soll bei allem Diesen Walkendorf? sagte nach einer Weile Frau Sigbritt — Habt Ihr etwa keinen Schreiber, den Brief zu beantworten, daß Ihr ihn von Drontheim kommen lassen müßt?

Hol' der Schwarze meinen Schwager und den Erzbischof! rief der König verdrießlich — Laß sie jetzt ruhen und komm, Dein Kind aufzusuchen, das schon wieder davon geschlichen ist. — Er nahm den Brief mit Hast zurück, steckte ihn wieder ein, ergriff sein Barret und zog die zögernde Alte ungeduldig und heftig mit sich fort.

Sie mußte ihm folgen, und es schien ihr unangenehm zu sein, denn sie machte dem Könige die Bemerkung, daß es Zeit zur Tafel, und die Mittagssonne sehr stechend sei; nichts half, sie mußte ihm folgen, be-

sonders da einige Diener ihm auf seine Fragen berichtet hatten, daß Marie in den Garten gegangen sei.

Der König suchte Marie bei ihrem Lieblingsplätzchen am Teiche auf, fand sie aber dort nicht, statt ihrer sah er Anna Krabbe noch unter der Säule und der gemalten Palme sitzen, welche mit Meister Niels in eifrigem Gespräch begriffen war. Der König, den sie nicht bemerkten, blieb in der Ferne stehen, sah mit Wohlgefallen nach ihr hin, und es entfloh ihm unwillkührlich der Ausruf: Wahrhaftig, ein schönes, wenn auch bleiches Mädchen, wohl werth, daß ein Anderer zu ihren Füßen läge, als mein Narr!

Nun, Majestät! meinte Frau Sigbritt, Lüttke Niels ist eben kein übler Gesellschafter, er weiß gar angenehm zu unterhalten. —

Was sprecht Ihr doch da? fiel ihr der König in die Rede. Ich meine, mit einen Herzen voll Liebe sollte ein wackrer Bursche zu ihren Füßen liegen, statt des Narren mit seinem Hirnkasten voll Witz; um den kümmert sich eine rothwangige Dirne wenig.

Nun, ich dächte ihre Wangen wären doch ziemlich bleich — meinte die Alte.

Vor Gram und Schmerz über ihres Vaters trauriges Schicksal, fuhr der König fort und trat ihnen näher. He, Niels! rief er, der Narr sprang hastig auf, Anna erschrack. Was liegst Du wie ein fauler Tagedieb zu den Füßen des Mädchens, statt Deinem Herrn entgegen zu kommen und ihm durch allerlei Scherze die üble Laune zu verscheuchen?

Hat mein gestrenger Herr mich hier dazu nöthig, wo ihm eine Sonne strahlt, so schön und herrlich, daß sie auch die trübsten Wolken zu verscheuchen vermag? erwiderte Nils. Was kann ich dafür, wenn er sich statt dessen hinter der Gewitterwolke birgt, die ewig brummt und donnert?

Nimm Dich vor ihrem Blitze in Acht! sagte der König lachend, auf Sigbritt sehend.

Habe nichts zu fürchten, Majestät! erwiderte der Narr. Den kleinen Weidenschoß, der zwischen hohen Föhren und Eichen machtlos steht, zerschmettert der Blitz nie.

Guten Tag, Jungfer Anna! wendete sich der König nun zu dieser. Was seh' ich! Ihr habt geweint? — Versteht der Narr nicht allein Lachen, versteht er auch Thränen hervorzulocken?

Anna stammelte erröthend einige Worte.

Majestät! nahm Niels, das Mädchen aus der Verlegenheit zu reißen, schnell das Wort. Verständ' ich nur Eines, was Euch so leicht würde. —

Und das ist? fiel ihm König Christian neugierig in die Rede.

Thränen zu trocknen, erwiderte Niels ernster wie gewöhnlich, sie zu erpressen mag ich nicht verstehen.

Einfältiger Narr! brummte der König, und ging, einen zornigen Blick auf ihn werfend, in der Buchenallee weiter fort, die nach einem abgelegenen Theile des Schloßgartens führte, den der König nur selten betrat, denn hier schlängelten sich labyrinthische Wege durch dickes Gebüsch, die endlich nach einem Bogengang von schön geschnittenen Taxus führten; diesen sowohl, wie auch die krummen Wege, liebte er, wenn auch in der Politik, doch in seinen Gärten nicht. Heute aber führte ihn der Zufall hierher, und erst, als er die Kreuz und Quer bald rechts bald links gegangen war und verdrießlich einen Ausgang suchte, bemerkte er es. Wo hat uns der Böse hingeführt, Mutter Sigbritt? sagte er brummend. Bin ich doch seit einem Jahre nicht hierher gekommen. Mag die krummen Wege nicht, denn es ist mir immer, als müßten überall Hofschranzen hier umherschleichen. — Wißt ihr denn keinen Ausweg? Ihr trefft ja sonst meist den Richtigen.

Wir sind gleich am Ende, geht nur diesen Weg! tröstete ihn Sigbritt, und zeigte auf einen kleinen schmalen Pfad, wo man jedoch nur einzeln gehen konnte; der König schlug ihn ein, das Gebüsch lichtete sich, jetzt bog er links und stand vor dem langen Taxusgange unbeweglich.

Frau Sigbritt, die, von dem Gebüsch gehindert, die Ursach' nicht ahnen konnte, welches des Königs Ungeduld so plötzlich zügelte, stand einige Augenblicke harrend; da aber Christian noch unbeweglich blieb, fragte sie nach der Ursache; doch er antwortete nicht, winkte ihr zu schweigen, rief aber selbst plötzlich: Täubchen, mein Täubchen! und ging dabei vorwärts in den finstern Taxusgang.

Sigbritt folgte ihm und zu ihrem Schreck sah sie jetzt Marie, welche eiligst auf den König zukommend, Torben in der Ferne zurückließ.

Was suchst Du die Einsamkeit, wenn Du mich hier weißt, Marie? fragte er sie in ungewöhnlich hartem Ton und seine Stirn faltete sich. — Was hast Du mit dem Schloßhauptmann in diesem abgelegenen Theile des Gartens zu lustwandeln?

Ich legte ihm das Schicksal einer Unglücklichen an das Herz erwiderte Marie unbefangen.

Fühlst Du Dich etwa so unglücklich, daß Du fremden Trostes bedarfst?

Bei Gott, nein! rief die Aufgeregte, warf sich leidenschaftlich in seine Arme und preßte ihn heftig an seine Brust.

Nun, beruhige Dich nur, Täubchen, sagte der König, dessen Zorn, dessen Eifersucht durch den so sprechenden, ungeheuchelten Beweis ihrer Liebe schnell vorüber gegangen war. Neun Jahre hast Du meinem leicht erregten Argwohn keine Nahrung gegeben, hast Du mit treuer uneigennütziger Liebe an mir gehangen, wie könnt' ich jetzt an Deiner Treue

zweifeln. — Beruhige Dich nur! — Komm, führe mich nach dem Schloß und zürne nicht mit mir! — der Jähzorn ist ein böses Ding, einer der Apostel des Satans, den er in die Welt sendet Unheil zu säen. — Schmolle nicht länger, sieh mir lächelnd ins Auge, dann seh ich auf blauem Throne den Engel, der jenen Dämon verscheucht und das wilde Herz sanft stimmt und menschlich. — Komm, Du mir von dem Himmel Gesandte, ich bedarf jetzt mehr als je Deiner, denn die Menschen wecken meinen Zorn und ich fühle wieder, wie es in mir brauset und tobt; meine Diener vermeiden mir zu begegnen, selbst die Königin naht sich mir nur noch mit Bangigkeit.

Das ist nicht gut, mein König! fiel ihm beschwichtigend Marie in die Rede. Laßt Niemanden, am wenigsten der edlen Fürstin Eure böse Laune empfinden; Ihr, auch ich, wir stehen sehr in Unrecht ihr gegenüber. — Laßt mich Euren Zorn fühlen, nur nicht sie.

Christian preßte ihre in der seinigen ruhende Hand, sie verstand den Druck und ging beruhigt mit ihm in das Schloß zurück.

Während dem hatte ein sehr ernstes folgereiches Gespräch zwischen den beiden Zurückgebliebenen, zwischen Sigbritt und Torben stattgefunden.

Will denn Eure Thorheit sich auch jetzt noch nicht die Zügel anlegen lassen? mit diesen Worten war der Schloßhauptmann von Frau Sigbritt empfangen worden. Ihr kennt den König und wagt mit meiner Tochter nach diesem verborgenen Winkel allein zu gehen? Ahnete der König Euer früheres Verhältniß, würde Euer Kopf bald das Hochgericht schmücken.

Torben glaubte, diese Anrede bedürfe keiner Antwort. Der stolze dänische Edelmann glaubte sich dem Gesetz, gegen welches er doch selbst so oft handelte, und nicht dem Könige unterthan; er schwieg.

Ein Wort dem Könige von dem tückischen Faaburg hinterbracht, und Ihr seid verloren:

Was weiß der eitle Narr von meinem vergangenen Leben! entgegnete jetzt Torben.

Ein Mann wie dieser Elende schleicht gleich dem Iltis bei Nacht, lauscht und forscht, sucht überall ein Körnchen Gift, das ihm wuchern muß, und wenn die Schlange nichts findet, so bespritzt sie es mit ihrem eigenen Gifte. — Seid auf Eurer Huth! — Doch wovon unterhieltet Ihr Euch mit meiner Tochter?

Torben zögerte auch jetzt mit der Antwort.

Seid offen gegen mich, Schloßhauptmann, Ihr wißt, ich meine es gut mit Euch.

Das weiß ich, sprach er treuherzig, und ich würde Euch das, was mir Eure Tochter gesagt, gern mittheilen, hätte ihre Rede mich nicht so tief gekränkt.

Nun, da bin ich neugierig! meinte Frau Sigbritt. Doch — ich glaube es errathen zu haben! setzte sie sogleich hinzu. Berichtet nur!

Die unglückliche Anna — begann Torben.

Nun weiß ich Alles! fiel ihm Sigbritt schnell in die Rede, die auf ihren Verstand viel zu eitel war, als daß sie hätte eine Gelegenheit vorbei gehen lassen, wo sie ihren Scharfblick zeigen konnte. Ihr sollt die Närrin trösten, ihren thörichten Leidenschaften fröhnen, mit einem Wort, das liebesieche Mädchen durch Euer Herz und Eure Hand von ihrem Wahnsinne heilen; nicht wahr, so war es?

Torben nickte bejahend.

Nun ja, wenn Ihr ein Thor wäret; doch hoffe ich, ein höheres Ziel steht Euch vor Augen, als die Tochter eines verunglückten Kaufmanns. — Kommt, setzt Euch auf diese Rasenbank neben mich und hört mir aufmerksam zu! — Ist Eure frühere Neigung noch nicht erloschen? fragte sie dann. — Seid wahr und offen gegen mich!

Ich hänge noch mit treuer Liebe an ihr. —

Hat das neue Verhältniß die Gluth nicht vermindert?

Erinnert mich nicht daran, Mutter Sigbritt! bat er. Ich wünschte, ich könnte dies Eine ganz aus meinem Gedächtniß verwischen, — es ist die Wolke meines Himmels.

Torben, sagte nach einigem Nachdenken die Alte, könnte Euch auch jetzt noch ihr Besitz wünschenswerth sein? Antwortet mir aufrichtig, die Antwort sei wie sie wolle, ich werde deshalb nicht auf Euch zürnen.

Wie könnt' Ihr doch fragen, Mutter? — Wie könnt Ihr mich fragen, ob ich in meines Paradieses Pforten einzugehen wünsche? Ihr Besitz war das Ziel meines höchsten Strebens und ist es auch noch — Aber, seid nicht so grausam mir die unerreichbare Hoffnung zu zeigen, denn jedes Wort, was noch mein Herz zu ihr sprach, wies sie kalt zurück.

Sigbritt verzog den Mund zum Lächeln. Ihr deutet meine Worte falsch, sagte sie Ich glaube wohl, daß sie Euch streng zurück weist, daß sie das Verhältniß, in das sie das Schicksal geführt, nicht vergißt, daran thut sie Recht; aber wenn dies sich löſ'te, wenn ihre Hand frei wäre, würdet Ihr dann —

Sie hielt ein, denn ein leises Rauschen im Gebüsch störte sie. — Wer ist hier? fragte sie aufspringend — Aber Niemand antwortete, Alles blieb still — Hm! ein Kaninchen, das aus seinem Lager aufgescheucht wurde — Doch — Ihr sitzt so nachdenkend da, Schloßhauptmann? wandte sie sich zu diesem, verständet Ihr meine Frage nicht? —

Ich verstand sie! erwiderte er, immer noch sinnend.

Und antwortet nicht?

Meine Brust ist so beklommen, bei der Nähe des Glücks bangt mir vor seiner Größe, erwiderte er.

Thorheit! Ergreift es, es wird sich Euch nicht zum zweiten Male bieten. —

Es raschelte von Neuem, doch stärker als zuvor in dem Gebüsch.

Kupplerin! schallte es ihnen aus der Ferne zu, und Beide sprangen erschrocken auf. Das war Faaburgs Stimme! sagte Sigbritt, die sich zuerst von ihrem Schrecken erholt hatte. Verderben über ihn!

Trompetenschall, der zur Tafel rief, zwang sie nach dem Schlosse zurück zu eilen, und als sie in das Portal traten, fanden sie dort den Schloßschreiber, sich tief vor ihn bückend, aber auf seinem Gesichte sprach sich der Hohn so deutlich aus, daß Sigbritt keinen Augenblick mehr zweifelte, er sei es gewesen, der sie belauscht und verhöhnt habe.

Während der Tafel beobachtete der König Torben genau, der, in sich versunken, sein schwermuthvolles Auge, aus dem doch ein Himmel voll Wonne strahlte, zuweilen unwillkürlich auf Marie heftete. Niels der nie bei des Königs Tafel fehlen durfte, mochte dies bemerken; er ging zu ihm und raunte ihm leise zu: Träumt nicht, des Königs Auge ist wach! auch suchte er durch allerhand Späße und witzige Einfälle seines Herrn Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber es wollte ihm heute nicht gelingen. Doch da der König die Tafel früher als gewöhnlich aufhob und gleich darauf den Saal verließ, ward der Gutmüthige seiner Angst für den Augenblick quitt.

Nicht lange darauf trat Christian in Sigbritts Gemach, wo sie gleich nach dem Essen Mittagsruhe zu halten pflegte. Von diesem zu dieser Stunde unerwarteten Besuch überrascht, sprang sie schnell aus ihrem Sorgenstuhl auf. Verzeih, Mutter Sigbritt, daß ich Deine Ruhe störe! redete sie der König mit erzwungener Freundlichkeit an, welche Sigbritt, die ihn so genau kannte, nicht einen Augenblick entging. Ich komme Dir meinen Verdruß mitzutheilen. Ist doch in der Welt nichts widriger als ein Zudringlicher, dem einige trauliche Worte, etwas Vertrauen, das man ihm hie und da schenkte, in den Irrwahn setzen, er stehe fest in unsrer Gunst. Bestürmt mich der Narr, der Faaburg mit ewigen Bitten, seine Wünsche sind ein bodenloser, nie zu füllender Bettelsack, und so verlangt der Narr so eben von mir, nachdem ich ihn mit meiner Gnade überhäuft habe, das ledig gewordene Kanonikat von Roskild. Der Mensch wird mir lästig, ich habe ihn deshalb zu Dir beschieden, sag' ihm, daß er nichts mehr zu erwarten habe und gieb ihm noch einige derbe Lehren mit auf den Weg; Du wirst dies gewiß gern thun, da er ja Keiner Deiner Schützlinge ist.

Sigbritt hatte den König, während er sprach, genau beobachtet, und sich sogleich gesagt, ihm nicht trauen zu dürfen, denn so sehr er auch Meister in der Verstellungskunst war, so betrog er die Schlaue nur selten. Wie mein König befiehlt! war deshalb ihre nur kurze Antwort.

Dergleichen Aufträge übernimmst Du doch sonst so gern, Frau Sigbritt, fuhr der König fort, wenn sie nemlich Keinen der Vielen Deiner

Günstlinge betreffen, die Du immer gern aus der Hefe des Volks hervor zu ziehen pflegst.

Ihr seid heute mißlaunig, gnädigster Herr, unterbrach ihn die Alte, und da Ihr mir die Erlaubniß gegeben habt, Euch, wenn dies der Fall ist, darauf aufmerksam zu machen, so verzeiht, daß ich es thue.

Bin ich übler Laune, so bist Du von desto besserer! sagte Christian.

Ich glaube kaum, Majestät!

Heirathen stiften ist ja sonst alter Frauen liebstes Geschäft; Waidmänner und alte Weiber kuppeln gern, sagt ein altes Sprichwort.

Sigbritt schwieg, ihr Auge war beredter als ihre Lippen, und zeigte sattsam, daß des Königs Reden ihr mißfielen, auch er schwieg einige Zeit; dann hob er wieder, immer in aufgeregter Stimmung an: Bist Du das Leben an meinem Hofe schon überdrüßig?

Fast möchte ich jetzt sagen: Ja Majestät! obgleich ich Eure Frage nicht verstehe.

Ich will deutlicher sprechen. — Weshalb trägst Du einem meiner Unterthanen ein Kleinod an, das ich mir theuer, wahrhaftig theuer erworben habe? fuhr jetzt König Christian in seinem Zorne auf. — Wer giebt Dir das Recht, Dein Kind dem Schloßhauptmann anzutragen als sei es eine verlassene hülflose Dirne?

Ich staune! — sagte Sigbritt, von diesen Worten nicht aus der Fassung gebracht. Ich verstehe Euch nicht!

Du verstehst mich nicht? — staunst? — Ja wohl daß ich Deine Unterredung mit Torben kenne, darüber kannst Du staunen. — Aber Antwort will ich, Rede sollst Du mir stehen!

Nun wenn Ihr befehlt, erwiderte Sigbritt, so will ich Euch Rede stehen, so ungern ich es auch thue. Nicht mein Kind trug ich Torben an, wahrlich dazu war ich zu stolz, Anna Krabbe war es, für die ich sprach. Das Mädchen liebt den Schloßhauptmann schwärmerisch, sie vergeht in ihrer Liebe und jammert mich; deshalb sprach ich mit ihm, er aber wies meinen Antrag stolz zurück, da sie eine Bürgerliche ist.

Deshalb weigerte er sich? fuhr der König heftig auf. Vergaß der eitle stolze Däne, daß sein König sich die Geliebte vom Hafen zu Bergen holte? — Ihr also galt Deine Bewerbung, Mutter Sigbritt? sagte er jetzt schon besänftigter. — Nun, der Stolze soll sie als Gattin heimführen, oder, so wahr ich König Christian bin, auf dem Schaffot bluten! — Ich will dem hochfahrenden dänischen Adel den Todesstoß damit geben, er soll sehen, daß seines Königs Wille fester steht, als ihre widerrechtlich angemaßte Gewalt. — Er griff hastig nach der Schelle und klingelte. Entbiete den Schloßhauptmann schnell zu mir, er soll keinen Augenblick säumen! befahl er dem eintretenden Diener. Hierbei soll wahrlich Dein Wille geschehen, Mutter Sigbritt, wie wohl immer! Dies sagend ging er mit raschem Schritt und zornigem Blicke nach seinem Gemach.

Sigbritt hatte dies überrascht. Ihr sonst so verschlagener Kopf wußte in dieser Verlegenheit keinen Rath zu finden, keinen Ausweg aus diesem Labyrinth, in das sie sich selbst verwickelt hatte; denn sprach der König Torben, ehe sie diesen von den Vorgefallenen benachrichtigen konnte, so mußte sie sich für verloren halten. Zum Unglück hatte sie eben Niemand um sich, dem sie vertrauen zu können glaubte, und während sie noch nachsann, an wen sie sich wenden sollte, sah sie schon den Schloßhauptmann über die Gallerie des andern Flügels nach den Gemächern des Königs gehen.

Torben wurde hier sogleich vorgelassen. Schloßhauptmann! redete ihn der König an, und sein Mund zuckte, seine Stirn faltete sich. Ihr habt den Vorschlag, den Euch Mutter Sigbritt gemacht, mit Stolz zurückgewiesen!

Mit Stolz? Nein, Majestät!

Wäre es nicht der Hochmuth, dieses Erbtheil des dänischen Adels, der Euch die Hand des schönen Mädchens verweigern ließ, was sonst könnte Euch bewegen, dem Wunsche Frau Sigbritts, der stets nur das Organ des Meinigen ist, zu widerstreben?

Es wäre der Wille Eurer Majestät? erwiderte Torben erstaunt.

Nun ja, was bedarf es weiterer Versicherung, es ist mein Wille, mein unabänderlicher Wille!

Dann gehorche ich mit Freuden! rief Torben durch diese Ueberraschung entzückt.

Der mißtrauische Christian warf einen forschenden Blick auf ihn, die anscheinende Freude seines Schloßhauptmanns war ihm räthselhaft. Er sann einige Zeit nach, öffnete dann die Thür, einen Diener zu rufen, sah Faaburg im Vorzimmer und winkte ihm herein zu kommen. Waret Ihr schon bei Frau Sigbritt? fragte er.

Noch nicht! erwiderte dieser.

Eure Ohren scheinen Euch heute ihre Dienste zu versagen, fuhr er fort: Ich befahl Euch schon vorhin zu ihr zu gehen. Thut es jetzt, und sogleich! — Auch entbietet ihr meinen Gruß und sagt ihr, sie möge doch bald mit ihrer Tochter und Anna Krabbe zu mir kommen. Nun geht! — Ihr aber, Schloßhauptmann, tretet so lange in jenes Kabinet, ich will das trostlose Mädchen mit Eurem Worte überraschen.

Sein Schicksal nicht ahnend, doch ohne das leiseste Vermuthen, wie es möglich sei, daß er seinem so lang' ersehnten Glücke plötzlich so nahe stehe, gehorchte Torben dem Befehle.

Indessen stand Faaburg, diesmal sich anmelden lassend, vor Frau Sigbritt, und trug ihr seine Bitte, ihm zur Erlangung des Kanonikats behülflich zu sein, noch eher vor, als er den eigentlichen Auftrag des Königs ausrichtete. Sigbritten kam er in diesem Augenblick sehr ungelegen; ihr Haß gegen diesen Mann hatte sich noch seit ihrer Unterredung mit dem

Könige so sehr gesteigert, daß sie mit sich kämpfen mußte, nicht gegen ihn los zu brechen. Aber ihre Leidenschaften zu sehr in ihrer Gewalt habend, unterdrückte sie jede Heftigkeit, hörte sein Gesuch gelassen an, versprach, ihn bei dem Könige zu unterstützen und gab ihm den Rath, den Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen, und sich nicht durch finst're Blicke und einige harte Worte abschrecken zu lassen, im Gegentheil müsse er unaufhörlich in den König dringen, seine Wünsche zu erfüllen; sie wußte, wie sehr dies seinen Sturz befördern mußte.

Jetzt, nachdem er ihr gedankt, machte Faaburg Frau Sigbritt mit dem Willen des Königs bekannt. Sie errieth sogleich die Ursache dieser Einladung, entließ den Schloßschreiber, und nach einigem Nachdenken, wodurch sie doch kein Hilfsmittel ersinnen konnte, ließ sie Anna und ihre Tochter rufen, und begab sich mit ihnen zu dem Könige.

Anna! redete der König diese im Hereintreten an. Ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, Dir Dein trübes Schicksal in etwas zu erhellen, Du hast mich noch nie um die kleinste Gabe gebeten, und den Bescheidenen geb' ich gern. Darum will ich Dir heute das köstlichste Geschenk bieten, was Dir nur werden kann, und womit ich gewiß bin auch Mutter Sigbritt und meiner lieben Marie eine Freude zu machen.

Thut das, mein gnädigster Herr! Anna's Glück ist auch das Meinige, sagte Marie, traulich seine Hand ergreifend, während Frau Sigbritt, des Königs Worte leicht deutend, immer noch auf einen Ausweg sann, und Anna, die Hand unwillkührlich auf's Herz gelegt, die Augen niederschlug, wobei ihr nur der traurige Gedanke vorschwebte: Mir kann doch Niemand helfen, selbst der König nicht!

Dieser, der bei alle dem noch mißtrauisch, die Frauen scharf beobachtet hatte, öffnete jetzt die Thüre des Kabinets, winkte Torben heraus zu treten und ging auf Anna zu. Du liebst diesen Mann, sagte er, ihn ihr entgegen führend, so empfang' ihn aus meinen Händen! Bei diesen Worten trat hohe Gluth auf des Mädchens Wange, während Torben erbleichte, Sigbritt ihren Ingrimm zu verbergen sich bemühte, und Marie bald den König staunend, bald Torben ängstlich ansah.

Majestät! stammelte Anna. Was die Jungfrau in ihrer Brust verschloß, was sie dem Tode und nicht dem Leben weihte, ist längst für sie erstorben; wer es zum Leben ruft, gibt ihr den Tod.

Possen! unterbrach sie der König. Mädchenhafte Ziererei! Du liebst ihn, grämst Dich und meinst, er beachte Deine Blicke, Deine Seufzer, Deine Thränen nicht, und übersiehst dadurch, daß auch er Dich liebt, und ihn vielleicht nur Vorurtheil, vielleicht Besorgniß, daß ich seiner Wahl wegen ihm zürnen könnte, bis jetzt noch abhielt sich gegen Dich auszusprechen. Ich habe nun die Bahn gebrochen, er hat mir gestanden, daß er Dich

liebt. — Darum naht ihr! wandte er sich zu Torben. Reicht der Zitternden Eure Hand, schließt sie in Eure Arme, und Gottes Segen über Euch!

Torben hatte, während der König sprach, wie vom Blitze getroffen da gestanden. Jetzt traf sein Auge Marien, die sich kaum zu fassen vermochte. Es sei! murmelte er leise und nahte Annen. Ich habe lange, so wie Ihr, redete er diese an, die Liebe in meiner Brust verschlossen; auch ich glaubte, wie Ihr, daß wenn ich sie zum Leben rief, ich sie dem Tode weihte. So reicht mir denn zum Todes-, zum Liebesbunde die Hand! — Gott möge diesen Augenblick zu unser Aller Besten wenden!

Wahrhaftig, Schloßhauptmann, Ihr sprecht so salbungsreiche Worte, wie der päpstliche Legat, und seid für einen glücklich Liebenden so kalt, wie Norwegens Schneeberge. — Doch was kümmert das mich! sprach er und wandte sich zu Anna: Ich statte Dich aus, und sobald ich von Laland, wohin ich morgen gehe, zurückkehre, richtet Mutter Sigbritt auf Hvidör eine lustige Hochzeit aus. — Kommt, laßt die Verlobten allein!

Ich wünsche Euch von Herzen Glück! sagte Marie zu den Beiden tretend, schloß Anna in ihre Arme, wodurch sie ihre Aufregung zu verbergen suchte, raunte im Vorbeigehen dem im düstern Gedanken versunkenen Torben ein leises: Dank Euch! zu und entfernte sich mit dem König, welcher der zurückgebliebenen Sigbritt zurief, ihm zu folgen.

Anna! fragte nun Torben die Zitternde, die einen Himmel voll Seligkeit vor sich geöffnet sah und doch mit angsterfülltem Beben die Pforte nicht zu betreten wagte. Anna! habt Ihr diese Scene herbei geführt?

Das Mädchen sah ihn staunend an.

Antwortet mir! Vielleicht ruht Euer, ruht mein Glück in dem Worte, das Ihr aussprecht.

Immer noch sah ihn Anna verwundert an, verstand den Sinn seiner Frage nicht. — Aber plötzlich, da sich Torbens Sinn immer mehr umdüsterte, mochte es Licht vor ihr werden. Heilige Mutter Gottes! schrie sie auf, sah starr ihrem Verlobten in's finster blickende Auge und ein Thränenstrom brach hervor.

Nun? sagte der Schloßhauptmann kalt. Was sollen die Thränen? — Antwort verlang' ich!

Da trat Anna ihm näher. Nicht mehr eine gebeugte Lilie, eine glühende Rose stand sie vor ihm.

Schloßhauptmann! sprach sie mit bebender Stimme. Hat mein Lebenswandel verdient, daß Ihr solch' entehrende Frage an mich thut? Hat ein Wort, ein Blick Euch mein Innerstes verrathen können? Ja, ich habe Euch im Stillen geliebt, und wohl mein Sehnen, aber nie mein Hoffen nach Euch gerichtet. Wer Euch mein Geheimniß verrathen, hat nicht wohl daran gethan. — Da es nun aber geschehen ist, so wißt: Ich bin zu stolz, mich einem Manne aufdringen zu lassen, der mich nicht liebt, und selbst, wie es scheint, mich nicht einmal achtet, und habe Muth genug meinen thörigten

Gefühlen, wie dem Willen des Königs zu widerstreben. — Ihr seid frei, ich habe, ich mache keine Ansprüche an Euch! — Sagt dies dem Könige und — lebt wohl!

Sie ging, Torben hielt sie zurück. Was wollt Ihr noch von mir, Schloßhauptmann? wandte sie sich bebend nach ihm. Wozu dieser theilnehmende Blick? — Euer Mitleid verlange ich nicht, es regt nur alle Schmerzen meines Innern von Neuem auf — Laßt mich, ich bin schon unglücklich genug! — Bei diesen, mit Heftigkeit und doch mit Wehmuth gesprochenen Worten zog sie ihre Hand aus der seinen, warf noch einen schmerzvollen Blick auf den Mann ihrer Liebe und eilte davon.

Vor ihrem Zimmer begegnete sie Meister Niels, der auf sie zu warten schien, und, obgleich sie ihn nicht bemerkte, ihr dennoch folgte. So hat mich meine Ahnung doch nicht betrogen! sprach er theilnehmend. Euer Auge brennt, keine Thräne kühlt die Gluth, kein Seufzer lindert den tief verhaltenen Schmerz. Nicht wahr, das Schicksal hat Euch geneckt, hat Euch eine Rose hingeworfen, daß ihr Euch an ihrem Dorn verwunden sollt? — Arme Anna! sagte er dann und blickte wehmüthig an ihr auf. Mühsam hast Du Deinen Schmerz unterdrückt, nur eines Narren Brust ihn mitgetheilt; vor Jedermann glaubtest Du Dein Herz verborgen, und nun reißt eine rauhe Hand den Schleier hinweg, und das Blut quillt unaufhaltsam aus der Wunde hervor.

Seht mich doch an, Jungfrau! fuhr er nach einer Pause fort. — Nicht dieser stumme, herzzereißende Schmerz! — Ich ahne ja nur Euer Schicksal, weiß nur, daß der König Euch Torben verlobt hat, fürchte aber, Euer Glück sei Täuschung, das, so lang ersehnte, endlich erreichte Ziel weiter, ach weiter als je von Euch gerückt. — O, sprecht nur! — Sagt was Euch begegnet ist! — Weinet nur! — Thränen sind ja der milde Quell, den die Barmherzigkeit dem Unglücklichen entspringen ließ. — Sprecht nur! Ihr wißt ja, wie gut ich es mit Euch meine, wie ich bei Euch meine Kappe wegwerfe, und selbst ein theilnehmender Unglücklicher, dem der Himmel vergebens den Witz gab, sein weiches Herz zu verhärten, Euer Leiden tief mit Euch fühle.

Das Geheimniß ist meiner Brust entlockt, das Maß meines Unglücks ist voll, Niels, und ich stehe nun zermalmt vor ihm! sagte mit leiser Stimme das Mädchen.

So lange der Mensch noch athmet, wähn' er nie, daß das Maß seines Unglücks voll sei! nahm Niels das Wort. Erst der Tod schüttet den Becher aus und legt den Geleerten neben das erstorbene Herz in die Gruft; aber auch so lange der Mensch noch athmet, steht ihm die Hoffnung zur Seite, deshalb fürchtet noch, aber hofft auch!

Anna schüttelte traurig den Kopf, da trat mit heftigen Schritten Frau Sigbritt ein und gab dem Narren ein Zeichen, sich zu entfernen.

Der Arzt bringt dem Kranken statt Heilung nur Gift! brummte er

vor sich hin, wies mit bittendem Blicke, der um Schonung flehte, auf die Duldende und lehnte im Abgehen die Thüre nur an, um lauschen zu können.

Der König ist Deinen Wünschen entgegen gekommen, Anna, sprach Sigbritt, und hat den Schloßhauptmann gezwungen, Dir seine Hand zu reichen. Ich liebe Dich zu sehr, um Dich nicht von dem Verhältnisse offen in Kenntniß zu setzen. Ich selbst, da Du mich jammertest, hatte den König dazu bestimmt!

Ihr hattet den König dazu bestimmt? unterbrach sie Anna erstaunt.

Wundert Dich das, Kind? fuhr Sigbritt fort. Ich habe es ja immer so gut mit Dir gemeint, sah Dich aus Liebesschmerz hinwelken und vergehen, und entdeckte es dem Könige. Hätte ich freilich Torben früher gesprochen, würde ich es nicht gethan haben, denn ich ahnete seine Abneigung nicht. — Weine doch nicht, thörigtes Mädchen! Es gibt ja der Männer so viele am Hofe, laß mich nur sorgen, und ich werbe bei dem Schmucksten für Dich!

Thut das nicht, Frau Sigbritt, fiel ihr Anna, durch diese Worte beleidigt, in die Rede, kümmert Euch nicht um mein Schicksal, Ihr habt gesehen, daß ich es allein tragen kann! Ich habe meinen Schmerz hoffnunglos getragen, da ich wußte für wen Torben eben so hoffnunglos glühte, wie ich, und so werden wir ihn Beide tragen müssen, bis wir am Ziele unsres Grames sind.

Sigbritt hatte, während Anna sich unbedachtsam als Mitwisserin des Geheimnisses kund gab, mit zornigem Blick auf sie geschaut. Wie Du es wünschest! sagte sie jetzt höhnisch lachend, und verließ schnell das Gemach.

Glaubt der alten Schlange nicht! störte sie der hereinschleichende Narr in ihrem düstern Sinnen. Sie hat mit Torben nicht gesprochen, da er den König nicht verlassen konnte und ihn zurück nach Copenhagen begleiten mußte. Ich fürchte, ich fürchte, sie hat mit dem Schloßhauptmann andere Pläne im Sinn, und Ihr steht ihr im Weg, und das wäre freilich schlimm. — Doch verzage nicht! — Ich will für Euch lauschen und handeln und Euch beschirmen, so viel ein armer Narr vermag, das Uebrige müssen wir Gott überlassen.

Drei Tage waren vergangen und Torben war nicht nach Hvidör gekommen, wo er sich auch freilich nur selten in Abwesenheit des Königs zeigen durfte, da er Alles vermeiden mußte, den mißtrauischen Monarchen gegen sich aufzubringen. Auch kannte Sigbritt diesmal den Grund seines Nichterscheinens. Es war nemlich den Tag nach des Königs Abreise ein Edelmann mit Briefen Carls an seinen Schwager von Brüssel gekommen; dies hatte Torben zurückgehalten, und da dem Könige ein Bote nachgeschickt war, mußte der Schloßhauptmann ihn stündlich in Copenhagen erwarten. Aber er wartete vergebens; statt des Königs kam der Befehl, der Abge-

sandte des Kaisers sollte sich zu ihm nach Fühnen begeben. Nun glaubte Torben der Einladung Sigbrittens folgen und nach Hvidör gehen zu können, obgleich ihm Anna den Aufenthalt daselbst peinlich machte.

Es begann schon zu dämmern, als er mit seinem getreuen Diener bei dem Schlosse ankam, und da er die kleine Zugbrücke, die nach dem Garten führte, noch niedergelassen fand, stieg er hier ab, ging durch die Buchenhecken dem Schlosse zu und fand Marie am Schloßteich sitzen. Sie war von seinem plötzlichen Erscheinen überrascht, begrüßte ihn freundlich und lud ihn ein auf der Steinbank Platz zu nehmen. Ihre Mutter hatte sie in diesen Tagen von ihren Plänen in Hinsicht Torben unterrichtet und sie mit der Möglichkeit vertraut zu machen gesucht, daß Politik, vielleicht auch Laune, den König endlich zu dem Entschluß bringen könnte, sie zu verstoßen. In Marien war dieser Gedanke früher noch nie aufgestiegen; die treue Anhänglichkeit des Königs, seine immer wachsende Liebe zu ihr, hatte sie so in Sicherheit gewiegt, daß ihr dieser Gedanke bis jetzt fremd geblieben war. Aber, da ihr Sigbritt auseinander setzte, wie sehr der König, von allen Seiten bedrängt, den Schutz des Kaisers bedürfe, und wie sehr dieser, der Königin wegen, mehr als selbst diese, auf ihre Entfernung dringe, so begann sie dem Gedanken nachzuhängen und sich, so wehe es ihr auch that, mit ihm vertraut zu machen. Nicht als ob es ihr schmerzlich gewesen wäre, sich von dem Glanz und Ueberfluß zu trennen, der sie in ihren jetzigen Verhältnissen umgab, dies hätte sie leicht hingegeben, aber sie hing mit wahrer Liebe an dem Könige und das Band zerrissen zu sehen, was seit neun Jahren sie an ihn knüpfte, war ihr schmerzlich. Zwar war dann der Gedanke an Torben, an diesen Mann ihrer ersten Liebe, ein lindernder Balsam auf ihre Wunden, denn sie mußte sich wohl gestehen, daß seine treue, seine bescheidene Liebe ihm ihre ganze Achtung erworben, daß die Zeit die ersten Eindrücke ihres jugendlichen Herzens nicht ganz verwischt habe; sie gab sich dann sogar diesem Gedanken und einer freudigen Rückerinnerung ganz hin, aber die Wonne war kurz, der Schmerz dauernd, war er doch nun der Verlobte Anna's, ihrer Freundin.

In diesen Gedanken überraschte sie Torben. Er war gekommen, sein Benehmen in Hinsicht Anna's zu entschuldigen. — Ach! es bedurfte keiner Entschuldigung, Marie hat seinen Edelmuth erkannt und tief empfunden. Zürnt Ihr mir, Marie? begann er nach einigem Zaudern das Gespräch. Glaubt Ihr, ich hätte wirklich so schnell Schwur und Treue vergessen können?

Schwur und Treue gehören mir nicht! unterbrach ihn Marie schnell. Ich habe das Opfer erkannt, das Ihr mir brachtet, und mein Dank, meine Hochachtung werde Euch dafür. Ich freue mich, setzte sie, jedoch mit bewegter Stimme hinzu, daß das Geschick so mild über Euch verfügt, daß es Euch ein liebendes, gutes, schönes Mädchen, Euch meine Freundin zugeführt hat!

Das könnt Ihr mir sagen, Marie? Ihr, die —

Die Euch früher liebte, Euch stets wohlwollte, stets Euch glücklich zu sehen wünschte, fiel sie ihm schnell in die Rede, die aber, ich muß es auch Euch gestehen, mit wahrer inniger Liebe an dem Mann hängt, der ihr so ganz ergeben ist, und ihr so oft zeigt, daß ihr Herz so viel Werth für ihn hat als eine Krone.

Und wenn er nun Eure Liebe vergessen könnte, vergessen hätte?

Dann? — Herr Schloßhauptmann, dies wird, dies kann nicht geschehen. — Doch wär' es möglich, dann ständ' ich allein mit verwundetem Herzen in der Welt. —

Und glaubt Ihr nicht, daß es eine Hand gäbe, die bereit wäre die Wunde zu heilen?

Und es doch nicht vermöchte, sagte Marie bewegt. Laßt mich offen zu Euch reden, Torben, so offen wie ich oft in jenen Tagen der Jugend, die auch noch zuweilen wie ein schöner Frühlingstraum an mir vorüber schweben, zu Euch sprach. Liebe ohne Achtung beglückt nie, und den Mann, welcher der Geliebten eines Fürsten die Hand reichen würde, könnte ich nicht achten.

Marie! rief Torben, in seiner Leidenschaftlichkeit Alles um sich her vergessend, und sank zu ihren Füßen; doch ehe sie ihn erheben, ihm aufzustehen befehlen konnte, trat schon Faaburg aus dem Gebüsch, und brachte ihn mit den voll Hohn gesprochenen Worten zur Besinnung. Herr Schloßhauptmann! Verzeiht, daß ich störe, ich komme aber von dem Könige mit diesem Schreiben an Euch hergesandt, und so muß ich wohl! Dies sagend überreichte er dem schnell Aufgesprungenen den Brief. Torben, einen zermalmenden Blick auf ihn werfend, riß ihm das Schreiben aus der Hand, erbrach und las es, da die Sonne noch nicht ganz untergegangen war. Marie war indessen eilig nach dem Schlosse zurück gegangen.

Während dem stand Faaburg ihm gegenüber, glücklich daß ihm der Zufall einen Beweis von Torbens Verhältnisse zu Marien gegeben hatte. Schon auf manchen Plan der Rache an Sigbritt sinnend, schaute er triumphirend auf den Schloßhauptmann, der den Brief mit finsterm Ernste durchlas, ihn jetzt wieder zusammen faltete, zu sich steckte, und sinnend sein Auge auf den Schloßschreiber ruhen ließ, wobei jedoch nicht Unmuth, nicht Zorn, fast Mitleid in dem Ausdruck seines Blickes lag.

Wo seid Ihr abgestiegen? fragte er ihn endlich.

Bei der Zugbrücke, wo der Diener mit Euren Rossen hält.

So kommt und folgt mir nach Copenhagen!

Faaburg, über seines Vorgesetzten Gleichmuth staunend, begleitete ihn schweigend über die noch niedergelassene Zugbrücke.

Kaum hatte Marie ihre Mutter von dem Vorgefallenen unterrichtet, als diese den Befehl gab, sogleich ihre Karosse anspannen zu lassen. An alle dem Unglücke ist Dein Schützling schuld! sagte sie verdrießlich. Die

Närrin tritt überall meinen Plänen störend in den Weg, es ist Zeit, daß sie dahin kommt, wohin sie gehört.

Mutter! versuchte Marie die Zürnende zu beschwichtigen. Was kann das unglückliche Mädchen für alles dies? Sie unterdrückt ihre Leidenschaft und Ihr zürnt ihr, Torben läßt der Seinigen freien Lauf, führt dadurch eine Menge Verdrießlichkeiten herbei und Ihr tadelt ihn nicht.

Tadelst Du ihn, daß er mit solch' treuer Liebe an Dir hängt? fragte Frau Sigbritt höhnisch.

Ja, Mutter, ich tadle ihn, denn ich bin solch' treuer Liebe nicht werth! erwiderte Marie. Ich bin eine Gefallene, und ob auch ein König mir zur Seite stehe, vermag er doch mit all' seiner Macht mich nicht wieder zu erheben.

Thörin! zürnte die Mutter. Vergißt Du, was wir waren und jetzt sind? — Blick' nur in diesem prunkvollen Gemach umher, sieh da unten die wiehernden Rosse, sieh die Menge der Diener, die auf meine Befehle warten, denk' wie Du sonst in ärmlicher Kleidung, die Spindel in der Hand, am Fenster saßest und aus langer Weile ein holländisches Liedchen trällertest; jetzt sitzest Du im reichen seidenen Gewande, die Laute im Arm, und ein König dreier Reiche lauscht zu Deinen Füßen auf die Töne Deines Liedes — Vergleiche nur die damalige Zeit mit der Jetzigen!

Das thu' ich oft, Mutter! sagte Marie, vor welcher in diesem Augenblick die Tage ihrer Jugend wie Strahlen des Abendsterns sanft vorüberzogen. Ich thu' es oft, aber dann beschleicht mich die Wehmuth. — Ja, Mutter, es waren stille harmlose Tage, die ohne verführerischen Reiz, ohne trügerische Lockungen an mir vorüber gingen, in denen ich mit freiem reinem Gemüthe hoffnungsvoll und meinem Glücke vertrauend bescheiden nach der Zukunft hinblickte; jetzt seh' ich schuldbelastet, besorgt, daß der Traum, der mich in süße Betäubung, in glückliches Vergessen gewiegt, schnell verschwinde, nach jenen Tagen sehnsuchtvoll zurück, und selbst die Liebe vermag nicht einen rosigen heitern Himmel mir so schön zu malen, als ihn mein Auge damals sah, wenn ich mit der Spindel in der Hand, ein armes aber frommes Mädchen an meinem Fensterchen saß und mein Leben überdachte. — Mutter, Mutter! Ich fürchte die Täuschung ist bald zu Ende, der Traum eines prunkenden Glücks bald vorüber!

Und eben deshalb, nahm die Mutter das Wort, solltest Du so wie an die Vergangenheit auch an die Zukunft denken. Würde der König sich von Dir trennen wollen oder müssen, so bliebe Dir doch noch die Aussicht eines glänzenden Glücks durch Torbens Hand. —

Nein, Mutter! fiel Marie dieser schnell in die Rede. Ich liebe den König zu innig, als von ihm verstoßen, mich glücklich fühlen zu können. Wär' es sein Wille sich von mir zu trennen, so bräche mein Herz, zwängen ihn höhere Pflichten, so brächt' ich ihm willig das Opfer, zög' in die Einsamkeit zurück und überließe mich meinem Schmerz.

Frau Sigbritt lachte hell auf. Das wähnst Du jetzt in Deinen Träumereien, sprach sie, ihr Mäntelchen umwerfend, doch ich kenne das weibliche Herz besser! — Träte der Fall ein, so würde Torben leicht den Schmerz stillen, denn Du liebst ihn noch! — Ich gehe für Dich zu handeln. Leb' wohl! Morgen komm ich von Copenhagen zurück. Sie verließ das Zimmer, und Marie blieb ihren Gedanken überlassen allein.

Ich liebte ihn noch? wiederholte sie, als die wiehrenden Rosse über den Schloßhof trabten. — O, Du irrst, Mutter! — Achtung, Dankbarkeit, selbst Wohlwollen fühl' ich ich für ihn, der für mich allem Erdenglück entsagte. Liebe? — Die kann ich nur für den Mann fühlen, dem ich Alles opferte!

Kaum in ihrer prachtvollen Wohnung auf dem Amaker Markt in Copenhagen abgestiegen, schickte Frau Sigbritt trotz dem, daß die Nacht schon hereinbrach, einen Diener an den Schloßhauptmann, mit der Einladung, schnell zu ihr zu kommen. Torben säumte auch nicht und trat bald darauf bei ihr ein.

Schloßhauptmann! redete sie ihn mit Hast an. Wo ist Faaburg?

In dem Schlosse unter strenger Aufsicht! erwiderte Torben.

Also im Gefängnisse? Das ist gut!

Nein, Mutter Sigbritt, im Gefängnisse noch nicht, aber wahrscheinlich werd' ich bald gezwungen sein ihn dahin zu schicken, sagte er finster vor sich hinblickend. Ich habe einen unangenehmen Auftrag von dem Könige erhalten. Weiß Gott, durch welche Unvorsichtigkeit der Schloßschreiber seines Herrn Gunst verscherzt haben mag, oder wer dem Emporkömmling geschadet hat, der König schickt mir durch einen Eilboten den Befehl, Faaburg sogleich über alle die königlichen Gelder, die er, der bestehenden Einrichtung nach, unter sich, Rechnung ablegen zu lassen, und ihn bei der kleinsten vorfindenden Untreue ins Gefängniß zu werfen.

Und was habt Ihr darauf gethan? fragte Sigbritt gespannt.

Vielleicht mehr, als ich meiner Pflicht nach sollte, erwiderte Torben. Ihr wißt sicher schon, wie mich Faaburg überrascht hat? — Frau Sigbritt nickte bejahend. — Würde der König davon benachrichtigt, so wäre ich, so wäre Marie und Ihr verloren.

Nein, wahrlich nein! sagte die Alte mit Stolz. Doch fahrt nur fort!

Ich habe ihn daher zweien meiner vertrautesten Diener übergeben, die ihn Tag und Nacht nicht verlassen, bis er seine Rechnung abgelegt hat. Was dann geschieht, muß die Zeit lehren.

Sigbritt sann einen Augenblick nach. Bewahre ihn genau, sagte sie dann, der Fuchs entschlüpft Euch sonst; erlaubt nicht, daß er an irgend Jemand, sei es auch wer es wolle, einen Brief sende, und drängt ihn, seine Rechnung bald abzulegen. — Wann geht der Eilbote an den König zurück?

Morgen mit Tages Anbruch!

So geduldet Euch einen Augenblick. Ich will einen Brief an den König schreiben, den Ihr dem Eilboten mitgeben könnt.

Sie ging in ihr Kabinet und schrieb:

Majestät:

So eben erhalte ich von dem Schloßhauptmann die Kunde von dem, was Ihr ihm in Hinsicht Faaburgs befohlen habt. Ich glaube, nicht allein der Veruntreuung der Gelder wegen ist der Mann strafbar, er steht auch, so viel ich erst heute erfahren habe, in genauer Verbindung mit dem päpstlichen Legaten. Habt Ihr ihm vielleicht schriftlich oder mündlich über die schwedischen Angelegenheiten Geheimnisse anvertraut, so nehmt Eure Maßregeln darnach; besonders jetzt könnte der Mann aus Rache Euch großen Schaden zufügen. Doch mein gnädigster König weiß dies Alles besser als ich zu beurtheilen.

Das Täubchen ist wohl und in Hvidör zurückgeblieben, wohin ich mich morgen in aller Frühe wieder begeben werde. Möge Gott meinen gnädigsten König in seinen Schutz nehmen, bis uns seine Gegenwart wieder erfreut.

Sigbritt.

Sie gab den Schloßhauptmann, ohne ihn mit dessen Inhalt bekannt zu machen, das Schreiben, schärfte ihm nochmals ein, ein wachsames Auge auf Faaburg zu haben, brach dann das Gespräch ab und lenkte es auf Anna.

Ich war verwundert, Schloßhauptmann, sprach sie daß Ihr Euch so leicht in den Willen des Königs fügtet. — Keine Entschuldigung! unterbrach sie ihn, da er zu reden beginnen wollte. Ich weiß recht gut weshalb Ihr es thatet; Marie aus der Verlegenheit zu reißen reichtet Ihr dem Mädchen die Hand, und, gesteht es nur, Ihr thatet es in der Hoffnung, der König wolle Euch nur prüfen, und so hinter die Wahrheit von Faaburgs Aussage kommen.

Ja, Mutter Sigbritt, ich glaubte und hoffe es auch noch.

Hofft nichts! — Es war und ist des Königs furchtbarer Ernst. Der mächtige dänische Edelmann soll die Kaufmannstochter ehelichen, damit der Nimbus, der den Adel umgiebt, seinen Glanz verliere.

Glaubt Ihr denn, Mutter Sigbritt, ich könnte je mich so erniedrigen und Anna wirklich meine Hand reichen?

Und strebt doch nach Mariens Besitz? unterbrach ihn die Alte, ihn scharf mit ihren blitzenden Augen durchbohrend. Doch lenkte sie ein, um ihm die Verlegenheit einer Antwort zu ersparen: doch habt Ihr ganz Recht daran gethan! Zeit gewonnen, Alles gewonnen! sagt das alte Sprichwort und es spricht wahr. Nun, befolgt nur meinen Rath wegen Faaburg, laßt ihn nicht aus den Augen, untersucht seine Verwaltung streng und setzt bei

diesem Manne das Mitleid bei Seite, denn er darf dem Könige nie wieder vor Augen kommen. Auch bitt' ich, gebt mir täglich Nachricht, wie die Sachen stehen. — Nun gute Nacht! — Am andern Morgen, nachdem sie mit den ihr ergebenen Räthen des Königs mancherlei Rücksprache genommen, kehrte sie nach Hvidör zurück.

Alle Vorsichtsmaßregeln, die der Schloßhauptmann in Hinsicht Faaburgs genommen, waren fruchtlos gewesen. Dieser hatte Mittel gefunden dem König einen Brief zu senden, worin er ihn von seiner Unschuld überzeugen wollte, und zur Bekräftigung dessen, was er ihm in Hvidör über Torbens Verhältnisse zu Marien gesagt, ihm berichtete, wie er den Schloßhauptmann knieend vor des Königs Geliebten gefunden habe. Zugleich gab der Unüberlegte selbst noch in seinen jetzigen Verhältnissen dem Könige den Rath, auf die schleunige Verbindung Anna's und Torben's zu dringen, wo dessen Benehmen, der Sache auszuweichen, ihn leicht von der Wahrheit seiner Beschuldigung überführen könne. Glücklich, daß Faaburg die früheren Verhältnisse des Schloßhauptmanns zu Marien nicht kannte, er würde dadurch sicher seinen Zweck erreicht und Sigbritt und Torben gestürzt haben.

So aber, obgleich der König den Rath des Schloßschreibers zu befolgen sich vornahm, prallte der giftige Pfeil an seiner von Liebe zu seinem Täubchen noch heißerglühten Brust ab und traf nur den Verräther. Er suchte sich zu überreden, daß Torben entweder nur um für Anna's Besitz zu danken, seiner Geliebte zu Füßen gelegen habe, oder das Ganze, Torben zu verderben, von Faaburg ersonnen sei. Dieser letzte Gedanke faßte Wurzel, und da er selbst in dem Schreiben seines vormaligen Günstlings die ihm so widrige Frechheit, wodurch Faaburg ihm lästig geworden und sein Glück verscherzt hatte, wieder zu finden glaubte, so beschloß er, durch Sigbrittens Brief hauptsächlich dazu bestimmt, sich dessen, dem er so Manches vertraut, ganz zu entledigen. Er schickte deshalb den Schloßhauptmann den Befehl, bei dem mindesten Vergehen, das man während der Untersuchung finden würde, ohne fernere Weisung abzuwarten, peinlich gegen ihn zu verfahren.

Das hatte Sigbritt gewollt. Kaum davon benachrichtiget, eilte sie nach Copenhagen, theilte Torben einen Brief des Königs an Marie mit, woraus der Schloßhauptmann deutlich sehen konnte, das Faaburg Alles bei seinem Herrn versucht hatte, ihn zu verderben, und da sie erfuhr, daß Faaburg sich wirklich Veruntreuung habe zu Schulden kommen lassen, forderte sie Torben auf, ihn auf die Folter spannen und dann ohne Weiteres aufknüpfen zu lassen.

Aber hierzu konnte sie den Schloßhauptmann nicht vermögen; zu edel, um den Unglücklichen seiner persönlichen Rache zu opfern, wollte er der Gerechtigkeit nicht vorgreifen, und fand auch das Vergehen nicht groß genug, es mit dem Tode zu bestrafen. Er weigerte sich standhaft, Sig-

brittens Vorstellungen, daß er sich selbst dadurch verderben würde, kümmerten ihn nicht um, und es kam bei dieser Gelegenheit zu einem offenen Zwist zwischen Beiden.

Plötzlich aber, nachdem Frau Sigbritt sich eine Weile in ihren Gedanken verloren hatte, fuhr sie lachend auf: Wahrlich, Herr Torben, diesmal waret Ihr klüger als ich, kann denn nicht jeder Andre den Unglücklichen aufknüpfen lassen, müßt Ihr denn sein Richter sein? Ich werde Sorge tragen, daß des Königs Räthe einen Andern dazu bestimmen. Diedrich Slaghoek, mein Vetter, zum Beispiel taugt gut dazu. Ich werde dem Könige wissen lassen, daß ich Euch von Faaburgs Anklage in Kenntniß gesetzt habe, und Ihr eben deshalb den Wunsch geäußert hättet, des Richteramts entledigt zu sein. Dies muß den sonst so Mißtrauischen täuschen und ihn in dem Glauben an Eure Unschuld bestärken. Was Anna betrifft, so widersetzt Euch vor der Hand der Verbindung nicht, äußert Euch gegen Niemand darüber, und, wenn der König zurückkehrt, sucht nur Zeit zu gewinnen und habt das feste Vertrauen zu mir, daß sie nie die Eurige werden soll! — Sie hatte dies mit so vieler Bedeutung gesagt, und dabei ihre blitzenden Augen so hämisch auf Torben gerichtet, daß dieser nicht ganz beruhigt von ihr schied.

Aus der gegen den Schloßschreiber beendeten Untersuchung ergab es sich, daß er bedeutende Summen unterschlagen hatte. Dieser behauptete zwar, es wären aus seinen Rechnungsbüchern ganze Seiten herausgerissen, und somit es ihm unmöglich geworden, die gehörigen Beweise zu seiner Rechtfertigung vorzulegen, aber bei Faaburgs Charakter und Lebenswandel war doch die allgemeine Stimmung gegen ihn und seine Behauptung wurde als ungegründet befunden. Noch am nemlichen Tage, an welchem die Untersuchung geschlossen war, sprach das in der Eile zusammen berufene Gericht das Todesurtheil aus, und auf Anstiften Sigbritts wurde dem Unglücklichen sogar der Priester, aus Furcht, daß er ihm Aufträge an den König geben, oder dem Legaten wichtige Entdeckungen machen könne, verweigert, und hinterher ausgesprengt, er habe jeden geistlichen Beistand zurückgewiesen. Am Abend wurde er, von Niemand bedauert, in aller Stille zum Galgen geführt.

Obgleich Sigbritt das, was sich zwischen Torben und Anna Krabbe zugetragen, aus mancherlei Gründen geheim zu halten sich bemüht hatte, war ihre Vorsicht doch vergebens gewesen, denn der König selbst, dem es Freude machte seinen stolzen Adel zu kränken, hatte die bevorstehende Vermählung absichtlich bekannt gemacht. Dies regte den Adel, besonders die Familie Torben Oxe's auf, und sein Bruder eilte auf diese Nachricht sogleich nach Copenhagen, sich Licht über diese Sache zu schaffen; aber Torben, der Warnung und dem Rathe Sigbrittens eingedenk, wider-

sprach zwar dem Gerüchte nicht, suchte jedoch seinen Bruder und seine Freunde durch manches hingeworfene Wort zu beruhigen. Aber dies gelang ihm nicht, und einmüthig beschlossen Torben's Freunde und Verwandte List und Gewalt anzuwenden, diese Verbindung zu hintertreiben. Oluf Oxe, in seiner Meinung schwankend, hielt es endlich für rathsam, sich an die von Allem unterrichtete Sigbritt zu wenden, die ihm bisher, seines Bruders wegen, Wohlwollen gezeigt hatte. Er begab sich zu ihr nach Hvidör, fragte sie unumwunden, ob diese Verbindung des Königs Wille sei, und erhielt unter dem Siegel der höchsten Verschwiegenheit die Antwort, daß es wohl des Königs Wille, auch wohl der Wille des Bruders, doch nicht der Ihrige sei, und sie zu jeder Mitwirkung bereit wäre, diese Heirath zu hintertreiben. Die Listige glaubte, aus Furcht, der König möge diese Unterredung doch erfahren, ihm über seinen Bruder die Wahrheit verhehlen zu müssen. Dies bewog ihn noch einmal in seinen Bruder zu dringen und zu versuchen, ihn von diesem, die Familie entehrenden Schritte abzuhalten. Er zeigte hierbei so tiefen Schmerz, sprach so kräftig, daß Torben endlich glaubte, ihm seine Besorgniß doch in Etwas nehmen zu müssen. Er ließ ihn die Sache ahnen, wie sie wirklich war, ohne sich jedoch deutlich über sein Verhältniß zu Marien und Sigbritt auszusprechen. Aber der Bruder durchschaute ihn und sah bald, daß Marie ihnen gefährlicher werden könne, als die unglückliche Anna, aus deren Munde er selbst erfahren hatte, daß sie auf Torben gänzlich verzichte.

So standen die Sachen, als König Christian mißgestimmt nach Copenhagen zurückkehrte. Das Benehmen seines Vetters in Holstein, die Unruhen in Schweden, selbst Faaburgs schneller Tod, der ihn jetzt schon fast zu gereuen schien, am meisten aber das Schreiben Kaiser Karls, der mit der Drohung in ihn drang, wenn er seine Maitresse nicht verstieße, ihn nicht allein gegen die Menge seiner Feinde nicht zu schützen, sondern selbst feindlich gegen ihn aufzutreten, beunruhigten ihn. Dies wurde Sigbritten nur zu bald hinterbracht; des Königs Antwort auf das Schreiben konnte sie aber nicht erfahren, den König darum zu fragen, schien ihr nicht räthlich. Sie gerieth deshalb in nicht geringe Unruhe, und selbst Christians verdoppelte Zärtlichkeit gegen ihre Tochter, als er in Hvidör eintraf, konnte sie nicht beruhigen, denn sie glaubte darin nur den Schmerz der Trennung, nicht die stärkere Leidenschaft zu sehen.

Kaum war der König einige Stunden in Hvidör gewesen, als er dem Schloßhauptmanne den Befehl schickte von Copenhagen sogleich zu ihm zu kommen; Torben, von seinem Bruder begleitet, erschien auch schon am andern Tage. Der König ließ sich nun durch ihn über die Sache berichten, schien den Unglücklichen, der ihm in so mancher Art brauchbar gewesen war, zu bedauern und bezeigte Torben seine Zufriedenheit, daß er durch Entsagung des Richteramtes sich allen Vorwurfs, als habe er aus persönlicher Rache das Urtheil über ihn gesprochen, von sich abgewälzt.

Doch bald brach er das Gespräch ab, und Anna ward der Gegenstand seiner Unterhaltung. Torben widersprach ihm nicht, als er verlangte die Vermählung solle spätestens in 3 Tagen sein, erschrak jedoch als der König zu Anna schickte und sie zu sich entbieten ließ. Der Diener kam mit der für Torben so tröstlichen Nachricht zurück, das Fräulein sei krank und liege zu Bett. —

Und davon benachrichtigtet Ihr mich nicht? sagte der König unmuthig.

Auch mir war es unbekannt, erwiderte Torben; denn bei meinem Eintritt ins Schloß eilte ich sogleich zu Ew. Majestät und habe noch Niemand gesprochen.

So? brummte König Christian vor sich hin und ein mißtrauischer Blick traf Torben, zugleich befahl er ihm durch ein Zeichen der Hand sich zu entfernen.

Während der Schloßhauptmann beim Könige gewesen war, hatte sich Oluf, der wohl ahnen konnte, daß der, über die Ehre seiner Familie entscheidende Augenblick sich nahe, zu Frau Sigbritt begeben um das, was noch in der Sache zu thun sei, von ihr zu vernehmen; er selbst war zu den äußersten Mitteln entschlossen, diese Heirath zu hintertreiben. Sigbritt suchte den Ungestümen zu beruhigen. Wartet geduldig die Zeit ab und verlaßt Euch auf mich, sprach sie mit funkelndem Auge. Ehe Ihr Anna an Eures Bruders Hand zum Altare gehen seht, ehe seht Ihr mich, den Bettelstab in der Hand, von hier wandern. In diesem Augenblick trat der König plötzlich ein und als er Oluf erblickte, fragte er ihn höhnend: Ihr seid wohl zur Hochzeitfeier Eures Bruders hier eingetroffen? — Nun da müßt Ihr noch drei Tage warten, da die Braut krank ist. Aber beim allmächtigen Gott schwöre ich! rief er immer heftiger werdend und schlug, wie er es im Zorn zu thun pflegte, mit der Faust auf seines Schwertes Griff: am vierten Tage ist die Hochzeit und sollte ich die sieche Braut in ihren Krankenbette zum Altar tragen lassen. Entfernt Euch und laßt uns allein, befahl er dann, und seid heute mein Gast, Herr Oluf.

Mutter Sigbritt, begann er nun zu dieser und zog zugleich die Schelle, die in Mariens Zimmer das Zeichen gab, wenn die Mutter sie zu sehen wünschte, mir erscheint hier so Manches räthselhaft. Die von dem hingerichteten Faaburg oft zu mir gesprochenen bedeutsamen Worte, sein letztes Schreiben, des Schloßhauptmanns zweideutiges Benehmen, Anna's plötzliches Unwohlsein, selbst der Gleichmuth, den Ihr auf Eurem Gesicht zur Schau tragen möchtet, sind mir räthselhaft. Ich durchschaue die Sache nicht klar; ist es aber wie ich ahne, dann wehe Euch!

Wehe mir? — fiel ihm Sigbritt stolz in die Rede, wie versteht Ihr das, Majestät? Was wollt Ihr von mir? Was ahnet Ihr — Wer wie ich, sich keiner Schuld bewußt ist, der fürchtet das Wehe nicht und spricht

es eines Königs Mund aus. Seid ihr meines Kindes überdrüssig, ist Eure Liebe erkaltet, so sagt es offen, oder fürchtet Ihr Eures kaiserlichen Schwagers Drohung, so zittert vor ihm und sendet uns nach Holland zurück. Wir sind an Noth gewöhnt und die Geliebte des Dänen-Königs — allen Thörinnen, die sich auf Fürsten Gunst verlassen, ein warnendes Beispiel, wird wie früher an der Seite ihrer Mutter sitzen wenn diese auf dem Markte zu Amsterdam den Vorübergehenden Nüsse feil bietet. Sprecht Euch offen aus! Seht, da kommt sie, nichts ahnend, freudig und harmlos. Sagt es ihr selbst, sie wird weinen, aber sich dennoch zu trösten wissen, denn nur selten bricht ein stolzes Herz, wenn es auch hintergangen, wenn es auch verschmäht wird.

Marie war indes eingetreten, der König ging ihr entgegen. Anfangs erheiterte sich bei ihrem Anblick sein Gesicht, plötzlich aber umdüsterte es sich. Was soll diese Mummerei? fuhr er sie an, was soll diese Kleidung? — warum Dein Haar so gescheitelt, was soll dieses holländische Tuch, das knapp anliegende Leibchen, was sollen die Fische in dem Körbchen? — Gefall' ich Euch so nicht, mein Gebieter? fragte sie unbefangen, da sie bisher mehr auf die zappelnden Fische als nach dem Könige gesehen hatte, der sie jetzt durch ein barsches Nein! aufschreckte.

Was soll diese Mummerei? fragte er noch einmal, was führt Dich in dieser Tracht hierher zu mir.

Ich saß vorhin auf meinem Lehnstuhl, erwiderte Marie und sah den König mehr verwundert als erschrocken an, und dachte über mein Leben nach, da erinnerte ich mich des für mich so entscheidenden Augenblicks, wo mich der Kanzler Walkendorf in diesem Aufzug am Meeresstrande in Bergen zum erstenmale sah. Dieser Augenblick bestimmte ja mein ganzes Leben, denn ohne ihn hätte mein König wohl schwerlich das arme Mädchen von Amsterdam gesehen. Da ich nun diese Kleidung immer als ein Heiligthum verwahrt, und sie auch mit nach Hvidör genommen habe, so wollte ich Euch damit überraschen und hoffte auch in dieser ärmlichen Tracht Euch zu gefallen. Mich dünkt aber Ihr mögt mich nur im Prunkgewande sehen, setzte sie empfindlich hinzu, und so will ich wieder gehen und mich umkleiden.

Bleib! befahl der König durch ihren Anblick schon freundlicher gestimmt. Stell den Korb mit den unruhigen Fischen weg und setze Dich zu mir.

Sigbritt schellte und gab dem eintretenden Diener den Korb.

Marie! begann nun der König, dem man ansah, daß er seine Heftigkeit zu unterdrücken suchte. Sei in diesem ernsten Augenblicke wahr, sei aufrichtig gegen mich. Liebst Du noch Jemand außer mir? — Antworte mir offen.

Ja Majestät! erwiderte sie beklommen, meine Mutter und meinen Gott, zu dem ich täglich flehe, mir und Euch unsere Sünden zu vergeben.

So mein' ich es nicht, sagte der König unmuthig.

Meint ihr es anders, meint ihr vielleicht ob ich einen andern Mann liebe, außer Euch, sprach Marie aufstehend, so kränkt Ihr mich tief. Gab ich Euch je Anlaß diese Frage an mich zu thun?

Stehst Du in keinem Verhältnisse mit dem Schloßhauptmanne? fragte der König weiter.

Marie erröthete, doch faßte sie sich schnell. — Ich stehe mit diesem Mann in keinem Verhältnisse, dessen ich mich zu schämen hätte, in keinem, das ich nicht vor meinem göttlichen Richter verantworten könnte. Sie wandte sich dann und ging nach der Thüre, der König aber folgte ihr und hielt sie zurück, blickte noch einmal fest in ihr seelenvolles zürnendes Auge, schloß sie leidenschaftlich in seine Arme, drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen und entfernte sich schnell ohne weiter ein Wort zu sagen.

Du hast Dich vortrefflich aus der Verlegenheit gezogen, sagte Frau Sigbritt, als sie jetzt allein waren; klüger hätt' ich mich nicht benehmen können.

Wie versteht Ihr das Mutter? sprach Marie verwundert. Wie es mein Herz, wie es die Wahrheit mir gebot, so hab' ich gesprochen und meinen Verstand nicht um Rath gefragt. — Aber was wollte der König von mir? — Kennt er Torbens unglückliche Leidenschaft? Wird diesen deshalb des Königs Zorn treffen? O sprecht Mutter, beruhigt mich; für mich fürchte ich nicht, denn ich stehe schuldlos selbst vor meinem innern Richter, nur für ihn bangt mein Herz und ich möchte nicht gern die Schuld an dem Unglück dieses edlen Mannes tragen. Sprecht!

Aber Frau Sigbritt lächelte statt Antwort. Beruhige Dich, sagte sie endlich. Morgen wird sich Alles entwickeln. Kümmre dich weniger um Torben als um Dich. Kaiser Karl hat von Neuem Deine Entfernung verlangt — ich fürchte der König giebt nach.

Gerechter Gott! schrie Marie auf, und sank bewußtlos auf das Ruhebett der Mutter.

Als der König nach seinem Gemache ging, traf er den Hofnarren in dem Vorzimmer und winkte, ihm zu folgen. Eingetreten ließ er Niels unbeachtet an der Thüre stehen, ging im Zimmer auf und ab, murmelte einige unverständliche Worte und warf dann einen wüthenden Blick auf den Narren, der nun wohl sah, daß sein Herr nicht in der besten Stimmung sei, jedoch es fürs Klügste hielt, das Unwetter ruhig zu erwarten.

Plötzlich warf sich der König in einen Lehnstuhl und winkte ihm näher zu treten. Was giebt es Neues, Niels? fragte er ohne dabei weder mürrisch noch freundlich auszusehen.

Wo? Majestät, erwiderte dieser, in Eurem Lande oder hier im Schlosse?

Wo, ist mir gleich viel, nur rede! befahl der König, aber vernünftig! Niels nahm bei diesen Worten die Schellenkappe ab und legte sie so zierlich

zu des Königs Füßen, daß auch nicht ein Glöckchen erklang. Was soll das! fuhr ihn König Christian an.

Soll ich vernünftig reden, Majestät, so muß ich meine Kappe abnehmen und sie zu den Füßen der Weisheit legen, erwiderte er. Der König lächelte, Niels fuhr fort. In Dänemark, mein gnädigster Herr, ist Alles noch wie es war. Es geht da zu, wie auf einem guten Hühnerhofe; die indischen Hähne, ihr wißt wohl, wen ich darunter meine, stolzieren noch im Lande umher, kollern und gebährden sich gar zornig, wagen es aber doch nicht ihren Schweif zu erheben und ein Rad zu schlagen. Die fetten Kapaunen mit ihren geschorenen Kämmen, welche Futter in Ueberfluß haben, mästen sich ganz gut und krähen mitunter trotz dem besten Hahn. — Ihr liebt freilich ihr Krähen nicht sehr — das übrige Hühnervolk gakert und schnattert durch einander, erhält sein dürftiges Leben von dem, was die stolzen vom Futter übrig lassen, und nur das ist ihr Trost, daß der Fuchs jene lieber frißt als sie. Ihr seht Majestät, es ist das alte Lied! — In Schweden hat sich manches verändert, die edlen Rosse, die man zusammenkoppelte, und statt mit Rüstung mit allerlei Bürde belastete, haben die Bürde abgeworfen, und die Muthigen sprengen mit weiten brausenden Nüstern und hochgehobenen Schweifen, frei wie die Vögel in der Luft, ihren Bergen zu. Wehe! wer ihnen in den Weg tritt — In Norwegen — Niels hielt ein, da der König gedankenvoll vor sich niedersah, und nicht auf seine Worte zu achten schien, doch nach einer Weile hob er das gesenkte Haupt und befahl in eben nicht freundlichem Tone, fortzufahren. In Norwegen, ja, da denken sie noch immer an Prinz Christian, wie der die Schweden aus dem Lande schlug, mit ihren Dirnen tanzte und schäkerte, und Wölfe und Bären hetzte; darum lassen sie sich auch jetzt noch von ihm so geduldig hetzen! — Nun bin ich zu Ende gnädiger Herr!

Und auf Hvidör, was giebt es da? fragte der König, sich von seinem Sitze erhebend. — War der Schloßhauptmann in meiner Abwesenheit oft hier?

Ich sah ihn nicht, Majestät!

Hat er seine glückliche Braut nicht besucht?

Gnädigster Herr! das Glück, welches Anna Krabbe begegnet, geht lahm.

Wie so? fragte der König, einen durchdringenden Blick auf seinen Narren werfend.

Das Glück ist bei ihr ein Bettelmönch, es verlangt nur Opfer und reicht nichts als ein Gott lohns. — Und da ihr einmal von der Jungfrau redet, so fällt mir ein, daß sie mir aufgetragen hat, Euch zu bitten, sie ja nicht zu der Verbindung mit Herrn Torben Oxe zu zwingen. Sie meint, sie würde die Krähe unter den Pfauen sein, hat seitdem alle Lust zum Heirathen verloren, und wünscht, daß Ew. Majestät ihr ein Empfeh-

lungsschreiben an die Aebtissin der Klarissinnen in Bergen geben möchten, damit sie ihr frommes liebes Gesicht mit dem Schleier decken könne. Ich aber meine, es ist schade um das Kind; doch aufnehmen müssen sie die Arme, denn hätten sie auch im Kloster kein Plätzchen für Anna, so mögen die Nonnen sie nur auf den Altar statt der Mater dolorosa stellen, und dann werden gewiß Alt und Jung nach dem lieblichen Wunderbilde wallfahrten.

Der König hatte aufmerksam zugehört, und sann einen Augenblick nach, dann fragte er Niels, was meintest Du vorhin mit dem Opfer, welches man von Anna verlange?

Niels fühlte in dem Augenblicke wohl, daß ihn seine Lust zu vergleichen zu weit geführt habe. Ich meine das Opfer, welches jedes fromme Kind der heiligen Jungfrau bringt, wenn es den Schleier nimmt, erwiderte er besonnen. Der König drohte mit dem Finger, Niels ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen und begann des Königs Lieblingslied von dem wilden norwegischen Jägersmanne zu singen, heute aber unterbrach ihn dieser: Geh zu Anna Krabbe, befahl er, und sag ihr, sie möge sich zu meinem Empfange bereiten, da sie so krank ist, daß sie nicht zu mir kommen kann.

Als Niels, Anna von des Königs Besuch zu benachrichten, bei ihr eintrat, fand er Oluf Oxe bei ihr, der sich jedoch schnell entfernte. Anna, sagte er theilnehmend die Weinende anblickend, der König wird bald hier sein, um mit Euch über Torben zu sprechen, fasset Muth, sprecht offen mit ihm, setzt Euch furchtlos seinen Willen entgegen, aber jagt die Klostergedanken fort, solch eine liebliche Blume wie Ihr, ist zu zart, um zwischen öden Klostermauern gedeihen zu können. Schont dabei Torben und Marie!

Ich sie verderben, sie die mir das Liebste auf Erden sind? erwiderte Anna. Eher sterben.

Nun, nur gemach holdes Kind, nichts von sterben, fiel ihr der Narr in die Rede, der Tod in dem Kelch einer welkenden Rose ist für mich ein schmerzerregendes Bild, er ist der Mehlthau, der sich auf den Blumenstaub senkt, und wie ein gieriger Wurm Blatt für Blatt zernagt, bis die Rose dahin stirbt. Sprecht nie mehr von dem Tode, denn ich möchte weinen über Eure Sehnsucht, und sie beschleicht mich dann selbst, und ich kann es mir dann so recht denken, wie schön es ist in Liebe zu vergehen.

Guter Niels! unterbrach ihn Anna, die zitternde Hand ihm reichend.

Seht Jungfrau! das ist nun einmal mein trauriges Loos — Freude wird mir so selten zu Theil, Wonne kenne ich gar nicht, darum kenn' ich auch nicht den Schmerz, der die Brust so wunderbarlich bewegt, daß man vor Qual aufschreien, in Wonne aufjauchzen möchte. Ach ich verging', so gerne, wie Ihr, in Liebe; aber flammt sie auch einmal in dieser verödeten Brust, so stirbt sie eben so schnell, denn kein sanftes Liebeswort facht sie an, nur ein kalter eisiger Hauch löscht sie aus, und das Herz erzittert

dann in Todtesschauer — doch was sprech' ich da für thörigte Worte, sagt mir lieber, was Herr Oluf bei Euch wollte? Ich sehe den Mann nicht gern — wo er eingeht, folgt ihm immer ein Pesthauch nach! — Was wollte er von Euch?

Er drohte mir, würde ich nicht seinem Bruder entsagen, antwortete sie noch in der Erinnerung zusammen schreckend.

Womit? fragte Niels rasch.

Mit dem Tode! — Ich erbebte und doch hätte er mir nichts Willkommneres bieten können.

Anna, sagte der Narr, ergriff ihre Hand, drückte und küßte sie leidenschaftlich, Ihr seid unglücklich, ich bin es auch, deshalb habe ich mein Herz von der Glücklichen losgerissen, und es Euch — nicht in Liebe — nein, so thörigt bin ich nicht — nur in Mitleid zugewendet. Darum sorget nicht, was ich für Euch zu thun vermag, will ich thun, ich will für Euch wachen, vor Eure Thür mich lagern, daß das Verderben nicht hinein schleicht, und wär' all mein Mühen vergebens, wäret Ihr dem finstern Geschick wirklich verfallen, so will ich Euch wenigstens die Augen zudrücken und an Eurem Grabe weinen, denn mit Euch schied das Letzte von mir, an dem ich noch hange.

Niels, sprach Anna, über des Narren Schmerz den eigenen vergessend. Mit mir würde das Letzte, an dem Ihr Theil nähmet, von Euch scheiden? Ist nichts auf der Welt, was Euch theurer wäre als die unglückliche Anna? — Armer Mensch, täusche Dich nicht, — ich, habe längst gefühlt, daß die Thräne, die Du meinem Unglück weinst, auch dem Deinen galt. — Ist denn Marie nicht mehr unter dem Lebenden?

Ich höre des Königs Tritte, unterbrach sie der Hocherröthende, es ist Zeit, daß ich Euch verlasse. Lebt wohl! Er entschlüpfte, und gleich darauf trat der König ein. Kaum gewahrte ihn Anna, als sie aufsprang, und zu seinen Füßen stürzte.

Steh auf! befahl der König, den wohl der Anblick des bleichen, schönen, weinenden Mädchens ergriffen haben mochte. Steh' auf, setze Dich, und beantworte das, warum ich Dich befragen werde, mit Wahrheit. Er selbst hob sie auf, schob ihr theilnehmend einen Sessel zu, und setzte sich. Anna gehorchte nur zitternd.

Des Schloßhauptmanns Herz und Hand war noch vor Kurzem das höchste, aber unerreichbare Ziel Deiner Wünsche, begann er, Dein König ebnete Dir die Bahn es zu erlangen, warum gibst Du es freiwillig auf?

Ihm genaht, sah ich erst den Abgrund vor mir, erwiderte Anna. Eine arme Waise meines Standes könnte wohl auf Augenblicke, aber nicht für immer sich in den Armen eines Edlen glücklich fühlen, ihn glücklich machen. Deshalb sagt mir die Vernunft, daß mein Herz sich von thörigter Leidenschaft hintergehen ließ, und befahl mir, mich, da es noch Zeit sei, in die Einsamkeit zurückzuziehen.

Du lügst Mädchen! Scherze nicht mit mir, ich verlange Wahrheit! rief der König, sein durchdringend finsteres Auge zornig auf Anna richtend.

Ich sagte die Wahrheit, gnädigster Herr! erwiderte sie mit anscheinender Ruhe.

Da nahm der König das kleine Kruzifix von ihrem Bettisch und hielt es ihr vor. Schwöre, rief er mit Heftigkeit, schöre, daß Du die Wahrheit sprachst.

Ich schwöre bei dem Gekreuzigten, daß das, was ich sagte, meine feste Ueberzeugung ist, erwiderte sie mit bebender Stimme.

Und kein anderer Grund bewegt Dich, Torben zu entsagen? Anna schwieg. — Niemand zwang Dich durch Bitten und Drohen, Dich meinen Willen zu widersetzen?

Mein Wille beugt sich vor Niemand, erwiderte sie ausweichend.

Auch nicht vor dem Zorn Deines Königs?

Auch nicht vor dem, entgegnete sie muthig und glücklich den ihr so furchtbaren Schwur umgangen zu haben, denn ehe hätte sie den Tod gelitten als Torben und Marie verrathen.

Fühlt der Schloßhauptmann Neigung zu Dir? fragte er sie jetzt, und trat dicht vor sie hin.

Wer ergründet ein fremdes Herz, kennt man doch kaum das eigene, entgegnete sie, und Purpurröthe überflog ihr bleiches Gesicht.

Weißt Du ob eine andere Liebe sein Herz bethört? fuhr der König fort.

Sein Herz blieb mir verschlossen, seufzte sie tief.

Du willst meinen Fragen ausweichen, begann der König nach kurzer Pause. Du willst mir trotzen, mir das Geheimniß verbergen, das in der Sache liegt und welches Dich unglücklich, mich unmuthig macht. Treibe keinen Scherz mit mir, Anna! — Noch mein' ich es gut mit Dir, aber, — setzte er hinzu und sein flammendes Auge rollte wild, beharrst Du in Deinem Starrsinn, so fürchte das Schrecklichste!

Ich fürchte nichts, erwiderte sie von dem den Märtyrer beseelenden Muth ergriffen. Mein Leben steht in Eurer Gewalt. — Nehmt es, es gab, es giebt mir ja doch keine Freuden mehr; der Tod ist mir ein Friedensbote.—

Der König war von diesen mit Ruhe ausgesprochenen Worten einen Augenblick überrascht, bald aber sagte er hohnlächelnd: Erscheint Dir der Tod wünschenswerth, so soll er Dir statt Frieden, furchtbare Qualen bringen — denk' an die Marterkammer, sie entlockt selbst dem Manne das tief verborgenste Geheimniß aus der starken Brust, wie viel mehr der schwachen Dirne.

Wendet Euer Auge auf sie, mein König, sagte das Mädchen, welches sich schon dem Tode geweiht glaubte, seht die schon halbgeknickte Todtenblume — der kleinste Schmerz, und die Seele dringt mit einem leisen Seufzer durch ihren gesprengten Kerker, schwebt himmelwärts und ist dann aller Qual befreit.

Zwischen feuchten Mauern laß ich Dich tropfenweis den Todeskelch leeren, fuhr Christian immer heftiger fort, und ist der Tod Dir nicht schrecklich, so soll es Dir das Leben sein. — O einem Könige stehen grausame Mittel zu Gebote, den Widerspenstigen zu strafen. — Kein Sonnenlicht, kein warmes Lüftchen soll Dich dort begrüßen, Grabeshauch Dir Mark und Bein ausdörren. Dann nage nur immer an dem verschimmelten Brod und laß Deine Thränen in den Krug fallen, der Deine verpestete Labung einschließt. Solch Leben soll Dir bitterer sein als der Tod.

Ja das würde es, sagte Anna erschüttert — die Thränen würden mir vertrocknen, meine Seufzer sich mit dem Zirpen des Heimchens vereinen, das freundlich mein Brod und meine Einsamkeit mit mir theilte. — Aber nein! — so hart wird König Christian nicht an mir handeln, denn würde sich nicht Mariens liebendes Herz dann von ihm wenden, wüßte sie die Freundin im Kerker? — Würde ihn sein Engel nicht verlassen, der des wilden Mannes Schutzgeist ist? Gebt mir den Tod, Herr! rief sie noch einmal zu seinen Füßen stürzend, aber trübt der Sterbenden nicht so furchtbar die letzten Stunden ihres qualvollen Lebens.

Der König war gerührt, der Gedanke an Marie mußte seinen Zorn noch mehr entflammen, oder ihn dämpfen. Doch sie trat in dem Augenblick, die Palme in der Hand, vor seinem Geist, und besänftigte auch jetzt sein aufgeregtes Gemüth. Er warf einen theilnehmenden Blick auf die Knieende. — Beruhige Dich, tröstete er und verließ das Gemach.

Ihr kommt mir sehr willkommen! redete Sigbritt Herrn Oluf Oxe an, als er gleich nachdem er Anna verlassen hatte, bei ihr eintrat. Ihr waret bei Euer künftigen Schwägerin?

Sprecht nicht also, Frau Sigbritt, unterbrach sie Oluf unmuthig. Ehe es so weit kommt, müßte noch manche Thräne, könnte noch mancher Tropfen Blut fließen. Doch sorget nicht, es bedurfte nur geringer Drohung um die Thörin einzuschüchtern; sie hat mir das feierliche Versprechen gegeben, selbst wenn es der König beföhle, die Hand meines Bruders auszuschlagen.

Wenn der König es will, wird es dennoch geschehen, meinte die Alte, was kümmert er sich um das Nein eines thörigten Mädchens, das überdies Euch nur betrügen und ein vernehmliches Ja aussprechen wird; und thät' sie dies auch nicht, so ließ' er sie zum Altar schleppen, und ob sie dort Ja oder Nein sagt, gleich viel, der Priester verbindet sich doch.

Oluf wurde nachdenkend, Sigbritt aber fuhr fort: Ich fühle es mit Euch, wie schmerzlich diese Verbindung den Bruder treffen muß. Ein armes Mädchen, das keinen Deut in die Wagschaale zu legen hat, das, was ihrer Geburt abgeht, aufzuwiegen, ein kränkelnd liebesieches Geschöpf, das mit ihrer überspannten Liebe statt zu beglücken nur lästig wird. Ja, hätte sie Geld und Gut und Einfluß, um des Königs Gnade allen Gliedern der

Familie im reichen Maße zur Mitgift zu bringen, ertheilte ihr der König, Adel und Titel, ihre niedere Geburt zu verdecken, ja dann wär' es etwas anderes, besonders wenn sich überdies das Herz eines Mannes durch den Besitz eines solchen Weibes beglückt fühlte. —

Der Fall könnte wohl nur bei Eurer Tochter stattfinden, unterbrach sie Oluf ganz gleichgültig scheinend, und seine Worte, als ob sie zufällig kämen, nicht im Mindesten betonend.

Ich dachte hierbei nicht an mein Kind, erwiderte Sigbritt mit beifälligem Lächeln, aber der Fall paßte wohl auf sie, besonders da Euer Bruder ihr von jeher freundlich zugethan war.

Dies war für den Listigen genug, den Plan der Alten zu durchschauen, er lenkte das Gespräch wieder auf Anna, schien mit Sigbritt zu fürchten, daß des Königs tyrannischer Wille diese Heirath mit Gewalt durchsetzen würde, und bat sie, ihn mit ihrem sonst immer weisen Rathe hierbei zu unterstützen.

Sigbritt bedachte sich einige Augenblicke, sah bald unruhig vor sich hin, bald richtete sie ihren Blick auf Oluf, der sie scharf beobachtend, erwartungsvoll vor ihr stand. Ihr sagtet vorhin, begann sie endlich, ehe es so weit käme, müsse noch manche Thräne, könnte noch mancher Tropfen Blut fließen. — Thränen mögen in Gottes Namen rinnen, sie sind leicht getrocknet, Blut aber nicht, das verlangt wieder Blut. Ich kenn' ein anderes Mittel, eben so wirksam und Niemanden gefährlich. Nehmt diese Kirschen, sprach sie, aus einem verborgenen Wandschrank ein niedlich geflochtenes Körbchen hervorholend, in welchem einige Dutzend der schönsten zur damaligen Jahreszeit noch seltenen Kirschen lagen, sie sind in einen narkotischen Trank getaucht, der Liebe in Haß, Neigung in Abscheu zu verwandeln vermag. — Ihr werdet von dergleichen auf Eurer Reise nach Welschland gewiß gehört haben. — Bringt, oder schickt sie der Anna, ihr Liebesrausch wird schnell vergehn, und keine Macht der Erde sie vermögen können, mit Eurem Bruder vor den Altar zu treten. Sie reichte ihm bei diesen Worten den Korb, und der Blick ihres Auges, das zweideutige Lächeln ihres Mundes schienen Oluf zu fragen: Ihr versteht mich doch?

Aber dieser, listig und verschlagen und Frau Sigbritt gegenüber stets auf seiner Huth, schien so wenig ihr Lächeln als ihren Blick zu verstehen, nahm gleichgültig das Körbchen und sagte: Frau Sigbritt, ich will, weil Ihr es wünscht, diese wundersamen Kirschen dem Mädchen zuschicken, so wenig ich auch an dergleichen Liebestränke und ihre Wirkungen glaube.

Es wirkt, glaubt meinen Worten, erwiderte sie mit Zuversicht. Eilt nur, denn jeder versäumte Augenblick mehrt die Gefahr. Oluf entfernte sich.

Als er die Treppe hinauf nach der Wohnung Anna's gehen wollte, blieb er plötzlich sinnend stehen. Die Unglückliche ist nicht halb so gefährlich als die Glückliche! murmelte er vor sich hin. Hier treffe ich zwei Flie-

gen mit Einem Schlage, Mutter und Tochter. Hier gilt es des Geschlechtes und auch des Vaterlandes Wohl. Das Verderben falle auf den Verderber zurück! Bringt das Körbchen mit Kirschen Eurer Gebieterin, wandte er sich zu einer eben vorübergehenden Zofe, und empfehlt mich ihrem Wohlwollen. Er übergab es der Dienerin Mariens, eilte hinunter, bestieg sein Roß, und jagte davon.

Das Mädchen stand noch, das Körbchen im Arm, und besah die lockenden Früchte; es gelüstete sie, eine davon zu kosten, als ein leiser Schlag auf die Schulter sie erschreckte. Sie wandte sich und sah Meister Niels hinter sich. Ei Näscherin, sagte dieser mit dem Finger drohend, die schönen Kirschen sind gewiß nicht für Deinen Schnabel gewachsen, zeig doch her! — sie reichte ihm das Körbchen, er besah die herrlichen Früchte, und bei dem Gedanken, sie könnten wohl der kranken Anna Erquickung gewähren, nahm er einige heraus. Werden sie vermißt, sagte er zur Zofe, so erzähle nur, daß der Narr sie für Jungfer Anna genommen habe. — Nun geh mit Gott und bringe sie, wohin sie gehören.

König Christian saß in sonderbarer Stimmung neben Marie. Zum erstenmal hatte Mißtrauen gegen die Geliebte in seinem Herzen Wurzel gefaßt. Die so übereilte Hinrichtung Faaburgs, obgleich auf seinen Befehl geschehen, vermehrte es noch, so daß er Marie im geheimen Verständniß mit dem Schloßhauptmanne verwickelt glaubte. Als er sie aber sah, die innige Liebe erkannte, mit der sie ihm entgegen kam, und die Unschuld in ihren Augen las — denn ihre frühere zarte Neigung zu Torben erschien ihr nicht strafbar — da mußte er sich sagen, daß solch ein Wesen ihn nicht hintergehen könne, und er schämte sich seines Verdachts.

Eben von Anna gekommen, hatte er hierüber mit Marie gesprochen, ihr geradezu seinen Verdacht in Rücksicht Torbens mitgetheilt, und von ihr, welche die feste Ueberzeugung hatte, daß, erführe der König ihr früheres, obgleich schuldloses Verhältniß, der Mann ihrer ersten Liebe verloren sei, die heiligste Versicherung erhalten, daß sie zwar den Schloßhauptmann, wie jeden andern treuen Diener des Königs achte, aber ihr Herz nur für ihn allein liebend schlage. Eine Thräne vom Unmuth erpreßt, hatte den König noch weicher gestimmt, als eben in dem Augenblicke der zärtlichsten Versöhnung die Zofe mit den verhängnißvollen Kirschen hereintrat. Sie hatte den König nicht hier vermuthet, erschrack daher, als sie ihre Gebieterin in seinen Armen fand, und wollte schnell das Zimmer verlassen, doch der Befehl Christians, dem die Verlegenheit des Mädchens auffiel, hielt sie zurück. Er fragte sie, was sie bringe, nahm ihr das Körbchen ab, und auf ihre Antwort es seien frühe Kirschen, fragte er barsch, — wer sie schicke.

Der edle Herr Oxe, stammelte die Zofe verlegen und verließ auf einen zornigen Wink des Königs das Zimmer.

Dieser hatte noch das Körbchen in der Hand, schüttelte, wahrscheinlich durch den Namen des Senders aufgeregt, die Kirschen auf die marmorne Tafel, an der beide gesessen, und kämpfte eine Weile vergebens gegen seinen Zorn. Endlich schien er sich gefaßt zu haben. Muß denn der tückische Zufall mir auch diesen Augenblick der Wonne trüben? rief er, mit der Faust so gewaltig auf den Tisch schlagend, daß ein Theil der Früchte herab rollten. — Soll denn immer der Name meine Ruhe stören? — Nein, wahrlich nein! bald soll er es nicht mehr; noch ehe die Mitternachtsstunde schlägt, werde er Annas Gatte und mit dem Morgenroth ziehe er dann mit ihr ins Exil nach Norwegen fern von uns!

Uebereilt Euch nicht, gnädigster Herr! bat Marie mit einschmeichelndem Tone. Sendet ihn, wohin es Euch beliebt, nur zwingt ihn, zwingt die Unglückliche nicht zu dieser Vermählung. Sie liebt ihn, aber ihre Liebe ist in ihrem Gram untergegangen; zwingt sie nicht! —

Der König hatte, während sie sprach, unverwandt sie angeblickt. Marie ihn genau kennend, sah in seinem wilden Auge das drohende Unwetter heranziehen, wollte es beschwichligen, und warf sich ihm liebkosend in die Arme, doch er schob sie, wenn auch nicht hart, doch unsanft zurück. Also er soll nicht der Gatte einer Andern werden? rief er höhnisch. Es würde Dich wohl schmerzen, ihn in den Armen eines Weibes zu wissen? Marie schwieg durch diese Worte verletzt.

Setz Dich nur, und iß von dem süßen Dir gewiß werthen Geschenk, sagte er mit Bitterkeit, aber anstatt zu gehorchen, sammelte sie unter Thränen des Unmuths die Kirschen in das Körbchen, und öffnete das Fenster, sie hinauszuwerfen, doch Christian hielt sie zurück. Ich befehle Dir, sie zu essen, rief er zornig, nahm Eine nach der Andern, und reichte sie ihr hin. Iß, nicht eine bleibe zurück!

Christian! sagte Marie, die schon die Hälfte der Früchte genossen hatte und durch die Behandlung des in dem Innersten ihres verwundeten Herzens sich gekränkt fühlte. Christian Du, sündigst an mir! War ich Dir, seit ich Dich zum erstenmal sah, untreu in That und Wort, selbst in Gedanken, so möge der Tod in dieser Frucht verborgen sein, und mich verderben. —

Der König, dessen Jähzorn Marie so leicht zu bändigen vermochte, war durch diese Worte erschüttert, er blickte sie starr an, die jetzt in Unmuth die wenigen noch übrigen Kirschen nahm, um sie essen, als ein lauter Schrei Beide aufschreckte. Sie wandten sich und sahen Mutter Sigbritt bleich und starr wie eine Leiche in der offenen Thür stehen. Doch plötzlich bekam die Todtengestalt Leben und: Heiliger Gott! aufschreiend stürzte sie fort.

Was wollte die Mutter, was bedeutete ihr Angstruf, fragte der König außer Fassung, aber Marie konnte es so wenig deuten wie er. — Ich muß ihr nach, rief sie forteilend, stürzte ohne auf des Königs Bitte zu achten hinaus, fragte Jeden, der ihr begegnete nach ihrer Mutter, und fand diese endlich nach langem Suchen in dem untern Geschosse bei dem Arzte.

... Gelobt sei Gott, der Dich mir folgen ließ! rief Sigbritt noch außer sich. Geschwind, geschwind beeilt Euch, wendete sie sich dann mit Heftigkeit an den Arzt, während sie die Tochter liebkosend und schmeichelnd zu einem Sessel führte. Armes unglückliches Kind, jammerte sie, daß ich das erleben mußte! — So macht doch, Meister! rief sie dem Arzte zu, der, Angstschweiß auf der Stirn, ein dreifach verschlossenes Kästchen öffnete. — Rettet sie, oder auch Ihr seid, bei dem heiligen Gott schwöre ich es Euch, dem Tode geweiht. —

Wer bedarf der Rettung, wer ist dem Tode geweiht? rief Marie aufschreiend und eiskalt rieselte es durch ihr Gebein.

Trink nur, trink, die Arzenei wird Dir wohlthun! bat, ohne ihr weiter zu antworten, die Mutter, Deine Angst wird dann vorüber gehn und auch die Meine, stammelte sie; dann, als Marie die Arzenei genommen und bleich wie eine Todte in den Sessel gesunken war, warf sich die Verzweifelte auf ihre Kniee. Strenger, furchtbarer Richter da oben, murmelte sie, den Umstehenden unverständlich, Du, der Du furchtbares Gericht hälst über den Sünder, richte mich nicht nach dem, was ich begangen, sieh nur auf das Mutterherz und erbarme Dich meiner. Nimm die Schuld von meinem Herzen, laß mich nicht als Mörderin meines Kindes in Verzweiflung vergehn, rette sie, oder kannst Du es nicht, so —

Beruhigt Euch, werthe Frau, sprach der Arzt, noch ist Hoffnung! — Geleitet nur Eure Tochter auf ihr Zimmer und bringt sie dort zur Ruhe, ich werde sogleich folgen, und Euch dann keinen Augenblick verlassen. — Geht, geleitet sie hin.

Noch waren Mariens Kräfte nicht geschwunden, nur der Schreck, die Todesangst hatte ihre Füße gelähmt, sie wankte sichtbar an der Seite ihrer Mutter, da begegnete ihnen Meister Niels. Was ist Euch? fragte er. Mir ist nicht wohl, ruf mir Anna, entgegnete sie, ich stehe am Rande des Grabes — setzte sie leise hinzu.

Wie ein Blitzstrahl durchfuhren diese Worte den Narren. Er stürzte hinauf nach Annas Gemach und fand die Trauernde die Kirschen in ihrem Schoos, am Fenster sitzend. — Eßt um Gottes Willen nicht! schrie er ihr entgegen, sie sind vergiftet! Dies sagend ergriff er die Früchte und warf sie durch das offene Fenster in den Schloßgraben hinab. Ihr sollt sogleich zu Marien kommen, sagte er dann der Staunenden, die sein Benehmen sich nicht zu erklären wußte, ihm jedoch folgen wollte, es aber nicht vermochte. Der Schreck hatte ihre Glieder gelähmt. Ich kann nicht, kann nicht von der Stelle, jammerte sie, meine Füße sind fest gebannt. — Sie sank sich nicht mehr aufrecht halten könnend, auf einen Sessel zurück und fragte Niels ob er nicht wisse, was sie bei Marie solle. Er theilte ihr nun seinen Verdacht mit, daß Marie durch die Kirschen vergiftet sei, und Herr Oluf sie der Zofe mit dem Befehl gegeben hätte, sie Marien zu bringen. Daß dieser sie aus den Händen der Frau Sigbritt erhalten hatte, war ihm noch ein Geheimniß.

Trotz dieser Mittheilung war es Anna unmöglich zu Marien zu gehen; aber für Torbens Schicksal besorgt, bat sie Niels diesen aufzusuchen und ihn zu warnen. Er gehorchte, suchte den Schloßhauptmann, den er, ohne das Vorgegangenen zu ahnen, an seinem Glücke verzweifelnd, in dem Garten umherirrend fand und unterrichtete ihn von dem was vorgefallen war. Torben erbleichte, wollte hin zu der Unglücklichen, aber Niels hielt ihn zurück. Wollt Ihr Euch, wollt Ihr Marie verderben? sprach er, denkt an das, was Euer Bruder gethan. Er ist entflohen, und Ihr würdet für ihn leiden müssen. Schnell von hier, rettet Euch, da es noch Zeit ist. —

Da sei Gott vor, rief der edle Mann, daß ich Marie in der Todesstunde verlassen und mich durch feige Flucht eines furchtbaren Verbrechens selbst anklagen sollte. Ich bleibe, und seh' ich auch das Richtschwert schon über meinem Haupte geschwungen. —

Ihr handelt nicht klug, aber Ihr handelt recht, Herr Torben, sagte der Narr. Auch mich könnte in diesem Augenblicke keine Macht der Erde von hier treiben. Kommt! wir Beide wollen nach unserm fern gesteckten unerreichbaren Ziele wandern, wo der Tod bald eine Cipresse statt der duftendenden Rose pflanzen wird. Kommt, Herr Torben: —

Sie gingen nach Mariens Vorzimmer, wo sich Alles, was von Hofleuten auf Hvidör gegenwärtig war, versammelte.

Der Ruf, Marie sei vergiftet, hatte sich schnell verbreitet, die Eilboten, welche der König nach allen Gegenden hinter den fliehenden Oluf gesendet, bezeichneten diesen als den Thäter. Aller Augen waren daher auf Torben gerichtet. Mehrere von des Königs Gefolge, die mit ihm befreundet waren, gaben ihm den Rath, gleichfalls zu fliehen. Er aber blieb; nur an Mariens Schicksal denkend, war ihm das Eigene gleichgültig.

Sigbritt, die bei der Nachricht, daß Oluf entflohen sei, ihre ganze Besonnenheit wieder erlangt hatte, benachrichtigte den König von Allem, der sogleich zu Marien eilte; er fand sie in furchtbarem Zustande. Die Mittel des Arztes wollten nicht heilbringend wirken, die Schmerzen der Unglücklichen vermehrten sich und immer stiller, immer mehr in sich versunken blickte der König vor sich hin. Ist noch keine Nachricht über Oluf Oxe eingelaufen? fragte er endlich.

Keine, erwiderte Sigbritt.

So werd' ich einstweilen den Schloßhauptmann festnehmen und in den Kerker werfen lassen, er war gewiß von Allem unterrichtet, sagte er aufspringend.

Ich glaube kaum, entschuldigte ihn Sigbritt. Der Adel, Eure und meine Feinde haben das Gift bereitet, Euch zu kränken, mich zu verderben.

Laßt ihn des Bruders Schuld nicht büßen, bat Marie mit bebender Stimme, er ist gewiß an meinem Unglück nicht schuld.

Auch im Todeskampfe nimmst Du ihn in Schutz? sagte der König,

einen mißtrauischen Blick auf die Kranke werfend. Nun gut, ich will jetzt in dieser verhängnißvollen Stunde nicht Gerechtigkeit üben.

Christian, bat die Leidende, hast Du mich je geliebt, und wird dir mein Andenken theuer bleiben, so beschwöre mir, meinen Tod, wenn ich sterben sollte, nicht zu rächen.

Ich darf durch einen neuen Schwur den schon gethanen nicht vernichten, erwiderte der König. Wer mir das Theuerste auf Erden mordete, der erwarte nie Vergebung von mir.

Willst Du die letzten Augenblicke meines Lebens so sehr trüben? fiel sie ihm in die Rede, und in dem Ton ihrer Stimme lag sogar ein bitterer Vorwurf. Hat mein Leiden schon sobald die Flamme Deiner Liebe gelöscht, daß Du mir die letzte Bitte versagen kannst?

Statt zu antworten, liebkosete sie der König, und die Thränen in seinem Auge zeigten ihr deutlich, daß die Flamme noch nicht erloschen sei.

Während er nun mit Marie leise sprach, und sie zu trösten und zu beruhigen suchte, winkte Sigbritt dem Arzte, zu ihr in eine Fensterbrüstung zu treten. Meister, fragte sie da! Habt Ihr noch Hoffnung? Der Arzt zuckte die Achseln. Ich verlange bestimmte Antwort, sprach sie unmuthig.

Ich habe jede Hoffnung verloren, sagte jetzt der Arzt; das Gegengift hat nicht gewirkt. Nach einer halben Stunde höchstens werden die furchtbarsten Schmerzen eintreten, und noch vor Mitternacht wird Eure unglückliche Tochter geendet haben.

Also keine Hoffnung?

Keine! erwiderte er. Hofft in dieser Welt für Euer Kind nichts mehr, betet nur für ihre Seele.

So früh in der Blüthe der Jugend und Schönheit, in der Fülle der Herrlichkeit und Macht untergehn! Furchtbar murmelte Sigbritt. — Furchtbarer noch! — fort, fort du schleichendes höllisch grinsendes Gewissen. — Sie trat zum Bette der Kranken, gab dem Könige ein Zeichen, daß sie allein mit ihm sprechen wolle, und unterrichtete ihn dann von dem, was der Arzt ihr gesagt. Der König wollte bei dieser Nachricht in heftige Worte und Verwünschungen ausbrechen, doch gelang es Sigbritt, ihn zu besänftigen. Marien mußte dies nicht ganz entgangen sein, denn sie winkte der Mutter zu ihr zu kommen, und bat sie, den Arzt und alle Umstehenden zu entfernen, da sie mit ihr und dem Könige allein zu sein wünsche.

Ich fühle das Nahen des Todes, begann sie nun, da Alle sich entfernt hatten, richtete sich auf, und erfaßte des Königs und der Mutter Hand, die sie krampfhaft festhielt. Das Gift wüthet schon in meinem Innern, daher will ich die wenigen Minuten, welche Gott mir noch läßt, benutzen, Euch meinen König und Herrn noch in meiner Todesstunde zu versichern, daß ich Euch treu geliebt habe, bis an mein Ende. Auch erhöret meine Bitte. Verstoßet meine unglückliche Mutter nicht, und seid Ihr so lange sie lebt,

ein gnädiger König; seid Eurem Volke ein milder Vater! — Meinen Feinden, selbst dem, der mir das Gift sandte, hab ich verziehn, möge es der barmherzige Gott auch thun, den ich und Ihr, mein König, für unsere Schuld und unsern Wandel auch um Vergebung bitten wollen. Er richte uns gnädig! — Und nun, Mutter, sende mir bald einen Priester, dem ich beichten kann, und Ihr mein König, mein geliebter Freund, zu dem ich auch in der Todesstunde mein Auge mit der letzten verlöschenden Gluth in Liebe aufschlage, gewährt mir noch eine Bitte. — Der König reichte ihr tief bewegt die Hand. — Verlaßt mich, laßt mich im Todeskampf allein, seht die Todte, vom Schmerz Entstellte nicht wieder! Laßt den Deckel ihres Sarges für Euch geschlossen sein; mein grausenhafter Anblick soll das freundliche Bild Eurer Düveke nicht verwischen, es begleite Euch rosig und frisch durch Euer ganzes Leben und bleibe in Eurem Herzen und in Eurer Erinnerung — Erfüllt meine Bitt! — Verlaßt mich, laßt mich meinen Todeskampf allein auskämpfen, Eure Gegenwart hielte ja das Leben, hielt meine Seele zurück, sie könnte sich nicht von ihrer Hülle, nicht von Euch trennen. — Sie streckte die Arme nach ihm. Noch einmal will ich an Deiner Brust ruhen, Geliebter, rief sie, und Todesschauer rieselten durch ihr Gebein, noch einmal der Liebe letzten Tropfen schlürfen und dann ruhig sterben. —

Christian sank in ihre Arme und preßte sie heftig an sich. Sigbritt mußte den fast Besinnungslosen endlich mit Gewalt von der Sterbenden losreißen. Denkt an Skandinavien! rief sie ihm zu. Ihr dürft nicht dem Schmerz erliegen. Dieser Zuruf weckte ihn aus seiner Betäubung, er sagte Marien noch einmal Lebewohl, und stürzte wie ein Verzweifelter aus dem Gemache.

Mutter! bat die Kranke: Ehe der Priester kömmt, möchte ich so gerne ihn noch einmal sehen! —

Ihn, Torben?

Ja Mutter! Dem Manne meiner Liebe habe ich Lebewohl gesagt, auch von dem Freunde möcht' ich mich nicht ohne Abschied trennen! —

Sigbritt schüttelte ihr sorgenschweres Haupt, sie freute sich nicht dieses Wunsches, trat jedoch in das Vorzimmer, wo sie Niels zu sich winkte und ihm einige Worte ins Ohr raunte. Nach einiger Zeit trat Torben durch eine verborgene Thür in das Zimmer, und nahte sich mit wankenden Schritten dem Bette der Sterbenden. Torben! redete sie ihn an, ihre letzten Kräfte sammelnd, Ihr habt mir die ersten Blumen in den Frühlingskranz meiner Jugend gewunden, seid mir treu und ergeben auf meinem Lebenspfade gefolgt, dafür sag' ich Euch in dieser Stunde meinen Dank; nehmt die Ueberzeugung, daß ich Euch geachtet und geliebt habe, wie das Weib den treuen Freund lieben darf. Wollt Ihr aber mein Andenken ehren, so reicht über meinem Grabe Anna Krabbe Eure Hand, sie ist Eurer werth. — Nun lebt wohl, Gott beschütze Euch. — Sie winkte ihm mit der Hand sich zu entfernen, er aber stürzte an ihrem Bette nieder.

Da gab sie ihm noch einmal das Zeichen zu gehn, während die Mutter ihn unsanft rüttelte. Unsinniger, sprach diese, bringt uns nicht muthwillig ins Verderben. Steht auf und geht, meine Nachsicht ist zu Ende! Besinnungslos, stumm vor Schmerz folgte er der Mahnung Frau Sigbritt's, und sah Marie nicht wieder.

Der Priester hatte der Sterbenden Absolution ertheilt, ihr die letzte Oelung gereicht und sich entfernt. Nur die Mutter und der Arzt blieben in ihrem furchtbaren Todeskampfe um sie. Mit jeder Zuckung sank der widernatürliche Muth Sigbritt's, die sich als die Mörderin ihrer Tochter anklagte. Verzweiflung im Blick, das stiere Auge unverwandt auf die Sterbende gerichtet, stand sie regungslos und dem Anschein nach ohne Theilnahme da, aber in ihrem Innern schüttelte die Nemesis ihre Schlangengeisel; ihr Zustand war fürchterlich. Plötzlich bekam ihr stieres Auge Leben. Verlaßt uns, befahl sie dem Arzt, und kaum schloß sich die Thüre hinter ihm, als sie an dem Bette niederstürzte, und mit grausig hohlem Tone die Worte sprach: Lege Deine Hand auf das Haupt der Sünderin und sprich: Dir sei vergeben!

Dir sei vergeben! schrie in ihrem Schmerze Marie auf, die zuckende Hand auf der Mutter gebeugtes Haupt legend, und als die Heftigkeit der Qual nachließ, und Besinnung zurückkehrte, fragte sie mit matter Stimme: Was soll ich Dir vergeben, Mutter? — aber Sigbritt schwieg; sie wollte der Tochter Todesschmerz nicht noch vermehren, erhob sich, schloß ihr Kind in die Arme. Stirb an Mutterbrust, sprach sie weinend, sie hat Dich genährt; ach ich habe so oft für Dich gewacht, gebetet, für Dich — gesündigt.

Der Todeskampf ward heftiger, auch ihn ertrug Marie mit Ergebung und Geduld. Die schuldbelasteten Freuden meines Lebens büß ich schon hier durch einen unendlich schmerzhaften Tod, seufzte sie, und schwieg; doch bald ergriff sie noch einmal eine unaussprechliche Sehnsucht. Ach! warum bat ich ihn, mich zu verlassen, warum wollte ich nicht in seinen Armen sterben? — und als ob ihre Sehnsucht bis zu ihm gedrungen sei, stürzte in diesem Augenblick der König von Angst gefoltert in das Gemach. Ich muß Dich sehen, meine Arme müssen Dich noch einmal umfangen, an meinem Herzen mußt Du sterben, geliebtes theures Wesen, rief er fast wahnsinnig und umschloß sie stürmisch, und sie legte ihr müdes Haupt sanft an seine Brust. Geliebter, einzig Geliebter, lebe wohl! seufzte sie tiefaufathmend und verschied. —

Christian drückte noch einen leisen Kuß auf ihre kalten Lippen, nahm ihren Schleier, breitete ihn über ihr vom Todesschmerz entstelltes Antlitz, und preßte krampfhaft geballt die Hand auf's Herz. Der Engel ist mir genommen, rief er, in diesem Augenblick an allem Erdenglück verzweifelnd,

und Gott hat kein Erbarmen mit mir! Auch mich soll fortan das Erbarmen fliehen, sprach er dann mit finsterem Blick vor sich hinstarrend — Sorge für ihr Begräbniß, Sigbritt, sagte er nun dem Anschein nach kalt; es soll feierlich einer Königin würdig sein. Hörst Du nicht, wenn Dein König Dir befiehlt? rief er zornig, als Sigbritt auf seine drohenden Worte nicht zu hören schien, und unverwandt die Todte anblickend, regungslos da saß — Hörst Du nicht? — wiederholte er sie rüttelnd — auch sie todt! rief er zurückschaudernd, da die Alte erstarrt und leblos im Sessel saß — stirbt denn Alles hin, was mir theuer und werth war? — Sorget für sie und bringt mir Bescheid, befahl er dem eintretenden Arzte und verließ langsamen Schrittes das Gemach. Der Schmerz hatte in diesem Augenblicke sein Gefühl abgestumpft, es erwachte furchtbar.

Sigbritt ward bald aus ihrer Ohnmacht zum Leben zurückgerufen. Auch von ihr war mit der Tochter der gute Engel gewichen, und jedes weibliche Gefühl aus ihrem Herzen gebannt, nur das Gefühl der Rache durchglühte sie noch. Sie sah in dem traurigen Ereigniß einen tief durchdachten Plan ihrer Feinde und vergaß dabei doch ganz, daß Oluf Oxe nur die Gelegenheit, welche sie ihm selbst geboten, benützt habe. Rache an ihm, Rache an dem ganzen Adel Dänemarks, war von diesem Augenblick an der einzige Gedanke, der sie über ihr Unglück erhob und es mit Standhaftigkeit ertragen ließ.

Auch der König, seinen Verlust so tief fühlend als Sigbritt, von der er ihren Antheil an dem Begebniß nicht ahnen konnte, hatte an dem geschlossenen Sarge der Hingeschiedenen Rache geschworen, auch er sah Mariens Tod als eine Gräulthat des gesammten Adels an, um Sigbritts Einfluß zu zerstören, und dem Adel zum Trotze hielt ihn dieser Gedanke auch nach Mariens Tode in seiner Anhänglichkeit an die Mutter seiner Geliebten bis an ihr Ende fest. Von allen Bitten der Sterbenden wurden nur die, sie im Tode nicht wieder zu sehen und ihre Mutter nicht zu verstoßen, treu von ihm erfüllt.

Als Anna am andern Abend wieder ihr Zimmer verlassen konnte, schlich sie zu dem Todtengemache Mariens und fand sie schon im geschlossenen Sarge liegend. Ihr Gram, ihr Schmerz um die hingeschiedene Freundin war stumm, ihre Sehnsucht neben ihr zu schlummern unaussprechlich. Sie setzte sich an den Sarg nieder, um ihn nicht zu verlassen, bis man ihn hinab in die kühle Gruft senken werde. Alles war still um sie her, denn die zur Wacht bestellten Frauen hatten sich auf ihr Bitten wegbegeben, und das Kerzenlicht warf nur einen bleichen Schein über den geschlossenen Sarg. Da schallte die Stunde der Mitternacht vom Schloßthurm herab. Anna stand von ihrem Sitze auf, Sehnsucht, die Freundin noch einmal zu sehen, ergriff sie mächtig, sie hob dann leise den Deckel, bog einen Cypressenzweig um das bleiche vom Todesschmerz entstellte Haupt, und sprach mit leiser Stimme: Ruhe sanft, Dir ist wohl! — Ruhe sanft! wiederholte eine dumpfe

Stimme den frommen Wunsch, und als sie erschrocken aufblickte, sah sie Torben vor sich stehen.

Von seinem Anblick überrascht, vom Schreck erstarrt stand sie, bleich wie die Entschlafne, sich fest an dem geöffneten Sarg haltend, wie im Leben so auch jetzt durch die Todte von dem Manne ihrer glühenden Liebe getrennt, ihm gegenüber. Ihr Auge fast leblos, sah geisterhaft auf ihn, der über die Schlummernde gebeugt, wehmüthig auf die bleiche geknickte Rose schaute, deren geschlossenes Auge seinen Blick nicht mehr in Liebe, nicht in Freundschaft erwidern konnte. Ruhe sanft, Engel meines Lebens! rief er endlich mit leiser bebender Stimme. Ruhe sanft, bald sehen wir uns da oben wieder. Und als er sich erhob sein Auge Anna traf, streckte er ihr seine Rechte entgegen. Ein wehmütiger Blick, ein Blick auf Marie konnte ihr sagen, warum er die Hand ihr biete; sie verstand ihn, aber ergriff sie nicht; hocherröthend preßte sie die Ihrige auf ihr klopfendes Herz und wagte nicht das Auge nach ihm aufzuschlagen.

Anna, begann er endlich nach schwerem Kampfe. Die hier ruht, sprach in ihrer Todesstunde den Wunsch aus, ihr Andenken zu ehren, indem ich Euch über ihrem Grabe meine Hand reichen würde. Hat sie noch Werth, so biete ich sie Euch noch einmal über dem Sarge der Entschlafenen. — In Freude soll es nicht sein, nun, so sei es in Schmerz!

Anna hatte sich, so wie Torben begann, über die Todte gebeugt, küßte die bleichen Lippen so innig, als ob sie von ihnen das Gift einsaugen wollte, und heiße Thränen rollten auf Mariens kalte Wangen. Engel! im Tode wie im Leben, sprach sie leise, erhob sich, schloß den Sarg, und sagte dann zu Torben, der sie mit Erstaunen beobachtet hatte: Der Tod allein ist es nicht, Herr Torben, der die Herzen trennt, auch das feindselige Leben vermag es. Was nicht Liebe mit Liebe eint, bleibt, sollte auch das Herz darüber brechen, für diese Welt geschieden. — Schlaft wohl! — Ich halte hier Wacht und darf daher mich nicht entfernen. Ich bitt' Euch. —

Laßt mich sie nur noch einmal sehen, bat Torben, dessen Gedanken nur bei der Todten zu sein schienen, aber Anna schüttelte ernst ihr gebeugtes Haupt. —

Gönnt ihr die Ruh', erwiderte sie, und verlaßt diesen Ort. Es würde nicht gut sein, fänd' man Euch hier. —

Ich habe gethan was sie mir gebot, sagte nun Torben nach kurzem Sinnen, habe mithin meine Pflicht gegen sie und ihren Wunsch erfüllt.

Das habt Ihr! Beruhigt Euch darüber — erwiderte Anna aufgeregt. Torben warf noch einen wehmüthigen Blick auf den Sarg und: es geh Euch wohl, zu Anna sagend, schritt er der Thüre zu.

Auch Dir geh' es wohl, sagte mit bebender Stimme das Mädchen, als die Thür sich hinter ihm schloß, dann kniete sie nieder, legte ihr lebensmüdes Haupt auf den Sarg und betete.

Gleich nach dem feierlichen Begräbnisse Mariens verließ Frau Sigbritt Hvidör und bezog ihr Haus auf dem Amacker Markte, wo der König fast täglich bei ihr war. Noch nie hatte er ihr seine Gunst in solchem Grade öffentlich bewiesen als jetzt, und er schien ihren Feinden zeigen zu wollen, daß Mariens Tod ihr in dieser Hinsicht keinesweges Nachtheil gebracht habe. In dem in der Geschichte so merkwürdigen Hause, wo späterhin fast alle wichtigen Angelegenheiten des Landes berathen und beschlossen wurden, brütete auch jetzt des Königs finsterer Sinn, von Sigbritt's Rachegeist noch mehr entflammt, über blutige Pläne, die nur zu bald ausgeführt wurden. Oluf Oxe, durch Sturm an die norwegische Küste geschleudert, war dort gefangen genommen worden und diese Nachricht entlockte seit Mariens Tode dem Könige das erste Lächeln wieder. Nicht so erfreut war Sigbritt über diese Botschaft, ihre Furcht war stärker noch als ihre Rache und sie hätte dem eigentlich Schuldigen gern die Freiheit gegönnt. Doch beruhigte sie die Gewißheit, daß der König den Aussagen Olufs keinen Glauben beimessen würde, da es ihr so leicht werden mußte ihn zu überreden, daß das, was Oluf in Hinsicht der Kirschen mittheilen konnte, aus Rache von ihm erdichtet sei.

Gegen Torben war der König freundlicher als je, und versicherte ihm mehrere Male, daß die That seines Bruders auf ihn keinen weiteren Einfluß haben sollte. Seine Freunde warnten ihn zwar und riethen ihm sich von Copenhagen zu entfernen, Torben aber, seiner Unschuld sich bewußt und des Königs Versicherung trauend, blieb, obgleich das plötzlich veränderte Benehmen Frau Sigbritts ihn hätte aufmerksam machen sollen. Sie zeigte sich öffentlich auch wenn sie mit ihm allein war, kalt gegen ihn, und hatte ihn auch wirklich der Rache des Königs Preis gegeben, da er ihr jetzt überflüssig, mithin gleichgültig, selbst lästig geworden war, denn sie fürchtete immer noch, der König könne dessen früheres Verhältniß zu ihrer Tochter erfahren und dies verderbend auf sie wirken.

So oft König Christian sich mit dem Schloßhauptmann allein befand, leitete er das Gespräch auf Marie, zeigte sich anfangs dabei untröstlich, mit jedem Tage aber gleichgültiger, so daß er zuweilen über seine Liebe zu ihr mit Torben scherzte, und er selbst einmal wie von ohngefähr die Frage an ihn that, ob er nie in irgend einem genauern Verhältnisse mit ihr gestanden habe. Torben war besonnen genug dies zu läugnen, und so dem Fallstrick zu entgehn.

Sonderbar war es, daß mit dem Tode der Geliebten Argwohn und Eifersucht stärker in dem König aufflammten, als da sie noch in all ihrer Schönheit und Lieblichkeit die Herzen der Männer bezaubern konnte. Faaburgs Tücke hatte das Korn ausgesäet, das jetzt um so mehr Wurzel faßte, da Mariens unschuldsvoller Blick ihn nicht mehr traf, und ihr Kuß nicht mehr wie sonst seinen finsteren Argwohn verscheuchte. Torben war daher das Ziel seiner Rache, denn er war der Einzige, den die Verläumdung

als einen glücklichen Nebenbuhler ihm darzustellen gewagt hatte. Diese eifersüchtige Laune war es auch, die den König jetzt vermochte, von Neuem auf Torbens Vermählung mit Anna zu dringen. Der Schloßhauptmann lehnte diese Verbindung aber bestimmt und unter dem Vorwande ab, daß Anna's schwärmerische Neigung zu ihm, eben so schnell verschwunden als entstanden sei, und der König zeigte sich durch diese Weigerung weniger aufgebracht, als Torben gefürchtet hatte. Er glaubte sich daher fester in der Gunst seines Herrn als je.

Nach einem großen, zu Ehren Lübeck'scher Gesandten veranstalteten Bankett, wobei absichtlich wacker gezecht worden war, ging der König mit dem Schloßhauptmann in traulichem Gespräch in einem der Prunkzimmer auf und ab, wo nur die Vertrautesten der Hofleute zugegen waren. Torben! sagte der König plötzlich, faßte ihn zutraulich unter dem Arm und setzte seine Wanderung mit ihm fort. Sage mir nun recht aufrichtig: Standest Du in keiner näheren Verbindung mit der Düvecke? Ich weiß Manches, geschäftige Leute, die Deine Freunde eben nicht zu sein schienen hinterbringen mir noch jetzt Mancherlei. — Sie ist todt, das Vergangene kann mir gleichgültig sein, nur wünschte ich Dich, wünschte sie ganz gerechtfertigt.

Majestät! erwiderte Torben, vielleicht vom Wein, wohl mehr noch von dem Gedanken erglüht, Mariens Ritter auch noch nach ihrem Tode zu sein. Majestät! Ja, ich habe sie geliebt, innig geliebt, ich muß es gestehen, darf mich jedoch auch nicht der leisesten Erwiderung, nicht der kleinsten Gunstbezeugung rühmen. Das offen zu gestehen bin ich ihrem mir jetzt noch heiligen Andenken schuldig.

Der König veränderte bei diesem unvorsichtigen Geständniß die Farbe doch sein Mund zwang sich zum Lächeln. Ich dank' Euch, Schloßhauptmann, für Eure Offenherzigkeit, sagte er endlich, nickte ihm dem Anscheine nach freundlich zu, verließ aber schnell das Gemach.

Ihr habt selbst Euer Todesurtheil gesprochen, sagten die Umstehenden und riethen ihm sogleich Copenhagen zu verlassen, er aber, leichtsinnig des Königs Gunst vertrauend, begab sich unbesorgt nach seinem Gemache.

Doch noch ehe es zu dämmern begann, kam Meister Niels zu ihm geschlichen. Lieber Herr, sagte er leise: Verweilt Ihr noch eine Stunde hier, so werdet ihr gefangen genommen, ich habe gelauscht! — Schon ist der Befehl gegeben. — Flieht und lebt wohl! — Schnell entfernte er sich wieder.

Torben zweifelte nun nicht mehr, daß ihm Gefahr drohe, da er des Narren Klugheit und Anhänglichkeit an ihn kannte. Er steckte Geld und Kostbarkeiten zu sich, machte in der Eile noch einige nöthige Anstalten, ließ einen flüchtigen Renner satteln und trabte, nur von einem Diener begleitet, Hvidör zu.

Ist der Mensch einmal den finstern Mächten verfallen, so zieht ihn

sein Schicksal unaufhaltsam mit sich fort, er muß in den Zauberkreis, den sie um ihn gezogen, dort sein Geschick zu erfüllen. Auch Torben zogen die finsteren Mächte nach Hvidör, nach der Gruft, in der Marie schlummerte. Zwar war ein Getreuer von ihm nach dem Hafen geschickt worden, ein Schiff aufzutreiben, das an der nahen Küste in Bereitschaft halten sollte, und so hoffte er, noch ehe der Tag graue, Seeland im Rücken zu haben, und auf den stürmenden Wogen, der Rache Christians zu entfliehen.

Als er in Hvidör angelangt war, ließ er sich die Gruft öffnen, doch Marie noch einmal zu sehen war ihm nicht vergönnt; Sigbritt hatte den Sarg sorgfältig verschließen lassen und den Schlüssel selbst in das Meer geworfen. Hier kniete er nun nieder, und überließ sich seinen wehmüthigen Gefühlen. Manche freundliche, manche trübe Erinnerungen schwebten an ihm vorüber, er schlürfte Wonne und Schmerz zugleich aus ihrem Becher, und hörte nicht als die Mitternachtsstunde schlug; wohl aber vernahm er jetzt Tritte Bewaffneter die Treppe herabsteigen; man kam ihn gefangen zu nehmen, und er mußte an dem Sarge der Geliebten sein Schwert an Diedrich Slaghek übergeben. An dem nemlichen Tage, an welchem sein Bruder mit Ketten nach Copenhagen gebracht wurde, betrat er dasselbe Gefängniß in dem Faaburg gesessen hatte.

Schon am andern Morgen begann das Verhör der beiden Brüder; Oluf Oxe ward der Vergiftung Mariens, der Schloßhauptmann eines sträflichen Umgangs mit ihr, angeklagt. Wegen Letzterem wurde ein altes Dänisches Gesetz hervorgesucht, das jedoch auf Torben nicht anwendbar war, da es nur von der Gemahlin, nicht von der Maitresse des Königs sprach.

Gleich nach der Verhaftung der beiden Brüder hatte sich der Reichsrath und aus allen Provinzen der Adel versammelt und dringend von dem Könige verlangt, daß beide Gefangene, dem Landesgesetzen gemäß, vor den Reichsrath gestellt und gerichtet würden. Der König zögerte lange mit der Antwort, ließ anfangs durch von ihm bestellte Richter die Untersuchung einleiten, wo Oluf der Wahrheit gemäß aussagte, daß er die Kirschen von Frau Sigbritt unter dem Vorgeben erhalten, daß sie in einen narkotischen Trank, durch welchen dem, der sie genieße, Liebe in Haß verwandelt werde, getaucht seien und daß sie ihm die Früchte für Anna Krabbe gegeben habe. Da er nun geglaubt für sein Vaterland nichts Heilbringenderes thun zu können als des Königs Verbindung mit der Düveke zu trennen und ihn hiedurch aus dem Netze zu befreien, womit die Sigbritt ihn umstrickt, habe er sie des Königs Geliebten geschickt. Torben läugnete je in einer sträflichen Verbindung mit Marie gestanden zu haben.

Da gab König Christian den grausamen Befehl, Beide auf die Folter

zu spannen. Dies empörte den Reichsrath und den ganzen Adel auf das Höchste, und die Vorstellungen, die sie deshalb dem Könige machten, waren so drohender Art, daß er dabei das Aeußerste wagte. Aber demohngeachtet mußte Oluf die Qualen der Tortur ausstehen, die nach langem standhaften Verharren auf seine erste Aussage, ihm endlich das falsche Geständniß erpreßte, er habe die Kirschen vergiftet und sie aus Rache Marien geschickt. Nur Sigbritts Furcht, Torben würde auf der Folter Mariens frühere Neigung zu ihm gestehen, und sie durch dies Geständniß ihren Einfluß verlieren, vermochten sie sich thätig für ihn zu verwenden und den König zu hindern den Schloßhauptmann nicht auch durch die Folter zum Geständniß zu zwingen. Indessen hatten viele vom Adel ihre bewaffneten Lehnsleute nach Seeland kommen lassen, die Reichsräthe verlangten noch einmal, daß die beiden Gefangenen ihnen zur Untersuchung übergeben würden und sagten dem Könige unumwunden, daß sie im Weigerungsfalle mit dem Adel und der Geistlichkeit vereint, die Waffen in der Hand, ihre angestammten Rechte behaupten würden; selbst die Bürger traten, aus Furcht vor Unruhen, die ihre Stadt zu Grunde richten könnten, auf die Seite des Reichsraths und machten dem Könige ernste Vorstellungen, so daß dieser, in dem Augenblick nicht vorbereitet, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, endlich nachgeben mußte und den Reichsrath als Richter in dieser Angelegenheit anerkannte.

Oluf Oxe, durch die erlittene Marter an Geist und Körper zerrüttet, hatte nicht den Muth, vielleicht nicht einmal die Kraft seine erzwungene Aussage zu widerrufen, und da der Schein, die Zeugen, selbst seine Flucht gegen ihn waren, so sprach der Reichsrath das Todesurtheil über ihn: Torben aber sprach er frei.

Der König, obgleich auf's Aeußerste darüber empört, war diesmal vorsichtiger, unterdrückte seinen Unmuth, hintrieb listiger Weise und unter mancherlei Vorwand die Freilassung Torbens und schien selbst für die Bitten Derjenigen geneigtes Gehör zu haben, die sich bei ihm verwendeten, Olufs Todesurtheil in Verbannung zu verwandeln. Kaum hatte aber der Adel seine Lehnsleute nach Hause geschickt, kaum waren die ihm vom Erzbischof von Upsala entsendeten 2000 Mann bei Copenhagen gelandet, als er das Urtel, das der Reichsrath über Torben gesprochen, umstieß, Oluf enthaupten ließ und ein Gericht von 12 Bauern niedersetzte über Torben zu sprechen.

Dieses gesetzwidrige, dem Könige ganz ergebene Gericht ertheilte den sonderbaren Spruch, daß die That des Schloßhauptmanns sich selbst das Urtheil spreche.

Es war schon Mitternacht, als Meister Niels in dem Augenblick in Torbens Gefängniß trat, als Diedrich Slaghech, der ihm sein Todesurtheil

verkündet hatte, es verließ. Edler Herr! redete er ihn an: Diesmal kommt der hinkende Bote nicht nach, denn ich bringe gute Botschaft. Hört und laßt die Todesgedanken fahren. — Torben sah ihn verwundert an. Ihr wisset daß ich überall freien Zutritt habend, wohl Gelegenheit zum Lauschen finde; so habe ich auch heute früh vor Frau Sigbrits Gemach gehorcht, und da hört' ich zu meinem Schrecken, daß Euer Todesurtheil gesprochen sei, glaubte jedoch wahrzunehmen, daß der Herr doch noch einige Neigung zu Euch habe und die Alte sich des jungen Kaufmannssohnes in dem Schwan zu Bergen freundlich erinnere, denn was selten ist, sie war von der Nachricht Eures nahen Todes einen Augenblick gerührt. Da fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, den ich auch, sobald der König ins Schloß zurückgekehrt war ausführte. Ich trat nemlich in sein Gemach und nach allerhand Kurzweil lenkt' ich das Gespräch auf Euch, und sagte ihm, daß mich bei dem ganzen Handel nichts weiter verdrieße, als daß Ihr, Herr Torben, seinem Befehl in Betreff Eurer Heirath mit Anna Krabbe nicht gehorcht und es nun bis an Euer Ende durchgesetzt hättet ihm zu trotzen. Besser und heilbringendes für das arme Mädchen wär' es gewesen, fuhr ich fort, da er mich nicht unterbrach, wenn er Euch zu der Heirath gezwungen hätte; dadurch wäre der Adel noch tiefer gekränkt worden, als durch Euren Tod. Er hörte mir aufmerksam zu, bedachte sich einen Augenblick und sagte endlich: Heute Abend in der zehnten Stunde hole Dir Antwort! Flugs eilte ich nun zu der Alten, stellte Ihr das Nemliche vor, suchte ihr zu beweisen, daß durch Eure Heirath mit Anna des Königs Verdacht am leichtesten gehoben und sie Anna dadurch zum ewigen Stillschweigen bestimmen würde. Die Alte lachte aber höhnisch, und ich mußte zu einem gefährlichen Mittel meine Zuflucht nehmen. Ich drohte ihr, daß, wenn sie nicht in meinen Plan einginge, ich selbst den König von Allem unterrichten würde. Da nannte sie mich einen elenden Wurm, den ihr Fuß in jedem Augenblick zertreten könne. Das könnt Ihr! erwiderte ich, aber hierauf bedacht hab' ich die Briefe an Herr Torben, die ich von Eurer Tochter in Händen habe, einem Freunde in Laaland übergeben, der sie, sobald ich die Augen schließe, dem Könige übersenden wird. Ich sagte dies so keck, daß ich die listige täuschte, sie mit mit zu unterhandeln begann, und wir endlich darin übereinkamen, daß wenn Ihr Anna noch in dieser Nacht ehelichen würdet, Ihr morgen frei und ohne daß Eure Güter eingezogen würden, nach dem Auslande ziehen könntet. Dafür mußte ich aber mit einem Eide ewiges Stillschweigen und die Zurückgabe aller Briefe ihrer Tochter versprechen. Ich konnte dies um so leichter, da ich nicht das kleinste Brieflein von ihr besitze.

Mir war das, was zwischen Euch und der Jungfrau am Sarge Mariens vorgefallen, nicht unbekannt geblieben, deshalb eilte ich zu Anna, und wo wäre das liebende Mädchen, das, den Geliebten vom Tode zu retten, der Liebe nicht den Stolz geopfert hätte? . . . .

Um zehn Uhr stellte ich mich nun bei dem Könige ein, Frau Sigbritt hatte ihn wahrscheinlich zu Euren Gunsten gestimmt, denn er schickt mich als Verkünder der Freiheit unter der Bedingung zu Euch, daß Ihr Euch noch in dieser Nacht mit Anna trauen laßt, und morgen, bis auf bessere Zeiten, mit Eurem jungen Weibe dem Vaterlande Valet sagt. Ein Priester ist in der Nähe, Anna vorbereitet, und so bedarf es nur Eures Wortes.

Torben hatte ja schon einmal dem Andenken Mariens dies Opfer bringen wollen und dem Tode so nahe, mußte es ihm noch leichter werden, er willigte ein, Anna seine Hand zu geben. Niels, glücklich, ihn gerettet, Anna an das Ziel ihrer Wünsche gebracht zu haben, eilte die Braut und den Priester zu holen.

Die Thür des Kerkers öffnete sich, der Kerkermeister nahm Torben die Fesseln ab und gleich darauf trat Niels mit Anna und dem Geistlichen ein. Das Mädchen nahte sich mit wankenden Schritten dem Manne ihrer Liebe. Euch zu retten, Herr Torben, sprach sie, wär' ich zu jedem Opfer bereit gewesen, wie vielmehr zu diesem, sagte sie kaum hörbar und hocherröthend, das so ganz das Glück meines Lebens werden kann — sie reichte ihm die Hand, er preßte sie, in diesem Augenblick wahrhaft gerührt, an sein Herz, der Priester sprach den Segen, und die Glückliche ruhte in seinen Armen.

Segne auch Du sie, Engel da oben: sprach Niels tief bewegt, begrüße mit leisem Geisterhauche die Beiden nun für die Ewigkeit Verbundenen, welche Deinem Herzen so theuer waren, schirme schütze sie!

Torben, sagte jetzt Anna und ihr blaues schwermuthvolles Auge sah an ihm auf, der den Blick gen Himmel gehoben, sein Weib noch immer in seinen Armen hielt — behandelt mich mild, behandelt mich mit Schonung — Die Rosen werden bald wieder auf meinen Wangen erbleichen, setzte sie wehmüthig lächelnd hinzu, und wahrlich, ich will Eure Liebe mit tausendfacher Liebe lohnen.

Da preßte Torben den ersten Kuß auf ihre Lippen. Ich werde Deine Liebe achten und ehren, sprach er, aber diese Worte genügten ihr nicht, sie thaten ihrem Herzen nur wehe, und als sie sich trennen mußten, sagte sie ihm mehr traurig als beglückt ein Lebewohl.

Der Morgen verging in banger Erwartung, noch kam Torben nicht, auch Niels ließ sich nicht sehen. Da sandte sie nach Letzterem, er war nirgends zu finden, doch auf Torbens edlen Sinn und Niels Anhänglichkeit vertrauend, beschäftigte sie sich Alles zur Abreise zu ordnen. Der Tag verstrich, Keiner von Beiden erschien. So harrte sie in der furchtbarsten Stimmung bis am Abend, aber auch er führte ihr nicht Trost zu und die Boten, welche sie nach Beider Wohnung sandte, brachten stets die Nachricht mit, daß Herr Torben noch nicht zurückgekehrt und des Narren Zimmer

fest verschlossen sei. Als es nun Zehn auf dem Schloßthurme schlug, begann ihre Hoffnung zu wanken, verzweiflungvoll warf sie sich vor dem Bilde der heiligen Clarissa, ihrer Schutzpatronin nieder und betete. Da öffnete sich endlich die Thür, aber nur Niels von einem ihr unbekannten Manne begleitet trat ein. Anna! sprach er und sein todtenbleiches Gesicht konnte der schnell Aufspringenden nichts Heilbringendes verkünden, kommt und folgt mir!

Wohin? entrang sich Anna's beklommener Brust.

Ich habe Befehl Euch zu Eurem Gemahl zu führen, erwiderte Niels.

Zu ihm! rief sie freudig, doch ihr Auge traf den dicht neben Niels stehenden Mann und sie fragte ängstlich: Wer ist der Mann, der Euch begleitet?

Fragt ihn selbst, erwiderte der Narr traurig.

Ich bin zu Eurem Schutze hier, fiel der Mann Niels schnell in die Rede, darum setzt keinen Verdacht in mich, werft Euer Mäntelchen um und folgt uns.

Anna gehorchte, weihte sich im stillen Gebete dem Tode, dem sie sicher entgegen zu gehen glaubte und folgte Niels, der ihren fragenden Blick nur mit einem traurigen Kopfschütteln beantwortete.

Schon waren die Straßen menschenleer. Ein heftiger Sturm, der die Gewitterwolken dem Monde vorüber jagte, aus der Ferne rollende Donner hielten die Bewohner Copenhagens in ihren Häusern zurück. Anna bebte nicht vor dem am Horizonte zuckenden Blitze, nicht vor dem Rauschen des Sturmwindes, sie hörte auf seinen Flügeln nur ihr Geschick über sich wegrauschen, und der leuchtende Blitz erschien ihr als Todtespfeil, der ihre Brust treffen müßte; so folgte sie Niels und seinem Begleiter, der sich stets zwischen ihr und Jenem hielt, so daß dieser ihr kein tröstendes Wort, kein Wort zuraunen konnte, daß ihr Licht in dieser Schicksalsnacht hätte geben können.

Jetzt traten sie in das finstre Thor, welches nach Hvidör führte — ahnungsvoll, jedoch muthig durchschritt es Anna, denn sie hatte sich dem Schicksal ergeben, und mit dieser Ergebung war der Muth in ihr zurückgekehrt. Als sie durch die kleine ihnen geöffnete Pforte hinaus ins Freie traten, sie der hohen hundertjährigen Linde vorüber ging, deren Duft sie oft auf ihrer Fahrt nach Hvidör erquickt hatte, erwachte die Hoffnung in ihr: Torben werde sie hier erwarten um mit ihr nach der Gruft Mariens zu wallfahrten; sie schritt deshalb kräftiger vorwärts. Aber jetzt bogen die Männer vom Wege ab, der Traum der Hoffnung verschwand, doch ein Ave Maria betend folgte sie willig, als plötzlich der fremde Mann stillstand. Frau, sagte er mit unfreundlich barschem Tone, jetzt könnt Ihr ohne Begleitung mit dem Narren nur weiter gehn; Euer Ziel ist nicht mehr fern. Er ging — wo bin ich! schrie Anna auf, als sie drei vom Blitz erhellte dunkle Säulen vor sich sah, heiliger Gott wo bin ich! —

Unter dem Rabensteine! sprach mit hohler Stimme der Narr — seht dort die Gebeine Eures Gatten!

Den Tod, den Tod, gerechter Gott! schrie sie auf und sank leblos am Fuß des Rabensteins nieder.

Räche sie mächtiger Geist, der mit des Donners Stimme den Sünder erschüttert! rief der Narr zwischen dem Heulen des Sturmes, Fluch dem Mörder! ihn mögen Deine Blitze treffen! — Gott hörte die Stimme des Unglücklichen und hielt späterhin ein strenges Gericht.

Gleich nach der Trauung, so hatte es Sigbritt mit dem Könige verabredet, wurde Torben im Gefängniß enthauptet und sein Körper erst am andern Abend in aller Stille auf das Rad geflochten. Während dieser Zeit ward Niels eingesperrt, damit Sigbritts Rache Anna unvorbereitet treffen sollte. Am Abend seiner Haft entlassen, war man so grausam Niels zu zwingen von einem Schergen des Königs begleitet, die unglückliche Gattin nach dem Richtplatz zu führen.

Der Himmel erhörte Anna's Gebet nicht, sie erwachte zum Leben. Zehn Jahre mußte sie im Kloster der Klarissinnen dem Schmerz und der Erinnerung leben, dann erst fand sie Ruhe im Grabe.

Niels Schicksal war noch bedaurungswürdiger. Von einem unabänderlichen Geschick wider Willen an die Person des Königs festgebannt, durchlebte er an dessen Hofe die Jahre der Tyrannei, mußte mit ihm und Sigbritt, die bis zu des Königs Entthronung in seiner Gunst blieb, in ferne Lande fliehen und lange Jahre mit ihm seine Gefangenschaft auf Seeland theilen. Er war der Einzige, welcher Christian dem Zweiten von dem Glanze seines Hofstaats in seiner Gefangenschaft übrig geblieben war, und vom Alter und Schicksal gebeugt, mußte er endlich dem Herrn, den er haßte, den er unter dem Rabenstein verflucht hatte, die Augen zudrücken.

Der Mäcen.

In einer Stadt des mittlern Deutschlands, die, obgleich ehemals eine Residenz, nicht zu den großen Städten gerechnet werden konnte, lebte ein Mann, der in vieler Beziehung für seine Vaterstadt wichtig war. Er sah viel Menschen bei sich, war der Einzige, der in der Umgegend einen Koch hielt, und alle Abende versammelte sich ein Kreis von Zuhörern um ihn, denen es auch wohl zuweilen mehr um die Erfrischungen, die man dort in vollem Maße reichte, als um seine Vorlesungen zu thun war, womit er sein Publikum oft langweilte. Dieser Mann, Herr Benedict Kluge, war eines armen Leinewebers Sohn, der viele Kinder, aber nicht einmal so viel Geld hatte, sie gehörig in die Schule schicken zu können. Doch außer dem Kindersegen, der sich bald verminderte, da eines nach dem andern starb und nur Hans Benedict, das jüngste, übrig blieb, zog der Segen des Himmels auch noch auf andere Weise bei ihm ein. Ein längst verschollener Bruder war in Ostindien gestorben und hatte ihm ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, das nach allem möglichen Abzwacken ihn noch zum Herrn von anderthalb Millionen holländischer Gulden machte. Dieser überraschende Glückswechsel, die plötzliche Aenderung seiner Lebensweise, besonders aber die Unthätigkeit, welche ihm Zeit zum Schwelgen ließ, kürzte seine Lebenszeit ab; ein Jahr nur genoß er sein Glück, dann starb er und hinterließ das große Vermögen dem zwölfjährigen Knaben, und die Verwaltung desselben seinem Nachbar, einem rechtlichen Bürgersmanne, der auch mit seltener Treue seine Verpflichtung erfüllte.

Obgleich Benedict in der letzten Zeit einen Hauslehrer bekommen hatte, konnte er damals doch kaum lesen und schreiben; und des Nachbars erste Sorge war, seinen Mündel etwas Tüchtiges lernen zu lassen. Der Knabe hatte Fähigkeiten, besonders Anlage zur Erlernung neuerer Sprachen, überhaupt zu Allem, wo Gedächtniß und Phantasie zureichte, ergriff Alles lebhaft, doch ohne Beharrlichkeit, und trotz dem war er in seinem 18. Jahre so weit, daß er die Universität beziehen konnte. Hier, ohne eben Verschwender zu sein, lebte er ein lustiges Leben, besuchte nicht Ein juristisches Collegium, wie sein Vormund es gewünscht hatte, überließ sich ganz seinem Hange zur Belletristik, und einige glückliche Versuche erregten schon damals seine Eitelkeit, daß er sich unter den Dichtern Deutschlands für

einen Stern erster Größe hielt. In diesem Wahne und mit mancherlei Kenntnissen bereichert, verließ er die Universität, versprach sich in möglichster Eile mit der ganz hübschen Tochter seines Vormundes und ging dann auf Reisen. Hier bildete er sich noch mehr aus, dichtete, schrieb, besuchte das Theater, dessen leidenschaftlicher Verehrer er ward, und kam nach drei Jahren als gebildeter, doch sehr eitler Mann in seine Vaterstadt zurück, hielt sein gegebenes Wort, ließ sich ein prachtvolles Haus bauen und führte seine Anna dort ein.

Seit dieser Zeit waren 35 Jahre verflossen und Herr Commerzienrath Kluge ein Sechziger geworden. Sein Name hatte indessen als Schriftsteller einen gewissen Ruf gewonnen, die Buchhändler drängten sich um den so seltenen Autor, der kein Honorar nahm und noch manche Vignette auf eigene Kosten stechen ließ, und der, gingen seine Gedichte nicht ab, ihnen auch noch die Ladenhüter abkaufte, wo dann zu Hause, freilich ohne sein Wissen, Torten und Pasteten darauf gebacken wurden. Uebrigens war er ein guter Wirth, der, so freigebig er auch zuweilen war, doch alle Jahre ein bedeutendes Sümmchen zurücklegte.

Ein Mann, der einen Koch hält, wöchentlich wenigstens zwei Dieners und alle Abende Soirée gibt, den Kellnern der drei anständigen Gasthöfe ein brillantes Neujahrgeschenk macht, damit sie ihm alle Fremden von Bedeutung zuführen, ein Mann, welcher den Recensenten, um die Bitterkeit zu versüßen, alten Malaga zuschickt, den armen hungrigen Schreiern aber manchen Louisd'or in die Hand drückt, einem solchen Manne kann es nicht fehlen, daß er bewundert, gelobt und verehrt wird, es kann ihm nicht fehlen, daß die Hungrigen und Gesättigten, die Klugen und Dummen Hosianna über ihn schreien, ihm eine dreifache Krone aus dem Eichenkranze vaterländischer Dichtung, aus dem Lorbeerkranze Boccazi'scher Novellen und aus dem von Myrthe und Epheu gewundenen Kranze Shakespeare'scher Dramen gewunden, in Demuth aufsetzen und vor dem Infalliblen mit offenem Munde, der würzigen Gerichte, wie der würzigen Worte wegen stehen, ihm zuhören und in seinem Eldorado sich gütlich thun.

Man glaubt es nicht, was in der Welt eine offene, wohlbesetzte Tafel wirkt, wie sehr sie den Hauswirth zum klugen Manne, jedes seiner Worte zu einem Götterworte stempelt, und selbst, wenn er den Bedienten, Champagner! zuruft, so glauben seine Verehrer in diesem Worte den tiefen Sinn zu hören, der den Geist aus seinen Banden lös't und die mit Salomon's Siegel verpichte Flasche entstöpselt. — Man sollte kaum glauben, welch ein Schmeißfliegenvolk eine gewisse Classe von Winkelschriftstellern ist, die bei dem Geruch eines guten Bratens und dem Geklapper einiger Ducaten schwarmweise herangeflogen kommen, und dem geistreichen Wirth für jeden Bissen ein dankbares, lobhudelndes Wort zu sagen sich verpflichtet halten. — Aber es gibt auch noch eine zweite Classe von bewundernden Schülern,

die in dem Meister die Alles überstrahlende Sonne erblicken, sich an ihrem Glanze erwärmen und durch ihre Strahlen auch ein wenig glänzen wollen, welche der Meister dafür durch seine Verwendung bei den Buchhändlern, oder durch Vorworte zu ihren hundert Novellen in die Welt einführt. Sie sind es, die, wie auf der Bühne unwissende, plumpe Statisten um den Oberpriester der Sonne, einen Kreis um ihren Dalai Lama bilden, um von dem Widerschein seines Glanzes auch in etwas hervorgehoben, nicht ganz im Dunkeln verborgen zu bleiben. Dies sind die treuesten Anhänger, die ewig wie Automaten sich bücken und laut schreien: Es gibt nur einen Propheten, und das ist Er! Denn bei ihnen ist Eitelkeit zu fest mit ihrer Erbärmlichkeit verwachsen, um nicht auszuharren, bis ihre Sonne untergegangen ist. Bei jenen Schreiern aber, wo der Magen der Tyrann, die Noth der karge, trockene Führer auf dem nur geträumten Blumenpfade des Lebens ist, und denen der Hunger die Feder in die Hand gibt, da ist treue Anhänglichkeit nicht zu Hause. Sie loben den, der gibt; wer aber eben dazu keine Laune hat, den bewerfen sie mit Koth, wenn sie ihn auch früher himmelhoch erhoben hätten. Jene, die vom fremden Glanze Borgenden, sind die treue Leibwache des unübertrefflichen Meisters; diese, die Hungrigen, nur käufliche Söldlinge, Hunde, bellen, so lange man sie füttert, aber dem eignen Herrn beißen, wenn sie hungern müssen.

Herrn Benedict waren zwei Söhne und zwei Töchter geboren. Der älteste, ein schlichter, biederer Charakter, ohne glänzende Eigenschaften, aber doch mit so viel gesundem Verstande begabt, daß er recht gut einsehen konnte, daß bei dem Thun und Treiben des Vaters diesen die Eitelkeit so scharf an die Klippe der Thorheit führe, daß es nur noch des kleinsten Schrittes bedürfe, um ihn in ihren Abgrund zu ziehen, war Offizier, kam selten und nur wenn es der Vater ausdrücklich verlangte, in's Vaterhaus, da ihn die Lobhudeleien und der ewige Weihrauchsqualm, mit dem man dort den Vater betäubte, anekelten. Der zweite, mehr Lebemann als sein älterer Bruder, hatte sich der Forstwissenschaft gewidmet, schwärmte auf Reisen umher, und nur die beiden Töchter waren daheim bei dem Vater. Thekla, die jüngere, ein schönes, blühendes, liebes Mädchen ohne alle Eitelkeit, lebte, einen stillen Gram im Herzen, anspruchlos vor sich hin. Clotilde, die ältere, der Liebling des Vaters, war ganz das Entgegengesetzte ihrer Schwester. Von der Natur, ohne mißgestaltet zu sein, doch eben nicht freundlich begabt, hatte sie Geist und Manches gelernt, sich stets mit Büchern, jedoch nicht mit Kochbüchern, beschäftigt und den Shakespeare und den Dante übersetzt. Wenn der Vater zu bequem zum Arbeiten war und dennoch auch in diesem Jahre in den Taschenbüchern glänzen wollte, schrieb sie Novellen, welche er dann durchsah und unter seinem Namen dem Buchhändler zuschickte. Ihre angeborne Herzensgüte aber untergrub sie ganz, indem sie Recensentin ward, und wehe dem, der nicht zu den treugehorsamen Schülern und Verehrern ihres Vaters gehörte, über ihn schwang sie sicher eine scharfe Geißel.

Die Mutter, das zweite Haupt der Familie, war nur dem Koch eine Hauptperson, übrigens im ganzen Hause eine Null; nur Thekla hing an der Zurückgesetzten. — In dem Salon ihres Mannes, wo sie bei den Vorlesungen zugegen sein mußte, schlief sie gewöhnlich ein, und Herr Benedict Kluge ehrte in ihr mehr die Tochter seines Vormundes als die Gattin. — So war der Cirkel des ostindischen Nabobs, wie ihn seine Feinde nannten, in welchen jetzt eine Schauspieler-Gesellschaft, die in der Stadt einige Zeit Vorstellungen geben wollte, ein neues Leben zu bringen versprach.

Der Vater und Clotilde waren darüber entzückt, Thekla schien es ziemlich gleichgültig zu sein, ob Thaliens oder Melpomenens Tempel in dem Saale des alten Rathhauses sich öffne oder nicht, die Mutter aber jammerte im Stillen, laut durfte sie es nicht, denn ihr war die Menge Besuch, das Kommen und Gehen, überhaupt das Taubenschlagähnliche ihres Hauses, da hier die Tauben, um Futter zu suchen, nicht aus-, sondern einflogen, höchst lästig. Die gute Frau war von Natur etwas geizig und hatte sich, trotz der schon vor zehn Jahren gefeierten silbernen Hochzeit, also seit 35 Jahren, noch nicht so recht in ihren Reichthum finden können.

Der Director der erwarteten Gesellschaft, ein trockener, nur seinen Vortheil berechnender, langer, hagerer Mann, war kaum in den Gasthof zum Adler eingezogen, als ihm der Kellner auch schon mit wichtiger Miene den Rath gab, ja dem Herrn Commerzienrath Kluge, selbst eher noch als dem Herrn Bürgermeister, den Besuch zu machen. Er sei ein großer Beschützer der Künstler, besonders der Comödianten, wäre höchst freigebig und thäte durch seinen häufigen Diners den Wirthen so manchen Schaden; aber dennoch wolle er ihm diesen uneigennützigen Rath ertheilen.

Ich danke! erwiderte mit einer Gravität, mit welcher er den König Lear spielen mochte, der Director. Wovon Sie mich unterrichten, mein Werther, war mir schon längst bekannt, denn ein kluger Schiffscapitain beschifft nie ein Meer, dessen Klippen und Untiefen er nicht vorher kennen lernte. — Aber ich muß doch dem Herrn Kellner hierbei auch einen wohlgemeinten Rath geben, meine Leute künftig nicht mehr Komödianten, sondern dramatisch-lyrische Künstler, höchstens, und das dürfte nur in der Zerstreuung sein, Schauspieler zu nennen.

Der Kellner verbeugte sich, in der Stille lachend, und fragte: Werden all' Ihre dramatisch-lyrischen Künstler bei uns einkehren?

Wo möglich, alle! erwiderte der Director, erfreut, daß der Dienstfertige seine Weisung so gut befolge. Wir sind, erstens: Ich, der Director, der die alten Helden, den Lear, Wallenstein u. s. w. spielt; dann der junge Held und erste Liebhaber in Einer Person; drei verschiedene Liebhaber, worunter einer besonders seinens schönen Tenors wegen bei den Damen sich beliebt zu machen versteht; ein Intriguant — für den bitte ich ja ein Stübchen allein, da er sehr unverträglich ist; der polternde und gutmüthige Alte; ein dummer Teufel, der die Tölpel meisterhaft spielt, und zwei Be-

diente, — die mögen Sie nur immer qua Bediente und nicht als Künstler tractiren —

Und die Damen?

Die Frau Directrice logirt, wie es sich versteht, bei mir; die Alte und die Soubrette können sich mit einem Hinterstübchen begnügen, die erste Liebhaberin aber muß ein etwas abgelegenes schönes Zimmer für sich allein haben, damit sie ungestört studieren kann. — Die zweite Liebhaberin und das Mittelding zwischen Alt und Jung, das so schwer zu besetzen ist, da es Keine übernehmen will, die können mit der Garderobiere, oder vielmehr Schneidermamsell, zusammen wohnen, denn die beiden Künstlerinnen haben noch die Verpflichtung übernommen, beim Instandsetzen der Garderobe der Schneiderin hülfreiche Hand zu leisten, die en revanche wieder, wenn es fehlt, hier und da eine Rolle übernimmt, in den Operetten aber eine wichtige Person ist. — Wenn Sie alle diese Subjecte zusammen gerechnet haben, so werden sie sehen, was ich für ein starkes Personale mit mir führe. Ueberlegen Sie Alles genau und sagen sie mir bei Zeit, ob Sie alle meine Leute unterbringen können, und für wieviel!

Wenn ich Dachstuben zu Hülfe nehmen darf? meinte der Kellner.

Je höher der Künstler steht, desto ehrenvoller! — In Gottes Namen mit ihnen dem Himmel näher, nur wohlfeil, das ist in diesen schlechten Zeiten die Hauptsache. — Ach! Sie glauben gar nicht, wie die Leute jetzt um die Gage feilschen; Tausende von Thalern genügen ihnen jetzt nicht, wo die Eckhofe, die Brockmanne mit hundert leichten Gulden vorlieb nahmen — und die Garderobe? Was nur allein die Watte kostet! — Und die Garderobe der Primadonna, der wie dem ersten Liebhaber, man doch nichts abschlagen darf, sonst setzten sie Einem gleich den Stuhl vor die Thür.

Und das Opernpersonale? fragte der Kellner.

Ein tiefer Seufzer entstieg der eingedrückten, hohlen Brust König Lear's. — Die Oper, mein bester Kellner, hat diese Haare gebleicht und diese herkulische Gestalt so arg adonisirt. — Sie war meine Cordelia, mein Lieblings-, aber auch mein Schmerzenskind. Sie war einst sehr brilliant und bestand aus zwei Kapellmeistern, einem Concertmeister, vier Sopranen, einem Alt, vier Tenoren und vier Bässen. — Ach, das war eine schöne, aber auch böse Zeit! — Glauben Sie mir, höchstens alle vier Monate konnte ich eine neue Oper herauspressen; die Kapellmeister waren zu faul, dann hatte bald der Tenorist den Abend vorher zu viel Austern gegessen und seine Stimme war belegt, die erste Sopranistin sich auf einem Mondschein-Rendezvous verkältet, so daß man ewig nicht vom Flecke kam, und doch verlangte das Publikum immer etwas Neues. Und nun die Decorationen, die Garderobe? — Gott, man hätte ein Crösus sein müssen! So aber ward ich ein Anticrösus, mußte die Oper aus einander gehen lassen und gebe nur noch kleine Operettchen, wobei der erste Liebhaber im Lustspiel auch die ersten Partien übernimmt und die Garderobiere, ein wahres,

seltenes musikalisches Talent, den ersten Sopran singt. Sie sollten sie nur einmal hören, ihre Stimme dringt durch's ganze Haus, wie ihre Nadel durch den Jaconet, und ihre Colaraturen sind so rund und egal, wie der Zwirn auf ihrem Röllchen. Sie hat ein Nachtigallkehlchen, und wenn sie zu trillern beginnt, so schmilzt das Herz so schnell, als leider das animalische Fett auf den Lampen am Proscenio, das niemals recht bis zum Ende des Stückes aushalten will. — Mit den Uebrigen helfe ich mir so gut ich kann, und glücklicher Weise hat mein Schneider einen furchtbaren Baß, und der Maschinist singt, wenn auch bisweilen falsch, einen ganz leidlichen Bariton. — Sie sehen, mein werther Herr Kellner, für die Oper brauchen Sie nicht zu sorgen, wohl aber dafür, daß Sie mich nicht übertheuern, denn das Logis muß ich aus meiner Tasche bezahlen.

Der Kellner versprach das Möglichste zu thun, hielt Wort, und bald war die Primadonna, wie der Intriguant, die Schneidermamsell Nachtigall, wie der erste Liebhaber und der junge Heldenspieler, überhaupt Alle nach Stand und Würden untergebracht, und der Director fand Alles in schönster Ordnung. Nur tadelte er Manches an dem Meublement des kleinen Salons der Primadonna.

Schon seit der Stunde, wo man mit Schicklichkeit Besuche machen kann, hatte ein kleines Dejeuner von einem halben Hundert Austern und und zwei Flaschen Sillery in Herrn Benedicts Cabinet in Erwartung des Schauspieldirectors gestanden, denn der gute Mann, dem sehr viel daran lag, die Gesellschaft der dramatisch-lyrischen Künstler nach seinen Ideen zu leiten und zu lenken und durch sie den plebejen Geist des Publikums höher zu bilden, wußte sehr gut, daß der Magen der beste Weg sei, auf welchem man zur Beherrschung der meisten Menschen am leichtesten gelange. Er mußte aber sehr lange warten, obgleich ihn der Kellner des Adlers schon prävenirt hatte, daß ihm der Director einen Besuch abstatten würde, und bald hätte sich seine Eitelkeit verletzt gefühlt, wenn man nicht in dem nemlichen Augenblicke den Director, den ein Unglück mit seiner Garderobe so lange aufgehalten hatte, ihm angemeldet hätte. Er wurde eingelassen, und bald stand der Repräsentant der Kunst vor ihrem Genius.

Ich freue mich, Sie hier zu sehen! sagte Herr Benedict huldreich. Nehmen Sie Platz, Herr Director!

Dieser, seine beiden Rockschöße weit ausbreitend, verbeugte und setzte sich.

Was ist die Tendenz Ihres Unternehmens? fragte nun ohne Einleitung der Mäcen.

Geld zu gewinnen, diese Haupttendenz aller Unternehmungen, Herr Commerzienrath!

Dieser murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, dann sagte er kopfschüttelnd: Ei, mein werther Herr Director! Da, wo man an der Spitze so vieler Talente steht, sollte man schon einen edleren Zweck vor Augen haben.

Der Mäcen.

Der [illegible]

Herr Director, begann er nun, wenn Sie sich während Ihres hiesigen Aufenthaltes in meine Ansichten zu finden wissen, Ihre Schauspieler und Schauspielerinnen gelehrig sind und meinem Rathe folgen, so steht Ihnen und dem bessern Theil der Gesellschaft mein Haus offen. Alle Abende, wenn nicht Theater ist, kommen Sie zu mir, hören Sie da meinen Vorlesungen zu, und ich werde dann immer die Stücke wählen, die bald auf Ihr Repertoir kommen. Sagen Sie nur den Herren und Damen, daß sie dann ja mit Aufmerksamkeit zuhören, damit sie den Charakter der Rolle gehörig auffassen und richtig declamiren lernen.

Nach einem Austerfrühstück hätte der dankbare Director die Unmöglichkeit versprochen, und als eben ein durchreisender Gelehrter gemeldet wurde, empfahl er sich und ging frohen Herzens zum Bürgermeister.

Hier kam er aus dem Himmel, wenn auch nicht in die Hölle, doch schnell genug auf die Erde zurück. Der alte bedächtige Mann hatte in seinem vieljährigen practischen Leben wenig mit Kunst und Poesie zu thun gehabt, und hielt nur das Nützliche für das Gute. Für ihn hätte der Director, mit sammt seinen vier Liebhabern, seiner Primadonna und Garderobiere, wegbleiben können, und deshalb war die Art des Empfanges eben nicht die verbindlichste. Für's Erste, Herr Director, begann er, muß ich Sie und die Mitglieder Ihrer Gesellschaft ermahnen, nicht, wie gewöhnlich, Schulden zu machen, dann, nur moralische Stücke aufzuführen, welche die Jugend nicht verderben, und, so viel es Ihnen möglich ist, gute innere Polizei zu halten, daß keine Komödien außer der Bühne gespielt werden. — Sie verstehen mich wohl?

Vollkommen! — Ich werde Alles nach Ihren Wünschen arrangiren und bitte nur zu bestimmen, auf welcher Seite des Hauses Sie Ihre Freiloge zu haben wünschen.

Herr Director! erwiderte der alte Mann, will ich Ihr Theater besuchen, so werd' ich auch für mich und die Meinen bezahlen. Leben Sie wohl. Mein aufrichtigster Wunsch ist, daß es Ihnen bei uns so gut gehen mag, daß Sie nicht Noth zu leiden haben.

Auch mit dem alten Herrn war der Director zufrieden, wollte er doch keine Freiloge haben, und um seine übrigen Ermahnungen kümmerte er sich wenig.

Am andern Tag stellte der Director die erste Liebhaberin und seinen göttlichen Tenoristen, der auch in Lust- und Trauerspielen eine Rolle spielte, dem Mäcen vor. Es war Nachmittag, der Morgen war mit Errichtung der Bühne zugebracht worden, und so fanden sie die Familie um den Kaffeetisch. Der Commerzienrath, nachdem er die Eintretenden lorgnettirt hatte, führte die Donna Aurelia sogleich zum Kanapee und winkte mit Protectormiene Herrn Gerstmayer, dem Tenoristen, und dem Director zu, Platz zu nehmen, was dieser auch neben der Frau vom Hause, Jener zwischen den beiden jungen Damen that.

Der gute Commerzienrath, trotz daß die Gicht ihn öfters plagte und etwas zusammen gezogen hatte, liebte in der plastischen Kunst nur das Lebendige, so wie er in der Aesthetik nur den Todten, die nicht mehr mit ihm in die Schranken treten konnten, Gerechtigkeit widerfahren ließ. Sein sprechendes Auge, sein listiger Blick flammte noch einmal so sehr, begegnete er einem schönen Weiberauge, und Donna Aureliens Augen waren, wenn auch nicht schön, doch sprechend genug, um sich gern mit ihnen in Conversation einzulassen. Uebrigens hatte Mutter Natur die erste Liebhaberin schön gebaut, und da dürres Holz am schnellsten brennt, war es kein Wunder, daß die Primadonna Gnade vor Herrn Benedicts Augen fand. Er sprach angelegentlichst mit ihr, fand ihre Unterhaltung angenehm, ihre Tournüre elegant, und ihr ganzer Ton zeigte ihm, daß sie der feinen Welt angehöre.

Herr Gerstmayer hatte sich Anfangs an die schönste seiner Nachbarinnen, an Fräulein Thekla gewendet, hier aber wenig Anklag gefunden und es nicht bis zu einem ordentlichen Duett mit ihr bringen können, denn sie stand bald auf und entfernte sich, und ihm blieb nur noch Clotilde übrig, die mehr als zu geistreich war, um einen Tenoristen zu unterhalten, so daß er sich bald sagen mußte, er habe bei den Tausch eher gewonnen als verloren. Sie unterhielt sich Anfangs nur über das Theater mit ihm, nach und nach ward jedoch ihr Gespräch lebhafter, der schöne Mann erschien ihr auch von andern Seiten interessant, und so gewann ihre Unterhaltung mit jeder Minute an Intresse. Vater und Tochter waren mit den neuen Ankömmlingen zufrieden; Clotilde wähnte das Ideal ihrer Phantasie in einer kurzen Stunde gefunden zu haben, setzte sich, kaum daß das Universaltalent sie verlassen hatte, an ihren Flügel, phantasierte, und suchte dann unter ihren Noten nach Duetts, die sie morgen mit Herrn Gerstmayer con amore singen wollte; der Commerzienrath aber schickte gleich nach der nur einige Meilen entfernten Residenz, den schönsten türkischen Shawl, der dort zu finden war, kommen zu lassen, denn der gute Mann war so zärtlich wie gastfrei, so verliebt wie generös.

Von allen diesen freudigen Hoffnungen und schön gemalten Phantasieen der Zukunft war Thekla weit entfernt. Sie wollte nicht glänzen, wollte nicht von einem Schwarm Verehrer vergöttert sein, die mehr ihres Vaters Tafel im Auge hatten, als ihre stille Bescheidenheit, wollte nicht liebeln, denn sie liebte. Der Sohn des Bürgermeisters, ein schlichter, braver junger Mann, der, fast noch ein Knabe, in den Freiheitskrieg gezogen und jetzt in der Stadt bei dem Justizamte angestellt war, hatte ihr Herz gewonnen, seine Bewerbung war aber von dem Vater kalt und eben nicht höflich zurückgewiesen worden. Der Commerzienrath vergaß ganz seines Vaters Weberstuhl und hatte den thörigten Stolz, daß seine Töchter nur Adelige heirathen sollten. Ueberdies war ihm der Bürgermeister zuwider, der sich um den Commerzienrath wenig kümmerte und lieber zu Hause bei

seinen Kindern, als an Herrn Benedicts reichbesetzter Tafel saß. Selbst der junge Mann hatte seine Gnade verwirkt, da er einst, als Herr Kluge ihm rieth, statt seiner Akten lieber den Shakespeare zu studiren, dem Commerzienrath mit den Worten des Wachtmeisters in Wallenstein's Lager: Ha! wie er sich räuspert und wie er spuckt, das haben sie ihm abgeguckt! etwas derb antwortete. Seit dieser Zeit hatte er es ganz mit Thekla's Vater verdorben, der in dem Wahne stand, er könne nie seine Tochter einem Manne zum Weibe geben, der über dem englischen Dichter nicht seine Akten vergessen könnte.

Selten sah Thekla ihren Geliebten, noch seltener konnte sie ihn sprechen, und so sehr auch die Mutter ihre Liebe begünstigte und der Vater sich wenig, fast gar nicht um sie bekümmerte, so hatte ihr Zartgefühl doch bis jetzt noch jede geheime Zusammenkunft vermieden, und das reiche Mädchen fand sich in ihren Verhältnissen recht unglücklich.

Desto glücklicher war Clotilde. Noch lange wurde jetzt deliberirt, wobei Donna Aurelia die Hauptstimme hatte, und endlich beschloß man, das Theater mit dem Hamlet zu eröffnen, worin Aurelia und Herr Gerstmayer besonders Gelegenheit zu glänzen haben sollten, sie als Ophelia, er, zwar nicht wie Clotilde Anfangs verlangte, als Hamlet, doch als Laertes. Auch ohne des Commerzienrathes Zuthun, der ihr schon den kostbaren Shawl überreicht hatte, war die Primadonna eine Art dramatischen Haifisches; alle guten Rollen, von der Soubrette bis zur Marie Stuart, von dem naiven Bauermädchen bis zur Salondame, verschlang sie. Alle Kritiker waren in ihrem Sold und sie verschmähte es nicht, Juden und Christen durch freundliche Blicke und kleine Soupers an sich zu ziehen, und war Meisterin in der Kunst, den weitschweifigen, gelehrten Theaterkritiker wie den feilen Recensenten an sich zu ziehen. Auch standen ihr täglich Freibillets für ihre Klatscher zu Gebote, welche ihr der sie vergötternde Director zwar höchst bereitwillig, doch immer mit einem traurigen Blick nach seiner Casse überschickte.

An dem nemlichen Tage, an welchem dieser große Beschluß gefaßt war, versammelten sich auch alle Mitspielenden, und das waren alle Mitglieder der Gesellschaft, bei dem Commerzienrath zum Vorlesen, selbst die Schneidermamsell war zugegen; nur den Bassisten hatte sich der Commerzienrath verbeten. Auch fand sich das stereotype sonstige Auditorium ein, welches heute die Neugierde, die neuangekommenen Schüler Thaliens und Melpomenens zu sehen häuptsächlich hierher führte.

In der Mitte des Salons stand auch heute wie gewöhnlich, das Tischchen mit den vier Wachslichtern und der Lehnstuhl, auf welchen sich der Meister zu setzen pflegte; um ihn setzten sich im Halbkreise die Zuhörer nach Stand und Würden, Donna Aurelia, wie es sich gebührte, auf das Canapee, dem Vorleser gegenüber. Es wurden allerhand Erfrischungen herumgereicht, und nachdem der Commerzienrath mit diesem und jenem

Künstler huldvoll, mit der Primadonna aber verbindlichst gesprochen hatte, setzte er sich nieder, eine feierliche Stille begann, und kein Wort, kein Athemzug wurde vernommen. Im Tempel zu Delphi konnte vor dem heiligen Dreifuß keine größere Stille herrschen, als hier vor dem geweihten Lehnstuhl des großen Meisters, selbst Clotilde wagte nur, sich durch feurige Blicke mit Herrn Gerstmayer zu unterhalten.

Der Commerzienrath hatte sich durch vielfache Routine, und besonders, da er nur wenig Stücke für würdig hielt, durch ihn vorgelesen zu werden, und er diese beinahe alle answendig konnte, ein unbestreitbares Talent zum Vorlesen angeeignet, hauptsächlich aber gelang ihm das Komische vortrefflich, das Tragische aber, besonders die weiblichen Rollen, trug er oft unerträglich langweilig vor; in beiden aber trug er viel zu stark auf, oft bis zu Caricatur. Einer seiner Verehrer, der ihm wahrscheinlich etwas sehr Verbindliches zu sagen glaubte, hatte ihn einstmal gefragt, weshalb er denn nicht lieber die Zeit, statt zum Vorlesen, zum Schaffen verwendete, da ein guter Vorleser noch weniger als ein Musikus sei, der fertig vom Blatte spiele? der Meister wahrscheinlich durch diese Frage beleidigt, hatte mit verächtlichem Achselzucken geschwiegen.

Die ersten drei Akte waren gelesen, Niemand hatte sich gerührt, Niemand das mindeste Geräusch gemacht, außer daß man mehre Male bei besonderen Kraftanstrengungen des Commerzienrathes, oder bei besonders schönen Stellen, hier und da ein leises: Ah! — wie schön! — herrlich, unübertrefflich! wie der Brusthöhle entschlüpft, leise vernahm, und daß die Frau vom Hause, wenn nicht Thekla's unbemerktes Rütteln sie aus ihrem süßen Schlummer geweckt sicher durch ihr Schnarchen eine Störung verursacht hätte. Zur großen Freude der Künstler entstand nun eine lange Pause, und Erfrischungen machten ein kleines Intermezzo, während welchem Herr Benedict sich zu dem Schauspieler wendete, der die Rolle des Hamlet spielen sollte, und ihn fragte, ob er auch aufmerksam zugehört und Alles richtig aufgefaßt habe? Der eben nicht durch diese Frage erbaute Hamlet machte eine stumme Verbeugung und erwiderte nichts, brach somit das Gespräch kurz ab, und als der Mäcen ihn verlassen und sich zu Ophelien begeben hatte, sagte er zu dem Intriguanten: Wahrlich! wollt' ich den Hamlet spielen wie der ihn lies't, man müßte mich für einen wirklich Wahnsinnigen halten.

Um eilf Uhr, als die Vorlesung endlich beendet war, wurde soupirt, und ich glaube, kein Gedanke des genialen Shakespeare war sämmtlichen Zuhörern so schön, so einleuchtend, als das dampfende Sauerkraut mit Fasanen, Opheliens Schmerzensworte dem Ohr nicht so wohltönend, so eindringend gewesen, als die fliegenden Champagnerkorke, und bei der großen Straßburger Gänseleberpastete wiederholte Jeder, indem er mit dem Löffel sich Leber, Farçe und Trüffeln herausholte, die herrlichen Worte: Sein oder nicht sein! und verdammte die Pastete zum Letzteren.

Nach wenigen Tagen wurde der Hamlet noch einmal vorgelesen, doch ohne Souper, was ihn noch schwerer zu verdauen machte als das erste Mal, dann begann das Durchnehmen der einzelnen Rollen, das ganz unter vier Augen in dem Cabinete des Commerzienrathes geschah. Alle fügten sich gern in diese Einrichtung, wo Manche selbst so thörigt waren zu glauben, etwas dabei lernen zu können; Nur Hamlet dieser verstockte Sünder weigerte sich standhaft, sich der Anleitung des Meisters zu unterwerfen, und meinte, er meistere ja im Stücke die Schauspieler, warum solle er sich von einem Manne meistern lassen, der, wie es ihm schien, von dem Practischen gar nichts verstände?

So vergingen mehre Tage mit dem Probiren und Einstudiren der Rollen, und dem alten Director, dem hauptsächlich daran gelegen war, seine Casse zu füllen und die Bühne zu eröffnen, und der überdies auch mit dem von dem Commerzienrath entworfenen Repertoire wenig zufrieden zu sein schien, wurde aus mancherlei Gründen die Zeit lang und er bat, zwar submiß, aber dringend und mit einer trockenen Bestimmtheit, daß am andern Tage die erste Probe und den dritten Tag die Aufführung Statt finden solle. Meine Leute haben das Stück schon so oft, freilich nach Schröder's Bearbeitung, gegeben, sagte er, und so wird es auch wohl hier gehen. Der Zeitverlust war seiner Casse nachtheilig, und die Geschenke und Tête à Tête aber glaubte er dem Herzen Aureliens gefährlich, auf das er in seiner Thorheit auch einigen Anspruch machen zu können wähnte.

Der Commerzienrath stellte sich gleich in der ersten Probe ein, dirigirte mehr als der Director und ließ den Geist Hamlets gar nicht zu Worte kommen, den Regisseur nemlich, der auch manchmal mitsprechen wollte. Als jedoch der würdige Mäcen sich auch an den Hamlet wagte und diesen in der Scene, wo ihm des Vaters Geist erscheint, tadelte, daß er zu regungslos gegenüber stehe und nicht genug mit dem Schwerte die Luft durchhaue, reichte dieser der etwas verkümmerten Gestalt des Commerzienrathes die Waffe und bat ihn mit höhnischem Lächeln, es ihm doch einmal vorzumachen, was Jener mit Empfindlichkeit ablehnte, und von diesem Augenblicke an dem Hamlet jedes Talent absprach und ihn für den erbärmlichsten Schauspieler auf Erden verschrie.

Das Stück wurde gegeben, das Publikum schien zufrieden, die Klatscher klatschten, die Schauspieler waren den nemlichen Abend noch sehr vergnügt und fröhlich bei dem Commerzienrath, und bis spät um Mitternacht floß der Champagner durch die durstigen Kehlen. Donna Aurelia hörte, wie es schien, recht gerne die Schmeichelworte ihres alten Liebhabers, vergnügte sich an den tragi-komischen Zügen des schmachtenden Directors, fast jede Dame hatte einen Verehrer, die Schneidermamsell deren zwei gefunden, die sie vortrefflich unterhielten und sich fleißig einschenkten, nur die Matrone nicht, die sich seufzend neben den Intriguanten setzte und ihm in's Ohr raunte: Les jours des fêtes sont passés! Auch Fräulein Clotilde fühlte

sich glücklich, ihre Phantasie schwelgte mit ihrem Tenor im Reiche der Töne, wohl auch in dem Reiche der Liebe umher. Alle waren zufrieden, selbst Thekla, die, um vom Tische zu bleiben, Kopfschmerzen vorgeschützt hatte, auf ihrer Stube saß und an ihren Wilhelm dachte.

So verging eine Woche. Der Commerzienrath hatte Aureliens Bitten, und wer konnte denen widerstehen? endlich nachgegeben und die Aufführung mehrer Stücke von Kotzebue, selbst die aus dem Französischen übersetzten Erbärmlichkeiten, wie er sie nannte, von Theodor Hell sich gefallen lassen müssen, und Alles ging seinen guten Gang. Die Casse füllte sich, da der Commerzienrath für seine Loge dicht bei der Bühne fürstlich bezahlte und, seitdem während der zweiten Vorstellung des Hamlet schon bei der Todtengräberscene alle Lampen zum Schrecken des Publikums verlöschten, dieser Oel und Talg gratis lieferte. Auch die Cartons- und Bijouteriekästchen der Primadonna füllten sich von Tag zu Tag mehr und mehr. Herr Gerstmayer glaubte sich schon tief in Clotildens Herz hinein gesungen zu haben, daß er nicht mehr zweifelte, dieses so leicht erregte Phantasiekind mit seinen goldenen Flügeln, fest an sich gebannt zu haben; das Phantasiekind aber selbst lustwandelte an der Seite des Tenors, trotz des kalten Winters und der kurzen Tage, des Nachmittags in trauter Einsamkeit längs dem Gegensatze ihres glühenden Herzens, dem mit Eis bedeckten Strome, wo sie dann über den feierlichen Anblick der untergehenden Sonne ganz vergaßen, daß sie untergegangen war. Herr Benedict aber sah sich dem gelobten Lande immer näher gerückt und lenkte nun sein Schiff muthig nach dem Hafen, denn er war gewiß, daß kein Weiberherz seinem Geiste und seinen Geschenken widerstehen könne Selbst Thekla schien je weniger man sie beachtete, desto heiterer zu werden; Vater und Schwester waren jetzt zu sehr beschäftigt, um an sie zu denken, und die Schauspieler hielten sie für eine Feindin der göttlichen Kunst, und so hatte sie Muße genug, an ihren Geliebten zu denken, seine Briefe zu erhalten und zu beantworten.

Nur das Herz des Directors ward von Zwiespalt zerrissen. Am Morgen, wenn er den Commerzienrath in das abgelegene Zimmer Aureliens schleichen sah, vor deren Thür er dann mit den Worten: meine Herrschaft ist jetzt nicht zu sprechen! von der naseweisen Zofe abgewiesen wurde, grämte sich der hagere Mann; am Abend aber, wenn er vor der Casse saß, das Geld sortirte und zählte, da hüpfte sein Herz wieder und schlug vor Freude im Dreiachteltact, und so ward ihm der Morgen das Grab, der Abend die Wiege seines Glückes.

Aber auch dies sollte nicht lange ungetrübt sein. Der Commerzienrath hatte in seiner jetzigen Zerstreuung einige von den hungrigen Belletristen zum Essen zu bitten vergessen, und selbst einige, die sich nach alter Gewohnheit, während er mit dem Einstudiren der Rollen beschäftigt war, kleine Vorschüsse wie sie es nannten, abholen wollten, mit den schnöden

Worten: er habe keine Zeit, abweisen lassen. So etwas vergibt kein Scribler so leicht. Auf Einmal schien das hohe in Posaunenton öffentlich gelobte Talent Aureliens verschwunden, die Künstlerin nur eine gewöhnliche Schauspielerin zu sein, die nur für Salondamen, nicht für tragische Rollen passe, und dies sprachen sie in den öffentlichen Blättern der Umgegend wie in dem einheimischen Wochenblatte keck und unumwunden aus. Auch während der Vorstellung ward schon der Applaus öfters durch Pfeifen und Zischen unterbrochen, und man sah deutlich, wie sich nach und nach eine Opposition hauptsächlich gegen Donna Aurelia bildete, so daß der arme Schauspieldirector erbebte. Er eilte zu dem Commerzienrath, theilte ihm seine Sorge mit und erbat sich seinen Rath; dieser gab ihm aber nicht Trost, nicht Rath, sondern kurze Antwort: um solch' Geschmeiß muß man sich nicht kümmern; es sind hungrige Hunde, die den Mond anbellen. Werfen Sie ihnen einen Knochen vor, so schweigen sie.

Ja, aber eben der Knochen war es, den der Director lieber aus des Commerzienrathes als aus seiner Küche genommen hätte, und so faßte er die stolzen, großartigen Ideen des Rathes nicht ganz und fürchtete, die Opposition und diese bittern Recensionen könnten doch am Ende seiner Casse Schaden bringen, so daß er sich entschließen mußte, zu dem letzten Mittel, das ihm auch schon manchmal geglückt war, zu schreiten. Er wollte nemlich die wüthendsten Schreier, selbst mit Aufopferungen, zu gewinnen suchen und so die Hunde auf einander hetzen. Er klingelte deshalb seinem Vertrauten, dem Kellner.

Werther Freund, redete er ihn an, es sind arge Zeiten! — Haben Sie die neusten Blätter gelesen?

Leider! erwiderte der Kellner achselzuckend.

Ist es nicht himmelschreiend, eminente Talente so zu verlästern?

Himmelschreiend! wiederholte der Dienstbare.

Man muß, diesem Unfuge zu steuern, kräftige Mittel ergreifen.

Ja, ja, das wäre wohl gut, Herr Director, aber welche?

Kennen Sie einige dieser elenden Scribenten?

Ob ich sie kenne? erwiderte der Kellner mit wichtiger Miene, in meinem Buche stehen sie Alle, und Alle haben mich auf Sie, werther Herr Director, vertröstet.

Auf mich? fragte der Geängstigte staunend — Ich bezahle für Keinen!

So war es auch nicht gemeint! — Aber sie hofften, mit dem Einzuge der Komödianten — verzeihen Sie, ich wollte sagen, mit dem Einzuge der dramatisch-lyrischen Künstler — käme neues Leben in die Stadt, und da gäb' es für sie mancherlei zu verdienen. Jeder, der gelobt sein wolle, müsse sein Scherflein dazu beitragen, und so hofften sie manchen Ducaten zu gewinnen, womit sie dann ihre Rechnung nach und nach abzuzahlen gedächten.

Die Bösewichter! fuhr der Director zornig auf.

Ja, ja, die Bösewichter! wiederholte der Kellner, noch Keiner hat einen Deut bezahlt!

Arme Künstler! fuhr der Director fort, all' den Beifall müßt ihr erkaufen? — O tempora o mores! — Sähe Eckhof, Schröder, selbst Iffland den Scandal, sie würden vor Betrübniß noch einmal sterben! — Doch — sagte er nach einigem Sinnen, wir müssen den Sachen entgegen arbeiten. — Nennen Sie mir einmal einige der größten Schreier!

Nun, da will ich gleich mit dem Kleinsten von Person, nemlich mit dem kleinen Löw anfangen, begann der Kellner, während der Director gravitätisch im Zimmer auf- und abschritt. — Ein kleinwinziges Männchen, aber bissig wie sein Name und wie ein Währwolf die Zähne fletschend. — Sollten Sie ihn nicht kennen? — Er meint so schön die Violine zu spielen, schleicht sich in alle Häuser und bei Ihrer Garderobiere ist er auch schon gewesen.

Mit dem Judenjungen hab' ich nichts zu thun! unterbrach der Hohepriester Thaliens des Kellners treffendes Porträt.

Mein Gott, sind Sie so wenig aufgeklärt, den Kleinen, weil er ein Israelit ist, zu verwerfen? sagte der Kellner erstaunt, auch wohl verdrießlich; ich glaubte, die Kunst —

Lassen wir das, und fahren Sie fort! unterbrach ihn der Director.

Nun, so schlage ich Ihnen Herrn Frauenstein vor, der soll eine tüchtige Feder führen. — Kennen Sie ihn vielleicht?

Ihn kennen? — Leider! sagte der Director, eine abwehrende Bewegung mit der Hand machend. O, ich erinnere mich noch recht gut, wie er Chorist bei meiner Oper, seligen Andenkens, war; da sollte er einmal den Herold in der Jungfrau von Orleans spielen, und glauben Sie wohl? wir konnten ihm nicht die paar Worte einstudiren: Wer ist hier, der für Carl von Valois das Wort führt? — Und dieser Mensch ist jetzt Theaterrecensent — Gott erbarme sich!

Also auch der nicht?

Nimmermehr!

So weiß ich Ihnen keinen andern Rath zu geben, als sich an den Doctor Frühling zu wenden, der hilft dem Uebel der Bühne ab, wie dem Uebel seiner Patienten, er läßt beide langsam hinsterben. Das ist ein Ehrenmann, ein gescheidter Mann, aber leider Allopath; er schreibt seitenlange Recepte, wo er alle möglichen Specis durch einander wirft, langweilig breite Recepte. — Wäre er Homöopath und kurirte mit ein paar Tropfen, dann wär' es gut —

Zu ihm will ich gehen, da hat man doch viel für's Geld! meinte der Director, nahm Hut und Stock und machte sich auch sogleich auf den Weg.

Die vielen Briefe, welche Thekla bisher bekommen und beantwortet, hatten das Verhältniß zwischen ihr und dem Geliebten, wo möglich, noch inniger gestaltet, und ein Ereigniß glücklicher, auch unglücklicher Art, wie man es nehmen wollte, änderte ihr ganzes Verhältniß. Dem Fleißigen,

talentvollen Mann war eine sehr ehrenvolle Anstellung in seinem Ministerium geworden, und er mußte deshalb seine Vaterstadt bald verlassen und sich in der Residenz ansiedeln. Diese nahe bevorstehende Trennung bewog endlich Thekla, weniger streng in ihren Grundsätzen zu sein und ihm seine Bitte um eine Unterredung zu gewähren, doch sollte dies nur in Gegenwart der Mutter geschehen, die, von Allem unterrichtet, ihre Einwilligung dazu gern gegeben hatte.

Zu dieser so sehr gefürchteten und doch so sehnlich erwarteten Stunde war ein Komödientag bestimmt, wo zwei Stücke, eine kleine Oper und nach dieser ein Lustspiel, gegeben wurden, und sonderbar! dieser Tag war von der ganzen Familie Kluge zu einem Tage der Intrigue gewählt worden. Der Commerzienrath glaubte endlich, wenn auch nicht mit klaren Worten, doch ziemlich gewiß von Aurelien das Versprechen erhalten zu haben, nach dem Theater mit ihm in seiner Villa vor dem Thore zu soupiren, und Clotilde hatte gleich nach dem Singspiele Herrn Gerstmayer ein Rendezvous in ihrem Garten gegeben; und so machte Jedes dem Andern zu seinem Abenteuer Platz, denn Clotilde glaubte ihre Mutter mit Thekla bei einer Verwandtin, wo sie gemeiniglich bis spät in die Nacht blieben.

Thekla war die erste Glückliche; denn kaum rollte der Wagen mit Vater und Schwester nach dem Schauspielhause, wohin heute, aus besonderer Güte, sämmtliche Dienerschaft zu gehen die Erlaubniß erhalten hatte, als die kleine Gartenpforte sich öffnete und der neue Rath des Justizministeriums hereinschlich und leise an der Thür klopfte, wo ein ängstliches Herein! ihm die Pforte seines Paradieses öffnete. Was lange verhaltene, zarte Liebe sich zu sagen hat, was Blick und Wort, von Menschen belauscht, so lange in sich verschlossen, das durften sie sich jetzt in Gegenwart der nachsichtigen Mutter, die an der Thür horchte, ob sich Jemand im Hause hören ließ, durch Wort, Blick und Händedruck sagen. Die vorsorgliche Mutter hatte vorsichtig die Läden geschlossen, daß der Schein des Lichtes ihre Gegenwart nicht verrieth, doch konnte die gute Frau, trotz aller dieser Vorkehrungen, der Angst, die man immer fühlt, wenn man auf nicht ganz rechten Wegen geht, sich nicht entledigen.

An dies Alles dachten die Liebenden nicht. Glücklich, sich sehen, sich sprechen zu können, hörten sie nicht den furchtbaren Sturm, der sich erhoben hatte, konnten sie bei den zugemachten Läden das schreckliche Schneegestöber nicht bemerken, das draußen die armen Wanderer so erbarmungslos traf; sie fühlten sich, Hand in Hand, zu glücklich, um an etwas Anderes, als ihre Liebe zu denken, bis der Ausruf der Mutter sie plötzlich aus ihrem Himmel riß. — Still, Kinder! rief sie, wahrhaftig ich höre kommen — geschwind die Lichter aus! — Sie, mein bester Herr, dort in die Garderobe, noch besser in den Schrank — wir in das Schlafzimmer! — Kaum gesagt, so stak der Ueberraschte auch schon in dem Kleiderschranke, und

Mutter und Tochter zogen sich in das Schlafzimmer zurück, löschten das Licht aus und lauschten ängstlich und verwundert, wer wohl kommen könne.

Es schlich jetzt leise über den langen Gang, und als es näher kam, hörten sie deutlich Clotildens Stimme, die leise flüsternd zu Jemanden sagte: Kommen Sie nur, Armer, nur ohne Furcht herein, das Haus ist wie ausgestorben! Die Thür öffnete sich, schloß sich wieder, und Thekla's Ahnung hatte sie nicht getäuscht, es war Herr Gerstmayer, der die Schwester auf ihr Zimmer führte.

Gedulden Sie sich einen Augenblick, hörten sie jetzt diese bitten, ich will Licht anzünden, auf meinem Schreibtisch steht eine Zündmaschine!

Wozu Licht? sagte der Tenor mit flötender Stimme. Wo Ihre Augen mir scheinen, da leuchtet meine Sonne.

Aber Clotilde mochte doch den Strahlen ihrer Augen nicht recht trauen, sie zündete den Wachsstock an, und nun begann ein leises Gespräch, was die Mutter gern unterbrochen hätte, wenn nicht Thekla, vielleicht bei zu viel Vertrauen zu ihrer Schwester, vielleicht auch im Gefühl des selbst begangenen Fehlers, sie davon zurückgehalten hätte. So viel konnten sie nur verstehen, daß Clotilde ihrem Amoroso die traurige Kunde gab, daß der Vater nie in eine Heirath willigen würde, und Jener dann sie zu entführen vorschlug, vor dem ihr doch viel zu bange zu sein schien, um sogleich in das Project einzugehen. Das war mehr, als die Mutter ruhig hatte anhören können; sie wollte eben losbrechen, als sie Jemand trällernd dem Corridor sich nahen, zugleich aber auch Clotilde sagen hörten: Fort, fort, um Gotteswillen da hinein!

Während das Zimmer seiner Töchter der Schauplatz eines doppelten Rendezvous war, hielt des Commerzienrathes Equipage bei einem kleinen Pförtchen des Rathhauses; er selbst, in seinen Wolfspelz gehüllt, stand, dem Sturm und Schneegestöber trotzig den Rücken zugewandt, vor der Pforte erwartend da; sie öffnete sich bald, Aurelia, noch vorsichtiger gegen das Unwetter geschützt, als er, und von Kopf bis zu den Füßen verhüllt, trat endlich heraus. Da bot er ihr die Hand, hob sie, einem leisen Druck gebend und empfangend, in den Wagen, sein Leiblakei half ihr hinein, und auf dessen Ruf: Fort! flogen die Rappen im schnellsten Trabe dahin, und und bald hielten sie vor der beschneiten Treppe der Villa.

Der Kutschenschlag flog auf, der Commerzienrath wand sich heraus, half der Dame, bot ihr den Arm und führte sie die Stufen hinauf in einen hellerleuchteten Salon, durch ein wunderlieblich meublirtes Zimmer, in welchem bei dem prasselnden Feuer eines Marmorkamins ein Tischchen mit zwei Couverts gedeckt stand, nach einem Cabinete, das grün und golden drappirt, von dem Kaminfeuer nur matt erhellt, den lieblichsten, wohlthuendsten Anblick gewährte.

Mein Gott, Sie sind heute so schweigsam, meine Dame? begann hier der freundliche Wirth. Im Wagen vermieden sie jedes Gespräch, auch hier

können diese Appartements Ihnen nicht einmal einen Ausruf des Staunens entlocken? — Legen Sie doch den Pelz und diesen, Ihr so reizendes Gesicht verbergenden, tiefen Hut mit seinem undurchdringlichen Schleier ab!

Ich weiß gar nicht, erwiderte die Verschleierte, indem sie den Pelz abwarf und, den Hut abnehmend, sich vor dem Commerzienrath verbeugte, ich weiß gar nicht, wie ich zu der Ehre komme?

Jetzt machte der Schreck den Commerzienrath schweigsam, denn die Alte stand vor ihm, die er vor einer Viertelstunde noch die Großmama hatte spielen sehen.

Findet hier vielleicht ein Irrthum, eine Verwechselung der Personen, wohl gar ein gestörtes Tête à tête Statt, so bitte ich um Verzeihung und will gern Platz machen. — Der Commerzienrath schwieg. — Sie überraschten mich, ergriffen meine Hand, hoben mich in Ihren Wagen, und so glaub't ich, Sie wollten einer alten Frau die Höflichkeit erweisen, sie bei diesem furchtbaren Wetter nach Hause fahren zu lassen. Erst beim Aussteigen merkte ich den Irrthum und überließ mich nun meinem Geschicke; ob ein seliges, ob ein schmerzliches, steht in Ihrer Hand!

O, Sie irren! nahm Herr Benedict, der sich von seinem Schreck erholt hatte das Wort. Ich wollte das Vergnügen haben, diesen Abend mit der geistreichen Frau zuzubringen, die ich schon so oft auf der Bühne zu bewundern Gelegenheit fand.

Sie Schmeichler! erwiderte die Alte, ihm mit ihrem grünen Fächer, den sie als Großmama gebraucht hatte, einen sanften Schlag gebend. Nun, wenn dem so ist, wenn ich denn wirklich die Königin dieses Abends sein soll, so will ich auch ohne Umstände meinen Thron besteigen. — Kommen Sie, mein werther Herr, setzen Sie sich zu mir, machen Sie aber erst die Thür zu, es zieht so fürchterlich und meine Nerven sind sehr schwach!

Ehe aber der Getäuschte den Befehlen seiner Königin gehorchte, zog er rasch die Schelle. Schnell angerichtet, aber drei Gerichte weniger! raunte er dem Diener zu, dessen Blick die alte Dame verwundert traf; dann erst machte der Commerzienrath Miene, Platz auf einem Stuhl neben der Ottomane zu nehmen.

O, bitte, die Thür zu! bat die Gichtgeplagte nochmals, und er mußte die Pforte des Paradieses schließen, um mit dieser sehr verständigen Eva allein in dem himmlischen Boudoir zu sein.

Setzen Sie sich doch neben mich! fuhr sie freundlich bittend fort; Sie bleiben ja so schüchtern, so entfernt von mir, wie ein sechzehnjähriger Jüngling, der zum ersten Male in seinem jungen Leben eine Liebeserklärung machen will? Einem so erfahrenen Kämpfer auf dem Schlachtfelde der Liebe wird es nicht an Worten fehlen; wär' es auch nur, um Komödie zu spielen, lenkte sie lachend ein, könnte es mich doch freuen, wenn mir Jemand außer der Bühne noch seine Liebe gestände! Zeit, Ort, dies Helldunkel, das Sonderbare der Situation, Alles eignet sich zum Romantischen;

Sie ein Dichter, ich eine Schauspielerin — was fehlte noch, um Verwickelung und Situation pikant zu machen? — Ich glaube, nichts, als die Entwickelung.

Und diese erschien in der Person des Bedienten, der die Nachricht brachte, es sei servirt. Der Commerzienrath war nun aus der peinlichsten Verlegenheit gerissen, denn die alte Schauspielerin spielte ihre Rolle so trefflich, daß er an ihr irre geworden war und nicht wußte, ob ihr Benehmen Ironie oder Wahrheit sei; er bot ihr schnell den Arm und führte sie in das andere Zimmer.

Sagen Sie mir nur, bester Herr Commerzienrath, hob sie nach langer Pause an, nachdem sie eben eine Cotelette en papillotte verzehrt hatten, was wollten sie denn eigentlich mit diesem Abenteuer, das Sie, wie ich sehe, so verstimmt hat? — Haben Sie einen Fehlgriff gethan, indem Sie mir die Hand reichten und — böser Schalk! — sie drückten, so erlauben Sie mir nur, daß ich mich satt essen und einige Gläser Champagner zu mir nehmen darf, dann will ich gern Ihr muselmännisches Paradies verlassen, aber mit hungrigem Magen und durstiger Kehle wahrhaftig nicht. — Wollen Sie aber, daß ich bleibe, macht es Ihnen Vergnügen, den bescheidenen stummen Liebhaber zu spielen so spielen Sie Ihre langweilige Rolle fort, so lange es Ihnen Spaß macht, ich will mich gern Ihnen zu Gefallen auch dabei etwas langweilen.

Wollen Sie nicht noch eine Cotelette? unterbrach sie der Commerzienrath, ihr die Schüssel präsentirend.

Sie nahm, aß, und trank ein Glas Champagner, dann sagte sie zu dem Schweigsamen: Wir haben die Rollen gewechselt, im Wagen war ich stumm, jetzt sind Sie es; doch ich bin eine gute Alte, und so will ich nicht Böses mit Bösem vergelten. Bestellen Sie, daß vorgefahren wird, schicken oder bringen Sie mich nach Hause, ich will gern Platz machen, da ich sehe, daß ich Ihnen hier lästig bin.

Nein, nicht im Geringsten! erwiderte Herr Benedict.

Nun, wenn es Ihnen Vergnügen macht, das Mißverständniß fortzusetzen, meinetwegen! fuhr die Dame fort. Ich bin lange noch nicht satt, und Ihr Champagner ist vortrefflich, ich kann es mir hier wohl bei dem warmen Kaminfeuer gefallen lassen! — Bei diesen Worten nahm sie ein ansehnliches Stück Fasan von ihrem Teller und schickte sich an, recht gemächlich noch eine gute Zeit hier zu verweilen.

Der Commerzienrath wollte sich keine Blöße geben, schenkte ein Glas Champagner nach dem andern ein, nöthigte verbindlich die Dame zum Essen, als sei sie ihm der angenehmste Gast von der Welt, und zwang sich, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Aber Appetit und Durst der Alten schien sich nicht zu stillen und alle Hoffnung, mit Ehren aus dieser Klemme zu kommen, schien verschwunden zu sein, als plötzlich die dramatische Künstlerin den gordischen Knoten mit einem Hiebe lös'te, aufstand, nach dem

Cabinet eilte, hier den Pelz umwarf, wobei der Commerzienrath nur zu geschäftig war, den Hut aufsetzte und, sich dem Hauswirth empfehlend, die Rückreise antrat. Aber mitten in dem Eßzimmer blieb sie wieder stehen und hob mit pathetischem Tone an: Schauplatz des Triumphes meiner Tugend, von dir soll ich scheiden, ohne eine Siegestrophäe mit mir genommen zu haben? — Nein, so verlass' ich diesen Ort nicht! — Dies sagend, ergriff sie eine noch zugepropfte Champagnerflasche und nahm sie mit dem Worten: Sie erlauben doch? unter den Mantel; der Commerzienrath, dem indessen auch der Diener den Wolfspelz umgehangen hatte, führte sie und die Champagnerflasche mit Freuden nach dem Wagen, der bald vor dem Adler hielt, die Fee Mab absetzte und den Befreiten nach Hause brachte.

Dort hatte sich Manches ereignet. Aurelia, denn sie war die Trällernde, welche den bedauerungswürdigen Tonoristen in seinen Betheuerungen ewiger unüberschwenglicher Liebe gestört hatte, trat ein, begrüßte Clotilde, ihre Freundin, und versicherte, daß sie sich vorgenommen habe, heute Abend bei ihr den Thee trinken zu wollen. Clotilde nöthigte sie, mit ihr in das Gesellschaftszimmer zu kommen, Aurelia aber meinte, es wäre hier so traulich, so allerliebst, sie m ü s s e hier bleiben. So unangenehm es dem Fräulein auch war, so mußte sie doch den Thee heraufbringen lassen, wo Aurelia dann fast allein die Conversation führte, da Clotilde sehr zerstreut war. Doch nicht lange blieben sie allein, denn bald kamen auch, dem Scheine nach, die Mutter und Thekla wieder nach Hause, und auch sie vermochten nicht Aurelia aus dem Zimmer zu bringen, die so beharrlich war, wie ein Jäger, der einmal einem Wilde auf der Fährte ist und sie gewiß nicht wieder verläßt. Herrn Gerstmayer's Eitelkeit hatte ihr das Rendezvous verrathen.

Während nun die Damen den Thee, wohl, außer Aurelien, eben nicht mit Behaglichkeit tranken, staken der Priester der Themis und der Schüler Thaliens zwischen den Ballkleidern und Negligés der Fräuleins Kluge, diesmal nicht der klugen Fräuleins. Gleich bei Clotildens Eintritt in die Garderobe hatte sich der Rath auf die andere Seite des Schrankes gedrückt, war auf diese Weise unbemerkt geblieben, und würde es auch selbst seinem vor Furcht bebenden Nachbar vielleicht noch länger gewesen sein, wenn dieser, seine Angst zu beschwichtigen, nicht eine Prise Spaniol, den ihm der Commerzienrath am Morgen geschenkt, genommen hätte und diese feine Substanz, trotz der Flor- und Sammetkleider, nicht in die Nase des Rathes gedrungen wäre, der nun zu niesen gezwungen war. Herr Gerstmayer, etwas furchtsamer Natur, fuhr erschreckend zusammen. Mein Gott, wer ist hier? rief er ängstlich und suchte aus dem Schranke zu kommen, aber eine derbe Faust packte und hielt ihn fest. Wer Sie auch sind, keinen Laut, raunte ihm sein Unglücksgefährte zu, oder Sie sind ein Kind des Todes! Er gehorchte zitternd, drückte sich in den entgegengesetzten Winkel und verhielt sich fortan mäuschenstill.

So war wohl mehr als eine gute Stunde vergangen, als plötzlich noch eine Person den Theezirkel vermehrte. Es war der Commerzienrath, der seine Alte abgesetzt und nicht vermuthet hatte, daß er die Verfehlte doch noch finden würde, die jedoch seine abgemessene Begrüßung noch ernster und abgemessener erwiderte. Mein Gott! sagte er dann in sehr verdrießlicher Laune zu seiner Ehehälfte, warum sitzest Du hier in der Stube Deiner Tochter, warum nicht unten, die Fremden zu bewirthen?

Daran bin ich Schuld! fiel ihm Aurelie in's Wort. Da ich heute einmal nicht meinen Abend in einem mir verheißenen Paradiese zubringen sollte, so suchte ich andere Abenteuer auf, schlich hier herauf, und trotz alles Nöthigens bin ich so zudringlich gewesen, hier zu bleiben. Auch Sie, werther Herr Commerzienrath, müssen sich jetzt in meine Laune fügen — das Tête à tête soll Ihnen nicht geschenkt sein! raunte sie ihm leise zu. Und ohne seine Antwort abzuwarten, schob sie ihm einen Stuhl hin und bat, neben ihr Platz zu nehmen, was er auch folgsam that.

Die Liebe übt eine sonderbare Gewalt über den Menschen, und in jedem Alter ist ihre Wirkung, wie die der Sonne in jeder Jahreszeit, verschieden. Dem Jüngling beschwingt sie die Phantasie, hebt ihn himmelwärts und versetzt ihn in den Zustand der Exaltation; der Jungfrau ist sie der Morgensonnenstrahl, der die Knospe entfaltet, der den Vorhang vor dem Allerheiligsten hinwegzieht und ihrem Auge eine Welt voll Heiligkeit, ihrem Herzen eine Welt voll Seligkeit öffnet. Dem Manne ist sie der Abendstern, der ihm freundlich leuchtet, wenn er sich nach thätig vollbrachtem Tage der stillen Häuslichkeit hingibt; dem Weibe ist sie die gute Fee, die ihr das Neugeborne an die Brust legt, aus dessen Auge sie ihr innig entgegen strahlt, der Morgenstern, der sie an des Mannes Seite bei ihrem Erwachen begrüßt. — Dem Alter — ach, dem drückt sie nur den Stempel der Thorheit auf! — Ein alter Mann, eine bejahrte Frau, von der Liebe beschlichen, ist ein jammervolles Bild, kindisch, schwach, thörigt und stockblind. — Die Liebe ist nur die Weihe des Frühlings, wo alles noch knospet und reift; dort führt sie in eine paradiesische Welt, im Alter nur in's Narrenhaus.

Auch der Commerzienrath, ein kleiner, von der Gicht zusammengezogener sechzigjähriger Faun, mochte alle seine Talente und sein Gold auskramen und sagen: Der Dichter bleibt ewig jung, so blieb er es doch nicht in den Augen der Frauen. Schon oft hätten ihn traurige Erfahrungen klüger machen sollen, aber seine Eitelkeit ließ ihn immer noch den in dem Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier spielen, und so taumelte er auch jetzt in Aureliens Garten die nur ihren Beutel und ihre Coffres, aber um Gotteswillen nicht ihr Herz durch ihn füllen wollte; das blieb wohl für immer leer, nur hatte in früherer Zeit der Tenor eine kleine Stelle darin gehabt und sie ein kleines Weilchen behauptet. Diese vorübergehende Liebeslaune hatte heute den Knoten geschürzt, und sollte ihn auch wieder lösen.

Der Commerzienrath, der seit seiner Enttäuschung durch die Großmama Aurelien im Verdacht gehabt hatte, sie habe ihm den listigen Streich gespielt und die ihr an Gestalt ähnliche Alte untergeschoben, war durch manche, jedem anderen unverständliche Vorwürfe, endlich eines Besseren überzeugt, und glaubte nun, daß der Zufall allein sein tückisches Spiel mit ihm getrieben habe. Er fühlte sich glücklich, daß Aurelie mit ihm schmolle, wurde nach und nach immer heiterer, befahl zum Schrecken der Seinen, eine Bowle Ananascardinal herauf zu bringen, und auch Aureliens Blicke schienen ihm zu sagen, daß sie ihm das verfehlte Tête à tête vergeben habe.

Welch' schönes Zimmer bewohnen Sie! begann sie jetzt, sich zu Thekla wendend, und erhob sich vom Kanapee. Die Aussicht in den freundlichen Garten, die schönen geschmackvollen Meubles! — O, der Reichthum ist doch eine herrliche Gottesgabe! — Wie elend muß ich mich manchmal behelfen und, in dem kleinsten Stübchen eingeengt, die Rolle der Eboli einstudieren, wo ich statt des weichgepolsterten Sofa's kaum einen krüppeligen Rohrstuhl habe! — Und wo ist Ihr Schlafgemach? fragte sie weiter. Clotilde führte sie in dies Heiligthum. Wie reizend Alles, wie schön drapirt! Und jene Thür dort — sie führt —?

Nach unserer Garderobe! sagte die zitternde Thekla.

Da ist es sehr unordentlich, nahm Clotilde schnell das Wort, ich habe — aber der Vater ließ sie nicht ausreden. Unordentlich? wiederholte er, das will ich nicht hoffen! — Treten Sie nur ein, Sie werden schon Alles in Ordnung finden! In diesem Augenblicke setzte der Bediente die Bowle auf den Tisch. Kommen Sie, sagte nun Clotilde schnell, dem Koch mißlingt er nie, er bereitet ihn immer köstlich! — Kommen Sie! Wir singen ein Liedchen, trinken dazu, und wollen so noch diesen Abend recht fröhlich beschließen. Aber Aureliens Neugierde, die Garderobe zu sehen, war größer, als den Ananascardinal zu kosten — es liegt einmal in der Natur der Frauen, daß der Putz sie mit magnetischer Kraft anzieht — sie faßte nach der Klinke, wollte die Thür öffnen, doch Clotilde schloß sie schnell ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Unangenehmer Scherz brummte Herr Benedict, nahm den Hauptschlüssel aus der Tasche und schloß auf. Da sehen Sie, sagte er zu Aurelien, welcher Clotilde noch ziemlich besonnen folgte, Schränke und Chiffonieren sind vom schönsten Mahagoni, Alles in der Residenz gearbeitet!

Während Aureliens Falkenblick in dem Zimmer umherflog und Alles, wie von Neugierde getrieben, genau besah, stand Thekla zitternd neben ihrer Mutter. Sorge nicht, liebes Kind! tröstete sie diese; sollte auch Alles verrathen werden, so stehe ich Dir treu zur Seite, und ich fühle heute den Muth, Deinem Vater keck entgegen zu treten.

Kaum hatte sie diese tröstenden Worte gesagt, als die vorwitzige Aurelia vor den Kleiderschrank trat. Das ist ja ein fürchterlicher großer

Schrank, darin hätte wahrlich unsere ganze Theatergarderobe Platz! sprach sie lachend. Muß ich doch die schönen Kleider bewundern! Und schnell, ehe sich's Jemand versah, schloß sie auf und des Tenors melodisches Ach! seufzte zwischen den Kleidern hervor.

Starr vor Schreck stand der niedergeschmetterte Commerzienrath da, während Aurelie hell auflachte und Clotilde den Moment poetisch auffaßte. Was machen Sie hier, Herr? — Wie kamen Sie hier herein? rief der Vater mit donnernder Stimme dem Tenoristen zu.

Das weiß ich eigentlich selbst nicht! erwiderte dieser verlegen. Aus dem Garten kam ich die Treppe herauf, dann in die Stube, und plötzlich, ohne daß ich wußte, wie mir geschah, in den Schrank, gestehe aber, daß ich sehr froh bin, ihn wieder verlassen zu können.

Aber wer führte Sie aus dem Garten, Gott weiß Alles wohin, bis in den Schrank?

Ein Engel des Paradieses, ein weibliches Wesen voll Eigensinn und Laune, die mich aus Laune in den Garten, wahrscheinlich aber aus Eigensinn in den Schrank sperrte, Ihre Fräulein Tochter!

Thekla? rief der erzürnte Vater.

Nein, Fräulein Thekla nicht, fiel ihm der Tenorist in die Rede, vielleicht hoffend, durch eine glückliche Wendung das Ungewitter von sich abzuziehen; Fräulein Thekla ist viel grausamer, sie läßt ihren Gefangenen noch immer dort in Haft.

Also Du, Clotilde? sagte der Alte, der von Schmerz ergriffen, glücklicher Weise das Letzte von Gerstmayer's Rede überhört hatte. Also Du?

Ja, mein Vater! entgegnete diese ganz keck. Seit Ihrer letzten Novelle bekam ich ganz andere Ansichten von dem Leben einer Jungfrau, und so wollte ich Ihnen auch einmal Stoff zu einer Boccaz'schen Novelle geben.

Unglückliche! jammerte der Alte.

Aurelien wurde der Scherz ein zu bitterer Ernst; ihr waren die hämischen Worte des Tenoristen nicht entgangen. Machen Sie, daß Sie fortkommen, raunte sie diesem zu, für's Uebrige lassen Sie mich sorgen! Er folgte ihrem Rathe, und als des Vaters Wuth von Neuem gegen ihn losbrechen wollte, war er davon und der ominöse Schrank durch Aurelia verschlossen, welche der immer noch zitternden Thekla den Schlüssel mit bedeutsamen Blick verstohlen in die Hand drückte. Sie verstand den Blick und erröthete.

Aurelie trat jetzt zu dem Tiefgebeugten. Ruhe und Verschwiegenheit allein hemmt jede nachtheilige Folge, sagte sie dem Commerzienrath leise. Denken Sie übrigens an Ihr Rendezvous, und richten Sie dann nicht zu schnell! Verlassen Sie dies Zimmer, gehen Sie zur Ruhe, und überlegen Sie mit Bedacht, was Sie thun wollen. Ist es Ihnen angenehm, so komme ich morgen früh zu Ihnen.

Er nickte ihr freundlich zu, drückte ihr die Hand und ging, ohne weiter ein Wort zu sagen, nach seinem Schlafzimmer.

So wenig Tact die Mutter auch sonst hatte, so verließ er sie doch jetzt nicht. Clotilde! sagte sie in befehlendem Tone, der ihr eben nicht geläufig war, komm mit mir in mein Zimmer, dort hoffe ich von der Sache näher in Kenntniß gesetzt zu werden. Sie, Fräulein Aurelie, Sie sehnen sich gewiß auch bald nach Hause zu kommen — deshalb gute Nacht!

Kaum hatte die Mutter und Clotilde das Zimmer verlassen, als Aurelia, mit ihrer niedlichen Hand auf den Schrank zeigend: Steckt er darin? Thekla fragte, die hocherröthend mit dem Kopfe nickte. So lassen Sie ihn schnell heraus, ich trete einstweilen in ihr Schlafzimmer, und dann kann mich der Herr Rath hinunter, und ist er galant, nach Hause begleiten. So fällt es weniger im Hause auf, daß er hier war. — Aber geschwind! — Sie schlüpfte in's Schlafzimmer.

Wilhelm! Thekla! waren die einzigen Worte, welche die Liebenden sich sagten, als sie Arm in Arm ruhend, durch Aurelie gestört wurden. Schnell Ihren Arm, Herr Rath, sagte diese ehe Fräulein Clotilde zurückkommt: ihr muß es ein Geheimniß bleiben! Mit diesen Worten zog sie den Rath mit sich fort und ließ die weinende Thekla allein.

Der Hauptzug in dem Character des Commerzienrathes war Eitelkeit, aus ihr entspannen sich die meisten seiner Thorheiten: deshalb traf ihn auch der Vorfall von Gestern so hart, daß der Gedanke, die Scene könne zur Kunde des Publikums kommen, ihm furchtbar war, und doch hatte er Grund es zu fürchten. Aurelie war zugegen, ihr Charakter mußte ihm seit Gestern etwas zweideutig erscheinen, und selbst Herr Gerstmayer konnte, von Eitelkeit geplagt, plaudern. Er verwünschte, während er seinen Kaffee schlürfte, die ganze Komödiantenbande, wie er sie heute in seinem Unmuthe zu nennen beliebte, und, um seine stille Wuth doch an Jemandem auszulassen, ließ er seine Frau rufen und machte ihr die bittersten Vorwürfe, daß sie die Töchter nicht besser erziehe und solche Sachen, wie die von gestern Abend, unter ihren Augen geschehen könnten.

Aber heute fand er Frau Anna nicht so geduldig, wie gewöhnlich. Ich habe nur noch Eine Tochter erzogen, entgegnete sie, zwar immer noch submiß, doch auf bestimmtere Weise, als sonst, ich meine Thekla, — Clotilde ist Dein Werk! — Daß Schauspieler und Schauspielerinnen den ganzen Tag hier aus- und eingehen, ist Dein Wille, der meinige wahrlich nicht; und wenn die Töchter nicht bald verheirathet werden, so stehe ich für nichts! Dem braven Rath Müller, den alle Welt, auch der Fürst ehrt, dem schlugst Du Deine älteste Tochter ab, blos weil er kein Adeliger war, und Gram und Verzweiflung bringen oft das tugendhafteste Mädchen zu unüberlegtem Handeln, wie die Ueberbildete, in Phantasien schon vor ihrem Falle Untergegangene, zu Thorheiten, die nicht mehr gut zu machen sind.

Du sprichst ja heute in einem Tone mit mir? — fuhr der Commerzienrath auf.

Lieber Benedict! erwiderte die Mutter mit ungeheuchelter Herzlichkeit,

es gilt das Wohl unserer Töchter, und das sanfteste Thier duldet nichts, wenn es seinen Jungen gilt. Gieb Thekla dem Rathe, und dem ersten braven Manne, der sich findet, Clotilde, wir erleben sonst noch Unglück! Sei nicht böse auf mich, Benedict, bat sie nach einer Pause, sieh' mich nicht so unmuthig an, ich meine es gut mit Dir und den Kindern — Der Commerzienrath reichte ihr die Hand, drückte sie, seit langer Zeit zum ersten Male, herzlich, und winkte ihr dann, sich zu entfernen.

Der Mann war zerknirscht; es war ihm, als sei er von seiner Höhe seit gestern Abend herabgeschleudert, das Härteste aber war ihm Clotildens Vorwurf wegen der Novelle. — Also er selbst hatte durch seine Schriften der eigenen Tochter die Frivolität eingeimpft, daß sie sich bemühte, ihm Stoff zu Boccaz'schen Novellen zu geben: dies hatte sein Gemüth erschüttert, die Furcht vor der Oeffentlichkeit seine Eitelkeit, seinen Stolz unangenehm berührt. Den Kopf gestützt, saß er, dem der Kummer ein so seltener Gast war, in tiefen, traurigen Gedanken da, als die Thür plötzlich aufgerissen wurde und der Director mit dem Ausrufe: Herr Commerzienrath, welches Unglück muß ich ihnen verkünden! eintrat.

Welches Unglück? fuhr der Commerzienrath auf.

Er ist fort, fort über alle Berge!

Wer, wer? fragte der Geängstigte.

Mein Gott! der Tenor ist über alle Berge Herr Commerzienrath, und hat sie mitgenommen —

Sie, meine Tochter, meine Clotilde?

Bewahre! Mein Kind, meine schöngeschriebene Partitur des Geheimnisses —

Esel! entfuhr Herrn Benedict.

Er ist kein Esel, er ist ein kluger, pfiffiger Bursche! fuhr der Director fort. Läuft im Contracte fort, nimmt mir die Partitur mit, thut mir dadurch einen unermeßlichen Schaden, läßt mir aber unter Couvert dies Billet, als eine Anweisung auf Ihre Casse, zurück. Er überreichte ihm das Billet, der Commerzienrath erbrach es und las vor sich:

Werther, verehrter Herr!

Heute in aller Frühe ließ mich Fräulein Aurelie zu sich kommen und überreichte mir 200 Gulden von Ew. Wohlgeboren, jedoch unter der Bedingung, daß ich sogleich die Stadt verlassen und den Vorfall von Gestern verschweigen solle. Da mein Engagement noch für diesen Monat gilt und mein armer Director durch meine Entfernung großen Schaden haben wird, so habe ich den Vorschlag Aureliens, jedoch nur unter der Bedingung angenommen, daß Ew. Wohlgeboren meinen Prinzipal reichlich belohnen werden, damit ich sobald er die Stadt verläßt, mich ihm wieder anschließen kann. Ew. Wohlgeboren Großmuth vertrauend bin ich abgereis't, und werde gewiß schweigen, sobald ich meinen würdigen Director befriedigt weiß.

Der Commerzienrath murmelte ein unverständliches: elendes, betrügerisches Volk, und zerknitterte in der Heftigkeit den Brief.

Steht etwas Unangenehmes darin? hob, ihn zu trösten, der Director an; das bleibt im menschlichen Leben nicht aus. — Auch mich verfolgt es, und ich muß Sie, werther Herr Commerzienrath um Ihren Rath bitten —

Was kümmern mich die Unannehmlichkeiten, die Sie treffen? fuhr ihn Herr Benedict in seiner üblen Laune an.

Doch, doch! sagte der Director lächelnd, denn all mein Unglück kommt von Ihnen —

Von mir?

Ja, werther Herr Commerzienrath! Hören sie nur — Heute sollte, nebst dem zerbrochenen Krug, das Geheimniß gegeben werden, worin die Garderobiere Furore gemacht haben würde. Da läuft mir der Tenor mit der Partitur davon. Ich eile in der Angst meines Herzens zur Dame, die das Muttersach hat, und finde sie im Bette, Fliederthee vor demselben und beide vor Hitze dampfend. Ach, bester Herr Director, stöhnt sie mir auf meinen Antrag, heute zu spielen, entgegen, sehen Sie nur, in welchem Zustande ich mich jetzt befinde! — Gestern Abend bei einem Souper, das nur mir ganz allein der Herr Commerzienrath auf seiner Villa gab, habe ich mir einen tüchtigen Katarrh geholt; erst das Echausement, und dann das stürmische Wetter —

Nun, das fehlte noch! brummte der Commerzienrath, der Director fuhr fort: was soll ich nun anfangen, was soll ich heute Abend für ein Stück geben? Helfen, rathen Sie! — Soll ich die Bude schließen? — was wäre das für ein Scandal! — Ich bin zu dem ersten Liebhaber gelaufen, aber Hamlet zürnt, er ist neulich nicht genug applaudirt, deshalb war ihm auch heute jedes Stück, was ich ihm vorschlug, nicht recht, in allen war er nicht allein die glänzende Sonne; und der Intriguant lachte höhnisch bei meiner Verlegenheit

Was geht mich das an? fuhr endlich der Commerzienrath auf. Geben Sie, was Sie wollen, was hab' ich mit Ihnen zu thun, was schiert mich Ihr Hamlet und und ihr Intriguant?

Sie hätten wohl Recht, werther Herr, unterbrach ihn der geängstigte Director, wenn nur nicht alles Unglück durch Sie über mich hereingestürzt wäre, Gerstmayer entfernte sich wegen einer kleinen Avanture auf Ihr Geheiß —

Auf mein Geheiß? fragte der Erzürnte.

Ja so! Sie wünschen wohl, daß wir das öffentliche Geheimniß spielen sollen? fuhr der Director fort. Nun wie Sie befehlen! Was mir anvertraut wurde, bleibt fest in mir verschlossen. Die alte Dame aber, die schon lange dergleichen nicht mehr gewohnt, erkältete sich bei der Abendpartie, und so sehen Sie, mein verehrter Mäcen, Sie tragen allein die Schuld meines Unglückes.

Herr Benedict stand auf, öffnete sein Schreibpult, holte zwei Rollen, jede von 100 Gulden, heraus, und gab sie dem Director mit den etwas ernst gesprochenen Worten: Nehmen Sie, geben sie heute und fortan was Sie wollen, nur belästigen sie mich nicht ferner! Der Director nahm, empfahl sich, doch etwas überrascht, und als er eben die Thür zum Weggehen öffnete, trat Donna Aurelia ein.

Nehmen Sie Platz! sagte nach kurzer Begrüßung der Commerzienrath sehr kalt, dem in diesem Augenblicke die Dame ganz gelegen kam; denn in ihm war der Vorsatz reif geworden, sich von diesen Menschen durchaus zurückzuziehen.

Sind sie mit meinem Arrangement wegen Herrn Gerstmayer zufrieden? fragte Aurelia.

Vollkommen! erwiderte er, und ich ersuche Sie, hier Ihre gütige Auslage zurückzunehmen, obgleich durch die 400 Gulden, welche mir die Thorheit kostet, das Geheimniß schlecht bewahrt ist. Doch, ich bin um einige Gulden ärmer, und um viele tausend an Erfahrung reicher geworden; auch Sie haben mich bereichert, Fräulein, und ich bin Ihnen dafür dankbar.

Daß können Sie auch sein! nahm Aurelia mit Lebhaftigkeit das Wort. Ich habe es gewiß gut gemeint, und auch noch jetzt, trotz der unfreundlichen Aufnahme, die mir wird.

Verzeihen Sie, daß ich es gestern wagte, Sie zu einem Souper auf meiner Villa einzuladen! nahm der Commerzienrath das Wort. Ich glaubte nicht, daß Ihnen dieses etwas Neues, Befremdendes sein könne; hätten Sie mir das Vergnügen versagt, würde ich es Ihnen nicht verdacht haben — allein —

Bei diesen, mit Hohn gesprochenen Worten kämpfte Aureliens Empfindlichkeit mit ihrem natürlichen guten Herzen, der verächtliche Blick des Commerzienrathes aber brachte sie auf, und die Empfindlichkeit siegte.

Herr Commerzienrath! erwiderte sie freundlich und unbefangen, unser Geschlecht ist ein launisches, wetterwendisches Ding. Was heute hoher Genuß ist, das ekelt uns morgen an: Der Wein, der uns gestern aus hölzernem Becher mundete, schmeckt uns heute aus goldenem widerlich.

Besonders, wenn Ihnen nicht mit dem Wein auch der Becher verehrt wird?

Gewiß! — Gold hat bei uns eine magnetische, aber keine electrische Kraft; es zieht uns an, durchzuckt uns aber nicht. Den rosenumkränzten, von der Jugend uns gebotenen Becher leeren wir mit Wonne, aus dem goldenen, vom Alter uns gereichten, nippen wir, vielleicht des Bechers wegen, nur mit Widerwillen. Deshalb, werther Herr Commerzienrath, nehmen Sie von mir für Ihren Shawl, Ihren Sammtpelz, für die mir anonym überschickten 100 Ducaten und diesen niedlichen Ring, den ich so lange zu Ihrem Andenken tragen werde, als mich die Noth nicht treibt, ihn zu verkaufen, nehmen Sie die gute Lehre von mir an: ein alter, ver-

liebter — erlauben Sie, die Sache beim rechten Namen zu nennen — ein alter, verliebter Geck kann sich wohl Täuschung aber nie Neigung erkaufen! Liebe ist nur der Blüthenkranz der Jugend, sie ist ein Kind des Himmels und läßt sich nicht mit Gold aufwägen; und glauben Sie ja nicht, weil Sie als Dichter und Schriftsteller manches leicht erregbare Gemüth bewegt, Sie hätten das Herz ergriffen! Ist die Täuschung vorüber, und das alte, kleine, zusammengeschrumpfte, Männlein steht dem Herzen gegenüber, so kriecht es, wie die Schnecke, in ihr Haus und wird zum Noli me tangere. — Leben Sie wohl!

Sie verbeugte sich und entschlüpfte.

Zerknirscht blickte ihr der Commerzienrath nach. Da ging sie nun hin in seinem blausammtnen, mit Zobel ausgeschlagenen Pelze, den schönen Demant am Finger, und ließ ihm für dies Alles, statt Hoffnungen, eine weise Lehre zurück, die er, bei etwas weniger Eitelkeit, sich selbst hätte geben und alle die schönen Präsente und Schmeichelworte ersparen können. Da ging sie hin! — und statt ihrer ließ sich — als ob der Kelch der Leiden sich heute über den Armen ausschütten sollte — der Bürgermeister anmelden.

Er mußte ihn annehmen, und der alte, ehrwürdige Mann trat ein:

Ich habe einen für mich sehr schweren Gang unternommen, Herr Commerzienrath, hob er an.

Ich glaube es, auch einen seltenen! fiel ihm dieser in die Rede.

Ich komme in einer Angelegenheit, die Sie vielleicht ahnen können, und in der ich mich nur auf Bitten meines Sohnes noch einmal an Sie wende —

Ich verstehe, ich verstehe! unterbrach ihn der Commerzienrath, etwas unruhig auf dem Stuhle hin und her rückend.

Seit ich das letzte Mal bei ihnen war, fuhr der Bürgermeister fort, haben sich manche Verhältnisse geändert. Mein Sohn hat indessen durch die Gnade seines Fürsten eine ehrenvolle Anstellung in der Residenz bekommen, hat einen bedeutenden Gehalt, kann seine Frau ernähren, und ist nun — gewiß ein wichtiges Object in Ihren Augen — ist jetzt hoffähig. Auch glaube ich, verzeihen Sie, daß ich die Wahrheit offen sage, daß seit dem Vorfall von gestern Abend —

Was wissen Sie von gestern Abend? fuhr Herr Benedict sich vergessend, auf.

Viel, sehr viel! fuhr der alte Consul ruhig fort. Der Schauspieler Gerstmayer, der mich heute früh um einen Paß bat, gab mir auf meine Vorstellung, daß ich dies, ohne mit seinem Director gesprochen zu haben, nicht thun könnte, die sonderbare Antwort, daß ich nur meinen Sohn darüber fragen möchte; ich that es, und erfuhr die Geschichte mit dem Kleiderschrank —

Wie konnte Ihr Herr Sohn Sie wissen?

Auf sehr natürliche Weise, denn er stack selbst darin und konnte mithin Alles hören und sehen.

Ihr Herr Sohn stack —

In dem Kleiderschrank! Ihrer Fräulein Tochter in Gegenwart der Mutter Lebewohl zu sagen, kam er hierher. Fräulein Clotilde das Haus leer glaubend, störte die Glücklichen, und mein Sohn mußte gezwungen in den Schrank flüchten wo er bald Gesellschaft bekam. Sich in die Ecke drückend, wurde er bei der unglücklichen Kathastrophe von Ihnen nicht bemerkt, und nun sehen sie wohl selbst, das nach solcher Begebenheit ein rechtlicher Mann das Mädchen seines Herzens, das er compromittirt hat, nicht mehr verlassen kann. Deshalb entschloß ich mich —

Ich danke Ihnen! fiel ihm der Commerzienrath in's Wort.

Ei, hier ist nicht von Dank, hier ist von dem Glücke unserer Kinder die Rede! sagte der alte Bürgermeister, etwas unwirsch. Ueberlegen Sie es reiflich; meine Hand ist immer bereit, die Ihrige in Freundschaft zu empfangen.

Ohne ein Wort weiter zu sagen, reichte der Commerzienrath dem glücklichen Vater die Hand. Gebe Gott seinen Segen, sprach er, sie schüttelnd, meinen Segen haben sie!

Noch am nemlichen Tage war Thekla's Verlobung. Keine Soirée, keine Vorlesung, keine Bilder, keine mimische Darstellung verherrlichten das stille Familienfest, und vielleicht zum ersten Male fühlte sich dennoch der Commerzienrath in dem Kreise der Seinen glücklich, in welchem, außer Clotilden, Alle freudig und selig gestimmt waren. Sie aber stand im einsamen Cabinet sehnsuchtsvoll am Fenster, schaute in die sternenhelle Winternacht hinein, und wußte nicht einmal, nach welcher Himmelsgegend sie ihre Seufzer schicken sollte, denn ihr war es unbekannt, nach welcher der Geliebte sich hingewendet hatte. Da brachen endlich ihre Gefühle sich poetisch die Bahn, und wie Amynt um Lalagen, seufzte sie tief auf:

Er fliehet fort! Es ist um mich geschehen!
Ein fernes Land trennt Theobald von mir:
Dort floh er hin: Komm', Luft, mich anzuwehen.
Du kommst vielleicht von ihm!

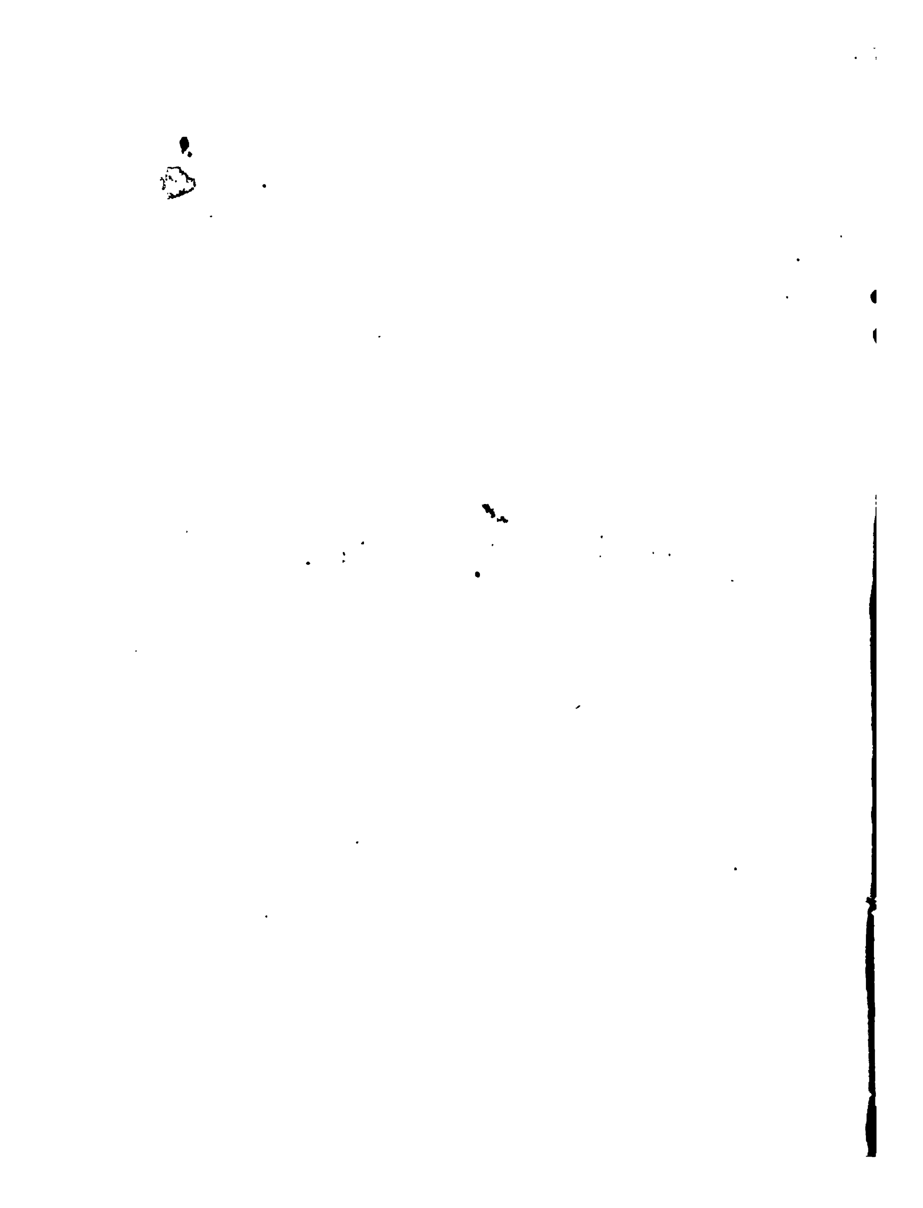
I, das reimt sich ja nicht! sagte sie ärgerlich vor sich hin und warf das geöffnete Fenster zu.

So wenig wie dein Sopran zum Tenor! unterbrach sie noch ärgerlicher der Vater. Komme in den Saal und laß die Thorheit!

Sie gehorchte und kam nun in den Saal, ließ aber die Thorheiten nicht ganz, und noch gleicht sie einer der thörigten Jungfrauen, deren Hoffnungslämpchen noch nicht verloschen ist.

Der Schauspieldirector verließ mit seiner Gesellschaft bald darauf sehr zufrieden die Stadt, und als er mit Aurelien vor dem palastähnlichen Hause des Commerzienrathes vorbeifuhr, sagte er schmunzelnd zu ihr: Kind, solch fetten Hahn, wie da oben, finden wir nicht überall zu rupfen.

Johanna Lavil.



Vor der freundlichen Herberge, zum Elephanten, auf der großen Wiese vor Binche im Hennegau, sah man ein buntes Gemisch von Reitern. Unter der breitastigen schattigen Linde zur Rechten saß die Zierde der niederländischen Ritter, alle in hellblauen Sammet gekleidet. Man sah an ihrem lauten Jubel und an dem festlichen Schmucke, der sie umgab, daß eine bedeutende Veranlassung sie hier versammelt habe. Sie waren fröhlich und munter, die silbernen Pokale gingen fleißig in der Runde, und mehr als einmal wurde unter Pauken- und Trompetenschall ein freudiges Lebehoch ihrem allgeliebten Fürsten, Kaiser Karl dem Fünften, mit freudigem Herzen gebracht.

Unter einer andern, dieser gegenüberstehenden Linde, saßen mit steifem Ernste acht Ritter in verschiedenen Farben, jedoch alle reich und prachtvoll gekleidet. Es waren Spanier, die sich zum Empfange ihres Herrn hier versammelt hatten, Granden aus den ersten Familien dieser edelsten Perle in der Krone Karls des Fünften. Obgleich einem Herrn huldigend, hielten sie sich doch von den Niederländern entfernt, die sich eben so wenig um sie zu kümmern schienen. Selbst die spanischen Diener auf dem grünen Platze führten ihre andalusischen Rosse von den frießischen Streithengsten entfernt. Ernst war die Unterhaltung der Ritter, nur sparsam leerten sie den Becher; und die finstern Blicke, mit welchem sie auf den lauten Jubel der Niederländer schauten, drückten mehr Unmuth als Wohlgefallen aus. Sie glaubten ein Recht zu haben allen Fremden zu zürnen, da ihr Herr nun schon seit mehreren Jahren von Spanien, diesem irdischen Paradiese entfernt in dem üppigen Italien, in dem öden Deutschland und nun in diesen kaufmännischen Niederlanden sich aufhielt.

Jetzt sprengte vor den Thoren der Stadt ein junger Ritter mit einem glänzenden Gefolge heran. Dort kommt er! riefen mehrere Niederländer; ihre Becher wurden schnell gefüllt, und als der Ritter genaht, erschallte aus Aller Munde ein freudiges: Willkommen, Graf Egmont! willkommen tapferer Anführer der blauen Bande!

Egmont sprang vom Rosse, dankte seinen Freunden für den herzlichen Empfang, und nachdem er sie in der Runde begrüßt und einen Becher

mit ihnen geleert hatte, trat er zu den Spaniern, neigte sich höflichst und sagte mit ritterlichem Anstande: Ihr Herren von Spanien! seid auf vaterländischen Boden uns willkommen! Ist es Euch genehm, so theilt unsern Jubel. Ein Fäßchen ächter Xeres, dessen Feuer Euch wohl bekannt ist, wird auf das Wohl unsers gnädigen Herrn geleert, und ich hoffe, Ihr stimmt gern in unsere Freude ein und verschmäht den Pokal und ein Plätzchen an der Niederländer Seite nicht, die neben Euch so manchen Kampf für Kaiser Karl gefochten haben!

Edler Graf von Egmont! erwiderte der Groß-Comthur von Alcantara, Don Gomez de Figeroa: Ich und meine Freunde erwarten hier ruhig die Ankunft unsers Herrn. Wir lieben nicht den Becher, noch weniger den berauschenden Genuß des Weins, deshalb können wir auch unsern Ueberfluß nach den Ländern senden, die Gott nicht so reich mit seinen Gaben gesegnet als Spanien!

Tausch um Tausch! sagte Egmont halb im Scherz: Wir schlürfen, was Euch Gott gab, Ihr schmücket Euch mit dem, was wir unserm Fleiße verdanken; denn trefflich steht Euch der Kragen vom Brüsseler Kanten, Herr Comthur! und der schwarze Sammet Eures Mantels mag wohl aus den Händen eines thätigen Brügger Webers jenseit der Pyrenäen gewandert sein. Darum theilt mit uns Eure Gottes Gabe, trinkt in unserer Gesellschaft von Eurem Weine, kleidet Euch in unsern Sammet, und vereinigt Euch mit uns; das Fest zu verherrlichen, das die hochgebietende königliche Frau Maria von Ungarn, ihrem Herrn und Bruder auf dem Schlosse zu Binche bereitet hat!

Wir sind deshalb hier! erwiderte der Comthur; Ich hoffe, Don Philipp, den Erben des Thron's an unserer Spitze, werden die Granden und Ritter spanischer Nation jedes Fest zu verherrlichen wissen.

Und wir, erwiderte Egmont mit einer höflichen Verbeugung: wir werden dem Sohne unsers Herrn und Euch als Gäste selbst im Kampfspiele würdig zu begegnen wissen! Der Groß-Comthur schien den Sinn dieser Rede nicht zu verstehen, und ohne aus seinem Gleichmuthe zu kommen, sagte er ablenkend: Edler Graf, habt Dank für Eure freundliche Einladung! Dürfen wir unserm Herrn mit bedecktem Haupte nahn, müssen wir auch sorgen mit unbeschwertem Haupte vor ihn zu treten. Deshalb laßt uns hier, fern von Eurem Trinkgelage!

Wie's Euch beliebt, Ihr Herrn! unterbrach Egmont den Comthur: Tretet Ihr mit b e d e c k t e m Haupte vor Euern Herrn, erheben wir es unbedeckt, aber f r e i vor ihn, und die Dünste Eures Xeres, steigen sie auch bis zu unserm Hirn, umnebeln doch nicht die Herzen, die in der Brust der freien Niederländer freudig für den Kaiser schlagen! Er neigte sich und ging zu den Seinen zurück, die, um zu vernehmen was er mit dem wortkargen Comthur verhandelt habe, sich um ihn drängten.

Doch ehe Egmont den Seinen dies mittheilen konnte, fesselte ein

reizender Anblick die Augen der jungen niederländischen Ritter, und vergessen war der Groß-Comthur von Alcantara und seine Spanier.

Unter Schalmeien- und Pfeifenklang zogen festlich geschmückt die Jungfrauen paarweise aus dem Städtchen, ihren Herrn, den Kaiser, zu empfangen. Keine edlen Fräulein waren unter ihnen, es waren nur Töchter fleißiger Bürger, frisch wie die Frühlingsblumen, rosig, wie die Kinder des Maies.

Lamoral! raunte der Herr von Noircarmes Egmont in's Ohr: siehst Du Johanna an der Spitze des Zuges? flieh! flieh! Ungetreuer, da es noch Zeit ist.

Schweig! unterbrach ihn Egmont: und trübe mir den heutigen Tag nicht. Der Liebe habe ich die Liebe opfern müssen, und seit meinem Zuge nach Deutschland hat sich manches geändert!

Das weiß Gott! sagte Noircarmes: Aber die Dirne dauert mich!

Auch mich! erwiderte Egmont seufzend.

Der Zug war während dessen näher gekommen und hielt auf der Wiese an. Die Bürger, die ihm in ihrem Festschmucke gefolgt waren, schlugen schnell ein großes türkisches Zelt auf, das ein wackrer Hauptmann aus Binche vor Tunis erbeutet, und seiner theuren Vaterstadt zum Andenken verehrt hatte. — Schnell war dies geschehen, schnell war es von den Jungfrauen mit Blumengewinden geschmückt, Tische, Bänke mit Genter Teppichen belegt, darin aufgestellt und in künstlich geflochtenen Körbchen prangte das schönste Obst gar zierlich auf der langen Tafel.

Der ehrwürdige Lavil, der Oberälteste der Weber, nahte sich jetzt den niederländischen Rittern und lud sie ein, unter ihrem Zelte zu verweilen, bis die Ankunft des Kaisers sie alle zu den feierlichen Zuge abrufe. Die jungen Ritter säumten nicht der Einladung zu folgen.

Mit mitleidvollem Lächeln sahen die Spanier die in Sammet geschmückten Niederländer zu den Bürgerdirnen ziehen, und Lavils freundliche Einladung, an ihrer Freude Theil zu nehmen, ward mit kaltem Stolze ausgeschlagen. Als dieser nun zu dem prächtigen Gezelt zurückkehrte, war man dort schon in thätiger Bewegung. Die jungen Ritter kos'ten züchtig mit den frischen Dirnen, die alten tranken aus vergoldeten Pokalen ächten rheinischen Wein auf das Wohl der fleißigen Stadt, die Jungfrauen waren geschäftig ihre Früchte zu preisen und das feine Backwerk zu loben. Nur sein eigenes Kind, seine geliebte Johanna, fand er schweigend und in sich gekehrt am Eingange des Zeltes stehen, sie schien an nichts Theil zu nehmen, — beweglos blickte sie vor sich nieder

Johanna! sagte der Vater. Die Jungfrau schrak auf. Auch heute verläßt Dich Dein Trübsinn nicht, heute an diesem Ehrentage, wo Du an der Spitze Deiner Gespielen unsern gnädigen Herrn empfangen sollst? Ermanne Dich! sieh, dort steht der edle Graf Egmont, der Anführer der blauen Ritterschaar, nimm ein Körbchen mit Früchten, fuhr er fort und

blickte sie scharf beobachtend an: biete sie ihm mit Freundlichkeit an. Geh', dort steht Dein' blaues, mit Gold durchwirktes Körbchen! — Warum zitterst Du, mein Kind? — was soll an dem heutigen Tage die Thräne in Deinem Auge? — willst Du Deinen alten Vater so betrüben?

Da neigte sich die Jungfrau, preßte des Vaters Hand an ihre Lippen, preßte sie auf ihr feuchtes Auge, und wies so die Thränen zurück, die hervorzubrechen drohten, nahm dann das Körbchen vom Tisch und schritt auf Egmont zu. Edler Herr? begann sie mit bebender Stimme und schlug das große Auge nach Egmont auf: Verschmähet meine Früchte nicht! Nehmt diese Pfirsiche. Als Ihr nach Deutschland zoget, blühte der Baum, der sie trug, gar schön in meines Vaters Garten; als Ihr wiederkehrtet, prangte statt der Blüthe die Frucht, und heute früh, da ich vor den Baum trat und sinnend die Hand ausstreckte, sank sie vom Zweige in meine Hand. Nehmt sie! sie ist überreif, — die Blüthe längst verwelkt. Nehmt sie, Herr Graf:

Johanna! sagte Egmont tief bewegt mit leisem bittendem Tone.

Gnädiger Herr! erwiderte die Jungfrau erröthend: Es keimte manche Knospe, ohne sich zu entfalten, es sank so manche Blüthe herab und ward nicht zur Frucht; es sank manche Hoffnung vom Stamme des Lebens und ihre Frucht brach des Schicksals rauhe Hand, so schonunglos wie das verwundete Herz! Sie neigte sich züchtig. Egmont nahm die Frucht, und als sie ging und er die würzige Nektarine mit ihrem purpurrothen Fleische an seine Lippen drückte, und ihr süßer Saft ihn labte, war es ihm, als sei es Johannens Purpurmund, den er wohl zuweilen, wie diese süße Frucht, mit seinen Lippen berührt hatte. Von dieser Erinnerung nach dem Mädchen gezogen, wollte er, von dem Augenblick überrascht, ihr folgen, da sprengte ein Trabant des Grafen von Taxis in seiner zitronengelben Livrée heran, stieß in sein schmetterndes Horn, und als ob diese Töne wie Oberon's Horn Zauberkraft besäßen, eilte Alles in buntem Gemisch durch einander. Die Diener stürzten mit den schön geschmückten Rossen herbei. Die Ritter ihnen entgegen eilend, riefen den Jungfrauen ein trautes: Ade! zu, die sich selbst paarweise stellend, manches an ihrem Putze zu ordnen hatten; nur die Spanier leerten ruhig ihre Becher, erhoben sich dann mit steifem Ernst und erwarteten gelassen das Heer von Dienern, das mit den Rossen nur saumselig nahte.

Endlich war der Zug geordnet, und als man aus der Ferne den Kaiser und sein Gefolge kommen sah, setzte man sich in Bewegung. Egmont sprengte mit seiner blauen Schaar voran, ihm folgte der Groß-Comthur und seine Spanier, dicht hinter ihnen die Jungfrauen mit ihren Blumengewinden, denn nur langsam zogen die Spanier den voraneilenden niederländischen Rittern nach, zuletzt die achtbaren fleißigen Bürger der Stadt, deren Glocken hell durch die Lüfte tönten, Alt und Jung zu verkünden: ihr Herr, der Kaiser, nahe.

Seid mir willkommen im Hennegau, Graf Egmont! rief der Kaiser huldreich diesem entgegen. Dieser, mein Sohn, sagte er, sich zu Don Philipp wendend: ist der treueste meiner Diener, so wenig Jahre er auch zählt, so sind diese wenigen doch schon mit Lorbeeren geschmückt, mit Thaten bezeichnet; ich empfehle ihn Deiner Huld!

Egmont, der mit den Rittern von den Rossen gesprungen, sich dem Kaiser nahte, küßte die dargereichte Hand, und nahte sich dann dem Erben des Thrones.

Ihr seid Lamoral Graf von Egmont? fragte dieser. —

Der bin ich, gnädiger Herr! erwiderte der Graf.

Ich habe viel und mancherlei von Euch gehört, seid dem Sohn Eures Herrn willkommen! —

Der Groß-Comthur war unterdeß genaht.

Ha! Meister von Alcantara! rief Kaiser Karl: Ihr seid gewiß mit Euren Begleitern hier, mich nach Madrid abzuholen. Diesmal, versprech' ich Euch, sollt' Ihr mir das Geleite geben; seid mir willkommen, auch auf niederländischen Boden! — Bedeckt Euch, Graf Egmont, auch Ihr andern Herrn aus meinen Niederlanden!

Jetzt war der Zug der Jungfrauen dem Kaiser genaht, — Johanna Lavil überreichte ihm auf schön gesticktem Kissen einen Lorbeerkranz, und als sie ihre zierliche Rede nicht ohne Bangen beendet und der Kaiser ihr freundlich gedankt hatte, sagte er, sich zu Egmont wendend: Kennt Ihr die Jungfrau? Graf Egmont!

Sie ist die Tochter des Oberältesten Lavil, Majestät! erwiderte der Graf erröthend.

Lavil? Lavil? rief der Kaiser: Ist mir doch, als sei mir der Name aus der Genter Unruhe bekannt. Erinnert Ihr Euch nicht, Don Mauriquez? fuhr er fort, sich zu dem Oberhofmeister, Grafen von Lana wendend: mir ist, als hätt' ich diesen Namen damals gehört! —

Wohl kann ich Eurer Majestät einen Weber dieses Namens in die Erinnerung zurückführen! erwiderte Don Mauriquez: den Eure Gnade aus tiefstem Gefängnisse befreite, wohin die rebellischen Genter ihn wegen der Anhänglichkeit an seinen Herrn geworfen hatten!

Und konnt' ich diesen Mann so lange vergessen? rief Kaiser Karl: Ich werde seiner, ich werde Eurer in Gnaden gedenken! Eurer besondern Huth, Graf Egmont, fuhr er fort: übergeb' ich die Jungfrau, sorgt bei dem Feste für sie, daß sie an Allem Theil nehmen und Alles schauen kann; doch nur soviel, versteht sich, als Euch Sabine von der Pfalz erlauben wird, die Ihr hier erwarten könnt! Er neigte sich freundlich gegen die Jungfrauen, grüßte huldreich die Bürger, winkte dem Groß-Comthur und den Spaniern, ihm zu folgen, und sagte im Wegreiten zu dem Grafen Egmont: Euer Herz wird Euch wohl den Königinnen und ihrer Begleitung entgegen führen. Gehabt Euch wohl und begleitet die königlichen

Frauen bei ihrem Einzuge. Unter dem Jubelrufe der Menge zog er dem Schlosse zu.

Egmont und die niederländischen Ritter verherrlichten, den Befehlen ihres Herrn gemäß, den feierlichen Einzug des Kaisers nicht. Auch die Jungfrauen waren zurück geblieben, um die Königin Maria von Ungarn und Eleonore von Frankreich zu erwarten, in deren Gefolge Sabine von der Pfalz sich befand. Sie war es, um derenwillen die besorgte Mutter Egmonts ihren Sohn vermocht hatte nach Deutschland gen Zweibrücken zu ziehen, dort um diese Prinzessin zu werben, die, ein treues Bild ächt deutscher Jungfräulichkeit, durch ihr stilles einfaches Wesen Aller Herzen bezauberte. Ungern nur verließ Egmont das Schloß seiner Väter, denn unfern desselben in Binche, dem unbedeutenden Städtchen, lebte Johanna Lavil, diese Rose in dem Kranze niederländischer Jungfrauen.

Der Zufall hatte sie ihn kennen gelehrt. Der berühmte Meister Rubens hatte bei einer Reise durch dieses Städtchen die Kirche besucht, um das Altargemälde, die Kreuzabnahme des Heilandes vorstellend, zu betrachten. Dort sah er an einem einfachen Monument eine Jungfrau knieen, deren volles gelbes Haar in üppiger Fülle über ein grünes Gewand herab rollte; ihr Auge war thränenfeucht, ihre Stellung malerisch schön. Da ergriff den Meister bei ihrem Anblicke der hohe Geist der Kunst, er nahm den Griffel, und ohne daß die Jungfrau, die in stiller Andacht versunken an der Mutter Grabe knieete, es bemerkte, zeichnete er ihre frommen Züge; und wer kennt nicht auf dem herrlichen Gemälde der Kreuzabnahme in der Kathedrale zu Antwerpen die holde Gestalt im grünen Gewande, mit dem langen blonden Haar, das über die Wundmale des Heilands wallt. Jeder, der dies Kunstwerk anstaunte, war von der Schönheit dieser herrlichen Gestalt entzückt, und Meister Rubens gestand jedem offen, daß es kein Bild seiner Phantasie, daß das Original in Binche zu finden sei.

Egmont säumte keinen Augenblick, das holde Wesen aufzusuchen, dessen Anblick einen Rubens begeistert hatte. — Er sah sie. — Doch nicht wie der Meister von himmlischer Begeisterung durchglüht, erblickte er in ihr nur das reizende, liebliche, fromme Wesen, dessen jungfräuliche Gestalt, dessen sanfter Himmelsblick ihn mit Liebe und Ehrfurcht zugleich erfüllten; er sah sie und liebte die ehrbare, züchtige Jungfrau, ehrbar und züchtig. Denn lockte ihn auch der Purpur-Mund zum Kusse, drückte er auch, nachdem sie des Jünglings Liebe verstand, nachdem Herz um Herz sie ausgetauscht, seine Lippen zuweilen glühend auf die ihrigen, wagte er auch im Rausche der Leidenschaft stürmisch zu fordern; so führte der bittende und ernste Ton, mit dem sie: Egmont! ihm zurief, den Jüngling schnell in die Schranken zurück, und rein und heilig, wie der Wandel der Jungfrau, war und blieb auch ihre Liebe.

Der sorgsamen Mutter Egmonds blieb dies nicht lange verborgen; schonend sprach sie mit ihrem Sohne über dies Verhältniß, das für die Zukunft in keiner Art freudebringend für ihn werden konnte. — Sie beklagte des Sohnes Herz, das zum erstenmal einer thörigen Leidenschaft sich hingab, ihr that das Mädchen leid, deren Herz voll Täuschung, oder voll Schuld, brechen mußte. Sie faßte den Entschluß, auch bei ihr als warnende Freundin aufzutreten, und vielleicht durch Johannen selbst auf ihren Sohn zu wirken. Ach! die gute Matrone hatte in dem Kreislaufe der Jahre die Gewalt der Liebe vergessen, sie vielleicht nie gekannt. — Johanna küßte ehrerbietig die Hand der edeln Frau, versprach, sich geduldig in das zu fügen, was auch das Schicksal über sie verhängen würde; doch sich loszureißen von seinem Herzen, ihn kalt von dem ihrigen zurück zu weisen, das vermöge sie nicht. Inniger noch hing Johanna von jetzt an Egmont, er war ihr nun ein theures Gut, das sie jeden Augenblick zu verlieren fürchtete; inniger gab sie sich hin, und die Warnung, die Bitten ihres alten Vaters, der sein einziges Kind dieser thörigen Leidenschaft, wie er sie nannte, hingegeben sah, vermochte nicht, sie ihrem Schicksale zu entziehen. — Den Abgrund vor sich sehend, hob sie muthig den Fuß ihn zu überschreiten, und graute ihr auch vor der Tiefe die sich vor ihr aufthat, fühlte sie doch den Muth, eher unterzugehen, als Egmonts Liebe zu entsagen.

So verschwanden Monden, und mit jedem Morgenrothe war ihrer Liebe eine neue Sonne aufgegangen; nur nach dem Osten der Liebe schaute ihr Blick, dort flatterte, wenn Egmont erschien, die Hoffnung in dem falben Lichte der Dämmerung ihr entgegen, und nur wenn er ging, wenn in der Purpurgluth der scheidenden Sonne sein Lebewohl sie mahnte, sank mit dem letzten Strahl auch die Hoffnung in's Wellengrab. Doch kam er am Morgen wieder, so kehrte sie mit ihm zurück.

Da führte einst die Mutter den Liebenden in den hohen Saal seiner Ahnen, Ritter und Frauen, Kinder und Greise, welche die unaufhaltsame Sichel des Todes schon längst abgemäht hatte, hingen dort im ernsten Vereine. Neben der großen Flügelthüre stand Hugo, Herr von Egmont, in der Rüstung gemalt, in der er bei Jerusalems Eroberung unter Balduins von Flandern Fahne einer der Ersten, die Mauern der heiligen Stadt erstieg, an der andern Seite stand der Ahnherr des Stammes, Philipp Egmont die große Streitaxt in der Hand, welche in der Schlacht bei Merseburg gegen die Hunnen, wie das Schwert des Würgengels die Feinde deutschen Vaterlandes danieder gemähet hatte. Beide schienen den Eingang zu bewachen. Ueber der Flügelthür hing das Bild der Anna von Egmont, einer würdigen Aebtissin der Karmeliterinnen von Valenciennes, sie streckte segnend die Hand aus, als ob sie die Eintretenden einweihen wollte in den Bund der hohen edlen Versammlung. — Freundlich blickte so manche Eltermutter im hochzeitlichem Gewande herab, und manche Jungfrau im bräutlichen Schmucke sah mit Sehnsucht auf das Myrthenreiß, das ihre

gehobene Hand um Kranze sich winden wollte. — Auch manche frische Jugendknospe, zu früh vom Todessturme geknickt, knieete hier, faltete die Hände und schien zum Himmel aufzuschweben.

Schau um Dich, mein Sohn! rief die Mutter, und ihr Auge glühte, ihr sorgenschweres Haupt hob sich mit Stolz: Schau um Dich mein Sohn! Sieh die Edlen, Frauen und Jungfrauen, die seit Jahrhunderten heilig und rein das Geschlecht der Egmont erhielten. Von Deinem Ahn, den Heinrich der Vogler auf dem Schlachtfelde zum Ritter schlug, bis auf Deinem Vater, den Prinzen von Gaure, ist altadelig edel Blut in den Adern Aller deren geflossen, die Du hier in ununterbrochener Reihe versammelt siehst, keiner darf schamroth im Kreise umherschauen, und zu dem Haupte der Frauen, die das Geschlecht der Egmont fortgepflanzt, glänzt herrlich und schön das alte Wappen ihres edeln Geschlechts! Und Du allein Lamoral, mein Sohn! Du wolltest die Tochter eines gemeinen Webers in diesen Kreis einführen, den offenen Helm schließen, und den Hermelin von dem Fürstenhute hinwegreißen? — Sie schwieg und sah dem Jüngling ernst in das Auge, das jetzt mit festem Blicke zu ihr sich hob.

Das will ich nicht, geliebte Mutter! und das wolle Gott nicht, daß ich so den Glanz meines Geschlechts vergessen könnte! rief er aus.

Und was willst Du denn? — Den Stammbaum aller Ahnen entehren, ist keines Ritters würdig. Die Unschuld einer frommen Jungfrau morden, ihr Lebensglück untergraben, ihr Herz brechen, ist eines Mannes, ist eines Ritters noch unwürdiger. Wohin Du Dich wendest, trauern die Edlen, die mit glänzenden Thaten Dir vorangingen; wohin Du Dich wendest, zertrittst Du die zarte Blüthe, die sich vertrauenvoll Dir erschloß! — Ermanne Dich, zerreiß ein Band, da es noch Zeit ist. Zieh gen Zweibrücken und knüpfe dort ein Neues. — Noch ist vielleicht die Wunde zu heilen; — geh' und sage dem Mädchen offen, aber schonend, daß die Stunde der Trennung geschlagen habe! — Geh' der Mutter Segen begleite Dich!

Egmont drückte ehrfurchtsvoll ihre Hand an sein Herz und ging. —

In ihrem Garten, am Thore von Mons fand er Johanna, sie stand vor einem blühenden Pfirsichbaume, die Blüthen sammelnd, welche der Wind herabgeweht hatte.

Sehet, Lamoral! rief sie traurig dem Kommenden entgegen! wie viele Blüthen da unten liegen und wie wenig Früchte am Stamme sind. Ach! der Blüthen sind so viele als der Wünsche, und der Früchte so wenige als der Freuden im Leben!

Egmont schloß sie stürmisch in seine Arme, und heftiger als je — es war ja zum Lebewohl — bedeckte er ihren Mund mit Küssen.

Egmont! rief sie und sah bittend an ihn auf: Egmont! laß mich, sei nicht stürmisch wie der Westwind, der warm, die Blüthen zu schütteln, über die Meereswogen herüber braust. Laß mich! Dein Kuß durchschauert mich heute so sonderbar und weckt in mir die trübe Ahnung, die ich schon

lange in den Schlaf zu lullen mich mühte. Du weinst? — Du drückst so stürmisch meine Hand an Dein Herz. — Ich fühle es so laut, so heftig mir entgegen schlagen. — Egmont! rief sie zitternd: Egmont! mein Geliebter, es schlägt mir die Stunde der Trennung, Dein Auge ruht unbeweglich, wie der Stundenzeiger der Uhr bei unserm ersten Kusse, auf meinen bebenden Lippen, und sagt mir, daß auch die Stunde des Glückes für mich ausgeschlagen nun still stehe! — Sprich, Lamoral! sprich es aus, das schreckliche Wort, — schon oft glaubt' ich es auf deinen Lippen schweben zu sehen.

Und er sprach das Wort. Die Stunde der Trennung schlug; Sabine von der Pfalz errang sich seine Achtung, sein Wohlwollen. Sie in den Kreis seiner Ahnen einzuführen, warb er um ihre Hand.

Im Zelte auf der Wiese sah Egmont Johannen zum Erstenmal wieder, sie reichte ihm dort eine der wenigen Früchte, die am Baume gereift waren. Ihre Liebe glühte noch wie das Roth der Pfirsichblüthe, aber keine Frucht schwoll aus ihrem Kelche.

Ihr seid von unserm Herrn meiner Obhut anvertraut, Jungfrau! sagte der Prinz von Gaure zu Johannen, als die Ritter und Jungfrauen an der Ehrenpforte noch weilten, die Königinnen zu empfangen. Kann ich bei dem Feste etwas thun, was Euch wohlgefällig ist, fuhr er freundlich fort: so seid überzeugt, ich thue es mit Freuden!

Johanna verneigte sich dankend. Gnädiger Herr! erwiderte sie: des Kaisers Majestät thaten unrecht, Euch diesen lästigen Auftrag zu geben. Ihr seid schon zu beschäftigt, als daß Ihr Euch noch um Johanna Lavil kümmern könntet. Ich entlasse Euch gern der Verpflichtungen, die Euch drückend sein müssen!

Johanna! unterbrach sie Egmont: Ist es dem Freunde nicht erlaubt?

Prinz von Gaure! fiel sie ihm in die Rede, und ihr Auge sah wehmuthvoll an ihm auf: Wer die Liebe im Herzen trägt, dem heilet Freundschaft nie die Wunde, die ihm die Untreue schlug! —

Ihr stoßt mich also ganz von Euch zurück? rief Egmont.

Ich weise Euch nur auf den Platz, Graf Egmont! auf den Ihr Euch selbst gestellt! erwiderte die Jungfrau, und mischte sich in den Kreis ihrer Gespielen.

Noch stand Egmont in tiefen Gedanken versunken, so manches liebliche Bild aus der vergangenen Zeit trat vor ihn, manche süße Stunde zog mit ihren Schmetterlingsflügeln an ihm vorüber. — Noch liebte er Johanna, sein Wort band ihn an Sabinen von der Pfalz, auch sie mußte er achten, auch sie stand mit liebenden Zügen vor ihm; und zwischen seiner Pflicht und seinem Herzen schwankte der Jüngling. — O dieses Schwankende seines Charakters trübte ihm die frohen Tage der Jugend, so wie es späterhin den Mann auf das Schaffot führte.

Jetzt nahten die Königinnen. — war der Kaiser selbst nur mit weniger Begleitung und fast ohne allen Pomp eingezogen, so umgab alle nur erdenkliche Pracht die beiden Königinnen. — Wohl tausend Reiter zogen voran, Trompeter und Pauker folgten, eine Schaar Trabanten, vom Grafen Peter Ernst von Mansfeld geführt, umgab den Wagen, in welchem die Königinnen und ihnen gegenüber die Prinzessin von der Pfalz saßen. Französische Ritter folgten dem Zuge, den die burgundischen Reiter beschlossen.

Als Egmont mit seinen Rittern den Königinnen nahte, und sie im Namen des niederländischen Adels begrüßte, dankten ihm diese gar freundlich. Doch freundlicher als Beide blickten Sabinens Augen nach ihm, der heute den Liebesblick nicht mehr so warm zu erwidern schien als auf dem Schlosse zu Heidelberg; denn auf der andern Seite des Wagens nahte Johanna Lavil mit den Jungfrauen, und ehe ihr Auge auf dem Auge Marias von Ungarn ruhte, traf es, wenn auch nur flüchtig, das Auge Egmonts; wie hätte sich dieses mit voller Gluth der Liebe nach Sabinen von der Pfalz wenden können? —

Als die Jungfrau die königlichen Frauen begrüßt hatte, überreichte sie ihnen einen Strauß von frischen Blumen, und bat freundlich, diese kleine Gabe von den Töchtern des Landes huldreich aufzunehmen, und nachdem sie ihre Bitten geendet, die Königin von Ungarn ihr freundlich gedankt, wandte sie sich schweigend zu der Prinzessin von der Pfalz, reichte dieser einen blühenden Myrthenzweig — auch jetzt traf ihr Auge Egmont, — neigte sich und wollte sich bescheiden zurückziehen. Da winkte die Prinzessin der Jungfrau, und als sie wieder an den Wagen getreten, sagte sie mit dem ihr so eigenthümlichen Liebreiz: Holde Jungfrau, wenn Ihr morgen in der Frühstunde zu mir auf das Schloß nach Binche kommen wollt, was wohl meine königliche Gebieterin mir erlauben wird, so will ich Euch mit Worten und mit der That für Euer freundliches sinniges Geschenk danken!

Von der blauen Schaar geführt, von den Jungfrauen umgeben, zogen nun die Königinnen nach dem Schlosse, wo der Kaiser sie erwartete.

Mit beklommenen Herzen trat Johanna am Morgen in das Vorzimmer Sabinen's von der Pfalz. Nicht ohne innere Bewegung hatte sie gestern die freundlichen, schönen Züge der Prinzessin betrachtet; und heute sollte sie ihr gegenüber stehen, die ihr das Herz des Geliebten entrissen hatte, sie sollte ihr gegenüber stehen, an deren Busen Egmont die Seligkeit der Liebe schmecken sollte.

Als die Thür sich öffnete, sprach sie leise ihrem Herzen Muth zu und trat ein. Sabine von der Pfalz kam ihr in einem leichten Morgenanzuge freundlich entgegen, und Johanna's Auge hatte schnell die jungfräuliche

Gestalt überflogen, die wohl einen Albert Dürer zum Muster einer Mutter Gottes dienen konnte.

Seid mir willkommen, Johanna Lavil! rief die Prinzessin freundlich der Eintretenden entgegen: Tretet näher und naht Euch mir vertrauenvoll, — hier, wo wir allein uns gegenüber stehen, beengt die steife Hofsitte nicht das jungfräuliche Herz, und Ihr habt mir gestern durch Euer deutungsvolles Geschenk so wohlgethan; denn sicher wußtet Ihr daß ich verlobt, mit dem edelsten Manne Eurer Heimath verlobt bin, deshalb — sie wandte sich nach einem Kästchen, öffnete es und trat wieder vor die Jungfrau, die hocherröthend, mit schmerzvollem Blicke nach ihr hinsah: — nehmt diese kleinen Geschenke zum Andenken, nehmt diesen Myrthenkranz, einfach und schmucklos, er schmücke Euch, führt die Liebe Euch zum Altar. Diese goldene Kette, nicht schwer an Gewicht, aber deshalb von Werth, weil ich sie trug als ich Egmont zum Erstenmal sah, tragt, wenn Ihr von dem Geliebten zum Erstenmal das süße Wort der Liebe vernehmt; diesen Ring gebt ihm am Tage Eurer Verlobung! — Ihr lächelt so schmerzlich, Euer Auge wird feucht? — Ist diese schöne Zeit schon vorüber und griff das Schicksal schon feindlich in die zarten Saiten Eures Herzens? — Es thut mir wehe daß ich diese Saiten berührte, ich glaubte jedes Herz müsse beglückt sein, wie das Meine, jede Brust so sicher der treuen Liebe entgegenschlagen, wie die Meine!

Hoheit! rief die Jungfrau, küßte der Prinzessin die Hand und drückte sie stürmisch an ihre Brust: Gebe der Himmel Eurem sanften Herzen Friede und ein dauerndes Glück; treuer als mich, begleite Euch die Liebe! Sie küßte noch einmal die Hand der Prinzessin, die, sich nieder beugend, einen leisen Kuß auf Johanna's Stirn drückte.

In diesem Augenblicke trat die Kammerfrau ein und übergab der Prinzessin einen Brief, welchen ein spanischer Diener gebracht habe. Die Prinzessin winkte, sie verließ das Zimmer.

Setzt Euch, Johanna! sagte Sabine theilnehmend: Erholt Euch, armes Mädchen. Ach, im Leben liegt so Manches hinter dem Schleier der Zukunft verhüllt, daß auch der Glückliche nur ängstlich jede Wonnestunde entfliehen sehen, jeder Kommenden mit Zagen entgegen gehen sollte. Gedulbet Euch bis ich den Brief gelesen habe, der mich recht neugierig macht, da mir die Hand fremd und ich auch gar nicht wissen könnte, wer mir in spanischer Sprache einen Brief schreiben sollte!

Johanna setzte sich. Die Prinzessin brach das Siegel. Keine Unterschrift? sagte sie für sich und las.

Johanna's Auge ruhte indeß unverwandt auf der Fürstin, sie wollte in ihr das Wesen erblicken, das sie aus ihrem süßen Traume geweckt, das ihr Erdenglück gestört, das sie unglücklich gemacht habe, und konnte doch nicht. Zu fromm, zu lieblich, zu heilig waren diese Züge, und ohne es zu wollen, mußte sie die Schuldlose lieben. Noch war ihr Auge fest auf den

lieblichen Mund geheftet, auf dem Wohlwollen und Anmuth thronte, als sie plötzlich die lieblichen Züge sich verändern, als sie die Rosenwangen erbleichen sah. Langsam sank die Hand mit dem Briefe in den Schooß, und ein fester durchdringender Blick, in welchem sich Ernst und Wehmuth einte, traf Johanna, die, als sei sie die Schuldige, die Augen senkte.

Johanna! sagte jetzt die Prinzessin, und in dem Tone ihrer Stimme lag der Schmerz gekränkten Vertrauens: Johanna Lavil! — Wohl sollten wir im Rausche des Glücks von der zukünftigen Stunde nichts Wonniges erwarten! Ich fühle es jetzt tief. Tröstend stand ich vor wenigen Augenblicken vor Euch, und jetzt bedarf ich des Trostes selbst. — Egmont liebt Euch! —

Er liebte mich! Ja! sagte mit bebendem herzzerreißenden Tone Johanna.

Er liebte Euch? liebt Euch nicht mehr? —

Um Sabinen von der Pfalz verließ er Johanna Lavil! — Sie stand auf. Das Geheimniß ist aus meinem Busen! sprach sie: meine Schuld gegen Euch mit diesem Geständniß verwischt, nicht mehr darf ich die Augen vor Euch niederschlagen; denn meine Thränen verdienen Mitleid, nicht Haß!

Ein nie gekanntes Gefühl durchglühte bei diesen Worten die Prinzessin, Eifersucht und Mitleid kämpften mit einander. Egmonts unstäter Blick, als ihm Johanna am Wagen der Königinnen gegenüber stand, trat jetzt wieder vor sie, die Schönheit des Mädchens, der Gedanke: nur Egmont's Hand, nicht sein Herz werde ihr zu Theil, peinigten sie; doch wenn sie in das thränenschwere Auge der Jungfrau sah, so sagte ihr der kummervolle Blick: so trauernd und trübe schaue die glückliche Liebe nicht um sich. Sie konnte ihr nicht zürnen, sie liebte ja Egmont, und wer konnte ihn sehen, wer ihn kennen, ohne ihn zu lieben? Armes Mädchen! sagte sie endlich: Ich habe Dir weh, sehr weh gethan, ich habe Deines Lebens schönsten Traum zerstört, und die Thränen in Deinem Auge, der Seufzer der Deiner Brust entsteigt, macht auch mich nicht glücklicher. Wer weiß wer mehr zu beklagen ist, ich oder Du! —

Da sah Johanna mit weit geöffneten leuchtenden Augen nach der Prinzessin auf, deren letzte Worte wie ein Hoffnungsstrahl sie belebt hatten. Sabine fühlte, was dieser Blick sagen wollte. Nur dieses Augenblicks bedurfte es, um die Rührung ihres Herzens zu dämpfen, nur dieses Augenblicks, um sie zu erinnern, der Tochter des Pfalzgrafen Johann gezieme nicht, mit Johanna Lavil in die Schranken zu treten. Freundlich, aber mit ernster Würde nahte sie sich der Jungfrau. Gebt mir meine kleinen unbedeutenden Geschenke zurück, Johanna! sagte sie: sie passen nicht für Eure Stimmung. Nehmt dafür diese Schnur orientalischer Perlen, und tröstet Euch, wenn es nicht zu spät ist, mit dem Gedanken: daß Egmont's entschwundene Liebe der Schutzgeist Eurer Tugend war!

Hoheit! unterbrach mit Stolz Johanna die Prinzessin: der Schutzgeist meiner Tugend liegt in mir, er schlief nie als meine Liebe wachte; in Egmont's Arm, an seinen Lippen schwieg seine mahnende Stimme nie!

In seinem Arm, an seinen Lippen! rief Sabine, und eine hohe Röthe überflog ihr Antlitz; doch schnell trat die Anmuth wieder aus den freundlichen Zügen hervor. Ich that Dir wehe, Mädchen! sagte sie herzlich: das wollte ich nicht. Nimm diese Perlenschnur, ich bitte Dich, nimm sie zum Andenken an diese Stunde, sie gebe Dir die Gewißheit, daß Sabinen von der Pfalz Dein künftiges Glück am Herzen liegt. — Geh mit Gott! vergiß, was Dir die Vernunft zu vergessen befiehlt — und gedenke meiner freundlich! Sie küßte ihre Stirn. Johanna, von der Sanftmuth gerührt die in diesen Worten lag, wollte ihre Hand küssen, aber die Prinzessin, vom Gefühl übermannt, drückte sie an ihr Herz. — Sei glücklich! wenn ich es bin! rief sie der Scheidenden zu.

Als Johanna das Schloß verließ, war schon Alles in Bewegung. — Um die Schranken, innerhalb welcher das Fußturnier gehalten werden sollte, wimmelte es von Neugierigen, die aus allen Gegenden herbeigeströmt waren, die Pracht dieses Festes zu bewundern. In einiger Entfernung von dem Turnierplatz erwarteten die verschiedenen Abtheilungen der Ritter unter Zelten die Ankunft des Kaisers und das Signal zum Feste, und Trabanten mit dem Wappen der Königin von Ungarn hielten den Eingang der Schranken besetzt. Von allem Diesen bemerkte Johanna nichts; träumend, nur in düstern Gedanken verloren, das Kästchen mit Perlen fest in ihre Hand gedrückt, ging sie durch die Menge. Doch als sie jetzt vor einem kostbaren Zelte vorbeischritt und Egmont ihr freundlich entgegen trat und sie fragte: Wohin, Johanna? erwiderte sie ohne aufzublicken: Nach Hause!

So trat sie in die väterliche Wohnung, wo ihr der Vater in seinem Festkleide entgegen kam. Schon lange und ängstlich hatte er auf sein Kind gewartet und fast gefürchtet, sie würde sich irgend Jemandem angeschlossen und ihn allein zurückgelassen haben. Kommst Du endlich, Johanna? sagte er halb freundlich, halb mißmuthig: Du hast mich lange warten lassen, und Dein Begleiter wandelt, Deiner harrend, schon seit einer Stunde im Garten!

Mein Begleiter? fragte Johanna staunend.

Ja, Johanna! Wilhelm van Dahlen! Graf Egmont hat ihn hergeschickt, Dich zum Feste zu führen; aber auch ich werde Dich begleiten und nicht von Deiner Seite weichen, denn Alt und Jung weiß wie Wilhelm Dir zugethan ist mit Liebe, und leicht könnte es zu Reden Anlaß geben!

Und Egmont schickte seinen Schreiber, mich zu begleiten? fragte noch einmal die Jungfrau.

So sagt van Dahlen, und ich glaube fast, ohne seines Herrn Befehl hätte der bescheidene Mann es nicht gewagt vor Dir zu erscheinen, und Dir seinen Arm zur Begleitung anzubieten.

Ah! ich verstehe Dich, Egmont! sagte Johanna leise vor sich hin: Ist die Sonne mir untergegangen, soll das Licht einer Ampel, die Du mir angezündet hast, leuchten, — kann es mich auch erwärmen? — nie! Sie setzte das Kästchen mit der Perlenschnur auf den Tisch.

Was hast Du da? fragte der Vater, das Kästchen neugierig betrachtend: Gewiß ein Geschenk der Prinzessin?

Thränen, Vater! Thränen, ja wohl, das ist das einzige Geschenk was mir gereicht werden kann. Sie sollen mich heute schmücken. Geht in den Garten, bittet Wilhelm van Dahlen, daß er noch einen Augenblick verweile. Zum Fest will ich mich schmücken, Vater, und dann sollt Ihr Euer Kind begleiten und Euch freuen, wie sie so lieblich an Eurer, an Wilhelm's Seite einherschreiten wird Auch mir ist der heutige Tag ein Festtag, denn heute — ist das Fest der Märtyrer!

Johanna! rief der Alte und schloß sie an seine Brust: Gute, fromme Johanna! was ist aus Dir geworden? Dein Auge so unstät und trocken, Deine Lippe bleich und die Wange so glühend, — Kind! —

Geht in den Garten zu Wilhelm! er wartet auf Euch! bat sie: Laßt mir Zeit, mich mit meinem Feststate zu schmücken. Geht, lieber Vater! — Sie führte ihn sanft bittend an die Thür, und als er sie verlassen, riegelte sie hinter ihm zu, sank auf ihre Kniee, hob die gefalteten Hände empor, und aus der Tiefe ihres Herzens drang ein stummes Gebet zum Himmel empor; Engel nahmen es auf ihre goldenen Flügel, und legten es vor den Thron des Erbarmers. — Und als sie aufstand, leise und unbeengt das Herz ihr schlug, da fühlte sie, Gott habe ihr Gebet erhört.

Sorgfältig ordnete sie ihr Haar, die Perlenschnur rollte über den blendenden Hals, aber statt des Festkleides von hellblauem Sammet, von ihrem Vater selbst gewebt, nahm sie das einfach wollene grüne Kleid aus dem eichenen Schranke, in dem sie der große Meister am Grabmahle ihrer Mutter gesehen; und als es ihren schlanken Körper umschloß, als sie den Gürtel unter der Brust befestigte und in so manche Rückerinnerung versank, sagte sie leise: Ruhig, ruhig! Die Wetter sind vorüber, nur ein sanftes kühles Abendlüftchen kräuselt noch deinen Spiegel. — Ruhig, mein stürmisches Herz! Hierauf steckte sie eine Rose an, und um das Bild des Innern ganz auszumalen, neben die Rose einen dunkeln Rosmarien-Zweig.

So trat sie in den Garten. Wilhelm ging bescheiden, fast ängstlich auf sie zu und wollte sich entschuldigen. Kommt nur, freundlicher Bote Egmont's! sagte sie, schmerzvoll lächelnd: Kommt, mein lieber Vater, sonst beginnt das Fest vor unserer Ankunft! Sie nahm Wilhelms darge-

botenen Arm und ging, freundlich und liebreich mit dem Jünglinge sprechend, dem Schlosse zu.

Als sie in die Nähe des Turnierplatzes kamen, erwartete sie ein Trabant der Königin, um sie nach einem Zelte zu führen, das der kaiserlichen Tribune gegenüber für die Jungfrauen, die gestern zum feierlichen Empfange hinaus gezogen, aufgeschlagen war. Hier verließ sie Wilhelm van Dahlen, und ermuthigt von den freundlichen Worten die sie unterwegs mit ihm gewechselt, drückte er vielleicht nur unwillkürlich beim Abschied ihre Hand. Johanna sah ernst auf den Erröthenden und trat in das Zelt.

Eben verkündeten Trompeten und Paukenschall die Ankunft des Kaisers. Zwischen seinen königlichen Schwestern nahte er, von seinen Hofleuten und den Frauen gefolgt, dicht hinter ihm der Infant Don Philipp, Sabinen von der Pfalz führend. Freundlich begrüßte der Monarch die jauchzende Menge, und der streng ernste Blick, mit dem er in Madrid sich zeigte, schien bei den lebensfrohen Niederländern sich in freundliche Milde verwandelt zu haben; selbst der Infant, sonst so ernst und kalt, schien an der Seite der deutschen Fürstin milder und huldreicher umher zu blicken. —

Jetzt ertönte das Zeichen, — und das Turnier begann. *)

Zuerst zogen die sechs Ritter, die zum Kampf männiglich aufforderten, mit ihren Rüstmeistern ein; es war der Graf von Bergen, die Herren von Tresigni, Semery von Liestre, von Torlon und Tilloye, lauter Niederländer. Sie waren im ganzen Küraß, die Waffenröcke von Goldstoff, mit rothem und weißem Sammet verbrämt. — Auf dem Helme wogten hohe rothe und weiße Federn. Ihre Begleiter waren ihnen gleich gekleidet. — Sie zogen der kaiserlichen Tribune vorbei und stellten sich ihr gegenüber. —

Nun forderte ein Herold die fremden Ritter auf, die den Kampf mit Mantadores zu bestehen gesonnen wären, und in zehn Abtheilungen zogen sie folgendermaßen in die Schranken:

Zuerst Peter Ernst, Graf von Mansfeld, mit ihm die Herren von Ubermont und Noircarmes, Niederländer. Dann der Freiherr von Corlaux und der Herr von Pelonux, Burgunder, und Johann Zabada, Don Johann de Cuma, und Caspar de Robleß, Spanier, in ganzen Kürassen, mit schwarz sammetnen Waffenröcken und schwarzen Federn auf dem Helm. — Ihre Dolche und Schwerter waren vergoldet. Sie zogen vor dem Kaiser vorüber, ein jeder berührte am Eingang den Schild, worauf die Waffe gezeichnet war mit welcher er kämpfen wollte, und stellte sich

---

*) Die Beschreibung dieses Turniers kann man ausführlich in dem großen Turnierbuche von Feierabend, Frankfurt a. M. 1578, lesen.

dann dem Eingange der Schranken gegenüber. Sämmtliche Ritter kämpften nur mit dem Kürassschwert und dem Spieß.

Dann folgten drei Brüder, die Herrn von Roigny von Argenteaux, und von Saumain, Niederländer; über ihre Harnische trugen sie weiße Mäntel, mit roth und grünem Sammet verbrämt. Auf ihrem Helme schwankten hohe weiße Federn. Nur den Schild, das Kürassschwert und den Spieß berührten sie im Vorbeiziehen und stellten sich neben die Abtheilung des Mansfelders.

Nun zogen vier Pilgrimme ein. Es waren die niederländischen Edlen: der Herr von der Mark, der Herr von St. Martin, von Revin, und Melesand; sie hatten über ihre Rüstungen grausammetne Pilgermäntel mit Muscheln, von goldenen und silbernen Stoffen gar künstlich verziert, breite lange Bärte hingen ihnen herab, und Pilgerstäbe, die mit goldenen Knöpfen und rothen Schüsselchen behangen waren, wie die Brüder Pilgrimme sie zu tragen pflegten, trugen sie statt Lanzen in ihren Händen. Vor ihnen zogen vier Jünglinge in weiblicher Pilgertracht, in grauen Taffet gekleidet, die breiten Hüte auf den Rücken hängend. Ein Sänger der königlichen Kapelle, wie jene gekleidet, zog voran, ein Jakobslied singend. Sie berührten wie die ersteren nur die Schilde, das Kürassschwert und den Spieß, und zogen nach ihrem Platze.

Alsdann kam Herzog Adolph von Holstein und der Graf von Eberstein; sie trugen über ihre Harnische deutsche Reitermäntel von Damast, mit goldenen und silbernen Blumen durchwirkt, und mit schwarzen Sammet verbrämt. Schwarze und weiße Federn erhoben sich auf ihren Helmen. Sie berührten alle Schilde, und turnirten gar ritterlich in allen Wehren.

Ihnen folgte der Groß-Comthur von Alcantara, mit ihm die Grafen von Castanneda, und Cinfuentes, Don Luis Zabada, und Gomez de Sylva. Ueber ihren Harnischen trugen sie roth sammetne mit Gold gestickte Wappenröcke, auf den Helmen hatten sie rothe und gelbe Federn, sie berührten alle Schilde.

Gleich nach dieser kamen zwei Jäger, wovon der eine der Herr von Mingoual, der andere der Herr von Beaufort war, beide niederländische Ritter. Ueber dem Harnisch trugen sie grüne mit Gold verbrämte Mäntel, und Jägerkappen über ihren Waffen; in der Hand führten sie grün umwundene Jagdspieße. Zwei grüngekleidete Jäger zogen vor ihnen her und bliesen allerlei Lieder auf ihren Jagdhörnern, zwei Buben, welche hinter ihnen eine Koppel Hunde führten, ließen Kaninchen, Hasen und Katzen auf die Bahn laufen, Allen zur Kurzweil. Der Herr von Mingoual turnirte in allen Waffen gar männiglich.

Jetzt zog der Prinz von Ascoli, mit dem Grafen von Egmont, Don Diego de Leyva, Don Fernando und Don Alphonso de Mendoza, und Don Alphonso Pimentel in die Schranken. Sie hatten über ihren Rüstun-

gen Wappenröcke von Goldstoff, mit silbernen und schwarzseidenen Franzen verbrämt. Auf dem Helme prangten weiße und schwarze Federn.

Als Egmont vor dem Zelte vorbei zog, wo Johanna in dem grünen Kleide saß und unverwandt nach ihm blickte, schien sie ihm in diesem Gewande so lieblich, so manche wonnige Erinnerung trat vor ihn, daß er, sich ganz vergessend, sie grüßte Erröthend schlug die Jungfrau die Augen nieder, und erst als Egmont schon lange entfernt war wagte sie wieder aufzublicken.

Der Abtheilung Egmont's folgte eine Bande Spanier von Don Louis und Don Carlos Zabada geführt; unter ihnen zeichnete sich Don Garzia, der Graf von Gehnes, Don Martin Ades und Don Pedro de Ruelles aus. Alle trugen blausammetne Waffenröcke, die kreuzweis zerschnitten mit Goldstoff unterfüttert waren, und in der Mitte eines jeden Kreuzes prangte eine goldene Rose. Sie berührten alle Schilde und hielten sich tapfer.

Nach diesen sprangen zwei wilde Männer in die Bahn, die einen feuerspeienden Drachen führten. Es war Herr von Quirinaim, ein Niederländer, und Don Diego de Croix, ein Spanier. Beide, besonders der Niederländer kämpften ritterlich in allen Waffen.

Zuletzt kam Don Philipp, Infant von Spanien, der gleich, nachdem der Kaiser und die Königinnen Platz genommen, die Prinzessin von der Pfalz verlassen und sich zu seiner Schaar in sein Zelt begeben hatte. Ihm folgte Don Mauriquez de Lana, des Kaisers Hofmeister, Don Johann de Bermudez, Don Rodrigo Manuel nebst der Blüthe des spanischen Adels. Alle trugen lange Spieße auf der Schulter. Sie hatten braunsammetne Wappenröcke, so reich mit Gold gestickt über dem Harnische, daß der Sammet kaum zu sehen war. Große gelbe Federn schwankten von ihren Helmen nieder. Die Rüstmeister und das übrige Gefolge waren in gleicher Farbe und in gleichem Stoffe, so daß jede Kleidung fast drei hundert Kronen kostete, die Trommelschläger aber gelb und schwarz nach Art der Lanzknechte gekleidet. Don Philipp und sein Gefolge turnierten nur mit dem Spieße und dem Küraßschwert.

Nun wurden von den Kampfrichtern die Turniergesetze vorgelesen und die Preise bestimmt; der Hauptpreis wurde dem stattlichsten Kämpfer mit der Streitaxt zugetheilt. Er bestand in einer goldenen Streitaxt, übrigens durfte der Sieger noch eine Jungfrau ernennen, aus deren Händen er einen köstlichen Diamant erhielt.

Die sechs niederländischen Ritter, die als Mantadores den Kampfplatz hielten, turnierten mit vieler Gewandtheit, und ob man ihnen gleich keinen Dank zutheilte, sondern dieser nur den sogenannten Avanturirern (den zum Kampf in die Schranken Einreitenden) zu Theil wurde, so hätte ihn doch gewiß mancher verdient. Besonders sah man deutlich, daß sie gegen die spanischen Edeln sich mit mehr Kraft rüsteten als gegen ihre

Landsleute, und in dem allgemeinem Kampfe, der zuletzt erfolgte und wo die verschiedenen Abtheilungen gegen einander turnierten, sprach sich dieses deutlich aus. Besonders schien Graf Egmont, gewiß der Gewandteste und Stärkste unter Allen von seiner Geschicklichkeit in Führung der Streitaxt doppelten Gebrauch zu machen, wenn er mit einem Spanier kämpfte, und obgleich er sich, auf ausdrücklichem Wunsch des Kaisers, an den Prinzen von Ascoli und die Spanier angeschlossen hatte, so sah man doch deutlich, daß der Haß der beiden Nationen schon jetzt im Entstehen war.

Nur zwei Spaniern wurde der Preis zugetheilt. Don Johann Quixada erhielt den ersten, im Rennen mit dem langen Spieße. Don Robles den zweiten. Die Herren von Quirinaim und Mingoual erhielten den Preis im Kampfe mit dem Küraßschwert, der Herr von der Mark den Preis mit dem Schlachtschwert; dem Infanten Don Philipp aber wurde er im allgemeinen Gefecht zugetheilt.

Graf Egmont war der Glückliche, der den Preis der Streitaxt errang. Aller Augen waren auf Sabinen von der Pfalz gerichtet, und sie war es auch, die er, ihm den kostbaren Diamant zu überreichen, erwählte. — Als er sich ihr nahte, sein Knie beugte, sagte sie leise, indem sie ihm den Ring auf den Finger steckte: Die Tapferkeit errang ihn, die Liebe möge ihn der Liebe geben. — Gedenket Johanna Lavil's!

Hoch erröthete Egmont, und, den Sinn dieser Worte verstehend, vermochte das errungene Kleinod, das an seiner Linken prangte, mit all seinem Glanze nicht den trüben Blick zu erhellen, mit dem er die Bahn verließ und nach Hause eilte, sich zum Banket umzukleiden. —

Auch Johanna verließ tief bewegt das Zelt. Ihr Vater und Wilhelm van Dahlen begleiteten sie zurück. Sie sprach kein Wort, nur erst als der Vater die Hausthür öffnete sagte sie zu Wilhelm freundlich: Tretet näher, werther Freund! trinkt einen Becher Wein mit dem Vater und eßt zu Nacht mit uns, und dann seid Ihr wohl so gütig uns zu dem Banket zu begleiten; denn meinem guten Vater würde die Zeit sonst zu lang, und Ihr wißt sie ihm ja so anmuthig zu verplaudern! — Wilhelm folgte ihr. — Sie bot ihm einen Sessel an, ging dann, als sei ihr Herz von jeder Sorge befreit, zum Schenktisch, nahm zwei silberne Becher herab, verließ das Zimmer und kehrte mit einem schweren silbernen Kredenzteller, auf welchem sie Alles geordnet hatte, wieder zurück.

Sie fand Wilhelm van Dahlen mit dem Vater an dem Tische sitzen, trat zu ihnen, hob die Kanne mit Wein hoch in die Höhe, goß die Becher voll, so daß der Purpur-Wein schäumend herab floß, neigte sich nun züchtig vor dem Schreiber, nippte aus dem einen Becher und reichte ihn dem Jünglinge, der mit glühender Hast seinen Mund an die Stelle drückte welche so eben Johanna's Lippen berührt hatten; dann wandte sie sich zu

ihrem alten Vater. Aber als sie ihm den Wein kredenzen, sie den Becher an ihre Lippen setzen wollte, übermannte sie ein wehmüthiges Gefühl; schnell setzte sie den Becher nieder, sank den Vater um den Hals und drückte ihn stürmisch an sich. Mein guter, guter Vater! rief sie: ich will Euch nicht verlassen, ich will fortan nur Euch, Euch nur allein leben!

Innig drückte der Greis sie an seine Brust, und als ob in diesem Augenblicke das Schicksal sein unwiederrufliches Loos über sein Kind ausgeschüttet habe, so ahnungvoll hielt er die Tochter in seinem Arme, so innig drückte er sie an sein bangschlagendes Herz.

Als sich Johanna aus ihres Vaters Umarmung leise erhob, stand Wilhelm neben ihr, das Auge gen Himmel gerichtet, die Hände gefaltet. Johanna's Blick ruhte lang und wohlgefällig auf dem Jünglinge, der in frommer Andacht betete. Lavil ergriff jetzt Wilhelms Hand, sein Auge ruhte bittend auf Johanna, die, schmerzlich lächelnd, verneinend leise ihr Haupt schüttelte; er ergriff des Mädchens Rechte, das, obgleich des Vaters Gedanken ahnend und dem Jünglinge gegenüber, dem Vater sie nicht verweigern konnte. — So standen Beide vor dem Alten, aus dessen verklärtem Blick die Hoffnung leuchtete: endlich — und der Jüngling schlug die Augen nieder — legte er Beider Hände in einander. Mache mich glücklich am Ende meiner Tage! sagte er: Zieh Deine Hand nicht zurück, Johanna! beglücke mich und ihn!

Und schmerzvoll lächelnd sah die Jungfrau auf ihren Vater, und dann mitleidvoll auf den Jüngling, dem sie zwar ihre Hand nicht entzog, der aber immer noch nicht aufzublicken wagte. — Wilhelm van Dahlen! sagte sie sanft: ich kenne Euch schon lange, Ihr seid ein frommer wackerer Mann, des glücklichsten Looses würdig. Nicht meine Hand, mein Herz nur kann Euch genügen. Darum zürnt mir nicht; ich achte Euch zu hoch, als daß ich glauben könnte, Johanna Lavil sei jetzt Eurer werth. Ward ihr der Sieg, nach dem sie zu streben beginnt, ist der Traum der ersten Liebe vorüber, steht sie, ruhig in die Zukunft schauend, vor Euch, und Ihr haltet sie noch Eurer werth, dann befragt mein Herz, — dann, mein guter Vater, dann nahet Eure Tochter, Euch dankbar das zu vergüten, was Ihr so tausendfältig an ihr Liebes und Gutes gethan habt! Sie schwieg, und mit freudigem Lächeln, als sei das Schwere von ihrer Brust gewälzt, fuhr sie fort: Nun trinkt, bald bin ich mit dem Nachtessen wieder hier! Sie zog leise ihre Hand aus Wilhelm's Hand, der schweigend ihr nachblickte, dann den Becher nahm, und, den Arm hoch hebend, ihn ihr nachstreckte. Friede, Friede mit Deinem Herzen, Du fromme Jungfrau! rief er: Friede Deinem verletzten Gemüthe und wenn auch mir aus ihm keine Seligkeit erblühen sollte!

Johanna kehrte zurück. Ein weißleinenes Schürzchen hatte sie bedachtsam vorgethan und trug die kalten Speisen auf, legte das bunte dammastene Tischtuch zurecht, und nachdem sie Alles geordnet, setzte sie

sich zwischen den Vater und den Freund, denn das war ihr Wilhelm schon lange gewesen. Und dem Jünglinge wurde es gar wunderlich um's Herz, als er die geschäftige Jungfrau sah, Alles ordnend, Alles beschickend, seine Träume wurden immer lebendiger, und er sah sie als seine Hausfrau vor ihm stehen. Sein Auge ruhte beglückt auf ihr, die ihm freundlich und unbefangen die vorgelegten Speisen reichte und mit anmuthigem Tone bat; zu essen und mit dem Vater die Becher zu leeren.

Auch dem Alten war die Zukunft aufgegangen. Er sah sich auf seinem Sorgenstuhle sitzen, sah seine geliebten Kinder um sich, die ihn pflegten und jeden seiner leisesten Wünsche schnell erfüllten, die freudig zitternde Hand griff nach dem Becher, und ihn hoch hebend, rief er: Gott! so manche demüthige Bitte hast Du Deinem treuen Diener gewährt, so manchen Segen über ihn geschüttet, laß mich auch dies noch erleben, und dann mögen sie mir die Augen zudrücken! Thränen rannen herab, weinend sank Johanna an seine Brust, gerührt küßte Wilhelm des Vaters bebende Hand

Zürnt mir nicht, Vater, rief das Mädchen: noch kann ich nicht! Habt Geduld mit Eurem armen Kinde!

Wie der Herr Geduld hat mit dem reuigen Sünder, will auch ich Geduld haben mit meinem verirrten Kinde! sagte der Alte.

Das Nachtessen wollte nicht schmecken, der Wein mundete nicht.

Stumm, jedes in seine eigenen Gedanken versunken saßen die Drei am Tische. Da tönte vom Schlosse herüber der Klang der Trompeten. Johanna sprang auf. Kommt, das Banket beginnt! rief sie, und ihr frommes Auge glühte, ein anderer Geist schien sie ergriffen zu haben: Kommt, Vater, ich muß hin, schnell, schnell!

Kopfschüttelnd folgte der Vater, eine Thräne unterdrückend der Jüngling. Sie eilten mit schnellen Schritten dem Schlosse zu.

Dort fanden sie die Tafel aufgehoben, und der Kaiser, die Königinnen und alle anwesenden Frauen und Ritter zogen aus der langen, mit den Gemälden niederländischer Meister geschmückten Halle zu dem großen Rittersaale, in welchem die Bildnisse der Beherrscher des Hennegau in ununterbrochener Folge hingen. Egmont's sorgsame Vorsicht hatte auf der Gallerie, unfern der Spilleute, für Johanna und ihren Vater Plätze bereiten lassen, zu welchen einer seiner Diener Herrn Wilhelm van Dahlen geleitete.

Kaum hatten sie sich gesetzt, so gab der Kaiser das Zeichen und der Tanz begann. Unverwandt hatte Johanna auf die Prinzessin von der Pfalz gesehen, die das gelbe Haar in künstliche Flechten gewunden, in einem blauen, mit Gold reich gestickten Kleide, ein Diadem von Diamanten im Haare neben der Königin von Frankreich saß. Als die Trompeten schmetterten, die Pauken zu wirbeln begannen, eilte Egmont herbei seine Verlobte zum Tanze zu führen, doch in dem Augenblicke da er sich ihr

nahte erhob sich Don Philipp von seinem Sitze, bot Sabinen die Hand, und nicht ohne Unmuth sah Egmont sie mit dem königlichen Jünglinge, seinem künftigen Herrn, dahin schweben.

Johanna's Gemüth bewegte dies gar sonderbar. Sie bedauerte Egmont, daß er mit der Verlobten nicht tanzen konnte; ihr graute vor der Sitte des Hofes, die dem Geliebten nicht erlaubte die Geliebte zum Tanze zu führen, wenn es einem Höheren gefiel sich zwischen sie zu drängen. Nie sah sie die Kluft so deutlich, die zwischen ihr und Egmont lag, als jetzt, da er, der allgemein geehrte, der mächtige Graf Egmont, seinem künftigen Herrn die Hand der Verlobten überlassen mußte. Um wie viel ferner stand des Webers Tochter von dem Prinzen von Gaure! In diesem Augenblicke sah Egmont zu ihr herauf. — Ach, Alles war vergessen; die Kluft überspringend hätte sie so gern sich an seine Brust geworfen, hätte ihm mit holdem Lächeln entgegen gerufen: Meine Hand, Geliebter, nimmt Dir kein Prinz, kein König, ich habe nichts was Werth hat als mein Herz, das ist Dein, Niemand kann es Dir entreißen! — Aber fern war Egmont; leise, nur mit Geisterhauch sprachen sich ihre Empfindungen aus, und die Gedanken waren nicht beflügelt, zu ihm hernieder zu schweben, der jetzt wieder mit düsterem Blicke auf Don Philipp sah, der so traulich als ihm der Anstand, so freundlich als ihm sein Ernst erlaubte, mit der Prinzessin sprach, welche jetzt Johanna'n auf der Gallerie zu bemerken schien.

Der Tanz war beendet; der Prinz von Spanien führte die Prinzessin zu ihrem Sessel zurück, und hätte die Königin von Ungarn ihn nicht zu sich gerufen, würde er wahrscheinlich seinen Platz neben ihr genommen haben. Jetzt aber durfte ihr Egmont nahen. Unverwandt ruhte Johanna's Auge auf ihm; der Gedanke durchzuckte sie: hat sie ihm schon gesagt, daß sie seine Liebe zu mir kenne? — was hat er ihr erwidert? hat er die unglückliche Verlassene verleugnet? hat er mit Wärme, mit Gluth einer Leidenschaft gedacht, die ihn einst so hoch zu beglücken schien?

Aber ernst und, wie es schien, gleichgiltig war Beider Gespräch. — Doch jetzt. — Deutlich glaubte sie zu sehen, wie Egmonts Wange erglühte. — Der Blick der Prinzessin begegnete dem ihrigen — auch Egmonts Auge hob sich nach ihr und als Beider Blicke sie nicht mehr trafen, als Wilhelm ihr leise zuraunte: Sie sprechen jetzt von Euch! da erglühte ihre Wange, und von bangem Zagen ergriffen, faßte sie, ohne es zu wollen, des Jünglings Hand und drückte sie ängstlich, ja krampfhaft. Johanna! rief dieser erstaunt. — Verzeiht! stammelte Johanna, doch sah sie immer noch hernieder auf Beide, die von Elenoren von Frankreich unterbrochen, ihrem Gespräche eine andere Richtung zu geben schienen.

Jetzt, nachdem der zweite spanische Tanz geendet hatte, bliesen die Klarinetten und Pfeifen, von Geigen begleitet, den deutschen Walzer; schnell ergriff Egmont Sabinens Hand, durchflog Arm in Arm mit ihr den Reihen inniger schienen sich Beide in diesem herzigen Tanze an einander zu schließen,

und Johanna seufzte tief; so hatte auch sie einst in seinen Armen geruht. Die Erinnerung führte ihr manchen seligen Augenblick zurück, wo sein Arm sie umschlungen, sein Mund auf den ihrigen sich gedrückt; und als er eben hinaufsah, als sie noch den Blick voll Sehnsucht wieder zu erkennen schien, jenen Blick, der sie so oft hingerissen hatte, da preßte sie heftig die Hand auf's Herz. — Schweig! rief sie leise: schweig und vergiß!

Der Tanz wurde allgemein. Der Kaiser stand auf, die Königinnen folgten ihm; sie mischten sich jetzt in den Kreis der Ritter und Frauen, einen jeden mit ihrer Huld beglückend. Auch die Prinzessin war aufgestanden und in eine Fenstervertiefung getreten, woselbst sie Egmont aufsuchte. Ihr seid heute so sonderbar feierlich, begann er: Euer Gesicht drückt mehr Wehmuth als Freude aus; die Worte, die Ihr mir bei Ueberreichung dieses Ringes leise sagtet, hatten einen versteckten Sinn, — habe ich ihn recht verstanden, so nehmt den Ring, die Liebe gebe ihn der Liebe.

Ihr irrt, Graf Egmont, erwiderte die Prinzessin: wenn Ihr glaubt ganz den Sinn meiner Worte verstanden zu haben. Wohl soll ihn die Liebe der Liebe geben, aber wo äußere Verhältnisse nur den Bund geschlossen, nicht das Herz, da mag man Liebe nicht suchen, wenn auch die Falschheit unter ihrer Maske sich versteckte.

Sabine! rief Egmont fast empfindlich.

Herr Graf! sagte die Prinzessin mit Stolz: denkt an Johanna Lavil, schaut dort hinauf auf die Gallerie, wer ist die Betrogene, ich oder sie?

Ihr thut mir Unrecht! fiel ihr Egmont in die Rede: Ihr thut mir Unrecht, Sabine! — Wäre hier der Ort Euch alles offen zu sagen was Ihr nun wissen müßt, und welches freilich besser für Euch ewig verborgen wäre, so würdet Ihr mich gewiß entschuldigen. Erlaubt mir, daß ich Euch morgen früh aufwarte.

Einige Zeit bedachte sich die Prinzessin, dann sagte sie mit gepreßter Stimme: Um zehn Uhr erwarte ich Euch! Sie trat in den Kreis der Tanzenden zurück.

Johannen, deren Augen unverwandt Egmont gefolgt waren, war diese Unterredung, war der Blick, die Bewegung nicht entgangen, mit welcher die Prinzessin zu ihr hinauf gezeigt hatte. Leicht konnte sie den Stoff des Gespräches errathen, leicht war es ihr aus Egmonts Haltung die Ueberzeugung zu schöpfen, er entschuldige sich, er betheure seiner Verlobten, sie nur allein zu lieben. Sich verleugnet, sich verlassen zu sehen, kränkte die Jungfrau tief. Die erneuerte Bemühung Egmonts, sich der Prinzessin wieder traulich zu nahen, bekümmerte sie, und als jetzt einige Hofleute, vielleicht von der Schönheit der Jungfrau angezogen, nach ihr empor sahen, glaubte sie bemerkt zu sein und in allen Augen zu lesen: Sie sei die Verlassene, Verstoßene; da ergriff sie unnennbare Angst. Kommt Vater, kommt van Dahlen! rief sie, und ohne die Antwort abzuwarten

verließ sie die Gallerie und kehrte nach Hause zurück. Hier entließ sie Wilhelm und trat mit dem Vater in ihre Wohnung.

Dieser hatte sie schweigend begleitet. Auch jetzt noch, als sie in die Wohnstube traten und er seinen blauen Mantel abgelegt, sich auf seinen Sorgenstuhl niedergelassen hatte, blieb er verschlossen und starrte sinnend vor sich hin. Johanna schien diese Stille nicht unterbrechen zu wollen. Endlich hob Lavil das gesenkte Haupt.

Hast Du den Grafen und die Prinzessin von der Pfalz bemerkt, wie beide am Fenster standen? fragte er die Tochter, diese schwieg. Sahst Du wie ihr Auge hinauf zu uns blickte, Ihre Hand nach Dir zeigte?

Ich sah es! erwiderte Johanna.

Und bist Du nicht erröthet, da Dich Dein Herz, da Dich Deine Schuld das, was die Verlobten sprachen, ahnen lassen konnte?

Johanna neigte bejahend das Haupt.

Nun, so wirst Du fühlen, daß Deine Liebe mehr als Thorheit ist, daß, wenn Du rein, heilig, wie ich es nur von meinem frommen Kinde glauben kann, Egmont liebst, Du schon um Deiner Liebe willen der thörigen Hoffnung entsagen mußt. — Du zerreißest das Band, welches Gleichheit der Standes, welches Achtung und eine edle zärtliche Mutter schlossen, und Deinem Beginnen wird der Segen des Himmels nicht folgen. — Geh' in Deine Kammer, leg ab das Unglückskleid, das Deinem bescheidenen einfachen Sinn die sträfliche Eitelkeit lehrte, das Dich ihm zuführte, dem leichtsinnigen Manne, der mit Deinem Glücke nur spielt und dem ein gebrochenes Herz nicht mehr gilt als eine gebrochene Lanze; leg es ab, wirf es weg und bete dann zu Gott, daß er Dir Muth und Stärke verleihe, den Weg zu wandeln, den Dir Dein Stand und Deine Tugend vorschreiben. Gute Nacht! Er wandte ihr den Rücken und ging in sein Schlafzimmer. Auch Johanna ging, und als sie in ihre Kammer trat, ihr Auge den Spiegel traf und sie ihre jugendliche Gestalt darin erblickte, hob ein tiefer Seufzer ihre Brust. Doch bald umzog ein schmerzvolles Lächeln den lieblichen Mund, sie flocht die Perlenschnur aus ihrem Haar, legte sie in das zierliche Kästchen, zog das Kleid aus, das Kleid der Wonne und Schmerzen, und als es so vor ihr lag und sie es noch einmal betrachtetet, um von dem theuern lieben Gewande, was sie so oft ihm zu Liebe getragen, sich nun für immer zu trennen, da begleiteten Thränen ein leises: Gehe hin! — auch Du! Aber beten konnte sie nicht. — Nein! rief sie und erhob sich von ihren Knieen: nein, ich kann nicht meine Gedanken zu Gott erheben, immer tritt er zwischen mich und den Heiligen. Heute, Vater, kann ich nicht beten! Sie legte sich zur Ruhe und der freundliche Schlaf täuschte sie, er schickte seine Träume, sie waren so lieblich, lieblicher als ihr Erwachen.

Am Morgen erschien Egmont mit beklommenem Herzen zur bestimmten Zeit in dem Vorzimmer der Prinzessin. Nur eine Kammerfrau fand er dort, die schnell zu ihrer Gebieterin ging, ihn anzumelden. Aber so sehr sie sich beeilt hatte zu gehen, so wenig beeilte sie sich zurückzukommen, und Egmont, der mit langen Schritten auf- und abging, hatte Zeit über sich und seine Lage nachzudenken. Er achtete seine verlobte Braut, er fand sie schön, er gestand sich daß er sie liebe, lieben müsse, aber jener Zauber der ersten Liebe, der ihn mit so mächtigen Gewalten zu Johanna'n gezogen, jenes Unaussprechliche, was ihm an ihrem Busen das Herz gehoben, die Brust fast zersprengt hatte, das fehlte ihm in Sabinens Armen. Die irdische Liebe, die Liebe von seiner Vernunft gebilligt, durchglühte ihn; aber die himmlische Liebe, und hätte sie ein Heiliger Thorheit genannt, stand nur im Bilde der süßen Rückerinnerung, aber tausendmal schöner, herrlicher vor ihm. Und dieser Liebe sollte er nun ganz entsagen, sie in dem kommenden Augenblicke verleugnen, mit diesem Verleugnen, selbst in der Erinnerung, selbst in seinen Morgenträumen für immer Abschied von ihr nehmen! O, schwer ist's und fürchterlich, rief er aus: sich loszureißen von der Geliebten! von Allem scheiden, was uns freundlich einst umgab! Nichts reicht uns Ersatz für die gewohnten Dinge, für dies sanfte Kosen, für die kindlichen Spiele der ersten beglückten Liebe. Schwer ist's, sich für immer von ihr zu trennen! aber ich muß, meine Pflicht gegen Beide verlangt dies schwere Opfer!

Gnädiger Herr, ist es Euch gefällig hereinzutreten? unterbrach die Kammerfrau sein Selbstgespräch, und als die Flügelthüren sich öffneten, als er Sabinen von der Pfalz in ihrem Morgenanzuge, schön wie die Göttin der Jugend vor sich stehen sah, als er den schmerzvollen Zug um ihren Mund erblickte, den ein freundliches Lächeln, mit welchem sie ihn empfing, vergebens zu verbergen suchte, da trat der Entschluß, jeder fremden Leidenschaft zu entsagen, fest in sein Herz.

Er nahte ihr, küßte die anmuthig dargereichte Hand, doch als er traulich den Arm um sie schlingen, den bräutlichen Kuß auf ihre Lippen drücken wollte, wies sie ihn mit Schonung zurück. — Laßt das jetzt, Lamoral! sagte sie bewegt: erst sagt mir was ihr mir zu sagen habt. O! vermöchtet Ihr den Schmerz zu lindern, der seit gestern dies sonst so sorgenlose zutrauenvolle Herz zerreißt. — Setzt Euch, Graf Egmont, setzt Euch hierher zu mir, und gedenkt, daß es dem ritterlichen Manne geziemt, offen und ohne Hehl seiner Verlobten die geheimsten Falten des Herzens zu enthüllen!

Egmont, den wohl sein rasches Blut, sein leichter Sinn von dem Wege der Vernunft zuweilen abzuleiten im Stande war, war doch zu sehr Mann und Ritter, um heucheln zu können. Er gestand ihr offen, daß er Johanna geliebt, schwärmerisch geliebt habe, daß diese erste Liebe seit einem Jahre das Glück seines Lebens gewesen, und nur erst seit seiner Mutter ernste Mahnung ihm den Abgrund gezeigt, an dem er stehe, an welchen er das

Mädchen führe, habe er den festen Entschluß gefaßt, dieser Liebe zu entsagen. Er sei dann nach Zweibrück gegangen, wo es ihm bei ihrem Anblicke so leicht geworden sei, seinen Entschluß zu befestigen und die Wünsche der geliebten Mutter zu erfüllen.

Ein Druck von Sabinens Hand, ein inniger dankender Blick gaben ihm Muth fortzufahren. — Aber ehe er den abgerissenen Faden wieder anknüpfen konnte, fragte ihn Sabine schnell: Und seid Ihr von Zweibrück zurückgekehrt?

Sah ich sie gestern zum Erstenmal.

Und was sagte Euer Herz?

Egmont erröthete.

Seid offen, Lamoral, ich bitte, ich beschwöre Euch. Seit ich das Mädchen sah, seit ich sie sprach, fühle ich, daß, wer einmal dies liebliche Wesen sein nannte, sich nicht so leicht von ihr loßzureißen im Stande ist, seitdem fühle ich, daß Sabine dem glühenden männlichen Herzen nicht Ersatz für Johanna's Liebreiz zu bieten vermag. O seid wahr, Egmont, liebt Ihr sie noch? — Ihr erröthet! — Seht, mein geliebter Lamoral! — ich zitere vor dem Ton Eurer Stimme, ich zittre vor dem furchtbaren Ja! und doch, so sehr ich auch fürchte, so sehr ich auch zittre, bitte ich Euch doch, sprecht es aus — führt mich ein zum Himmel oder zur Hölle — lieber schnell dahin sterben, als diese langsame Todesqual!

Sabine! rief Egmont: ach könntet Ihr —

Nicht Worte will ich! unterbrach sie ihn heftig: nicht beschönigende, lindernde Worte, Wahrheit gebt mir, Wahrheit, lauter und rein, schließt die Pforten Eures Herzens auf. — Liebt Ihr Johanna noch? Sprecht!

Nein, Sabine! rief Egmont, und sie sank in seine Arme, schmiegte sich fest an ihn. — Ach das Vertrauen ist ein Himmelsbote, rief sie: es kommt, um mir das Paradies des Lebens zu öffnen. — Ich glaub' es, was Du mir sagst, mein Egmont, Dein offener edler Sinn, Dein treues biederes Herz konnte mich nicht täuschen. Aber die arme Johanna! noch ist die Wunde nicht geheilt, noch blutet ihr Herz.

Wer wie sie rein und heilig auf die Vergangenheit schauen kann, rief Egmont: dem gibt das Bewußtsein Muth und Kraft, das Schicksal zu ertragen.

Ein süßer Kuß belohnte ihn für diese tröstenden Worte, den er doppelt nahm und gab. So verging die Zeit unter tändelndem Gekose; plötzlich unterbrach Egmont diese süßen Spiele beglückter Liebe. Sabine! rief er: o sage mir, welcher Dämon enthüllte Dir das Geheimniß vorgangener Zeit, wer freute sich, Dir das Verhüllte zu entschleiern?

Sabine stand auf, nahm aus ihren Kästchen den gestern erhaltenen Brief, und gab ihn Egmont. Er las; hoch glühte seine Wange, immer heftiger rollte sein Auge, das zuweilen über den Brief hinweg auf die Prinzessin blickte, die während dessen unbefangen eine Stickerei betrachtete.

Wer brachte den Brief? fragte jetzt Egmont, indem er die Schriftzüge genau besah.

Ein spanischer Diener gab ihn meiner Kammerfrau, und während sie zu mir ging, verschwand er.

Und von wem ist der Brief? fragte jetzt Egmont und sein Blick hing fest auf der Prinzessin, als ob er sie durchbohren wollte.

Weiß ich es? antwortete diese mit Ruhe.

Wollt Ihr es wissen? rief Egmont heftig: so kann ich es Euch sagen. O ich kenne diese Schriftzüge — ich kenne sie noch von Madrid, wo ich ein Jahr meines Jugendlebens vertrauern mußte, um spanische Sitten und spanischen Stolz zu lernen. Don Rodrigo Manuel, des Infanten Vertrauter, hat ihn geschrieben, und mir wird nun klar was ich nur dunkel ahnete. Don Philipp ist mein Nebenbuhler!

Don Philipp! rief lächelnd Sabine.

Er selbst, der kalte engherzige Spanier, der dem weiblichen Herzen nichts zu bieten hat als seinen Purpur, er, der keines Schwertes bedarf und keiner Lanze, sich Egmont gegenüber in die Schranken zu stellen.

Egmont! rief die Prinzessin, seine Hitze mäßigen wollend: habt Ihr wirklich so wenig Vertrauen zu mir?

Der Sohn Kaiser Karls, der Erbe seines Thrones braucht ja nur zu befehlen, und die weibliche Eitelkeit folgt willig und demüthig; der Glanz seines Diadems blendet die Augen und man folgt freudig diesem leuchtenden Sterne.

Wohl möglich, Graf! unterbrach ihn, stolz das Haupt hebend, Sabine von der Pfalz: wohl möglich daß spanische und niederländische Frauen und Jungfrauen ihr Auge demüthig zu ihrem Herrn heben, und sich beglückt wähnen wenn dessen Huld sie bestrahlt. Die deutsche Fürstin aber strahlt im eigenen Glanze und folgt nur dem Winke ihres Herzens. Sabine, Tochter des Pfalzgrafen, fühlt sich über jeden Verdacht erhaben, und weiß was sie sich schuldig ist. Gehabt Euch wohl, Graf Egmont, und vergeßt nie, daß ich eine deutsche Fürstentochter bin! Sie verbeugte sich und ging.

Und doch! rief Egmont, da sie ihn so kalt und stolz verlassen hatte: wenn auch aus deutschem Fürstenstamme entsprossen, ist sie doch nur ein Weib, ungepanzert gegen die Pfeile der Eitelkeit. Also Don Rodrigo, unsere alte Fehde soll von neuem beginnen. Nun wohlan, es sei! — Vielleicht noch heute stehen wir uns gegenüber!

Als die Trompeten heute die Ritter zum Turniere riefen und die Zuschauer sich haufenweis nach dem großen Schloßgarten drängten, wo das Turnier zu Pferde gehalten werden sollte, trat van Dahlen in die Wohnung Johannens, um auch heute ihr seine Begleitung anzubieten.

Sie schlug es im jedoch freundlich ab, und selbst der Vater, wohl ihren Beweggrund kennend, drang nicht weiter in sie und ging mit Wilhelm allein nach dem großen Platze. Dort war Alles schön und geschmackvoll eingerichtet. Ein nicht unbedeutendes Schloß von Holz und Leinwand in dem Garten war mit Thürmen, Basteien, Zugbrücken und Wassergräben künstlich aufgeführt; ringum waren mit Wolken bemalte Tücher gezogen, so daß das Schloß selbst jedem Auge verborgen war, weshalb es auch chatau tenebreux oder das finstere Schloß genannt wurde. Vor dem Schlosse erhob sich auf einem grünen Platze ein Fels, auf welchen eine rothe Säule aufgerichtet war. In dieser Säule steckte ein Schwert bis an den mit Diamanten reich verzierten Griff, Stufen waren in den Felsen gehauen, um bis zur Säule zu gelangen. Dieser Fels nebst dem Schlosse war von einem breiten Wasser umgeben und bildete eine Insel, welche die abentheuerliche Insel genannt wurde. Diesseit der Insel lag zwischen zwei Säulen ein vergoldetes Schiff vor Anker, das mit rothem Sammet bedeckt und von dem Patron und seinen Leuten, alle in karmoisin Sammet gekleidet und mit Partisanen bewaffnet, besetzt war.

Vor dieser Insel war ein Platz abgeschlagen, an dessen äußerstem Ende sich eine hohe Säule erhob. Dort hing ein Schild mit einem goldenen Löwen geziert. Dicht dabei stand ein Thurm mit zwei hohen Pforten, der gefährliche Thurm genannt, vor welchem eine lange Rennbahn mit ihren Schranken eingerichtet war. Zu Ende derselben befand sich eine zweite Säule, an welcher ein Schild, worauf ein Adler im silbernen Felde abgebildet, aufgehangen war. Dicht dabei stand ein zweiter Thurm, welchen man den ungewissen Durchzug nannte, vor welchem gleichfalls eine Rennbahn, von einem tiefen Wasser begrenzt, sich zog, worüber eine Brücke führte, die durch ein Thor geschlossen war. Jenseit der Brücke stand eine dritte Säule der erstern gleich; ein Schild, auf welchem ein rother Greif in silbernem Felde gemalt war, hing dort, und neben ihm ein Hifthorn. Auch hier war eine Rennbahn, an deren Ende eine Tafel sich befand, worauf die Gesetze und Gebräuche der abentheuerlichen Insel in mehrern Sprachen zu lesen waren.

In einem kleinen Häuschen an dem Thore auf der Brücke befand sich der Zwerg der Königin von Ungarn, in polnischer Kleidung; sobald ein Ritter durch den gefährlichen Durchzug ziehen wollte, gab er das Zeichen mit dem Hifthorne. — Die Kampfrichter saßen auf einer dazu vorbereiteten Erhöhung so, daß sie alle drei Rennbahnen übersehen konnten, eben so der Hof auf der hierzu errichteten Tribune, und die Zuschauer.

In dem finstern Schlosse selbst befand sich der Hofmeister des Prinzen von Oranien, der Herr von Carboran als Zauberer. Wer von den kämpfenden Rittern an einem der drei Pässe überwunden war, wurde gefangen in das Schloß des Zauberers geführt; wer an allen drei Pässen siegte, den fuhr das vergoldete Schiff auf die Insel über, und dort ver-

suchte er das diamantene Schwert aus der Säule zu ziehen. Gelang es ihm nicht, so erhielt er doch einen Kranz zum Danke, wurde zurückgeschifft und durfte zu Pferde durch die drei Pässe frei zurückreiten. Nur wem es gelang das Schwert aus der Säule zu ziehen, der durfte das Schloß selbst angreifen, denn vor dem Schwerte allein schwanden die Zaubereien, die es verbargen und unzugänglich machten. Bei allen drei Pässen waren prächtige Zelte aufgeschlagen, worin sich die drei Ritter, welche den Paß vertheidigten, mit ihren Knappen aufhielten.

Den ersten Paß vertheidigte der Ritter mit dem rothen Greifen, dies war der Graf von Aremberg; er trug einen vergoldeten Harnisch, und über diesem einen Schurz von Silberstoff mit karmoisin sammetnen Rosen gar zierlich besetzt, rothe und weiße Federbüsche schwankten von seinem Helme herab.

Zuerst erschien ein junger Ritter, ganz schwarz gekleidet, auf einem mit schwarzen Decken belegten Rappen reitend, er nannte sich den finstern Ritter. Er mußte sich gefangen geben, und ward von den sechs dazu bestimmten Edlen, die in gelb und rothsammetne Röcke gekleidet waren und eine Streitart in der Hand führten, in das Gefängniß des Schlosses gebracht. Der finstere Ritter war der Herr von Chaumont.

Jetzt erschien eine Jungfrau auf einem Zelter reitend vor den Schranken, Diener folgten ihr. Sie bat den Herrn vom Greifen, männiglich und tapfer die Ritter zu bekämpfen, die sie verfolgten und bald erscheinen würden, um das Abentheuer der Insel zu bestehen. Kurz darauf erschienen auch diese drei, alle in braunen Goldstoff mit weißen Federn auf den Helmen gleich gekleidet.

Der erste dieser Ritter nannte sich den Ritter mit dem W., es war Don Johann de Cunia, ein Spanier. Bei dem zweiten Rennen zerbrach er dem Ritter vom Greifen einen Finger, dieser mußte den Kampfplatz verlassen; an dessen Statt trat einer der drei Ritter, der Herr von Ubermont, des Grafen von Horn Bruder, und übernahm die Vertheidigung des ersten Passes. Der Ritter vom W. wurde als Sieger durchgelassen.

Jetzt blies der Zwerg in sein Horn. Sogleich kamen zwei Rüstmeister in weiß und schwarzen Atlaß gekleidet, deren einer dem fremden Ritter eine Lanze, der andere ein Küraßschwert reichte. Er kämpfte nun mit dem Ritter vom schwarzen Adler, dem Herrn von Hochstraten, der auf einem prächtigen arabischen Hengste ritt. Der Schurz seines Kürasses war von Silberstoff mit schwarzen Rosen besetzt. Nachdem sie dreimal gerannt und sieben Streiche mit dem Schwerte gethan, wurde Don Johann de Cunia für überwunden erklärt, mußte absteigen und wurde gefangen weggeführt.

Nun begann Graf Peter Ernst von Mansfeld, der dritte dieser drei Ritter, der sich den Ritter mit der weißen Mauleselin nannte, den Kampf. Er erfocht am ersten und zweiten Paß den Sieg, am dritten aber, welchen

der Ritter vom goldenen Löwen, der Graf von Egmont, vertheidigte, wurde er, ob er sich gleich sehr männlich hielt, doch für überwunden erklärt, da er, nachdem er drei Schwerter zerschlagen, das vierte aus der Hand fallen ließ.

Jetzt erschienen fast lauter Spanier. Zuerst Don Rodrigo Bassan, drei Lanzen brach er ritterlich am ersten Paß, siegte am zweiten, mußte jedoch am dritten sich dem Ritter vom goldenen Löwen gefangen geben.

Don Diego de Leyva, der indianische Ritter genannt, gar prächtig in schwarzen Sammet mit Gold gestickt gekleidet, erhielt an dem ersten Passe den Sieg, am andern schon mußte er sich ergeben. Ihm folgte Don Diego de Cunia, so sich den Ritter vom finstern Stern nannte, doch schon am ersten Passe ward er gefangen weggeführt.

Noch war keiner durch den dritten Paß bis zu der Insel des diamantenen Schwertes gelangt. Egmont hatte bisher mit seltener Gewandheit und Kraft gefochten, an ihm war der Muth und die Geschicklichkeit so manches Ritters gescheitert; noch war er nicht überwunden. Da ritt Don Juan Quixada ein, der schon gestern den Preis im Rennen davon getragen. — Auf prächtigem andalusischen Rosse sprengte er heran, einen Wappenrock von braunem Sammet mit Gold verbrämt über seinem Harnisch tragend. Leicht ward ihm der Kampf an den beiden ersten Pässen; mit Egmont blieb der Sieg zweifelhaft, doch entschieden die Kampfrichter für den Spanier. Er war der Erste der das Schiff bestieg, und das Abentheuer des Schwertes, jedoch vergebens bestand. Den Helm mit einem Kranz geschmückt, ritt er durch die drei Pässe zurück.

Auch sein Bruder, Don Louis Quixada, erhielt den Sieg an allen drei Pässen, und brachte ein Kränzlein zurück. — Egmonts Stirn verfinsterte sich; er glaubte, hier besonders hätten die Kampfrichter nicht nach Recht gesprochen, doch schwieg er aus Courtoisie gegen den Fremden. Als aber dem Don Fernando de la Cerda und Don Louis Zapata gleichfalls der Sieg zuerkannt wurde, und ein einziger Niederländer, der Graf von Meggen erst die Insel betreten hatte, stieß, als er mit Don Louis gekämpft, Egmont sein Schwert in die Scheide und würde schon jetzt nicht mehr turniert haben, hätte er nicht Don Rodrigo Manuel in die Schranken einreiten sehen. Als dieser durch beide Pässe siegreich gedrungen war, warf Egmont einen Blick nach der Tribune, wo der Hof saß, hin nach Sabinen von der Pfalz, zog sein Schwert und der Kampf begann. Männlich focht Don Rodrigo, — alle Kraft, alle Gewandheit wendete Egmont an, den Sieg hielt er für gewiß, da sprachen ihn die Kampfrichter dem Lieblinge des Infanten zu.

Ihr Herren! wendete sich Graf Egmont mit lauter Stimme zu den Kampfrichtern, und übergab sein Schwert ruhig seinem Knappen: Ihr richtet nicht recht! — Mein war der Sieg — die Ritter alle, die hier versammelt sind, müssen es bezeugen. Doch Ihr Herren folgt bei Eurem

Ausspruche mehr der Hofsitte als den Turniergesetzen. Stellt einen Andern an meine Stelle, ich bin des Kampfes müde! Er wendete sein Tigerroß, grüßte ehrerbietig seinen Herrn den Kaiser, der ihn fast ungnädig anblickte, und ritt zur Stadt zurück.

Ein Franzose, der Herr von Truiliere, der des Grafen Egmont Rüstmeister gewesen, nahm seinem Platz ein; jedoch war Niemand mehr zu bekämpfen als der Infant Don Philipp selbst. — Mit finsterem Ernst kämpfte er an den beiden ersten Pässen, gewann, wie zu vermuthen, den Sieg, und als er am dritten Paß das Schwert zog, sah er fast verächtlich auf den französischen Ritter, der mit Galanterie seine Streiche führte und sich bald für besiegt erklärte.

Als der Infant die Insel betreten und den Felsen heraufgestiegen war, ward es ihm leicht, das diamantne Schwert aus der Säule zu ziehen, und als er es gegen das düstere Schloß schwang, sanken die Wolken die es umgaben, das Schloß von drei geharnischten Rittern vertheidigt stand nun allen Augen sichtbar da; doch als der Infant mit dem eroberten Schwerte auf sie eindrang, wichen sie zurück, und indem er mit dieser Wehr das Schloß berührte, sank es zusammen.

Jetzt trat der Zauberer, in Goldstoff wie ein Maure gekleidet, mit allen vorher gefangenen Rittern dem Infanten entgegen, überlieferte diese dem Sieger, bat um Gnade, und überreichte dem Infanten einen diamantenen Halsschmuck von unnennbarem Werthe als Lösegeld. — Hiermit war das Festspiel beendet.

Als der Infant seinem königlichen Vater ehrerbietig genaht und von diesem seines Wohlverhaltens wegen gelobt worden war, wendete er sich gegen Sabinen von der Pfalz und, sich vor ihr neigend, überreichte er mit mehr Anmuth als man sonst an ihm gewohnt war den Halsschmuck des Zauberers. Nur der Schönsten, sagte er verbindlich: gebührt der Preis, den ich errungen habe, deshalb bitte ich, meine liebe Base, nehmt diesen Halsschmuck aus meinen Händen freundlich an, er schmücke Euch mir zu Lieb' und Ehren beim heutigen Tanz. Sabine gedachte Egmonts, sie dankte zwar verbindlich, doch nur zitternd nahm sie den Schmuck aus der Hand des Infanten.

Egmont war mit bewegtem Gemüthe in seiner Wohnung angekommen. Den rothsammetnen Wappenrock mit der kostbaren Stickerei warf er weit weg, die Rüstung konnten im seine Diener nicht rasch genug abschnallen, und erst als er in seinem ledernen Koller da stand, aller Last, alles Glanzes entledigt, athmete er frei. Thorheit der Welt! rief er, als er allein war: da liegt der Tand des Puppenspiels, das mein Sclavenjoch mich zwang mitzuspielen. Der Ritter vom goldenen Löwen hat die Löwenhaut abgestreift und ist wieder Egmont, der freie niederländische Edle,

der ein so freier Herr ist auf seinen Besitzungen, wie der Kaiser in seinen Ländern. Ja! rief er plötzlich: wenn ich mich einst abkonterfeien lasse, um in der Reihe meiner Ahnherren als ein trauriges Bild der Vergänglichkeit zu prangen, so sei es in diesem schlichten Koller, ohne den Purpur-Sammet, ohne die Kette des goldenen Vließes, die eine Sclavenkette ist auf der Brust des freien Mannes. — Mutter! warum riesst Du den Nachtwandler bei dem Namen seiner Väter von seinen traulichen Wanderungen ab, warum jagtest Du ihn nach Deutschland, um dort mit der Liebe den Stolz zu gewinnen? O! wenn sich Johanna an meine Brust schmiegte, wenn sie aufsah nach mir und meiner Größe, und die Liebe und der Dank sich einten, die Gluth die in ihrer Brust wogte auf meinen Lippen auszuströmen, da fühlte ich, daß sie in meinem Besitze all' ihr Glück, all' ihre Lebenswonne suche, daß ich ihr genüge und daß sie zufrieden, tausendfach zufrieden mit Egmont, nicht nach Höherem strebe. Und jetzt! — Der deutsche Stolz glaubt von seiner Höhe gestiegen zu sein und mich zu beglücken, wenn er sich in meinen Armen vergißt. Die Fürstin von der Pfalz glaubt in Egmont Prinzen von Gaure nur den Vasallen Kaiser Karls zu sehen, und fürchtet den Infanten zurückzuweisen. Wo Johannens Herz sich für mich verblutend geopfert hätte, da wägt die Klugheit und geht dann mit der Eitelkeit Hand in Hand, und wenn ich das tief fühle, wenn mein Herz, mein gekränktes Herz seinen Unmuth laut ausspricht, dann tritt der Stolz hervor und die Schwester des Churfürsten von der Pfalz reizt das Herz noch mehr, statt daß die Geliebte es besänftigen sollte. Nicht nach dem, was über dem Manne steht, wende er sein Herz. Möge der Ehrgeiz seine Hand nach Kronen strecken, die Liebe neige sich nur, die duftende Blume zu pflücken! In's Freie! rief er aus: fort, in die Kühle der Abenddämmerung! warf den Reitermantel um und verließ seine Wohnung.

Die Straßen von Binche waren menschenleer; Alt und Jung war nach dem Garten des Schlosses gewandert, und noch schallten von dort die Trompeten, und in dem entzauberten Schlosse schöpften die Durstigen den Wein, der aus einem künstlichen Brunnen strömte. Egmont traf nicht eine lebende Seele, die ihn aus seinen Träumereien hätte wecken, ihm den Weg nach Lavils Garten hätte versperren können, den er jetzt nahm. Er fand die Pforte geöffnet und trat ein. Auch hier war es wie ausgestorben. Die Sonne senkte ihre letzten Strahlen auf die hundertblättrigen Astern, und schien wie die ganze Natur von diesen Blumen, den letzten Kindern der Blüthenzeit, Abschied zu nehmen. Er schritt durch die wohlbekannten Gänge vorwärts, stand bald vor der Fliederlaube, die so oft seine Sehnsucht empfangen, so oft sein Glück geschirmt hatte, und trat ein. — Ach! auf der grünen Bank war es leer, dort saß Johanna nicht, die Arme nach ihm streckend; auf dem runden Tische, sonst mit Früchten und Wein besetzt, lagen herabgefallene welke Blätter, und die Zweige, sonst sorglich herabgebogen, hingen jetzt wild, den trauten Sitz der Liebe umrankend.

Ach! seufzte Egmont: was bist du mir ohne sie! Eine traurige Rückerinnerung dahin geschwundener Freuden, ein zerstörtes Bild meines Glücks; sein Blick drang durch die entlaubten Zweige und traf auf Johanna, die vor dem Pfirsichbaume, wo er das Band der Liebe zerrissen, trauernd stand. Hell glühten ihre Thränen in den Strahlen der Abendsonne, wehmuthvoll blickte sie nach dem Baume, dessen Blätter vom Herbste geröthet, nur noch sparsam die wenigen Früchte deckten. Egmont sah die trauernde Gestalt. Die Liebe neige sich nach der welkenden Blume! rief er aus, stürzte fort und stand vor dem erschrockenen Mädchen.

Johanna! rief er und ergriff ihre Hand: Hier wo ich Thor mein Herz von meiner Seligkeit lös'te, hier knüpfe ich es wieder an für immer. Glaube nicht, Mädchen, meine Liebe habe seit jenem unglücklichen Tage nur einen Augenblick geschlummert. Der Mutter Segen, das strahlende Bild meines Hauses, der Ehrgeiz wollte sie mit Purpur und Diadem decken, sie sollte vergehen in der eigenen Gluth. Doch die Flamme brach durch! Wie der Phönix, aber nicht aus der Asche, aus den Flammen nur stieg sie herrlicher hervor. Hier bin ich, Dich mit meinen Flammen zu umfangen, Dich zu mir aufzuziehen, oder in meiner Gluth zu sterben.

Johanna stand erschrocken, bebend vor Egmont, und entwand sich seiner stürmischen Umarmung. Graf Egmont! sagte sie ernst: meine Liebe zu Euch war treu und fest, kein loses Band knüpfte mein Herz an das Eure, es war eine feste Zauberkette, die mich fesselte, Ihr selbst habt den Zauber gelöst; die Kette sprang, und kein neues Liebewort vermag wieder zu binden, was einmal zerrissen ist.

Johanna! rief Egmont, und umfing sie von Neuem.

Laßt mich! sprach sie sanft: und wenn Euch meine Liebe einst werth war, so ehrt jetzt meinen Schmerz. — Laßt mich Egmont und hört! —

Unbedachtsam gab ich mich den Eindrücken hin, die Ihr auf mein unbefangenes jugendliches Herz machtet, und war taub für die Mahnung meines alten Vaters. Ich schwelgte in der Gegenwart, wart Ihr mir nahe; ich schöpfte aus Erinnerung, wart Ihr mir fern, und dachte mit tausend Gebilden meiner hoffnungsreichen Phantasie der mahnenden Zukunft. So schritt ich über Tage, über Monden dahin, immer dem Abgrunde zu, der mit jeder selig entflohenen Stunde sich mehr und mehr mir öffnete. Ich glaubte alles gethan zu haben, wenn rein und heilig diese Stunden entschwanden, die kommenden mir nahten. — Da wecktet Ihr, Lamoral, Ihr selbst mich aus meinem Traume; ich sah mit thränenschwerem Auge die Kluft vor mir sich gähnend aufthun, die mich von Euch trennt. Ich sehe jetzt mit heiterem freien Blick mein Verhältniß zu Euch, — ich sehe, daß nicht allein meine Pflicht, daß auch meine Liebe — wohl nur der Nachklang meiner treuen Liebe — mich von Euch ruft!

Sprich nicht weiter! rief Egmont: höre mich, Johanna! Ich bin betrogen; mit dem Infanten soll ich um Sabinen kämpfen, vor ihrem

Stolze mich beugen; und das werd ich nie! — Darum sei mild und gut, nimm mich wieder auf, Johanna, laß mich wieder zurückkehren an Dein Herz, wo Liebe, nur Liebe meiner wartet!

Graf Egmont! unterbrach ihn die Jungfrau, und in ihr Auge wies ein hohes Selbstgefühl die Thräne zurück, welche die Wehmuth hervorgerufen hatte: Graf Egmont! auch ich habe meinen Stolz, zwar mag er anderer Art sein als der Stolz fürstlicher Frauen, doch er glüht so rein in der Brust der bürgerlichen Jungfrau als dort. Weil Ihr Euch verlassen, wehe gethan glaubt, soll ich Euch aufnehmen an mein Herz; den Worten der Leidenschaft soll ich glauben, Egmont, die nur der Augenblick des Unmuthes erpreßte? — O! wer wie ich Euer Lebewohl auf dieser Stelle vernahm, der hat auch dem Vertrauen Lebewohl gesagt. — Schwört nicht, Graf Egmont! — Ihr schwört falsch — Schwört nie! — Ehe Ihr hier standet in jener verhängnißvollen Stunde, glaubte in Euren Worten mehr als jetzt Euren Schwüren. Euer Herz ist wandelbar, Euer Sinn leicht verlockt, Eure Worte sind Blüthen des Augenblicks, sie verwehen im Lufthauch. Und überdies seid Ihr verlobt durch Hand und Wort, und mir ist es Pflicht, Euch daran zu mahnen, wenn Euer Herz auch schweigt. — Kommt! Egmont! sie ergriff seine Hand und zog ihn mit sich. Kommt! bat sie, da er sich sträubte zu folgen: versagt Johanna Lavil diese Bitte nicht. Verlaßt mich, kehrt nach Hause, schmückt Euch zum Feste, man hat Euch sicher schon lange vermißt. Denkt nicht mehr an des alten Lavils Tochter, denkt nur an Sabine von der Pfalz, die ein holdes weibliches Wesen Eurer wahrlich werth ist; handelt als Mann und laßt den thörigen Wahn verschwinden, das, was Ihr eben empfunden, sei das wahre reine Gefühl Eures Innern. Kehrt zurück, seid Sabinens, seid meiner Liebe werth! — Thränen entstürzten ihren Augen. Geht Egmont, verlaßt, vergeßt mich! — Kein Wort, ich bitte Euch. — Habt Ihr mich je geliebt, achtet Ihr mich, so müßt Ihr mich verlassen, denn schon nahen die Nachbarn vom Schlosse, und fände man mich heute hier mit Euch allein, würde die Verläumdung wohl mit Recht ihr Gift auf mich spritzen. Geht Egmont!

Und wann seh' ich Euch wieder? rief er noch immer glühend. —

Wenn Ihr mit Sabine von der Pfalz vor dem Altare steht!

Johanna! rief er empfindlich: und doch sehe ich Euch früher Er ging.

Lange sah' ihm die Jungfrau nach. Es war ihr so wohl und doch so wehe, als sie ihn sich entfernen und in die Lindengänge treten sah; und als er dort noch einmal sich wandte und die Arme nach ihr streckte, rief sie ihm leise nach: Leb' wohl, leb' wohl, Du mein einzig Geliebter, lebe wohl!

Als Egmont stattlich geschmückt das Schloß betrat, tönte ihm schon die Musik rauschend entgegen. Don Philipp, der mit Sabinen von der Pfalz auch heute den Tanz eröffnete, war nicht wie gewöhnlich in Braun gekleidet. Ein hellblauer sammetner Mantel, den eine Agraffe der herrlichsten Brillanten festhielt, hing über seinem weiß atlaßnen Koller. Auf seinem Barret prangte der große Rubin, den Pizarro in Quito fand und dem Könige verehrte. Alles was nur die Schätze beider Indien bieten konnten strahlte heute auf dem Anzuge des Infanten Don Philipp, der sonst in ernster Einfachheit selbst bei den größten Festen zu erscheinen pflegte.

Die Prinzessien von der Pfalz, gleichfalls in ihre Leibfarbe, weiß und blau, gekleidet, schien zwar in einfacher lieblicher Schönheit neben dem Infanten herzugehen, doch funkelte der reiche Halsschmuck von Brillanten, das kostbare Geschenk Don Philipps um ihren Alabasterhals. — Ach strahlten doch heute ihre Augen im gewohnten Glanze, brächte sich doch der Strahl der tausend Lichter in diesen holden Augensternen statt der Diamanten, die der Armen gewiß nur eine traurige Last sind! sagte Emma von Weißenstein, ihr Hoffräulein, zu ihrer Freundin: Sie nur, wie trübe der Blick; seit sie von der Tafel kam habe ich die holden blauen vom Weinen getrübten Augen anhauchen müssen, daß sie der Schmerz ihres Busens nicht verriethen, denn Egmont war nicht beim Mahle. — Doch sieh, da steht er ja, der Fröhliche; ernst und finster hinter jenem Pfeiler. Es hat sich gewiß ein feindlicher Dämon zwischen ihre Herzen gedrängt; sieh nur, krampfhaft ballt er die Faust..

Und das Hoffräulein hatte recht gesehen. Von Eifersucht gequält, stand Egmont hinter dem Pfeiler und bebte vor Wuth. Nicht an Johanna dachte er in diesem peinigenden Augenblicke. Als ob sein Herz für Sabinen allein geschlagen, als ob an sie allein seines Lebens Glück gekettet sei, so ergriff es ihn, als er sie an des Infanten Hand dahin schweben sah; daß ihr Auge trübe, ihre Gedanken fern, fern von hier zu sein schienen, bemerkte er nicht, und nur erst als der Tanz vorüber war, Sabine, ehrerbietig die verbindliche Verbeugung Don Philipps erwidernd, sich neben die Königin Maria gesetzt hatte, trat er hinter dem Pfeiler hervor, und mischte sich unter die Ritter und Frauen.

Graf Egmont! begann eine Stimme hinter ihm, und als er sich wandte stand er vor Don Philipp. — Noch kochte sein Blut, — aber: Mäßige Dich! rief ihm die Vernunft zu. — Graf Egmont! begann der Infant mit schneidender Kälte: Ihr habt heute das Turnier verlassen, eben als alle Ritter gekämpft und nur der Sohn Eures Herrn noch kampfbereit war. Ich frage Euch, warum verließet Ihr Euren Platz?

Für den Sohn meines allgeliebten Herrn und Kaisers zu kämpfen, wird Egmont bis zum letzten Hauche seines Lebens freudig und willig bereit sein. — Gegen ihn zu kämpfen? könnte mich nicht erfreuen.

Ihr glaubt wohl, Prinz von Gaure, fuhr der Infant fort: Ihr hättet

im Kampfe mit mir galanter sein, Eure Geschicklichkeit verbergen, weniger Euren Haß zeigen müssen, den Ihr gegen die Ritter meiner Nation beweis't?

Haß! Hoheit? rief Egmont mit Feuer: Ich die Ritter meines Vaterlandes hassen? Egmont sein werthes Vaterland hassen? —

Nicht von den Niederlanden sprach ich, an diesen, an ihren Gebräuchen und Freiheiten hängt ihr nur zu sehr, unterbrach ihn Don Philipp. Ich sprach von den spanischen Rittern, gegen die Ihr mit besonderem Eifer Euer Schwert führtet, wenn Ihr dem Grafen von Meggen, einem Niederländer, schonend den Sieg überließet.

Und sind die Spanier nur von Eurer Nation, Hoheit! Seid Ihr nicht auch Karls von Burgund Erbe? rief Egmont sich vergessend: O dann wehe dir, mein armes Vaterland! —

Graf Egmont! rief der königliche Jüngling zornig, doch sein Blick traf eben des Kaisers Auge, das mit Bedeutung warnend auf ihn sah, — schnell schien der Zorn gedämpft und die Falten der Stirn waren geglättet. Wie meintet Ihr das was Ihr eben sagtet? Graf, ich fürchte Euch nicht recht verstanden zu haben.

Gewohnt, nur Herrschern unseres Stammes zu gehorchen, erwiderte Egmont, und es war ihm als spräche er im Namen seines gekränkten Vaterlandes: kann der Niederländer sich nicht denken, daß der Sohn seines geliebten Herrn nicht auch ihn zu den Seinigen zählt; ungern steht er als ein Fremdling an dem Throne; nie aber also in dem Hause seines angestammten Herrschers.

Ihr habt viel Privilegien, viel Freiheiten! unterbrach ihn mit zweideutigem Tone der Infant.

Ja, Hoheit, wir haben viel Freiheiten, viel theuer erworbene Privilegien; doch zahlt Brügge und Antwerpen mehr an Euren Vater als beide Castilien. In der Noth sind die Niederlande bereit freiwillig zu geben; sie geben gern und oft. Darum, gnädiger Herr! nenne ich auch unsere Privilegien theuer erkaufte. —

Und mit dem Reichthum erbtet Ihr auch den Stolz! sagte der Infant empfindlich. —

Reichthum erbten und erwarben wir, so viel als wir und unser Herr bedürfen; Stolz, so viel dem Manne Noth thut! erwiderte Egmont mit einer höfischen Verbeugung.

Ihr seid verlobt? fuhr Don Philipp fort, das Gespräch schnell abbrechend.

Ja, Hoheit!

Mit der Prinzessin Sabine von der Pfalz.

Mit ihr!

Ich wünsche Euch Glück, Graf Egmont. Diese Verbindung wird Glanz über Euer Haus verbreiten. Eine Tochter aus dem edelsten Fürstenhause Deutschlands —

Vermag nur den Glanz zu erhalten, Hoheit, der dem Geschlechte der Herren von Geldern wohl nie gebrach. —

Finster sah der Infant auf Egmont; er kannte die Ansprüche sehr wohl, welche dessen Vorfahren und er selbst auf Geldern gemacht hatten. Ihr verzeiht doch, fuhr er lächelnd fort, als ob er Egmonts stolze Gegenrede nicht bemerkt habe: daß ich heute die Farben der Prinzessin trage. Ein Infant von Spanien steht bei einem Turnierspiele so einsam da, daß selbst die Schönheit sich nur im Purpur ihm nahen darf, darum wählte ich die Prinzessin heute zu meiner Dame. — Morgen, Graf Egmont, sei sie wieder die Eure.

Egmont schwieg. —

Und, überdies da ich weiß daß Euch meine Wahl ehrt, fand ich ich es für überflüssig, Euch früher deshalb zu fragen.

Wie es Euch beliebt, Hoheit! erwiderte Egmont kalt. Doch verzeiht, Infant, fuhr er mit einem bittern Lächeln fort! daß Ihr meine Verlobte die Prinzessin von der Pfalz zu Eurer Dame erkiest, weiß ich; wißt Ihr aber auch, Don Philipp, ob sie Euch zu ihrem Ritter angenommen?

Mit Stolz sah der Infant auf Egmont, dieser mit Würde auf den Sohn seines Herrn.

Auf diese kühne Frage, Prinz von Gaure, werde Euch die Antwort zu seiner Zeit! sagte Don Philipp kalt, wendete ihm den Rücken und ging.

Nicht der Tag von Gravelines nicht der Sieg von St. Quentin, konnte in Philipp die Erinnerung an diesen Augenblick verwischen, — blutige Antwort brachte Alba nach langen Jahren im Namen seines Herrn.

Mehr noch als vorher war durch dieses Gespräch der Stolz, das edle Selbstgefühl in Egmont aufgeregt. Es war ihm als müsse er den Kampf mit dem Infanten beginnen, als müsse dieser Augenblick der entscheidende sein über sein Schicksal. Zu Sabinen wollte er hin, und sich ihrer stolzen Worte erinnernd, die sie am Morgen zu ihm gesprochen, des Infanten Bemerkung noch im treuen Gedächtniß, daß ein Glanz durch diese Verbindung sich über seinen Stamm breiten würde, rief sein Stolz ihm zu, sich vor dieser Fürstentochter nicht zu beugen, heute die Verbindung zu lösen, oder sie fester zu knüpfen — Johannens gedachte er nicht. — Der Augenblick war sein Herr, Ehrgeiz, gekränkte Liebe riefen ihn ab von dem süßem Pfade der Liebe, er ging; doch bevor er sich ihr nahen konnte, trat Don Rodrigo Manuel, der eben den Infanten verließ, auf ihn zu.

Verzeiht, Herr Graf! sagte er mit gezwungener Höflichkeit: daß ich Euch hier vielleicht am unrechten Orte, um die Erklärung Eurer Worte bitte, die Ihr beim heutigen Turnier dem Kampfrichtern wohl im zu großen Eifer zuriefet. Glaubt Ihr, daß jene Edlen nicht nach dem Kampfgesetze sprachen, als sie mir den Sieg über Euch zuschrieben?

Ja, Don Rodrigo! erwiderte Egmont kalt: und glaubt Ihr, ich irre, so laßt uns den Kampf mit scharfen Schwertern erneuern. Ueberdieß, Don Manuel, muß ich auch Euch um Verzeihung bitten, wenn ich Euch eine Frage thue. Schriebt Ihr den Brief an die Prinzessin von der Pfalz? — Der Spanier erröthete verlegen. — Das Ja! scheint Ihr nicht so schnell und gern zu sagen als ich. — Ich, Graf Egmont, Prinz von Gaure, frage Don Rodrigo Manuel de Sabada, schriebt Ihr den Brief?

Mir gefiel es ihn zu schreiben! erwiderte Don Rodrigo mit Trotz. —

So ist für heute unser Gespräch beendet! rief Egmont, ließ den Spanier stehen. Aber auch jetzt hinderte ihn sein Geschick zu seinem Ziele zu gelangen, Don Mauriquez de Lana des Kaisers Hofmeister, trat hinzu und benachrichtigte ihn, daß der Kaiser ihn zu sprechen verlangte. Dieser war eben auf den Balkon getreten, und als Egmont sich ihm nahte, winkte er seinen Umgebungen sich zu entfernen.

Tretet näher, Egmont! begann er mit Huld: Ihr scheint mir heute in einer Stimmung zu sein, wo Ihr wohl des Rathes eines väterlichen Freundes bedürft, und der bin ich Euch, da ich weiß wie treu Ihr an mir hängt. Ihr habt heute beim Turnier Eurer Leidenschaft die Zügel gelassen, Ihr habt, ob Ihr gleich wißt, wie sehr ich es zu vermeiden suche, die Eifersucht der verschiedenen Nationen meines Reiches gereizt; Ihr habt gegen den Infanten gefehlt, und ich fürchte, heute Abend es nicht wieder gut gemacht, wie Ihr das solltet. — Das war thörig; — noch ist es Zeit den Fehler zu verbessern; Euer Herr wünscht es. — Auch scheint mir, daß Eure verlobte Braut nicht ganz mit Euch zufrieden ist, vielleicht es nicht sein kann. Thorheiten der Jugend sind verzeihlich, Egmont, wo aber des Mannes Wort ihn bindet, muß er feststehn wie seine Ehre. Ich weiß Alles und warne Euch. Ist Euch meine Huld etwas werth, so vergeßt nie was Ihr Euch und Eurem Range schuldig seid; verscherzt nicht leichtsinnig Euer Glück und meine Gnade. Er reichte ihm die Hand zum Kusse, die Egmont mit aufrichtigem Gefühl an seine Lippen drückte. Nun geht! — dort neben Don Rodrigo steht der Infant!

Egmont ging den schweren Gang; sein Kaiser, sein Herr, sein väterlicher Freund hatte ihm befohlen, er mußte gehorchen.

Hoheit! sagte er, sich Don Philipp ehrerbietig nahend: Erlaubt, daß ich Euch ohne Zeugen sprechen darf. — Don Rodrigo wollte sich entfernen. —

Bleibt! rief der Infant: Was Ihr mir zu sagen haben könntet, Graf Egmont, kann Don Rodriguez wohl hören.

Egmont verbiß seine Wuth. Hoheit! sagte er rasch, doch sich neigend: Habe ich vielleicht beim Turnier durch meine Entfernung, oder hier durch Worte Euren Zorn gereizt, so verzeiht!

Was ihr auf Befehl des Kaisers meines hohen Vaters thut, erwiderte Don Philipp mit schneidender Kälte: hat keinen Werth für mich. Beliebt

es Euch einmal aus eigenem Antriebe meine Verzeihung zu erbitten, so könnte ich sie Euch vielleicht gewähren. Kommt, Don Rodrigo! Er ließ den Grafen zermalmt stehen, und nur ein ernster, aber doch gnädiger Blick des Kaisers konnte seine Fassung erhalten. Er trat an ein Fenster, überdachte seine Verhältnisse, und rasch wie immer in seinen Entschluß, wollte entscheidend sein Schicksal bestimmen, und trat vor die Prinzessin. Doch als sie vor ihm stand, wankte sein Entschluß, rasch jagte ein Tropfen Blutes den anderen, seine Stimme bebte. Ihr seid heute kostbar geschmückt! sagte er und vermochte kaum die innere Bewegung zu unterdrücken: Der einfache Halsschmuck, den meine edle Mutter trug, als sie am Traualtare stand, und von dem sie sich nur Euch zu Liebe trennen konnte, schmückt Euch nicht, und statt dessen sehe ich eine Zier, wie sie nur die Schätze Indiens gewähren können. Darf ich fragen, Sabine, wer anders als Euer Verlobter konnte es wagen, Euch dies Geschenk zu verehren?

Don Philipp wagte es! erwiderte ruhig und kalt die Prinzessin.

Don Philipp! rief Egmont sich vergessend: Und von ihm? —

Nahm ich dies Zeichen ritterlicher Galanterie in dem Augenblicke an, als Ihr im Garten des Sammetwebers Lavil mit dessen Tochter kos'tet.

Auch dies! rief Egmont.

Auch dies und noch mehr, Graf Egmont! sagte sie leise: doch erlaubt, Euch aufmerksam zu machen, daß Eure Leidenschaft vergißt mit wem und wo Ihr redet. Den ferneren Bescheid könnt Ihr morgen von mir erwarten, und da ich mich heute sehr unwohl fühle, sagte sie laut, sich zur Königin von Ungarn wendend: so erlaubt Ew. Majestät wohl, daß ich mich entferne. Egmont höflich grüßend verließ sie den Saal.

Morgen also! rief er, als er von seinem Diener begleitet über den Schloßhof nach seiner Wohnung ging. Also morgen will die Fürstentochter über mein Schicksal entscheiden, wie gnädig! Und woher weiß sie, daß ich im Garten bei Johanna war? sendet sie Späher aus, meine Tritte zu belauschen? Egmont that der zartgesinnten Sabine Unrecht, sie hatte die Späher nicht ausgeschickt; Rodrigo war es, der, als Egmont das Turnier verlassen, seinem Diener befahl, ihm zu folgen. Doch nicht auf Befehl des Infanten handelte er so, Don Philipps Stolz hätte ihm wohl nie erlaubt jenen Brief zu schreiben und den Grafen Egmont zu beschleichen, denn, obgleich die Prinzessin von der Pfalz, vielleicht zuerst unter allen Frauen, sein kaltes Herz erwärmt hatte, würde er sich doch gegen seinen Nebenbuhler nie solcher gemeinen Mittel bedient haben. Durch ein Hoffräulein der Königin von Ungarn, welcher es Rodrigo absichtlich vertraut hatte, erfuhr diese von der Zusammenkunft Egmonts mit Johanna, und da die Königin Sabine wie ihre Tochter liebte, und sie bloß ihrer Heirath mit Egmont wegen den Pfalzgrafen ersucht hatte, ihr diese auf ihrer Reise nach

den Niederlanden anzuvertrauen, so konnte ihr Egmonts Betragen nicht gleichgiltig sein. In der Uebereilung unterrichtete sie Sabinen von dieser Zusammenkunft, und durch sie hatte es auch der Kaiser erfahren.

Aber von Eifersucht gequält, vom Stolze abgestoßen, von der ersten Liebe mehr als je zauberisch gelockt, betrat Egmont auf Sabinen zürnend, die Straßen von Binche. Laßt mich allein! rief er seinen Dienern zu: Geht nach Haus und erwartet meine Ankunft. — Und als er nun allein über den menschenleeren, öden Marktplatz schritt, und in dem Dunkel der Nacht links in die Straße von St. Madelaine bog, hielt er plötzlich an. Ich sagte ihr: noch einmal würde ich sie sehen, nun so sei es jetzt! Er schlich nach dem Hinterpförtchen des kleinen Gartens, der am Hause Lavils sich befand, und als er den Schlüssel ergriff, den er von alten glücklichen Zeiten her noch besaß, und, zufällig oder absichtlich, weiß Gott, auch heute zu sich gesteckt hatte, als er das Schloß öffnen wollte, überfiel ihn ein Bangen. Schwaches, elendes Herz! rief er aus: bebst du schon wieder, kann denn kein Hohn, kein Stolz dich bestimmen mit festem Schritte deinem Schicksale entgegen zu gehen? — Leb' wohl, du Glanz des Hofes, du ehrsüchtiges Treiben; dem stillen Glücke der Liebe schreite ich entgegen, und will es umklammern und festhalten, daß keine Rücksicht nicht der Mutter Bitten, nicht das Drohen der finsteren Ahnen, nicht Gott es mir entreißen soll; ketten will ich sie an mich, ketten unauflösbar und ewig, mit Banden, die nur ein Bube zerreißen könnte, — und der ist Lamoral nicht! — Das Schloß wich, die Thüre öffnete sich, seinen Himmel oder seine Hölle hatte er sich aufgeschlossen. Leuchtest du mir, freundlicher Strahl, auf meinem Pfade entgegen? rief er jetzt, als er in den Garten getreten war, und in Johanna's Schlafkammer noch ein mattes Lämpchen brennen sah. Willst du mir leuchten, daß ich den Weg zu ihr finde? O! den kenne ich so gut; Thür' und Pforte öffnen sich der Liebe, und schlich ich auch nie bei Nacht zu ihr, hellt mir ja die Liebe den dunkeln Pfad. Ade, du stolzes Fürstenkind, Ade, guter Kaiser! deine Gnade wiegt nicht einen versäumten hier nutzlos verträumten Augenblick auf: Er schlich durch den kurzen Gang zum Pförtchen; doch als er an die Laube kam, die auch jetzt noch voll dunkler Purpurtrauben hing, hörte er leise Töne durch die Nachtluft schweben. Singst du, meine Nachtigall? lockst du mich mit deinem Liebesliede hinauf zu dir? rief er leise, verbarg sich in der Laube und lauschte auf das Lied des Schmerzes, welches die Jungfrau aus ihrer wunden Brust dem Nachtwinde übergab.

Jetzt schwieg sie; nur einzelne Akkorde der Laute zitterten noch durch die Lüfte — auch sie verhallten. — Egmont glaubte einen leisen Seufzer zu hören. War Schmerz, war Sehnsucht der Quell, dem er entstieg? so dachte er und schlich an des Hauses Pforte, öffnete sie vorsichtig und jetzt stand er klopfend vor dem Kämmerchen der Jungfrau. Seid Ihr es, mein Vater? rief diese: ach, Ihr saht gewiß daß ich noch Licht hatte, ich will

es gleich löschen und zu Bette gehen. Und noch einmal klopfte es leise: Nur einen Augenblick und ich öffne Euch gleich! rief sie; und der Riegel knarrte, die Himmelspforte öffnete sich, Egmont stand vor ihr.

Ein lauter Schrei entfuhr Johannen; glücklich, daß sie das Lämpchen nicht fallen ließ. Doch ehe noch Egmont sich nahen konnte, ermannte sie sich. Das habe ich an Euch nicht verdient, Herr! sagte sie bewegt: Daß ich mit Eurer Liebe auch Eure Achtung verlieren sollte, das hätte ich nicht erwartet.

Hört mich, Johanna! sagte Egmont mit leiser ungewisser Stimme: hört mich, ehe Ihr mich verdammt.

Jedes Wort, Graf Egmont, und wär es ein heiliges Wort, ist ein Pfeil, der mich hier und zu dieser Stunde verwunden, tief verwunden muß. — Darum bitt' ich Euch, schweigt!

Und sind Euch meine Worte verwundende Pfeile, unterbrach sie Egmont: so will ich die Wunden heilen mit Liebe, und meines Herzens Balsam darauf träufeln, daß sie schmerzlos sich schließen sollen. Ich komme zu Dir, Johanna, mit glühendem treuen Herzen, der Rausch der Ehrsucht ist verschlafen, die schlummernde Liebe zu neuem Morgenrothe erwacht. Heimführen will ich Dich in die Burg meiner Väter als mein ehelich Weib, die Thränen trocknen, die Du um mich geweint, die Blume der Liebe Dir reichen, die Dich schon als Knospe so hoch entzückte; komm in meine Arme, laß mich noch einmal da ruhen, wo ich oft so selig träumte, laß mich auch jetzt von den Lippen die Gluth einsaugen, die mich so oft, so wonnig durchschauerte.

Und während der Jüngling mit dem Feuer der neu auflodernden Liebe flehte, stand die Jungfrau bebend vor ihm. Alles was ein liebendes Herz ergreifen, beglücken, was es zerreißen kann, fühlte sie in diesem angstvollen Augenblicke, und es malte sich treu auf ihrem Himmelsantlitze. — Träume umflogen sie, Bilder, die sonst nur bleich und farblos vor ihr geschwebt, gestalteten sich und lächelten farbig und glühend ihr entgegen. Die Hoffnung winkte, die Liebe lockte schmeichelnd — das Herz klopfte gewaltig in der jungfräulichen Brust. Da riß der Schmerz, der tiefe Schmerz sie aus ihrem Eden. So sprach er einst, und doch konnte er Dich verlassen! rief es herauf aus ihrem wunden Herzen.

Johanna, Du schweigst? fuhr Egmont fort, sich ihr nahend.

Ich schwieg, sagte das Mädchen: doch nicht länger will ich schweigen, in Worte sollen meine dunkeln Gefühle sich gestalten; hört mich, Egmont!

In jenen dahin geschwundenen Tagen fragte mein trunkenes Herz nicht, weshalb es so laut, so stürmisch klopfte; willig, unbefangen gab es sich den Lockungen hin und folgte Eurem Lieberuf. Da fühlte es plötzlich, daß die Thränen der Liebe, diese süßen Tropfen der Sehnsucht blutig rannen, daß es verwundet, schmerzlich verwundet sei — und der Traum war vorüber, die ernste Betrachtung kehrte zurück, und wenn auch das

Herz mahnte und bat, und die Sehnsucht ihre lindernden Boten aussendete, waren es Schmerzensboten, die über meine verblichenen Wangen rollten. Denn hoffnungslos schwindet die Sehnsucht; der erquickende Thau der Wehmuth wird dann der zarten Blüthe zum Mehlthau.

Hoffnungslos! unterbrach Egmont die Weinende: Ich bringe Dir die Hoffnung nicht allein, an der Seite der Wirklichkeit führe ich sie zu Dir, öffne ihr Dein Herz, und Deine erste Liebe wird, Deine letzte zu sein, wieder erwachen!

Um meine letzte zu sein? sagte Johanna traurig: Ich fürchte selbst Ihr habt Recht, Graf Egmont! Einmal, nur einmal liebt dieses Herz! Doch es darf ja nicht. Euer Wort habt Ihr einmal gebrochen! Aber nur leise in den Abenddämmerungstunden, in der Fliederlaube, wo Niemand es hörte als Euer Mädchen und Gott; da habt Ihr mir ewige Liebe geschworen — das war ein Wort, was der traute Lamoral seiner Johanna gab; der West hat es auf seine Schwingen genommen, und der Himmel weiß, wohin er es trug. — Aber jetzt, Egmont, habt Ihr ein Wort gesprochen vor Fürsten und Edeln, in einem großen Rittersaale auf dem Schlosse zu Heidelberg. Da haben es tausend Ohren gehört, auch Gott! und unter Trompeten und Paukenschall tönte es von der Pfalz bis zu den Niederlanden, und bis zu meiner wunden Brust, — da hallte es traurig, sehr traurig wieder! —

Johanna! warum Dich so quälen! rief Egmont, schloß sie in seine Arme und sie duldete es. — Doch plötzlich sah sie auf zu ihm und riß sich aus seiner Umarmung. Graf Egmont! sprach sie heftig: und wenn die Ritter und Fürsten vernehmen, daß Ihr Euer Wort bracht, so seid Ihr entehrt; und den Rost auf dem Schilde der Ehre wäscht keine Liebe rein. Darum bin, darum bleibe ich hoffnungslos.

Laß Ehre und Ruhm, laß die Ritter und Fürsten es vernehmen, daß ich mein Wort brach, um ein heiligeres früheres einzulösen, rief Egmont mit Gluth. Trete ich mit Dir in ihre Mitte und spreche: Seht! dies Weib habe ich mir errungen, wer unter Euch hätte nicht gethan wie ich um solchen Preis. Johanna! Alle, Alle würden rufen: Auch wir!

Da schüttelte die Jungfrau verneinend den Lockenkopf und sagte sanft: Egmont, der Preis ist des Opfers nicht werth, ich würde fortan in Deinen Armen nie glücklich sein können.

Nie? rief Egmont: Ist denn Alles dahin, was einst uns beglückte, ist dies nicht mehr Deines Lamorals Brust, sind dies nicht mehr die Arme, die Dich einst liebend umfingen, ist dies nicht mehr das Herz, auf dessen leisestes Klopfen Du so aufmerksam lauschtest? Ist den Alles, Alles dahin?

Alles! sagte Johanna dumpf vor sich.

Nein, nein! rief Egmont, und umfing sie stürmisch: Es ist nicht Alles hin, es schlummert nur und ich will es wecken. Seine Lippen preßte er auf ihren rosigen Mund und drückte fest Herz an Herz. — Sie zuckte

unter seiner Gluth, und unbewußt was ihr geschah, schmiegte auch sie sich innig an ihn, und unwillkührlich kamen die glühenden Lippen den seinen entgegen.

Mein! mein! rief nun Egmont. Als habe dies Wort die Zauber alle gelös't, riß es die Jungfrau aus seinen Armen.

Nie! nie! rief sie schaudernd: Nie! eher den Tod.

Johanna! sagte Egmont zusammenschreckend: Wie blickst Du mich an.—

Laß mich nur einen Augenblick mir selbst, mein Lamoral! sprach immer noch starr das Auge auf ihn gerichtet die Jungfrau: Sei still, störe mich nicht. Es lös't sich jetzt die Wonne leise und zart vom Leben, störe mich nicht! sie schwieg ihn unverwandt anblickend.

Um Gotteswillen! rief Egmont; sprich was ist Dir!

Die Knospe sank! sagte Johanna wehmüthig: Es setzte sich die Nachtigall auf die zarte Blüthe, und Liebe girrend schaukelte sich die Trunkene. Da knickt das schwache Reis, die Knospe sank. Aber kein Sturm hat die Verschlossene entblättert, in Lieb' und Wonne sank ihr junges Leben!

Und die geknickte Rose ist doch irdischer beglückt, als die an unberührtem Dorne welkend, dahin stirbt in heil'ger Einsamkeit! rief Egmont.

Nein, Egmont! sagte die Jungfrau und Thränen entquollen ihren Augen: nein! Vor Gott und meinem Herzen wollt' ich lieber sterben in heil'ger Einsamkeit, als so vor Wonne vergehen. — Nun versteh' ich Euch, fuhr sie nach einer Pause fort, in welcher sie sinnend vor sich niedergeblickt. Ich danke Euch, Ihr gabt mir selbst den Schild in die Hand, mich gegen Euch zu schützen. Ich danke Euch! — Und mit diesen Worten verbreitete sich eine heitere Ruhe über ihr Gesicht, und wie an jenen längst entschwundenen Tagen, wenn das Abendroth durch die Zweige der Fliederlaube auf die Liebenden schien, so traulich faßte sie Egmonts Hand. — Du hast nie gegen mich gefehlt, Lamoral! kein strafbarer Wunsch hat meinem Herzen wehe gethan, keiner mein Zartgefühl beleidigt. Darum sinke ein Schleier über den vergangenen Augenblick — und jetzt, fuhr sie fort und wie eine Verklärte sah sie zu ihm auf: jetzt laß uns scheiden für immer. Laß die Stimme Deines Mädchens Dich zu Deiner Pflicht, zu Deinem Glücke zurückrufen. Nimm diesen Abschiedkuß, so wahr ein Gott über mich wacht, den letzten von Deiner Johanna! — Sie sank ihm um den Hals, und drückte ihn lange und innig an sich. — Und nun, da alle Bande zerrissen sind, die uns einten, da dieser Handschlag das Band der Freundschaft knüpfen, das Band der Liebe lösen soll, wird Graf Egmont, der Prinzessin von der Pfalz Verlobter, von hinnen gehen, und morgen, gestärkt durch Johanna's Muth, seinem Worte, seiner Pflicht getreu, wieder gut machen, was er im Rausche der Leidenschaft fehlte. Kein Wort mehr, Herr Graf! Ihr verlaßt mich, denn ehe ich Euch noch länger hier duldete, rief ich den Vater, mich gegen Euch zu schützen. Wir sind getrennt, müssen getrennt sein — und sollte mein Herz brechen.

Johanna! rief Egmont und Verzweiflung leuchtete aus seinen Augen: ist dies Dein fester, unwandelbarer Entschluß?

Er ist es! ich schwöre. —

Schwöre nicht! rief Egmont: Du bist aufgeregt. Nur bis morgen halte ein, morgen, wenn die Mittagsstunde schlägt, sei in dem Garten, und bist Du dann noch —

Sorget nicht, Graf Egmont! unterbrach ihn Johanna: Ich werde um zwölf Uhr im Garten bei dem Pfirsichbaume stehen, und Ihr selbst werdet, wenn meine Hoffnung mich nicht täuscht, mir dort zum Zweitenmal ein Lebewohl sagen.

Kaltes Wesen! rief Egmont heftig, ergriff sein Baret, drückte es tief in die flammenden Augen, hüllte sich in seinen Mantel und wollte gehen.

So müssen wir nicht scheiden, Lamoral! sagte Johanna bewegt und ergriff seine Hand: so reißt sich innige Liebe nicht von Liebe los. Scheidet freundlich von mir und gedenket meiner, wenn Ihr morgen erwacht, mit Liebe, denn ich habe einen schweren Kampf zu kämpfen, einen freudelosen Pfad zu gehen. Sie küßte seine Hand, er neigte sich gerührt zu ihr nieder. Nein, Graf Egmont, bat sie: keinen Kuß, ein freundlich Wort, einen herzlichen Blick. Lebe wohl, Mädchen! rief Egmont. So mein theurer Herr, rief sie bewegt: so — ich danke Euch! — Gott mit uns! —

Als Egmont den Garten verlassen und die Thür hinter sich geschlossen hatte, blieb er noch einen Augenblick sinnend stehen und sah zurück nach dem stillen Hause seiner Hoffnung und seiner Liebe. — Nein! rief er aus: es war nur das gekränkte Herz, das ihr die ernsten, strengen Worte auszusprechen befahl, das liebende Herz wird mein Bild in ihren Träumen zurückführen, und wenn sie erwacht, wenn sie der Traum noch umgaukelt, dann! — Und thut sie nicht recht? darf sie ihres Lebens Glück einem Herzen anvertrauen, das so wankelmüthig sie schon einmal verließ? Egmont! Egmont! wäscht die seligste Liebe die Flecken der Ehre vom ritterlichen Schilde? — Nun, der morgende Tag wird entscheiden, offen werde ich mit dem Kaiser sprechen, offen, ohne Furcht vor seiner Ungnade ihm, meinem gnädigen Fürsten, meines Herzens Wünsche entdecken. Und du feindlicher Bote meiner Liebe, Don Rodrigo, der du schon einmal die Schärfe meines Schwertes fühltest, du sollst mir wenigstens Rede stehen, ehe die Mittagstunde schlägt, du sollst mir Rechenschaft geben, was dich bewogen, feindlich in mein Leben einzugreifen, von dir will ich sie fordern, wenn ich es auch von dem Schicksale nicht kann!

In diesen Gedanken versunken war er durch die Straße St. Madelaine bei der alten Kirche unserer lieben Frauen angekommen. Als er über den Friedhof schritt, die weißen Leichensteine ihm wie Todtengewänder entgegen schimmerten und er sinnend unter ihnen umherblickend verweilte,

verkündeten die dumpfen Schläge der Thurmuhr die Stunde der Mitternacht. Und mit dem letzten Schlage ertönte eine sanfte Musik in der Kirche, und als ob die Kerzen auf dem Altare plötzlich angezündet würden, so und noch weit heller schimmerte das Licht durch die bemalten Fensterscheiben. Zwar schwiegen die feierlichen Töne bald, doch die Kerzen leuchteten noch, und immer heller ward es in der Kirche.

Warum das Licht um Mitternacht an diesem heiligen Orte? dachte Egmont: warum dieser eine feierliche Akkord, der so bald verhallte? Er ging nach der Kirchpforte gen Norden, sie war verschlossen, die Pforte nach Süden gleichfalls; auch das hohe gothische Portal verwehrte den Eintritt, Alles war still, keine lebende Seele schien in dem erleuchteten Gotteshause zu wandeln. Da eilte er nach der Wohnung des Glöckners und weckte den schon längst Schlafenden. Glöckner! rief er ihm zu, als dieser mit der Ampel ihm entgegen trat; kommt mit mir, nehmt den Schlüssel Eurer Kirche, und seht, was sich darin begibt.

Der Glöckner lächelte. Es ist jetzt Mitternacht vorüber, Ihr saht gewiß Licht und hörtet die Orgel tönen. — Egmont nickte bejahend. — Herr! fuhr der Alte fort: Doch heute weiß ich keine Ursache, da ich nichts wüßte, weshalb diese Erscheinung heute sich blicken lassen sollte. Nur wenn am andern Tage eine Jungfrau mit dem Brautkranze im Haare zum Hochaltare tritt, strahlt ein himmlischer Glanz von der Glorie, die das Gnadenbild der heiligen Jungfrau umgibt, und sobald die Thurmuhr den letzten Schlag der Mitternacht verkündet und der neue Tag beginnt, stoßen die Engel, die auf der Orgel stehen, in ihre Posaunen und Flöten, streichen die Geigen, greifen in die Harfen, und ein lieblicher Akkord weiht den Tag zum Freudentage. Nur wenn die Heilige der Braut zürnen sollte, strahlt die Glorie nicht und die heiligen Engel greifen nicht in die Harfen, und lassen die Posaunen nicht erschallen; auch wenn eine Wittwe zum Altare tritt, weiht Schein und Musik nicht den Tag. — Doch, gnädiger Herr, heute ist es mir sonderbar und räthselhaft, denn morgen findet keine Trauung statt, und weshalb die himmlische Musik ertönte und die Kirche erhellt ist, ist mir unbegreiflich

Ah! mir nicht! rief Egmont: Die heilige Mutter selbst, die göttliche Beschützerin meines Stammes, gibt mir ein Zeichen muthig zu vollbringen, was ich vielleicht so schnell nicht ohne diesen Ruf zu thun gewagt hätte. — Er drückte dem Glöckner ein Goldstück in die Hand, und als er von diesem begleitet die Wohnung verließ, war die Kirche nicht mehr erhellt, nur die ewige Lampe warf ihr bleiches Licht in das hohe Gewölbe.

Mit hochklopfendem Herzen trat er in seine Wohnung, wo ihn die Diener schon lange erwartet hatten. Hier schrieb er, ehe er sich zur Ruhe legte, an Don Manuel; denn bevor er das Schicksal seines Lebens bestimmen wollte, mußte er, den Schimpf an dem heimtückischen Spanier zu rächen, das Leben auf das Spiel setzen. Er schrieb:

„Don Manuel! Ihr habt meine Schritte so eifrig belauscht, daß ich Euch für morgen wenigstens die Mühe ersparen wollte. Ihr könnt mich um die neunte Stunde bei dem heiligen Bilde im Walde, an der Straße von Namur finden, und werdet wohl thun, vier Begleiter, eine tüchtige Lanze und ein gutes Schwert mitzubringen. Ich und die Meinen kommen zu Roß.

Lamoral,
Graf von Egmont."

Nur erst nachdem er seine Befehle gegeben legte er sich zur Ruhe. Aber der Schlaf floh ihn; nicht Don Manuel, nicht der morgende Kampf raubte ihm den erquickenden Schlummer, Immer tönte der himmlische Akkord vor seinen Ohren, immer drang der Schein der Glorie durch sein geschlossenes Auge.

Noircarmes, die beiden Brüder Tresigny und der Graf von Horn, waren Egmonts Begleiter. Kaum waren sie auf dem bestimmten offenen Platze, bei dem Heiligen-Bilde angelangt, so erschien auch Don Rodrigo Manuel, mit ihm Don Diego de Leyva, Don Johann und Don Louis de Quixada, und Don Martin Ades. Man begrüßte sich höflich, und nachdem die Worte der Courtoisie gewechselt waren, stieg Egmont von seinem Streitroß, zog den Handschuh aus, warf ihn vor Don Manuel und sagte: Herr! hier liegt mein Handschuh! ich werfe ihn vor Euch nieder und fordre Euch auf, ihn zum Kampfe auf Leben und Tod aufzuheben! Weshalb, wißt Ihr, und thut es nicht Noth es in Gegenwart dieser edlen Herren zu wiederholen.

Ohne ein Wort zu erwidern, stieg Don Manuel ab, hob den Handschuh auf, und nun erst sagte er kalt: Es geschehe wie Ihr wünscht, Graf Egmont!

Don Martin Ades wurde von Seiten der Spanier, der ältere Tresigny von Seiten der Niederländer zum Kampfrichter erwählt. Sie suchten den Kampfplatz aus, theilten Wind und Sonne, und nachdem sie in die Mitte des Platzes geritten und einen Trompeter neben sich gestellt hatten, rief der älteste Tresigny: Auf Leben und Tod, mit Lanze und Schwert! — Habt Ihr Herren die nöthigen Waffen?

Wir haben sie! erwiderten beide.

Hat noch einer der Kämpfenden etwas zu erinnern, einzureden oder zu verlangen, der sage es, ehe das Zeichen tönt.

Egmont und Don Manuel schwiegen und ritten nach ihren bestimmten Plätzen.

Und als die niederländischen Ritter ihrem Freunde folgen wollten, rief Don Johann Quixada: Sind wir denn als müßige Zuschauer hieher gekommen; ich dächte, Ihr Herren aus den Niederlanden, des Freundes Sache sei auch die unsrige.

Es gilt! rief Noircarmes; Ich tret' Euch gegenüber Don Quixada, Ihr seid mir ein ehrenwerther, wackrer Gegner! Der jüngere Tresigny reichte Don Louis Quixada die Hand, der Graf von Horn dem Don Diego.

Auf Leben und Tod, wie unsre Freunde! rief Noircarmes. Mit Gott! erwiderte Quixada, und dahin sprengten sie, ein jeder seinem Gegner gegenüber.

Als Egmont auf seinem Platze hielt und Don Manuel auf dem arabischen Hengste vor sich sah, überfiel ihn eine ungewohnte Bangigkeit, die nicht der bevorstehende Kampf, nicht Don Manuels Anblick in ihm erweckte. Von den Thürmen unserer lieben Frauen hallte das eintönige Geläute, und mit diesen dumpfen Tönen war es ihm, als ob er eine liebliche Gestalt weinend vorüber schweben sähe, die ihm ein Lebewohl zurufend schnell verschwand. Ahnung, Ahnung! rief er, drückte den Helm fester auf seine Locken und ließ das Visier herab. Und als das Zeichen der Trompete zum Erstenmale erschallte und er sich, der damals noch üblichen Sitte nach, seiner Dame empfehlen wollte, klopfte ihm sein Herz gewaltig; der zweite Trompetenstoß rief, noch war er ungewiß sollte er Sabinens, sollte er Johanna's gedenken. Da schallte der dritte Ruf. Sabine! rief er, legte die Lanze ein und gab seinem Rappen die Sporen. — Schnaubend jagte dieser dahin, wüthend trafen sich die Kämpfer, Don Manuel sank zu Boden.

Noircames und Tresigny waren zu Roß, ihre Gegner waren niedergerannt; nur der Graf Horn lag blutend im Staube. Egmont sprang vom Rosse und zog das Schwert. Doch Manuel vermochte nicht den Kampf zu erneuern; Egmonts Lanze war durch die Schulter gedrungen, da wo die Armschienen am Kürasse befestigt sind; er erklärte sich für überwunden. — Don Louis und Don Johann Quixada waren nur leicht beschädigt. Nur der Graf Horn war schwer verwundet. Freund! sagte Egmont, da er ihn aufhob und den Küraß lös'te: Daß ich Dich treuen Waffenbruder muß für mich bluten sehen!

Es wird nicht der letzte Tropfen sein, den wir an einem Tage vergießen! sagte Horn bitter lächelnd: Auch Du blutest, Egmont.

Ich bin nicht verwundet, theurer Freund! erwiderte dieser: Du irrst!

Schien es mir doch, als träufelte Blut von Deinem Helmkragen herab, sagte Horn leise und sein Auge schloß sich. Wohl bluteten die Freunde späterhin an einem Tage, doch nicht im ritterlichen Kampfe.

Die Verwundeten wurden zurückgebracht, die Ritter reichten sich versöhnt die Hände, denn sobald Egmont und Don Manuel den Kampf geendet, war auch ihre Fehde geschlossen.

Noircarmes! rief Egmont: besorge Alles; mich treibt es nach der Stadt, vor der Mittagstunde muß ich noch den Kaiser sprechen und dann — wenn Du mich heute Abend selig siehst, so wisse: das Turnier zu Binche war das letzte, wo Egmont's goldner Löwe, vor den Kampfrichtern aufge-

hangen, prangte! Er grüßte noch einmal die Spanier, dankte seinen Freunden und in voller Rüstung sprengte er zum Schlosse.

Dort verlangte er vorgelassen zu werden. In voller Rüstung? fragte der Oberhofmeister Don Mauriquez de Lana.

In voller Rüstung, Herr! erwiderte Egmont: So sieht des Kaisers Majestät seinen getreuen Adel am liebsten.

Nicht lange durfte er warten, die Thüren zum kaiserlichen Gemache öffneten sich, er wurde eingelassen.

Den Rücken an eine Marmortafel gelehnt, die unter einem breiten venetianischen Spiegel stand, erwartete ihn der Kaiser. Ohne allen Prunk, in seiner Morgenkleidung empfing ihn der Monarch, Niemand war zugegen.

Was ist Euer Begehr, Graf Egmont! fragte der Kaiser mit ernstem, fast strengem Tone: Es muß eilig sein, da Ihr Euch nicht einmal die Zeit nahmt die Rüstung abzulegen, in welcher Ihr mit Don Mannel kämpftet.

Ew. Majestät Gnade zu erflehen, erwiderte Egmont, ein Knie beugend.

Lebt Don Manuel? fragte der Kaiser finster.

Er lebt! —

Dankt den Himmel dafür! — Doch Egmont, Ihr habt Euch durch diesen Kampf bei dem Infanten wohl nicht das Spiel verbessert. Ich sehe nicht gern, daß Euer Herz nicht so an meinem Sohne hängt, wie an mir. Ich hätte gewünscht, ihm an Euch eine Stütze in den Niederlanden zurückzulassen, wenn Gott einst über mich beschlossen haben wird. Sucht seine Gunst zu erwerben, und dann seid auch meiner vollkommenen Gnade gewiß!

Egmont küßte des Kaisers dargereichte Hand.

Steht auf! sagte dieser: Der Kampf sei vergeben. Handelt fürder besonnen, Egmont, laßt Euch nicht von dem jugendlichen unstäten Blute hinreißen, daß Euch nur schwankend auf dem Lebenswege schreiten läßt, seid so fest in Euren Entschlüssen als tapfer in Eurem Handeln; seid so treu der Liebe wie Eurem Herren, das Schicksal selbst kommt Euch hülfreich entgegen.

Da sah Egmont mit fragendem forschenden Blicke auf den Kaiser. Nie hatte dieser so lange, so ernst mit ihm über dergleichen Gegenstände gesprochen, wohl nie seine Lieb mit einem Worte berührt. Daß dem Kaiser die Verbindung mit dem pfälzischen Hause, das sich zum Protestantismus neigte, weniger lieb war als der Königin von Ungarn, wußte er, wie sollte er daher die Worte Karls des Fünften deuten, der seine Liebe zu Johannen kannte? meinte er diese, meinte er die Liebe zu der Verlobten? — Lange sah er schweigend und forschend in das Auge des Monarchen, aber keine Antwort las er darin, es ruhte mit Ernst auf ihm.

Habt Ihr mir sonst noch etwas zu sagen? unterbrach endlich der Kaiser das Schweigen.

Mein gnädigster Kaiser! rief Egmont ermuthigt: Ja! — Erlauben Ew. Majestät, fuhr er nach einer kurzen Pause fort: daß ich vor meinem Vater, vor meinem gütigen Vater stehen darf?

Vor dem steht Ihr immer, Egmont, wenn Ihr vor dem Kaiser steht.

Nun, so spreche ich nur zu diesem, er nur höre meine Worte. Der Kaiser, mein hoher Herr, übergebe dem Vater das Richteramt. Der Kaiser nickte bejahend, Egmont fuhr fort:

Ich liebte ein Mädchen, sie ist die Tochter jenes Lavil, der sich in den Genter Unruhen unter Tausenden allein treu seinem Herrn erwies. Durch der Mutter Bitten, von meinem Ehrgeize gelockt, verlobte ich mich mit Sabinen von der Pfalz und verließ die Arme. Doch die fürstliche Braut weis't mich mit Stolz zurück, sie zeigt mir nur Kälte, wo ich Gluth erwartete, sie gibt mir Hohn statt Liebe.

Und was soll dies mir? unterbrach ihn der Kaiser.

Ew. Majestät bewegen, mir die Erlaubniß zu ertheilen, die Verbindung mit dem Hause Pfalz aufzulösen und Johanna Lavil zu ehlichen.

Erstreckt sich meine Macht, sagte der Kaiser mit strengem Ernste: über die Ehre meines Adels? Im Gebiete der Ehre, Graf Egmont, duldet Ihr ja nie einen Lehnherrn.

Nun denn, mein kaiserlicher Herr und Vater, so gebt mir wenigstens die Versicherung, daß Lamoral Egmont nicht aus Eurem Herzen, nicht von Eurer Seite verbannt ist, wenn er mit Johanna Lavil noch heute vor den Altar tritt.

Der Kaiser schien einige Zeit in Gedanken, dann sagte er dem Grafen: Ist Euer Entschluß fest und unwandelbar?

Fest und unwandelbar, Ew. Majestät; rief Egmont.

Lamoral, noch einmal spricht der väterliche Freund zu Dir, höre auf ihn und wäge jedes seiner Worte. — So lange ich Dich kenne, schon in Madrid, wo Du kaum dem Knabenalter entwachsen an meinem Hofe Deine erste Bildung erhieltest, habe ich Dich liebgewonnen. Dein offenes freimüthiges Wesen, die Wärme, mit welcher Du Alles ergriffst, gefiel mir, doch nie Dein unbeständiger Sinn, der das Ernste mit Scherz, den Scherz mit Ernst betreibt. Daß Du den Thorheiten der Jugend nicht entgehen würdest, ließ sich erwarten; ich habe Dir manche verziehen, auch heute habe ich Dir bewiesen, daß ich Dir ein gütiger Vater, ein gnädiger Kaiser bin. Und auch jetzt — ein sonderbares Lächeln, dem Antlitze Karls des Fünften eigenthümlich, wenn seiner Schlauheit etwas gelang, umzog seinen Mund — auch jetzt verzeihe ich Dir die Thorheit der Liebe. Kann ich Dir auch nicht die Erlaubniß geben mit Sabinen von der Pfalz zu brechen, so kannst Du doch als Gatte Johanna Lavil, der ich meine besun-

dere Huld schenken werde, auf meine Gnade rechnen. Nur frage ich Dich, ist Dein Entschluß unwandelbar?

Ja, gnädiger Herr, er ist es. Stürmisch ergriff Egmont die Hand des Kaisers und preßte sie an seine Lippen.

Laßt das, Graf Egmont! unterbrach jetzt der Kaiser dies stürmische Benehmen, und der hohe Ernst der Majestät thronte wieder auf seiner Stirn. Jetzt spreche Euer Herr und Kaiser mit Euch, Prinz von Gaure! Euer strenger Herr, der zu begnadigen, aber auch zu strafen weiß. Ihr wollt Johanna Lavil als Eure eheliche Hausfrau heimführen?

Ja, gnädiger Herr!

Und wann?

Noch heute. Um die zwölfte Stunde beschied sie mich in den Garten, von dort gehen wir zum Vater, dann in die Kirche unserer lieben Frauen.

Schon gut! unterbrach ihn der Kaiser: Also ehe die Sonne untergeht seid Ihr vermählt!

Ehe die Sonne untergeht bescheint sie ein glückliches Paar!

Hört, Graf Egmont! Ich liebe nicht Scherz, fuhr Kaiser Karl fort: und man bricht dem Kaiser sein Wort nicht so ungestraft als einem liebesiechen Mädchen. Erfüllt Ihr Euer Wort nicht, so wißt, daß Ihr meine Ungnade verdient, und — hör' es, unbedachter Jüngling — daß selbst Dein Haupt nicht fest steht auf seinem Rumpfe.

Egmont verbeugte sich, als ob er sich kühn der Strafe unterwerfe.

Nun geht! fuhr der Kaiser fort: Möge Euch der heutige Tag fest in der Erinnerung bleiben und Euch lehren, daß des Menschen Wünsche eitel, sein Wille Trug, seine Macht nur schwach ist. Gehabt Euch wohl!

Egmont ging. — Doch kaum aus dem Schlosse, schwang er sich auf sein Roß und jagte dem Städtchen zu. Eben schlug die Mittagstunde. Eiliger als gestern Nacht schritt er über den Kirchhof unserer lieben Frauen. Gnädiger Herr! rief ihm der Glöckner entgegen, doch ohne auf ihn zu hören stürzte er fort; und sich noch einmal wendend, rief er: Laß Alles bereiten! eilte durch die Straßen und trat jetzt in den Garten vor dem Thore von Mons. Rasch schritt er durch den Bogengang, der Fliederlaube vorbei nach dem Pfirsichbaume, wo er Johanna und neben ihr einen jungen Mann knieend erblickte. Der alte Vater legte seine Rechte auf des Jünglings, seine Linke auf Johanna's myrthenbekränztes Haupt, und als Egmont eben starr und regungslos an die Laube sich lehnte, hörte er, wie der Greis mit zitternder bewegter Stimme sagte: Meine Kinder! ziehet hin in Frieden. Mein Segen begleite Euch! — Die Knieenden standen auf, reichten sich traulich die Hände; aber bei diesem Anblicke gab die Wuth Egmonts erstarrten Lebensgeistern neues Leben. Unglückliche! rief er, und stürzte die Hand an dem Dolche auf sie zu. Johanna erblickte ihn zuerst, schritt mit Wilhelm van Dahlen Hand in Hand ihm entgegen, und als Egmont mit wutherfülltem Blicke jetzt vor ihnen stand, neigten sich

Beide und sanken vor ihm nieder. — Zu Eurem Heile, Graf Egmont, schlossen wir den Bund, gebt uns Eurem Segen! rief Johanna mit bebender Stimme.

Noch fand Egmont keine Worte; stumm blickte er auf die Knieenden.

An der Seite meines Freundes, meines Gatten, sage ich Euch jetzt bei diesem verhängnißvollen Baume ein ewiges Lebewohl. Ich war eine feindliche Erscheinung in Eurem Leben, durch mich konntet Ihr nie beglückt sein, darum, nur darum rieß ich mich los.

Johanna! rief Egmont, und die Hand ließ den Griff des Dolches fahren und hob sie auf: Du, die ich liebte mit überschwenglicher Liebe, die ich heute heimführen wollte in die Burg meiner Väter als mein ehelich Weib, Du hast mich so treulos verlassen, betrogen!

Mußt' ich nicht, Egmont? erwiederte die bräutlich Geschmückte: Ich ahnte was Ihr beginnen würdet. Euch zu retten vom Verderben, Eure Ehre zu retten, opferte ich meine schönste Hoffnung. Ja, Egmont! an der Seite meines Gatten gestehe ich auch noch jetzt, Ihr waret meine einzige, meine erste Liebe, ich liebe Euch noch, und er vergönnt mir diese Frühlingblume pflegen zu dürfen; bis an meinen Tod wird sie mir unverwelklich in der Erinnerung blühen. Ihm dem zartfühlenden Manne, dem edlen Gatten meine Freundschaft bis an das Grab.

Amen! sagte der alte Lavil: Und nun, gnädiger Herr, unwiderruflich hat sich meiner Tochter Schicksal gestaltet, laßt Euern edlen Sinn Herr werden über die Leidenschaft; vergebt Eurem treuen Diener.

Schweigend reichte nach einem kurzen Kampfe Egmont Wilhelm van Dahlen die Hand, drückte Johanna's Rechte an sein Herz. Es gehe Euch wohl! sagte er mit gepreßter Stimme, und verließ, in seinen Schmerz versunken, mit langsamen, ungewissen Schritten den Garten.

Die Begebenheiten der vergangenen Nacht hatten Johannen Egmonts Vorhaben offenbart, und die Schwäche ihres eigenen liebenden Herzens gezeigt. Ihr Entschluß stand fest. Sie trat deshalb, sobald der Tag graute, vor das Ruhelager ihres Vaters und erweckte den Alten mit der frohen Botschaft, daß noch heute sein sehnlichster Wunsch erfüllt werden sollte. Ein Diener rief Wilhelm van Dahlen, der wohl schwerlich sein Glück ahnend eintrat. Der Vater ließ Beide allein.

Seid Ihr Eurem Herrn von ganzer Seele zugethan? fragte das feuchte Auge auf ihn gerichtet Johanna.

Das bin ich!

Könntet Ihr für ihn Alles opfern, Allem entsagen?

Allem!

So setzt Euch, hört mich ruhig an, überlegt verständig meine Worte und seid offen und wahr. Ich liebe Egmont — Ihr habt unsere Liebe entstehen, keimen und sich entfalten sehn; sie konnte nur unheilbringend

für uns Beide werden. Er verließ mich, der Schmerz ward ein Wurm, der an meiner Jugendblüthe nagte; doch ich ertrug ihn. Da kehrte er wieder, die alte Liebe erwachte in seiner Brust, und ich fühlte, auch in der meinigen. Er will die Verlobte verlassen, sein Ritterwort brechen, sich entehren und mich zum Altare führen. Wilhelm van Dahlen! Ich will ihm nicht folgen, meine Hand würde den Stab über ihn brechen, sein Schild beschimpfen, ihn ausschließen aus der Reihe der Edeln, die um den Thron ihres Herrschers sich versammeln müssen, und doch fühle ich, mein schwaches, mein liebendes Herz wird seiner Gluth und seinen Bitten nicht widerstehen können. Deshalb — Wilhelm, ist Eure Liebe zu mir rein und uneigennützig, so steht mir bei, Eurem Herrn dahin zurückzuführen, wohin das Schicksal, wohin sein Stand ihn gestellt. — Laßt uns dem Vaterlande seinen edelsten Ritter erhalten, helft mir, daß ich mich schütze vor meinem eigenen Herzen.

Und wie könnte ich dies? —

Reicht mir noch heute Eure Hand am Altar.

Johanna! rief der Jüngling voll Erstaunen und Entzücken.

Ja, Wilhelm, reicht sie mir, und noch heute seid mein treuer Lebensgefährte, denn Ihr waret und seid der Einzige, der mich versteht. Nehmt meine Hand — doch mein Herz, rief sie schluchzend: kann ich Euch nicht geben, das gehört noch ihm. Genügt Euch Treue, genügt Euch Freundschaft, so erwartet von der Zeit. —

In tiefes Nachdenken versunken, stand der Jüngling vor der ernsten jungfräulichen Gestalt. Von der Zeit soll ich erwarten? sagte er vor sich hin: und ihr Herz gehört ihm? — Ja! rief er plötzlich und verklärten Blicks sah er auf Johanna: Ja, ihn rett' ich, und Ihr — o treue Freundschaft von Eurer Hand zum Lebenskranze gewunden, ist ein köstliches Gut. Wohlan! die Zeit lasse die Rosen mir entkeimen, die der Augenblick mir entzieht.

Nun dann, sagte Johanna bewegt: so kommt, Alles ist bereit. Des Vaters Segen, kein Fluch folgt uns zum Altare.

Eben als der alte Lavil hochbeglückt nun in wenigen Augenblicken sein Kind, seine geliebte Johanna in Wilhelm van Dahlens Armen als Gattin zu sehen, ihren Bund segnete, und die Drei sich anschickten zum Gotteshause unserer lieben Frauen zu wandeln, kam ein Diener, und beorderte den Alten, sogleich vor Kaiserlicher Majestät zu erscheinen. Schrecken überfiel Alle. Gewiß, rief Johanna: hat Egmonts Ueberredung, hat der unwiderstehliche Zauber seiner Rede den Kaiser bewogen, seine Wünsche ihm zu erfüllen. Ach, seine Worte in dieser Nacht deuteten darauf, Alles zu wagen. Aber, Vater, zieht getrost zum Kaiser, Wilhelm, senke nicht Dein Haupt, Johanna ist Deine Verlobte und wird Dein Weib! — Ueber meine Hand, über meine Pflicht gebietet keiner, ihr zu leben lehrt mich Gott, der Herr aller Herrscher, ihm folg' ich allein. Geht mit Gott, Vater, kehrt bald heim und begleitet dann Eure Kinder zum Altare!

Der Alte ging. Wilhelm, berauscht von seinem Glück, von einem Glück, daß selbst im Sturme dem Schicksal zu trotzen vermochte, wollte die Braut in seine Arme schließen.

Mein guter Wilhelm! sagte sie, sich ihm sanft entwindend: nicht also! Bist Du mein Gatte, dann darf ich an Deiner edeln Brust ruhen, dann ist es Pflicht, doch jetzt wäre es Verrath an meinem Herzen. Dieser Druck meiner Hand genüge Dir, in ihm liege Dir ein Pfand der Treue, ein Pfand heiterer, ungetrübter Zukunft.

Der Alte, der schon früher, als er lauschend Wilhelms Worte der Freude vernommen hatte, Alles zur heiligen Handlung in der Kirche hatte bereiten lassen, blieb lange aus, und schon schlug die zehnte Stunde, wo man sie zu St. Marien erwartete, und immer war er noch nicht zurück. Aengstlich klopften Beider Herzen, jeder Tritt der auf der Straße schallte verdoppelte des Herzens Schläge. Egmont würde kommen, fürchtete Johanna, und dann bangte ihr vor ihrem Herzen, vor dem letzten schweren Kampf gegen den Zauber der Liebe. Doch jetzt sahen sie Vater Lavil über die Straße eilen, Freude glänzte auf seinem Gesichte, ermuthigt stürzten sie ihm entgegen.

Kommt, meine Kinder! rief der Greis von Freude erglüht: kommt zum Altar, des Kaisers Gnade begleitet Euch. Dir, Johanna, schickt er diesen Schmuck, Dich, mein Sohn, erwartet in Brüssel in der geheimen Kanzlei eine ehrenvolle Anstellung. —

Die ich nur annehmen kann, wenn es meinem Herrn, meinem gütigen Herrn, dem Grafen Egmont genehm ist! unterbrach ihn der Jüngling.

Ein dankender Blick Johannens belohnte ihn für diese Worte der Treue.

Kommt, Kinder! rief noch einmal der Alte: Die Zeit entflieht, und auf ihren verhängnißvollen Schwingen trägt sie oft den tückischen Zufall! Demüthig beugte Johanna das Haupt, worein der Verlobte die Myrthe flocht, sank den Vater weinend um den Hals und rief leise ihm zu: Vater! auch den Brautkranz schlingt der Freundschaft Hand in meine Locken, nicht die zarte bebende Hand jungfräulicher Liebe. Und nun warf sie den Schleier über, als wolle sie Thränen und Kranz verbergen und verließ des Vaters Haus. Als sie in die Kirche traten, die Orgel feierlich erklang, doch nicht in so heiligen Tönen, als in der vergangenen Nacht, und sie vor den Altar traten, schien die Heilige freundlich auf Johanna herabzublicken, die mit zitternder, bewegter Stimme ihr Ja! sprach, und in den Glockentönen den Abschiedton aller ihrer jugendlichen Hoffnungen zu hören glaubte.

Doch als sie die Kirche an des Gatten Hand verließ, hob das Gefühl ihrer Pflicht den gesunkenen Muth. Vorüber! vorüber ihr lockenden Bilder von ehemals! rief sie sich zu: ihr sollt mich nicht mehr täuschen und mein Auge näßen, vorüber!

Und als die Stunde des Mittag nahte, führte sie den Vater und den Gatten in den Garten vor dem Thore von Mons. Dort vor den Pfirsichbaum trat sie mit ihnen. Hier, rief sie, und alle Wonne der ersten Liebe verschmolz in ihren Thränen: hier sagte mir Egmont zum Erstenmal ein hartes Lebewohl, hier will ich es ihm heute sagen mit Liebe, und dann, mein Gatte, dann sei gewiß, daß sich mein Herz, treu seiner Pflicht, von ihm loßreißen und nur Dir, Dir allein und der Erinnerung zu leben sich bemühen wird; habe Nachsicht mit mir. Es ist so schwer, wenn Liebe von Liebe sich trennen soll, aber ich will und werd' es können. Und nun, Vater, fuhr sie fort, sich zu dem Greise wendend: gebt uns, ehe er kommt, Euren Segen, er wird mich stärken, er wird mir Muth geben zu dem furchtbaren Lebewohl! Er wird mir Muth geben, mich von ihm und auch von Euch zu trennen, mein alter, mein innig geliebter Vater!

Und als sie niedersanken, die Weihe des Segens zu empfangen, trat Egmont in den Garten und das Lebewohl hallte aus Johanna's Munde.

Als Egmont in seine Wohnung zurückgekehrt sich entwaffnete, trat sein Leben, sein Schicksal ernst mahnend vor ihn. Johanna hatte er verloren, Sabina verscherzt, des Kaisers Gnade hatte ihm sein neidisches Geschick in Ungnade verwandelt, und jetzt sollte er wortbrüchig vor seinem Herrn stehen, verhöhnt von seiner Verlobten, von allen anwesenden Rittern und Edeln verlacht, aber noch mehr als dies, von dem stolzen Infanten verspottet werden. Doch gegen Alles dies stählte ihn sein Muth, wohl auch sein leichter Sinn. In dem Kampfe gegen sein Herz, worin Johanna's Bild immer noch mit glühenden Farben stand, fand er einen treuen Waffenbruder in der Eifersucht. Er malte sich das Mädchen in den Armen seines Schreibers. Der Nimbus verlosch, den er um sie erblickt hatte, — aber spannte er auch auf diese Weise seinen Sinnenrausch ab, so strahlte die Glorie herrlicher und in reinerem Lichte, wenn er sie als Märtyrin dachte, die um ihn litt und duldete, die ihn zu heilen, ihn zu retten das Gift aus seiner Wunde gesogen hatte. Aber dieses Bild heiliger Aufopferung gab auch ihm den festen Willen, ihrer werth, ihr gleich zu sein, und wohl auch die unabänderliche Nothwendigkeit erlaubte ihm reiflich zu überlegen, was nun zu thun sei. Noch ehe es Abend wurde stand er festlich geschmückt in dem Vorzimmers des Kaisers, der ihn schon erwartet zu haben schien, denn der Kämmerer ließ ihn ohne ihn zu melden ein.

Der Kaiser empfing ihn mit einem Gesicht, auf welchem der Gleichmuth jeden Ausdruck verwischt hatte. So festlich geschmückt, Graf Egmont? die Kette des goldenen Vließes um den Hals? sagte Karl der Fünfte: kommt Ihr gewiß, mir Eure Verbindung mit Johanna Lavil zu verkündigen.

Egmont bog das Knie und erwiderte mit festem Tone: Ich komme, Ew. Majestät meinen Kopf zu Füßen zu legen, denn ich konnte mein gegebenes Wort nicht halten.

Konntet nicht? unterbrach ihn rasch der Kaiser.

Nein, Sire! Als ich Eure Majestät verließ, fand ich Johanna Lavil vermählt.

Der Kaiser konnte jetzt ein Lächeln nicht unterdrücken, doch sagte er mit Strenge: Also habt Ihr Euer Wort nicht mir, nicht der Prinzessin von der Pfalz gelös't?

Ich habe es nicht gelös't!

Nun, bei dieser wird es leichter werden als bei mir, fuhr der Kaiser fast höhnisch fort: Weiber verzeihen leicht, wenn der Mann fleht; doch mein Wort steht fest.

Nein! rief Egmont mit der Offenheit und Wärme, die ihn so oft irre leitete, die ihm aber auch so manches Herz errang: Nein, Ew. Majestät wird mir verzeihen, denn sie wird das Unmögliche nicht von ihrem Diener verlangen; die stolze Prinzessin von der Pfalz aber wird Graf Egmont nie um Verzeihung flehen, dazu fühl' ich mich selbst in dem jetzigen peinlichen Augenblicke zu stolz.

Egmont! unterbrach der Kaiser seine lebhafte Rede; als Ihr mich um die Erlaubniß batet, Johanna Lavil zu ehelichen, wußt ich schon, daß sie für Euch verloren war. Euren Wankelmuth zu strafen, forderte ich Euer Wort und ließ Euch hinstürmen, wo der Sieg nicht mehr zu erringen war. Jetzt, junger Mann, handelt vorsichtig und klug. Vergeßt Eure thörigte Leidenschaft, entlaßt den den Gatten Johanna's Eures Dienstes, er tritt in den meinen; vergeßt Johanna, die auch Euch vergessen wird. Kehrt zu Sabinen von der Pfalz zurück, die wie meine Schwester mir gesagt, Euch innig liebt, aber zu edel ist — setzte der Kaiser stark betonend hinzu — um ihre Leidenschaft nicht von ihrer Ehre, ihrem Pflichtgefühl zügeln zu lassen. Dieser Augenblick ist freilich nicht der rechte; — benutzt einen günstigeren und vergeßt nie, Prinz von Gaure, daß der Infant Don Philipp Kaiser Karls Erstgeborner und Euer künftiger Herr ist.

Er entließ den Grafen.

Als Egmont am anderen Morgen nach einer bang durchwachten Nacht von seinem Lager sich erheben wollte, stand Wilhelm van Dahlen, eine Menge Schriften unter dem Arme, wie gewöhnlich vor seinem Bette.

Egmont sah ihn staunend an, und schon schwebte die Frage auf seinen Lippen: Woher kommst Du? Aber schnell verjagte ein rascher Gedanke diese Worte, denn im nemlichen Augenblicke stand Alles, Alles vor ihm; er sah Johanna mit dem Brautkranze im Haar, sah nieder auf das einsame Lager auf dem er lag, sah den Beglückten, den so selig Beglückten wie gewöhnlich vor sich, als trät' er nicht aus einem Himmel voll Wonne zu ihm. Alle Empfindungen, welche die zerbrechliche Hülle des Menschen zerreißen, zertrümmern können, wühlten in seinem Innern. Sein Diener, der Glückliche stand vor ihm — und er?. Doch van Dahlens Auge sah so

innig auf ihn nieder, in dem klaren Spiegel dieses Blicks lag ein so theilnehmendes Herz, daß Egmonts Hand sich unwillkürlich nach ihm ausstreckte, der sie mit Rührung an seine Lippen preßte und eine Thräne darauf fallen ließ. Da rief Egmont: ich gönne Dir Dein Glück, mein Freund, ach es muß selig sein, im Arme der Liebe zu ruhn!

Van Dahlen seufzte, ein schmerzlicher Blick traf Egmont, und ein leises Verneinen des Hauptes war beredter als der geschlossene Mund.

Also auch Dir blühte die Rose nicht dornenlos? sagte Egmont, und das Mitleid konnte eine stille Freude nicht ganz unterdrücken, die sich auf seinem Gesichte zeigte.

Herr! unterbrach van Dahlen das Gespräch: ich bringe Euch die gestern eingegangenen Schreiben, und mehrere Antworten auf die früheren. Ist es Euch gefällig sie durchzulesen und zu unterschreiben?

Laß Alles bis morgen! sagte Egmont.

Auch habe ich hier ein Schreiben aus kaiserlicher Kanzlei, an mich gerichtet, worin mir eine ehrenvolle Stelle in Brüssel angetragen wird.

Egmont sah ihm ernst in's Auge. Wilhelm fuhr unbefangen fort: Ich kann und werde diese kaiserliche Gnade nicht annehmen, ohne daß Ihr, mein theurer Herr es mir erlaubt, und Euer Wohlwollen mich auf dieser neuen Laufbahn begleitet.

Ich verstehe, sagte Egmont leise: und mein strenger Herr und Vater soll sich in mir nicht geirrt haben. Wilhelm van Dahlen, begann er nun: Ihr seid Eurer Dienste entlassen, zieht nach Brüssel mit Eurer Gattin, seid glücklich, ich bleibe Euch stets ein Freund in der Noth. Laßt das! rief er Wilhelm zu, der seine Hand zu küssen sich neigte: jetzt bin ich nicht mehr Euer Herr, Ihr mir nur Johanna's Gatte, unsere Verhältnisse haben sich aufgelös't. Geht in Frieden!

Und als er sich nun allein befand, noch einmal Johanna's Bild wie einer der himmlischen Engel an ihm vorüberschwebte, preßte er fest die Hand auf sein Herz, sprang dann rasch von seinem Lager auf — und ein Vorsatz war in ihm aufgestiegen, dem er auch bis an sein blutiges Ende treu blieb.

Lange schon stand Johanna in dem Vorzimmer der Prinzessin von der Pfalz und wartete auf die Erlaubniß, eingelassen zu werden. Endlich trat die Kammerfrau aus dem Gemache der Prinzessin und ließ sie ein.

Noch die Thränen im Blick, empfing Sabine die Neuvermählte. Beide konnten ihre Bewegung nicht unterdrücken. Johanna beugte ihre Knie vor der Prinzessin, küßte die dargereichte Hand, und während Sabine von der Pfalz schweigend auf sie niedersah, vermochte auch diese kein Wort aus ihrer gepreßten Brust hervorzurufen. Endlich unterbrach die Prinzessin das Schweigen. Johanna Lavil! sagte sie und suchte die Weichheit ihrer Stimme zu unterdrücken: Johanna! was führt Euch hierher und so

früh? — Steht auf, antwortet mir, steht doch auf! — Sie beugte sich nach ihr nieder und hob die Erröthende empor, und wie Johanna so vor ihr stand in all ihrer Schönheit, noch von dem Zauber jungfräulicher Heiligkeit umflossen, betrachtete sie die Prinzessin mit durchdringendem Blicke. Das ist sie, rief eine innere Stimme ihr zu: das ist sie, um die ein Egmont mich vergessen konnte! Ja, sie ist schön, ist reizend! — Johanna! fuhr sie fort, freundlich sich zu der Verlegenen wendend! sagt mir, was ist Euer Begehr!

Hoheit! erwiderte diese, und ihr Auge heftete sich jetzt mit Ruhe und Zutrauen auf Sabinen: Als ich hieher ging, schlug voll Muth mein Herz, ich wünschte meinen Schritten Flügel, um Euch das zu sagen, was das bewegte Herz mir befahl, doch da ich vor Euch stehe, klopft es zaghaft, mein Mund verstummt, ich fühle Euch gegenüber, daß Johanna, die Gattin Wilhelms van Dahlen, wohl hier nicht mit einer Bitte vor Euch stehen, daß sie nicht in fremdes Schicksal eingreifend von hinnen sollte. — Aber ich kann nicht, ich muß — für ihn muß ich reden.

Für wen? fragte die Prinzessin und ihr Auge umwölkte sich.

Für wen könnte ich wohl eine Bitte wagen? wer könnte meinem Herzen so theuer sein, wessen Schicksal so innig mir am Herzen liegen als das Seine?

So nennt ihn mir! rief Sabine ungeduldig.

Hohe Frau! unterbrach sie Johanna mit ernstem Tone: Könnt Ihr nicht ahnen wen ich meine, schweigt Euer Herz, ruft mein Anblick, mein thränenschweres Auge nicht ihn in Eure Erinnerung zurück, dann muß ich schweigen, denn meine Bitte wäre gewiß vergeblich. Sie hielt inne, auch die Prinzessin schwieg. Redet! rief diese endlich.

Hoheit! Graf Egmont ist es, den ich meine, sagte Johanna.

Und darf die gestern Vermählte, darf sie mir diesen Namen nennen? rief die Prinzessin.

Schnell, als wenn der Sturm die Wolke an der Sonne vorüber jagt, und diese mit ihren hervorbrechenden Strahlen die bleiche Lilie plötzlich röthet, so überflog bei diesen Worten der Prinzessin Purpurgluth Johanna's Gesicht. Könnte ich, rief sie mit Feuer: dürfte ich seinen Namen nicht nennen, so stände ich nicht rein und tugendhaft vor Euch, so hätte ich ihn nie geliebt!

Und liebt Ihr ihn noch? rief Sabine.

Ich liebe ihn noch! — Ich werde ihn lieben bis an meinen Tod. Ja, Hoheit! fuhr Johanna fort und die Glorie der Unschuld und Würde umstrahlte sie: Ja! Wer Egmont einmal liebte, wer rein und heilig so mit ganzem Herzen, mit ganzer Gluth an ihm hing, der vergißt ihn nie, nie! Ich, Hoheit — ich kann und will ihn nicht vergessen.

Und reichtet einem Andern die Hand? fiel ihr Sabine in die Rede.

Habt Ihr mich da nicht verstanden, Fürstin, so bedaure ich Euch! erwiderte Johanna, ergriff ein kleines Kästchen, welches sie während ihrer Unterredung auf den Tisch gestellt hatte, und wollte gehen.

Johanna! rief die Prinzessin und faßte ihre Hand: Bleibt, sagt mir Euren Wunsch. Ich wollte Euch nicht wehe thun, bei Gott! ich wollte es nicht. Euer Anblick erweckte so manches bittere Gefühl in mir, so manche Rückerinnerung führtet Ihr mir zurück, daß ich — doch sagt mir Eure Bitte — sprecht.

Macht Egmont glücklich! rief Johanna, vor sie niederstürzend.

Kann ich das? unterbrach sie die Prinzessin bewegt.

Ihr könnt es, Hoheit! Er liebt Euch ja; hätte ihn der Zufall nicht in meine Nähe geführt, hätte Eure Strenge seinen Stolz, des Infanten Benehmen seine Eifersucht nicht gereizt, nie, nie! — Doch laßt mir den süßen Traum, daß ich seine erste Liebe war, und durchlebt an seiner Hand die Wirklichkeit meines Jugendtraumes. Ich höre, Ihr habt der Königin Bitte, ihm zu verzeihen, zurückgewiesen, weis't die Bitte Johanna's nicht zurück, die zu seinem, zu Eurem Glück Euch dies Opfer brachte! — Sie überreichte ihr das Käftchen. — Tragt was es enthält mit Diamanten durchflochten zur glücklichen Stunde, ich umschlang es mit Euren Perlen, denn die Stunde brachte mir nur Thränen.

Sabine öffnete das Käftchen, und kaum hatte sie einen Blick hineingeworfen, so ruhte ihr Auge innig auf Johanna, ihre Arme hoben sich sie zu umfangen, doch schnell faßte sie sich. Johanna! rief sie und reichte ihr die Hand zum Kuß: Tret' ich mit Egmont zum Altar, so soll dein Myrthenkranz auch mich schmücken, ich will Deiner mit Liebe gedenken, und kennst Du die Stunde die uns vereint, so bete in ihr für unser Glück.

So erhört Ihr meine Bitte? rief Johanna, der Prinzessin Hand stürmisch küssend. —

Wenn die Jungfrau, wenn die Prinzessin es darf, ja; doch jetzt muß das Herz schweigen.

O! des Herzens Sprache dringt schnell auf unsere Lippen; rief Johanna: Gott sei gedankt! In Euren Armen nur kann er Johanna vergessen, Gottes Segen über Euch! — Noch einmal beugte sie sich vor der fürstlichen Jungfrau, die mit Innigkeit ihre Stirn küßte, und entfernte sich schnell.

Ihr wünscht uns zu verlassen, Graf Egmont! — sprach der Kaiser vor Tafel im Beisein des ganzen Hofes zu diesem, der, wenn auch dieser Wunsch in ihm rege geworden wäre, ihn doch Niemandem vertraut hatte. — Nun so zieht zu Eurer würdigen Mutter, versichert ihr meine Huld. Ich hoffe Euch bald in Madrid wieder zu sehen. Empfehlt Euch den Königinnen, dem Infanten, auch meiner Muhme, der Prinzessin von der Pfalz, meine Gnade begleite Euch. Er reichte ihm huldvoll die Hand zum Kusse, und ein freundliches Nicken des Hauptes gab ihm das Zeichen, daß er sich entfernen könne.

Sehr gnädig entließen ihn die Königinnen: nur Marie von Ungarn

gab ihm eine kurze Warnung, die Egmont wohl verstand, denn als er zu Sabinen von der Pfalz trat und sich auch dieser empfahl, und sie die Bewegung ihres Herzens unter einem ernsten Gesicht verbergen wollte, sagte er halblaut zu ihr:

Darf ich in Heidelberg einen freundlicheren Blick zum Willkommen erwarten als diesen zum Abschied?

Erwartet von der Zeit! erwiderte Sabine erröthend, und wenn auch der Mund noch schwieg, verrieth doch ihr Auge das Herz.

Egmont trat jetzt zu dem Infanten, neigte sich tief und ehrfurchtvoll vor ihm und sagte mit ernstem Tone und fester Stimme: Indem ich mich der Gnade Ew. Hoheit empfehle, bitte ich Don Philipp, zu vergessen und zu verzeihn.

Das Verzeihen steht in der Macht des Fürsten, erwiderte der Infant: das Vergessen nicht. Sucht Euch meiner Gnade würdiger zu machen, und Euch sei verziehen.

Durch Treue für meinen Herrn werde ich sie stets zu verdienen suchen; erwiderte Egmont: das ist der Weg, den jeder niederländische Edle für den ehrenvollsten hält, dies wünschenswerthe Ziel zu erlangen.

Dann will ich diesen Zeitpunkt abwarten, unterbrach ihn der Infant spöttisch lächelnd, wendete sich zum Komthur von Alcantara und ließ Egmont stehen. Dieser hielt Wort, aber Philipp nicht.

Bald war Sabine versöhnt. Johanna's Kranz schmückte sie nach einem Jahre am Altar, sie ward die treue, stets geliebte Gattin Egmont's, die Mutter zahlreicher Nachkommen. Johanna, die sich beruhigt in ihrem Bewußtsein, zufrieden durch Wilhelms Liebe fühlte, blieb sie stets gewogen. Als Alba's Racheschwert späterhin über Egmonts Haupte schwebte, erfüllte sie mit treuer Beharrlichkeit die Pflichten gegen ihren Gatten, und ertrug das unabwendbare Unglück nur, um sich ihren Kindern zu erhalten.

Nicht so Johanna. Am blutigen sechsten Juni des 1568sten Jahres widerstand sie jeder Bitte ihres Gatten, daheim zu bleiben. Noch einmal wollte sie Egmont sehen. Wilhelm van Dahlen mußte sie zum Marktplatz begleiten. Als Egmont erschien, langsam, aber mit Würde das Blutgerüst bestieg, blickte sie unverwandt nach ihm hin und sprach für sich ein leises Gebet; doch als das Haupt niederrollte sank sie in des Gatten Arme. — Ein Augenblick hatte sie Beide abgerufen.

Gern würde Sabine für Johanna's Kinder mütterlich gesorgt haben, doch der Segen der Liebe hatte sie nicht beglückt.

Ende des funfzehnten Bandes

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünfte Original-Auflage.

Sechzehnter Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.



Inhalt des sechzehnten Bandes.

Die Nachbarn.

Der Hauptmann von Schwanenfeld war ein Sechziger, der, schon seit vielen Jahren aus dem wilden Soldatenleben herausgetreten, in stiller Abgeschiedenheit von seinem beträchtlichen Vermögen lebte. Das schöne Lindenbruch mit dem reizenden, die Felder durchschlängelnden Flusse, war sein Paradies, und der im großen Geschmack angelegte englische Garten das schöne Treibhaus mit seinen exotischen Pflanzen, die üppige Baumschule und die kostbaren Obstanlagen, seine eigne Schöpfung, beschäftigten seinen thätigen Geist.

Schon früh hatte ihm der Tod seine geliebte Gattin genommen, und der einzige Sohn, außer dem väterlichen Hause erzogen, war vor wenigen Jahren in dem Freiheitkriege ehrenvoll gefallen. Es blieben ihm noch zwei Töchter, wovon Bertha, die Jüngste, in der Stadt bei einer Schwester ihrer verstorbenen Mutter seit ihrem neunten Jahre erzogen und dadurch dem Vater gewissermaßen fremd geworden war. Emilie, die Aelteste, hatte ihn nie verlassen, war seine liebste, seine schönste Lebensblume in seinem Lebensgarten, und ihm über alles theuer.

So lieb ihm auch sein Lindenbruch, der Garten und seine sorgsam gepflegte Baumschule war, so schien es ihm doch unmöglich, selbst hier, ohne dieses geliebte Kind, sein Leben zu beschließen, und der Gedanke, sich einst von ihr trennen zu müssen, war das Einzige, was sein heiteres, immer gleichgestimmtes Gemüth beunruhigen konnte.

Ohne vielen weiteren Umgang lebte er mit seinem Nachbar, dem Major von Wellbach, in brüderlicher Eintracht, der nun auch nach beendetem Kriege seinen Abschied genommen hatte, um auf seinem Gute Engelsruh die langentbehrte Ruhe genießen zu können. Schwanenfeld hatte seinem Freunde alles hier eingerichtet, das durch die lange Abwesenheit verfallene Haus wieder in Stand gesetzt, den Garten geordnet und die freundlichen, aber verwilderten Partien am lieblichen See wieder so viel, als die kurze Zeit es erlaubte, verschönt und bepflanzt.

So verschieden auch Beide an Jahren und Character waren, so innig liebten und schätzten sie sich. Der ruhige, alles planmäßig ordnende Schwanenfeld, der nur immer erst nach reiflicher Ueberlegung handelte, konnte doch mit innigem Wohlgefallen stundenlang den lebendigen, oft

schwärmerischen Wellbach anhören, wenn dieser das Buch seines unstäten Lebens aufschlug, einige Bruchstücke daraus mit den lebendigsten Farben vortrug und ihn dadurch unbemerkt in seine eigne Jugendzeit zurück führte.

Der Major, auch Witwer, hatte nur ein Kind. Sein Robert war aus Neigung Soldat und stand bei einem Kürassier-Regimente in einer entfernten Provinz. Daß gegenseitige Neigung eine Verbindung zwischen ihren Kindern herbeiführen möchte, war ein Lieblingswunsch der beiden Freunde, wenn sie so im traulichen Gespräch sich in die Zukunft hinein plauderten, nur über das Wie? waren sie nicht einig, denn Wellbach verlangte die blonde Emilie — für seinen Krauskopf; Vater Schwanenfeld wollte sie aber nur unter der Bedingung geben, daß der Wildfang seinen Abschied nehmen und auf Lindenbruch in stiller Einförmigkeit sein Leben an der Hand dieses sanften Wesens beschließen sollte. Wenn er das nicht will, so mag er Bertha nehmen, diese ist das Herumziehen in der Stadt gewohnt, die schwärmt von einem Ball zum andern, aus dem Concert in das Schauspiel, und kömmt sie einmal nach Lindenbruch, so scheint sie blos Nahrung für ihre Phantasie hier zu suchen. Der Biene gleich verläßt sie die Blume, wenn sie den Honig aus ihrem Kelch gesogen hat. Die paßt besser für ihn; meine Emilie ist zu still.

Aber lieber Herr Hauptmann, sagte Pastor Ehrberg, der mit den beiden Kriegsleuten ein herzliches freundschaftliches Kleeblatt bildete, wenn aber die jungen Leutchen, wenn nun Fräulein Bertha dem Herrn von Wellbach nicht gefiele, oder umgekehrt?

Dann, bester Freund! fiel ihm der Major in's Wort, dann bewahre Gott, daß wir das Glück unsrer Kinder unsern Lieblingsideen opfern wollten. Gott behüte mich, Ehen zu stiften oder die jungen Herzen zu einander leiten zu wollen. Man überlasse dies dem Herzen selbst und gönne der Jugend den Traum der Liebe, gönne ihr die eignen Flügel sich den Gegenstand der Wahl des Herzens zu suchen und die eignen Augen ihn zu erkennen.

Lassen Sie uns schnell das Kapitel enden, lieber Pastor, sagte der Hauptmann, denn kömmt hier unser Freund erst auf dies Thema, dann ist er unerschöpflich; überdies sehe ich Emilie mit dem Kaffee kommen, und ich glaube, das liebe Kind verständ' Deine erhabene Sprache nicht einmal.

Verstehen? erwiderte der Major: Alter Freund! im neunzehnten Jahre ist die Sprache der Liebe jedem weiblichen Herzen verständlich. Nicht wahr, mein geistlicher Herr, wie die Apostel mit allen Zungen redeten und alle Sprachen verstanden, so wird auch diese dem Herzen verständlich und noch dazu oft ohne Eingebung des heiligen Geistes.

Emilie brachte den Kaffee, gab dem Vater die Pfeife, zündete den Wachsstock an, hielt den brennenden Fidibus hin und sah den Vater dabei mit ihrem großen Veilchen-Auge freundlich an.

Wahrlich, Emilie! sagte der Major, ich glaube Dein dunkelblaues Auge könnte eben so zünden, wie Dein chemisches Feuerzeug, wenn Du nur wolltest.

Herr Major! sagte sie scherzend, an Ihnen möchte ich wohl den Versuch wagen.

Spotte nicht liebes Kind; ich fürchte meine Jahre würden mich nicht vor Thorheit schützen, wenn Du mich so recht innig und herzlich mit Deinen freundlichen Augen anblicktest. — Darum versuche es lieber nicht, und verspare Deinen Zündstoff auf schönere Zeiten.

Der Rittmeister von Hallberg wünscht seine Aufwartung zu machen, meldete ein Bedienter.

Er sei uns willkommen! rief der alte Hauptmann freudig aus.

Vielleicht ein Schwefelhölzchen, liebe Emilie, an dem sich der Brennstoff Deiner Augen versuchen könnte, meinte der Major. — Emilie wurde roth.

Ein Freund meines verstorbenen Sohnes, sagte der Hauptmann gerührt, und das Schmerzliche seines Verlustes lebte bei diesen Worten von neuem in seinem Vaterherzen auf.

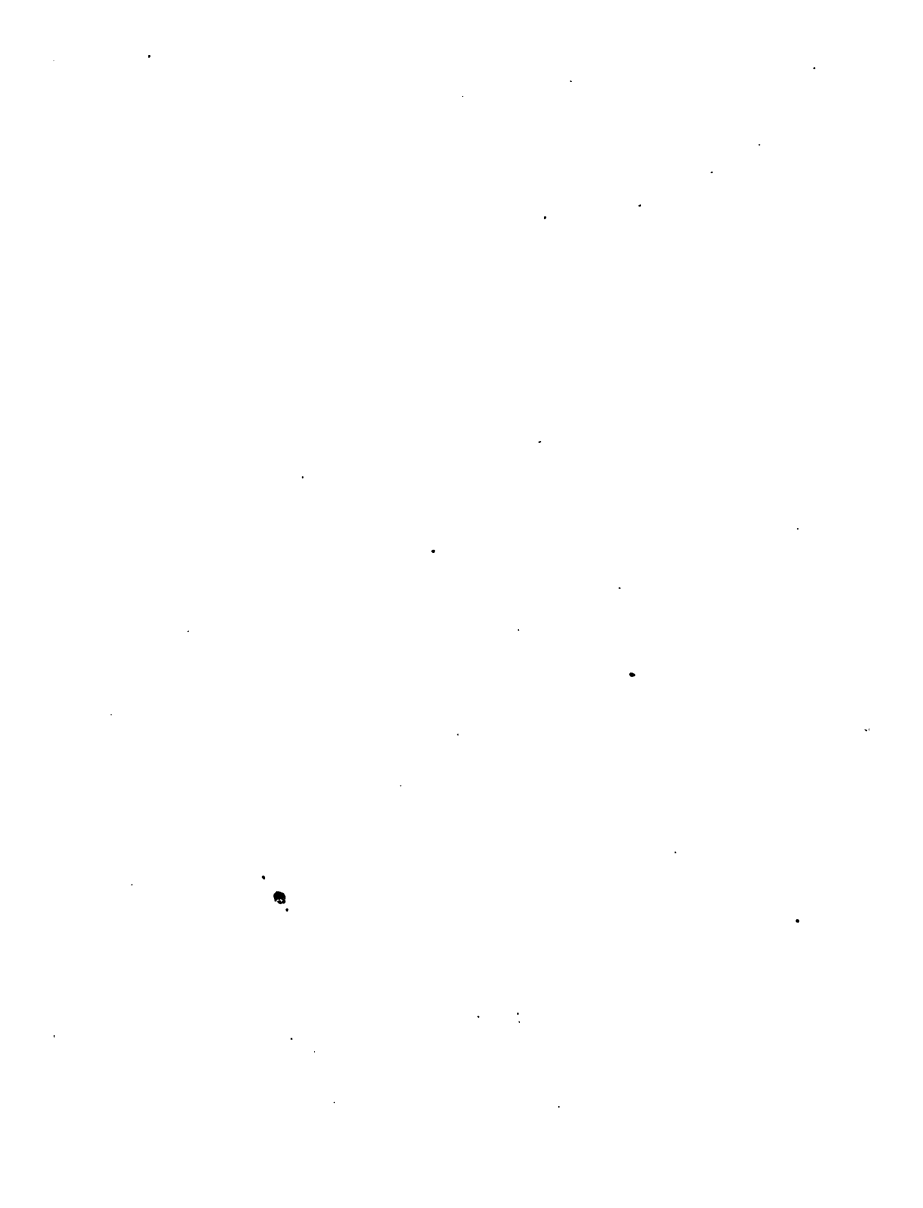
Der Rittmeister kam, der Alte eilte ihm entgegen und drückte ihn, von Schmerz ergriffen, an seine Brust.

Hallberg hatte den schwer verwundeten Freund mit brüderlicher Liebe bis an seinen Tod gepflegt. Die letzten Worte, die der Sterbende seiner geliebten Emilie geschrieben, waren die innige Bitte seinem Freunde zu lohnen, was er so treu um ihn verdient habe. Jahre waren seitdem vergangen und Hallberg war nicht erschienen; nur sparsam war der mit Vater Schwanenfeld angeknüpfte Briefwechsel fortgesetzt worden. Jetzt auch aus Militärdiensten getreten, hatten ihn häusliche Verhältnisse in ihre Nähe gebracht, und er konnte der schon so oft an ihn ergangenen Einladung nicht widerstehen, den Vater seines Freundes zu besuchen.

Alle durch die Zeit schon längst vernarbten Wunden riß sein Anblick von neuem wieder auf. Als der Vater die Hand drückte, die seinem Eduard die Augen geschlossen hatte, fühlte er noch einmal schmerzlich tief den Verlust seines Kindes, und Emilie ward sonderbar ergriffen, als der Mann vor ihr stand, an den sie die Schuld ihres Bruders abtragen sollte.

Auch der Major fand in ihm einen Freund seines Roberts, und damit er Keinem fremd blieb, so überreichte er dem Pastor einen Brief seiner Tochter Pauline, die seit einiger Zeit bei ihrer verheiratheten Schwester in der Stadt lebte und nun bald zurück erwartet wurde.

Die ersten Tage, welche der Rittmeister Hallberg in Lindenbruch zubrachte, waren der Trauer geweiht. Die kleinsten Umstände von dem Tode des geliebten Sohnes mußte er dem Vater, der Schwester erzählen; was er gethan, gesagt hatte, die geringfügigsten Umstände wurden mit



Inhalt des sechzehnten Bandes.

Seite



Die Nachbarn.

die Empfindungen verschließen, die ihren Kerker zu zersprengen drohten. Ein innerer Drang führte sie nach dem Plätzchen, das ihre Liebe sich gebaut. Hier setzten sie sich schweigend auf die Rasenbank vor der Hütte und ohne es zu wollen, hatten ihre Hände sich gefunden, sich berührt, sich geeint; vom Mondlichte beleuchtet, traf sein Blick ihr Auge, und fand seinen Himmel offen. Der leise Druck seiner Hand durchzuckte das Mädchen, zitternd ließ sie sie in der seinen ruhen und ihr Veilchenauge flehte innig: Vergiß mein nicht! Was sie lange in ihrem Herzen verborgen, brach hervor; die Stunde der Trennung schloß den Bund der Liebe.

Emiliens blonder Lockenkopf ruhte an seiner Brust, sein Hauch kühlte ihre glühende Stirn, sein Herz klopfte dem ihrigen entgegen, da blickte sie auf nach dem Geliebten und fuhr erschrocken zurück, als der Major mit freundlichem Lächeln vor ihnen stand, und: Gott segne Euch, meine Kinder! im herzlichsten Tone ihnen zurief. Erst jetzt erkannten sie sich wieder, erst jetzt fand Hallberg Worte für ein Gefühl, das ihm so neu, so überraschend gewesen war; nur erst jetzt vermochte er mit Leidenschaft: O, wie lieb' ich Dich, meine Emilie! auszurufen.

Der Major blickte mit gerührtem Herzen auf Beide und dachte wohl an manche dahin geschwundene Stunde seines Lebens, wo er, gleich ihnen des Himmels Nektar zu schlürfen wähnte, und wo es doch nur der Leidenskelch der Prüfungen gewesen war, den er an seine lechzenden Lippen gesetzt hatte. Kinder! sagte er nach einer Pause und ergriff ihre Hände, kommt zu Eurem alten Vater, damit dieser Eure Liebe segne und Euern Bund heilige.

Sie gingen. Gerührt legte der alte Hauptmann die Hände der Liebenden in einander und sagte mit gepreßter Stimme: Das Beste was ich habe, mein innigstgeliebtes Kind, meine Pflege, meinen Trost im Alter, den Engel meines Lebens leg' ich in ihre Hand, junger Mann! Erkennen Sie ihren Werth! beglücken Sie durch Lieb' und Treue ein Herz, das zu gut für diese Erdenwelt ist, machen Sie mein Kind glücklich — und Gott wird Sie dafür segnen.

Der andere Morgen sah die ersten Thränen dieser jugendlichen Liebe. Sie trennten sich, doch nur auf kurze Zeit; in wenig Monden schon, so wünschte es der Vater, sollten sie auf ewig verbunden werden.

Ich lobe Dich deshalb, sagte am andern Tage der Major zum Hauptmann, da das Kleeblatt beim Thee im traulichen Gespräch versammelt saß, daß Du die Hochzeit so früh bestimmt hast. Ich hasse den langen Brautstand, und für meine Ungeduld ist es etwas Drückendes, dieses ewige Harren und Hoffen, selbst für den Ruhigen, Gelassenen nützt es im

Leben nicht. Diese Zeit ist die Zeit der unwillkürlichen Täuschung; man betrügt sich gegenseitig, jeder sucht sich da in einem schönen Lichte zu zeigen, und die Opfer, die man verlangt, werden so gern und so willig gebracht, man ist so sanft, so bescheiden, so nachgebend! — Das Schlimmste hiebei ist, daß man Alles als Ideal vor sich sieht, und sich später in der Wirklichkeit so unglücklich fühlt. Die holde Braut, die mit der höchsten Weiblichkeit unsre tyrannische Laune erträgt, die mit engelgleicher Milde in jeden Plan der Zukunft, in jede unserer Phantasieen einging, tritt als Hausfrau in einer ganz andern Gestalt vor uns, wenn sie berathend, warnend nicht unsre Meinung theilt; sie wird für uns zur Xantippe, weil wir sie uns überirdisch, gleich einem Engel dachten, und die kleinen Fehler, die wir leicht übersehen und ertragen hätten, wären wir mit klarem Blick in den Ehestand getreten, werden unverzeihliche Schwächen und Mängel. Auch die Jungfrau täuscht sich. Der sanfte, nachgebende, in ihre kleinsten Launen sich fügende Mann, tritt als Herr in seinem Hause auf, und befiehlt, wo er bat, und das geträumte Elysium ist schnell verschwunden. Deshalb rathe ich immer: schnell zum wirklichen Leben geeilt, schnell aus diesem Nebelkreise, der das klare Auge umgiebt, und mit allen Fehlern und Mängeln, die noch keine Phantasie verschönt, mit allem Guten und Menschlichen, was noch kein Liebesrausch idealisirt hat, in's Ehejoch hinein; sich Gott, dem Schicksal und seinem Herzen anvertraut, und dann Gott befohlen.

Ich weiß doch nicht, sagte der Prediger, ob ich Ihnen hierin beipflichten soll. Es ist doch auch wohl nöthig, daß man sich früher kennen lernt, um desto leichter die gegenseitigen Fehler zu tragen.

Mit nichten, würdiger Freund! Früher, ehe sich die Herzen gegenseitig aufgedeckt und sich liebend umfangen hatten, ja da ist die Zeit der Prüfung — mit dem Jawort ist sie vorüber, da tritt die Zeit der Täuschung an ihre Stelle.

Ich pflichte Dir bei, sagte der Hauptmann. Entweder die Liebenden vergehen vor Wonne in dieser Zeit, oder sie quälen sich zu Schatten. Die Zeit der Hoffnung bleicht die Rosen; die Sonnenhitze, so wie der Nachtsturm, schadet ihrer zarten Blüthe.

Während dieses philosophischen Gesprächs des Triumvirats saß Emilie allein auf der Rasenbank und genoß träumend noch einmal die Seligkeit von gestern. Aber auch mit diesen Wonneträumen trat die Wirklichkeit vor ihren Blick, und so innig, so warm sie auch fühlte, so sagte ihr doch ihr klarer Sinn, daß diese Wonne nicht ohne Schmerz, der azurne Himmel ihr nicht ewig ohne Wolken erscheinen könne, und der feste Wille zum Guten gründete den Vorsatz in ihrem Herzen, treu zu lieben, treu aber auch zu dulden und zu tragen. Sie wallfahrte nun zum Grabe ihrer früh entschlafenen Mutter und stärkte ihren Willen durch die Erinnerung an diese zu früh dahin geschwundene sanfte Heilige.

Ihr war jetzt die Nachricht doppelt erfreulich, daß die fröhliche Pauline die Tochter des Prediger Ehrberg, ihre liebe einzige Freundin, in diesen Tagen wieder nach Lindenbruch zurückkommen würde. Vor dieser hatte sie kein Geheimniß; diesem treuen Herzen konnte sie ihr Glück offen, ganz so, wie sie es selbst fühlte, mittheilen; und welches liebende Herz sehnt sich nicht nach dem Busen, in dem es seine Empfindungen niederlegen kann?

Der Major, welcher fast keinen Tag von Lindenbruch wegblieb, hatte bemerkt, daß Emiliens Wallfahrten nach der Einsiedelei immer häufiger wurden; er neckte sie deshalb und meinte, der Einsiedler, der die stille Clause bewohne, müsse sie sehr anziehen, und er sehe sich genöthigt, ihren Hallberg davon zu benachrichtigen. Emilie antwortete ihm lächelnd: daß eben dieser der Einsiedler sei, der dies stille einsame Hüttchen für sie belebe, und daß sie wirklich dem Himmel für den glücklichen Einfall ihres Wilhelms danken müsse, ihr ein Plätzchen geordnet zu haben, wo bis jetzt noch keine menschliche Seele sie gestört habe. Es ist sonderbar, fuhr sie fort, jedesmal, wenn ich zwischen den beiden Lerchenbäumen durchgehe und den gebogenen Weg zwischen den Ulmen wandle, und mich nun wende, und plötzlich vor der Einsiedelei stehe, ist es mir, als ob mir dort ein lebendes Wesen entgegen treten und mich in seine Clause einladen müsse! — Der Major lächelte. Warum denn immer bei meinem Ernste diesen Spott, lieber Major? Mir ist jetzt Alles so neu, ich bin mir selbst oft fremd; sage ich Ihnen nun so recht herzlich, wie ich denke, wie ich fühle, so lächeln Sie, oder vielmehr belachen mich.

Gutes Kind! erwiderte dieser, ich belache Sie wahrlich nicht; dies Lächeln gilt nur mir. Scheuen Sie sich nie, in keiner Epoche Ihres Lebens, im Glück oder Unglück, mir Ihr Herz zu öffnen; immer werden Sie in dem meinigen Mitgefühl und in dem Schatzkästchen meiner Erfahrung einen guten Rath finden, worin ich leider für Andere mehr gesammelt habe, als für mich selbst.

Emilie drückte ihm die Hand. Lieber Herr von Wellbach, sagte sie nun, ich will Ihnen gleich mein Zutrauen beweisen und an Sie eine Frage thun, um deren Beantwortung ich Sie bitte.

Jedesmal, wenn ich des Morgens beim Sonnenaufgang mich auf diese Rasenbank setze und hinter dem niedern Gebüsch die Sonne aufgehen sehe, da tritt mein Leben und mein Glück so lebhaft vor mich. Ich fühle, daß alle meine Empfindungen und Wonnen in meinem Herzen schlummerten, wie diese Sonne im Schooße des Meeres; sie steigt auf; ihr milder Strahl röthet mein Antlitz, sie schlürft den Thau von Blüth' und Blumen und beginnt nun freundlich und wohlthuend ihren Lauf; so auch ich! — Die Nacht ist erhellt, ein neues nie gekanntes Gefühl erhebt mich, und steigt an meinem Lebenhorizont herauf. Ich fühle, diese Sonne wird auch meine Thränen einsaugen und die Knospe meines Lebens entfalten; aber wenn mir nun der Busen zerspringen möchte vor Freude und Wonne,

wenn ich dankbar mein Auge zum Himmel erheben will und ihn preisen, daß ich jetzt schon, und doch nur an der Hand der Hoffnung, so glücklich bin — dann tritt die sinkende Sonne vor mich und taucht sich bluthroth im Horizontmeere unter; dann ergreift mich eine unnennbare Angst, und die gefürchtete Zukunft verschlingt das Glück des Augenblicks.

Liebe Emilie! sagte der Major theilnehmend, ehe die Lebensonne ihren Halbkreis beendet hat, formen sich gewöhnlich, zwar nicht immer unsre Gefühle nach dem Standpunkte, worauf die Zeit uns gestellt hat. Steigen wir auf, so hebt uns die Hoffnung, gehen wir unter, dann ist es die Sehnsucht, die uns hinüber zieht.

Nein, lieber Major, Sie verstanden mich nicht. Als Bild des Lebens habe ich mir als Kind schon die Sonne gedacht. Wir kommen, wandeln und gehen wieder. Aber jetzt, hier legte sie die Hand an's Herz, jetzt ist sie das Bild meiner Liebe, ach und die müßte doch nie untergehen.

Sie wird, wenn Sie auch am Abend nicht mehr glühend Sie bescheint, Sie doch immer noch erwärmen, liebe Emilie, in Ihrem Herzen aber gewiß nicht eher untergehen, als mit dem Leben!

Sie drückte ihm innig die Hand und die ruhige Freundlichkeit kehrte bald mit der Thätigkeit in ihrem Madonnenblick zurück.

So ernst dies Gespräch auch gewesen war, so gab es doch einem launigen Einfall des Majors seine Entstehung. Mit seiner lebhaften Phantasie Alles schnell ergreifend, überlegte er oft die Folgen eines gut gemeinten Scherzes nicht.

Am andern Morgen, ehe es noch tagte, saß er in einer grauen Kapuze und Kutte mit einem langen weißen Barte und einem Folianten in der Hand in meditirender Stellung vor der Einsiedelei. Er freute sich schon im voraus auf Emiliens Ueberraschung; hauptsächlich aber wollte er durch diesen Scherz und durch den Eindruck, den dieser alte Kauz auf sie machen mußte, die zu sentimale Erinnerung, die sie zu diesem Plätzchen begleitete, verscheuchen und gewissermaßen die Heiligkeit dieses Ortes profaniren.

Eine ganze Stunde saß er schon vergebens von einer kalten Morgenluft angeweht im Thau und bald fing die Partie an, ihn zu langweilen. Die Sonne war schon hinter dem Gebüsch hervorgetreten und schien ihm hohnlächelnd in's Auge zu blicken; da rauschte etwas und der Einsiedler nahm seine Stellung an, doch zog die Neugierde den Blick nach dem Fußpfade hin.

Ein weißes Gewand schimmerte durch die grünen Blätter — er sah eine Gestalt, die ihm jedoch kleiner als die Emiliens erschien, sich durch die Krümmungen des Weges winden; die Gestalt trat hervor und mit einem lauten Schrei stürzte sie zu Boden.

Er eilte hinzu, schleuderte den Folianten weit weg, ergriff die Gesunkene und trug sie in die Hütte auf das Ruhebett. Es war Emilie nicht. — Bleich wie der Tod, eiskalt, lag ein junges Mädchen im Morgen-

anzuge, geschmackvoll und elegant gekleidet, vor ihm, — er wußte vor Angst nicht, was er thun sollte, und fühlte nur, daß sein unüberlegter Scherz die Ursache dieser unangenehmen Begebenheit sei. Kein Wasser war in der Nähe, des Flusses Bette zu steil, er auch ohne irgend ein Gefäß, um es schöpfen zu können. Seine Lebhaftigkeit, seine Gutmüthigkeit versetzte ihn in quälende Angst. Endlich ergriff er das einzige Mittel, das ihm noch übrig zu bleiben schien. Er ließ seine lieblich Entschlummerte allein und stürzte wie ein Verzweifelnder über die Wiese nach dem Garten. So wie er hineintrat, rief er aus allen Kräften die ihm wohlbekannten Namen. Suschen, des Gärtners Tochter, die Nächste am Wege, blickte auf, sah den alten eisgrauen Mönch wie einen Verzweifelnden auf sie zu eilen, und lief erschrocken davon; Alles floh vor dieser wilden Gestalt. Der Hauptmann und Emilie kamen bei diesem Lärm herbei, sie stutzten, doch lachten sie laut auf, als der Athemlose mit der besten Kraft seiner Lunge ihnen entgegen rief: Ich bin Wellbach, der Major Wellbach! und sie ihn erkannten. Er berichtete nun den Unfall. Emilie eilte schnell in's Haus, holte ihr Fläschchen mit köllnischem Wasser, und zerbrach sich unterwegs den Kopf, wer die ohnmächtige Schöne wohl sein könnte; Neugierde, Theilnahme beflügeln ihre Schritte; sie gelangten endlich zur Einsiedelei, stürzten hinein und fanden sie leer, nur ein paar summende Maikäfer schwirrten ihnen entgegen.

Emilie lachte laut auf; der Major stand wie versteinert und der Hauptmann sagte lächelnd: Der Böse wollte den heiligen Eremiten versuchen und erschien ihm im Gestalt einer lieblichen Sylphide; sie ist verschwunden.

Daß nicht wilde Thiere oder Räuber diese Sylphe entführt hatten, das war ihnen gewiß, eben so sicher vermutheten sie, daß die Ohnmächtige wieder zum Leben zurück gekommen sei und sich schnell entfernt habe; aber wer konnte dies nun gewesen sein?

Niemanden quälte diese Frage mehr, als den guten Major, dem die liebliche Entschlummerte immer noch freundlich vor Augen schwebte. Seine Phantasie war aufgeregt, er selbst hatte, in seinem mystischen Einsiedler-Gewand gehüllt, den ersten Act dieser Feerei gespielt und er war selbst so sonderbar überrascht worden. Er forschte überall nach dieser flüchtigen Erscheinung vergebens! Niemand wollte die Fee gesehen haben und der gute Major mußte, mit ihrem Bilde im Herzen, nach Engelsruh zurück reiten.

Doch den Nachmittag trieb es ihn wieder nach Schwanenfeld. Er fand Niemand zu Hause, der Hauptmann war auf's Feld, das Fräulein spazieren gegangen, da schlenderte er im Garten umher, aber unwillkürlich zog es ihn nach der Einsiedelei. Sinnend betrat er die Brücke, ging über die Wiese, doch am Eingange des Ulmengebüsches hielt er plötzlich inne. Alter Narr! sagte er zu sich selbst, bleibst Du denn ewig das Spielzeug

Deiner Phantasie? wird denn nie der Zeitpunkt kommen, wo der Perpendikel Deines Herzens in gleich ruhiger Bewegung sich hin und her schaukeln wird? Doch einmal so nahe dem Plätzchen, fiel ihm Müllers Gartenlexikon, dieser Foliant ein, den er in Eile von sich geworfen und nicht wieder mitgenommen hatte; ihn zu holen, trat er in's Gebüsch, aber nur langsam ging er vorwärts. Er konnte es nicht über sich gewinnen, das Bild des heutigen Morgens aus seiner Erinnerung zu verwischen; immer trat es lieblich und neckend vor ihn hin. Da sah er durch die Zweige ein weißes Kleid schimmern, leise schlich er sich heran und — die Kleine von heute früh saß auf der Rasenbank, in Müllers Gartenlexikon lesend; Emilie saß neben ihr.

Sein Herz klopfte, mit sich selbst unzufrieden, schüttelte er den Kopf und trat näher.

Ach, unser Eremit! rief ihm Emilie freundlich entgegen. Pauline Ehrberg, meine Freundin! fuhr sie fort, ihre Nachbarin vorstellend, die im Gegensatz von dem heutigen Morgen wie eine Burgunder Rose glüh'te.

Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, mein Fräulein, daß ich heute früh die Ursache einer Begebenheit war, sagte der Major sich fassend.

Die meine Neugierde bestrafte und durch meine kindliche Furcht herbeigeführt wurde, fiel ihm Pauline lebhaft in die Rede. Ich hatte schon gestern Abend durch meinen Vater so viel von dieser reizenden Anlage gehört, daß ich dem Drange nicht widerstehen konnte, in aller Frühe, wo ich noch Jedermann im tiefsten Schlafe glaubte, hierher zu wandern, und kam mir auf dieser Wallfahrt wie Agathe im Freischütz vor, die den Eremiten besuchen will. Ich dachte mir Alles dies so lieblich, sah im Geiste die kleine Einsiedelei, die hohen, mir wohlbekannten Silberpappeln, den heiligen Mann in stille Andacht versunken, am Eingange knieen. So träumend näherte ich mich und sah den Greis, mich mit blitzenden Augen anschauend, lebendig da sitzen. Wir Mädchen haben schwache Nerven und ich schäme mich meines Schrecks, wodurch ich Ihnen so viel Mühe machte.

Gern will ich noch einmal die Mühe übernehmen, sagte der Major. Ich will dem Schicksal herzlich danken, wenn es mir nur immer eine so süße Bürde zu tragen auflegt.

Pauline wurde noch röther. Emilie, um das Gespräch, das Beide verlegen machen mußte, abzubrechen, fragte Pauline nach der Stadt und ihren Bekannten, besonders nach ihrer Schwester Bertha, die sie nun seit zwei Jahren nicht gesehen hatte.

Pauline beschrieb sie ihr schlank, mit wahrer Grazienfigur, talentvoll, anziehend, voller Geist, der sich in jedem Worte ausspreche. Du wirst sie, fuhr sie fort, körperlich und geistig so vervollkommt sehn, daß Du erstaunen wirst, die kleine lebhafte Bertha so brillant, so schön wieder zu finden.

Hätte ich doch nie geglaubt, sagte Wellbach, daß dieser kleine Trotzkopf ein solches Ideal aller Vollkommenheiten werden würde, wie Ihre schmeichelhafte Beschreibung sie uns darstellt. Sie wird sich dann gewiß in unserm kleinen Kreise nicht glücklich fühlen, wenn sie wieder unter uns tritt, denn das Vollkommne will gern zur Anbetung aufgestellt glänzen, nicht aber im stillen häuslichen Kreise unbemerkt umher wandeln.

Pauline schwieg.

Seit einem Jahre waren Sie in der Residenz bei Ihrer Schwester?

Ja, Herr Major!

Und kehrten gern nach Ihrem stillen Lindenbruch zurück?

Warum sollte ich nicht; hier wo mich die Liebe meiner Eltern, wo mich die Freundschaft meiner Emilie so herzlich empfing.

Und — verzeihen Sie meine unbescheidene Frage — führten Sie alles in Ihr stilles väterliches Haus zurück, blieb nichts in der stolzen Residenz als Pfand der —

Liebe und Treue! wollen Sie wahrscheinlich sagen? Nein, mein bester Herr Major, sagte sie lächelnd, diese Tyrannin, die Liebe nemlich, kenn' ich nicht, zu ihrer Fahne schwör' ich nicht.

Emilie und der Major lächelten, Pauline schwieg.

Ich glaube aber doch, fuhr der Major fort und ergriff eine sehr schöne Stickerei, die neben Paulinen auf der Rasenbank lag, daß es wohl immer etwas schwer wird, sich schnell wieder in die Einförmigkeit des Landlebens zu finden, wenn man aus dem bunten Gewühl der großen Stadt heraustritt, wo das geistige Leben einen höheren Charakter annimmt und die Kunst, das Talent, die hohe Bildung des Geistes uns weit leichter und anschaulicher das Schöne außer uns darstellt, als auf dem Lande, wo wir es erst mühsam aus der Natur zusammen suchen und in uns ausbilden müssen.

Sprechen Sie vom Geist, von seiner Höhe, von seiner Ausbildung für die Künste und den Kunstsinn, dann geb' ich Ihnen Recht, sagte Pauline. Meinen Sie aber unter dem Schönen das Gemüthliche in unserm Innern, was doch wohl nur der Geist ist, der vom Himmel stammt, dann irren Sie. Hier in dieser kleinen Hütte, unter dem Schatten dieser Pappeln, beim Rauschen dieses Flusses, der über die Steinmassen tosend sich wälzt, hier beim Anblick der scheidenden Sonne, bei dem sanften Klagen der Nachtigall, fühlt das innere Gemüth mehr, als dort, wo alle Künste alle Talente sich ohnmächtig vereinen, um mir Einen dieser Gegenstände sinnlich hervorzubringen — und nun, wo find' ich dort ein Herz, wie das meiner Emilie, wo find' ich in dem Zirkel von tausend Freundinnen nur Eine, wie diese Getreue! und, setzte sie von ihrer sentimentalen Höhe herabsteigend hinzu: wo fände man in der Stadt einen Uhlanenmajor als Einsiedler, und einen galanten Mann, der eine ohnmächtige Schöne ihrem Schicksal überläßt und furchtsam davon läuft? Mit inniger Sehnsucht,

fuhr sie fort und drückte einen herzlichen Kuß auf Emiliens Lippen, bin ich hierher in das Haus meiner guten Eltern, an die Brust meiner Freundin zurückgekehrt, doch wahrlich nicht — setzte sie schalkhaft hinzu — in den Arm des garstigen Eremiten.

Sie ist noch die Alte, lieber Major! unterbrach sie Emilie. Noch immer so, wie wir Ihnen die lebendige Pauline geschildert haben, entschlüpft sie, leicht wie ein Aal, ihren eignen Empfindungen, und so wie die eine sie schnell zu ergreifen glaubt, wirft sie sich der Andern in die Arme. Nur treu in der Freundschaft —

Wird sie untreu in der Liebe sein, fiel der Major Emilien schnell in's Wort.

Wer berechtigt Sie zu diesem ketzerischen Glauben? fragte Pauline.

Sie selbst, mein theures Fräulein, diese Regsamkeit, die sich mir in den kurzen Momenten, in denen ich das Glück gehabt, Sie zu sehen, mit aller Lebendigkeit dargestellt hat, dieses Unstäte, dieses Abspringende von Ernst zu Scherz, dies alles sind die sicheren Symptome des Wankelmuthes. Nur einen Fall kann ich mir als Ausnahme denken.

Und der wäre? fragte Pauline gespannt.

Wenn die Leidenschaft Sie plötzlich, unvermuthet ergriffe, dann, wie heute früh, sänken Sie, Ihrer selbst unbewußt, der Liebe in die Arme.

Mein großer Menschenkenner, sagte Pauline spöttelnd, Ihr Gleichniß hinkt. Schreck und Leidenschaft passen nicht, vielweniger der Eremit und die Liebe — doch komm', Emilie, kommen Sie Herr Major, ich fürchte, dieses Plätzchen haben Sie zu Ueberraschungen ausersehen, wir wollen es lieber meiden!

Als Wellbach nach Hause ritt, trabte die kleine Holde auf einem weißen Zelter immer neben ihm, verließ ihn keinen Schritt und neckte den reifen Vierziger mit ihren gaukelnden Bildern. Er konnte ihr Bild nicht los werden, er mochte sich gegen den Eindruck sträuben wie er wollte, vergebens. — Was ist nur das? sagte er, als er aus einem Zimmer in das andere mit großen Schritten auf und ab ging. Was ist's, was mich für die kleine Blonde so einnimmt? Sie ist lieblich, aber nicht schön, ihr Auge ist freundlich, ist klug, aber es liegt weder Schmachten noch hoher Geist in diesem Blau. — Ihre Nase? — ist fein, ihr Mund? zu groß und doch so lockend zum Kuß, doch nicht das Freundliche, Einnehmende auf ihren Lippen. — Ihre Farben? — ach sie wären schön und blühend, wären nur die unglücklichen Sommersprossen nicht. Was ist es denn nun eigentlich, was mich so nach der kleinen Zauberin hinzieht — ihre Figur? nein, wahrlich auch die ist es nicht! Er schritt noch einmal auf und ab, plötzlich blieb er stehen. Es ist — das holde Ganze, der Witz auf ihren Lippen, die Gutmüthigkeit auf ihrem Munde, das herzliche Offne in ihrem Auge, das Lebendige in jeder Bewegung, das ist es, wofür Du Dich und Dein offnes Herz mit stoischem Ernste verwahren mußt. Hüte Dich vor der

Sirene, die Dich ohne es zu wollen, mit dem Gesange ihrer fröhlichen Laune in ihr Netz zieht; hüte Dich vor der Scylla, der auch sie gleicht, daß sie Dich nicht in den Strudel ihrer Empfindung mit fortreißt und Du, ein invalider Schwimmer, nicht auf diesem Meere untergehst.

Hallberg schrieb fleißig, seine Geschäfte waren bald beendet, seine Rückkunft nicht mehr fern. Paulinens Mutter, die alle nöthigen Einrichtungen im Hause des Hauptmanns mit Freuden besorgte, hatte vollauf zu thun, da nur noch Wochen zwischen dem ersehnten Tage lagen, und Pauline half ihrer Freundin treulich.

Es muß sich doch ein sonderbares Gefühl in dem Busen einer Jungfrau entwickeln, wenn sie an der Aussteuer ihrer Freundin mit thätigem Fleiße hilft; jeder Stich ist eine Stufe zum geträumten Paradiese und bei so manchen dieser Arbeiten muß doch der einsamen Näherin eine stille Sehnsucht den Busen schwellen, und für die Zukunft ihr sonderbare Bilder vorführen. Die Aussteuer ist der Ballstaat der Ehe; an ihn knüpfen sich nur die frohen Erwartungen. Wie der Cotillon an den Cyanenkranz, der sich durch die Locken flechten soll und der Walzer an die einfache Rose, die den Busen deckt, also ketten sich an das Schlafhäubchen mit dem eleganten Strich und an die leinene Hülle die freundliche Hoffnung, und das reizende Negligée des Lendemains, dieser Kehraus der Feenwelt, mag wohl von manchem Stich der zitternden Hand erwartungsvoll geheftet sein.

Daß das derbe Tischzeug auf Nahrungssorgen, die feinen Laken und Ueberzüge auf Krankheit und Pflege hinweisen; daß die Menge anderer kleiner Arbeiten, die Menge der Bedürfnisse beurkunden, die alle nur durch eignen Fleiß und Thätigkeit herbeigeschafft werden müssen; daß die sorgsame Mutter nun nicht mehr aus ihrem Seckel und ihre Truhe die ewigen Bedürfnisse herausgreift, das übersieht das jugendliche Herz, die Tanzpartie des Lebens tritt mit ihrer lieblichen Musik hervor; daß diese aber schnell verhallt und in das Lamentoso der Kinderstube übergeht, daran denkt die Sehnende nicht; und wie glücklich daß diese Lichtpartie immer so freundlich hervortritt, wenn die Liebe nur den Pinsel zum Gemälde führte.

Der Major saß oft in ihrer Mitte und machte seine psychologischen, halb sentimentalen, halb witzigen Bemerkungen, wobei Emiliens erröthende Wangen ihm oft verriethen, daß sie sich getroffen fühlte. Ueberhaupt war der gute Major seit kurzem fast immer in der Nähstube, und der Hauptmann beklagte sich bitter, daß seine landwirthschaftlichen Vorlesungen immer weniger und der praktische Unterricht immer seltner würde. Mein alter Freund! sagte er zum Pastor, aus unserm lieben Nachbar von

Engelsruhe, der hier so unruhig auf seinem Stuhle sitzt und weder die Mögelinschen Annalen, noch des Herrn Confraters Haus- und Landschatz mehr verdauen kann, wird kein tüchtiger Landwirth. Kaum den Weg betreten, schweift er schon wieder aus, und ich fürchte sehr, daß wir ehestens, statt der versprochenen Abhandlung über die beste Art des Rapsbaues ein Heft Sonette vortragen hören.

Eine schöne Himmelsgabe, meinte Ehrberg, ist die Dichtkunst doch immer.

Wie Sie es nehmen wollen, lieber Pastor. Singt so viel Ihr wollt, schildert mit den glühendsten Farben das sanfte Roth der Rosen, die Engelsreinheit der Liebe, das himmlische Blau des Veilchens, mein alter Gärtner zieht sie doch an der Hand der herrlichen Natur durch seinen Fleiß tausendmal schöner, als Eure Dichter, und meine brave Emilie, wie die Natur sie geformt, und Sie, mein alter Freund, ihren Geist und ihr Herz gebildet haben, vertausch' ich nicht mit den luftigen Idealen, die der Dichterphantasie entspringen. Die Natur, diese allmächtige Zauberin, wollen sie verschönern, wollen durch ihre Floskeln und Sentenzen diese Anspruchlose, Einfache mit einem schönern Gewande bekleiden, sie, die des Schmuckes der Phantasie gar nicht bedarf? O, die schwachen Thoren, in ihrem tiefen Sinn ruht Unsinn und weiter nichts.

Halt, mein Freund! rief der Major ihn unterbrechend heftig aus. Seit zehn Jahren habe ich keine Feder angesetzt; aber Dir zum Possen —

Oder Pauline Ehrberg zur Liebe, unterbrach der Hauptmann.

Gleichviel! ich ergreife die Feder, und Dir, dem fanatischen Feinde aller Poesie, sei mein erstes Lied geweiht; Dein prosaisches Leben gebe mir den Stoff zur Begeisterung.

Wohl bekomm' es! rief der Hauptmann dem wegeilenden Poeten nach, der stracks, um sich zu begeistern, zu den arbeitenden Penelopen wanderte. Nach einigem Nachdenken, während dem sich die beiden Mädchen über sein Schweigen verwundert ansahen, nahm er die Schreibetafel aus der Tasche, wischte auf dem Pergamente einen Entwurf zur Herbstbestellung aus, der dem Hauptmann zum Gutachten hatte vorgelegt werden sollen, und fragte Emilie, welcher Tag dieses Monats der Geburttag des Vaters sei?

Uebermorgen! antwortete sie; wir sprachen eben hier über die Feier dieses mir so werthen Tages. Helfen Sie uns, unterstützen Sie uns're kleine Unternehmung, begünstigen Sie uns're Projekte!

Alles recht gern, liebe Emilie, Alles will ich thun, und noch mehr als dies; ich will die zersprungenen Saiten meiner Laute wieder anknüpfen, sie stimmen und Deinen Vater besingen; ich habe es ihm zugeschworen, ich will Wort halten. Sie, mein Fräulein, sagte er, sich zu Paulinen wendend, haben wohl die Güte, mir auf dieses Blatt Endreime zu schreiben. Wer so lange, wie ich, nicht aus der Hippokrene trank, wird am sichersten zu den Endreimen schriten, wo man die Ideen tropfenweis

wie aus einer welken Zitrone expressen muß, um einen schalen Saft zu gewinnen.

Pauline nahm lächelnd die Schreibetafel.

Nur nicht zu schwere Worte, hübsch leichte, für den erhabenen Gegenstand, für ein Gelegenheitgedicht passend.

Sie schrieb auf die Tafel.

Baum, Herzen, Traum, Schmerzen, Bild, enden, Schild, Händen, weih'n, Trieben, sein, lieben.

Meine gute Pauline, diese Worte scheinen mir mehr für eine Liebeserklärung, als für ein Geburtstaggedicht zu passen, sagte Emilie, da sie selbige gelesen hatte.

Auch gut! erwiderte Pauline, unser Held, der mir zuerst als Eremit, dann als pensionirter Uhlanenmajor, jetzt aber gar als Priester des Apoll erscheint, mag nun auch als solcher das schwere Problem lösen, aus diesen Endreimen ein Geburttaggedicht an den Vater und in einer sentimentalen Erklärung seiner Liebe —

Ihnen seine Empfindungen auszudrücken, unterbrach sie der Major. Ach, suchen Sie sich hierzu einen würdigeren Gegenstand aus, fiel ihm Pauline in die Rede. Sie möchten mich als Dichter noch mehr in Verlegenheit setzen, als Sie es als Einsiedler gethan.

Emilie lachte laut auf, der Major lächelte.

Mein Gott, was hab' ich nun wieder gesagt, daß Du lachst? fragte Pauline verlegen.

Gebe Gott! erwiderte der Major mit mühsam errungenem Ernst, daß dem Dichter ein eben so hohes Glück werden mag, als dem Eremit. Ich will auch dann der Erinnerung nicht vergessen, daß man in der Residenz die ohnmächtigen Schönen nicht verlassen muß.

Pauline stand auf und entfernte sich.

Sie ist doch über meinen Scherz nicht böse geworden? fragte der Major Emilie.

Für den Augenblick vielleicht. Ihre Lebhaftigkeit ergreift Alles schnell; alles Scharfe, Spitze, verwundet sie tief; doch heilt der nächste Augenblick diese Wunde eben so schnell, wie er sie schlug. Sie ärgert sich dann über ihre Empfindlichkeit und ihr fröhlicher Geist bringt sie schnell wieder in's Gleichgewicht.

In diesem Augenblicke trat auch Pauline schon wieder herein.

Nur recht empfindsam, lieber Major, sagte sie, nur recht sentimental muß Ihre Erklärung sein, recht grell, recht schauderhaft müssen Sie mir Ihre Leidenschaft schildern.

Wie ich fühle, liebe Pauline, anders ist es mir nicht möglich.

Nun dann, so mögen diese Endreime zum Thermometer Ihres Herzens werden.

Emilie machte nun alle Anordnungen zu dem kleinen Feste, Berta,

die dazu eingeladen war, hatte es abgeschlagen und wollte sich das Vergnügen, nach Lindenbruch zu kommen, bis auf Emiliens Hochzeit versparen. Die drei Familien blieben daher ganz unter sich.

Ein schöner Geldbeutel war das Angebinde Emiliens, ein Tabaksbeutel, worauf alle Embleme der Gärtnerei gestickt waren, Paulinens Geschenk. Der Pastor brachte Werners Beleuchtung der Nägelinschen Landwirthschaft und die gute Pastorin einen Gartenstock mit allen nöthigen Instrumenten versehen. Endlich trat auch der Major mit einer köstlich blühenden Datura fastuosa in seiner Linken, das Gedicht in der rechten Hand in's Zimmer. Das war dem alten Hauptmann überraschend; er hatte sich schon lange diese Blume gewünscht, und über die Freude vergaß er ganz das Gedicht. Endlich erinnerte Emilie daran und der Major las:

Du sechzigjähriger Eichenbaum,
Dir bringen wir mit frohen Herzen
Den Wunsch, daß Deines Lebens Traum
Dir heiter lächle sonder Schmerzen.
Vergangenheit sei Dir ein lieblich Bild,
Die Zukunft möge freundlich für Dich enden,
Die Gegenwart, sie reich' der Weisheit Schild,
Geschmückt mit Frohsinn Deinen Händen.
Dies ist der Wunsch, den wir Dir weih'n,
Und von der Freundschaft nur für Dich getrieben,
Mag diese Blume Dir ein Bürge sein,
Wie innig, herzlich wir Dich lieben.

Der Blume und dem Gedichte, beiden gilt mein herzlicher Dank, sagte der Hauptmann und drückte dem Freunde die Hand.

Und geh ich leer aus? fragte Pauline.

Mit nichten, mein Fräulein! entgegnete der Major, nahm ein Papier aus der Tasche und las, sich gegen Pauline wendend:

Die Liebe gleichet nicht dem dichtbelaubten Baum,
Der Schatten gibt; in unserm Herzen
Entglüht sie feurig oft im süßen Traum,
Erfüllet uns mit Wonne und mit Schmerzen.
In ihr erblicken wir das heiß ersehnte Bild,
Und nun kann unsre Sehnsucht nimmer enden;
Uns schützt nicht mehr der Weisheit ehern Schild,
Es hält uns fest mit seinen Rosen-Händen.
Drum, holdes Bild, soll ich Dir meine Horen weih'n,
So liebe Du auch mich mit sehnsuchtsvollen Trieben,
Und soll und darf ich Dir nicht theuer sein;
So lehre mich die Kunst Dich nicht zu lieben.

Diese Kunst können Sie leicht erlernen, sagte Pauline, die doch den herzlichen Ton, mit welchem Wellbach das Ende gelesen hatte, gefühlt zu haben schien. Betrachten Sie mich nur recht genau, meine stolze junonische Gestalt, meinen reizenden Mund, meine Augen, meinen brillanten Teint,

und vorzüglich die Laune und die ewig neckende Bosheit, die aus mir unaufhaltsam strömt, und die Kunst mich nicht zu lieben, werden Sie bald gelernt haben. Wenn Fräulein Berta erscheinen wird, sagte sie nun mit hohem Affect, dann stimmen Sie Ihre Leier im Tone der Liebe; denn diese Holde wird vor Sie treten, als das Ideal Ihrer Dichterphantasie, und hingerissen von ihrem Anblick erglühe die Begeisterung in der Brust des Dichters, verjünge ihn und mache ihn seiner Muse gleich. Dann, setzte sie demüthig hinzu, dann wird die kleine lebendige Pauline verschwinden, wie der Morgenstern vor der glühenden Aurora, und die Kunst mich nicht zu lieben, wird Ihnen leichter werden, als die Kunst jene Heroine der Schönheit und Trefflichkeit in Oden und Ottave Rime würdig zu besingen.

Als der Mittag nahte, schlug Emilie einen Spaziergang nach der Einsiedelei vor.

In der Sonnenhitze? meinte der Vater — doch ein bittender Blick, ein herzlicher Kuß, und der Alte folgte seinem geliebten Kinde freundlich und willig.

Du mußt doch heute an dem Tage, wo Du in ein neues Jahr trittst, mein innigst geliebter Vater, alles das beschauen, was Du in dem verflossenen Schönes und Gutes vollführtest, sagte Emilie schmeichelnd, als sie über die Wiese gingen und in das Büschchen traten; deshalb mußten wir ja hierher wandern.

Aber schon von weitem hörten sie, daß die Einsiedelei heute kein stilles, heimliches, menschenleeres Plätzchen sei, und bald sahen sie wohlgekleidete Kinder auf dem grünen Platze im lustigen Vereine um gefüllte Schüsseln sitzen, die große dicke Kuchen, dies Manna der Jugend, das neben ihnen lag, freundlich und sehnsuchtsvoll anblickten. Auf der Rasenbank vor der Hütte saß Philemon und Baucis, ein neunzigjähriges Ehepaar und tranken aus geschliffenem Pokale die Gesundheit ihres guten Herrn.

In der Einsiedelei selbst thaten sich Männer und Frauen, lauter alte, unvermögende Leute, gütlich, und baten den Himmel, ihren Wohlthäter noch oft diesen frohen Tag erleben zu lassen, damit sie sich noch lange seiner Hülfe und Unterstützung erfreuen könnten. Er drückte seine Emilie an sein Herz. Sie hatte ihm ja dieses Fest bereitet, hatte ja alle diejenigen, denen er im vergangenen Jahre wohlgethan, hier zum erquickenden Mahle vereinigt, und glaubte so dies Fest nicht herrlicher und passender, nicht zarter feiern zu können, als wenn sie dem hilfreichen Vater die Frucht seiner Wohlthaten an diesem Tage anschaulich vorstellte. Auch sie war vom Gefühl ergriffen, und ruhte mit stillen Wünschen an seiner Brust. Da schob er die Gerührte leise von sich, ein Paar kräftigere Arme umfaßten, ein Paar heiße Lippen berührten sie, und an der Brust ihres Wilhelms lag die Glückliche.

Seine Ankunft war unerwartet. Da er sie an dem Geburtstage

ihres Vaters überraschen wollte, so hatte er geschrieben, daß er erst später zurückkommen würde. Vater und Tochter waren von der Aufmerksamkeit gerührt, und der alte Hauptmann entzückt, als er bei seiner Zurückkehr in's Haus die so lang gewünschte Fellenbergische Säemaschine aufgestellt fand, die ihm Hallberg zum Geschenk mitgebracht hatte.

Alter Freund!, sagte am Nachmittag der Hauptmann zum Pastor Ehrberg, als sie ihr Pfeifchen in der Gartenlaube rauchten, während der Major mit Paulinen im ernsten Gespräch in dem Bogengang auf- und abging und Hallberg mit seiner Emilie in dem chinesischen Häuschen im traulichen Vereine saß, alter Freund! in den fünfunddreißig Jahren, die wir nun schon mit einander verlebt haben, sind manche frohe, manche trübe Tage vor uns vorübergegangen. Von dem Hochzeittage, wo Sie mich und meine Marie am Altar verbanden, bis heute, haben wir so Manches erlebt. Meine treue Frau ruht dort in der Gruft, mein guter Sohn in fremder Erde fern von seinem Vaterlande; die Feinde plünderten uns, Gott schickte seinen Strafengel aus und zertrat unsere Hoffnungen, die Saaten lagen zerknickt, unsere Scheunen blieben leer; alles haben wir ertragen, zutrauungsvoll uns in den Willen des Allmächtigen gefügt und alles ist überstanden und so ein Tag, wie der heutige, verwischt tausend, die wir kummervoll verlebt hatten, so ein Tag ist ein Tag der Wonne für das Vaterherz. Dort sitzen sie Hand in Hand, Freud' und Liebe strahlt auf ihrem Gesicht, und ich sehe meine Emilie, mein innigst geliebtes Kind glücklich und mein sehnlichster Wunsch geht in Erfüllung.

Das gebe Gott, sagte Ehrberg gerührt. Er mochte wohl im Stillen an seine Pauline denken, und auch für sie einen frommen Wunsch zum Himmel schicken.

Da kam die Botenfrau und brachte zwei Briefe, die beide Väter verstimmten. Robert schrieb, daß er in diesem Augenblicke keinen Urlaub bekommen könne, erst in acht Wochen wäre es ihm des fatalen Manövres wegen möglich einzutreffen, und Berta machte ihre Schwester mit dem sonderbaren Einfall bekannt, daß sie ihre Reise so einrichten würde, daß sie erst den nemlichen Morgen der Trauung, jedoch gewiß zur rechten Zeit in Lindenbruch eintreffen würde. Sie brächte ihre gute Freundin, Fräulein Therese von Seebach, mit und würde, wenn es der Vater erlaube, dieses Mal den ganzen Herbst bei ihnen zubringen. Die Tante würde aber nur einen Tag dort bleiben.

Kennst Du diese Therese? fragte Emilie Pauline, die bei Lesung des Briefs verlegen vor sich nieder sah.

Leider kenn' ich sie, sagte Pauline, sie wird keine freundliche Erscheinung in Lindenbruch sein.

Niemanden stimmte diese Nachricht verdrießlicher, als den Rittmeister Hallberg. Fin[illegible] sah er bald den Brief, bald Pauline an, in deren Gesicht er de[illegible]esen konnte, daß sie gewisse Verhältnisse kenne. End-

lich nach langem inneren Kampfe sagte er zu Emilien, die ihn verwundert anblickte:

Ich muß Sie, liebe Emilie, von einem Verhältniß unterrichten, das zwischen mir und dieser Therese bestand, aber schon seit länger als einem Jahr zerrissen ist. Ich gestehe es offen, ich liebte sie; ich hielt für innern Gehalt, was nur äußere Form war; ich fühlte bald, daß die gemüthlichen Worte nur von den Lippen, nicht aus dem Herzen strömten, und zog mich von diesem kalten, eitlen Geschöpfe schnell zurück. Was sie hierher treibt, mag Gott wissen. Weiblichkeit ist es wahrlich nicht, die sie in unsre Mitte führt.

Verzeihen Sie mir die Frage, lieber Hallberg, band kein Versprechen, kein Gelübde Sie an Fräulein Therese?

Keines, meine gute Emilie; wie könnt' ich dann rein und Ihrer werth vor Ihnen stehen?

Nun da mag sie sich selbst auf den Platz stellen, den sie in unserm Kreise einnehmen kann, sagte Emilie und drückte den Geliebten zärtlich an ihr Herz. Zwischen uns tritt sie nicht.

Der Major war über das Manövriren wüthend, und meinte, man übertreibe es doch, und es ginge jetzt den Soldaten wie den Pferden, die beim Zureiten auf der Manege schon zu Schande geritten würden.

Er hatte sich früher schon alles so lebhaft geträumt, wie Robert, entzückt von der schönen Berta, sie im Sturme erobern würde, wobei er aber vergaß, daß Robert zwar kein übler Mann, aber nichts weniger als einer von den ausgezeichneten Männern sei, die, durch Gestalt und Liebenswürdigkeit begünstigt, nur des Willens bedürfen, um zu siegen. Er schien alles nur in voller Beschäftigung zu wünschen, damit er mit Paulinen im Hintergrunde allein stehen blieb, und — ist ein solcher Gedanke Eitelkeit oder Bescheidenheit — sie nur ihn zu ihrer Gesellschaft übrig behalte. Auch ihm war daher die Ankunft von Fräulein Therese höchst unangenehm, und ohne sie und die Verhältnisse, unter denen sie in's Haus trat, zu kennen, hielt er sie für eine Neugierige, welche das Hochzeitfest, das Land und die neuen zu beobachtenden Gesichter aus der Residenz gelockt hatten.

Eigentlich war wohl der gute Major mit sich selbst nicht recht einig, und wußte vielleicht selbst nicht, was er wollte. Daß es ihn nach Paulinen hinzog, das fühlte er; ob aber sein innerer Mensch, oder seine aufgereizte Phantasie von dem Magnet angezogen werde, das stand nicht klar vor ihm. Daß durch sie sein so lang geschlummerter poetischer Geist wieder in ihm aufleben könne, begriff er; ob er aber auch in den glücklichsten Verhältnissen diesen Empfindungen sich hingeben dürfe, wagte er nicht, sich zu beantworten.

Der fünfzigjährige Familienvater und die achtzehnjährige Pauline! Ja, wenn sie wenigstens so viele Zwanzig gehabt hätte, ich glaube wirklich, er hätte es noch einmal gewagt, sich ins Ehejoch zu spannen; so aber —

Alter schützt vor Thorheit nicht! rief ihm sein Verstand; versuche es! seine Phantasie zu, und sein Herz, dieser schwache poetische Theil des menschlichen Ichs, neigt sich ja so gern auf die Seite des phantastischen und bleibt ja ewig ein Antipode des Verstandes.

Der Polterabend nahte. — O, warum die alten Sitten der Väter immer verdammen und eine nach der andern aus unserm Freudenregister ausstreichen!

Warum jetzt in alle Familienfeste, in alle geselligen Unterhaltungen das Geistige hinein zwängen und die natürliche Fröhlichkeit verdammen! Warum beim Polterabend nur immer den Lärm der zerspringenden Töpfe, die Unannehmlichkeit des Wegschaffens der Scherben berücksichtigen und nicht auch die sinnige Deutung, welche in diesem alten freundlichen Gebräuche liegt, beachten?

Ist nicht jeder hohle Ton des zertrümmerten Topfes ein Glockenschlag der Zeit? Dringt nicht mit diesem Kanonendonner an die hochzeitliche Thür die Gewißheit in die aufgeregte Brust: bald, bald bist Du am Ziele? Sieht der Jüngling nicht triumphirend, schaut das Mädchen nicht sehnend-traurig auf die zertrümmerten Scherben, die in komischen Gemisch durcheinander liegen? — Hier die alten Gebrauchten, Schadhaften — dort die neuen Blanken; alles in buntem Durcheinander? — Alles, was war, liegt zertrümmert, Freud' und Leid, Wonn' und Schmerz; Alles liegt über und neben einander, und im neuen blanken Hausrath tritt ein neues blankes Leben vor sie hin.

Kommen nun endlich gar die vielen geputzten Kinder mit den freundlichen Gesichtern und den kleinen neuen, mit Blumen und Bändern gezierten Töpfchen, und lassen sie bescheiden und zierlich vor die Füße der Braut niederfallen, daß sie auch in Scherben dahin rollen, wie die Blätter der Rose, die der Westhauch verweht, hüpfen sie zufrieden, daß es ihnen gelang, dann freundlich wieder davon; wo wäre die Jungfrau, deren Herz bei diesem Vorspiel des künftigen Tages nicht stärker von Ahnung ergriffen klopfen sollte?

Auch in Lindenbruch hallte der Kanonendonner der Töpfe. Die fröhliche Jugend hatte aus allen Winkeln schon seit Monaten für diesen heiligen Abend der Ehe die Munition hervorgesucht und gespart. Die kleinen Töpfchen der Auserwählten lagen zertrümmert vor ihren Füßen in dem Gartensaal, und selbst Pauline hatte sich ihnen mit einem blanken Gefäß genaht, um es, wie von ohngefähr, vor ihnen fallen und zerbrechen zu lassen. Da rollte ein niedlicher kleiner Wagen durch den Garten; vier Kinder, idealisch gekleidet, zogen den Blumenbekränzten, auf welchem ein, zu diesem Behuf besonders fabricirter, kollossaler Topf, mit Blumen bedeckt und umwunden, in phlegmatischer Wohlbeleibtheit stand. Sie führten ihn bis vor das Brautpaar, wo sie hielten, und jeder ein kleines Töpfchen in der Hand, es zertrümmernd der Braut zu Füßen legte. Eine

wunderliebliche Rose prangte in der Mitte des Topfes, Emilie griff darnach, die Blumendecke öffnete sich — ein Amor mit Bogen und Pfeil sprang heraus, der Topf rollte berstend zu ihren Füßen. Der kleine Gott gab Emilien zwei Rosen und hüpfte mit seinem Wagen und seinen Begleitern freundlich von dannen.

Die Glockentöne, die zur Trauung laden, sind Harmonicatöne für das jungfräuliche Herz; auf ihnen schwingt sich die Sehnsucht empor, der Himmel öffnet sich durch sie und die Liebe schwebt freundlich auf ihren zitternden Schwingen hernieder.

Im gleichen Tone gestimmt, wie beim Grabgeläute, dichtet die Poesie des Herzens einen ganz andern Text zu dieser Melodie. Die Thräne, welche dort Kummer erpreßt, träufelt hier nur, wie Thautropfen aus den Rosenschwingen der Sehnsucht.

Die Glocken tönten vom alten Kirchthurme zu Lindenbruch; Pauline flocht den Myrthenkranz in Emiliens Locken und küßte bei jeder neuen Biegung, die sie dem Kränzchen gab, die liebliche Braut, welche sinnend und sehnend mit gepreßter Brust den entscheidendsten Augenblick ihres Lebens erwartete. Hallberg trat herein. — Ein schönes Paar; doch er, kräftiger, schöner, idealer, als sie, die nur sanft und lieblich neben ihm stand. Alles war bereit, nur fehlten noch die Gäste aus der Stadt. Da ließ der alte Hauptmann, ungeduldig geworden, zum letztenmal die Glocken ertönen und der Zug setzte sich in Bewegung. Doch auf dem Hof hielt schon der Wagen der Tante, die im vollen Staat mit Berta und Therese ausstieg. Berta flog der Schwester um den Hals, Therese verbeugte sich kalt gratulirend vor dem Bräutigam.

Hallberg's Augen flogen an ihr vorüber auf Berta's hohe Gestalt, und hefteten sich an die glühenden Augen, an die Fülle der braunen Locken, die über der schönen, blendend weißen Stirn herabrollten. Vater Schwanenfeld sah mit innigem Wohlbehagen die schöne Tochter, und konnte den unwillkührlichen Gedanken nicht unterdrücken: Sie ist doch viel schöner, als meine Emilie! In den Kopf des Majors drang dies hohe Bild mit Zaubermacht und verwebte sich dort mit seinem romantischen Ideal; nur Pauline betrachtete mit stillem Wohlgefallen die schönen Formen und freute sich ihrer, wie einer lieblichen Blume.

Der Zug ging nun vorwärts nach der Kirche. Alles, was sein Herz empfand, Alles, was das tiefe Gefühl für seinen lieben Zögling, für seine theure Schülerin ihm warm und feurig eingab, strömte aus dem Munde des würdigen Pfarrherrn; sein Herz schwebte auf seinen Lippen und das feuchte Auge bezeugte die hohe Theilnahme seines Herzens.

Berta stand dem Bräutigam schräg gegenüber neben Therese, die ihr

zuweilen abgebrochene Worte ins Ohr flüsterte. Hallberg's Blicke trafen öfters die ihrigen; und als er in Anschaun versunken war und Emilie ihm zufällig die Hand drückte, bebte er zusammen und erschrak.

Sie waren vereint, sie ruhten Arm in Arm; der Vater drückte sein geliebtes Kind an sein Herz, seinen Sohn mit Innigkeit an seine Brust. Die Freunde nahten; sie wünschten, das Brautpaar umarmend, Glück und Segen. Auch Berta nahte; doch nicht ohne Bewegung sagte sie: Herr von Hallberg! mache Sie der Himmel so glücklich, wie ich es wünsche, und reichte ihm ihre Purpurlippen zum Kuß. Sein Mund berührte die rosigen, Glut strömte aus ihnen, sie zündeten mit Blitzes Schnelle und trafen sein Herz.

Männer, Männer, die ihr aus Sinnlichkeit und Leidenschaft gewoben, mit glühender Phantasie alles Ideale ergreift, die Ihr übermüthig dem Schicksal und den Begebenheiten trotzend, Euch tollkühn in den Strudel hinabstürzt, wohin Euch der Augenblick reißt, fühlt Ihr denn nicht, daß das wunde Herz der Frauen nicht so leicht unter den Händen des Schaffens und Wirkens heilt, als das Eure, daß der Dorn, den Ihr hinein drückt, zum tödtenden Dolche für das stille duldende, für das blutende wird? Männer mit Eurem Stolze, mit Eurer Stärke, wie seid Ihr so schwach!

Therese hatte von fern gestanden und beobachtet. Sie näherte sich ihm zuletzt. Möge das, was sie eben fühlten, sagte sie betonend, das Glück Ihres Lebens gründen; das Schöne zum Schönen, das Vollkommne zum Vollkommnen gewunden, muß einen duftenden Kranz genußreicher Tage Ihnen schenken.

Während des Mittagsmahls saß der Major neben Berta und Pauline, dem Brautpaar gegenüber. Beide waren zerstreut, und so viel Mühe er sich auch gab, irgend ein angeknüpftes Gespräch zu unterhalten, so wollte es ihm nie glücken. Berta warf ihm, statt Antwort, einige gehaltvolle Worte entgegen und verfiel dann wieder in stille Träumereien. Paulinen schienen seine Fragen lästig und störend zu sein, so, daß er endlich, dieser ewigen Versuche müde, stumm nur für seinen Magen sorgte. Doch da er auch diesen abgefunden hatte und alle erneuten Versuche zur Unterhaltung fehl schlugen, so mußte ihn endlich die Langeweile zu Bemerkungen führen, die ihm den heutigen Tag in ein sonderbares Halbdunkel stellten. Nur Emilie schien ihm ganz in der glücklichen Stimmung zu sein, in welcher die selige Braut, wenn auch durch die Gegenwart hoch beglückt, doch sehnsuchtsvoll nach der Zukunft hinüber schaut.

Hallberg schien ihm zerstreut, nachdenkend und mit sich selbst in innerem Kampfe. Pauline höchst zerstreut, und für ihn heute ganz verloren; Berta schien gereizt und von etwas ergriffen zu sein, und das schöne Auge Theresens listig beobachtend von Einem zum Andern zu schweifen.

Die Menschen gefielen ihm heute nicht. Der heitere Frohsinn, der sonst alle drei Lebensperioden des Menschen an einem Hochzeittage so

fröhlich stimmt, belebte sie nicht. Das Brautpaar trinkt dürstend den Nektar der Gegenwart; das Alter sammelt aus der Erinnerung die Tropfen, und schlürft, sich in die Vergangenheit zurück träumend, freudig die Neige der Rosenzeit. Die Jugend, ungetreu der geliebten Gegenwart, kränzt nur den Becher der Zukunft mit Ros' und Epheu und leeret ihn, den Busen von Ahnung geschwellt. Die Sehnsucht füllt den Pokal immer von neuem und die Phantasie schmückt ihn ewig mit neuen Blumen und Kränzen.

Hier von alle dem nichts. — Selbst Vater Schwanenfeld war traurig, selbst die fröhliche Pauline war nachdenkend, nur Emilie schien sich ihrer stillen Wonne zu überlassen.

Hier geht etwas vor, war des Majors Gedanke; ohne noch zu ahnen, was? beschloß er im Stillen zu beobachten. Er versuchte nach Tische, Pauline leise auszuforschen; sie entschlüpfte ihm und verließ Berta keinen Augenblick.

Die Sterne funkelten, die Abendmahlzeit war schnell vorüber, es nahte der Augenblick, der wohl in jeder Brust sein eignes Gefühl erzeugt, der gefürchtet und ersehnt, den jungfräulichen Busen der zitternden Braut bewegt und den Neid oder die schwesterliche Theilnahme erregt.

Hallberg stand mit Emilien am Fenster und sah schweigend in das große blaue Auge, das sie sanft zu ihm aufschlug. Ihr Kopf ruhte auf seiner Schulter, ihre Hand in der seinigen. Komm, meine Geliebte, sagte er leise, umfaßte sie innig und schlüpfte mit ihr zur Thür hinaus.

In diesem Augenblick reichten Berta und Therese, die kein Auge von den Liebenden verwendet hatten, sich rasch die Hände, ein sonderbarer Blick begegnete sich aus ihren Augen; auch sie verließen den Saal und gingen schnell in den Garten.

Pauline stand einsam am Fenster und sah hinaus in die helle Nacht. Dem Major war nichts entgangen; er trat neben sie, öffnete den andern Flügel und sah die Thrän' in ihrem Auge.

Sie weinen, liebe Pauline? sagte er zu ihr, Sie weinen an dem heutigen Tage? Wem weihen Sie diese Thränen, die ersten, die ich diesen freundlichen Augen entrollen sehe?

Sie drückte ihm die Hand.

Ich verstehe Ihre Bitte, ich soll schweigen; heute will ich es, aber morgen wahrlich nicht mehr. Er entfernte sich und suchte Therese und Berta auf. Sie saßen in einer Laube und waren in lebhaftem, jedoch leisem Gespräch begriffen; er hörte nur die abgebrochenen Worte von Berta: Nur er! Ja wohl, nur er, antwortete Therese; sie schwiegen wieder. Einige Augenblicke kämpfte er mit sich, ob er lauschen sollte, doch zu rechtlich für diesen gemeinen Weg, trat er mit Geräusch vor sie. Sie fuhren erschrocken auf.

Ich würde nicht stören, sagte nun der Major im Hereintreten, fürch-

tete ich nicht, die Abendluft und der Thau könne Ihnen schaden. Sie sind in der Stadt so wenig an die Kühle des Abends gewöhnt, daß ich Sie ernstlich warne, nicht länger hier zu bleiben, kommen Sie in das Schloß zurück. Sie nahmen seinen Arm, den er ihnen bot, und gingen dem Schlosse zu. Im oberen Stock, im Eckzimmer, brannte Licht; es war das Schlafzimmer des jungen Ehepaares. Emiliens Gestalt schwebte vor dem Fenster vorüber; sie öffnete es und sah im leichten Nachtgewand heraus; Hallberg trat zu ihr. Komm, meine Geliebte! rief er laut genug, daß man es im Garten hören konnte; sie umarmend zog er sie küssend vom Fenster. Da fühlte der Major ein krampfhaftes Zittern seiner beiden Begleiterinnen; besonders schien Therese in einer heftigen Gemüthsbewegung zu sein; sie drückte ihm heftig den Arm. Er that, als bemerke er es nicht und faßte Therese scharf ins Auge, die eine innere Unruhe nicht verbergen konnte, und schnell mit Berta sich entfernte.

Nun trabte auch er nach Engelsruh und überließ sich ernsten Betrachtungen. Therese's Benehmen schien ihm auffallend und höchst leidenschaftlich, doch konnte er sich keinen Zusammenhang in der ganzen Sache denken.

Zu Hause angekommen, fand er einen Brief seines Sohnes, der ihm die angenehme Nachricht gab, daß er unvermuthet seine Abreise beschleunigen und in einigen Tagen bei ihm sein könne. Alles wurde vergessen, Therese mit ihrem glühenden Blicke, Pauline mit ihrer traurigen Stimmung; nur Berta, die Hohe, Schöne stand noch an der Hand seines Roberts vor ihm. Bei ihm hatte der Himmel seinen Wunsch erhört, er verträumte eine glückliche, aber kurze Nacht, und eilte den Morgen nach Lindenbruch, um die frohe Nachricht der baldigen Ankunft seines Roberts dort mitzutheilen.

Noch schlief Alles im Schloß; er ging zum Prediger, wo er die Familie schon im Garten beim Frühstück fand. Er dankte Gott, daß er doch wenigstens einen Freund angetroffen, dem er sein Herz öffnen und seine Freude mittheilen konnte. Mein Robert kommt! Kinder freut Euch mit mir, rief er den durch sein stürmisches Hervortreten Erschrockenen entgegen, er kommt vielleicht schon morgen! Er schüttelte dem Prediger herzlich die Hand, drückte die Mutter Ehrberg im Rausch seiner Freude fest an sich und einen glühenden Kuß auf die Rosenlippen der erschrockenen Pauline, die ernst und fast beleidigt zurücktrat. — Nicht böse, liebe Pauline! rief er aus. Verzeihen Sie dem fröhlichen Vaterherzen, wenn es sich vergaß, schmollen Sie nicht mit mir über einen Kuß, den ich Ihnen nur im Rausch der Vaterliebe ausdrückte.

Pauline blieb aber ernst und begleitete auch in dieser Stimmung den Major nach dem Schlosse.

Vater Schwanenfeld, die Tante, die schon zur Abreise sich bereitet hatte, Therese und Berta saßen im Gartensaal beim Frühstück. Auch hier

stürmte er ihnen mit der Nachricht von Roberts Ankunft entgegen. Berta erröthete, denn sie kannte den Plan der beiden Väter, Therese aber sah sie in diesem Augenblick mit einem Lächeln an, welches sie erwiderte. Der alte Hauptmann schien sich am meisten zu freuen.

Das junge Ehepaar trat herein, Hallberg mit fröhlichem, festem Blick, Emilie das Auge wie Maria senkend, als der Engel der Verkündigung vor ihr stand. Nie hatte Pauline sie so lieblich gesehen, nie hatte Emilie ihr aber auch mit dieser Empfindung, mit dieser Wärme die Hand gedrückt; es war als wolle sie mit diesen Einen Druck der Freundin alle Wonne, alle Seligkeit, die sie erfüllte, mittheilen. Meine Strohkranzrede, liebe Emilie, hob der Major an, auf die ich mich nun schon seit mehreren Tagen vorbereitet hatte, und die ich in dieser Nacht ausarbeiten wollte, hat die frohe Nachricht, daß mein Sohn vielleicht morgen schon hier eintrifft, verschlungen; ich kann nichts thun, als für Sie in Prosa den Wunsch zum Himmel schicken, daß Ihr Erwachen stets so schön und lieblich sein möge, wie heute. — Schmücken Sie sich mit Ihrem eignen Bilde, fuhr er fort, indem er ihr eine Rose reichte, ich habe sie in Engelsruh für Sie gepflückt und mitgebracht; sie ist Ihr treues Bild!

Emilie steckte sanft erröthend die Blume an ihre Brust und trat zu Berta. Geliebte Schwester! sagte sie, gebe Dir der Himmel auch bald ein Herz, das Dich innig und zärtlich liebt, und möge die Freude des guten Majors auch Dein Herz freundlich ergreifen.

Wohl schwerlich wird dies geschehen! antwortete Berta empfindlich. Ich hoffe, der Vater wird es mir erlauben, selbst zu wählen. Was sich finden soll verfehlt sich gemeiniglich. Die Thür öffnete sich. Robert stürzte herein und hing an dem Halse seines Vaters, flog dem alten Hauptmann an die Brust, drückte glückwünschend seinen Freund Hallberg an sein Herz, küßte die erschrockene Emilie und blieb, wie versteinert, vor der lächelnden Berta stehen.

Fräulein Berta? rief er verwundert.

Zu dienen, Herr von Wellbach, die kleine Berta, die seit fünf Jahren das Glück nicht gehabt hat Sie zu sehen.

Meine kleine Berta, der ich immer den Fliederstrauß binden mußte?

Die Nemliche, wenn auch nicht die Ihrige. —

Lachend küßte er ihre Hand — ich danke für die gütige Zurechtweisung — wendete sich zu dem Vater und bat, ihn den fremden Damen vorzustellen. Als sie an Pauline kamen, an die er sehr ernsthaft herantrat, fragte ihn der Vater, ob er sich dieser Dame gar nicht mehr erinnern könne?

Es ist, wenn ich nicht irre, antwortete er in pathetischem Tone, das Fräulein Pauline Ehrberg, Tochter des würdigen Predigers und Seelsorgers zu Lindenbruch, einst ein kleiner Wildfang und jetzt? —

Pauline Ehrberg, die sich freut, Sie nach so langer Zeit wieder zu sehen und welche Sie herzlich willkommen heißt.

Mit einem Blick durchflog Robert das ganze Zimmer. Wahrlich! rief er aus, Alles noch, wie ich es verließ. — Hier der grämliche Herr mit der Allongen-Perrücke, dort die Großmama mit ihren mächtigen Spitzenärmeln, die mir immer so gefiel, weil sie meiner kleinen — weil sie dem Fräulein Berta so ähnlich sah. — Hier mein getreuer Eckschrank mit seinen Gläsern und Pokalen, und wahrhaftig da steht sie noch, die schelmische Fortuna auf dem Deckelglase, das ich bei meiner Abreise auf Einen Zug leeren mußte. — Auch Du noch auf Deinem alten Plätzchen, Du schöner krummbeiniger Bergmann! lebst Du auch noch, du alter Jagdgefährte? Alles, guter Vater, ist noch, wie es war, nur die Menschen nicht! — Die Bilder sind noch so jugendlich, wie ich sie verließ; selbst die Blumen, welche die Großmama mit so zierlichen Fingern sich vorhält, sind frisch und blühend; die Gläser stehn auf der alten Stelle, Fortuna hebt ihren Shawl immer so graziös und leichtsinnig und selbst mein alter Bergmann schnarcht noch aus bmoll, wie sonst; nur die Menschen, die haben sich verändert Sie, lieber Hauptmann, haben ein schwarzes Käppchen auf Ihr Silberhaar gepflanzt, und meinen Vater kenn' ich gar nicht mehr ohne Schnurrbart und in dem kaffeebraunen Ueberrock. Fräulein Emilie ist zum schmachtenden Weibchen, Fräulein Berta zur großen Dame, und die ewig neckende, wilde Pauline zum ernsthaften Fräulein geworden. Nur ich bin noch immer der alte Robert, fröhlich, lustig, und Gott und der ganzen Welt und selbst dem schönsten Weiber-Auge trotzend, bin ich, wie immer, ein glücklicher Sohn des Augenblicks!

Nun dann sein Sie uns herzlich willkommen! sagte der Hauptmann, wenn Sie noch immer so brav, so gut, und von so fröhlicher Laune sind, wie sonst.

Und uns drei Mädchen werden Sie erlauben, daß unsre Augen Sie für den Trotz bestrafen, den Sie uns geboten haben, sagte Therese.

Mit Vergnügen, mit Vergnügen, dann giebt es doch wieder Krieg; der ewige Friede langweilt überdies.

Die Tante war in die Residenz zurück gefahren und hatte die beiden Fräuleins in Lindenbruch gelassen. Diese packten nun ihre Sachen aus und richteten sich, so wie es schien, auf einen langen Aufenthalt ein; Emilie mußte ihr Fortepiano aus ihrem Zimmer in den Gartensaal bringen lassen; eine Kiste mit Büchern, alle in grünen Maroquin gebunden, wurde ausgepackt und geordnet, und die Materialien zum Zeichnen hervorgesucht.

Der Major sah dies Alles schweigend an; Robert aber blätterte in den Noten und trällerte jedes Liedchen, das ihm nicht fremd war, und das er, gleich einem alten Bekannten, hier freundlich begrüßte. In einem Duett der Camilla fand er ein beschriebenes Blatt Papier, was ihm gleich

auf den ersten Anblick kein Noten-Text zu sein schien. Er nahm es heraus und fand abgebrochene Sätze darauf geschrieben. Da er die Sucht mit so Manchen gemein hatte, alles beschriebene oder gedruckte Papier emsig zu lesen, und gewiß kein Makulatur-Bogen, ohne seine Neugierde befriedigt zu haben, aus seinen Händen kam, so setzte er sich begierig in den Garten und las.

Ist das weibliche Herz von der Liebe leidenschaftlich ergriffen, so verläßt sie es nie, wenn auch Verhältnisse, wenn auch ein unglückliches Schicksal sie aus unserm Herzen verbannen; verbannt sie Untreue, so bleibt statt ihrer der Haß zurück.

Das Herz des Mannes erträgt viel leichter den Verlust der Geliebten, und versagt oft der Ungetreuen sein Mitleid, seine Achtung nicht. Woher entstehen diese verschiedenen Gefühle, warum bei dem Einen nur Haß, wo der Andere Mitleid fühlen kann?

Das Weib, entfloh ihr die Liebe, muß still trauernd die Hoffnung erwarten, da hingegen der Mann sie aufzusuchen vermag.

Jede Liebe, die rein-geistig ist, ist Thorheit und Unsinn. — Das Herz muß nur der Spürhund, der Verstand der Leithund, der Geliebte das Wild sein, was wir umstellen; entschlüpft es unsern Netzen, dann verfolgen wir es auf Leben und Tod; je näher wir den Fang waren, desto eifriger wird die Jagd. — (Doch etwas zu stark!) war mit Bleistift bei diesem Absatz an den Rand geschrieben.

Liebe rächt sich nur durch Liebe, jede andre Rache ist ihr zu klein. Jedes Unglück, was den Ungetreuen trifft, das nicht aus dieser Quelle entsprang, gilt nicht für ein würdiges Opfer. — Nur das, was ihn beglücken sollte, muß ihn stürzen, die Hand, die ihn heilen sollte, muß ihn tödten, das Paradies seiner Liebe ihm zur Hölle werden.

Nichts beherrscht die Vernunft des Menschen so despotisch, als die Liebe. Gleich dem Waldstrom, der reißend sich seine eigne Bahn bricht, vermag keine Gewalt die Richtung zu ändern, die diese Mächtige einmal genommen. — Ihr zu entfliehen, ist nicht möglich; drang sie in unser Herz, so liegt es in der Hand des Schicksals, ob sie dies Weiche zum Himmel oder zur Hölle umschafft.

Nie muß der Mensch auf halbem Wege stehen bleiben; was er begonnen, muß er vollenden, und träten ihm auch die größten Hindernisse in den Weg, öffnete sich ihm auch ein fürchterlicher Abgrund, er muß den Sprung wagen. Lieber selbst in die Tiefe stürzen, als seinem Ziele den Rücken kehren.

Mit der Liebe entschwindet der Blüthenkranz der Jugend auf immer, das Leben verliert seine Farben, die Freude ihren Reiz, der Genuß seine Lieblichkeit. — Keine Blume duftet uns mehr, und die geraubte Rose läßt nur ihre Dornen zurück, sie drücken sich fest und fester in unser verwundetes Herz.

Die Liebe macht das Weib zum Engel oder zum Teufel. Im Arm der glücklichen Liebe schweben wir zum Himmel, treulose verkauft uns der Hölle. Zwischen der höchsten Tugend und dem Verbrechen ist ein kleiner Zwischenraum, den die Leidenschaft so leicht überspringt. Himmel und Hölle grenzen so nahe.

Das Schicksal schleudert uns aus Raphaels Armen in die Arme des Satans, wir ruhen an seiner glühenden Flammen-Brust, ehe wir noch die Möglichkeit ahneten. — Ach, der Weg zum Verderben ist so schnell vollbracht! Die Leidenschaft hat mächtige Flügel, die Rache entführt uns unser Eden mit Sturmes Gewalt.

Ist denn keine Wahl; muß das eigne Herz verbluten, oder das fremde?

Durch die Bruchstücke sehr ernsthaft gestimmt, rollte Robert das Papier zusammen und steckte es bei, neugierig, wer von den Frauen wohl diese sonderbaren Grundsätze aufgezeichnet haben möchte. Er konnte kaum den Abend erwarten, wo er hoffte, seine Neugierde befriedigen zu können.

Berta wurde gebeten, zu singen; sie that es und wie Alles an ihr vollkommen, so war es auch ihr Gesang. Rein, volltönend, melodisch war ihre Stimme und musterhaft gebildet; sie fühlte, was sie sang. Alles war bezaubert, auch Robert betrachtete mit Begeisterung das holde Geschöpf, welches ihm zur Gefährtin durch das Leben bestimmt war.

Er benutzte den Augenblick einer Pause, in welcher Berta aufgestanden war und die Gesellschaft sich im Saal zerstreut hatte, um ein kleines gesellschaftliches Spiel vorzuschlagen, wobei Frag' und Antwort auf Zettel geschrieben werden mußten. So eigen man auch diesen Vorschlag fand, so ungern man auch bei der schönen Witterung sich an den Tisch fesseln und durch dieses Spiel den schönen Genuß der Harmonie des Gesanges unterbrechen wollte, konnte doch Niemand füglich seinem Vorschlage widersprechen. Man setzte sich, die Langeweile blickte aus allen Gesichtern; man schrieb, Gott weiß, was, auf die Zettel; Robert las es vor und gestand

nun selbst, daß sein Vorschlag wohl nicht passend sei und ein Spaziergang oder Musik die Gesellschaft angenehmer unterhalten würde. Sein Zweck war erreicht, er steckte die Zettel in die Tasche, schlich sich davon, und fand gleich, daß Therese das Blatt geschrieben haben müsse. Dies machte ihn aufmerksamer auf sie; es mußte ja ein sonderbarer Charakter sein, der solche Grundsätze aufgezeichnet haben konnte, und er unterhielt sich fast den ganzen Abend nur ausschließend mit ihr und fand sie anziehend, wenn auch nicht liebenswürdig.

Als Vater und Sohn am anderen Morgen in Engelsruh allein waren, sagte der Major: Es ist doch auch nun wohl Zeit, Dich zu fragen, wie Dir Berta gefällt?

Zu gut!

Zu gut? wie soll ich das verstehn?

Sie ist für mich zu schön, sie hat für meinen schlichten Verstand zu viel Bildung, für mein gerades offenes Herz zu viel Welt, für meine oft nicht richtig abgewogenen Worte eine zu spitze Zunge, und es scheint mir, als wär' ich ihr in dem Traum ihres Lebens nur eine überflüssige störende Erscheinung.

Fräulein Therese scheint Dir wohl besser zu gefallen?

Wahrlich nicht, lieber Vater, diese noch weniger.

Und Du sprachst doch gestern Abend so vertraut, so angelegentlich mit ihr.

Guter Vater, ich recognoscirte den Feind und die Stellung, in welcher ich ihm gegenüber stehe. Sie scheint Berta's vertrauteste Freundin zu sein; und ich möchte fast glauben, daß die jüngere von der älteren Freundin geleitet wird. Sie mußte mir hierdurch wichtig werden, besonders, da ich ein Blättchen voll erbaulicher Sentenzen von ihrer Hand geschrieben fand, welches ich durchzulesen bitte.

Der Major las kopfschüttelnd: sonderbare Grundsätze, die mich in meinen Vermuthungen noch mehr bestimmen, sagte er. Therese scheint mir gefährlich, und ich fürchte, sie ist ein böser Genius, der seine schwarzen Flügel über die guten Menschen da drüben ausbreitet.

Hierin theil' ich ganz Ihre Meinung und Ihre Furcht, lieber Vater; überhaupt verlieren, nach meinen Gefühlen, die Damen aus der Stadt sehr gegen die gemüthlichen Landschönen.

So?

Ja, stellen Sie die schöne Therese neben die anspruchlose Emilie, die schöne brillante Berta neben die einfache Pauline — ich wette, Sie treten auf meine Seite.

Wohl möglich!

Hier die reizende Natur, die still und bescheiden in dem regen, aber thätigen Wirkungskreise sich glücklich fühlt; dort dies ewig Gespannte, immer sich Gleichbleibende, was in jedem Blicke Theresens sich ausspricht;

der bittere, beißende Witz, der bei der unschuldigsten Gelegenheit sein Gift ausspritzt. Sehen Sie hier die Schönheit in ihrer höchsten Glorie, dieses herrliche, ideale Wesen, das mit unwiderstehlichem Zauber an sich zieht und unsere Verehrung, wie der Dämon, den wir beschworen, nur mit kaltem Ernste duldet, und dem wir für ein gefälliges Lächeln unser Herz, unsre Seele verschreiben müssen; sehen Sie dies leidenschaftliche Feuer im Aug'; und im Gegensatz Paulinens heitren, lächelnden, fröhlichen Blick, wo das Gemüth in seinem Strahle, wie auf jedem Tone des Mundes uns freundlich entgegenschwebt; wo die Lebhaftigkeit des Körpers in stummen Worten die Lebendigkeit ihres Geistes ausspricht, und wo das Ganze, nicht schön, in seinem Einzeln, heiter in lieblicher Uebereinstimmung freundlich vor uns tritt.

Ei, ei, Robert, Du scheinst mir Deine bestimmte Braut mit sehr trüben Augen und Paulinen durch ein Vergrößerungsglas anzusehen?

Guter Vater! wie es in mir steht, wie es sich durch meine Sinne in meinen Verstand, in mein Herz schlich, so geb' ich es offen und ungeschmückt wieder. Genüg' ich Berta, ist ihr Herz nur halb so schön, als ihr Körper, nur halb so empfänglich für das Gute, wie ihr Verstand für das Schöne, so wird mich ihr Besitz beglücken. Ich will dann gern aus Liebe zu diesen vollkommenen Wesen meine scharfen Seiten abschleifen, meine Wildheit, meine Thorheiten ablegen, meine Eigenheiten verbannen und auf meine mir so lieb gewordene Freiheit Verzicht leisten; und ich glaube, wenn dies Meisterstück der Natur mich wirklich herzlich und innig liebte, ich könnte still-bescheiden, selbst empfindsam und schmachtend an ihrer Seite wandeln. Aber, guter Vater, trauen Sie dem innern Gefühl, das uns fast immer unser Schicksal prophezeit. Für Berta's Geist bin ich nicht talentvoll, für ihre Sinnlichkeit nicht schön, für ihre Eitelkeit nicht glänzend genug. Da hätte sich Hallberg besser für sie geschickt!

Dies Gespräch machte auf den Major einen tiefen Eindruck. Er sah Roberts Vorliebe für Paulinen und wurde auf Hallberg's und Berta's Benehmen aufmerksamer. Gegen die erstere waffnete er sich mit Vernunft, gegen das zweite mit Scharfblick.

Der Major war mit Robert seit vierzehn Tagen nicht in Lindenbruch gewesen. So unangenehm auch Beiden die Entfernung war, so konnten sie es doch nicht vermeiden, da Robert einer Tante vorgestellt werden mußte, deren wahrscheinlicher Erbe er war, und die nicht leicht eine Vernachlässigung vergab. Desto stärker war die Sehnsucht, mit welcher sie, gleich nach Zurückkunft, den Nachmittag nach Lindenbruch eilten. Sie nahmen den kürzesten Weg über die Wiese, stiegen vor dem Park ab, schickten die Pferde zurück und gingen zu Fuß durch die neuen Anlagen

dem Schlosse zu. Sie fanden in einem Pavillon die beiden Schwestern allein am Stickrahmen sitzen. Beide schienen in ein sehr interessantes Gespräch verwickelt gewesen zu sein; denn Beide waren noch von dieser Unterhaltung erhitzt; selbst die ruhige Emilie war in Bewegung; doch konnte sie ihre Freude nicht unterdrücken, als sie die Beiden, so lang Abwesenden, wieder ankommen sah. Desto mehr stach die schneidende Kälte ab, mit der Robert von Berta empfangen wurde. Doch dieser, sich selten über die Launen der Weiber grämend und hier überdies nichts Besseres erwartend, ließ sich nicht in seinem Frohsinn stören und schien dadurch Berta's Laune nur noch mehr zu verstimmen. Emilie war aufgestanden und bot den Major den Arm, um mit ihm zu dem Vater zu gehen, der sich gewiß sehr freuen würde, ihn endlich wieder zu sehen. Berta stand gleichfalls auf, legte ihre Arbeit zusammen, packte die Röllchen mit Seide wieder in das elegante Mahagonykästchen, und versäumte dabei die Zeit, so daß Emilie und der Major schon aus dem Pavillon herausgetreten waren, als sie erst ihren Hut und Shawl ergriff.

Mein Fräulein! sagte nun Robert, und bat sie höflichst, sich nur einen Augenblick zu verweilen. Es ist Zeit, daß sich die Verhältnisse ordnen, in die man uns versetzt hat.

Es bedarf hiebei nur weniger Worte, Herr von Wellbach! entgegnete Berta verstimmt.

Wahrlich, nur weniger, aber herzlicher!

Nun, so heben Sie an, sprach sie, sich nachlässig auf das Sopha werfend.

Schon als Knabe, mehr noch als Jüngling, begann Robert, zog mich etwas nach Ihnen hin, liebe Berta, das ich auch jetzt noch nicht zu benennen wüßte. Ihre Schönheit war es nicht, die hat sich ja erst seit jener Zeit so herrlich entwickelt.

Sehr verbunden! unterbrach ihn Berta fast höhnisch.

Es war wohl, fuhr Robert fort, ohne auf ihre bittere Aeußerung zu achten, dieser kleine Eigensinn, dieser allerliebste Dämon Caprice, der Sie auch damals schon neckend umflatterte; Ihr ewiges Widerstreben, Ihr Verweigern der kleinsten Bitte, die Sie doch am Ende jedesmal erfüllten, diese Bestimmtheit in Wort und Handlungen, die sich doch so schnell verlor, wußt' ich nur das Leidenschaftliche Ihres Gemüths zu erregen.

Vortrefflich, Herr Baron! unterbrach ihn Berta, fahren Sie nur fort. Sie schildern mich sehr fein, sehr naiv; fahren Sie nur fort.

Wie Sie befehlen! Das Bild der kleinen braungelockten Berta, mit ihrem Stumpfnäschen und ihren feurigen Augen begleitete mich aus meinem väterlichen Hause. Dort aber an der Wald-Ecke, sah ich noch einmal nach Lindenbruch zurück, und wahrlich, nicht den Kirchthurm, nicht das Schloß, nicht die hohen Ulmen des Parks erblickt' ich, nur die kleine neckende pikante Roxalane schwebte vor mir; und — ich gestehe es, —

preßte einen tiefen Seufzer aus meiner Brust, ein trauriges Lebewohl von meinen Lippen und in meine Augen drängte sich eine Thräne.

Wie rührend!

Ich habe dies Bild mit mir genommen und treu bewahrt.

Trotz der Bildergallerie, Herr von Wellbach, die Sie nach und nach auf ihren Kreuz- und Querzügen sammelten?

Trotz dieser, mein Fräulein, trotz allen lieblichen Gestalten, die mir auf meinem Lebenswege freundlich entgegen kamen, oder mürrisch auswichen. Dies reizende Bild meiner Jugendphantasie blieb mir Ideal, und dies vor Augen richtete ich meinen Sehnsuchtsblick aus dem wilden Treiben der Welt nach dem stillen Thale der Häuslichkeit.

Er hielt inne und betrachtete sie mit Rührung und Wohlgefallen; sie schlug die Augen nieder.

Da schrieb mir mein Vater, er wünsche, ich möchte nach Engelsruh kommen; ich würde meine Jugendgespielin, ich würde Sie, liebe Berta, in Lindenbruch finden, und wenn ich ihn glücklich machen, wenn ich seinen heißesten Wunsch erfüllen wollte, so möcht' ich ein Band knüpfen, was Ihr Vater, was auch er sehnlichst wünsche, geknüpft zu sehen.

Verzeihen Sie meine Offenheit; dieser Brief war mir ein kalter Eistropfen, der plötzlich meine Stirn berührte, als die lieblichsten Phantasie-Träume sie umgaukelten. Es war ein Schatten, der sich über das ideale Gemälde breitete, doch schnell verschwand dieser Schatten und im hellsten Lichte stand Ihr liebliches Bild zum erstenmal ganz ausgemalt vor mir. Das Kind war verschwunden, die Jungfrau trat vor mich; immer noch das Stumpfnäschen; immer noch die blitzenden Augen, wie sonst.

So trat ich ein in den alten Familiensaal zu Lindenbruch, fand Alles wieder, wie ich es verlassen hatte, nur meine Berta nicht! — Fremd trat mir eine hohe, schöne weibliche Gestalt entgegen, ihr kalter Willkommen zerriß schnell das Gewebe meiner regen, jugendlichen Einbildungskraft. Vor einer Anbetung verlangenden Göttin stand ich, nicht vor dem Ideal meiner ersten Liebe — und mein Herz schwieg.

Berta schlug nachdenkend die Augen nieder; sie schien ihn nicht ohne Theilnahme angehört zu haben.

Liebe Berta! fuhr er fort, ich sah noch mehr, sah, was das glühendste Herz hätte erkalten lassen; — aber — ich muß schweigen, darf nur leise warnen.

Berta erröthete.

Doch lassen wir dies! unterbrach er die eingetretene Stille. Ich mußte Ihnen, so wie die Verhätnisse liegen, eine lästige Erscheinung sein; das wünsch' ich nicht! — Ist auch der Jugendtraum vorüber, und welcher Mensch erwacht nicht früh oder spät aus diesem lieblichen, so möcht ich doch gern freundlich neben der Gespielin meiner Jugend stehen, ihr traulich die Hand reichen und zu ihr sagen können: Ich bin Ihnen noch gut. — Des-

halb lassen Sie unsere Väter hoffen, so viel sie wollen, und fürchten Sie nie, daß mein Herz mit seinen Wünschen Ihnen lästig werde.

Berta stand auf, reichte ihm schmerzlichlächelnd die Hand und verließ langsam den Pavillon.

Nun ist auch das vom Herzen! sagte Robert und folgte ihr. Durch die gebogenen Gänge über die kleinen Rasenplätze, über die chinesische Brücke eilte er fort, leicht wie ein Vogel und froh wie ein Fürst, daß er diese Last von seinem Herzen gewälzt hatte, und er, nun frei von allen Verhältnissen, sich im selbst gewählten Kreise bewegen konnte, wendete sich dann in die Buchenallee und stieß hier auf Pauline, die, in einem Buche lesend, langsam ihm entgegen kam.

Gott gedankt! rief er aus, es ist vorüber! — Kommen Sie Pauline!

Herr von Wellbach! sagte diese ganz erstaunt und entzog ihm die Hand, die er ergriffen hatte.

Verzeihung, liebe Pauline! fuhr er fort. Mich umschwebte in diesem Augenblick ein so lieblicher Traum, daß ich noch träumend zu Ihnen eilte und seine Erfüllung in Ihnen zu erblicken wähnte.

In mir?

Ja, in Ihnen! und, setzte er ernst hinzu, ich bin schon so oft aus süßen Träumen erwacht und fürchte zu sehr dieses Erwachen. Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen um nicht Lebewohl sagen zu müssen. Er verschwand bei diesen Worten hinter dem Fliederbusch und ließ Pauline in stillem Nachdenken zurück. Noch immer träumend eilte er durch alle Gänge des weitläuftigen Parks hindurch, bis er an den Fluß kam, wo der Weg sich endete, und auf einem mit blühendem Gebüsch umgebenen Plätzchen eine kleine Fischerhütte stand, worin das nöthige Geräth zum Angeln verwahrt wurde. Vor dem Häuschen standen die Worte:

Tobt der Sturm, bleib' still zu Haus;
Schweigt der Wind, dann wirf die Angel aus;
Nur mit Ruh wirst Du zum Ziel gelangen,
Nie im Sturm die schlauen Fische fangen.

Das ist sehr wahr! sagte Robert sich vor die Hütte setzend und die vergangene halbe Stunde überdenkend, in welcher er, vom Augenblicke ergriffen, ein loses Band lösete und ein neues, noch loseres, knüpfen wollte. Was hilft das unstete Treiben, das Stürmen bei der geringsten Veranlassung? Besser, der Geist überlegt mit Ruhe, und das Herz folgt nicht immer den ersten Eindrücken. Hier an diesem Angelplätzchen, diesem Exercierplatz der Geduld, hier will ich den festen Vorsatz fassen, ruhig, bedächtig und vernünftig zu handeln, dem Leidenschaftlichen ein Lebewohl zu sagen, und meine Pönitenz mit einer Stunde Langeweile anfangen, die ich mir hier als Strafe beim Angeln diktiren will. Er zog seine Uhr, legte sie auf die Bank, holte sich das nöthige Geräthe zur Fischerarbeit, setzte sich in die kleine Bucht, wo unter dem Weidenstrauch ein Strudel sich

bildete und warf die Angel aus. Leicht, wie der leichte Sinn über die Wellen des Schicksals, schwammen die Feder und der Kork über dem Wasser, nur manchmal ergriff der Strudel die Angel und zog sie hinab; doch schnell schwamm der Kork wieder oben. Die getäuschten Hoffnungen! murmelte Robert. Da tauchte der Kork unter, vergebens, schnell war er wieder oben — noch einmal und öfters; immer das nemliche Spiel. Fräulein Therese! rief er aus. Sie möchte gern spielend mich täuschen. Daß ich ein Thor wäre! Spiele nur immer, nur nicht mit mir! Da tauchte die Angel tief unter, schnell zog er an; ein großer Spiegel-Karpfe zappelte an dem Haken, er sträubte sich, mit Kraft schlug er in die Höhe, die Angelschnur riß, dort schwamm er hin. Berta! sagte er brummend und holte sich eine andere Schnur aus dem Häuschen. Für mich bestimmt, und wird doch nicht mein! — Er knüpfte die Schnur wieder an die Ruthe, befestigte einen recht langen Wurm an den Haken und warf sie von neuem in die Fluth.

Hatte der gefangene Karpfe seine Mitbürger gewarnt, oder war es der Zufall; es verging eine halbe Stunde, kein Fisch wollte beißen, selbst keine Therese wollte zum Zeitvertreib mit dem Köder spielen und neckend die Hoffnung erhalten. Er ging nach der Hütte, sah nach seiner Uhr, erst in sieben Minuten war die Prüfungsstunde vorüber. Er nahm die Angel wieder in die Hand, und von seiner ersten Probe fast schon entmuthigt, hoffte er doch die letzten sieben Minuten noch ritterlich auszuhalten; da tauchte der Kork, doch rasch war er wieder oben. — Aha! sagte er leise, Fräulein Therese! aber schnell sank die Feder, weit dehnte sich die Schnur in dem Wasser; er schnellte hoch in die Höhe und ein lieblicher Fisch lag auf dem Rasen. Pauline! rief er aus, faßte begierig den Fisch, um ihn vom Haken zu lösen und warf ihn fluchend wieder auf den Rasen. Armer Robert, Pauline war ein Barsch, der dich mit seinen scharfen, stachlichen Flosfedern verwundet hatte!

Sonderbar! sagte er, seine Angelruthe wieder zusammen packend. Therese foppt mich, Berta, schon halb die meine, taucht wieder unter und die gefangene Pauline verwundet mich. Er stand noch am Ufer, besah seinen Gefangenen, den er nun vorsichtiger in die Hand nahm, als er von weitem einen lieblichen Gesang und das Plätschern eines Ruders hörte; er horchte auf und sah nach der Seite hin, von wo die Töne herkamen. Um die blühenden Loniceren, die sich auf der Uferspitze in den Fluß hineinbogen, kam jetzt ein leichter bunter Kahn geschwommen; ein junger Mann ruderte, und die niedliche Sängerin, den italienischen Strohhut tief in's Gesicht gesetzt, stand in eleganter Kleidung am Steuerruder.

Robert sah neugierig dem Kahn entgegen, der Gefangene entglitt seiner Hand und pfeilschnell tauchte er unter den landenden Kahn. Auch du wieder entschlüpft! sagte er leise vor sich, ging den Fremden entgegen

und reichte der Dame die Hand, die im Aufsehn ausglitt und fast in's Wasser gefallen wäre, hätte sie sein starker Arm nicht gehalten.

— Verzeihen Sie, mein Herr, daß wir so frei sind und hier landen, sagte der junge Mann, nachdem er seinen Kahn festgebunden hatte. Wäre es mir und meiner Schwester wohl erlaubt, den schönen Garten zu besehen, wo mir die Anlagen vortrefflich und mit vielem Geschmacke geordnet zu sein scheinen?

Ohne zu der Familie des Besitzers zu gehören, antwortete Robert, bin ich überzeugt, daß es dem Herrn von Schwanenfeld viel Vergnügen machen wird, wenn Sie sich hier umsehen; und wenn Sie erlauben, setzte er hinzu, daß ich Sie begleite, dann kann ich Sie auch gleich mit den interessantesten Partien bekannt machen.

Mit Freuden nahm der Fremde das Anerbieten und das junge Mädchen seinen Arm an.

Robert besah nun seine neue Bekanntschaft genauer. Der Fremde schien ohngefähr fünfundzwanzig Jahre alt zu sein. Blond mit blauen Augen, lag in seinem ganzen Wesen etwas Bescheidenes, Zurückhaltendes und doch Listiges. Sein Benehmen zeigte vom ersten Augenblick an eine gewisse Feinheit und den Ton der guten Gesellschaft. Schön von Körper, lag mehr Weichheit als Kraft in seinem ganzen Wesen. Die Schwester war schlank, nymphenhaft, die Formen üppig, blühend der Teint, blendend der Hals und der Nacken; das Stumpfnäschen paßte zu dem kleinen Mund, zu der Reihe weißer Zähne und dem sprechenden Auge. Lockiges hellbraunes Haar rollte sich ringelnd über die weißen Schultern, und der ganze einfache Anzug, selbst die Art, wie das Haar geordnet war, hatte etwas Originelles, etwas Fremdartiges. Die Geschwister schienen die eigenthümlichen Charaktere ihres Geschlechts verwechselt zu haben. Er war still, fast zu bescheiden; sie lebhaft, fast zu muthwillig.

Sie waren noch nicht lange zusammen gegangen, so erinnerte eine Inschrift, die am Eingang einer Grotte zu ernsten Betrachtungen aufforderte, Robert an die Inschrift am Fischerhäuschen und an seine guten Vorsätze, die er dort gefaßt, und wie sehr er neben dieser Lebendigen seiner beliebten Philosophie getreu bleiben müsse, um nicht schon in den ersten Stunden zu straucheln. Er vermied ihr in's Auge zu sehen, der Schmerz, den er eben noch zu rechter Zeit in der Hand empfand, erinnerte ihn an die entschlüpfte stachlichte Najade, an die liebliche Pauline und Ruhe! Ruhe! rief er sich leise zu, so oft er vom Gespräch der freundlichen Jungfrau, die in frischester Jugendblüthe an seinem Arm dahinschwebte, fortgerissen, sich vergessend in Feuer gerieth.

Endlich, nachdem er fast eine Stunde mit ihnen herumgewandert war, fiel es ihm erst ein, zu fragen, mit wem er das Vergnügen habe, zu reden.

Ich bin der Hofrath von Lilienfeld und dies meine Schwester! —

sagte der junge Mann. Wir kommen aus der Residenz. Die Aerzte haben mir die Landluft anempfohlen, und da meine Schwester die Tante, bei welcher wir uns aufhielten, eben verlassen konnte, habe ich sie beredet, mich hieher zu begleiten, wo ein guter Freund mir die Wohnung im Weinbergshause verschaffte. Die reizende Lage von Lindenbruch, der herrliche Park, besonders die romantische Wohnung, mit ihrer reizenden Aussicht; selbst die treuherzigen, freundlichen Leutchen, die da wohnen, alles dies bewog mich, auf einige Zeit mich hier aufzuhalten. Seit zwei Tagen sind wir oben in unserm kleinen Belvedere, und heute trieb uns der schöne Tag zu einer Wasserpartie, die uns das Vergnügen verschafft hat, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Robert bat sehr um die Erlaubniß, sie der Familie Schwanenfeld vorzustellen, wo das Fräulein mehrere Damen ihres Alters finden und gewiß mit Herzlichkeit aufgenommen werden würde. Sie verbaten es aber, fürchteten, lästig zu fallen, dankten für die gütige Begleitung und der Kahn mit der schönen Jungfrau schwamm leise dahin.

Jetzt erst fiel es Robert ein, daß er, seit vierzehn Tagen von Lindenbruch abwesend, nun schon fast drei Stunden im Park herumlaufe, ohne in's Schloß gekommen zu sein. Noch einmal sah er dem Kahne nach, der sich eben um die letzte Krümmung bog. Ein weißes Tuch flatterte in ihrer Hand, ob für ihn oder die Mücken blieb zweifelhaft; sie verschwand.

Berta, Pauline und das Fräulein von Lilienfeld gaukelten vor seinem Blick und vertauschten ewig den Platz, wohin sie seine rege Einbildungskraft stellte. Bald strahlte Berta, die Glorie um die braunen Locken, in höheren Regionen, bald trat die blonde Pauline freundlich ihm entgegen, bald schwamm die üppige Najade auf ihrer Seemuschel über die Wellen dahin. In alle Elemente hatte er sein Ideal getaucht, nur in seinem Herzen glühten sie vereint im Feuer.

Mit diesen sich durchkreuzenden Ideen trat er in den Gartensaal, wo er alles versammelt fand und man ihn schon längst erwartet hatte. Zu seiner Entschuldigung erzählte er der Gesellschaft sein Abenteuer und versicherte hoch und theuer, der reizenden Najade gebühre wohl ein Plätzchen im Zirkel der schönen Frauen, die er hier versammelt sähe. Seine Lebendigkeit schmückte seine Erzählung mit den heitersten Farben, und da er sah, daß fast Niemand rechten Antheil an seiner Undine nehmen wollte, so versuchte er das letzte Mittel und beschrieb ihren Anzug, die Art, wie sie die Flechten so sonderbar gewunden und die Locken ganz wunderbar schön geringelt habe; aber auch dies war vergebens, und er mußte nun wohl mit dem ersten ruhigen Blick sehen, daß während seiner Abwesenheit eine Stimmung in den geselligen Kreis eingetreten war, welche den Ton der Fröhlichkeit nicht angab.

Gewohnt, nicht lange über Ursach und Wirkung nachzudenken, und wenn es ihm nicht glückte, die Gesellschaft fröhlich zu stimmen, der Langeweile aus dem Weg zu gehen, entfernte er sich auch hier, nachdem er nur kurze Zeit im Saal geblieben war, und ging in der Linden-Allee, die durchs Dorf führte, auf und ab. Es dämmerte schon, Alles ruhte, kein Lüftchen regte sich; er trat aus dem Dörfchen heraus auf einen Hügel, der eine freie Aussicht gewährte. Da schwebten Töne eines Waldhorns vom nahen Weinberg zu ihm herüber; sie verriethen den Meister. Er horchte auf, immer vernehmlicher wurden sie, immer zusammenhängender ward die Melodie. — Er sprang auf, in's Dorf, nach dem Schloß, in den Saal, holte, ohne der staunenden Gesellschaft nur ein Wörtchen zu erwidern, unter dem Fortepiano seinen Kasten mit Waldhörnern hervor, den er hier einquartirt hatte, und stürzte, das Horn in der Hand, wieder hinaus.

Der Major, Pauline und ihr Vater folgten verwundert: Sie fanden ihn auf dem Hügel sitzen und gleich dem Echo die Töne, die vom Weinberg kamen, begleiten. Allmählich bildete sich zwischen den beiden entfernten Virtuosen eine Art Wechselspiel, das in der stille des Abends lieblich anzuhören war.

Kommen Sie, lieber Vater, hier durch die Kirsch-Allee, dem Weinberge näher, sagte Pauline, er kann uns hier nicht sehen; wir wollen uns dann im Gebüsche niederlassen, und so hören wir in gleicher Entfernung von beiden Instrumenten die Töne vernehmlicher. Sie folgte Paulinen und wanderten dem Weinberge zu. Die Hörner schallten noch immer; bald war es ein rasches Rondo, bald eine Fanfare, die der Virtuos vom Weinberg blies und Robert begleitete. Jetzt schwieg die Musik; doch Robert ließ ein schmelzendes Adagio ertönen; der Virtuos vom Weinberg machte nun trefflich sein Echo.

Pauline und die beiden Andern waren während dessen in's Gebüsch getreten, daß den Fuß des Weinbergs umgab. Sie ahneten gleich, daß der Hofrath es sei, der Robert wie zum Wettkampf aufgefordert hatte, und ergötzten sich an den schönen Melodieen, die in der Stille des Abends sanft und leise auf den Flügeln des Westes dahin schwebten. Doch bald verstummten die Hörner, Töne einer weiblichen Stimme ließen sich in der Ferne hören, es war ihnen, als vernähmen sie den Klang einer Guitarre.

Die Stimme deutlicher zu hören, gingen sie den Berg hinan, und bald gesellte sich auch Robert zu ihnen, den die Ungeduld von seinem Hügel dem Weinberge zugetrieben hatte. Sie nahten sich dem Gesange, der immer heller und tönender wurde, und bald sahen sie beim Mondenschein eine weibliche Gestalt in einer Laube sitzen, die sogleich Robert für das Fräulein von Lilienfeld erkannte, der er sich, ohne daß die Andern es hindern konnten, näherte, und die Uebrigen dadurch zu folgen zwang. Das Fräulein kam ihm entgegen. Robert leitete mit seiner eigenthümlichen Lebendigkeit das Gespräch schnell ein und stellte seine Begleitung, besonders

Pauline, deren Lob in größter Geschwindigkeit von seinen Lippen unaufhaltsam strömte, den Geschwistern vor.

Das Fräulein lächelte, während Pauline ihren sonderbaren Anzug betrachtete. Fast in Schweizertracht hielt ein rothes Band den Strohhut, der im Nacken hing, die Flechten rollten lang und schwer, die Locken unordentlich über die Stirn herab; die schönste Hand strich die Herabgerollten mit Grazie zurück, befestigte sie mit einer Haarnadel und zeigte selbst in der Dämmerung des Abends den schönst-geformten, runden, alabasternen Arm.

Sie haben mich und meine Schwester recht angenehm mit Ihrer Begleitung überrascht, sagte der Hofrath. Doch gewiß nicht angenehmer, unterbrach ihn Robert, als uns das Fräulein mit ihrem Gesange. Wenn wir so unbescheiden sein, und Sie nur noch um ein einziges Lied bitten dürften.

Liebe Antonie! bat der Bruder, das kleine Liedchen aus Deodata. Sie ergriff mit vieler Freundlichkeit die Guitarre, spielte und sang es.

Während, daß die Fremden Robert und seine Gesellschaft nach Hause begleiteten, hatte sich Pauline Antonien genähert, und fand dies liebenswürdige, sonderbare Wesen höchst anziehend. Sie bat sie recht sehr, sie in ihrem elterlichen Hause zu besuchen, und versprach, auch recht bald wieder nach dem Weinberge zu kommen.

Die Freundschaft der weiblichen Jugend ist so leicht, so schnell, so locker geknüpft. Das Herz fühlt den Drang nach Mittheilung; die Freundin des Augenblicks kömmt so freundlich entgegen, das gleiche Bedürfniß bindet so schnell, das gepreßte Herz darf sich offen mit allen seinen Schwächen mittheilen, es findet ja die gleichen in dem andern wieder; die Freundschaft, das Vertrauen knüpfet oft der Augenblick der ersten Bekanntschaft.

Im Schloß fanden sie die Zurückgebliebenen, gleichfalls musicirend, und Berta und Hallberg am Klavier sitzend. Der Vater war bei seinem Pfeifchen eingeschlafen und Therese unterhielt Emilie sehr angelegentlich am Fenster.

Die Erzählung, welche Pauline von der kleinen Begebenheit auf dem Weinberge machte, erweckte in allen den Wunsch, die Bekanntschaft des Hofraths Lilienfeld und seiner Schwester zu machen; nun bemerkte Therese mit der ihr eigenen Weise, daß diese Beiden ihr der Beschreibung nach wie Abenteurer, oder wie Menschen, die Originalität erkünsteln wollten, erscheinen müßten, und sie zweifle noch sehr, daß dies Bruder und Schwester sei. Der Major war ihrer Meinung nicht ganz entgegen; nur Robert und Pauline nahmen mit Wärme die Partie ihrer Schützlinge.

Der Ritt von Lindenbruch bis Engelsruhe, den der Major und sein Sohn nun alle Abende zu machen hatten, war der Moment, wo sie das Tableau des vergangenen Tages immer vor einander aufrollten. Heute

war aber Roberts Kopf von dem, was ihm begegnet war, viel zu sehr angegriffen, als daß er irgend eine andere Bemerkung hätte machen können, als daß ihm alles in Lindenbruch verstimmt zu sein schien. Der Major glaubte schärfer gesehen zu haben. So freundlich und heiter Emilie zu sein schien, so glaubte er doch öfters einen stillen Kummer auf ihrem Gesicht bemerkt zu haben, und Therese's Anschließen an sie mißfiel ihm sehr. Doch das warum? war ihm nur eine dunkle Ahnung, und er fürchtete sich, näher und deutlicher die Verhältnisse zu beleuchten.

Robert hörte alle seine Bemerkungen mit an, ohne auf sie zu achten; ihm gaukelten seine Elementargeister vor. Doch schien die Wasserschöne, die neueste Erscheinung, den meisten Zauber für ihn zu haben, und sie war es wohl hauptsächlich, die ihn, seine Flöte in der Tasche, den andern Nachmittag nach Lindenbruch zog. Dieses Mal führte ihn sein Genius in die Weinlaube der Pfarrwohnung, wo er auch wirklich Antonie mit ihrem Bruder und Pauline fand. Sie war heute noch reizender, als gestern und äußerst geschmackvoll angezogen, doch lag immer etwas Auffallendes darin, besonders in ihrem Haarputz, den die berühmtesten Pariser Haarkräusler hätten studieren können. Die strengste Matrone mußte ihren Anzug als höchst anständig gelten lassen, und doch lag eine Ueppigkeit in allem, wobei man das wo und wodurch nicht auffinden konnte. Auch in dem ganzen Wesen dieser Sonderbaren war ein gleiches Gemisch von Bescheidenheit und Ungebundenheit, von Natürlichem und Kokettem, das sich aber lieblich und fein in einander verwebt hatte; so daß das geübteste Auge den Abschnitt nicht finden konnte.

Für Robert war Antonie eine neue Erscheinung; sie mußte diesen lebendigen, alles lebhaft ergreifenden Mann durch ihre Eigenthümlichkeit reizen und anziehen; mit jeder Minute gab er sich ihr mehr und mehr hin, und Pauline, diese freundliche irdische Gestalt, die ihm auf seiner Rückfahrt vom Himmel gestern so wunderlieblich entgegen getreten war, hatte er durchaus rein vergessen. —

Sie gingen zusammen nach dem Schlosse. Robert zweifelte keinen Augenblick, Antonie werde dort so gefallen, wie sie ihm, wie sie Pauline gefiel. Er war deshalb nicht wenig verdrießlich, als Berta mit stolzer Würde, und Therese mit fast bittern Spötteleien, über manche kleine Eigenheit sie behandelte, und Emilien selbst ihr Charakter nicht immer weiblich genug zu sein schien. Doch was kümmerte ihn das, hielt er sie doch für ein vollkommenes Wesen, und fühlte er sich doch glücklich und zufrieden, da sie ihn auszuzeichnen schien.

Er mußte sich zwar gestehen, Berta sei schöner, der Kopf regelmäßiger, die Gestalt noch graziöser, wenn auch nicht mit diesen üppigen Formen, Pauline habe in ihrer Lebendigkeit mehr Gemüthliches, und Emiliens Madonnenblick träfe wohlthuend das Herz und fehle Antonien ganz, selbst Therese hätte ein feiner geformtes Näschen, der Fuß sei niedlicher,

der Mund kleiner. Aber das Ganze! das Ganze! — Dies Sinnenerweckende, dies Anziehende, dies Bewegliche in Körper und Geist — o dem guten Robert war dies nicht zu verargen, wenn diese Zauberin ihn in ihren Kreis bannte.

In den paar Wochen, seit Berta's und Therese's Ankunft in Lindenbruch, hatte sich manches sonderbar gestaltet. Der Eindruck, den Hallberg und Berta in dem ersten Augenblick, da sie sich sahen, gegenseitig auf einander gemacht, war nicht verwischt worden, sie hatten sich hingegen mehr und mehr genähert. Stolz kämpfte in Berta's Herz gegen dies Gefühl, Lieb' und Pflicht kämpfte in Hallberg's Brust. Nicht kräftig genug, sich mit Entschlossenheit aus diesem Verhältniß heraus zu reißen, wähnten sie, den Punkt genau zu kennen, wo sie wieder einlenken mußten, und wandelten nun sorglos den gefährlichen Pfad. Sie täuschten sich, indem sie das für Anerkennung des gegenseitigen Werthes hielten, was doch nur Leidenschaft war; ohne das noch ihr Mund der Verräther ihres Herzens geworden, hatten sich ihre Blicke, ihre Herzen verstanden, die Aufmerksamkeit, mit der Hallberg jetzt seiner Emilie verdoppelt entgegen kam, konnte selbst die fromme Seele, die nicht leicht einen Argwohn aufkeimen ließ, nicht täuschen, so laut sprach sich Berta's unglückliche Neigung aus, so wenig wußte sich Hallberg zu verstellen. Dies hatte die drückende Stimmung in diesem Kreise hervorgebracht, die selbst der alte Hauptmann theilte, da der gewohnte Gleichmuth und die stille Freundlichkeit Emiliens mehr und mehr zu verschwinden schien.

Therese war, dem Anscheine nach, mit Berta's Betragen unzufrieden, und, nicht mehr mit ihr in dem innigen Verein, wie früher, schloß sie sich mehr an Emilie an. Pauline sah das Ungewitter sich zusammen ziehen und wußte es nicht zu beschwören. Gern hätte sie sich jetzt dem Major zutrauungsvoll genähert, hätte sie nicht selbst vor ihm sich in gewisser Art fürchten müssen. Fast schien ihr jetzt die Erscheinung Antoniens eine glückliche Begebenheit, die vielleicht in den gespannten Verhältnissen irgend eine Aenderung hervor bringen könnte.

Fast täglich war Antonie und ihr Bruder in Lindenbruch; die Gesellschaft auch wohl des Abends auf dem Weinberg. Der Hofrath schien sich fast ausschließend mit Paulinen zu beschäftigen, obgleich es einen feinen Beobachter nicht entgehen konnte, daß er gegen Emilie nie die Aufmerksamkeit vergaß, die er der Wirthin vom Hause schuldig war, und alles that, was man nur von dem artigen, verbindlichen Manne verlangen konnte.

Es bildeten sich daher in diesem Familienzirkel sonderbare Verhältnisse, die nothwendig zu manchen Reibungen Veranlassung geben mußten. Alles war beschäftigt, alles hatte sein Interesse, oft ein doppeltes; nur Therese ging allein; nur gegen Emilien herzlich, behandelte sie die Uebrigen kalt und spöttisch; am meisten aber traf ihr Witz die lebhafte Antonie, die

sonderbar genug gegen sie allein ihre Waffen nicht gebrauchen, und Bitterkeit mit Bitterkeit bezahlen wollte. Auch der bescheidene, schwärmerische Hofrath entging ihren spitzen Pfeilen nicht; doch war sie gegen diesen gnädiger, sie erlaubte ihm sogar öfters, daß er sie und Emilie unterhalten durfte, wenn sie mit dieser allein war. Despotisch herrschte sie mit ihrem überwiegenden Verstand und ihrer listigen Feinheit in diesem kleinen Zirkel, während Robert unter diesen anziehenden Geschöpfen selig umherschwärmte. Gerecht gegen alle, blieb Antonie für ihn die angebetete Göttin, Pauline die gefeierte Jungfrau.

Die Männer waren auf die Jagd gegangen; bei jedem Rebhuhn, welches Robert schoß und in die Jagdtasche steckte, seufzte er Antonie! Wie gern hätte er seine Jagdtasche und sein Gewehr mit Bogen und Pfeil vertauscht, hätte er nur gewußt, damit auch sicher Antoniens Herz zu treffen. Hallberg fehlte immer; bald brannte sein Gewehr vor, bald war dies oder jenes, er war zerstreut. Endlich ließ er gar das Gewehr fallen, der Kolben brach ab, und er schien mit Freuden diese Gelegenheit zu ergreifen, für seine Person die Jagd zu enden; und mit leerer Schießtasche wanderte er nach Hause. Sein Weg führte ihn über die Wiese; müde von der Jagd, ging er nach der Einsiedelei. Er trat ein und fand Antonie, auf dem Ruhebett entschlummert, neben sich einen Theil der Delphine liegend. Er betrachtete aufmerksam das schöne Geschöpf, was in so malerischer Stellung im leichten Morgengewand vor ihm lag. Die langen herabrollenden braunen Locken, die einen Theil des blühenden Gesichts bedeckten, schob er leise zurück, um das Ganze der holden Schläferin ungestört betrachten zu können, und versank so ganz in Träumen, und schweifte im Anschau'n der Herrlichen; da schallte ein lauter Schrei in sein Ohr. Antonie schien zu erwachen, eine weibliche Gestalt flog von der Thür zurück, er eilte ihr nach; es war Berta, der er folgte und die sich sogleich tiefer und tiefer in das Gebüsch verlor. Endlich fand er sie weinend auf einer Rasenbank unter einer schattigen Ulme sitzen. Er näherte sich — ach des Menschen Schicksal ruht so oft in der Hand der dunklen Mächte. — Was der Stolz in Berta's Busen fest verschlossen hatte, verbarg die Eifersucht nicht länger, sie sank weinend, nicht mehr Herrin ihrer Gefühle, an seine Brust, und Hallberg's schon früher aufgereizte Sinnlichkeit ließ ihn in diesem Augenblick die Treue vergessen, die der Gifthauch des ersten unheiligen Kusses oft für immer trübt.

Erst, als Hallberg vor Emilien stand, sie ihm freundlich die Hand reichte, und ihm mit einem Engelsblick in's Auge sah, erkannte er sich und seine Schuld, und vermochte nicht, diesen Blick zu ertragen. Der Rausch, in welchen ihn dieser einzige Kuß versetzt hatte, verflog; inniger als je, drückte er Emilie an sein Herz, und stumpf glitt Berta's strafender Blick an ihm ab.

Die Leidenschaft ist ein glühender Lavastrom. Wir wollen ihm ent-

fliehen, wir klimmen das Felsstück hinauf, das zu unsrer Rettung auf der Flucht sich zeigt; aber bald hat es der feurige Strom umgeben, verzweifelnd stehen wir in dem Feuermeer und stürzen uns mit geschlossenen Augen hinein.

Als Hallberg am Abend Berta's Gesang begleiten mußte, das himmlische Duett aus Tancred: Fliehe mich! mit ihr sang und sie ihn bei den Worten: Höre mich! mit ihren großen seelenvollen Augen ansah, da war alles, alles verwischt, er gab sich rettungslos selbst auf, er verlor den Muth zu kämpfen und stürzte sich mit geschlossenen Augen in dieses Gluthmeer.

Robert saß eines Abends auf dem Weinberg und begleitete mit seiner Flöte Antoniens Guitarre. Nachdem sie schon mehreres gespielt und gesungen hatten, stimmte sie ihre Guitarre von neuem und sagte lächelnd: Jetzt will ich Ihnen ein Liedchen singen, das Sie gewiß noch nicht kennen. Robert legte die Flöte auf den Tisch und horchte aufmerksam zu. Sie sang:

Was ich schweigend, still in mir empfand,
Als ich Dich zum erstenmal erblickte,
Und ich fühlte, wie mich Deine Hand,
In der meinen ruhend, leise drückte:
Weißt Du sicher noch so gut als ich;
Denn auch meine Hand, sie drückte Dich!

Wie mir war, als Deine treue Brust
Innig sich an meinen Busen schmiegte,
Und Dein Mund mit nie gefühlter Lust
Glühend sich auf meinen Lippen wiegte: —
Weißt Du sicher noch so gut, als ich,
Denn auch meine Lippen küßten Dich.

Was ich fühlte, als im Wonnemeer
Fest umschlungen Arm in Arm wir schwammen: —
Nacht und dunkel war es um mich her,
Doch in mir erglühten helle Flammen: —
Weißt Du sicher noch so gut, als ich,
Diese Flamme — sie ergriff auch Dich! —

Wo mein Bruder nur bleiben mag! — sagte sie, als sie endete und die Guitarre bei Seite legte, der schwärmt gewiß noch unten bei dem Monument oder auf dem kleinen Berge da drüben.

Schöne Sängerin! erwiderte Robert, Sie vergessen über den Bruder ganz das liebliche Liedchen, was Sie eben sangen, von wem sind die Worte?

Sie erröthetete. —

Und die Musik?

Von mir, lispelte sie.

Sie ist allerliebst, so ganz dem Sinne des Textes anpassend. Einen Theil meiner frohen Laune gäb' ich darum, wäre ich der Verfasser und hätte es für Sie dichten können.

Sie stand auf, er hielt sie zurück. Ihre Hände berührten sich; die erste Strophe war nun auch für ihn gedichtet.

Sie wollen mich verlassen, Antonie?

Ich will meinem Bruder aufsuchen, sagte sie verlegen und noch von dem Händedruck erröthend.

Da begleite ich Sie! sagte Robert rasch, nahm seinen Hut und seine Flöte, und bot ihr den Arm.

Auf jeder freien erhabenen Stelle blies er einige Töne; vergebens, der Hofrath erschien nicht, es wurde immer dunkler, immer tiefer waren sie in's Gebüsch gegangen, dem Monument, dem Andenken eines Unglücklichen geweiht, vorbei gekommen, alle Lieblingplätzchen durchsucht. Die Flöte hatte wohl hundertmal getönt; aber immer waren die schmelzenden, lockenden Töne unbeantwortet geblieben. Der Mond trat hervor, sie stiegen einen kleinen Hügel hinauf, der mit Kastanienbäumen umgeben, eine freiere Aussicht gewährte, das Auge konnte in der Dämmerung nichts mehr deutlich erkennen. So ist denn alle unsre Mühe fruchtlos gewesen, sagte Robert, und führte Antonie nach einer Rasenbank. — Ja wohl! seufzte sie, ist das traurige: Vergebens, so oft der Lohn unsers emsigen Mühens in diesem unstäten Leben.

Mein Gott! rief Robert aufspringend und vor sie tretend. Die fröhliche Antonie hört' ich seufzen, sie schlägt die Augen nieder?

Doch sie hob sie in diesem Augenblick wieder — ein himmlischer Blick traf ihn. Antonie! rief er, sich vergessend aus. Nur mit Ruh' wirst Du zum Ziel gelangen! sagte er leise vor sich hin, und setzte sich still und schweigend neben sie; doch sprang er bald wieder auf, und die quälendste Unruhe schien ihn zu verfolgen.

Singen Sie mir noch einmal das Liedchen von vorhin, sagte er endlich.

Ohne Begleitung?

Meine Flöte soll Sie accompagniren.

Obgleich Antonie nicht recht zum Singen aufgelegt zu sein schien, so erfüllte sie doch seine Bitte; als aber der letzte Vers beendet war, stand sie schnell auf. Wir müssen nun wohl zurück, Herr von Wellbach?

Still und träumend folgte ihr Robert. Beide waren in diesem Augenblicke verändert, beide, sonst so heiter, so munter, waren jetzt still und einsilbig. Er schlich schweigend hinter ihr, doch bald trieb es ihn unwillkürlich wieder an ihre Seite, aber immer noch stumm wanderte sie die Lindenallee in das Haselbüschchen hinein, wo der Weg sich schlängelnd zum Weingarten führt. Sie sprachen kein Wort; ein jeder sah vor sich nieder, wie es schien, seinen Träumen nachhängend. War es Zufall oder der

Traum, der ihre Hände einander entgegen führte; ein leises Zittern durchzuckte sie, ein Druck gegeben und erwidert sprach beredter, als Worte es gekonnt, und der Mond, der das Auge beleuchtete, wurde zum Dollmetscher ihrer Empfindungen. Seine Hand hielt plötzlich die ihrige fest, sein Fuß verweilte, er trat vor sie; Hand in Hand, Blick in Blick standen sie sich gegenüber; sein Auge flehte, ihr Blick antwortete freundlich. —

Wie mir war, als meine treue Brust,
Innig sich an Deinen Busen schmiegte,

rief er aus, zog sie sanft an sich. Ihr Lockenkopf bog sich schmeichelnd zurück. — Schmachtend sah sie an ihm herauf — ihre Lippen öffneten sich.

Und mein Mund mit nie gefühlter Lust
Glühend sich auf Deinen Lippen wiegte,

sagte er langsam, und wie im Traum beugte er sich nieder, näher, mit jedem Worte, näher kam Lippe an Lippe, sie fanden sich und der innigste Kuß vereinte ihre trunkenen Seelen.

Ihr Kopf ruhte noch auf seiner Schulter — er drückte die schönen elastischen Formen an sich und hielt seinen Himmel fest in seinen Armen geschlossen. Dein! rief sie aus, ewig Dein! die Antwort erstarb auf seinen Lippen, da er von fern ein weißes Gewand durch das Gebüsch hindurch schimmern sah und deutlich Therese erkannte. Auch Pauline folgte mit seinem Vater; Antonie fuhr auf. Ihn ergriff eine peinliche Angst; sein sonst so thätiger Geist versagte ihm seine Hülfe. Sie dürfen uns hier nicht beisammen finden, rief Antonie schnell aus. — Nehmen Sie geschwind Ihre Flöte, setzen Sie sich hier auf den Baumstamm, blasen Sie ein Liedchen, ich eile unterdessen links herum, durch das Gebüsch, nach dem Hause zurück, von dort komm' ich wieder. — Sie entschlüpfte.

Mechanisch setzte sich Robert, nahm seine Flöte und blies. Wunderbare Gedanken durchkreuzten sich in seinem Kopfe. Es war ihm, als sei ihm etwas Unangenehmes begegnet und er wußte doch nicht, was; er scheute sich vor seinem Vater, mehr noch vor Paulinen; und wußte doch nicht, warum? wie er sich Antoniens schnelle Besonnenheit erklären sollte, hierüber war er ungewiß. Durfte er sie auf Rechnung ihres festen Charakters, den nichts zu überraschen vermochte, stellen, oder hatte das Gefühl, das ihn so erschütterte, sie nicht so tief ergriffen?

Bist Du hier? fragte der Major, mit den Damen auf ihn zutretend. Wir haben Dich überall gesucht; oben warst Du nicht und der Winzer meinte, Du wärest mit dem Fräulein den Berg hinunter gegangen. Der Hofrath, der sich nur aus dem Fenster in tiefem Negligé blicken lassen durfte, wußte von Euch auch nichts. Wo hast Du denn Deine Dame?

In der höchsten Verlegenheit nahm Robert die Flöte an den Mund und blies die alte Melodie: Sie fliehet fort, es ist um mich geschehen!

Also entflohen? unterbrach Therese die schmelzenden Töne, und in diesem Lamentoso hauchen Sie wohl Ihre Seufzer aus?

Zu dienen! entgegnete Robert mürrisch, und stand auf. Pauline sah ihn beobachtend an. Wollen wir nicht weiter gehen? sagte er endlich und ergriff gedankenlos Theresens Hand, die sie ihm lächelnd entzog.

Sie scheinen sehr zerstreut, Herr von Wellbach, sagte nun die Listige, sonst würden Sie einen solchen Mißgriff nicht gemacht haben. Doch müssen wir wohl um Entschuldigung bitten, daß wir Ihre Einsamkeit störten. Dies Plätzchen scheint seit unsrer Ankunft den Reiz für Sie verloren zu haben.

Antonie trat zu ihnen. Pauline bemerkte in diesem Augenblick einen sonderbar-fragenden Blick Theresens, den Antonie erröthend und ihre Augen senkend zu bejahen schien.

Auch der Hofrath kam herbei, und entschuldigte sich bei Robert wegen seiner Abwesenheit. Alles nahm nun den Weg nach dem Schlosse, wo man die Zurückgelassenen eben nicht in der heitersten Stimmung fand.

Emilie hatte Kopfschmerzen, und saß im Gartensaal, den Kopf in die Hand gestützt, der Hauptmann war schon zur Ruhe. Hallberg ging allein im Garten spazieren, und Berta war auf ihrem Zimmer. Doch bald kam sie wieder herunter und nahm Theil an der Gesellschaft, die sich nun nach und nach vertheilte und noch des schönen Abends genoß. Therese nahm Berta's Arm und ging im Garten, und bald fanden sie dort Hallberg, zu dem sie sich gesellten.

Der Major und Pauline folgte ihnen, und diesmal schien es, als ob Pauline selbst eine einsame Unterredung mit dem Major wünsche; die Uebrigen blieben im Saale, wo sich denn auch bald zwei Gruppen bildeten und Emilie dem Hofrath übrig blieb, der sich nur bescheiden fast schüchtern neben sie setzte, und sich mit ihr unterhielt. Sein bescheidenes Wesen, sein gebildeter Verstand, der sich doch nie über die Sphäre ihres eigenen empor schwang, seine lebhafte Unterhaltung war ihr nie lästig gewesen; nur heute schien es, als ob ihr seine Gegenwart drückend sei, besonders da Robert und Antonie sich auch entfernten und sie sich mit ihm allein befand. Doch sein stilles ehrfurchtvolles Benehmen, das interessante Gespräch, welches er über häusliches Glück mit ihr anknüpfte, und wobei er mit treffenden Umrissen die glücklichen Verhältnisse und den schönen Wirkungskreis der thätigen Hausfrau zeichnete, hatte für sie zu viel Interesse um sie nicht nach und nach in das Gespräch hinein zu ziehen, besonders da er zuletzt mit lebhaften Farben das häusliche Glück schilderte, wobei er jedoch fein und nur leise das Ideal der vollkommnen Hausfrau nur von ihr entlehnt zu haben schien.

Im Garten entwickelte sich unterdessen manches.

Robert schwärmte mit Antonien im Park herum, und bald fanden sie sich vor der Fischerhütte. Alles, was mit den ersten Momenten der Liebe

in Berührung steht, was uns die seligen Augenblicke des ersten Wonnerausches zurückführt, ist ihr heilig. Auch dieses Plätzchen hatte für sie immer hohen Werth, nach ihm zog es sie hin. Im Grase glaubte noch Robert ihre Tritte auf der Stelle sehen zu können, wo sie landete, sie noch den Fleck zu wissen, wo er, den Fisch in der Hand, spähend nach ihnen blickte, als ihr Kahn hinter dem Lonicerengebüsch hervorgeschwommen kam. Sie erzählte ihm, wie sie heimlich gelacht, als der arme Gefangene seinen Händen entwischt, und schnell in's Wasser getaucht; und er konnte ihr nicht verbergen, daß eine frohe Ahnung ihn durchbebt habe, als ihr Fuß glitt und sein Arm sie über dem Wasser erhielt. Ihr schöner, runder Arm schlang sich hierbei um seinen Nacken, sie schmiegte sich an ihn, als ob sie sich auch jetzt noch an ihm festhalten wollte.

Komm, mein Robert! lispelte sie, komm, mein Geliebter, der Mond verbirgt sich, auch ich müßte mich vor Dir verbergen!

Und Du könntest jetzt mich verlassen?

Eben jetzt, weil ich Dich liebe, Dich unaussprechlich liebe, komm, komm von hier, von diesem unheimlichen Plätzchen, das meine trunkene Phantasie in Deinen Armen so verführerisch schmückt. Nimm diesen glühenden Kuß zum Lebewohl für heute! Sie umschlang ihn und zog ihn mit sich fort.

In den Saal getreten, fanden sie Emilie mit dem Hofrath noch allein. Berta, Therese und Hallberg kamen auch bald, nun fehlten nur noch der Major und Pauline.

Auch zwischen diesen hatte der vertrauliche Abend ein neues Band geknüpft. Pauline, die fröhliche, lebenslustige Pauline, die ewig nur für den Augenblick zu leben schien, hatte doch einen zu hellen, unbefangenen Geist, als daß die Verhältnisse, die sich in dem einst so stillen Lindenbruch jetzt zu bilden schienen, sie nicht hätten aufmerksam machen sollen. Zu bescheiden, ihrem Urtheile zu trauen, sehnte sie sich ängstlich nach einem Herzen, dem sie sich mittheilen konnte; und längst schon hätte sie den guten Major zu ihrem Vertrauten gewählt, hätte ihr nicht ein inneres Gefühl gesagt, daß er dann wohl mehr als Freundschaft für sie äußern könnte. Aber die Verhältnisse wurden verwickelter, das Gewitter, was sie am Himmel sich bilden sah, kam immer näher, der Blick Theresens und Antoniens, den sie an diesem Abend auf dem Weinberge belauscht hatte, alles dies ließ ihre Lebendigkeit nicht länger in den Fesseln der Bedachtsamkeit ruhen, sie theilte sie dem Major mit.

Dieser, so sehr er auch sonst die Menschen kannte, war doch zu befangen und mit sich selbst zu sehr beschäftigt, um streng beobachtet zu haben: vielleicht auch der stille Wunsch, selbst nicht beobachtet zu werden, und Alle unter einander mit sich beschäftigt zu wissen, hatte ihn manches nicht bemerken lassen wollen; die neuen Verhältnisse schwebten nur wie dunkle, gestaltlose Bilder vor ihm.

Also entflohen? unterbrach Therese die schmelzenden Töne, und in diesem Lamentoso hauchen Sie wohl Ihre Seufzer aus?

Zu dienen! entgegnete Robert mürrisch, und stand auf. Pauline sah ihn beobachtend an. Wollen wir nicht weiter gehen? sagte er endlich und ergriff gedankenlos Theresens Hand, die sie ihm lächelnd entzog.

Sie scheinen sehr zerstreut, Herr von Wellbach, sagte nun die Listige, sonst würden Sie einen solchen Mißgriff nicht gemacht haben. Doch müssen wir wohl um Entschuldigung bitten, daß wir Ihre Einsamkeit störten. Dies Plätzchen scheint seit unsrer Ankunft den Reiz für Sie verloren zu haben.

Antonie trat zu ihnen. Pauline bemerkte in diesem Augenblick einen sonderbar-fragenden Blick Theresens, den Antonie erröthend und ihre Augen senkend zu bejahen schien.

Auch der Hofrath kam herbei, und entschuldigte sich bei Robert wegen seiner Abwesenheit. Alles nahm nun den Weg nach dem Schlosse, wo man die Zurückgelassenen eben nicht in der heitersten Stimmung fand.

Emilie hatte Kopfschmerzen, und saß im Gartensaal, den Kopf in die Hand gestützt, der Hauptmann war schon zur Ruhe. Hallberg ging allein im Garten spazieren, und Berta war auf ihrem Zimmer. Doch bald kam sie wieder herunter und nahm Theil an der Gesellschaft, die sich nun nach und nach vertheilte und noch des schönen Abends genoß. Therese nahm Berta's Arm und ging im Garten, und bald fanden sie dort Hallberg, zu dem sie sich gesellten.

Der Major und Pauline folgte ihnen, und diesmal schien es, als ob Pauline selbst eine einsame Unterredung mit dem Major wünsche; die Uebrigen blieben im Saale, wo sich denn auch bald zwei Gruppen bildeten und Emilie dem Hofrath übrig blieb, der sich nur bescheiden fast schüchtern neben sie setzte, und sich mit ihr unterhielt. Sein bescheidenes Wesen, sein gebildeter Verstand, der sich doch nie über die Sphäre ihres eigenen empor schwang, seine lebhafte Unterhaltung war ihr nie lästig gewesen; nur heute schien es, als ob ihr seine Gegenwart drückend sei, besonders da Robert und Antonie sich auch entfernten und sie sich mit ihm allein befand. Doch sein stilles ehrfurchtvolles Benehmen, das interessante Gespräch, welches er über häusliches Glück mit ihr anknüpfte, und wobei er mit treffenden Umrissen die glücklichen Verhältnisse und den schönen Wirkungskreis der thätigen Hausfrau zeichnete, hatte für sie zu viel Interesse um sie nicht nach und nach in das Gespräch hinein zu ziehen, besonders da er zuletzt mit lebhaften Farben das häusliche Glück schilderte, wobei er jedoch fein und nur leise das Ideal der vollkommnen Hausfrau nur von ihr entlehnt zu haben schien.

Im Garten entwickelte sich unterdessen manches.

Robert schwärmte mit Antonien im Park herum, und bald fanden sie sich vor der Fischerhütte. Alles, was mit den ersten Momenten der Liebe

in Berührung steht, was uns die seligen Augenblicke des ersten Wonnerausches zurückführt, ist ihr heilig. Auch dieses Plätzchen hatte für sie immer hohen Werth, nach ihm zog es sie hin. Im Grase glaubte noch Robert ihre Tritte auf der Stelle sehen zu können, wo sie landete, sie noch den Fleck zu wissen, wo er, den Fisch in der Hand, spähend nach ihnen blickte, als ihr Kahn hinter dem Lonicerengebüsch hervorgeschwommen kam. Sie erzählte ihm, wie sie heimlich gelacht, als der arme Gefangene seinen Händen entwischt, und schnell in's Wasser getaucht; und er konnte ihr nicht verbergen, daß eine frohe Ahnung ihn durchbebt habe, als ihr Fuß glitt und sein Arm sie über dem Wasser erhielt. Ihr schöner, runder Arm schlang sich hierbei um seinen Nacken, sie schmiegte sich an ihn, als ob sie sich auch jetzt noch an ihm festhalten wollte.

Komm, mein Robert! lispelte sie, komm, mein Geliebter, der Mond verbirgt sich, auch ich müßte mich vor Dir verbergen!

Und Du könntest jetzt mich verlassen?

Eben jetzt, weil ich Dich liebe, Dich unaussprechlich liebe, komm, komm von hier, von diesem unheimlichen Plätzchen, das meine trunkene Phantasie in Deinen Armen so verführerisch schmückt. Nimm diesen glühenden Kuß zum Lebewohl für heute! Sie umschlang ihn und zog ihn mit sich fort.

In den Saal getreten, fanden sie Emilie mit dem Hofrath noch allein. Berta, Therese und Hallberg kamen auch bald, nun fehlten nur noch der Major und Pauline.

Auch zwischen diesen hatte der vertrauliche Abend ein neues Band geknüpft. Pauline, die fröhliche, lebenslustige Pauline, die ewig nur für den Augenblick zu leben schien, hatte doch einen zu hellen, unbefangenen Geist, als daß die Verhältnisse, die sich in dem einst so stillen Lindenbruch jetzt zu bilden schienen, sie nicht hätten aufmerksam machen sollen. Zu bescheiden, ihrem Urtheile zu trauen, sehnte sie sich ängstlich nach einem Herzen, dem sie sich mittheilen konnte; und längst schon hätte sie den guten Major zu ihrem Vertrauten gewählt, hätte ihr nicht ein inneres Gefühl gesagt, daß er dann wohl mehr als Freundschaft für sie äußern könnte. Aber die Verhältnisse wurden verwickelter, das Gewitter, was sie am Himmel sich bilden sah, kam immer näher, der Blick Theresens und Antoniens, den sie an diesem Abend auf dem Weinberge belauscht hatte, alles dies ließ ihre Lebendigkeit nicht länger in den Fesseln der Bedachtsamkeit ruhen, sie theilte sie dem Major mit.

Dieser, so sehr er auch sonst die Menschen kannte, war doch zu befangen und mit sich selbst zu sehr beschäftigt, um streng beobachtet zu haben: vielleicht auch der stille Wunsch, selbst nicht beobachtet zu werden, und Alle unter einander mit sich beschäftigt zu wissen, hatte ihn manches nicht bemerken lassen wollen; die neuen Verhältnisse schwebten nur wie dunkle, gestaltlose Bilder vor ihm.

Er war daher wie aus einem tiefen Schlaf erwacht, als Pauline sich mit ihm am äußersten Ende des Gartens auf eine Rasenbank setzte, und ihm dort offen und mit den lebhaftesten Worten alle Bemerkungen enthüllte, die sie in dieser Zeit gemacht hatte.

Das eheliche Glück Emiliens ist zerstört, sagte sie gerührt. Berta und Hallberg fühlten sich im ersten Augenblicke, wo sie sich sahen, schon zu einander hingezogen — ach, daß sie sich nicht früher sahen und kennen lernten, daß erst ein Band geknüpft werden mußte, was nur gewaltsam und mit hingeopferten Herzen getrennt werden kann. Emilie fühlt ihre Lage, sie schweigt und duldet. Ich fühlte es gleich, daß sie für den aufstrebenden Geist ihres Mannes, für seine Leidenschaftlichkeit zu einfach, zu gut, zu fromm sei!

Die Pilger vom Weinberg mißfallen mir. — Der Major lächelte. Sie irren sich sehr, lieber Major, sagte Pauline, die sein Lächeln bemerkt hatte, wenn Sie glauben, wie ich fast aus Ihrem Lächeln schließen muß, daß der Hofrath meinem Herzen nicht gleichgültig ist.

Nun; er verdiente doch einige Aufmerksamkeit; er ist ja immer so zuvorkommend, so liebenswürdig, mit so vieler Aufmerksamkeit für Sie, daß Sie dies wohl dankbar erkennen sollten.

Mit Freuden wollte ich seine bescheidene Zudringlichkeit dulden, wäre ich nur das Ziel seiner Bewerbung. Unverwundet, wahrlich unverwundet käm' ich aus diesem Kampf, aber Emilie ist der Magnet, der ihn anzieht.

Emilie? rief verwundert der Major. —

Ja, Emilie! und diese Therese — schwebt über uns, wie der böse Geist, der alle die furchtbaren Verhältnisse ordnet und leitet — und dem ich mich nur näherte, um ihn besser auszuforschen.

Und Antonie?

Glücklich, daß der Mond eben hinter einer trüben Wolke sich verbarg, und diese ihr Gesicht mit einem dunkeln Schatten bedeckte. — Und Antonie?

Ist mir unerklärbar. Zu schön und zu herrlich für einen Teufel, zu sehr Weib für einen Engel, schwebt sie, wie die schwirrende Lerche, zwischen dem Himmel und der Erde. Bis zur Sonne hinauf reicht ihr Flug, doch sie sinkt verstummend zur Erde herab.

Mein Robert würde mit Ihrem Gleichniß nicht zufrieden sein; er scheint nur den Engel in ihr zu erkennen.

Pauline schwieg.

Wäre dies Ihrem Blick entgangen, liebe Pauline.

Und woher nun diese Menschen eigentlich kommen? was sie eben hier in unsern Kreis geführt hat! fuhr sie fort. Therese war einst Hallberg's Geliebte, sie wurde von ihm verlassen, sie kommt hierher zu seinem Hochzeitfest, zu einem Tage, der jedes andere weibliche verlassene Herz zertrümmert hätte; sie kennt Hallberg's Schwärmerei, kennt Berta's Herz,

und verhinderte vielleicht deshalb, daß sie sich früher sehen sollten. Wäre dies alles ein Plan, das Verderben in unsern stillen Kreis zu schleudern?

Ich hoffe, liebe Pauline, Sie sehen zu trübe und ihre Einbildungskraft ist zu thätig. Ganz kann ich freilich nicht den Argwohn aus mir verbannen; wir wollen vereint beobachten.

Und suchen Sie besonders von ihrem Sohne näheren Aufschluß über Antonien zu erhalten; er dringt vielleicht tiefer in ihr Herz, wie wir alle, und haben wir nur erst Licht über diese, so kommen wir dem Uebrigen gewiß auch näher.

Dieser Abend hatte entschieden. — Glück und Unglück hatte seinen Raub ergriffen und die Leidenschaft hatte den Knoten geschürzt und den Faden verwickelt.

Du weißt, lieber Robert, daß ich Dich trotz Deiner ungebundenen Wildheit immer als Freund, wie als Vater behandelt habe, sagte der Major des andern Tages; ich habe Dich vor so manchen Thorheiten gewarnt, Dich liebend, irrtest Du, auf den rechten Pfad zurückgeführt. Deshalb hoffe ich auch, daß Du jetzt, wo es das Glück Deines Lebens betrifft, mir offen eine Frage beantworten wirst. Wie stehst Du mit Antonien?

Ganz vortrefflich, lieber Vater!

Leg' Deiner Laune, Deinem Witz den Zügel an, Robert, darum bitte ich Dich recht sehr.

Vater! sagte Robert ganz ernsthaft. Es wäre gegen alle Ritterpflicht, das Geheimniß des Herzens ohne Erlaubniß seiner Dame auszuplaudern. Das nur kann ich Dir versichern, daß ich mit mir, meinem Herzen und meinen Empfindungen nicht ganz einig bin, daß ich mir selbst und Niemanden traue, daß ich für mich selbst auf meiner Huth bin, und daß, wenn eine Sache einen ernsthaften Charakter annimmt, Dein Sohn bedächtig handeln kann. Wenn er sich auch thöricht und leichtsinnig in die Gefahr begiebt, besonnen geht er ihr entgegen; er stürzt sich sinnlos in die Fluth, doch sinkt er nicht unter, und erreicht bald wieder das Land.

Liebst Du Antonien?

Ja! nein! — wie Du es nehmen willst.

Sprich deutlicher.

Bin ich in ihrer Nähe, zieht sie mich unwiderstehlich an; ich müßte mich wie Amor mit der Binde waffnen, und ich glaube doch, ihr Zauberblick dränge auch dann noch durch die Hülle in mein verschlossenes Auge und von da in mein Herz. Bin ich entfernt von ihr, sehe ich nicht die reizenden Formen, schwebt mir nicht die Graziengestalt entgegen, winkt mir ihr beredtes Auge nicht freundlich, so erscheint sie mir wie eine Zauberin, aus deren Bereich man fliehen muß; sie ist dann meine Armide!

Die Sinne also und nicht das Herz?

Wohl möglich, doch wiederhole ich nochmals; ich bin mit mir selbst in Widerspruch!

Und er sagte die Wahrheit. So wild er auch war, so leicht auch sein Blut in seinen Adern hüpfte, so ruhig und ernst konnte er beurtheilen und handeln, waren seine Sinne, war seine Einbildungskraft nicht befangen. Die schnelle Fassung, mit welcher Antonie gestern Abend im Weinberg aus dem Leidenschaftlichen in das Bedächtige übergegangen war, selbst das richtig überlegte Abbrechen am Fischerhäuschen; dies wohl berechnete: bis hieher und nicht weiter, ließ ihn wenigstens eine große Gewalt der Vernunft über ihre Leidenschaft ahnen, da diese doch im Uebrigen an ihr eine despotische Herrschaft auszuüben schien. Noch gestern Abend hatte er darüber nachgedacht Selbst ihr Anzug, der nach den strengen Regeln der Sittsamkeit geordnet zu sein schien und demungeachtet die Sinne so anziehend lockte, der so künstlich auch im Verbergen enthüllte, nahm seinem Verhältniß zu ihr das unbefangne gänzliche Dahingeben und verdunkelte ihm einigermaßen die Glorie, die jede heilige Empfindung umgiebt.

Des Vaters Worte machten ihn aufmerksamer, und er beschloß, bei erster Gelegenheit mit inniglichster Ruhe Antonien zu prüfen.

Kaum waren erst einige Monate verflossen, und Emilie sah schon ihr Glück dahin schwinden. Vom ersten Augenblick, vom Tag ihrer Hochzeit an hatte sie die Neigung ihres Mannes zu Berta entstehen sehen, hatte geschwiegen und geduldet. Nur einmal, als der Major sie bei seiner Zurückkunft im Pavillon mit Berta allein getroffen, hatte sie dieser offen, aber sanft über ihr Betragen Vorwürfe gemacht; sie hatte ihr zeigen wollen, wie wehe sie sich selbst durch diese unglückliche Leidenschaft thue, und wie sehr sie sich und ihrem Charakter schade; Berta hatte bis jetzt über ihre Eifersucht nur gespöttelt; doch in der Tiefe ihres Herzens hatten diese Worte einen Eindruck zurück gelassen, den sie nur mit Mühe unterdrückte. Als sie aber nach einiger Zeit die verweinten Augen ihrer Schwester belauschte, als sie sah, daß die Ruhe und das häusliche Glück Emiliens zerstört und durch sie geopfert seien, trat zum erstenmal der Gedanke vor sie: Du trägst die Schuld dieses Kummers, Du bist der Quell dieser Thränen. Sie faßte den festen Entschluß, diese Leidenschaft zu bekämpfen, von der sie nun wohl sah, daß sie nur unheilbringend auf sie und Emilien wirken könnte. Aber sie ergriff die falschen Mittel. Streng entzog sie sich Hallbergen, begegnete ihm kalt, wies ihn ernst zurück, und ging so von einer Uebertreibung zur andern. Wie schnell mußte nicht die Liebe dieses Unrecht gegen den Geliebten wieder gut zu machen suchen? — Der Kampf war fruchtlos und sie glaubte endlich genug gethan zu haben, wenn sie in dem Meer der Leidenschaft nicht unterginge.

Seit der Zeit hatte Emilie geschwiegen und ihrem Gatten deshalb nicht die mindesten Vorwürfe gemacht. Sie hatte ein zu hohes Vertrauen zu seinem Charakter, als daß sie nicht hätte gewiß sein sollen, daß diese Neigung nur ein vorübergehender Rausch wäre, und daß ihn seine Pflicht sicher in ihre Arme zurückführen würde. Nur war es ihr drückend, was sie dem Fragen ihres Vaters entgegensetzen sollte, der nun wohl sah und fühlte, daß nicht alles war, wie es sein sollte, dem aber seine Thätigkeit und sein weniger Sinn für die Reibungen der Welt die Verhältnisse unbeachtet ließ, die jeder Beobachtende auf den ersten Blick bemerken mußte. Niemand wagte es, ihm die Augen zu öffnen, jeder erschrak vor dem Gedanken, daß der alte Mann Verhältnisse erfahren sollte, die so unangenehm in alle Glieder der Familie eingreifen mußten.

Auch schien das Vertrauen zwischen Paulinen und Emilien verschwunden. Emilie, zu stolz und zu gutmüthig, die Anklägerin ihres Gatten zu werden, wollte ihren Schmerz allein tragen und ihn in ihren Busen verschließen; Pauline nahte sich nur zaghaft und hütete sich wohl, auch nur die leiseste Saite zu berühren.

In dieser Zeit wurden die Besuche der Fremden vom Weinberge immer häufiger; Robert schien ganz in der Liebe zu Antonien versunken, näherte sich doch aber bei alle dem immer mehr und mehr Paulinen, und war in ihrem Umgang ernster, wie sonst. Der Hofrath war ein bescheidener, stiller Verehrer Emiliens, und sie schien wirklich Behagen an seinem Umgang zu finden. Er wußte ihr unvermerkt Trost einzuflößen, und verstand die Kunst, ihr heilende, beruhigende Mittel zu reichen, ohne ihre Krankheit zu erwähnen. Im allgemeinen Gespräch, ohne daß es schien, als habe es eine nähere Bedeutung, wußte er trefflich in ihre Verhältnisse einzugehn, und dies so zart, daß sie zweifelhaft bleiben mußte, ob diese Worte ihr galten oder ob sie nur im Allgemeinen gesprochen waren.

Sein Umgang wurde ihr lieb. Sie gewöhnte sich endlich daran, daß, wenn alles um sie her hier und dorthin wanderte, er allein bei ihr zurückblieb und sie unterhielt. Sie blieb ganz unbefangen, selbst noch, als sie wohl fühlen mußte, daß diese Theilnahme, diese Wärme, mit welcher er über häusliches Glück und ehelichen Frieden sprach, aus der Tiefe eines liebenden Herzens hervor quoll. Er blieb aber ganz bescheiden in den Kreis der Bewunderung gebannt, unterdrückte seine Empfindungen, wagte nicht das leiseste Wort auszusprechen, was seine Neigung verrathen konnte, und blieb Herr seiner Gefühle; warum sollte sie denn auch den letzten Trost, die einzigen ruhigen schmerzlosen Stunden rauben, da sie für sich nichts fürchtete und er sich so ganz von der Vernunft leiten ließ!

Aber Hallbergen, mehr eingeweiht in die Schwächen des weiblichen Herzens, war des Hofraths Benehmen nicht fremd geblieben; ihm war anfangs dessen Unterhaltung mit seiner Frau willkommen gewesen. Er sah dadurch Emilien beschäftigt; desto ungestörter konnte er seinen Thor-

heiten folgen und mit Berta in höhere Regionen schwärmen, von Verbindung der Seelen träumen und sorglos und trunken in dieser idealen Welt über einem verborgenen Krater wandeln, der sich früh oder spät unter ihnen öffnen mußte. Jetzt aber wurde ihm die Sache bedenklicher. Emilie schien diese einsamen Zusammenkünfte gern zu sehen; er glaubte selbst, daß sie sie begünstigte, und längst schon wäre der Funke der Eifersucht zur Flamme geworden, hätten nicht Theresens Spötteln über diese ganze Sache und selbst Berta's bittere Bemerkungen über kleinliche Eifersucht ihn davon abgehalten.

Pauline aber hatte in der Stille den Hofrath belauscht. Seine glühenden Blicke, selbst ein triumphirendes Lächeln, das sie auf seinen Lippen zu erblicken glaubte, hatte sie ängstlich gemacht, und als sie einst von fern Emilien beobachtet hatte, als diese im Garten mit dem Hofrath allein saß, die Wärme ihres Gesprächs bemerkte, und das Interesse deutlich sah, welches Emilie an der Unterhaltung zu nehmen schien, so konnte sie es nicht länger über sich gewinnen, zu schweigen und warnend trat sie ihr zur Seite.

Sie erstaunte nicht wenig, als Emilie ruhig und ernst ihr entgegnete: Könntest Du mich wohl verkennen? Könnte meine Pauline wohl glauben, daß Emilie je ihre Pflicht vergessen würde? So lange mein Herz ruhig schlägt, habe ich nichts zu fürchten.

Aber, liebe Emilie, wer vermag in die Tiefe Deines Herzens zu schauen, wer würde Dich gerecht beurtheilen, wenn der Schein gegen Dich wäre?

Der Schein? Du irrst, Pauline. Wer sich in sich selbst schuldlos fühlt, der darf die Verläumdung verachten.

Gute Seele! sagte Pauline gerührt. Wäre die Welt so rein, so engelrein wie Du, ja dann! — Ich fürchte, Hallberg sieht den Hofrath nicht gleichgiltig an Deiner Seite!

Hallberg! rief Emilie fast unwillig.

Dieses Wort gab zu Erörterungen Anlaß, die Freundinnen öffneten sich gegenseitig ihre Herzen; was sie still in sich verschlossen hatten, wurde laut; und Emilie schüttete ihren tief verhaltenen Schmerz in die Brust der Freundin.

Schweigen, dulden ist schön, ist löblich; aber nicht klug! sagte endlich Pauline. Ohne Bitterkeit würde ich ihn warnen, würde ihn bitten, zurückzukehren auf die Pfade des häuslichen Glücks!

Und wenn er mich kalt zurückstößt? —

Dann!

Ja dann?

Würde ich ihm entsagen.

Entsagen? — nein, Pauline. — Was man so innig für das ganze Leben in sein Herz schloß; ach, dem entsagt man nicht so leicht! Du kennst

den Schmerz nicht, sich von dem loszureißen, was man für die Ewigkeit liebte! — Pauline seufzte tief.

Du scheinst dies mit mir zu fühlen. Ach liebe Pauline! — lieber will ich dulden und tragen und vergehen.

Der Major unterbrach ihr Gespräch, Emilie entfernte sich bald, und Pauline unterrichtete ihn von dem, was zwischen ihr und Emilie vorgegangen war.

Wie die Sache in's rechte Gleis zurück zu führen sei, ohne den alten Vater damit bekannt zu machen, das war jetzt das Ziel ihrer Berathungen. Daß sie beide nicht länger blos ruhige Zuschauer bleiben konnten, das fühlten sie; nur über das Wie konnten sie sich nicht einigen. Auch Roberten sollten wir mit zu den Verhandlungen ziehen, sagte der Major. Ihnen, liebe Pauline, übergebe ich Emilien und Berta, ich übernehme Hallberg, und Roberten überlassen wir Therese, den Hofrath und Antonie.

Antonie? wiederholte Pauline unwillkührlich, was sollte denn diese hierbei?

Mehr, wie Sie glauben, Pauline; ich fürchte, sie ist mit im Komplotte. Roberten wollten Sie aufopfern?

Aufopfern? —

Ja, aufopfern, und ihn in die Arme dieser Sirene werfen, die ihn umstrickend für immer fesseln würde.

Der Major sah sie beobachtend an.

Auch Sie glauben nicht, bester Major! fuhr Pauline fort, wie lieblich diese Zauberin lockt; ich belauschte sie oft; mit allem was nur fesseln, was nur reizen kann, umstrickt sie ihn.

Pauline! rief der Major, und mit einem Male lag das Herz des Mädchens offen vor ihm. Sie nehmen großen Antheil an Robert.

Sie erröthete und schwieg.

Ihm also, fuhr der Major, sich fassend, fort, überlassen wir Antonie, in deren Netze er mir nicht so gefangen scheint, wie Sie wohl fürchten, und wir bearbeiten die Andern.

Bei Emilien wird es mir leicht werden, sagte Pauline, nur zu kräftigem Handeln muß ich sie anregen; aber auf Berta vermag ich nicht wirken; die Leidenschaft hat sie zu mächtig ergriffen, und wenn nicht ein neues stärkeres Gefühl sie vertreibt, so geb ich sie verloren!

Der Major sprach noch heute offen mit Hallberg, und schilderte ihm das Schreckliche der Lage, in die er diese so achtungswerthe Familie stürzen würde, die ihn so zutrauungvoll in ihre Mitte aufgenommen habe; er malte ihm das alles treu und wahr, vermied alles Bittere, alles ihn Erniedrigende. Anfangs schien Hallberg gerührt zu sein; er mußte die Wahrheit dieser Worte fühlen; bald aber schien er beleidigt, und es entfuhr ihm sogar ein leiser Anklang von Trennung, den der Major absichtlich nicht zu bemerken schien. Sie gingen zwar, dem Aeußeren nach,

Also entflohen? unterbrach Therese die schmelzenden Töne, und in diesem Lamentoso hauchen Sie wohl Ihre Seufzer aus?

Zu dienen! entgegnete Robert mürrisch, und stand auf. Pauline sah ihn beobachtend an. Wollen wir nicht weiter gehen? sagte er endlich und ergriff gedankenlos Theresens Hand, die sie ihm lächelnd entzog.

Sie scheinen sehr zerstreut, Herr von Wellbach, sagte nun die Listige, sonst würden Sie einen solchen Mißgriff nicht gemacht haben. Doch müssen wir wohl um Entschuldigung bitten, daß wir Ihre Einsamkeit störten. Dies Plätzchen scheint seit unsrer Ankunft den Reiz für Sie verloren zu haben.

Antonie trat zu ihnen. Pauline bemerkte in diesem Augenblick einen sonderbar-fragenden Blick Theresens, den Antonie erröthend und ihre Augen senkend zu bejahen schien.

Auch der Hofrath kam herbei, und entschuldigte sich bei Robert wegen seiner Abwesenheit. Alles nahm nun den Weg nach dem Schlosse, wo man die Zurückgelassenen eben nicht in der heitersten Stimmung fand.

Emilie hatte Kopfschmerzen, und saß im Gartensaal, den Kopf in die Hand gestützt, der Hauptmann war schon zur Ruhe. Hallberg ging allein im Garten spazieren, und Berta war auf ihrem Zimmer. Doch bald kam sie wieder herunter und nahm Theil an der Gesellschaft, die sich nun nach und nach vertheilte und noch des schönen Abends genoß. Therese nahm Berta's Arm und ging im Garten, und bald fanden sie dort Hallberg, zu dem sie sich gesellten.

Der Major und Pauline folgte ihnen, und diesmal schien es, als ob Pauline selbst eine einsame Unterredung mit dem Major wünsche; die Uebrigen blieben im Saale, wo sich denn auch bald zwei Gruppen bildeten und Emilie dem Hofrath übrig blieb, der sich nur bescheiden fast schüchtern neben sie setzte, und sich mit ihr unterhielt. Sein bescheidenes Wesen, sein gebildeter Verstand, der sich doch nie über die Sphäre ihres eigenen empor schwang, seine lebhafte Unterhaltung war ihr nie lästig gewesen; nur heute schien es, als ob ihr seine Gegenwart drückend sei, besonders da Robert und Antonie sich auch entfernten und sie sich mit ihm allein befand. Doch sein stilles ehrfurchtvolles Benehmen, das interessante Gespräch, welches er über häusliches Glück mit ihr anknüpfte, und wobei er mit treffenden Umrissen die glücklichen Verhältnisse und den schönen Wirkungskreis der thätigen Hausfrau zeichnete, hatte für sie zu viel Interesse um sie nicht nach und nach in das Gespräch hinein zu ziehen, besonders da er zuletzt mit lebhaften Farben das häusliche Glück schilderte, wobei er jedoch fein und nur leise das Ideal der vollkommnen Hausfrau nur von ihr entlehnt zu haben schien.

Im Garten entwickelte sich unterdessen manches.

Robert schwärmte mit Antonien im Park herum, und bald fanden sie sich vor der Fischerhütte. Alles, was mit den ersten Momenten der Liebe

in Berührung steht, was uns die seligen Augenblicke des ersten Wonnerausches zurückführt, ist ihr heilig. Auch dieses Plätzchen hatte für sie immer hohen Werth, nach ihm zog es sie hin. Im Grase glaubte noch Robert ihre Tritte auf der Stelle sehen zu können, wo sie landete, sie noch den Fleck zu wissen, wo er, den Fisch in der Hand, spähend nach ihnen blickte, als ihr Kahn hinter dem Lonicerengebüsch hervorgeschwommen kam. Sie erzählte ihm, wie sie heimlich gelacht, als der arme Gefangene seinen Händen entwischt, und schnell in's Wasser getaucht; und er konnte ihr nicht verbergen, daß eine frohe Ahnung ihn durchbebt habe, als ihr Fuß glitt und sein Arm sie über dem Wasser erhielt. Ihr schöner, runder Arm schlang sich hierbei um seinen Nacken, sie schmiegte sich an ihn, als ob sie sich auch jetzt noch an ihm festhalten wollte.

Komm, mein Robert! lispelte sie, komm, mein Geliebter, der Mond verbirgt sich, auch ich müßte mich vor Dir verbergen!

Und Du könntest jetzt mich verlassen?

Eben jetzt, weil ich Dich liebe, Dich unaussprechlich liebe, komm, komm von hier, von diesem unheimlichen Plätzchen, das meine trunkene Phantasie in Deinen Armen so verführerisch schmückt. Nimm diesen glühenden Kuß zum Lebewohl für heute! Sie umschlang ihn und zog ihn mit sich fort.

In den Saal getreten, fanden sie Emilie mit dem Hofrath noch allein. Berta, Therese und Hallberg kamen auch bald, nun fehlten nur noch der Major und Pauline.

Auch zwischen diesen hatte der vertrauliche Abend ein neues Band geknüpft. Pauline, die fröhliche, lebenslustige Pauline, die ewig nur für den Augenblick zu leben schien, hatte doch einen zu hellen, unbefangenen Geist, als daß die Verhältnisse, die sich in dem einst so stillen Lindenbruch jetzt zu bilden schienen, sie nicht hätten aufmerksam machen sollen. Zu bescheiden, ihrem Urtheile zu trauen, sehnte sie sich ängstlich nach einem Herzen, dem sie sich mittheilen konnte; und längst schon hätte sie den guten Major zu ihrem Vertrauten gewählt, hätte ihr nicht ein inneres Gefühl gesagt, daß er dann wohl mehr als Freundschaft für sie äußern könnte. Aber die Verhältnisse wurden verwickelter, das Gewitter, was sie am Himmel sich bilden sah, kam immer näher, der Blick Theresens und Antoniens, den sie an diesem Abend auf dem Weinberge belauscht hatte, alles dies ließ ihre Lebendigkeit nicht länger in den Fesseln der Bedachtsamkeit ruhen, sie theilte sie dem Major mit.

Dieser, so sehr er auch sonst die Menschen kannte, war doch zu befangen und mit sich selbst zu sehr beschäftigt, um streng beobachtet zu haben: vielleicht auch der stille Wunsch, selbst nicht beobachtet zu werden, und Alle unter einander mit sich beschäftigt zu wissen, hatte ihn manches nicht bemerken lassen wollen; die neuen Verhältnisse schwebten nur wie dunkle, gestaltlose Bilder vor ihm.

Er war daher wie aus einem tiefen Schlaf erwacht, als Pauline sich mit ihm am äußersten Ende des Gartens auf eine Rasenbank setzte, und ihm dort offen und mit den lebhaftesten Worten alle Bemerkungen enthüllte, die sie in dieser Zeit gemacht hatte.

Das eheliche Glück Emiliens ist zerstört, sagte sie gerührt. Berta und Hallberg fühlten sich im ersten Augenblicke, wo sie sich sahen, schon zu einander hingezogen — ach, daß sie sich nicht früher sahen und kennen lernten, daß erst ein Band geknüpft werden mußte, was nur gewaltsam und mit hingeopferten Herzen getrennt werden kann. Emilie fühlt ihre Lage, sie schweigt und duldet. Ich fühlte es gleich, daß sie für den aufstrebenden Geist ihres Mannes, für seine Leidenschaftlichkeit zu einfach, zu gut, zu fromm sei!

Die Pilger vom Weinberg missfallen mir. — Der Major lächelte.

Sie irren sich sehr, lieber Major, sagte Pauline, die sein Lächeln bemerkt hatte, wenn Sie glauben, wie ich fast aus Ihrem Lächeln schließen muß, daß der Hofrath meinem Herzen nicht gleichgiltig ist.

Nun; er verdiente doch einige Aufmerksamkeit; er ist ja immer so zuvorkommend, so liebenswürdig, mit so vieler Aufmerksamkeit für Sie, daß Sie dies wohl dankbar erkennen sollten.

Mit Freuden wollte ich seine bescheidene Zudringlichkeit dulden, wäre ich nur das Ziel seiner Bewerbung. Unverwundet, wahrlich unverwundet käm' ich aus diesem Kampf, aber Emilie ist der Magnet, der ihn anzieht.

Emilie? rief verwundert der Major. —

Ja, Emilie! und diese Therese — schwebt über uns, wie der böse Geist, der alle die furchtbaren Verhältnisse ordnet und leitet — und dem ich mich nur näherte, um ihn besser auszuforschen.

Und Antonie?

Glücklich, daß der Mond eben hinter einer trüben Wolke sich verbarg, und diese ihr Gesicht mit einem dunkeln Schatten bedeckte. — Und Antonie?

Ist mir unerklärbar. Zu schön und zu herrlich für einen Teufel, zu sehr Weib für einen Engel, schwebt sie, wie die schwirrende Lerche, zwischen dem Himmel und der Erde. Bis zur Sonne hinauf reicht ihr Flug, doch sie sinkt verstummend zur Erde herab.

Mein Robert würde mit Ihrem Gleichniß nicht zufrieden sein; er scheint nur den Engel in ihr zu erkennen.

Pauline schwieg.

Wäre dies Ihrem Blick entgangen, liebe Pauline.

Und woher nun diese Menschen eigentlich kommen? was sie eben hier in unsern Kreis geführt hat! fuhr sie fort. Therese war einst Hallberg's Geliebte, sie wurde von ihm verlassen, sie kommt hierher zu seinem Hochzeitfest, zu einem Tage, der jedes andere weibliche verlassene Herz zertrümmert hätte; sie kennt Hallberg's Schwärmerei, kennt Berta's Herz,

und verhinderte vielleicht deshalb, daß sie sich früher sehen sollten. Wäre dies alles ein Plan, das Verderben in unsern stillen Kreis zu schleudern?

Ich hoffe, liebe Pauline, Sie sehen zu trübe und ihre Einbildungskraft ist zu thätig. Ganz kann ich freilich nicht den Argwohn aus mir verbannen; wir wollen vereint beobachten.

Und suchen Sie besonders von ihrem Sohne näheren Aufschluß über Antonien zu erhalten; er dringt vielleicht tiefer in ihr Herz, wie wir alle, und haben wir nur erst Licht über diese, so kommen wir dem Uebrigen gewiß auch näher.

Dieser Abend hatte entschieden. — Glück und Unglück hatte seinen Raub ergriffen und die Leidenschaft hatte den Knoten geschürzt und den Faden verwickelt.

Du weißt, lieber Robert, daß ich Dich trotz Deiner ungebundenen Wildheit immer als Freund, wie als Vater behandelt habe, sagte der Major des andern Tages; ich habe Dich vor so manchen Thorheiten gewarnt, Dich liebend, irrtest Du, auf den rechten Pfad zurückgeführt. Deshalb hoffe ich auch, daß Du jetzt, wo es das Glück Deines Lebens betrifft, mir offen eine Frage beantworten wirst. Wie stehst Du mit Antonien?

Ganz vortrefflich, lieber Vater!

Leg' Deiner Laune, Deinem Witz den Zügel an, Robert, darum bitte ich Dich recht sehr.

Vater! sagte Robert ganz ernsthaft. Es wäre gegen alle Ritterpflicht, das Geheimniß des Herzens ohne Erlaubniß seiner Dame auszuplaudern. Das nur kann ich Dir versichern, daß ich mit mir, meinem Herzen und meinen Empfindungen nicht ganz einig bin, daß ich mir selbst und Niemanden traue, daß ich für mich selbst auf meiner Huth bin, und daß, wenn eine Sache einen ernsthaften Charakter annimmt, Dein Sohn bedächtig handeln kann. Wenn er sich auch thöricht und leichtsinnig in die Gefahr begiebt, besonnen geht er ihr entgegen; er stürzt sich sinnlos in die Fluth, doch sinkt er nicht unter, und erreicht bald wieder das Land.

Liebst Du Antonien?

Ja! nein! — wie Du es nehmen willst.

Sprich deutlicher.

Bin ich in ihrer Nähe, zieht sie mich unwiderstehlich an; ich müßte mich wie Amor mit der Binde waffnen, und ich glaube doch, ihr Zauberblick dränge auch dann noch durch die Hülle in mein verschlossenes Auge und von da in mein Herz. Bin ich entfernt von ihr, sehe ich nicht die reizenden Formen, schwebt mir nicht die Graziengestalt entgegen, winkt mir ihr beredtes Auge nicht freundlich, so erscheint sie mir wie eine Zauberin, aus deren Bereich man fliehen muß; sie ist dann meine Armide!

Die Sinne also und nicht das Herz?

Wohl möglich, doch wiederhole ich nochmals; ich bin mit mir selbst in Widerspruch!

Und er sagte die Wahrheit. So wild er auch war, so leicht auch sein Blut in seinen Adern hüpfte, so ruhig und ernst konnte er beurtheilen und handeln, waren seine Sinne, war seine Einbildungskraft nicht befangen. Die schnelle Fassung, mit welcher Antonie gestern Abend im Weinberg aus dem Leidenschaftlichen in das Bedächtige übergegangen war, selbst das richtig überlegte Abbrechen am Fischerhäuschen; dies wohl berechnete: bis hieher und nicht weiter, ließ ihn wenigstens eine große Gewalt der Vernunft über ihre Leidenschaft ahnen, da diese doch im Uebrigen an ihr eine despotische Herrschaft auszuüben schien. Noch gestern Abend hatte er darüber nachgedacht Selbst ihr Anzug, der nach den strengen Regeln der Sittsamkeit geordnet zu sein schien und demungeachtet die Sinne so anziehend lockte, der so künstlich auch im Verbergen enthüllte, nahm seinem Verhältniß zu ihr das unbefangne gänzliche Dahingeben und verdunkelte ihm einigermaßen die Glorie, die jede heilige Empfindung umgiebt.

Des Vaters Worte machten ihn aufmerksamer, und er beschloß, bei erster Gelegenheit mit inniglichster Ruhe Antonien zu prüfen.

Kaum waren erst einige Monate verflossen, und Emilie sah schon ihr Glück dahin schwinden. Vom ersten Augenblick, vom Tag ihrer Hochzeit an hatte sie die Neigung ihres Mannes zu Berta entstehen sehen, hatte geschwiegen und geduldet. Nur einmal, als der Major sie bei seiner Zurückkunft im Pavillon mit Berta allein getroffen, hatte sie dieser offen, aber sanft über ihr Betragen Vorwürfe gemacht; sie hatte ihr zeigen wollen, wie wehe sie sich selbst durch diese unglückliche Leidenschaft thue, und wie sehr sie sich und ihrem Charakter schade; Berta hatte bis jetzt über ihre Eifersucht nur gespöttelt; doch in der Tiefe ihres Herzens hatten diese Worte einen Eindruck zurück gelassen, den sie nur mit Mühe unterdrückte. Als sie aber nach einiger Zeit die verweinten Augen ihrer Schwester belauschte, als sie sah, daß die Ruhe und das häusliche Glück Emiliens zerstört und durch sie geopfert seien, trat zum erstenmal der Gedanke vor sie: Du trägst die Schuld dieses Kummers, Du bist der Quell dieser Thränen. Sie faßte den festen Entschluß, diese Leidenschaft zu bekämpfen, von der sie nun wohl sah, daß sie nur unheilbringend auf sie und Emilien wirken könnte. Aber sie ergriff die falschen Mittel. Streng entzog sie sich Hallbergen, begegnete ihm kalt, wies ihn ernst zurück, und ging so von einer Uebertreibung zur andern. Wie schnell mußte nicht die Liebe dieses Unrecht gegen den Geliebten wieder gut zu machen suchen? — Der Kampf war fruchtlos und sie glaubte endlich genug gethan zu haben, wenn sie in dem Meer der Leidenschaft nicht unterginge.

Seit der Zeit hatte Emilie geschwiegen und ihrem Gatten deshalb nicht die mindesten Vorwürfe gemacht. Sie hatte ein zu hohes Vertrauen zu seinem Charakter, als daß sie nicht hätte gewiß sein sollen, daß diese Neigung nur ein vorübergehender Rausch wäre, und daß ihn seine Pflicht sicher in ihre Arme zurückführen würde. Nur war es ihr drückend, was sie dem Fragen ihres Vaters entgegensetzen sollte, der nun wohl sah und fühlte, daß nicht alles war, wie es sein sollte, dem aber seine Thätigkeit und sein weniger Sinn für die Reibungen der Welt die Verhältnisse unbeachtet ließ, die jeder Beobachtende auf den ersten Blick bemerken mußte. Niemand wagte es, ihm die Augen zu öffnen, jeder erschrak vor dem Gedanken, daß der alte Mann Verhältnisse erfahren sollte, die so unangenehm in alle Glieder der Familie eingreifen mußten.

Auch schien das Vertrauen zwischen Paulinen und Emilien verschwunden. Emilie, zu stolz und zu gutmüthig, die Anklägerin ihres Gatten zu werden, wollte ihren Schmerz allein tragen und ihn in ihren Busen verschließen; Pauline nahte sich nur zaghaft und hütete sich wohl, auch nur die leiseste Saite zu berühren.

In dieser Zeit wurden die Besuche der Fremden vom Weinberge immer häufiger; Robert schien ganz in der Liebe zu Antonien versunken, näherte sich doch aber bei alle dem immer mehr und mehr Paulinen, und war in ihrem Umgang ernster, wie sonst. Der Hofrath war ein bescheidener, stiller Verehrer Emiliens, und sie schien wirklich Behagen an seinem Umgang zu finden. Er wußte ihr unvermerkt Trost einzuflößen, und verstand die Kunst, ihr heilende, beruhigende Mittel zu reichen, ohne ihre Krankheit zu erwähnen. Im allgemeinen Gespräch, ohne daß es schien, als habe es eine nähere Bedeutung, wußte er trefflich in ihre Verhältnisse einzugehn, und dies so zart, daß sie zweifelhaft bleiben mußte, ob diese Worte ihr galten oder ob sie nur im Allgemeinen gesprochen waren.

Sein Umgang wurde ihr lieb. Sie gewöhnte sich endlich daran, daß, wenn alles um sie her hier und dorthin wanderte, er allein bei ihr zurückblieb und sie unterhielt. Sie blieb ganz unbefangen, selbst noch, als sie wohl fühlen mußte, daß diese Theilnahme, diese Wärme, mit welcher er über häusliches Glück und ehelichen Frieden sprach, aus der Tiefe eines liebenden Herzens hervor quoll. Er blieb aber ganz bescheiden in den Kreis der Bewunderung gebannt, unterdrückte seine Empfindungen, wagte nicht das leiseste Wort auszusprechen, was seine Neigung verrathen konnte, und blieb Herr seiner Gefühle; warum sollte sie denn auch den letzten Trost, die einzigen ruhigen schmerzlosen Stunden rauben, da sie für sich nichts fürchtete und er sich so ganz von der Vernunft leiten ließ!

Aber Hallbergen, mehr eingeweiht in die Schwächen des weiblichen Herzens, war des Hofraths Benehmen nicht fremd geblieben; ihm war anfangs dessen Unterhaltung mit seiner Frau willkommen gewesen. Er sah dadurch Emilien beschäftigt; desto ungestörter konnte er seinen Thor-

heiten folgen und mit Berta in höhere Regionen schwärmen, von Verbindung der Seelen träumen und sorglos und trunken in dieser idealen Welt über einem verborgenen Krater wandeln, der sich früh oder spät unter ihnen öffnen mußte. Jetzt aber wurde ihm die Sache bedenklicher. Emilie schien diese einsamen Zusammenkünfte gern zu sehen; er glaubte selbst, daß sie sie begünstigte, und längst schon wäre der Funke der Eifersucht zur Flamme geworden, hätten nicht Theresens Spötteln über diese ganze Sache und selbst Berta's bittere Bemerkungen über kleinliche Eifersucht ihn davon abgehalten.

Pauline aber hatte in der Stille den Hofrath belauscht. Seine glühenden Blicke, selbst ein triumphirendes Lächeln, das sie auf seinen Lippen zu erblicken glaubte, hatte sie ängstlich gemacht, und als sie einst von fern Emilien beobachtet hatte, als diese im Garten mit dem Hofrath allein saß, die Wärme ihres Gesprächs bemerkte, und das Interesse deutlich sah, welches Emilie an der Unterhaltung zu nehmen schien, so konnte sie es nicht länger über sich gewinnen, zu schweigen und warnend trat sie ihr zur Seite.

Sie erstaunte nicht wenig, als Emilie ruhig und ernst ihr entgegnete: Könntest Du mich wohl verkennen? könnte meine Pauline wohl glauben, daß Emilie je ihre Pflicht vergessen würde? So lange mein Herz ruhig schlägt, habe ich nichts zu fürchten.

Aber, liebe Emilie, wer vermag in die Tiefe Deines Herzens zu schauen, wer würde Dich gerecht beurtheilen, wenn der Schein gegen Dich wäre?

Der Schein? Du irrst, Pauline. Wer sich in sich selbst schuldlos fühlt, der darf die Verläumdung verachten.

Gute Seele! sagte Pauline gerührt. Wäre die Welt so rein, so engelrein wie Du, ja dann! — Ich fürchte, Hallberg sieht den Hofrath nicht gleichgiltig an Deiner Seite!

Hallberg! rief Emilie fast unwillig.

Dieses Wort gab zu Erörterungen Anlaß, die Freundinnen öffneten sich gegenseitig ihre Herzen; was sie still in sich verschlossen hatten, wurde laut; und Emilie schüttete ihren tief verhaltenen Schmerz in die Brust der Freundin.

Schweigen, dulden ist schön, ist löblich; aber nicht klug! sagte endlich Pauline. Ohne Bitterkeit würde ich ihn warnen, würde ihn bitten, zurückzukehren auf die Pfade des häuslichen Glücks!

Und wenn er mich kalt zurückstößt? —

Dann!

Ja dann?

Würde ich ihm entsagen.

Entsagen? — nein, Pauline. — Was man so innig für das ganze Leben in sein Herz schloß; ach, dem entsagt man nicht so leicht! Du kennst

den Schmerz nicht, sich von dem loszureißen, was man für die Ewigkeit liebte! — Pauline seufzte tief.

Du scheinst dies mit mir zu fühlen. Ach liebe Pauline! — lieber will ich dulden und tragen und vergehen.

Der Major unterbrach ihr Gespräch, Emilie entfernte sich bald, und Pauline unterrichtete ihn von dem, was zwischen ihr und Emilie vorgegangen war.

Wie die Sache in's rechte Gleis zurück zu führen sei, ohne den alten Vater damit bekannt zu machen, das war jetzt das Ziel ihrer Berathungen. Daß sie beide nicht länger blos ruhige Zuschauer bleiben konnten, das fühlten sie; nur über das Wie konnten sie sich nicht einigen. Auch Roberten sollten wir mit zu den Verhandlungen ziehen, sagte der Major. Ihnen, liebe Pauline, übergebe ich Emilien und Berta, ich übernehme Hallberg, und Roberten überlassen wir Therese, den Hofrath und Antonie.

Antonie? wiederholte Pauline unwillkührlich, was sollte denn diese hierbei?

Mehr, wie Sie glauben, Pauline; ich fürchte, sie ist mit im Komplotte.

Roberten wollten Sie aufopfern?

Aufopfern? —

Ja, aufopfern, und ihn in die Arme dieser Sirene werfen, die ihn umstrickend für immer fesseln würde.

Der Major sah sie beobachtend an.

Auch Sie glauben nicht, bester Major! fuhr Pauline fort, wie lieblich diese Zauberin lockt; ich belauschte sie oft; mit allem was nur fesseln, was nur reizen kann, umstrickt sie ihn.

Pauline! rief der Major, und mit einem Male lag das Herz des Mädchens offen vor ihm. Sie nehmen großen Antheil an Robert.

Sie erröthete und schwieg.

Ihm also, fuhr der Major, sich fassend, fort, überlassen wir Antonie, in deren Netze er mir nicht so gefangen scheint, wie Sie wohl fürchten, und wir bearbeiten die Andern.

Bei Emilien wird es mir leicht werden, sagte Pauline, nur zu kräftigem Handeln muß ich sie anregen; aber auf Berta vermag ich nicht wirken; die Leidenschaft hat sie zu mächtig ergriffen, und wenn nicht ein neues stärkeres Gefühl sie vertreibt, so geb ich sie verloren!

Der Major sprach noch heute offen mit Hallberg, und schilderte ihm das Schreckliche der Lage, in die er diese so achtungswerthe Famile stürzen würde, die ihn so zutrauungvoll in ihre Mitte aufgenommen habe; er malte ihm das alles treu und wahr, vermied alles Bittere, alles ihn Erniedrigende. Anfangs schien Hallberg gerührt zu sein; er mußte die Wahrheit dieser Worte fühlen; bald aber schien er beleidigt, und es entfuhr ihm sogar ein leiser Anklang von Trennung, den der Major absichtlich nicht zu bemerken schien. Sie gingen zwar, dem Aeußeren nach,

freundlich auseinander, doch fruchtlos war diese Unterredung gewesen, und das Verhältniß wohl mehr noch gestört, als gebessert.

Gleichen Erfolg hatte Paulinens Warnung auf Berta gehabt; nur äußerte sie auf diese eine ganz andere Wirkung; Hallbergen war es unangenehm, daß Andere sein Verhältniß zu seiner Schwägerin ahnten; Berta aber leugnete gegen Paulinen ihr Verhältniß nicht, und schien stolz zu sein, von einem Manne, wie Hallberg, geliebt zu werden. Auf der Höhe, wo sie mit ihm stände, sagte sie, trotze sie dem Urtheil der Welt und Allen; ihrer Reinheit, ihres Seelenadels sich bewußt, würde nichts sie vermögen, ihrer Liebe zu entsagen.

Pauline verließ mit beklommenem Herzen diese Ueberspannte, die ihren Sinnenrausch mit dem Glanz des Idealen umgab, und die Stimme ihrer Leidenschaft für Harmonie höherer Sphären hielt. Hier, das wußte sie nun gewiß, war aller Rath, alle Theilnahme verschwendet, hier mußte man das Schicksal walten lassen.

Robert hatte während dem, hundertmal von seinen Sinnen verführt, seine Vorsätze vergessen; aber immer wieder schnell den zerrissenen Faden der Vernunft aufgefaßt und war immer leicht wieder zu sich gekommen. Antonie half ihm treulich. Das: bis hierher und nicht weiter, schien sie meisterhaft gelernt zu haben; sie schob ihn sanft von sich und zog ihn dann desto heftiger wieder an; es war ein Wechsel von Locken und Abstoßen, daß endlich der Unbefangenste aufmerksam werden, oder, in ihren Schlingen gefesselt, verschmachten mußte.

An einem Sonntage war die Gesellschaft in Engelsruh. Robert hatte alles gethan, um diesen Tag zu einem kleinen Feste umzuschaffen. Er machte den artigen Wirth, ordnete alles an, und jede Freude, jedes Vergnügen, was das Landleben bieten kann, breitete er vor seinen Gästen aus. Es schien auch, als wären heute wenigstens die Wolken verschwunden, die den reinen Himmel von Lindenbruch getrübt hatten. Alle schienen sich vorgenommen zu haben, recht fröhlich zu sein, und da es Mondschein war, gab jeder gern Roberts Bitten nach bis spät in die Nacht zu bleiben; nur der Hauptmann bedung sich aus, daß er für seine Person zur rechten Zeit nach Hause zur Ruhe eilen könnte.

Es war das erstemal, daß sie den Major in Engelsruh besucht hatten. Bauten, Einrichtungen, die noch nicht beendet waren, hatten ihm bis jetzt diese Freude entzogen, und nun alles stand und war, wie er es gewünscht hatte, so führte er auch mit Selbstzufriedenheit seine Freunde in seiner neuen Schöpfung umher.

Als der Abend zu dämmern begann, schlenderten die jungen Leute dem See zu, die Alten rauchten ihr Pfeifchen und besprachen, was noch

alles zu thun sei, ehe sie ihre Güter so recht in den Stand gesetzt haben würden, wie sie es wünschten. Emilie, die sich nicht wohl fühlte, war allein zurückgeblieben, und setzte sich in ein kleines Gartenhäuschen, wo ihr der Zufall Göthe's Wahlverwandtschaften in die Hand gab, die sie dort aufgeschlagen fand. Bald gesellte sich der Hofrath zu ihr. An die Unterredung mit Paulinen denkend, war sie verlegen; er deutete dies wahrscheinlich anders. Er wurde kühner, er berührte die ehelichen Verhältnisse; sie ersuchte ihn, zu schweigen, doch er schien nicht darauf zu achten. Sie stand mit Würde auf, bat ihn, sie zu verlassen, und nie wieder einen Punkt zu berühren, über welchen es ihm zu sprechen nicht gezieme; er ergriff ihre Hand, hielt die Zitternde fest und sank vor ihr nieder. Das glühendste Geständniß der Liebe strömte von seinen Lippen — empört wollte sie entfliehen; da öffnete sich die Thür, Hallberg, Theresen am Arm, trat herein, doch schnell zog sie ihn zurück, der Hofrath verließ den Pavillon, und Berta und Pauline fanden gleich darauf Emilien ohnmächtig auf dem Sopha liegend.

Hallberg wüthete, Therese suchte ihn zu besänftigen, und von dem Orte hinwegzuziehen. Es gelang ihr endlich. Sie suchte ihn zu beruhigen, und wußte nach und nach das, was er gesehen, ihm als ein Glück vorzustellen, das er benutzen solle, um sich aus diesem Labyrinth herauszuwickeln, und sich in den sichern Besitz von Berta zu setzen. Ich habe Sie geliebt, sagte sie bewegt, ihren Kopf an seine Brust legend, innig und treu. Sie verließen mich; sie reichten die Hand, die ich mein nennen durfte, einer gleisnerischen Heiligen. Sie opferten mich nun dieser und doch habe ich für Ihr Glück gebetet; doch habe ich ohne Neid Sie in Berta's Armen ruhen sehen, und doch konnte ich — ach, wenn auch mein Herz verbluten mußte — mit Freuden den Wonnekuß belauschen, den Sie auf ihre Lippen drückten. Sein Sie glücklich im Arm dieses Mädchens, das Ihrer werth ist, zerreißen Sie das Band, das Sie an diese Treulose fesselt; dies ist der sehnlichste Wunsch ihrer verlassenen Therese. Thränen quollen aus ihren Augen.

Erstaunend sah Hallberg das weinende Mädchen an, die noch immer wie ein Opfer in seinen Armen ruhte. Nur für einen Moment flog ein düsterer Gedanke an ihm vorüber, schnell verschwand er, und zeigte ihm die einst Geliebte von der uneigennützigsten Freundschaft umstrahlt.

Sie bat ihn nur den Hofrath zu schonen. Er solle diesen seinen Weg ruhig fortgehen lassen, damit man ihn desto eher als Mittel zur Trennung gebrauchen könne, und auch gegen Emilie der Sache nicht erwähnen. Er versprach es, und war in ihrer Schlinge gefangen.

Während nun in Engelsruh diese Scenen, die unglücklichen Vorboten noch trüberer Tage, alles beschäftigten, während die Alten, noch plaudernd und von alle dem, was vorging, nichts ahnend ihr Pfeifchen rauchten, schwamm Robert mit Antonien auf einem Kahn mit schwellenden Segeln der Insel zu.

Sieh, liebe Antonie! sagte er nun, wie der Kahn dahin glitt, als ich Dich das erstemal sah, Du um den Loniceren-Busch gerudert kamst — ich wollte Dich noch malen können, — und Dein dunkles blaues Auge wie Pfeile mein Herz traf, da schon sah ich nur Dich! Als Du nun wieder schwandest, Dein Tuch diesem Segel gleich, im Abendwinde rauschte — ach, liebe Antonie, da trieb mich die Sehnsucht unaussprechlich nach Dir hin — und ich fand Dich. — Jetzt segeln wir vereint über die bläuliche Fluth, als schwebten wir auf unserm Lebenskahn dahin; keine wilde Welle bewegt das gleitende Schiff und nur ein leiser Abendwind schwellt das Segel. So sei auch unsre Zukunft, ruhig und vom linden West des Schicksals getrieben, wollen wir vereint die Bahn unsers Lebens durcheilen. Vor uns ist der Spiegel rein und klar, hinter uns, wenn das Schiff vorüber gleitet, schließen sich die getheilten Wogen, und wir sehen eine eben so ruhige, reine, ungetrübte Vergangenheit hinter uns.

Antonie erröthete.

Warum färben sich die schönen lieblichen Rosen Deiner Wangen purpurn, geliebtes Mädchen? Sie sind in ihrer natürlichen Blüthe zu schön, um sie noch höher zu malen, Die Gegenwart, die Vergangenheit war es ja nicht, die sie fürchte, und die Zukunft? — er drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen — die Zukunft, sie wird auch ruhig uns erscheinen.

So tändelte er fort, bis sie ans Ufer kamen. Er sprang heraus, sie folgte; er wollte das Schiff an einen Weidenstamm binden; sie beugte sich neckend nach ihm, drückte einen Kuß auf seine Stirn, die Kette entglitt ihm — dorthin schwamm der Kahn.

Aengstlich schrie Antonie auf, lächelnd sah Robert dem Kahne nach. Die Kette entschlüpfte mir durch Dich, sagte er, wie an der Fischerhütte mein Gefangener, Alles entflieht mir durch Dich, nur Du selbst nicht, wohl aber die Zeit, und der Kummer. Wie Robinson, wollen wir nun hier hausen, in das kleine Binsenhäuschen uns setzen, und so hinüber nach den Zurückgelassenen und nach dem dahinschwebenden Kahne schauen, und uns wenig kümmern, ob ein anderes Schiff landen und uns abholen wird!

Aber mein Gott! sagte Antonie, sich an ihn schmiegend, es wird schon Nacht!

Hier unter dem Obdach wollen wir sie schon fröhlich zubringen, mein Mantel soll Dich vor Kälte schützen und meine Brust Dich erwärmen; und wenn mich friert, möge der Mond Deine lieblichen Augen beleuchten, und ihre Strahlen durchglühen mich dann wie Flammen.

Immer inniger wurde Robert, Antonie verging fast vor Angst und Liebe. Sie lag ihrer unbewußt in seinen Armen; er blickte sie schmachtend und sehnend mit freudetrunkenen Augen an, und drückte sie zärtlich an seine Brust.

Doch schob er sie jetzt leise zurück und trat vor sie: Liebst Du mich denn auch wirklich?

Mein Robert!

So innig und herzlich, wie wahre Liebe es verdient?

Sie sank an seinen Hals.

Trübt nichts den Himmel Deiner reinen Liebe?

Bei diesen Worten riß sie sich schluchzend von ihm los, setzte sich schweigend auf die Bank, und verbarg ihr Gesicht in beide Hände.

Antonie! sagte nun Robert, nachdem er sie lange schweigend betrachtet hatte: ist Deine Liebe rein und heilig, liebst Du mich redlich und treu, so sprich und laß es mich von Deinen süßen Lippen hören.

Sie erhob sich langsam, und sah ihn schmerzvoll an. Robert! sagte sie nun feierlich. — Was ich für Dich fühle, ist, so war mir Gott gnädig sein möge an jenem Tage, es ist reine, innige Liebe; nur Du, setzte sie langsam hinzu, nur Du bist noch der Engel, der mich mit meinem Schicksale, mit mir selbst versöhnen könnte.

Mit Deinem Schicksale, mit Dir selbst soll ich Dich versöhnen? Ja Robert! — Doch laß uns schweigen. Es ruht über mir ein düsterer Schleier, heb' ihn nicht auf, lüfte Du ihn nicht — Ich darf es nicht! —

Antonie! sagte Robert gerührt. Ich hing mit Innigkeit, mit Liebe an Dir, ich träumte mich glücklich, selig in Deinem Besitz, da verhüllst Du Dich vor dem Geliebten, weckest statt der engelreinen Liebe düstre Ahnungen in ihm, und bleibst verschleiert vor ihm stehen.

Forsche nicht weiter, Robert! — Ein Schwur bindet meine Zunge, meine Schuld verschließt mein Herz, setzte sie nach innerem Kampfe leise hinzu. Ich liebe Dich! fuhr sie mit Heftigkeit fort, ach, dies thörigte Herz wärmte sich noch einmal an dem Sonnenstrahl der Liebe, um von neuem zu erkalten.

Antonie! sagte er, indem er sie an sich drückte. Sei wahr und offen gegen mich, was lastet auf Deinem Herzen?

Sie blickte schmerzlich an ihm hinauf, drückte noch einen Kuß auf seine Lippen, wand sich sanft aus seinen Armen und entfernte sich.

Herr von Wellbach! sagte sie nach einer Pause, als sie von ihrem einsamen Spaziergang zurückgekehrt war. Lassen Sie mich, lassen Sie dies Herz verbluten und mich schweigen! Er wollte sie umarmen. Nicht das! — Ein guter Geist schwebt über mir, er führt mich mir selbst wieder zurück!

Von diesem Augenblicke an war sie still und ängstlich; es war ihm nicht möglich, das vorige Gespräch, auch nur auf Augenblicke, wieder anzuknüpfen, sie blieb still in sich gekehrt sitzen.

Roberten wurde jetzt dies Verhältniß drückend. Er fand glücklicherweise am andern Theil der Insel einen kleinen Kahn in einer Bucht, sie traten den Rückweg an.

Stumm saß sie ihm gegenüber; er nahm endlich die Flöte aus der Tasche und blies; jedoch nur einige Töne, der Kahn schwankte ohne Leitung, er mußte enden und das Ruder wieder ergreifen. — Es war ein herrlicher Abend, der Mond tauchte sich in die spielenden Wellen und spiegelte sich in ihren Thränen, die leise herab träufelten. Robert ehrte ihren Schmerz; alles war still um sie her.

Währe es doch auch so ruhig in meinem Herzen, sagte sie endlich, das Schweigen unterbrechend, und tobte der Sturm nicht mehr in meinem Innern und wäre die Welle mein Grab. Sie erhob sich. Erschrocken sprang Robert auf sie zu. — Sein Sie ruhig, Herr von Wellbach, das Leben söhnt uns mehr mit uns aus, als der Tod. — Wir müssen büßen, eh' wir enden.

Sie landeten. Daß wir so zurückkehren würden, Antonie, das glaubt' ich nicht, sagte Robert, als sie ausgestiegen waren.

Besser so, als anders! erwiderte sie ernst und nahm den Arm, den er ihr bot.

Als sie auf den Hof kamen, fanden sie Alles in Bewegung. Ein gepackter Reisewagen hielt vor der Thür. Er ist's! rief Robert aus, und zog die zögernde Antonie schnell mit sich fort durch's Haus in den Saal. — Mein Herrmann! rief er aus und sank in des Freundes Arme!

— Jesus Maria! schrie Antonie hinter ihm und sank ohnmächtig nieder.

Alles eilte ihr zu Hülfe; doch kaum hatte sie der Fremde erblickt, so zog er Roberten in ein Nebenzimmer. Sag mir, Wellbach, wie kömmt diese Antonie hieher?

Kennst Du sie?

Ob ich sie kenne! warum schriebst Du mir dies nicht?

Konnt' ich's ahnen? aber wie, wodurch kennst Du sie?

Laß das, laß das bis morgen, sagte der Fremde, kehre zu der Unglücklichen zurück und steh' ihr bei.

Durch Paulinens Sorgfalt war sie wieder zu sich gekommen. Sie bat dringend, sie nach Hause bringen zu lassen. Es wurde angespannt und sie fuhr mit Berta und Paulinen nach Lindenbruch zurück, wohin Hallberg mit Emilien und Theresen schon früher voraus gefahren war. Der Hofrath hatte sich zuerst entfernt.

Roberten floh der Schlaf; Antonie stand zu lebhaft vor ihm; er nahm zu innigen Antheil an dem Schicksal dieses reizenden unglücklichen Mädchens, als daß sich seine müden Augen hätten schließen können; und noch fand ihn am andern Morgen ein Bote von Lindenbruch wach, der ihm einen Brief von Antonien brachte. Er las:

Leichtsinnig betrat ich diese Gegend; ernst, in mich gekehrt hab' ich sie verlassen; denn in dem Augenblick, wo Sie diesen Brief erhalten, ist Antonie schon fern von Ihnen.

Ach könnte, dürft' ich Ihnen alles das Räthselhafte lösen, was für sie in meinem Betragen liegen muß; könnte sich doch die Schuldige mindestens entschuldigen! — Gott! was ich darf, was ich der Feder anvertrauen darf, sollen Sie wissen.

Ihre Sinne zu bestricken, Sie von Berta abzulenken, Sie zu fesseln, kam ich hieher. Vom Schicksal grausam gezwungen, eilt' ich meinem Verderben entgegen. — Ich sah Sie, ich wurde Ihnen theuer, ach! und statt Sie zu umgarnen, lag ich in Ihren Armen mit der Sehnsucht der innigsten heißesten Liebe. Mein Herz ist so schwach, es öffnet sich so leicht den Eindrücken, die sich ihm sanft und liebend nahen — ich fühlte, daß ich für wahre Liebe noch nicht abgestumpft — für reine Liebe aber verloren sei. Ich habe treu gekämpft mit meiner Leidenschaft, den Händen des Satans konnt' ich mich selbst in den Armen des Geliebten nicht entreißen; ich schwebte zwischen Himmel und Hölle.

Haben Sie mich wirklich geliebt, so bannen Sie diese unglückliche Leidenschaft aus Ihrem Herzen; denn — ich bin Ihrer unwerth. O wie schwer wird es mir, diese fürchterliche Wahrheit auszusprechen, wie lastet sie auf meinem schuldvollen Herzen.

Vergessen Sie mich und hüten Sie sich und Ihre Freunde vor Theresen. Mehr darf ich nicht sagen. Wer ich bin, werden Sie vom Grafen Sternfeld erfahren; ich vermag es nicht, Ihnen zu sagen.

Leben Sie wohl und bedauern Sie ein Mädchen, das Sie auch im Entfliehen noch innig liebt, deren letzte Knospe der Hoffnung der Sturmwind schon im Entfalten knickte.

Antonie.

Schweigend legte Robert den Brief zusammen. Er war auf alles vorbereitet gewesen, er hatte den Zusammenhang geahnet; aber überraschend waren ihm Antoniens glühende Gefühle für ihn, die sich in diesem Briefe und schon am gestrigen Abend auf der Insel so laut ausgesprochen hatten. Er eilte zum Grafen Sternfeld; er war nemlich der Fremde, der gestern Abend gekommen war, und gab ihr Antoniens Brief. Dieser durchlas ihn, war erschüttert, und es dauerte einige Zeit, bis er sich fassen konnte.

Armes unglückliches Geschöpf! rief er endlich aus. Wie sehr bist Du zu beklagen, wie unaussprechlich elend hat Dich Dein Schicksal gemacht.

Als ich vor zwei Jahren auf meiner Reise nach der Schweiz und Italien durch St. kam, lernt' ich zufällig Antonie und ihre Mutter bei einer Landpartie kennen, die wir nach einem benachbarten Badeorte machten. Schön, in voller Blüthe, umstrahlt von dem Liebreiz, den die Unschuld so zauberisch um die Jungfrau verbreitet, fesselte sie mich. Leicht wurde es mir, Zutritt in ihrem Hause zu bekommen; die Mutter war eines jener leichtsinnigen Wesen, die das vermeintliche Glück ihrer Töchter gründen wollen, es koste, was es wolle, und denen hierzu alle Mittel erlaubt schei-

nen. Kaum erfuhr sie, wer ich sei, kaum sah sie in mir eine vortheilhafte Partie für Antonie, so war ich ihr in jeder Art willkommen. Antoniens Bruder, ein gleisnerischer, gewandter, einschmeichelnder Mensch, der jede äußere Gestalt, die ihm für den Augenblick vortheilhaft scheint, annehmen kann, wann er nur will, hing sich an mich, seufzte mit mir, oder machte den Roué, wie es die Umstände erforderten. Er war der geheime Bote unsrer Liebe.

Ich glaubte damals, es sei das erstemal, daß ich wahrhaft liebe; ich glaub' es auch jetzt noch. Ich liebte Antonie mit der höchsten Gluth, mit den edelsten Absichten. Ich verzögerte meine Abreise, schrieb an meine Mutter, deren Willen, wie Du weißt, ich auch jetzt noch streng ehre, und bat sie um ihren Segen. Früher, ehe die Antwort kam, mit Antoniens Mutter über unsre Verbindung bestimmt zu sprechen, schien mir, bei dem strengen festen Charakter meiner Mutter, zu gewagt, ich schwieg und erwartete ihre Antwort. Sie kam; aber ach, zu spät! — Mich fester zu halten, mich unauflösbar zu ketten, legte die strafbare Mutter Fallstricke, die das junge, schuldlose Mädchen nicht ahnete, und in die ich fiel. Antonie war mein, ehe das Schreiben meiner Mutter mir die Einwilligung gab, ehe des Priesters Hand den Bund segnete.

Meine Mutter hatte mir in ihrem Briefe streng befohlen, ich sollte erst meine Reise beenden, und das halbe Jahr, während dem ich auf Italiens Fluren schwärmte, sollte der Probierstein unsrer Lieb' und Treue sein, ehe ich mich verheirathete. Ich mußte mich nun zwar trennen; doch gab Antonien und mir dieser Brief das Leben wieder, wir schwuren uns ewige Treue; ich reißte nach Italien ab.

Das halbe Jahr verstrich schnell. Ueberall umschwebte mich die holde liebliche Gestalt meiner Braut, umgaukelten mich lockende Bilder, die mir jenen seligen Augenblick zurück zauberten. Ich flog dem Vaterlande zu. — Uebermorgen, so schrieb ich von Basel durch eine Staffette an sie, wenn alles schläft, schleicht sich Dein Herrmann zu Dir, in dein freundliches Stübchen, Geliebte, dann! dann! — Ich reiste von Basel ab, doch kaum hab' ich Carlsruh verlassen, bricht der Wagen, ich werde mehrere Stunden aufgehalten; doch durch Geld und Bitten bin ich endlich Abends 8 Uhr auf der letzten Station. Um 11 Uhr konnte ich in St. sein. Da führt mir mein Unglücksstern ein paar Studenten in den Weg, die nun absichtlich, wie es schien, mit mir Händel anspinnen und denen ich, bei allem guten Willen, nicht aus dem Wege gehen konnte. — Ich muß mich schlagen, verwunde meinen Gegner bedeutend, und erst um 10 Uhr rollt mein Wagen fort.

Es war Mitternacht längst vorüber. Ich steige im Gasthof ab, zünde meine Blendlaterne an, nehme den wohlverwahrten Gartenschlüssel, und eile dem Hinterpförtchen zu. Die Thür ist offen — o treue Vorsicht, die mich erwartend die Pfade mir ebnet, ich gehe leise durch die Hinterthür

längs dem Corridor hin zu ihrer Thür. Ich öffne sie leise, schleiche hinein, und indem ich die Blendlaterne unter dem Mantel vorziehe, seh ich — Antonien in den Armen des Prinzen X. liegen und verlasse zähneknirschend das Zimmer.

Ich war zu meinem Glück ohne Waffen. Ich glaube, ich hätte ihn in diesem Augenblicke gemordet. — Jetzt aber, in sternenheller Nacht, angeweht von der rauhen Nachtluft, kühlte sich mein Blut. Sie, die in den Armen eines Andern lag, schien selbst einer Rache unwerth. — Ich kehrte in den Gasthof zurück, schrieb ein paar Worte voll Verachtung an sie und verließ noch in der nemlichen Nacht die Stadt.

Erlaß mir die Beschreibung meiner Empfindungen, Du hast mich in dieser Zeit gesehen, mich bedauert, ohne zu ahnen, was mich so tief schmerzen konnte.

Bei meiner Mutter angelangt, erhielt ich einen Brief Antoniens, der mich tief erschütterte. Ihr Bruder hatte die Unglückliche dem Prinzen verkauft, leichtsinnig, wie Antonie war, hatte sie diesen Bruder die Verhältnisse ahnen lassen, in denen wir gegenseitig standen, auch meinen Brief, den ich ihr von Basel aus geschrieben, hatte sie ihm gezeigt. Hierauf baute er seinen höllischen Plan. Er schickte mir einen Vertrauten entgegen, während der Nacht in Carlsruhe wurde an meinem Wagen die Axe beschädigt; die Studenten waren seine Helfershelfer. Der Prinz erschien — Antonie umfing ihn und glaubte in den Armen ihres Geliebten zu ruhen; man erwartete mich nicht in dieser Nacht, am Morgen sollte Antonie ihr unglückliches unabänderliches Schicksal erfahren, und von der Noth gezwungen, schweigen.

Mich schmerzte die Betrogene, aber nach meinem Gefühl, meinen Grundsätzen konnte ich ihr nur mein Mitleid, meine Theilnahme schenken: nur dieses tröstliche konnte ich ihr bieten. Sie als Freund ewig zu umschweben, für sie brüderlich zu sorgen, selbst ihrem Bruder zu vergeben, auch diese Bitte ihr zu erfüllen, versprach ich ihr feierlich.

Doch bald verschwanden auch diese Gefühle für sie, sie blieb die Geliebte des Prinzen, ward seine öffentliche Maitresse, und wurde schnell von ihm verlassen. Sie lebte seit der Zeit bald hier, bald dort in zweideutigem Ruf und in den drückendsten Vermögens-Umständen, da ihr Bruder, des Prinzen wegen, seinen Posten verlor, und die Mutter ganz arm gestorben war. Ich unterstützte sie heimlich; doch seit einiger Zeit waren sie aus der dortigen Gegend verschwunden, und sonderbar genug, muß ich sie hier finden.

Robert erzählte nun dem Grafen Sternfeld die nächsten Umstände, unter denen Antonie hier aufgetreten war, und machte ihm mit den Verhältnissen bekannt, die ihn zu der Bitte an seinen Freund vermocht hatten, schleunig hieher zu kommen. Er sollte ihn durch Rath und That unterstützen, und ihm in der Stille entworfenen Plan ausführen helfen. Hierzu

konnte aber auch niemand passender sein, als Graf Hermann, der, ein Ideal männlicher Schönheit, mit gebildetem Geist ganz in Besitz der Gewandtheit und des feinen Umgangs war, der nur dem gebildetem Mann aus höheren Ständen eigen ist. Er hatte seit der Bekanntschaft mit Antonien viel unter Weibern gelebt, hiedurch das schöne Geschlecht genau kennen gelernt, und fürchtete jede ernste Verbindung, jedes leidenschaftliche Annähern, und in dem Plane seines Lebens standen die Weiber nicht als Zweck, immer nur als Mittel. Dies waren die Grundsätze, die sein Verstand sich gebildet hatte, mit denen aber sein Herz nicht einverstanden war. Dies glühende ward ewig angezogen und gefesselt, und nur mit Mühe errang der Verstand den Sieg. Robert, der ihn in diesem Punkte genau kannte, glaubte in ihm zu seinem Plane den rechten Mann gefunden zu haben, und hatte sich auch nicht in ihm getäuscht. Mit Freuden versprach ihm der Graf, in Allem ihm behülflich zu sein, und über das Verhältniß Antoniens gegen jedermann zu schweigen.

Als Emilie mit Hallberg nach Lindenbruch zurückgekehrt war, fühlte sie nun wohl, daß die unangenehme Begebenheit mit dem Hofrath sie zwänge, gegen ihren Mann Verhältnisse zu berühren, über welche sie so gern geschwiegen hätte. Kaum mit ihm allein, sagte sie ihm ganz offen, daß es schien, ihm habe die Zudringlichkeit des Hofraths Mißtrauen eingeflößt; sie begreife das Benehmen dieses Mannes selbst nicht, der bis jetzt sich immer so bescheiden betragen, und nur gestern aus seiner Rolle getreten zu sein scheine. Hallberg lächelte spöttisch. Sie hoffe doch, fuhr sie mit Würde fort, daß ihr Benehmen ihm wohl keine Ursache gegeben habe, ein so beleidigendes Mißtrauen zu nähren. Hallberg lächelte wieder und schwieg. Alles Bitten, selbst Emiliens Thränen, konnten ihn nicht dahin bringen, mit Worten das auszudrücken, was in seinem Innern vorging; er schwieg.

Die Nachricht, die vom Weinberg erscholl, daß der Hofrath und seine Schwester in der Nacht plötzlich abgereist seien, setzte in Lindenbruch alles in Bewegung und machte hier sehr verschiedene Eindrücke. Emilie freute sich, daß das Verhältniß, welches, wie sie befürchtete, zwischen ihrem Manne und dem Hofrath eintreten konnte, nun nicht mehr statt finden, und Letzterer ihr nicht mehr mit seinen Zudringlichkeiten lästig fallen würde. Therese schien sich zu freuen, daß ihr Urtheil über die Geschwister, sie für Abenteurer zu halten, gegründet sei, und war bösartig genug, gegen Hallberg zu äußern, daß durch diese schnelle Flucht der Hofrath den Beweis seiner Schuld gegeben habe, und daß ein Verhältniß zwischen ihm und Emilie statt gefunden haben müsse. Der thörichte, leidenschaftliche Mann fand dies auch, und freute sich nun, seine edle Gattin neben sich tief stellen zu können.

Berta'n war die Sache gleichgiltig; indes mehr unangenehm, als lieb; denn nun waren zwei Menschen, Emilie und Robert, ohne Beschäftigung, und ihr eignes Thun und Treiben war mehr der Beobachtung ausgesetzt.

Am meisten freute sich aber wohl Pauline, daß Antonie nicht mehr zugegen war, so ungern sie sich selbst auch das gestand und erklären wollte.

Schon am nemlichen Morgen kam der Major mit Robert und dem Grafen nach Engelbruch. Sie stiegen zuerst bei dem Pfarrhause ab, wo Pauline ihnen mit der Nachricht entgegen kam, daß der Hofrath und Antonie plötzlich abgereist wären. Sie fürchtete, daß dies auf Robert einen tiefen, schmerzlichen Eindruck machen würde — doch es erfolgte das Gegentheil. Ich wußte ihre Abreise schon heute in aller Frühe, als Sie, meine liebe Pauline, noch in festen Träumen versunken, schlummerten, sagte er, nichts weniger, als traurig. Es ist gut, daß sie fort sind.

Sie werden sie aber sehr vermissen, Herr von Wellbach. Der Magnet, der Sie nach Lindenbruch zog, hat seine Kraft verloren; wir werden Sie nun wohl nicht mehr so häufig hier sehen?

Gewiß eben so oft, als sonst, liebe Pauline, antwortete er lächelnd. Denn ich glaube, unsre Anwesenheit hier möchte wohl räthlich sein.

Ja wohl! sagte Pauline, die durch Berta schon in etwas von der Scene mit Emilien und dem Hofrath unterrichtet worden war. Sie besprachen sich lang und ernst hierüber. Er sagte ihr ganz offen, wie er mit Antonien gestanden; daß er seit jenem Abend im Weinberg an ihrer Reinheit gezweifelt und sich nicht geirrt habe. Er erzählt ihr die Begebenheit des gestrigen Abends und gab ihr Antoniens Brief. Pauline erröthete und seufzte; sie fühlte Mitleid mit der Unglücklichen. Doch die Warnung vor Theresen bestärkte sie in ihrer Vermuthung; sie glaubte nun ihres Urtheils über diese gewiß sein zu können. Doch war immer noch der Faden zu lose, zu unbestimmt in ihrer Hand, um ihn sicher fortspinnen zu können. Sie mußten noch über Therese schweigen, und konnten sie nur beobachten.

Aber trotz allen diesen offenen, freundschaftlichen Mittheilungen blieb Robert Paulinen ein Räthsel; sie wähnte immer noch, er liebe Antonien leidenschaftlich. Sie hatte geglaubt, ihn über ihre Abreise außer sich zu sehen, und er schien darüber vergnügt! War es nun Leichtsinn, der das Entflohene schnell vergessen ließ, oder war es Wahrheit, da er ihr sagte, nur seine Sinne, nicht sein Herz, wären von Antonien bezaubert gewesen?

Der Graf Sternfeld wurde auch auf dem Schlosse vorgestellt, wo er allgemein gefiel. Der schöne, liebenswürdige, gebildete Mann mußte schon bei seinem ersten Eintritt in jedem Zirkel Aufmerksamkeit erregen, und so entging es auch Hallbergen nicht, daß Berta's Augen wohlgefällig auf ihm ruhten. Nur der Graf selbst schien dies nicht zu bemerken; er sprach viel mit dem alten Hauptmann, und wenn er in den Zirkel der Frauen zurücktrat, widmete er seine ganze Aufmerksamkeit Theresen; Emilie und Pau-

line schienen nicht für ihn da zu sein, und Berta schenkte er nur flüchtige, aber interessante Momente.

In einem geselligen Familienkreis bewirkt jedes neue Glied, das eintritt, eine Stockung, oder die Maschine bewegt sich schneller durch ihn; die Verhältnisse ordnen sich anders, und mit ihnen die Menschen.

Therese hatte bis jetzt isolirt gestanden, sich bald hier, bald dort angelehnt; von keinem, selbst von Berta nicht angezogen, nur in sich lebend, war sie die Beobachterin Aller gewesen, und fast konnte man sagen: der Hebel aller Begebenheiten. Jetzt schien sie sich anders zu stellen. Der Major, durch die Vernunft in's Gleichgewicht zurückgebracht, war der Begleiter der stilltrauernden Emilie. — Der Graf Sternfeld bewarb sich offen um Theresens Gunst. Robert umschwärmte Paulinen, die ihm bei jeder Annäherung ängstlich auswich. Nur wenn ihr Gespräch Emilien betraf, waren sie innig und herzlich; betraf es ihr eignes Ich, oder gleichgiltige Gegenstände, so entschlüpften sie mit Witz und Laune, um sich schnell wieder zu finden. Hallberg und Berta waren sich nun ganz selbst überlassen, doch ohne daß sie es bemerkten, von Robert und Paulinen beobachtet.

So lebte dieser einst so ruhige Familienzirkel in einer Art gegenseitiger Spannung und Fehde, Der Hauptmann und der Pastor Ehrenberg schienen die einzigen ruhigen zu sein, und doch drückte auch sie Sorge und Kummer.

An seinen alten bewährten Freund, der, wie er, abgezogen von dem gesellschaftlichen Gewühl lebte, hatte sich der Hauptmann gewendet, und ihn um Aufklärung über die Verhältnisse seiner Kinder gebeten. Hier war es wohl das erstemal, daß der Pastor Ehrberg nicht ganz offenherzig gegen seinen Freund war: daß er verbarg, was in seinem Innern vorging; denn wo hätte er das, was er ahnete, dem alten Mann sagen mögen. Er suchte ihn zu beruhigen, stellte ihm vor: wie wohl öfters im ehelichen Leben aus Kleinigkeiten ein Zwist, ein Mißverständniß entstände, das leicht angesponnen, aber eben so leicht wieder gehoben würde. Die Menge Umgebungen, meinte er, taugten nichts für ein junges Ehepaar, das die Fliterwochen hübsch still für sich durchleben und genießen müßte, und er rathe dem Hauptmann, die Damen aus der Stadt wieder dahin zurück zu schicken.

Das war und freilich dem Alten unmöglich, der eine herzliche Freude gehabt hatte, daß Berta endlich einmal Geschmack am Landleben zu finden schien. Er schüttelte sorgsam den Kopf, nahm wohl zehnmal sein Käppchen ab, und setzte es wieder auf, ein Zeichen seiner inneren Unruhe, und blieb bei seiner Behauptung: daß es anders werden müßte, was aber, und wie es anders werden sollte, das wußte er freilich sich selbst nicht zu sagen. Er sah nur so viel, daß seine Emilie so traurig war.

In dem Pastor Ehrberg hatte diese Unterredung einen Entschluß begründet, den er schon früher gefaßt hatte. Von Natur sanften, furchtsamen

Gemüthes, hatte er sich gescheut, in das Rad der Begebenheiten einzugreifen, und immer gefürchtet, daß er statt zu bessern, verschlimmern könne. Jetzt, da er das Gemüth seines Freundes so verstimmt fand, und dieser im Begriff war, die Binde von den Augen wegzuziehen, die ihm den klaren Blick verhüllte, so hielt er es für Pflicht, nicht länger zu schweigen, und der Zufall war ihm zur Ausführung seines Vorhabens günstig.

Therese hatte Kopfweh. Der Graf, der mit Robert mehr in Lindenbruch, als in Engelsruh war, hatte alle mögliche kleine Aufmerksamkeit für sie; er war nicht von ihr gewichen, hatte ihr den ganzen Hausschatz seiner medizinischen Kenntnisse geöffnet, um ein Mittel darin für diese Pein aufzufinden — aber nichts wollte helfen, sie mußte zur Ruhe, sie mußte sich zu Bette legen. Der Graf Sternfeld blieb allein, besah die schönen Anlagen im Garten, und ging den Weg zur Einsiedelei. Hier fand er Berta, auf der Rasenbank sitzend und stickend. Sie schien eben aus ernsten Gedanken erwacht, als er vor sie trat. Er setzte sich neben sie. Berta lenkte bald das Gespräch auf Therese und fragte ihn fast spottend, warum er seine Kranke verlassen habe? Und es schien, als wolle sie sich das Vergnügen machen, ihn zu necken.

Doch der Gewandte wußte so leise und unbemerkt dem Gespräch eine andre Richtung zu geben; was er sagte, war so wahr, der Ausdruck, mit dem er sprach, so innig, so anziehend, daß sie sich, ohne daß sie es ahnete, mit einemmale in ein sehr ernstes Gespräch verwickelt sah. Er sprach über häusliches Glück, über die Würde der Frauen, schilderte das höchste Erdenglück, das einer glücklichen Ehe, mit so lebhaften schönen Farben; hob Berta, ohne daß sie es ahnete, zu einer Höhe hinauf, auf der sie noch nie um sich geschaut hatte, und zeigte ihr das Leben und Wirken aus einem schönen, ihr bis jetzt ganz fremden Gesichtspunkte.

Und wenn nun, so fuhr er fort, ein liebendes weibliches Herz, in das die Natur alles Sanfte, Gute, diese schönen Himmelsgaben Ihres Geschlechtes legte, wenn nun ein solches Herz, ruhig, zufrieden und glücklich schon hier, sich den Himmel an der Hand des liebenden Gatten träumt, und es schwebt durch den reinen Aether ein schwarzer finstrer Geist, seine düstern Schwingen vor ihre Lebenssonne breitend, und verdunkelt ihr Erdenparadies! Dieser Finstre, auch einst ein Engel des Lichtes, gleich ihr, rauscht über sie hin, reißt den Gatten von ihrem Herzen, aus ihren zitternden Armen, und hebt ihn lüstern mit sich empor, und dieses arme, betrogne Herz erliegt dem Gram und bricht! — Dann o dann möcht der böse Genius triumphiren, aber er steht einsam vor der Himmelspforte; nur ein Phantom hatte er erkämpft, nur Luft drückt er in seine Arme, und wie Abadonna vor dem Paradies Gottes, so steht der gefallene Engel, zertrümmert hat er ein fremdes Paradies und sich nur eine Hölle geschaffen.

Berta's Auge senkte sich, es ward feucht — Sie ihren Gefühlen, ihrem Nachdenken überlassend, schlich er sich leise fort.

In Gedanken versunken, war auch sie aufgestanden und folgte ihm mechanisch. Sie ging, die Augen auf dem Boden geheftet, langsam zurück. Eine innere Welt hatte sich vor ihr aufgethan, neue Bilder standen vor ihren Sinnen und noch in diesem Chaos der Ideen und Empfindungen umher irrend, ergriff eine Hand die ihrige.

Du träumst, meine Berta! schallte es ihr entgegen, und Hallberg stand vor ihr.

Ein unwillkührlicher Schrei entfuhr ihr. —

Erschrickst Du vor mir, Berta? bin ich Dir vielleicht eine unwillkommene Erscheinung, nach jener, die dort über die Brücke verschwindet?

Berta sah ihn lange schweigend und fremd an.

Du bist sonderbar, Berta. Ist Dir nicht wohl, meine Geliebte? sagte er, als sie ins Gebüsch getreten waren, schlang seinen Arm um sie und drückte sie an seine Brust.

Nicht ernst, nicht zürnend, nur wehmüthig schob sie ihn zurück, schüttelte den Kopf und ging rasch dem Garten zu.

Hallberg folgte, wurde empfindlich, seine Neckereien über den Grafen wurden spitz, endlich gar bitter. Berta schwieg; nur einmal warf sie einen stolzen Blick auf ihn, und als er sie in's Haus führen wollte, dankte sie und ging in den Garten zurück.

Aber auch von hier trieb es sie fort. Der finstere Blick schwebte noch immer ihr vor, und als jetzt der Wind, der sich erhob, eine düstere Wolke vor die Sonne führte und sie verdunkelte, blickte sie erschrocken auf und bebte. Langsam ging sie nun durch das Hinterpförtchen der Ruhestätte zu, die sie seit ihrem Hiersein noch nicht besucht hatte. Sie weilte am Grabe ihrer Mutter, sinnend blieb sie vor diesem blumenbekränzten Hügel stehen und sah stier vor sich hin. Plötzlich stürzten helle Thränen aus ihren Augen, freundlich wurde der düstre Blick; innig drückte sie dem Pastor Ehrberg, der ihr genaht war, die Hand, und folgte ihm in seine Wohnung.

Wie freute ich mich, mein gutes Fräulein, sagte dieser im herzlichsten Tone, als ich Sie an dem Hügel stehen sah, der die Asche Ihrer theuren Mutter deckt. Wohl ihr, die wieder heimgegangen ist, wo kein Kummer sie drückt, wo sie mit ihrem theuren Gatten nicht die Sorge um das Glück ihrer Kinder zu theilen, wo sie nicht die Thränen zu trocknen hat, die der alte Mann um das hingeschwundene Glück seiner Emilie weint.

Fräulein Berta! rief er plötzlich, von seinem Gefühl ergriffen: die dort drüben ruht, sie lebte rein und schuldlos unter uns, sie sank makellos in jene Gruft, und den reinen, heiligen Engeln gleich, schwebte sie empor zum Throne des barmherzigen Gottes, und umschwebt vielleicht noch jetzt, vielleicht hier in diesem Augenblick ihr Kind. — Ach mein Fräulein! rief der alte Mann und ergriff ihre Hand: — Daß ich es nicht sagen durfte, was ich fühle, was ich so lange mir selbst verbergen wollte. — Sie wandeln nicht auf den frommen Wegen, die die Entschlafene Ihnen voranging, Sie

wandeln auf dem Wege des Bösen! Kehren Sie um, noch ist es Zeit; geben Sie Ihrem Vater, geben Sie Ihrer Schwester die Ruhe wieder, und reißen Sie sich von Empfindungen los, die Sie erniedrigen, der Verzweiflung Preis geben müssen.

Berta schwieg, ihr Auge an den Boden geheftet, sah nicht auf. Auch Ehrberg schwieg. Da reichte sie ihm freundlich die Hand, eines Engels Lächeln schwebte auf ihrem Gesicht; von diesem Anblick ergriffen, drückte der Greis ihre Hand an seine Lippen, an sein Herz und ließ sie schweigend ziehn.

Auch in Engelsruh war eine Scene ernster Art vorgefallen. Der Major hatte wohl zu viel Menschenkenntniß, um nicht in Paulinens Herzen zu lesen, daß ihr der Sohn lieber sei, als der Vater; er liebte überdem seinen Robert zu zärtlich, um aus kleinlichem Egoismus, nur einen Augenblick seinem Glück hinderlich sein zu können, und als er eines Morgens über sich und seine Empfindungen reiflich und ruhig nachdachte, mußte er sich selbst sagen, daß nur der wahrhaft glücklich sei, dessen Gefühl gleichen Schritt mit seinen Jahren hält. Die jugendlichen Momente des reiferen Alters, die eine zu lebendige Phantasie täuschend hervor zauberte, sind nur wie die hellen Wintertage! je wärmer die Sonne ihre einzelnen Strahlen sandte, je stärker deckt der Frost die erstorbene Natur. Selbst der Herbst vermag nicht mehr die Frühlingblumen aus ihrem Kelche zu locken; nur die Blumen der Erinnerung sind seine Kinder, die Blumen der Hoffnung und Liebe sind Kinder des Frühlings.

So möge auch Robert den Frühling genießen; ich will mich an seiner Sonne wärmen! rief er aus, und liebt er das Mädchen innig, treu und wahr, wie sie es verdient, liebt sie ihn wieder; dann will ich dies liebliche Geschöpf so innig, als meine Tochter, an mein Herz drücken, wie ich Thor wünschte, sie mit dem Arme der Liebe zu umfangen.

In diesen Selbstbetrachtungen störte ihn Robert. Mit der raschen Offenheit, die dem Major eigen war, kam er ihm entgegen und sagte: Die Fee ist verschwunden; sie hat Dir zwar eine Zauberformel zurückgelassen, die ich nicht kenne, ich hoffe aber doch, Du wirst nun mit Dir einig sein, und nicht, wie bei unsrer letzten Unterredung über diesen Punkt, hin und her schwankend mir ausweichen. Beantworte mir deshalb heute die Frage bestimmt: Liebst Du Antonien?

Nein, mein Vater!

Hast Du sie je geliebt?

Geliebt? nein. — Gereizt hat sie meine Sinne, lieb hab ich ihren fröhlichen, ihren muntren, ausgebildeten Geist gehabt — geliebt hab' ich sie nie!

Ist Dein Herz frei, oder haben der hohe edle Wuchs, die Schönheit, die Talente Deiner bestimmten Braut auch Deine Sinne, und was bei Dir wohl gleich ist, Dein Herz gefesselt?

Vater! sagte Robert empfindlich. — Diese Blume kann mir wohl nicht mehr duften.

Und Pauline?

Robert erröthete.

Und Pauline? fragte der Vater noch einmal.

Sie ist das Mädchen meines Herzens, mein Vater, ich liebe sie, und habe sie vom ersten Augenblick meines Hierseins geliebt trotz Berta und Antonien.

Sonderbarer Mensch! — und liebt sie Dich wieder?

Ich hoffe es, ich ahne es; doch ich bin dessen nicht gewiß. —

Und bist Du denn meiner Zustimmung so gewiß, daß Du deren, so wie es scheint, gar nicht mehr bedarfst?

Ja, Vater, das bin ich. Mein guter Vater wird seinem einzigen Sohn ein Mädchen nicht versagen, das er selbst schätzt und verehrt; er wird die freundliche, unterhaltende, schmeichelnde Tochter nicht von sich weisen, weil sie kein bedeutendes Vermögen und keine Ahnen hat. Darauf kenn' ich meinen alten Vater zu gut.

Wellbach drückte seinen Sohn an sein Herz, und die stumme Sprache der Empfindung galt für ein lautes Ja!

Früh hatte Berta ihre Muttter verloren. Ehe noch der Saame, den diese würdige Frau in ihr Herz gelegt, aufgehen und gedeihen konnte, hatte der Tod sie ihr entrissen. Ihre Tante, die das liebliche schöne Kind unaussprechlich liebte, nahm sie zu sich in die Stadt, und gab, ohne es zu wollen, ihrem Charakter eine schiefe Richtung. Nur das Aeußere berücksichtigend, bildete sie Alles nur in dieser Hinsicht, und erweckte die unglückselige Eitelkeit und Gefallsucht in dem Mädchen. Aber unglücklicher, als dies, war die Wirkung, die diese Erziehung auf ihr Gemüth gemacht hatte. Eine glühende Phantasie, ein tief fühlendes, leicht bewegtes Herz, diese beiden herrlichen Geschenke der Natur, welche, wohl geleitet, zum höhern Genuß des geistigen Lebens führen, wurden für Berta ein Quell des Kummers.

Durch das Theater, mehr noch durch Bücher, deren Auswahl ihr allein überlassen war, ward ihre Phantasie erhitzt, überspannt; glühende Leidenschaften wurden erweckt; und so umpfing sie Alles, was sich ihr liebend nahte, und ihren Sinnen wohl that, mit heftigen Gefühl. Nur ihr Stolz und ihre Eitelkeit, diese Hauptzüge ihres Charakters, hatten sie bis jetzt vor manchen Thorheiten geschützt, und die Verirrte immer wieder auf die rechte Bahn zurück geführt.

Aber dies ewige Ergreifen von Allem was ihr lächelnd auf ihrem Lebenswege begegnete, dies stete Arbeiten ihrer geschäftigen Einbildungskraft, die ganz eigne Lebensphilosophie, die sich dadurch gebildet hatte, mußte

sie, bei allen den Vorzügen ihres schönen Körpers, bei allen Talenten, bei der Güte eines edlen Herzens, zu einem verschrobenen Wesen bilden, das in der Hand der Leidenschaft die Beute jedes listigen Geschöpfs wurde. So war sie gewissermaßen ein Spielball Thereſens geworden, die ihrer Eitelkeit schmeichelte, ihrer Phantasie Nahrung gab, und mit lockenden Bildern ihre Leidenschaft nährte; so war es dieser möglich geworden, fast als gewiß zu berechnen, daß der schöne, schwärmerische, leidenschaftliche Hallberg Berta hinreißen müsse; besonders da sie schon vorher alles gethan hatte, was sie nach ihm hinziehen konnte.

Doch eben dies schwärmerische, reizbare Gemüth lag den edlen, schönen Eindrücken so offen da, wie den sinnlichen. Was auf sie wirken wollte, mußte sich ihr idealisirt nahen, die reine ungeschmückte Moral, die wahren, einfachen Lebensregeln fanden nur geringen Eingang in ihrem Herzen. Die schwärmerische Tugend, die Alles aufopfernde Pflicht, das erhabene Entsagen, warm und sinnlich an ihr Herz gelegt, wurden lebendig ergriffen, und wenn auch nicht immer festgehalten, ihnen doch ein trauliches Plätzchen eingeräumt. Deshalb hatte auch die Allegorie des Grafen Sternfeld, hatten die kräftigen Worte des würdigen Pfarrers, am Grabe ihrer Mutter, ihr Herz getroffen; und sie gelobte sich feierlich eine Leidenschaft zu bekämpfen, vor welcher sie bei ruhigem Gefühl schaudern mußte.

Sie schloß sich jetzt an die kränkelnde Emilie innig an. In Allem zu heftig, bei Allem die Farben stark auftragend, wollte sie auch hier auf einmal alles wieder gut machen, was sie gegen sie gefehlt haben konnte. Auch der Graf Sternfeld wurde ihr werther. War er es doch, der ihr zuerst die Pforte zum Tempel ihrer Pflicht geöffnet hatte!

Hallberg bemerkte diese Veränderung nur zu bald. Innig und sanft, denn sie liebte ihn ja immer noch, wies sie ihn zurück, und sagte ihm offen, daß ihr gegenseitiges Verhältniß sich reiner, edler gestalten müsse. Sie bat ihn sogar dringend, daß er in Emiliens Arme zurückkehren, daß er die Jungfrau ganz verlassen möchte; und doch zitterte sie noch anfänglich bei dem Gedanken, er könne ihre Wünsche erfüllen; doch überraschte sie jetzt noch einmal eine bittre Empfindung, der sie nicht ganz Herr werden konnte, wenn Hallberg zuweilen die kranke Emilie theilnehmend in die Arme schloß.

Sie fürchtete Therese, und freute sich, daß sie sich jetzt so wenig um sie kümmerte. Ganz mit dem Grafen Sternfeld beschäftigt, hatte sich ihr Geist von Allem ab-, nur nach ihm hingezogen, und Berta's Schicksal wär' ihr ganz gleichgiltig geblieben, hätte nicht des Grafen Benehmen Theilnahme an dieser gezeigt. Für den ruhigen Beobachter mußten die Verhältnisse und das Benehmen des Grafen und Thereſens von hohem Interesse sein. Beide höchst gebildet, selbst mit dem Verstand begabt, der so nothwendig ist, um durch die Klippen des Lebensmeeres hindurch zu schiffen, und der mit Recht der praktische genannt wird, nahten sie sich in ruhigem

Tact; keiner forderte mehr als er zu erhalten gewiß war; keiner gab etwas, von dem er nicht sicher war, daß er es wieder zurücknehmen konnte, wurde seine Gabe nicht seinen Wünschen gemäß aufgenommen. Jeder Schritt war berechnet, und schien doch so zufällig; überall leitete der Verstand ihre Schritte, und doch schien das Herz, dieser leichtfertige Pilot, das Steuerruder zu führen. Doch immer näher und näher traten sie, immer mehr zogen sie sich von der andern Welt ab; und Therese schwamm in einem Wonnenmeer, als sie glaubte das Geständniß der Liebe von Sternfelds Lippen, wenn auch nicht mit klaren Worten gesprochen, zu vernehmen.

In ihm fand sie reichen Ersatz für den verlornen Ungetreuen. Von diesen schönen, kräftigen Armen umwunden, konnte sie selbst in flüchtigen Augenblicken Versöhnung athmen. Sie hörte dann auf, der Wurm zu sein, der am fremden Glücke nagte; sie baute ja ihr eignes und kümmerte sich nicht um fremdes Thun und Treiben.

Doch in den Stunden, wo die Liebe ihre Sinne nicht betäubte, trat die Rache in ihre alten Rechte, und sie freute sich, den Faden so weit gesponnen zu haben, daß Hallberg unglücklich werden mußte, er mochte ihn fortspinnen oder zerreißen.

Auch von ihr war Hallberg jetzt verlassen, auch sie wies ihn auf sich selbst zurück, wenn er über Berta's Kälte sich beklagte. Auch diese war nur dann herzlich und feurig, wenn sie ihn in den schönen Sphären, die sie zu durchschweben sich vorgesetzt hatte, mit sich hinauf ziehen wollte. Sie wollte die Empfindungen, die sie für einander gehabt hatten, in schwärmerische Freundschaft umstimmen. Sie kämpfte treulich mit ihrem Herzen, sie bot alle Mittel dazu auf, jene Leidenschaft ganz zu unterdrücken, sie bat Hallberg ihr beizustehen, sie forderte den würdigen Prediger auf, sie in ihren Vorsätzen zu unterstützen, und näherte sich selbst den Grafen, der den ersten Funken dieser heiligen Flamme in sie gelegt hatte; und dies letzte Mittel war wohl das sicherste zum Zweck.

Ohne daß sie es ahnete, kämpfte sie mit einem Zwerge und glaubte, es stände immer noch ein mächtiger Riese ihr gegenüber; ihre Liebe zu Hallberg verschwand, und nur noch der Kampf, den sie gegen sie bestehen wollte, gab dieser in Nebel zerflossenen eine ernste Gestalt.

Emiliens Unwohlsein nahm mit jedem Tage zu. Was sie unter andern Verhältnissen hoch beglückt haben würde, schlug jetzt gänzlich ihren Lebensmuth nieder. Der Hoffnung, der sanft beglückenden Hoffnung, die sie jetzt umschwebte, stand ja der geliebte Gatte nicht zur Seite, und die kleinen Leiden und Beschwerden, die sie sonst gern, freudig und mit sehnendem Dulden ertragen hatte, gaben ihr im Blick nach der Wonne verkündigenden Zukunft keinen Ersatz für den Kummer der Gegenwart.

Heilige Natur! fromme, sorgsame Mutter Deiner undankbaren Kinder, wie zart legtest Du in das Herz des Weibes die stille, schmerzerfüllte Sehnsucht, wie sorgsam nährest Du in dem zarten Mutterbusen den

Balsam für die Schmerzen, die Du ihr zutheilst; wie liebend reichst Du ihr die Hand, und führst sie entzückt und selig über die geöffnete Gruft dem Tod entgegen, wenn Du das Leben ihr entquellen läßt!

Doch die arme Emilie sah trauernd in die Ferne; einsam fühlte sie sich, und von dem getrennt, der ihr jetzt mit doppelter Liebe zur Seite stehen sollte. Paulinens Freundschaft, Bertas Pflege gaben ihr ja keinen Ersatz für den düstern, mürrischen Gatten, der, mit sich selbst in Unfrieden lebend, allen Frohsinn um sich her verscheuchte. Niemand war heiter und fröhlich, und Theresens Glück, was diese triumphirend zur Schau stellte, konnte Emilien nicht wohlthuend erfreuen, Therese war ihr ja fremd, war ihrem Herzen nie werth gewesen.

Selbst Pauline war still, und auch Robert konnte seiner Laune nicht immer Herr werden. Ach, wie hatte sich alles in der kurzen Zeit verändert, wie sich alles seit jenem Tage, wo Robert unter sie trat, verdüstert. Die stille Ruhe war verschwunden; als wären sie feindlich gesinnt, vermieden sich die Herzen, welche Lieb' und Freundschaft einen sollte.

Daß dieser Himmel verschwunden war, fühlte Berta, daß sie dessen Klarheit getrübt hatte, empfand sie heftig, daß alle ihre Herzlichkeit, ihre Sorgfalt und Theilnahme Emilien die verlorne Ruhe nicht wieder geben konnte, schmerzte sie tief.

Sie fühlte sich doppelt unglücklich. Sie hatte einer Liebe entsagt, sobald sie selbige als strafbar erkannte, und mußte im Stillen Gefühle unterdrücken, die leise, aber mächtig in ihr aufstiegen. Der Graf Sternfeld war ihr seit dem Tage bei der Einsiedelei werth geworden; zwar nur mit Theresen beschäftigt, hatte er sich in so manchen Augenblicken, wo er, ohne sie, sich und der Gesellschaft lebte, über so manches, was sie zu betreffen schien, so klar, bestimmt und doch so herzlich geäußert! In den letzten Tagen hatte sie ihn oft bei Paulinens Eltern gefunden, er hatte sich ihr dann freundlicher, inniger genähert, und immer wieder über den Zweck des Lebens, über häusliches Glück, über Frauenwürde und ihrer Bestimmung mit so vielem Feuer und so hinreißend mit ihr gesprochen, daß, wenn nur die leiseste Ahnung in ihr hätte aufsteigen können, sie sich hätte sagen müssen, es gält ihr, was er sagte, nur um sie auf den wahren Himmelsweg zu leiten, spräch' er hierüber mit dieser Wärme, mit diesem Interesse. So aber hing er ja so innig an Theresen; nur Wohlwollen, nur Freundschaft konnte es sein, was er für sie fühlte.

Doppelt unangenehm mußten ihr daher Roberts Neckereien sein, mit denen er sie täglich plagte. Er behauptete, daß, wenn er auch seine Rechte auf ihre Hand aufgegeben habe, so hätte er sich doch das Recht vorbehalten, sich in ihre Herzensangelegenheiten zu mischen, und er sähe mit großer Freude, daß dem Freunde das Glück würde, welches das Schicksal für ihn zu hoch gestellt habe. Berta nahm das für Spott; sie glaubte, daß Robert einen Blick in ihr Herz gethan, und dessen Schwäche belauscht habe.

Sie zog sich deshalb noch mehr zurück, und verbarg und unterdrückte ihre Empfindungen noch sorgfältiger.

Obgleich Hallberg kalt und bitter gegen sie war, so behielt sie doch ein freundliches Wohlwollen gegen ihn. Wir liebten uns, lieber Hallberg! sagte sie eines Abends zu ihm. Das war nicht recht, und schwach von uns Beiden; warum uns nun vermeiden und hassen? — Lassen Sie unsre Liebe in reine Freundschaft übergehen, werden Sie Emilien wieder das, was Sie ihr waren, ehe Sie mich Unglückliche kennen lernten; ich werde Sie dann doppelt schätzen, und wahrlich in allen Verhältnissen meines Lebens Sie lieben.

Auch dann noch, fragte Hallberg finster, wenn endlich Ihre Wünsche erreicht, wenn Graf Sternfeld zu Ihren Füßen liegt?

Auch dann, sagte Berta tief erschüttert. Also auch er kannte Ihr Geheimniß, auch er hatte in Ihr Herz geschaut?

Wähnen Sie nicht, fuhr Hallberg fort, daß ich Ihren Worten glaube, wenn Sie der Pflicht, wenn Sie der Religion und Ihrem Gewissen zuschreiben, was aus einer neuen Liebe entsprang? Ohne Sternfeld waren Sie noch mein, ohne ihn wäre ich nicht aus meinem Himmel, aus Deinen Armen gerissen! rief er heftig aus, und drückte sie fest an sich.

Hallberg! sagte die Gebeugte. Was ich verbrach, zeigen Sie mir in diesem Augenblick sehr streng; den Abgrund, an welchem ich stand, öffnen Sie vor meinem umnebelten Blick. Ich danke Ihnen, ich danke dem Himmel, der mich zurückführte. Doch lassen Sie mich, pressen Sie mich nicht so fest, so stürmisch an Ihre tobende Brust; suchen Sie die verlorne Ruhe bei der gekränkten Gattin wieder.

Er ließ sie aus seinen Armen fliehen, und düster stand er in sich gekehrt, und blickte ihr nach — Da trat Therese vor ihn.

So finster, so mürrisch, Hallberg?

Er schwieg.

Wer, wie Sie, aus den Armen der Gattin in die Arme der Geliebten flattern kann, für den paßt eine solche Stimmung nicht.

Ja wohl! aus den Armen der Pflicht in die Armen der Liebe; aus den Armen der Liebe in die Arme der Hölle!

Großer Gott, wie zornig! haben Sie sich mit ihren Liebchen entzweit, mundet Ihnen ihr Kuß heute nicht, hat sie Ihren Grillen, Ihren Eigenheiten nicht nachgegeben?

Spotten Sie nicht, Therese! — ich bin unglücklich!

Unglücklich? fragte sie gespannt.

Ja, unglücklich, grenzenlos unglücklich. Emilie stößt mich zurück, Berta verläßt mich — einsam stehe ich da, verlassen, allein!

Und ich, rief plötzlich Therese mit höhnendem Lächeln, schwimme am Arm meines Herrmanns in dem Wonnemeere der beglückten Liebe, mich umfaßt der edelste, schönste, herrlichste Mann, und drückt mich an sein

liebendes Herz, und neben Dir, Du Unglücklicher! steht jetzt die einst verlassene, verstoßne, verhöhnte Therese, triumphirend und gerächt! — Während ich im Arm der Liebe ruhe, schleichst Du am Krankenbette der hingeopferten Gattin, deren bleiches Gesicht Dich an Deine Sünde mahnt, während ich den Kuß der Liebe auf die Lippen des Geliebten drücke, rauscht die büßende Magdalena an Dir vorüber, und ruft Wehe über Dich, dann fliehst Du in die Einsamkeit, möchtest Dich vor Dir selbst verbergen, und da tritt die verschmähte, glückliche Therese vor Dich und hohnlächelnd ruft sie Dir mit gellender Stimme Rache entgegen! —

Einen Blick voll Verachtung warf sie auf ihn, und verließ ihn schnell.

Gerechter Gott! rief Hallberg aus, und warf sich unter einem Baume nieder, und sah nach dem Abendstern, der eben durch die Dämmerung hindurch brach. So tief wär' ich gesunken, daß ich den Spott eines solchen Weibes verdiente? O nein! — Therese, Du triumphirst zu früh! ich bin nicht gefallen, ich strauchelte nur; da kam Deine mordende Hand, den Dolch wollte sie tief in mein Herz stoßen, doch Du erhobst mich, den Fallenden. Dank Dir! — ich werde stehen und nicht sinken! —

Bis tief in die Nacht schwärmte er umher, kein Schlaf schloß die wunden Augen; mit sich, mit seinen Verhältnissen kämpfte er; das Bessere siegte, fest stand sein Wille, er wurde zur That.

Robert und der Graf Sternfeld waren schon früh nach Lindenbruch ins Pfarrhaus gegangen. Seit einiger Zeit waren sie fast täglich um diese Stunde dahin gewandert, und sehr oft trafen sie Berta dort. Heute war sie noch nicht da, und Pauline und Robert neckten den armen Grafen, der sie aber ganz freundlich bat, mit ihrem eignen Thun und Treiben erst aufs Reine zu kommen, ehe sie in die Geheimnisse Andrer dringen wollten.

Noch saßen sie so im Familien-Kreis, auch Vater Ehrberg saß unter ihnen, als ein Bote von Engelsruh einen Brief brachte, der so eben von der Post gekommen war, und den der Vater herüber schickte, die Adresse des Briefs war von unbekannter Hand.

Robert öffnete ihn und erröthete. Dies spannte Paulinens Neugierde. Er durchflog ihn flüchtig und sein Gesicht wurde immer ernster, trauriger — er konnte seine Rührung nicht mehr verbergen.

Von Antonien! sagte er betrübt und reichte den Grafen Sternfeld das Paquet.

Ich glaube, fuhr er fort. — Wir Alle, die wir hier sind, nehmen zu innigen Theil an diesem unglücklichen Mädchen, als daß uns ihr Schicksal gleichgiltig sein sollte; überdem sollen die Beilagen Auskunft über so manches geben, weshalb sie für unsern kleinen Zirkel wichtig sein müssen. Lieber Sternfeld, habe die Güte und lies uns den Inhalt vor!

Der Graf war hierzu bereitwillig und las.

Mein Brief, den ich für Sie auf dem Winzerhaus in Lindenbruch zurück ließ, hat Sie Antonie kennen gelehrt. Ihr Freund wird Ihnen das Weitere einer unglücklichen Begebenheit enthüllt haben, die mir mein Erdenglück raubte.

Ich bin schuldig, aber nur ein gefühlloses Herz kann den Stab über mich brechen. Leicht ist es, die Blüthe der Unschuld zu bewahren, schwer ach, sehr schwer, die vom Zufall geknickte wieder zu heben. Ich vermocht' es nicht! — Die Arme, welche die Getäuschte umfingen, waren zu lockend; sie umschlangen zu fest, die Thörin glaubte, es sei für die Ewigkeit und nach kurzen genossenen Momenten stand sie verlassen und allein.

Dies entschuldige mich vor mir selbst, dies muß, dies wird mir der Himmel verzeihen, denn nur ich wurde das Opfer! Was der Graf Sternfeld durch mich litt, waren nur leichte, schnell vorübergehende Schmerzen; er wurde durch mich unglücklich.

Doch nun berühre ich einen Moment meines Lebens, über den ich Ihnen näherr Aufschlüsse zu geben schuldig bin, an den ich nur erröthend denke, und den ich mir nie vergeben kann, wenn nicht Gottes Barmherzigkeit die Begebenheiten so lenkt, daß der Saame des Unglücks, den ich ausstreuen half, nicht gedeiht.

Die Noth stieg mit jedem Tage, das wenige, was mir aus den Stunden der trunknen Freude übrig geblieben, war bald vergeudet. Mein Bruder verlor seinen Posten, ich gab, so lang' ich noch hatte.

Da kam er einst freundlich zu mir. Eine neue Hoffnung erscheint uns, rief er aus. Geld für den Augenblick, Aussichten, Dich versorgt zu sehen für die Zukunft. Er entdeckte mir, daß ihm ein Vorschlag gemacht worden sei, dessen nähere Auseinandersetzung wir in D. erfahren würden. Geld zur Reise sei ihm angewiesen.

Worin der Vorschlag bestand, wollte er mir erst in D. sagen. Wir reis'ten dahin ab.

Wir fanden in der Vorstadt, in einem niedlichen Hause alles zu unserm Empfange bereit, und wurden den andern Tag zu einer adeligen Dame, zu der Frau von Kranz gefahren, wo wir Fräulein Theresen fanden, die sich aber sogleich entfernte. Hier erfuhren wir den Zweck unsers Hierseins.

Fräulein Therese, von dem Herrn von Hallberg verlassen, wollte Rache; die Frau von Kranz, ihre Tante, die ihre Familie dadurch beschimpft glaubte, bot willig die Hand und ihr Geld dazu. Therese hatte sich deshalb an Fräulein Berta angeschlossen und sie dahin vermocht, daß diese sie zum Hochzeitfest mitnehmen und erst am Tage der Hochzeit mit ihr dort erscheinen wollte. Sie schien den Herrn von Hallberg und Fräulein Berta genau zu kennen, und auf Beider Leidenschaftlichkeit so sicher rechnen zu dürfen, daß sie selbst fürchtete, vor der Trauung könne der gegenseitige Eindruck so stark werden, daß eine andere weniger unglückliche Catastrophe daraus entstehen könne.

Nach einiger Zeit sollten wir in Lindenbruch auf dem Weinberg ankommen. Mein Bruder sollte der Frau von Hallberg den Hof machen, Alles anwenden, sie für sich zu interessiren, was leicht zu erreichen schien, wenn der Herr von Hallberg seine Gattin um Berta vernachlässigen würde, und wenn es nicht ganz gelang, wenigstens die Sache so weit treiben, daß der Schein auf sie fallen und die Eifersucht des Gatten erwachen müsse. Die Scene im Pavillon, wo Herr von Hallberg meinem Bruder zu den Füßen seiner Gattin fand, war durch Fräulein Theresen eingeleitet; sie hatte diesen zur bestimmten Zeit dahingeführt. Sie wollte die Trennung seiner Ehe, und war gewiß, daß alsdann der Herr von Schwanenfeld nie in eine Verbindung mit Fräulein Berta willigen werde. — So wollten sie das Glück dieser Familie stören. Alles, was nur die Sinne befangen konnte, hatte sie angewendet, Berta zu umstricken, ach, und es war ihr nur zu leicht gelungen!

Ich sollte Sie hierbei in mein Netz ziehen. Sie sollten statt Berta eine Gefallene in Ihre Arme schließen, und dies blos, damit Ihre Bewerbung um Berta dem Rache-Plan nicht hinderlich sein könnte; daher des Fräuleins kaltes abstoßendes Betragen gegen Sie, welche Sie als ihren bestimmten Gatten bedrachtete, und gegen den sie durch Therese im Voraus schon auf mancherlei Art eingenommen war.

Ich lockte Sie, Sie schienen mir zu folgen. Bis zu dem Abend im Weinberg, wo wir überrascht wurden, spielte ich — ich muß es gestehen — meine Rolle. Doch mit dem ersten Kuß, den Sie auf meine Lippen drückten — Pauline und Robert errötheten — trat das bessere Gefühl in meine Brust. Als ich an der Fischerhütte mich ihren Armen entwand, da war es mein guter Engel, der mich umschwebte, und der mich seidem nicht wieder verlassen hat.

Ich habe Sie wahrhaft geliebt, deshalb zürnen Sie nicht auf die Unglückliche, die bei den Karmeliterinnen der Welt entsagen wird. Schenken Sie der Gefallenen eine Thräne, und sagen Sie Ihrem Freunde, dem Grafen Sternfeld, daß ich ihm vergäbe, und wünschte, daß eine reinere Liebe, als die meinige, ihn beglücken möge.

Mein Beichtvater hat mich des Schwures, des ewigen Stillschweigens hierüber, entbunden, den ich Theresen leisten mußte; er glaubte, da das Glück einer frommen Familie in Gefahr sei, müsse ich sprechen, ich thue es, warne Sie; ach hören Sie auf meine Stimme!

Noch einmal sag' ich Ihnen Lebewohl! und mit diesem Lebewohl scheide ich von Ihnen und von der Welt, die mich einst so freundlich begrüßte, deren Freuden, deren Schmerzen ich so reichlich genoß. Mit dem Schleier, der mich umhüllen wird, senk' ich die Vergangenheit ins Grab; auch Ihr Bild sinkt und ich darf nicht einmal in der Erinnerung Sie umschweben. Aber Sie, lieber Robert, vergessen Sie Antonie nicht; freundlich darf mein Bild, durch die Blüthen der Erinnerung schimmernd, Ihnen erschei-

nen, und wenn Sie am Arm der Liebe, durch die Blumenbeete Ihres vergangenen Lebens hindurch wandern, dann möge ein Thautropfen auf die geknickte Rose fallen, deren Dornen die Arme, welche verwunden sollte, in ihr eignes Herz drückte.

Pauline liebt Sie, Sie lieben dieses freundliche liebliche Wesen! — Gott möge Ihren Bund segnen! Antonie.

Pauline verbarg ihr Gesicht mit den Händen, und weinte; Robert stand auf, und näherte sich ihr. — Liebt mich Pauline wirklich? fragte er gerührt und reichte ihr die Hand. Noch mit der Linken ihre thränenden Augen verbergend, gab sie ihm schweigend die Rechte; er zog sie an sich. — Des Vaters Segen heiligte den Bund.

Doch laßt uns das Uebrige auch lesen, sagte endlich Ehrberg, villeicht giebt es noch über Manches Aufschluß. Man sah die übrigen Papiere durch, es waren Billets von Theresen an Antonien, die sie in Lindenbruch geschrieben und ihr dort oder auf dem Weinberg heimlich zugeschickt hatte. Der Graf las.

Sie haben, meine liebe Antonie, Ihren Eintritt in diese neue Welt etwas zu theatralisch begonnen. Einfacher und anspruchloser, rathe ich, wir haben es mit gewandten Menschen zu thun. Besonderes muß Ihr Bruder leise auftreten, um die ängstliche Taube nicht zu verschüchtern.

Sie spielen Ihre Rolle meisterhaft. — Ich hatte Unrecht, Sie zu tadeln, oder Ihnen einen Rath geben zu wollen. Sie verstanden es besser, als ich, und haben den Wildfang richtiger genommen, als ich es je würde gethan haben. Die Sinnlichkeit läßt sich am leichtesten durch theatralische Formen, durch romantische Anfläge, durch dieses Entfliehen und Entgegenkommen, was Sie so meisterhaft verstehen, reizen, und nur auf diesem Wege wurde er so schnell der Ihrige. Vergessen Sie ja nicht, Ihren Bruder zum entscheidenden Moment in Bereitschaft zu haben.

Ich muß Sie warnen. Sie scheinen sich in Ihre eigenen Netze zu verwickeln. Ich habe Blicke belauscht, die Sie unbemerkt auf ihn richteten. Es waren Blicke der Liebe, der wahren Liebe, die aus der Tiefe des Herzens entspringt. — Hüten Sie sich, bleiben Sie Meisterin Ihrer Empfindungen, verderben Sie sich nicht selbst Ihr ganzes Spiel, auf offnen Wegen blüht Ihnen kein Glück mehr; fahren Sie so fort, ist er für Sie verloren. Sein Herz hängt an Paulinen; nur über seine Sinne haben Sie Gewalt.

Wir sind morgen, wie Sie wissen, in Engelsruh, dort muß der entscheidende Schlag treffen; besser an einem fremden Ort, als zu Hause.

Die Schnecke kann dann nicht in ihr Häuschen zurückkriechen, sie muß unter uns bleiben und den Folgen der Begebenheiten entgegen gehen. Links im Garten ist ein Pavillon; ich werde einen Blumenkranz an seine Thüre hängen, damit Ihr Bruder ihn nicht verfehle; dahin werd' ich die Heilige locken. Mit dem Glockenschlag Sieben bin ich mit Hallberg an der Thür. Für das Uebrige lassen Sie mich sorgen.

Fürchterlich! sagte der Prediger, nach einer allgemeinen Stille, fürchterlich übt doch die Leidenschaft ihre Herrschaft über das menschliche Herz; selbst die heilige Liebe wird durch sie Gift. — Ach, die Rache macht den Menschen zum Teufel.

Berta trat ein. Alle staunten über die herrliche Erscheinung. Ein Blumenkranz wand sich durch ihr braunes Haar, eine Guirlande frischer Blumen umgab ihr weißes Morgenkleid und ein lieblicher Strauß wogte an ihrem Busen, eine himmlische Freundlichkeit strahlte über ihr Gesicht, wie eine Fee stand sie in dem Kreis der Freunde.

Holde Göttin, sagte Robert, sich mit Paulinen ihr nährend, holde Flora, die mir der Himmel bestimmte, und die sich mir entzog! Dir nahe ich hier mit meiner Geliebten, von Deiner Hand, Du Himmlische, Ueberirdische, erbitte ich den Segen der Zukunft, und den Weihekuß des Augenblicks. Lächelnd bot sie ihm den Mund, innig schloß sie Paulinen in ihre Arme, und nahm einen Myrthenzweig aus ihrem Blumenstrauß und steckte ihn an Paulinens klopfenden Busen.

Ich gönne ihn Dir, meine Pauline, sagte sie. Er ist gut; vermagst Du seine Schmetterlingsflügel zu binden, so wirst Du gewiß glücklich sein. —

Auch Dir, sagte Pauline, auch Dir, liebe Berta, wünschen wir gleiches Glück, gleiche Wonne!

Berta seufzte, ihr Auge senkte sich nieder. Sternfeld hatte bis jetzt geschwiegen, im Anschauen dieser herrlichen Gestalt versunken, war er in der Entfernung geblieben. Jetzt trat er vor. Sie sind heute, mein Fräulein, sagte er fast schüchtern, ungewöhnlich geschmückt; diese Blumen, die so demuthsvoll der Schöneren huldigen, sind nicht zufällig, nicht absichtslos an den Altar Ihrer Göttin gelegt?

Sie haben es errathen, Herr Graf! Ein frohes Ereigniß hat mich so freundlich geschmückt; eine selig durchlebte Stunde hat mich in mein Jugend-Paradies zurückgeführt, und mir ganz die innere Ruhe wiedergegeben, die seit einiger Zeit mich floh. Mir ging es nun, wie dem Kinde, das in seiner Freude sich mit Blumen und Bändern schmückt, und den Augenblick nicht erwarten kann, Andern sein Glück mitzutheilen.

Und mein Fräulein, fragte Ehrberg gespannt, was ist der Quell Ihrer Freude?

Emiliens, Hallbergs Glück! sagte sie, und eine Freudenthräne glänzte in ihrem Auge. Sie warf sich ihrem alten Lehrer an die Brust.

Heute früh, fuhr sie fort, ist der Bund der Lieb' und Treue von neuem geschlossen. Er hat sich Emilien offen und liebend genaht; sie hat ihm Alles vergeben. Auch ich habe in der Schwester Arm reuevoll gelegen, auch ich habe ihre ganze Liebe mir wieder errungen. Alles steht nun wieder versöhnt neben einander. Der heilige Kreis hat sich dichter geschlossen, trotz dem Dämon, der in unsrer Mitte schwebt. Sie sah auf, ihr Blick traf den Grafen, sie hielt erröthend inne.

Lesen Sie, mein Fräulein, sagte dieser, ihre Verlegenheit fühlend, und gab ihr Antoniens Brief, dann wird Ihr Blick nicht mehr zweifelhaft auf mir ruhen.

Sie las, eine hohe Röthe überflog ihr Gesicht. Abscheulich! rief sie aus. In diesen Armen konnte ich zutrauungsvoll ruhen, an diesen Lippen hängen, diesem Geiste folgen, und die Hand, die den Dolch für mich schliff, konnte ich an mein Herz drücken?

Mein sei die Rache! rief der Graf aus.

Nein, Herr Graf! unterbrach ihn Berta Rache war die Leidenschaft, die uns Alle an den Rand des Unglücks führte. — Lassen Sie uns verzeihen! —

Und doch, sagte Robert, bestraft muß sie werden. Unglücklich? nein, so weit gehe unsre Rache nicht.

Indem trat Hallberg, Emilien am Arm, ins Zimmer. In das Haus des Friedens, so rief er aus, tret' ich ein, den Frieden im Herzen, die Freude im Blick, die treue, sanfte Gattin im Arm. Sie segneten uns schon einmal, würdiger Freund! — Auch heute kommen wir, um Ihren Segen zu erbitten! Herzlich schüttelte der Alte Hallbergs Hand und umarmte seine liebe Emilie. Auch ich habe heute den Segen des Herrn in mein Haus eingehen sehen, sagte er gerührt. Dort steht ein glückliches Paar!

Im Augenblicke des eignen Glücks öffnet sich das Herz guter Menschen so willig auch der fremden Wonne. Alles möchte man um sich froh und glücklich wissen, Allen seine eigenen Empfindungen mittheilen und einimpfen.

Innig freute sich Emilie, daß ihr heißer Wunsch für Paulinen in Erfüllung gegangen war, und nur ein Blick auf ihre Schwester trübte den seligen Moment. Und Du, meine Berta, sagte sie gerührt, Du stehst so einsam, so entfernt von uns; schweigt Dein Herz?

Ein Kuß verschloß Emiliens Mund. Robert lächelte. Wahrscheinlich, sagte er, wird Fräulein Berta die nemlichen Mittel nicht gebrauchen, mir den Mund zu verschließen, wie bei Emilien; deshalb muß ich Ihnen sagen, mein Fräulein, daß ich glaube, immer noch das Recht zu haben, in Ihre Herzens-Angelegenheiten mich zu mischen. Ich wage es, es entstehe daraus, was da wolle.

Hier, fuhr er fort, indem er auf Sternfeld zeigte, steht ein stiller, treuer Bewunderer Ihrer Vollkommenheiten, selbst Ihrer Fehler, die er alle kennt; er naht sich Ihnen ängstlich, wie Sie sehen, und möchte sich gern gegen mein Bemühen sträuben, wenn er nur könnte. Er fragt, ob er es wagen dürfe, die Blumengöttin um die Rose zu bitten, die dort, wie bejahend an Ihrem Busen ihm freundlich entgegen nickt; er zittert, wie Sie sehen, und erwartet die Blume oder — erschrecken Sie nicht — den Tod!

Berta schwieg hocherröthend. Beide, sie und der Graf, waren in der drückendsten Verlegenheit.

Sie sprachen für ihren Freund, nun, so will ich für meine Schwester antworten, sagte Emilie. In ihrem Namen sage ich Ihnen die Rose zu! Meine Brust verschloß schon lange das Geheimniß, das in Berta's Herzen verborgen ruhte; und da mir gestern Robert den nöthigen Aufschluß über Ihre Verhältnisse zu Theresen gab. —

Therese! schrie unwillkürlich Berta laut auf.

Fürchte nichts, liebe Schwester, sagte Emilie, sie beruhigend — und da Robert, so fuhr sie, gegen den Grafen Sternfeld sich wendend, fort, mich von Ihren Verhältnissen zu Theresen unterrichtet hat, so glaube ich, im Namen meiner Schwester Ihnen die Versicherung zu geben.

Berta fiel ihr um den Hals und bedeckte ihren Mund mit Küssen. Sternfeld hatte sich ihr genaht und ergriff ihre Hand. Darf ich die Worte der Frau von Hallberg günstig deuten, mein Fräulein? fragte er mit bebender Stimme.

Schweigend nahm Berta die Rose von ihrer Brust, und reichte sie dem Glücklichen.

Wo drei Fröhliche unter uns versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen, rief der hereinstürzende Major, den Mutter Ehrberg beim Eintreten ins Haus schon von Paulinens Glück unterrichtet hatte, was vorgegangen war. Nun darf ich Dir doch, kleine blauäugige Sylphide, einen herzlichen Kuß auf Deine Purpurlippen drücken, ohne daß Du, wie einstens, ehrbar zurück trittst? Komm in meine Arme, geliebte Tochter. Gott segne Dich! sei meine Freude, mein Trost im Alter! — Und Du, liebe Emilie, scheinst ja heute so heiter, Dein Blick strahlt so freudig, wie eine liebliche Morgensonne, wenn sie über unsern See herauf tritt; auch Berta gleicht einer glücklichen Braut!

Ehrberg unterrichtete ihn nun umständlich von Allem, was hier vorgegangen war, und Robert auch von dem, was sie noch vornehmen wollten; weshalb er den Vater dringend bat, ja in ihren Plan einzugehen, und noch heute Nachmittag das Fest ihrer Verlobung in Engelsruh zu feiern.

Gern willigte der glückliche Vater ein, und eilte schnell zurück alle hierzu nöthigen Anstalten zu treffen.

Auf Roberts inständiges Bitten war Vater Schwanenfeld schon Vormittags mit nach Engelsruh geritten, ohne daß er, so wenig als Therese, von dem Fest des heutigen Tages unterrichtet wurde. Dort hatte ihn der Major mit allem Vorgefallenen bekannt gemacht, jedoch ohne die früheren Verhältnisse Berta's und Hallbergs zu berühren. Der Graf Sternfeld erhielt mit Freuden die Einwilligung des Vaters zu seiner Verbindung mit Berta und Alles hatte sich nun wieder freundlich geordnet. Der Major bereitete Alles zum Feste vor, zu dessen schon am Morgen beschlossener Einrichtung, Berta nur mit Widerwillen ihre Einwilligung gegeben hatte.

Noch saßen sie in Lindenbruch am Tisch, als der Graf Sternfeld mit seiner brillanten Equipage angefahren kam, und sich die Erlaubniß ausbat, Fräulein Therese abholen zu dürfen. Sie nahm es mit Freuden an, und nachdem Sternfeld noch einige leise Worte mit ihr gesprochen, entfernte sie sich, um ihre Toilette zu machen. Die Wagen standen unterdessen zur Abfahrt.

Lächeln mußte selbst die sanfte Emilie, als sie Berta und Therese in den Saal treten sah.

Berta trug ein einfaches, weißes Kleid; keine Blume, kein Diadem schmückte ihr Haar, keine brillante Garnirung ihr Kleid, nur ein Myrthensträußchen wogte an ihrer Schwanenbrust.

Therese hingegen war in völligem Staat. Ein Kranz von Rosen wand sich durch die schwarzen Locken, ein Rosa-Kleid vermochte nicht die Frische ihrer Wangen zu bleichen; sie schien wie zu einem festlichen Tage geschmückt.

Graf Sternfeld fuhr allein mit Theresen, Hallberg folgte mit den Uebrigen. Hand in Hand saßen die Beiden, Freude glühte auf Theresens Gesicht, einen gewißen Ernst konnte Sternfeld nicht verbergen.

Sie scheinen heute nicht so ganz gestimmt, wie der Tag es wohl verlangen könnte, sagte Therese fast empfindlich.

Liebe Therese! antwortete er. Der heutige Tag, der mich ganz beglücken, unsere gegenseitigen Verhältnisse ganz und bestimmt ordnen soll, ist doch zu ernst, um nicht über ihn nachdenken zu müssen. Einen solchen Tag malt sich ein jeder Mensch — wie jede Religion ihr Paradies — verschieden. Je entfernter er uns liegt, je kühner, desto fester führt unsre Hand den Pinsel zu diesem Gemälde, je sicherer zeichnen wir die Konturen; je näher er heranrückt, desto schwankender werden die Wellenlinien des Schönen, je mehr Halbdunkel legen wir in das Kolorit. Ich kann nicht läugnen, mich überfällt oft ein quälender Zweifel, ob dieser Tag Ihnen, liebe Therese, auch die Wonne bereiten wird, die Sie von ihm erwarten!

Verstand ich Sie recht, lieber Graf, war die Deutung, die ich der Bitte gab, mich wie zu einem Verlobungsfest zu schmücken, nicht falsch.

Nein! wahrlich nein!

Nun dann, Geliebter, was könnte Deine Therese vom Schicksal Schöneres erwarten, als was der heutige ihr bieten wird?

Oft schleichen sich finstere, trübe Schatten in den Kreis der Freude, und mischen sich störend unter die Wesen, die liebend sich einigten. Nicht immer bannen zwar diese dämonischen Wesen den heiligen Frieden, aber doch oft. Zum Glück werden diese finsteren Gestalten meist ihre eignen Teufel.

Ich verstehe Sie nicht, lieber Sternfeld, sagte Therese, ihn ängstlich ansehend.

Ich mich selbst nicht, sagte der Graf, wieder einlenkend. Ist mir die Freude so nahe, so malt meine rege Phantasie auch den Schmerz mir zur Seite; ich hoffe für mich und fürchte für Sie.

Für mich?

Ja, holde Therese. Oft glauben wir einen Engel zu umarmen, und es war ein finstrer, böser Geist, der, hohnlächelnd uns neckend, wieder verschwand; oft erwarten wir von einer Stunde den Himmel, und sie reicht uns die Hölle.

O Geliebter, lispelte Therese und schmiegte sich innig an ihn an. In Deinen Armen ist mein Himmel, und nur ohne Dich — die Hölle.

Ja! in meinen Armen, sagte der Graf sehr ernst, wird heute der Himmel ruhn und die Hölle uns entfliehn!

Der Wagen hielt. Sie stiegen aus. Die Familie war schon zugegen, doch kein Fremder weiter da.

Sternfeld entfernte sich, doch kam er schnell wieder. Ein schönes Schmuckkästchen von Maroquin, so wie es schien, in der Hand haltend, stand er zwischen Theresen und Berta; die Bedienten entfernten sich.

Aufgefordert von meinen Freunden und meinem eignen Vaterherzen, hub der Pastor Ehrberg an, soll ich den jetzigen feierlichen Augenblick durch eine kleine Rede eröffnen, worin ich zur Feier des heutigen Verlobungsfestes den Segen des Himmels zu erflehen habe.

Sie, Herr Graf von Sternfeld! hob er an, indem sich dieser gegen Therese neigte und ihr das Kästchen in die Hand legte, wollen am heutigen Tage durch Wort und Handschlag Liebe und Treue der Geliebten geloben. — Haben Sie auch Alles reiflich überlegt? Haben Sie die Pflichten überdacht, die diese neuen Verhältnisse Ihnen auflegen?

Ja, werther Freund! sagte der Graf ernst.

Und auch Sie, mein Fräulein, die Sie durch Liebe und Treue sich auf ewig mit diesem edlen, jungen Manne verbinden wollen, haben Sie sich geprüft, sind Sie entschlossen, Leid und Freude mit ihm zu theilen?

Von Herzen, lispelte, kaum hörbar, Berta, während ein bestimmtes Ja von Theresens Lippen scholl.

Die Frage galt meiner Schwägerin, der Fräulein Berta von Schwanenfeld, sagte Hallberg, sich zu Theresen wendend. Sie sind in Irrthum, mein

Fräulein! Therese bleich wie der Tod, blickte ihn stier an. Oeffnen Sie das Kästchen, was Ihnen der Herr Graf gab, und das Räthsel wird sich Ihnen lösen.

Sie öffnete den Deckel. Ein Hochzeitgeschenk von Antonien an Sie, den Engel, der so wonnebringend in unsre Mitte trat. Das Kästchen entfiel ihr, Antoniens Briefe rollten heraus.

Die Rache, die Sie mir gestern hohnlächelnd entgegen riefen, trifft Sie selbst. Gott vergebe Ihnen — ich vermag es nicht! — rief Hallberg der ohnmächtig Niedergesunkenen entgegen, die von den Frauen unterstützt und theilnehmend beklagt wurde.

Ihr seid zu streng mit ihr verfahren, Ihr harten Männer, sagte Emilie und drückte den Versöhnungskuß auf ihre bleichen Lippen, die unter diesem Engelskuß krampfhaft zuckten. Doch Hallberg schwieg und sah finster auf sie hin, die man, noch immer bewußtlos, in ein anderes Zimmer brachte.

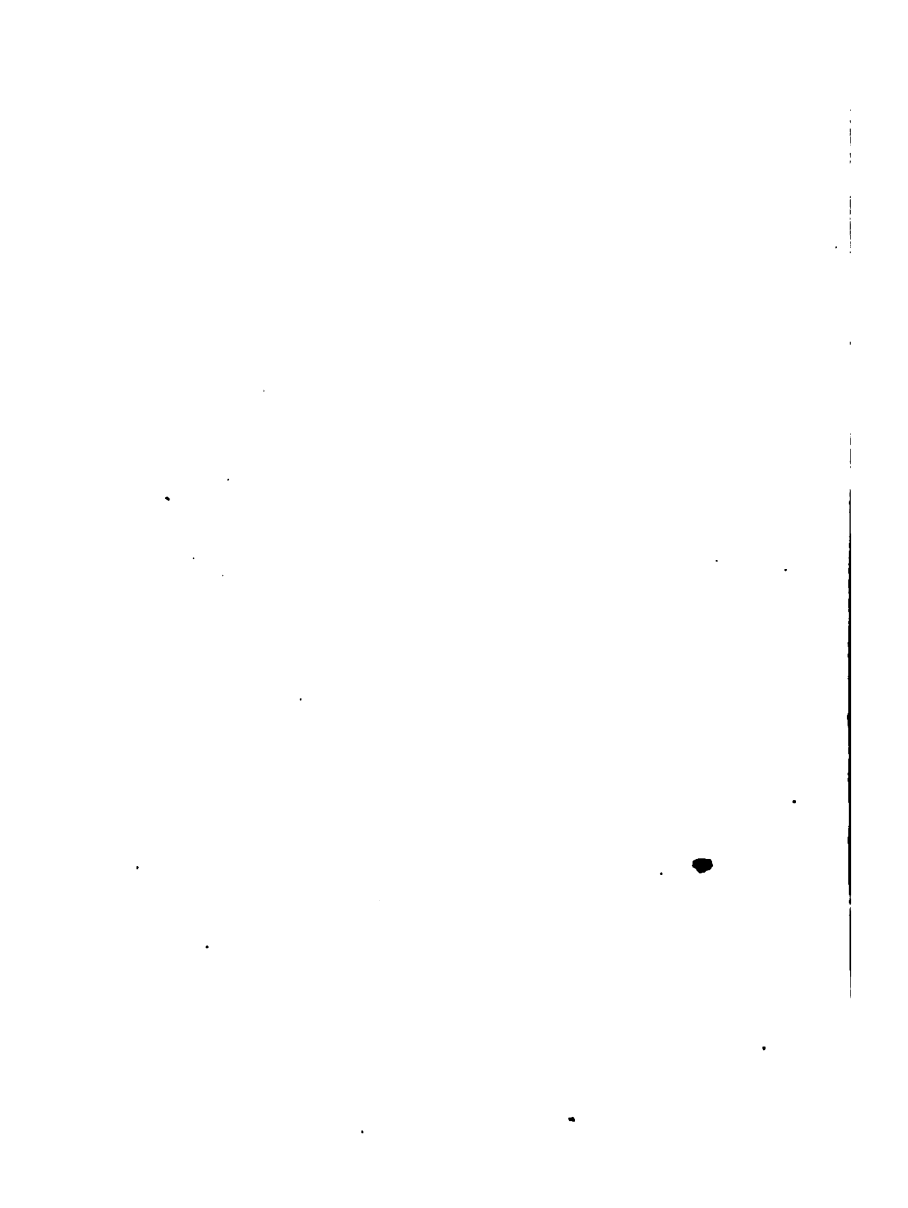
Sie erholte sich bald, verlangte einen Wagen, und stolz, als sei sie die Königin des Tages, entfernte sie sich, fuhr nach Lindenbruch und von da sogleich zur Stadt zurück.

Hebe Dich weg, Satan, und plage uns nimmer! rief Robert, als der Wagen über den Schloßhof rollte und, seine Pauline an der Hand, trat er in den Kreis, der sich um ihn bildete und sprach mit inniger Rührung:

Der Böse ist von uns gewichen, die Engel Gottes aber sind bei uns geblieben. Sie, lieber Schwiegervater, nehmen die alte Mama in den Arm, Hallberg Emilie, Herrmann seine Berta; ich, meine Pauline — die beiden alten Herren mögen sich zusammen arrangiren, so gut sie können: und so, Arm und Arm, Hand in Hand wollen wir der Liebe, der Freundschaft und der Treue uns weihn, den guten Muth nicht verlieren, und straucheln wir, schnell uns wieder erheben.

Amen! — sagte der alte Pfarrer. — Friede, Freude begleite uns durch dies Leben bis ans Grab.

Hedwig, Königin von Polen.



Ludwig, König von Ungarn und Polen, war 1382 zu Tyrnow gestorben und hinterließ zwei Töchter, von denen die älteste, Marie, dem Markgrafen von Brandenburg, Sigmund, die jüngere, Hedwig, dem Herzog Wilhelm von Oestreich verlobt war. Die Ungarn wählten Marie zu ihrer Königin, die Polen aber, eingedenk der stiefväterlichen Regierung König Ludwigs, verlangten die 13jährige Hedwig zu ihrer Regentin.

Elisabeth, ihre Mutter, zögerte lange, ehe sie sich entschließen konnte, ihr Kind in solchem zarten Alter in das rauhe Land der Sarmaten zu senden, sie hielt die Polen durch Versprechungen hin, bis sie nach zwei Jahren durch die Drohung, einen andern König zu wählen, endlich gezwungen wurde, die 15jährige Prinzessin, von dem Kardinal Erzbischof von Gran, dem Ritter Goray und einem zahlreichen Gefolge begleitet, nach Krakau zu senden, wo sie mit lautem Jubel empfangen und zwei Tage nach ihrer Ankunft gekrönt wurde.

Hedwig war nach dem Ausspruch aller Zeitgenossen eine vollkommene Schönheit. Groß und majestätisch von Gestalt, thronte Würde und Lieblichkeit auf dem holden Antlitze der noch so jungen Fürstin. Aus ihren Augen strahlte nicht allein Sanftmuth und Innigkeit, auch ein hoher männlicher, weit ihren Jahren vorausgeeilter Geist leuchtete aus ihnen. Sie war zum Herrschen geboren. Magnaten und Volk, Priester und Laie beteten sie an, jeder hörte auf ihre Worte, und Alle erkannten in der reizenden, verständigen Königin willig ihren König.

Als aber der Ruf ihrer Schönheit nach allen Weltgegenden drang, kamen auch von allen Enden die Bewerber herbei gezogen, die mit der schönen Fürstentochter auch das Polenreich erwerben wollten. Die Herzöge Ziemowit von Massovien und Wladislaw von Oppeln warben um ihre Hand, aber keiner von Beiden fand Anklang in dem Herzen der jungen Königin, und nur wenig Gehör bei den Großen des Reichs, welche die Verbindung Hedwigs zu einer Staatsangelegenheit machten und einen König verlangten, der das Land gegen auswärtige Feinde schützen und die vom Reiche abgerissenen Provinzen wieder erobern könne. Auch hierzu taugte der Herzog von Oestreich nicht, dessen Land, zu weit abgelegen, in keiner

Berührung mit Polen stand, und so stark die Liebe zu ihrer Königin, so groß der Enthusiasmus auch war, mit dem sie sie fast vergötterten, so war doch der Eigennutz, bei Manchem auch wohl die Vaterlandsliebe, noch größer.

Mächtige Feinde umgaben Polen. Nördlich der deutsche Ritterorden, östlich Lithauen und Rußland, südlich die Tartaren und Ungarn, westlich die ewig unruhigen Herzöge von Schlesien; diese Verhältnisse verlangten eine starke kriegerische Faust, daß in sich durch Parteiungen zerfallene Reich aufrecht zu halten und es gegen seine äußern Feinde zu schützen.

Da trat plötzlich ein Bewerber auf, der den Polen der Rechte zu sein schien, vor dem aber Hedwig graute. Es war Jagiello, Großfürst von Lithauen, der Alles, was die Polen verlangten, in sich vereinigte, nur nicht das, was Hedwigs liebendes Herz für den Verlust ihres Geliebten hätte entschädigen können. Der Ruf schilderte ihn mißgestaltet, von rohen Sitten, träg und geistlos, und Hedwigs Herz bebte, als die polnischen Großen in sie drangen, die Krakau sich nahende Gesandtschaft dieses heidnischen Fürsten vor sich zu lassen, der an ihrer Seite mit seinem Volke zum Christenthum übertreten wollte. So religiös und fromm auch Hedwig war, so wichtig es ihrem Gewissen sein mußte, Millionen Seelen von der Verdammniß zu retten, so widerstrebte ihr Herz, so war die Liebe zu Wilhelm von Oestreich zu groß, um ihn dieser frommen Sache und dem Wohle Polens opfern zu können. Sie schickte den Unterkämmerer von Krakau, Gnievos von Dalewycz, dem sie ganz vertrauen zu können glaubte, an ihn ab, und mahnte ihn, schnell nach Krakau zu kommen, und durch seine Gegenwart, oder durch eine schnelle Verbindung den Knoten zu lösen

---

In einem Erker des königlichen Schlosses zu Krakau saß Hedwig, die Harfe im Arme; neben ihr stand ein Greis, dessen langes weißes Haar über seine breiten Schultern und über sein braunwollenes, von einem kostbaren golddurchwirkten Gürtel zusammen gehaltenes Gewand nieder rollte. Er blickte theilnehmend auf die junge Königin, die, in Gedanken versunken, ihr lockiges Haupt an die Harfe lehnte. Es war Meister Demetrius, König Ludwigs alter Harfner, welcher der jungen Fürstin hierher gefolgt war, und auch in seinem niedern Amte ihr Zutrauen in hohem Grade besaß, und es auch verdiente.

Nun Königin! brach er endlich das Schweigen, habt Ihr Alles reiflich erwogen?

Ich hab' es, Demeter! entgegnete sie, ihr Haupt erhebend. Ich habe die Verhältnisse reiflich erwogen, auch mein Herz geprüft, aber immer noch keinen Entschluß fassen können.

Wen Gott auf den Thron setzte, der darf sein Herz nie um Rath fra-

gen, Gebieterin! es sei denn, daß es Milde verlange. — Das Herz einer Jungfrau, und wär' es das einer königlichen Jungfrau, ist ein thöriges, selbstsüchtiges Ding, es denkt nur an sich und den Geliebten, und auf ihn beschränkt sich seine ganze Welt, alles Andre steht im Hintergrunde. Daher, Königin, rath' ich Euch, gebt ihm kein Gehör, wenn es das Wohl Eures Reiches gilt! —

Das ist ein grausamer, schwer zu befolgender Rath, Demeter! fiel ihm die Königin mit Lebhaftigkeit in die Rede.

Aber ein guter, fuhr der Greis fort, ein Rath, wie ihn Jeder, der Euch wohl will, geben muß. Die Polen haben Euch zu ihrer Königin verlangt, Ihr seid ihrem Rufe gefolgt, seid mit Jubel von diesem Volke empfangen, seid gekrönt worden und die rauhen Sarmaten ehren Euren Willen, gehorchen Euren Befehlen, als wäret Ihr ein ruhmbekränzter König, nicht eine funfzehnjährige Jungfrau. Sie verlangen aber nun von Euch, daß Ihr Euch einen Mann wählt, aber einen, der das zerrüttete Reich wieder ordnen, es stark im Innern, es furchtbar gegen das Ausland machen kann; sie wollen, daß Ihr einen Fürsten wählt, mehr für das Land als für Euer Herz — könnt Ihr sie deshalb tadeln? — Hedwig schwieg, der Alte fuhr fort: Daher stehen Euch nur zwei Wege offen: Ihr entsagt der polnischen Krone und zieht mit Eurem Verlobten nach Oestreich, oder Ihr reicht Eure Hand einem Fürsten, wie ihn die Polen verlangen.

Und was verlangen sie von mir? rief, heftig aufspringend, die Königin aus, mich, mein Herz, Alles soll ich einem Heiden opfern, der, meine Krone nur im Auge —

Auch wohl Eure holde, schöne Gestalt, fiel ihr Demeter in die Rede.

O, was kümmert die den rohen, widrigen Mann! fuhr Hedwig fort, meine Krone betet er an, statt seiner alten Götzen, die er nur ihretwegen verlassen will. — Einem solchen Manne soll ich mich, soll ich den Mann meines Herzens opfern?

So opfert Eurem Herzen die Krone, sagte der Alte, sie drückt überdies die Stirn einer Jungfrau schwer, werft sie weg!

Nur wer nie eine Krone trug, wer nie das süße betäubende Gift des Herrschens kostete, kann mit kindischem Leichtsinn oder stoischer Ruhe seiner Krone entsagen — Ich kann es nicht! sprach die Königin und ihr schönes Auge flammte.

So ist Eure Liebe auch nicht stark, entgegnete, seine Herrin scharf beobachtend, Demeter, so ist sie nur ein dahin flatterndes Phantasiebild, ein kindliches Gefühl, in lachender Jugend geboren, bei ernsterer Beschauung spurlos vergehend.

Die Königin schüttelte ihr Haupt.

Dann bedaur' ich Euch, fuhr der Alte fort, denn ein Zwiespalt beherrscht Euer Inneres, und das ist der qualvollste Zustand, der das Ge-

müth des Menschen ergreifen kann — Ihr wißt also nicht, Königin, wie Ihr handeln sollt?

Wohl weiß ich es, Demeter! fuhr sie auf, und erhob kühn ihr schönes Haupt, unentschlossen bleib' ich nie an einem Abgrund stehen, der mir auf meinem Lebenswege hemmend entgegen gähnt; ich kehre um, oder überspringe ihn. — Ich habe einen Boten an den Herzog von Oestreich gesandt, und ihn entbieten lassen, schnell hieher zu kommen und sich den Lithauer in die Schranken entgegen zu stellen.

Ich fürchte, es ist zu spät! meinte der Alte.

Soll ich, weil ich dies fürchten könnte, dem Zufall mein Schicksal übergeben? sagte die königliche Jungfrau; für ihn, für mein Herz kämpf' ich mit allen mir zu Gebote stehenden Waffen, so lange ich kann. Ist der Kampf vergebens, dann —

Dann? fragte der Harfner.

Wenn dieser Zeitpunkt eintritt, guter Alter, dann frage Hedwig wieder, was sie thun wird, erwiderte sie, die Königin wird Dir dann Antwort geben

Ich glaube Euch zu verstehen, und schweige!

Schweig' nicht, alter Mann! bat Hedwig. — Deine Worte höre ich gern, berühren sie auch nicht immer die Saite, die in meinem Innern schmeichelnd tönt. Hab' ich sie nicht von meiner Kindheit an schon gehört, liebkosend, ermahnend, selbst strafend? — Dank' ich Dir nicht so viel, Du treuer Diener meines Vaters? Nicht die Gabe des Gesanges, nicht, daß ich mit den Tönen dieser Saiten meinen Geist zu stimmen vermag? Hast Du mich nicht, was noch tausendmal mehr Werth hat als Jenes, gelehrt, mein weiches, vielleicht zu inniges Gemüth mit festem Sinne zu paaren? Danke ich Dir nicht den Muth, der mich in Gefahren nicht verläßt, kurz Alles, was ich bin? — Schweig, laß meinem Gefühle die Zügel! fiel sie ihm in die Rede, als er zu sprechen beginnen wollte, so lang' ich denken werde, wirst Du vor meiner Seele stehn, wie Du mich auf Deinen Knieen gewiegt, mit mir gespielt, mir die Wunder der Natur erklärt, und mit jedem Worte den Keim des Guten in mein Herz gelegt hast. Mehr als Vater und Mutter hast Du für mich gethan, mir tausendmal gesagt, ich wär' der Engel Deines Lebens — und sollte der Mann, dem ich so viel verdanke, vor mir schweigen müssen? — Nein! und wenn auch Deine Worte mein Herz zerrissen, ich würde es ruhig erdulden, und doch dabei denken: der alte Mann meint es gut mit Hedwig.

Königin! unterbrach sie der Greis.

Ja, Demeter, ich bin Königin, und werde als solche handeln, bin aber auch Hedwig, und werde es bleiben bis an mein Grab — Doch horch! — Welch ein Auflauf auf den Straßen, welches wilde Gejauchze?

Die Gesandten des Lithauers werden in Krakau einziehen, man erwartet sie.

Mein Himmel umwölkt sich, das Gewitter naht — sagte die Fürstin ernst vor sich hin, und stellte die Harfe bei Seite — doch ich erwarte es muthig!

Ich werde gehen und sehen, was vorgefallen ist! sagte der Harfner, und verließ die Königin, als eben Marie Botkarey, ihr Hoffräulein und die Vertraute ihres Herzens eintrat.

Sie sind gekommen, die Lithauer sind eingezogen und mit Jubel empfangen worden! rief diese ihrer Gebieterin entgegen. Ich habe sie gesehen, zwar nur aus der Ferne, aber genug gesehen, um mein Herz mit Furcht und Sorge zu erfüllen. Auf wilden Rossen, von Gold und Edelsteinen strahlend, sprengten sie mit großem Gefolge heran; es sollen die Brüder des Großfürsten sein.

Konntest Du ihre Gesichtszüge unterscheiden? fragte die Königin.

Nein, gnädige Frau! Vom Söller des alten Thurmes, auf dem ich stand, bis zu ihnen war es zu weit, ich sah nur, daß sie von hoher Gestalt und wohlgebaut waren, und ihre wilden Rosse gut führten. — Und der Herzog? — Wann kommt er?

Hedwig seufzte.

Die Deutschen brauchen doch immer lange Zeit, ehe sie sich wappnen, fuhr Marie fort. Ein Ungar hätte bei der Nachricht der Gefahr den Pelz umgeworfen, sich aufs Pferd geschwungen, und wäre längst schon hier. Aber die müssen erst ihre Reisigen versammeln, daß sie mit tüchtigem Gefolge einreiten können. — Ich habe den Herzog noch nie gesehn, ich war eben bei meinem Vater, als er nach Ofen kam, fuhr sie dann fort, während die Königin gedankenvoll vor sich niederblickte, und Wilhelms Bild ihr vor Augen schweben mochte. Es muß ein schöner Mann sein, der Euch so gefallen hat.

Ja, schön ist er, und gut nnd brav! sagte Hedwig.

Königin! fuhr die lebhafte Marie auf, ich nähm' den Lithauer, den häßlichen Heiden nicht, und wollte es ganz Polen, ich nähm' ihn doch nicht! — Aber gewiß hat der alte Demeter wieder das Möglichste gethan, Euch die Liebe aus dem Herzen zu schwatzen, der alte wunderliche Mann! — Hat mich in der kurzen Zeit, daß wir hier sind, so schöne Lieder gelehrt, in welchen die Liebe so innig, die Treue als die erste Pflicht des Herzens geschildert ist, da ist sie allein die beglückende Herrin der Welt, und ihre Macht ist ewig. Die Lieder singen sich alle so schön, das kommt so von Herzen und geht zum Herzen, und selbst wenn der Alte mit zitternder Hand die Saiten greift, mit bebender Stimme die Liedlein zu singen beginnt, hört man ihn gern; es thut dem Herzen wohl, man fühlt, wie es sich öffnet, und dem Geliebten gern ein Plätzchen darin gönnt, wer nur einen Geliebten hätte. Aber sobald der alte Mann spricht, da lautet es ganz anders, da ist die Liebe ein Tyrann, dem man keine Gewalt über sich einräumen soll, da soll man ihrer Ewigkeit spotten und ihre Ketten zer-

brechen, und eine Königin, so sagt er Euch oft, dürfe nichts lieben, als ihr Reich. — Nun wahrlich, wenn es nicht schöner ist als das Polenland, da muß die Liebe einer Königin sehr genügsam sein!

So sehr auch ernste Gedanken Hedwig beschäftigten, konnte sie sich doch nicht eines Lächelns erwehren. Marie fuhr fort: Laßt Euch nicht irre, laßt Euch nicht abwendig machen, hohe Gebieterin, bleibt dem Herzog treu! — Mag der Großfürst Heide bleiben, oder Christ werden, was nützt, was schadet Euch das? Er soll das ächte Bild eines garstigen Mannes sein, schwarz, und rauh an Händen und Füßen, die Haare ungekämmt, das Gesicht voll Schmutz, den wird die Taufe nicht abwaschen.

Marie würde gewiß noch länger von den Vorzügen des Großfürsten gesprochen haben, hätte die Meldung, daß der Erzbischof von Gnesen und der Starost von Casimir die Königin zu sprechen verlangten, sie nicht gestört und gezwungen, das Zimmer zu verlassen. Der Erzbischof und der Starost traten bald darauf ein.

Beide waren ein paar ehrenwerthe Männer, die es mit ihrem Vaterlande redlich meinten, Beide der Person Hedwigs treu ergeben. Sie empfing sie deshalb auch ausnehmend freundlich, erwiderte ihre Begrüßung mit der ihr eignen Anmuth, und befahl ihnen dann, vorzutragen, was sie ihr zu sagen hätten.

Königin! nahm der Erzbischof das Wort. Die Abgesandten des Großfürsten sind eingezogen. Es sind die Fürsten Skyrgiello und Boris, die Brüder Jagiello's, und Hanut, der Kastellan von Wilna; sie wünschen Euch vorgestellt zu werden, um sich des Auftrags des Großfürsten zu entledigen.

Seid Ihr von dem unterrichtet, was er ihnen aufgetragen hat, ehrwürdiger Herr? fragte Hedwig.

Ja, gnädigste Frau! erwiderte der Erzbischof, und Euch dann vorläufig zu benachrichtigen sind wir hier. Der Großfürst Jagiello wirbt um Eure Hand. —

Und um die Krone Polens. —

Nun ja, fuhr der Erzbischof fort, auch um sie. Aber Ihr selbst, Königin, seid dennoch die schönste Krone der Welt, um die ein Fürst werben könnte. Er wirbt um Euch, und verspricht dagegen, mit seinem Volke die christliche Religion anzunehmen, alle christlichen Gefangenen frei zu geben, sein Land mit der Krone Polen zu vereinigen, und seine Macht und Schätze anzuwenden, die dem Reiche entrissenen Provinzen wieder zu erobern. Auch ist er bereit die von dem Könige, glorreichen Andenkens, Eurem in Gott ruhenden Vater, für den Fall, daß die Heirath mit Euch nicht vollzogen würde, dem Herzog Wilhelm von Oestreich zur Entschädigung festgesetzten 200,000 Gulden auszuzahlen.

Eine hohe Röthe überflog bei diesen Worten die Wangen der königlichen Jungfrau. Der Großfürst setzt ja einen hohen Preis auf mich, und

bald sollte es mich dünken, ich wäre dem Lande eine Waare, die es an den Meistbietenden loszuschlagen gesonnen sei, Herr Erzbischof.

Königin! unterbrach sie dieser, wie könnt Ihr glauben —

Des Großfürsten Anerbieten ist bedeutend, nahm sie, sich fassend, schnell das Wort: Die Schicklichkeit verlangt, seine Gesandten anzuhören; sie mögen morgen kommen!

Und welche Antwort dürfen sie erwarten? fragte der Starost Casimir.

Starost Christinus von Ostrow, erwiderte die Königin, dies zu erfahren, müßt Ihr Euch bis morgen gedulden. Von der Entscheidung dieser wichtigen Sache hängt mein, vielleicht auch Polens Schicksal ab, es bedarf deshalb eines reiflichen Nachdenkens, solch wichtiger Entschluß darf nicht dem Augenblick entspringen. Morgen um die zweite Stunde erwarte ich die Gesandten!

Königin! nahm jetzt der Erzbischof noch einmal das Wort, Polen hat Euch bisher gehorcht, als hieltet Ihr Schwert und Scepter zugleich in kräftiger Hand, aber es verlangt nach einem Könige, der sein Volk zu Schlachten führen kann, und da dünkt den Polen nichts geeigneter, als der Fürst, durch dessen Wahl dem Lande ein alter Feind zum Freund, und ein mächtiger Zufluß an Macht wird. Bedenkt dies, Königin, und Gott möge Euer Herz zum Besten des Landes lenken! — Wir wissen Alle, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, daß man ein großes Opfer von Euch verlangt, und kennten wir nicht den hohen königlichen Sinn unsrer funfzehnjährigen Gebieterin, würden wir stärker als wir thun in Euch dringen müssen, würden für die Krone unsers Landes Euch nicht bitten, das Opfer zu bringen, wir würden es unabänderlich von Euch verlangen. Aber da Euch Gott einen hohen Geist, eine, weit Euren Jahren voreilende Weisheit gab, so hoffen wir, Ihr werdet den Werth einer Krone zu schätzen, und ihr freiwillig das Opfer zu bringen wissen.

Freiwillig? — Vielleicht! erwiderte Hedwig mit Würde.

Nur vielleicht? fiel ihr der Kastellan von Casimir in die Rede.

Ja, Herr Kastellan, nur vielleicht! Ich weiß den Werth einer Krone zu schätzen, die dem, der sie trägt, Macht und Herrlichkeit giebt, weiß aber auch, daß ohne Macht die Herrlichkeit bald schwindet, und die Krone nur eine drückende Last ist, die der Kluge mit Freuden ablegt. — Morgen erwarte ich die Bischöfe, Woiwoden und Starosten, lenkte die Königin ein, um bei der Audienz gegenwärtig zu sein und meinen Willen zu vernehmen. Bis dahin, Ihr werthen Herren, gehabt Euch wohl!

Niemand, selbst der Kardinal Erzbischof von Gran nicht, welcher der Königin als Rathgeber nach Krakau gefolgt war, auch der Harfner nicht, zu dem sie wohl mehr Zutrauen, als zu dem geistlichen Herrn hatte, kannte

ihren Entschluß. Mit Juwelen, mehr noch mit ihren Reizen geschmückt, und die Krone auf ihrem Haupt, trat sie in den Kreis der versammelten Polen, welche staunend und verwundernd auf ihre Fürstin blickten, die mit allem Liebreiz der Jugend, mit aller Majestät einer gebornen Fürstin, huldvoll und freundlich grüßend, jetzt unter ihnen stand.

Werthe, edle Herren und Freunde! redete sie die Versammelten an, als sie auf ihrem Throne Platz genommen hatte. Ich habe Euch um mich versammelt, Zeugen der Antwort zu sein, die ich, auf ihr Gesuch, den Abgesandten des Fürsten von Lithauen geben werde; ich werde dabei Gott, meine Pflicht, hauptsächlich aber Polens Wohl vor Augen haben. Da aber die Sache mich und meine Person so nahe angeht, so hab' ich auch mein Herz um Rath fragen müssen, auch dieses hat hierbei eine Stimme. Ich bin des Herzogs von Oestreich feierlich Verlobte, und da nach bestehendem Rechte, ein feierlich Eheverlöbniß, dem Ehebündnisse gleich gilt, so habe ich auch mein Gewissen zu befragen. Dies zu Eurer vorläufigen Beachtung. — Nun laßt die Gesandten eintreten!

Nach kurzer Zeit, während welcher mehre der versammelten Großen, eben nicht mit der Rede ihrer Königin zufrieden, hier und da ihren Unwillen kund thaten, öffneten sich die Flügelthüren, und die Gesandten, von dem Kastellan von Krakau geführt, traten ein.

Die Brüder des Großfürsten, Skyrgielo und Boris, die sich jetzt mit Anstand dem Throne nahten, waren Beide stattliche Männer in der Blüthe ihrer Jahre, prachtvoll in ihrer Landestracht gekleidet, und strotzten von Juwelen. Weniger reich gekleidet, weniger stattlich von Ansehn, war der Kastellan von Wilna, ein kleiner untersetzer, tückisch aussehnder Mann, der ihnen zur Seite ging, hinter welchem Diener folgten, welche auf reichgestickten Kissen die für Hedwig bestimmten Geschenke trugen.

Als die Fürsten jetzt die Königin im Glanze ihrer Schönheit vor sich sahen, blieben sie vor Erstaunen einen Augenblick stehen, beugten schon in der Entfernung ihre Kniee, und hätte nicht Hanut, der Kastellan von Wilna, ihnen einige Worte zugeraunt, sie hätten schon in der Entfernung der Königin ihre Bewunderung gezollt, die nicht ohne Vergnügen den Eindruck zu bemerken schien, den sie auf die heidnischen Fürsten gemacht hatte, denn auch das edelste weibliche Herz ist nicht ganz frei von Eitelkeit.

Die Gesandten knieten jetzt ehrfurchtsvoll am Fuße des Thrones nieder, und Skyrgiello nahm das Wort, sprach sein Entzücken über die Schönheit und Anmuth der Königin aus, warb dann feierlich für seinen Bruder, den Großfürsten, um ihre Hand und zählte die Opfer auf, welche dieser zu bringen bereit sei, wenn Hedwigs Hand ihn beglücken würde. — Dies waren die nemlichen Anerbietungen, die schon der Erzbischof von Gnesen der Königin mitgetheilt hatte — dann, nachdem er seine Rede beendet und die köstlichen Geschenke hatte herbeibringen lassen, bat er, huldreich sie anzunehmen.

Ohne einen Blick auf die Geschenke zu werfen, gab sie einigen ihrer Frauen ein Zeichen, sie in Empfang zu nehmen und sich von dem Thronsessel erhebend, erwiderte sie den Gesandten in polnischer Sprache, die sie ganz geläufig sprach:

Ihr Prinzen von Lithauen und Ihr, Kastelan von Wilna, seid mir willkommen in Krakau auch als Abgesandte des Großfürsten mir willkommen! Der Antrag Eures Herrn kann mich nur ehren, bewegt aber auf mancherlei Weise mein jugendliches Gemüth. Von meinem in Gott ruhenden Vater, dem Könige Ludwig, schon in meiner frühsten Jugend mit dem edlen Herzog Wilhelm von Oestreich feierlich verlobt, habe ich in Ofen Monate als seine Braut mit ihm verlebt. Fragt die geistlichen Herren und die hier um mich versammelten Woiwoden und Starosten, ob nach unsern bestehenden Kirchengesetzen solch' feierlich Verlöbniß nicht so fest bindend ist, als das wirkliche Ehebündniß, und wenn Ihr Euch davon werdet überzeugt haben, so könnt Ihr leicht erachten, welcher Zweifel sich in meinem jugendlichen Gemüth erheben muß, ob ich aus eigener Machtvollkommenheit ein mich so fest und für immer fesselndes Band lösen kann oder nicht: denn um nichts in der Welt möcht' ich etwas thun, was mein Gewissen während meines ganzen Lebens beunruhigen könnte. Im Gefühl meiner Jugend und meiner Pflicht leg' ich daher die Entscheidung in die Hände meiner würdigen Mutter, der verwittweten Königin von Ungarn: ihrem mütterlichen und gewiß weisen Ausspruche werd' ich mich dann willig fügen. Ziehet hin nach Ungarn, werthe Herren, eine sattsame Begleitung soll Euch zur Sicherheit werden, tragt meiner königlichen Mutter die Wünsche Eures Herrn vor, kehrt dann mit ihrer Antwort zu mir zurück und Ihr werdet mir willkommen sein. Dies sagend, nickte sie ihnen freundlich zu, gab ihnen ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen, und als die Thüren sich hinter ihnen schlossen, wandte sie sich zu den umstehenden Polen. Euch, meine Freunde, sprach sie, will ich die wahren Gesinnungen meines Innern nicht verbergen, wie jenen heidnischen Fremden, Euch will ich gestehen, daß mein Herz schon längst die Wahl getroffen hat und daß ich, wenn es mit dem Wohle meines Reiches verträglich sein kann, meinem Herzen gern folgen möchte; — doch die Königin, meine Mutter, entscheide! — Sendet mit den Lithauern zugleich weise und würdige Männer aus Eurer Mitte nach Ofen, Männer, die das Wohl des Landes als das Heiligste betrachten, aber auch das Glück ihrer Königin beachten mögen. Und Ihr, edle Herren und werthe Freunde, bedenkt, daß Ihr mich freiwillig zu Eurer Königin gewählt habt, daß ich, die fünfzehnjährige Jungfrau, in der Mitte von Männern stehe, die wohl so viel Achtung für Jugend und Schönheit und für ihre Fürstin haben, und sie nie zu einem Entschluß zwingen werden, welcher der schönen Krone dieses Landes den herrlichsten Glanz, den schönsten Juwel rauben würde. Beherziget dies und gedenkt meiner dabei mit Liebe!

Als die junge Fürstin die Stufen des Thrones herabstieg, begleitete sie der laute Freudenruf der Anwesenden, und mit dem unwiderstehlichen Zauber der Anmuth die Umstehenden grüßend, verließ die Königin das weite Gemach.

Die polnische Geistlichkeit und der Adel hatten sich schon oftmals versammelt, um sich über die Entscheidung der Königin zu berathen. Noch waren die Stimmen getheilt: der Adel von Großpolen hielt noch fest an dem Herzog von Massovien, während die Jüngern und auch mehrere der Aeltern für den Herzog von Oestreich, aus Vorliebe für die Königin, gestimmt waren. Die Geistlichkeit aber, in den Gedanken, daß ein ganzes Land dem Heidenthum entrissen werde, und diejenigen des Adels für welche das Wohl des Vaterlandes allein Werth hatte, verlangten den Großfürsten von Lithauen zum Gemahl der Königin. Nach mancher stürmischen Sitzung wurde endlich beschlossen, sich in den Willen der Königin zu fügen und dem Ausspruch ihrer Mutter zu überlassen. Der Untermundschenke von Krakau, Wlodko von Ogrodzyniecz, der Kastellan Nicolaus Bogorin und der Starost von Casimir, Christinos von Ostrow wurden gewählt, die liefländische Gesandtschaft nach Ungarn zu begleiten.

Die Gesandten reisten ab; früher aber als sie, hatte sich ein Vertrauter der Königin nach Ofen mit einem Schreiben begeben, worin diese ihre Mutter beschwor, nur für Wilhelm von Oestreich zu stimmen.

Die Königin, fest entschlossen, Alles für ihren Geliebten zu wagen, hatte nur durch diesen Ausweg Zeit zu gewinnen gesucht. Die Polen durchschauten jedoch ihren Plan und da es nicht hatte verschwiegen bleiben können, daß sie den Unterkämmerer Gnievos zu dem Herzog von Oestreich geschickt habe und sie diesen mit Sehnsucht erwarte, so trafen sie alle möglichlichen Vorkehrungen, die Ankunft des Herzogs unschädlich zu machen. Im Ganzen liebten und ehrten Alle die Königin und wohl keiner war feindlich gegen sie gesinnt, als Dobeslaus von Kurozwocki, der Kastellan von Krakau; dieser mochte wohl unter ihnen eine Ausnahme machen. Ihn leitete aber nicht das Wohl des Vaterlandes. Er war von Natur ein unfreundlicher, tückischer Mann, der, mit Jedem in Unfriede lebend, wohl seines Reichthumes, nicht aber seiner Persönlichkeit wegen viel Einfluß besaß. Sich bei manchen Gelegenheiten vom König Ludwig zurückgesetzt glaubend, trug er seinen Haß auf die Tochter über, und da die Königin mehre Male schon Ursach gehabt hatte, den stolzen Anmaßenden mit ernsten Worten in die gehörigen Schranken zurück zu weisen, so war er der Königin feind, obgleich er, öffentlich Ergebung für sie heuchelnd, doch im Stillen erfreut war, wenn sich eine Gelegenheit fand, ihren Wünschen entgegen zu treten.

Um noch genauer von Allem, was bei der Königin vorging, unterrichtet zu sein, wußte er es dahin zu bringen], daß Hedwig seinen Neffen

unter die Zahl ihrer Hofleute aufnahm. Der junge Casimir Kurozwocki war nach dem Tode seines Vaters einer der Reichsten des polnischen Adels, erst 23 Jahr und von ausnehmender Schönheit, so daß wohl kein Edelfräulein in Krakau sich befand, die nicht den stillen Wunsch hegte, seine Wahl möchte auf sie fallen. Außerdem war er muthig, unternehmend, von lebhaftem Geiste, für das Größte, Edelste empfänglich, doch von wildem, heftigem Gemüth. Sein Ohm, der ihn erzogen, und dem er sich verpflichtet glaubte, gab ihm den weisen Rath, sich durch Marie Botkarey die Gunst der Königin zu erwerben und so immer mehr Einfluß erlangend endlich von Stufe zu Stufe immer höher zu steigen. Es bedurfte nicht viel, um die ohnehin lebendige Einbildungskraft eines nach dem Höchsten strebenden Jünglings zu entflammen und durch die Klugheitregeln seines Oheims wohl etwas mißgeleitet, ward es ihm auch nicht schwer, den Rath des Kastellans zu befolgen, sich zu verstellen und unter dem Scheine einer tief verschlossenen Neigung zu Marien seine wahren, ehrgeizigen Absichten zu verbergen.

Sehnsuchtvoll erwartete die Königin indessen die Ankunft ihres Geliebten; aber weder er, noch der an ihn abgeschickte Untermundschenke gab Kunde von sich. Da sandte sie einen vertrauten Diener, einen Ungar, nach Oestreich und er brachte ihr endlich die frohe Nachricht, der Herzog sei auf dem Wege nach Polen. Nun ritt sie täglich auf die Reiherbeize, doch immer nur nach der Seite, wohin der Weg nach Oestreich ging, und wenn ihr auch der Falkenmeister versicherte, in jener Gegend würde sie bald keinen Reiher mehr finden, führte sie doch Sehnsucht und Hoffnung wieder dahin zurück. Aber Herzog Wilhelm zog mit seinen Mannen und seinem Troß langsam heran und der ihn begleitende Unterkämmerer von Krakau mochte seine Gründe haben, ihn nicht anzutreiben.

Indessen war Casimir Kurozwocky nicht unthätig geblieben. Marie war schön von Gestalt und Antlitz und wohl werth, daß sich des Mannes Herz zu ihr wandte: der stolze Jüngling fand sie schön genug, um die Mühe zu lohnen, sich um ihre Gunst zu bewerben, und er that es. Marie, die bisher die Liebe nur aus dem Rosentraume ihrer Phantasie, nur aus Demeters Minneliedern kannte, hörte die Schmeichelworte aus dem Munde des schönen Mannes mit Wohlgefallen und gab sich seinen Liebesworten unbefangen hin, denn sie fand in Casimir das Ideal ihres Jugendtraumes erreicht, ja übertroffen. Auch Casimir, dem die Lehren des alten Oheims nicht das Gefühl für's Edle ganz unterdrückt hatten, lernte nach und nach den Werth des Mädchens schätzen und was anfangs Täuschung, Absicht, vielleicht auch nur Zeitvertreib war, schien allmählig Wohlwollen, Neigung zu werden. Marie fühlte sich zu glücklich, um ihr Glück nicht der Königin mittheilen zu müssen und Hedwig nahm um so mehr Theil daran, da ihr eigenes Herz in Liebe erglühte; doch warnte sie Marie, auf ihrer Hut zu sein. Die junge Fürstin hatte einen scharfen, durchdringenden

Blick: es lag ihr in dem Auge Casimirs ein gewisses Etwas, das sie sich zwar nicht enträthseln konnte, was jedoch dem wahren Zutrauen zu dem jungen Manne im Wege stand, sie fürchtete ihn, und wußte sich doch nicht Rechenschaft zu geben, warum. Oft belauschte sie seine Blicke und bemerkte dann, daß sie glühend, glühender auf ihr ruhten, als es dem Diener, als es dem Geliebten einer Andern geziemte, und ihr entging dann, wenn er sich beobachtet glaubte, die schnelle Veränderung seines Gesichts nicht, das er ganz in seiner Gewalt haben mußte. Sie hatte eine gewisse Scheu vor ihm und doch erfreute sie die Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, und das einschmeichelnde, zuvorkommende Benehmen des jungen schönen Mannes verfehlte seine Wirkung nicht ganz.

Die nach Ungarn Gesandten hatten sich mehr beeilt, als Herzog Wilhelm, denn sie kehrten zu Hedwigs Schreck früher nach Krakau zurück, als sie es erwartet hatte. Die Königin Elisabeth, vielleicht durch Sigmund von Brandenburg, ihren Schwiegersohn, der als Luxemburger dem Oestreich'schen Hause nicht freundlich gesinnt war, bewogen, sich nicht geradezu für Hedwig's Wünsche auszusprechen, vielleicht auch durch die Drohung der polnischen Abgesandten: auf jeden Fall den Großherzog von Lithauen zu wählen, eingeschüchtert, hatte einen sehr unbestimmten Ausspruch gethan. Nachdem sie das Eheverlöbniß ihrer Tochter mit dem Herzoge von Oestreich als unauflösbar geschildert, legte sie die Verantwortlichkeit, so wie Entscheidung in die Hände der polnischen Großen und der Geistlichkeit, und gab im Voraus ihre mütterliche Einwilligung zu dem Beschlusse, den ihre Tochter Hedwig und die Polen gemeinschaftlich fassen würden. In einem Schreiben an Hedwig ermahnte sie diese, es nicht bis zum Aeußersten kommen zu lassen und sich in den Willen der Magnaten zu fügen.

Die Königin, ein festeres Benehmen von ihrer Mutter erwartend, hatte durch diese Gesandtschaft mehr verloren als gewonnen. Sie sah nun wohl ein, daß ihr ein harter Kampf bevorstehe; doch war sie nicht dadurch entmuthigt, und unterwarf sich dem Scheine nach willig dem mütterlichen Ausspruch, faßte aber dem festen Vorsatz, Alles für ihr Herz zu wagen.

In dieser Zeit ritt sie, die Ankunft des Herzogs mit Ungeduld erwartend, mit geringer Begleitung auf die Reiherbeize. Heute war sie glücklich: ein Reiher flog auf, sie ließ ihren Falken steigen und folgte ihm auf flüchtigem Rosse nach. Nur Marie und ein Diener waren bei ihr und Casimir folgte in der Ferne. Da, eben als der Falke seine Beute zu der Königin Füßen niederdrückte, gewahrte das Fräulein in der Ferne einen Haufen Reiter. Er kommt! rief sie ihrer Gebieterin zu, seht, bei dem alten Schlosse ziehen sie vorüber. — Die Königin blickte auf. Ja, er ist's! rief sie, schwang sich wieder auf's Roß und jagte den Gewappneten entgegen. Marie, wohl wissend, daß jeder Dritte bei dem Augenblick des Wiedersehens

ganz überflüssig sei, blieb zurück und wollte auch Casimir festhalten; aber dieser war längst aus ihren Augen, hatte beim Anblick der deutschen Reiter seinen Ukräner gewandt und war nach Krakau zurückgejagt.

Die dreizehnjährige Hedwig hatte Wilhelm von Oestreich Lebewohl gesagt: die fast sechszehnjährige, zur Schönsten der Frauen Aufgeblühte sollte ihm jetzt willkommen zurufen, der den Seinen vorausgeeilt, vom Rosse gestiegen war, und sinnend hinüber nach der Hauptstadt des Polenreichs blickte. Da störte ihn rascher Hufschlag in seinem Sinnen: er blickte auf — Sie war es, die mit verhängtem Zügel herangesprengt kam, doch jetzt in einiger Entfernung ihr Roß in seinem schnellsten Laufe anhielt. Sonst war sie mit kindlicher, unverhehlter Freude ihm entgegen geflogen — jetzt — die Jungfrau, die Königin mußte den Zügel anziehen und durfte sich nicht ihren Gefühlen offen hingeben: Zucht, Würde, Besonnenheit hielten sie zurück.

Willkommen Herzog Wilhelm! rief sie ihm zu, da er eilig ihr entgegen kam, und reichte ihm ihre Hand, nicht wie sonst ihre Lippen zum Kusse. Ihr habt lange auf Euch warten lassen, war ich Euch nicht der Eile werth? — Der Herzog hatte Keines ihrer Worte vernommen, hatte ihre Hand ergriffen, sie aber noch nicht an seine Lippen gedrückt: denn staunend hing sein Auge an dem Himmelsantlitz der königlichen Jungfrau. Ja, es waren die Züge Hedwigs, es war das seelenvolle Auge, das ihn schon an dem Kinde entzückt, es war der liebliche Mund mit seinen rothschwellenden Lippen, der es oft in kindlicher Unbefangenheit geduldet, daß er ihn geküßt hatte, und doch war es Hedwig nicht mehr. Bist Du es, Hedwig! Seid Ihr es, Königin? sagte er endlich, noch immer von ihrem Anblick überrascht. Ist dieses meine Hedwig? — Die Deine, ganz so wie sie es einst war, erwiderte sie, unwillkührlich den schlanken Leib nach ihm beugend. Wie schön bist Du geworden! rief er entzückt — zu schön für mich, zu schön für diese Welt!

Küsse doch nur, Bedächtiger, störte die Königin scherzend seine Träumereien, küsse doch nur, schnell die Hand, die sich Dir so ganz bietet und welche sie Dir so gern entreißen möchten. Nimm sie und drücke sie an Lippe und Herz, es ist die Hand Deiner Hedwig.

Er küßte sie mit Innigkeit und drückte sie an sein Herz. Du bringst mir eine Königskrone, rief er, sie mit Entzücken betrachtend, das ist viel, aber wenig gegen das Herz, das sich mir mit Dir bietet — das macht mich zum Glücklichsten der Welt!

Der Unterkämmerer Gnievos kam in diesem Augenblick herangesprengt, sprang vom Rosse, begrüßte, wie es zu damaliger Zeit Sitte war, durch Kniebeugung die Königin und nach einem kurzen Bericht über seine Reise, während dem das Gefolge des Herzogs sich nahte, machte er diese aufmerksam, daß sie nach Krakau zurückeilen müßte, wo vielleicht ihre Gegenwart nothwendig sein könnte. Auch bemerkte er, daß die Vorsicht dem

Herzog rathe, nicht bei Tage, sondern erst wenn es dunkel sei, in die Stadt einzuziehen.

Weshalb? fuhr die Königin auf, aber der Kämmerer schwieg.

Nun wohl! sagte sie nach einigem Nachdenken, sich zu dem Herzoge wendend, ich werde voraneilen, um zu sehen, ob im Schlosse Alles zu Eurem Empfange bereit sei. Gnievos lächelte — die Königin reichte dem Herzoge die Hand und von ihrem Kämmerer bis zu Marien und ihrem Gefolge geleitet, jagte sie zurück nach Krakau.

Während des kurzen Weges mochte sie doch über die Worte und das sonderbare Lächeln des Kämmerers nachgedacht haben, denn die Freude des Wiedersehens blieb nicht ungetrübt: Wie werden die Polen die Ankunft des Herzogs aufnehmen? Dieser Gedanke beschäftigte sie fast allein, auch stiegen Zweifel in ihr auf, ob es die Sitte erlaube, daß der Herzog mit ihr im Schlosse zusammen wohnen könne, und ihr bedächtiger Sinn, wenn ihn nicht der Augenblick überraschte, ließ sie ernst über ihre Verhältnisse nachdenken Sie hielt ihr Roß in seinem schnellen Laufe, ließ es ruhig der Stadt zugehen, befahl, daß man ihr den Leibfalken gebe und, wie sie immer zu thun pflegte, das schöne Thier auf ihrer Hand, ritt sie in Krakau ein.

Alles begrüßte sie zwar freundlich, aber ihr entging dennoch eine gewisse Aufregung nicht, die sich überall kund that, und als sie in das Schloß eintritt und die Wachen vermehrt fand, befragte sie den Kastellan, weshalb heute die Wache verdoppelt wäre. Dieser erwiderte: Man habe vernommen, fremdes Kriegsvolk zeige sich in der Nähe der Stadt, deshalb habe er diese Vorsichtmaßregeln für nothwendig erachtet. Die Königin, schnell den Grund durchschauend, drang nicht weiter in ihn und entließ ihn.

Als sie allein war, trat Demeter ein. Sie stand am Fenster und blickte nach der Gegend hin, von woher der Herzog heranzog, und mochte das Kommen des Alten nicht bemerken, denn sie ließ ihm Muse genug, sie mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Königin, redete er sie endlich an, sie in ihren Träumen störend, ich höre, der Herzog kommt heute nach Krakau?

So ist es, guter Alter, erwiderte Hedwig weißt Du nicht, ob auf dem Schlosse Alles zu seinem Empfange bereit ist?

Auf dem Schlosse, Königin? — sagte der Alte kopfschüttelnd, Herzog Wilhelm von Oestreich auf dem Schlosse, das Ihr bewohnt, das erlaubt die Sitte nicht! — Ich glaube kaum, daß er je dieses Schloß wird betreten können.

Und weshalb nicht? fragte die Königin, ihre Heftigkeit bezähmend.

Die Polen werden ihm den Eingang verwehren, antwortete Demeter.

Den Eingang in dies Schloß? — fuhr die Königin zornerglüht auf. —

Ja, hohe Gebieterin, ich fürchte dies fast. Die Mehrzahl der Polen wollen den Herzog nicht zu ihrem Könige, der Kastellan scheint Euch nicht

sehr ergeben und die kleine Zahl der Ungarn, die noch um Euch sind, vermöchten wenig, Euch gegen die Wuth des Sarmatenvolkes zu schützen, wenn Ihr Euch mit Gewalt den Beschlüssen ihrer Geistlichkeit und des Adels entgegensetzen wolltet. Ich rathe daher von jedem gewaltsamen Schritte ab.

Du kannst Recht haben, guter Alter, unterbrach ihn die Königin, und mit jedem Worte, das sie sprach, wurde sie aufgeregter, aber ich gestehe es Dir, seit ich ihn sah, ist mein Entschluß, dem Heiden meine Hand nicht zu geben, fester geworden, als je. Ach, Demeter, fuhr sie leidenschaftlich fort, unser Herz, und wenn die Vernunft auch noch so weise Worte spricht, ist nicht so leicht zu beschwichtigen, als Du wähnst. Es klopft und klopft, vernimmt zwar die Worte, aber sie dringen nicht ein, denn es hat nur Auge und Ohr für das Geliebte. — Du schüttelst schon wieder Dein greises Haupt? — Ja, alter Mann, in deinen Jahren da herrscht die Vernunft, denn da ist die Gluth des Lebens erloschen, da rinnt das Blut träg' und kalt durch die Adern, da rauscht der Sturm nur noch durch welke Blätter des Jugendkranzes und die bedächtige Vernunft mit ihrer kalten, herzlosen Weisheit findet überall die Pforten offen. — Mit mir ist es nicht so. — Ich stehe noch mit klopfendem Herzen und warmen Blute, die Königskrone von frischen Myrthen und Rosenkränzen umwunden, mitten in dem Wonnemai des Lebens hoffnung- und sehnsuchtvoll da, die Welt erscheint mir nur als ein Paradies, in dem ich leben, herrschen, lieben soll. Alles ist Frohsinn und Freude um mich, mein Wahn ist ein süßer Rausch, mein Schlaf ist ein lebhafter Traum, und da tritt eine Mißgestalt, die giftige, heidnische Schlange vor mich, und will mir den Apfel vom Baume der Erkenntniß reichen, damit ich enttäuscht, kein Paradies mehr um mich erblicke, die Rosenkränze zu Dornenkronen werden, mein schönes Morgenroth zur sengenden Mittagsgluth. — Soll ich den Apfel nehmen, daß ich, aus dem Paradies vertrieben — ihn, den ich so innig liebe, als zürnenden Engel vor den goldenen Pforten sehe, mir mit flammendem Schwert und gebrochenem Herzen den Eingang verwehrend? — Nein, Demeter, nein! Ich nehme den Apfel nicht aus seiner Hand! —

Königin! sagte schmerzvoll der Greis, Königin, Euch stellte Gott nicht in den Rosengarten eines Edens, er stellte Euch auf einen Thron und die Herrscher der Erde wandeln nicht auf Blumengefilden. Das Schicksal spendet mit karger Hand seine Gaben. Wem ein irdisches Reich zugetheilt ward, der verlor seine Anweisung auf das Reich der Träume!

Das Reich der Träume habe ich mit meinem Eintritt in dies Land verlassen, nahm Hedwig das Wort, und nur in einsamen Stunden kehr' ich dahin zurück, um mich für Augenblicke zu täuschen; mit der Harfe Klang, mit des Liedes Ton schweb' ich hinüber und fühle mich glücklich. Wenn Du aber wähnst, Demeter, mein Herz führe mich in jenes paradiesische Land, da irrst Du, das geht jetzt meist mit dem Verstande zu Rathe,

wägt genau und vorsichtig die Verhältnisse ab, und gibt sich nur vielleicht der Hoffnung zu sorglos hin.

Und wenn sein Blick auf Euch ruht, sein Mund die süßen Worte der Liebe spricht, wird dann das Herz immer besonnen bleiben und dem Rathe der Vernunft folgen? fragte der Alte sorglich.

Der Augenblick kann und wird es vielleicht verlocken, aber schnell wird die Besonnenheit zurückkehren. Sorge nicht!

In diesem Augenblick ward der Kastellan gemeldet und vorgelassen.

Königin! hub er kniebeugend an, Ihr habt befohlen, schnell für den Herzog von Oestreich Gemächer im Schlosse bereit zu halten. — Da ich aber —

Hab' ich es Euch befohlen? unterbrach ihn die Königin sehr ernst.

Das nicht; aber Eure Diener haben mich mit Eurem Willen bekannt gemacht, erwiderte er.

Wartet künftig, Herr Kastellan, bis Ihr die Befehle aus meinem Munde vernehmt: Ihr steht zu hoch, um Euch meinen Willen durch Diener kund thun zu lassen, fuhr die Königin fort — doch gut, daß Ihr kommt, ich hätte Euch sonst rufen lassen müssen. Da es gegen die Sitte wäre, wenn der Herzog, mein Verlobter, hier im Schlosse wohnen würde, so habt die Güte, sagte sie mit der ihr so eigenen unwiderstehlichen Anmuth, ihm eine, seinem Stande gemäße Wohnung in der Stadt bereiten zu lassen, und die Vorkehrungen zu treffen, daß er dort feierlich eingeführt wird.

Der überraschte Kastellan versicherte, das Nothwendige zu besorgen und ging.

Königin! fragte jetzt Demeter, war es der Gedanke des Augenblicks, der Euch so weise handeln ließ? —

Ja, alter Mann! — Noch als ich in's Schloß zurückkehrte, war es mein Wille, selbst mein Plan, daß Herzog Wilhelm hier wohnen solle; als ich aber die verstärkten Wachen sah, konnte ich mir leicht sagen, weshalb sie da wären. Als mich nun des Kastellans Anrede seinen Zweck errathen ließ, hielt ich es für's Beste, das zu befehlen, was ich nicht mehr hindern konnte. Mein Plan ist zwar dadurch gescheitert, doch hat mich die Hoffnung noch nicht verlassen.

Noch am nemlichen Abend brachte ihr der Kastellan die Nachricht, daß der Herzog eingeritten sei und sich nach der schwarzen Stadt in den Lobzowischen Pallast verfügt habe, wo das Nöthige zu seiner Aufnahme angeordnet sei. Die Königin dankte ihm und so schien wenigstens die Ankunft des Herzogs keine Unruhe erregt und Alles in Friede gelassen zu haben.

Nach einer unruhigen Nacht fand der frühe Morgen die Königin schon wach. Auf ihrem einsamen Lager hatte sie Muse gehabt, über ihre Lage

nachzudenken. Sie hoffte noch immer, die Magnaten zu gewinnen und durch den Kardinal Erzbischof von Gran auf die Geistlichkeit zu wirken. Durch die Schätze, die sie dem Herzog mitzubringen gerathen hatte, glaubte sie manches feile, durch die Macht ihrer Anmuth manches schwache Herz zu gewinnen; auch rechnete sie sehr darauf, daß die geringe Anzahl, die für den Herzog von Masovien stimmte, sich, wenn sie jede Hoffnung verloren, eher ihrer Partei, als dem Lithauer anschließen würde. So bereitete sie sich auf alle Wechselfälle und auf manchen harten Kampf vor, verbarg aber ihren für jeden Fall gefaßten, festen Vorsatz jedermann, selbst Demeter.

Die Sonne stand schon hoch und längst war die Königin geschmückt und bereit, den Geliebten zu empfangen; aber er erschien nicht, wohl aber Casimir von Kurozwecky, welcher der Königin berichtete, daß dem Herzoge der Eingang in dieses Schloß versagt und die Zugbrücke nicht vor ihm niedergelassen worden sei. Die Königin, welche das geahnt haben mochte, hörte diese Nachricht mit Ruhe an und befahl ihm, den Kastellan, seinen Ohm zu rufen. Dieser erschien.

Kastellan von Krakau, redete ihn die Königin zwar ernst, aber ruhig an: Ihr habt dem Herzoge von Oestreich den Eingang in das Schloß verweigert?

Ja, Königin! erwiderte der Kastellan und konnte ein höhnisches Lächeln nicht ganz dabei unterdrücken.

Auf wessen Befehl? fragte Hedwig.

Auf Befehl der versammelten Woiwoden und Starosten, die nicht gestatten wollen, daß Eurem künftigen Gemahl ein Aergerniß gegeben werde.

Diese Worte empörten die Königin. Sie warf einen zornigen Blick auf den Kastellan, überwältigte jedoch ihren Zorn und sagte, doch nur mit anscheinender Ruhe: Kastellan! sendet sogleich in's Kloster des heiligen Franciscus, entbietet dem Prior meinen Gruß und laßt ihm wissen, daß er sich bereit halte, mich mit meinem Gefolge in seinen Mauern zu empfangen.

Und was wollt Ihr dort? fragte der Pole keck.

Kastellan! antwortete die Königin, führt meine Befehle aus, ohne zu fragen, weshalb ich sie gab und vergeßt nie, daß ich die Herrin bin und Ihr der Diener seid. — Nun geht! —

Mit Ingrimm verließ sie der Kastellan, Rache in seinem Herzen schwörend.

Die Königin ließ jetzt Demeter rufen und machte ihn mit dem Vorgefallenen bekannt und befahl ihm, sogleich einen sichern Mann an den Herzog zu schicken und ihm wissen zu lassen, daß er sie in dem Franciscanerkloster finden könne, wohin sie sich eben jetzt begeben wolle. Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf; da aber Hedwig in ihn drang, sich zu beeilen, entschloß er sich, selbst zu dem Herzog zu gehen.

Er fand diesen in großer Aufregung. Das Verweigern des Einlasses in das Schloß hatte den Herzog, den die Geschichte den Stolzen nennt, empört: er hatte wohl Hindernisse erwartet, aber daß die Polen ihn so wenig seinem Range nach behandeln würden, nicht geahnet. Die Achtung kennend, in welcher Demeter bei der Königin stand, schüttete er ihm sein ganzes Herz aus.

Hätte ich gewußt, was mich hier erwartet, ich wäre mit einem Heere vor diese Stadt gerückt, oder in Oestreich geblieben, rief er in seiner Heftigkeit aus. Nie hat man einen Fürsten meines Stammes so schnöde, so rücksichtlos behandelt! —

Wenn Euch gnädiger Herr, nicht Neigung hierher zu meiner Gebieterin trieb, sagte hierauf der Harfner, so beklage ich Euch. Liebe lehrt Vieles ertragen, was einem fürstlichen Sinne unerträglich dünkt. Ihr werdet noch Manches hier erfahren: die Sarmaten sind ein wildes, zügelloses Volk, schwer zu lenken, noch schwerer zu beherrschen. Ich rathe Euch, seid vorsichtig, mein gnädigster Herr, vorsichtig in Worten und im Handeln. — Die Königin läßt Euch durch mich ihren herzinniglichen Gruß entbieten, hub er nach einer kleinen Pause an, und Euch ersuchen, in das Franciscanerkloster zu kommen; dort werdet Ihr sie finden.

Wie ein Dieb in der Nacht soll ich zu meiner Verlobten schleichen! fuhr der Herzog heftig auf —

Nicht wie ein Dieb in der Nacht, mit stattlichen Gefolge müßt Ihr vor ihr erscheinen, beruhigte ihn der Alte: als der mächtige Herzog von Oestreich sollt Ihr Euch hier in vollem Glanze zeigen. Ener Stolz wird sich nicht vor dem stolzen Adel beugen, muß ihn aber auch nicht reizen. — Erlaubt Ihr, so werd' ich Euch zu den Franciscanern begleiten. Aber ich bitt' Euch, Herr! säumt nicht, die Königin hat Euch schon seid Monden vergebens erwartet, säumt wenigstens jetzt nicht, und wenn Ihr vor ihr erscheint, vergeßt nicht, gnädigster Herr, daß es in Gegenwart Vieler geschieht und daß alsdann jedes Wort streng abgewogen werden muß.

Der Herzog nickte bejahend, gab die nöthigen Befehle und schickte sich an, dem Harfner zu folgen.

Indessen war auch Hedwig nicht müßig gewesen: alle ihre Frauen und Hofleute standen zu ihrer Begleitung bereit und auch Casimir, glanzvoll geschmückt, war in ihrem Gefolge. Er erschien heute Marien schöner als je, doch auch unruhiger, unstäter, kaum, daß er sie grüßte; doch wenn sein Auge das ihrige traf, dann war sein Blick so glühend, so verlangend wie immer.

Jetzt gab die Königin das Zeichen zum Aufbruch, und bestieg nun im innern Hofe ihren stolzen Zelter, ritt durch den äußern, fand das Thor geöffnet und die Zugbrücke niedergelassen und durchzog unter dem Jubel des Volks die Straßen der Stadt bis zum Kloster, wo sie schon an der Pforte von den Mönchen und dem Prior empfangen und auf ihr Ver-

langen nach der Kirche geführt wurde. Hier verrichtete sie ein stilles Gebet und folgte dann dem Prior in das für sie eigends nach besten Kräften ausgeschmückte Refectorium. Kaum dort angelangt, kam die Nachricht, daß der Herzog vor dem Kloster halte, und schnell eilte der Prior hin, ihn nach Würden zu empfangen.

Aller Augen waren auf den Fürsten gerichtet, von dem jedermann wußte, daß er der Verlobte der Königin und ihr werth und theuer sei, Jeder hatte sich ein eignes Bild von ihm geschaffen, aber bei dem Anblick des schönen kräftigen Mannes, der mit stolzer Haltung unter sie trat, fand Jeder das selbst geschaffene Bild noch übertroffen, denn er war einer der schönsten Fürsten seiner Zeit, und wie Hedwig, Alles überstrahlend, im Kreise der Frauen stand, so stand er, ein Vorbild männlicher Schönheit, unter den Männern.

Jetzt nahte er sich, beugte sein Knie vor der Königin, die ihn schnell aufhob und ihm die Hand zum Kusse reichte. Seid mir willkommen! Herzog von Oestreich, von Herzen willkommen! sagte sie ihm, ihre Bewegung unterdrückend, Jahre sind verflossen, seid ich Euch nicht sah.

Jahre, die mir eine Ewigkeit dünkten, erwiderte der Herzog, und hätte ich meiner Sehnsucht folgen dürfen, so hätte mich keine Macht der Erde zurückhalten können, hierher zu eilen.

Da hättet Ihr gut daran gethan, unterbrach ihn die Königin halb leise.

Nun ich aber hier bin, fuhr der Herzog mit lauter Stimme fort, soll nichts mich von Euch trennen, keine Macht der Erde; ich trotze Allem! — Bei diesen Worten gab ihm Hedwig einen Wink, ihr in die tiefe Fensterbrüstung zu folgen. Um aller Heiligen Willen mäßigt Eure Worte! raunte sie ihm zu — Keinen Trotz! — der regt die Gemüther des stolzen Adels nur auf und Alles wäre verloren. Leisen Trittes und vorsichtig müssen wir auftreten, mein Geliebter! die Stolzen zu gewinnen, nicht zu reizen suchen.

Also so weit ist es hier gediehen? sagte der Herzog. Also dahin ist es gekommen, Hedwig?

Ja, hättet Ihr mit Eurer Ankunft nicht gezaudert, wärt Ihr nur gekommen, ehe die Gesandten von Ofen zurückkehrten. —

Ist es meine Schuld? erwiderte der Herzog: Mußt' ich nicht ein stattliches Gefolge um mich versammeln, das jetzt vor Krakau lagert und nicht eingelassen wird? — Rieth mir nicht Gnievos von Dalewycz, nicht eher hier zu erscheinen, bis die Gesandten, die gewiß gute Botschaft bringen würden, aus Ungarn zurückgekehrt wären? — O, meine Sehnsucht trieb mich. —

Das rieth Euch der Unterkämmerer? unterbrach ihn Hedwig, von dieser Nachricht schmerzlich ergriffen. So bin ich denn hier ganz von Verräthern umgeben?

So scheint es fast, sagte der Herzog finster. Die Königin verfiel in

Nachdenken; doch schnell umstrahlte sie Anmuth und Heiterkeit wieder und sie standen noch lange am Fenster und tauschten mit Worten ihre Empfindungen aus. Manches Liebeswort wurde gewechselt, mancher verstohlene Druck der Hand bekräftigte der Worte Wahrheit.

Während dessen nun die Königin und der Herzog mit einander sprachen und ruhig und kalt scheinen mußten, obgleich es in ihren Herzen flammte, hatten die Umstehenden sie scharf beobachtet, am meisten aber Casimir, der Marien gegenüberstand. Dieser entging die Aufmerksamkeit nicht, mit der er ihre Herrin beobachtete, nicht die Bewegung, die in seinem Innern vorging, denn bald erglühte, bald erbleichte sein Antlitz, und als der Prior den Mönchen einen Wink gab, das Refectorium zu verlassen und die Hofleute einlud, einen Imbiß, so gut sie ihm bei den armen Brüdern des Franciscanerordens finden könnten, einzunehmen, die Umgebung der Königin sich nach und nach entfernte, und nur noch einige der Frauen anwesend blieben: sah Marie, daß auch Casimir den Andern nicht gefolgt und unbeweglich auf der nemlichen Stelle, immer die Königin und den Herzog beobachtend, stehen geblieben war. Sie nahte sich ihm.

Warum so in Gedanken, Casimir Kurozwocky? redete sie ihn an: Eure Blicke sind so fest auf die Königin geheftet, man sollte meinen, Ihr wolltet sie durchbohren; für mich aber hattet Ihr heute nicht einen freundlichen Blick.

Ihr irrt! erwiderte er: Oft hat mein Auge nach Euch hinüber geschaut, Ihr habt es nur nicht bemerkt, denn auch Ihr waret zu sehr mit Eurer Gebieterin und dem Oestreicher beschäftigt. Seht, holde Marie, so erging es auch mir. Wehmüthig blickt' ich auf das schöne fürstliche Paar, denn ich konnte den schmerzlichen Gedanken nicht unterdrücken, daß es nie das ersehnte Ziel erlangen wird.

Nie? fragte Marie erschrocken.

Nie! erwiderte er kalt, aber bestimmt. — Der stolze Herzog wird nie ihr Gatte.

Casimir! unterbrach ihn Marie erschrocken, was sagt Ihr mir da? und Euer Auge blickt dabei so finster und doch so glühend auf die Königin: seid Ihr auch einer unsrer Feinde?

Beim heiligen Franciscus, nein! rief der junge Mann mit Leidenschaft, ergriff Mariens Hand und preßte sie heftig. Sie erwiderte seinen Druck. Da erst begegnete sie seinem flammenden Auge: das schöne Mädchen, durch diesen Druck sanft durchbebt, sah mit schmachtendem, hingebendem Blick an ihm auf und Casimir, von diesem Blick überrascht, getroffen, vielleicht wider Willen in diesem Augenblick entflammt, sagte mit Leidenschaft und Wärme: Ja, Marie, die Königin steht an einem Abgrunde, mit meinem Herzblute möchte ich sie retten, aber was vermag eine schwache Hand gegen so viele! —

Was sie vermag? viel, gar viel, wenn sie will! Und wär' Eure Hand schwach, wenn die Liebe sie stärkte? fragte Marie.

Nein, nein! dann wär' sie es nicht, Riesenkraft gäb' ihr die Liebe, Zauberkraft, unwiderstehliche Zauberkraft! rief er, sich vergessend. — Ja, wenn Liebe mich lohnte. —

Sie wird es, Casimir: vertraut meinen Worten, sie wird es! sagte mit weicher Stimme das Mädchen. — Wenn Euch diese Liebe genügt, so wird sie Euch geben, was sie hat: all' ihre Hoffnungen, all' ihre Wünsche, all' ihre Träume! —

Casimir hatte während dessen mit inniger Rührung auf das schöne Mädchen geblickt, das, in ihrem Glücke trunken, ihm jetzt den Himmel ihrer Liebe geöffnet hatte: denn offen standen seine dunkeln Pforten und aus ihnen strahlte die Morgengluth der ersten jungfräulichen Neigung ihm entgegen.

Er war nicht fühllos bei ihrem Anblick, begrüßte sie, als sei auch sie der Morgenstrahl seines Lebens, und Marie fühlte sich so leicht, so glücklich bei dem Gedanken: das Geheimniß ihres Herzens sei gelöst, er wisse nun, daß sie ihn unaussprechlich liebe und auch sie wähnte, durch Wort und Blick und Druck die feste Gewißheit zu haben, sie werde wieder geliebt.

Während Marie sich selig träumte, war es Hedwig weniger. Sie vermochte den Herzog nicht zu überzeugen, daß nur Schmiegsamkeit und ein bedächtiges, wohlüberlegtes Benehmen sie zum Ziele bringen könne. Der stolze Oestreicher wollte mit Gewalt und ohne Macht sein Recht erzwingen, und war der Meinung, daß, wenn nur Hedwig fest und beharrlich in ihren Entschlüssen bliebe, die Polen zuletzt doch nachgeben. Er zeigte dabei einen so unbeugsamen Stolz, verweigerte so ganz, ihren Rath zu befolgen und schlug es geradezu ab, jeden der Woiwoden allein zu sprechen und sie durch Milde und Freundlichkeit hier und da auch durch Geschenke zu gewinnen.

Wie? entgegnete er der Königin, Ihr verlangt, ein Herzog von Oestreich solle von Haus zu Haus wie ein Bettler gehen und die Stimmen des stolzen polnischen Adels für sich sammeln? Sie müssen kommen und den Fürsten begrüßen: dann wird er ihnen ohne Heucheln sagen, daß er ihnen ein gerechter, milder Herrscher sein werde, der ihr Banner neben dem Banner von Oestreich zum Siege führen wird.

Und kann denn die Liebe zu mir den Herzog von Oestreich nicht vorsichtiger, zweckmäßiger zu handeln, bewegen? sagte die Königin, wohl in etwas gekränkt. Ist Eure Liebe nicht stark genug, um dies Opfer bringen zu können? —

Verlangt von mir, unterbrach sie der Herzog mit Leidenschaft und preßte sie, trotz der Gegenwart der Frauen, an sein Herz; verlangt von mir das Leben und ich opf'r es Euch willig, verlangt aber des Habsburgers Ehre nicht, ihren langerrungenen Lorbeerkranz zerriß ich zu den Füßen

dieser polnischen Starosten und das thue ich nimmermehr, denn des Mannes Höchstes ist Ehre!

Des Weibes Höchstes ist die Liebe! sprach die Königin mit tiefer Bewegung und eine Thräne drängte sich in ihr Auge, die sie aber stolz zurückdrängte; brach jedoch bald darauf das Gespräch ab, ließ den Prior wissen daß sie sich entfernen wolle und als sich ihr Gefolge wieder um sie versammelt hatte, sagte sie dem Herzog ein weniger herzliches Lebewohl, als es ihr Willkommen gewesen war und ritt in sonderbarer Stimmung auf das Schloß zurück. Der Herzog hatte ihren Erwartungen nicht ganz entsprochen, ihre Liebe fühlte sie durch seinen Stolz gekränkt, und doch war es eben die Liebe, die ihn entschuldigte und ihr zuraunte, des Mannes Selbstgefühl seines Werthes, der Stolz, der die Ehre höher stellt, als alles Andre, muß ihn nur achtungwerth machen. Sie bedachte nicht, daß es Herzogs Stolz nur ohnmächtiger Trotz sei, der ihn nur ferner von seinem Ziele bringen mußte. Aber wenn auch das Herz noch so sehr entschuldigte, war dennoch ein gewisser Unmuth in der Fürstin zurückgeblieben, der jedoch, je länger sie an ihr Verhältniß, mithin an ihn dachte, immer mehr und mehr in Wehmuth verschmolz.

Gleich beim Eintritt in ihr Gemach ließ die Königin Demeter rufen, theilte ihm das Vorgefallene mit und bat ihn, zum Herzoge zu gehen, ihn zu bewegen, sich ihren Wünschen zu fügen und ihm vorzustellen, wie sehr er sich durch sein übermüthiges Benehmen schade. Demeter lächelte. Was Ihr nicht vermochtet, Königin, wird mir schwerlich gelingen. Auf die Worte eines Harfners hört der Fürst nur im Gesang, als ernste Mahnung sind sie ihm lästig. Haben Eure Natigalltöne den Stolzen nicht zu kirren vermocht, wie soll es mein Rabengekrächz? —

Demeter! bat Hedwig.

Ihr wünscht es! Nun so gehorch' ich, sagte der Alte und seine Stirn wurde kraus. Aber hört mich vorher noch einmal an! — Ihr seid Königin! — Fast noch ein Kind, sahet ihr die stolzen Magnaten, Euren Befehlen gehorchend, an den Füßen Eures Thrones stehen. Die Jungfrau vergötterten sie und nur jetzt zum Erstenmale streben sie Eurem Willen entgegen. Ihr habt Euch auf dem Thron zu sitzen gewöhnt und das süße Gift des Herrschens hat Euch gemundet. Des Oestreichers Stolz aber folgt nicht dem weisen Rathe, hört nicht auf die Bitten der Verlobten. Glaubt Ihr denn, wenn er erst das Kleinod sein nennt, wenn er die Königskrone trägt, er werde sich mehr in Euren Willen fügen als jetzt, wo er Euer Diener, nicht Euer Herr ist? Er wird herrschen wollen und Ihr gehorchen müssen. Bedenkt das, Königin, bedenkt das wohl, denn auch in Eurer Brust ruht Stolz, in Eurem Geiste Herrschbegier und hat erst der schwüle Tag die Morgengluth jugendlicher Liebe gebleicht, breitet erst die Sonne, so

schön, so jungfräulich in ihrem ersten Aufsteigen, ihre sengenden Strahlen drückend über das Leben, so erwacht Geist und Herz aus dem Traume, den die Liebe so schön gezaubert hatte. Laßt Euch nicht von ihr verlocken, denkt an die ernste Zukunft.

Geh, Demeter, ich bitte Dich! unterbrach ihn die Königin, und er ging den ganzen Weg bis zur schwarzen Stadt vor sich hin brummend. Aus dem, was ihm die Königin von ihrer Unterredung mit dem Herzog mitgetheilt, glaubte er diesen zu durchschauen.

Wer seid Ihr? fragte der Herzog den bei sich Eintretenden. Was wünscht Ihr von mir?

Nichts, gnädiger Herr! erwiderte der Alte, die Frage belächelnd. Ich mache keine Ansprüche auf Eure Gnade und komme im Auftrag meiner Königin.

Hat sie keinen Andern mir zu senden, als ihren Harfner? fragte der Herzog empfindlich, daß sie hierzu einen solchen aus niederm Stande gewählt habe, obgleich er sich seiner als eines geachteten Mannes an König Ludwigs Hofe erinnerte.

Nein, Herr! der alte Harfner kennt die Saiten seiner Harfe nicht besser, als die Saiten ihres Herzens: oft schon hat er sie rein zu stimmen versucht und es gelang ihm auch immer, und deshalb tönen sie auch wie Silberglöckchen so anmuthig, daß sie jeden, der sie hört, entzücken. Und so öffnet sie ihrem alten Diener auch wohl jetzt noch zuweilen ihr Herz, das sie sorgfältig jedem Andern verschließt, und befahl mir auch deshalb zu Euch zu gehen. Aber gnädigster Herr, ich ging nur mit Widerstreben.

Und weshalb? fragte der Herzog.

Weil ich weiß, wie wenig guter Rath Fürsten angenehm ist, sobald er mit ihren Ansichten nicht übereinstimmt.

Und welchen guten Rath sollt Ihr ertheilen?

Vorsichtiger in Krakau zu handeln! Polen, Herr Herzog ist nicht Euer Oestreich: der polnische Adel ist stolz, geldgierig, einflußreich und in Parteien fest zusammenhaltend, die Geistlichkeit über das Volk allvermögend. Man muß sie zu gewinnen suchen, denn ich sag' es Euch offen, mein gnädigster Herr, wen nicht der Zauber fesselt, den die Königin um sich verbreitet, ist gegen Euch. Die aus Großpolen hangen ihrem Herzoge an, doch sie sind am leichtesten zu gewinnen, weil sie nur geringe Hoffnung für ihren Herrn haben: versucht es mit ihnen zuerst; die Andern, hauptsächlich die Geistlichkeit, wird für Euren Gegner, den Großfürsten von Lithauen streiten, denn diese lockt er durch seine Bekehrung, den Adel durch sein Gold. Deshalb müßt Ihr Zeit zu gewinnen suchen, Herr, die gewonnene Zeit aber rasch und wohl benutzen.

Ich vertraue fest auf der Königin Lieb' und Beständigkeit, nahm der Herzog, doch etwas weniger anmaßend als gewöhnlich, das Wort. Bleibt sie fest bei ihrem Entschluß, was wollen die Polen? Sie müssen sich fügen.

Ich glaube kaum! — Mit Jagiello's Thronbesteigung hören die blutigen Kriege mit Lithauen auf und außerdem gewinnt Polen fast das Doppelte an innerer Kraft und Stärke nach außen: dies hat in den Augen der Edlen, es mit ihrem Vaterlande Wohlmeinenden, großen Werth, sie wollen einen Mann an ihrer Spitze.

Den finden sie an mir! unterbrach der Herzog den Alten mit stolzer Zuversicht.

Aber auch einen mächtigen Mann! fuhr Demeter fort.

Wer kann sich an Macht mit einem Herzoge von Oestreich messen! fuhr Herzog Wilhelm heftig auf. —

Ihr seid fern, gnädigster Herr! Die Hülfe von Süden kann nur spät kommen: der Lithauer aber wird aus einem Feind ein Freund, seine Hülfe ist nahe. Mit einem Worte, gnädiger Herr: nur Gewandtheit und schmiegsames Benehmen kann Euch zum Ziele führen, darum folgt dem Rath der Königin. Es ist eine allgemeine Versammlung der Geistlichkeit und des Adels ausgeschrieben; sucht, ehe sie sich noch versammelt, Stimmen zu werben, es ist das einzige Mittel, zum Besitz dieses Kleinodes zu gelangen, das ich Euch von Herzen gönne, wenn Ihr seinen Werth zu schätzen wißt.

Alter Mann, nahm jetzt der Herzog das Wort, doch in etwas durch die so treuherzig gesprochenen Worte des Harfners ergriffen: liebt' ich die Königin nicht unaussprechlich, fänd' ich nicht in ihrem Besitze mein höchstes irdisches Glück, glaubst Du, ich verweilte nach dem schnöden Empfang, der mir hier geworden ist, noch eine Stunde in Krakau? — Meine Leute lagern vor der Stadt, nur Zwanzigen wurde mir zu folgen erlaubt; mir selbst fast auf schimpfliche Weise der Eingang in's Schloß verwehrt: und mit den Männern, die einem deutschen Fürsten so ungeziemend begegneten, soll ich schmiegsam und freundlich unterhandeln, ihre Gunst erschleichen, erbetteln, erkaufen? — Der Harfner zuckte die Achseln. — Nein Demeter, das thu' ich nicht und ständen alle Königreiche der Erde auf's Spiel.

Aber auch Hedwig steht auf dem Spiele! brummte der Harfner vor sich hin. — Der Herzog schwieg, da eben der Unterkämmerer von Krakau eintrat. Demeter warf einen forschenden Blick auf den Mann, dem die Königin, er aber nicht so ganz vertraute.

Gnievos von Dalewycz war ein riesiger Mann. In jedem Kampfspiele, wo er stets die Farbe der Königin trug, Sieger, war er der beste Reiter, der beste Schwertkämpfer Polens und stand überall in hoher Achtung, nur bei dem Harfner nicht und doch wußte dieser sich nicht zu sagen weshalb. Ein finstres Zusammenziehen der Braunen, ein hämischer Zug, der den sonst immer freundlich lächelnden Mund entstellte, konnte ihm doch nicht Gewißheit geben, daß des Mannes Gemüth tückisch sei. Und doch traute er ihm nicht und auch heute heftete er sein Auge fest auf den ihn

freundlich Begrüßenden, aber ein Wink des Herzogs befahl ihm, sich zu entfernen.

Was wollte der alte schlaue Fuchs bei Euch, gnädgier Herr? fragte Gnievos.

Er brachte mir Botschaft von der Königin.

Traut keinem Ungar, Herr! Sie meinen es nicht redlich mit uns und wünschen, die Königin vermähle sich nie, damit ihr Einfluß nicht verloren gehe. Ich ahne, was er Euch gesagt hat: Ihr sollt Euch in die Launen des Adels und der Geistlichkeit fügen, bitten, wo ihr verlangen könnt. Nicht wahr, gnädiger Herr? O wie wenig kennen sie doch meine Landsleute! Wer sich ihnen knieend naht, den treten sie mit Füßen, wer sie um eine Gabe anspricht, dem werfen sie stolz ein Stück Brot in den Seckel und rechnen es ihm so theuer an, als sei es Gold gewesen. Stolz muß man gegen sie auftreten, dann beugen sie sich und gewähren in Demuth, was sie in ihrem Dünkel sonst nie bewilligt hätten, und dann, Herr Herzog, müßt Ihr bei Einigen, doch nur zur gehörigen Zeit, den Seckel aufthun, ja nicht bei Allen, sonst stört ihr in ein Nest unersättlicher Harpyen.

Der Herzog hatte dem Unterkämmerer aufmerksam zugehört: seine Rede fand in seinem Innern mehr Anklang als die Rede Demeters; aber sein Empfang in Krakau hatte ihn gegen alle Polen so erbittert, daß er auch Gnievos von Dalewycz nicht unbedingt beipflichten wollte.

Wenn ich nun auch glaubte, Ihr wäret so, wie Ihr mir Eure Landsleute geschildert habt, sagte er, den Kämmerer scharf in's Auge fassend.

Ich bin der Königin treuester Diener, mithin auch der Eurige, erwiderte, wohl absichtlich nicht ganz seine Empfindlichkeit verbergend, Gnievos. Handelt wie Ihr wollt, befolgt meinen Rath, oder befolgt ihn nicht, ich gewinne und verliere nichts dabei; was ich thue, thue ich aus Anhänglichkeit für die Königin.

Der Herzog suchte ihn zu besänftigen und das gelang ihm bald. Sie sprachen dann noch über mancherlei, und als der Herzog die Frage an ihn that: Glaubt Ihr wirklich, die Polen würden das Aeußerste wagen, mich von Krakau zu entfernen? zuckte der Kämmerer bedenklich die Achseln und sagte dann: Trefft Eure Maßregeln auch für den schlimmsten Fall.

Diese Worte beunruhigten den Herzog. Zwar lagerten Vierhundert Wohlbewaffnete draußen vor der Stadt, aber nur Zwanzig Edle hatten ihm folgen dürfen, und was konnten die gegen die Menge, was jene gegen die mächtige Stadt. Mußte er das Aeußerste von den Polen erwarten, so war seine Lage wirklich gefährlich und wenn auch nur Beutegier den Pöbel antrieb, ihn zu plündern. So ein tapferer, entschlossener Mann der Herzog auch war, hatte doch des Kämmerers hingeworfene Warnung in ihm Wurzel gefaßt, der ihn sogar vermochte, die mitgebrachten Kleinodien und Schätze ihm anzuvertrauen.

Am Hofe der Königin war wohl Marie Botkarey die einzig sich glücklich Fühlende, denn Hedwigs ganzer Hofstaat war in banger Erwartung und fürchtete für seine geliebte Herrin. Marie hatte noch nie irgend eine Neigung gefühlt, die Liebe nur aus Liedern und Erzählungen gekannt und es war Casimir vorbehalten, sie in ihrer jungfräulichen Brust zu wecken. Anfangs war es Klugheit, die ihn zu dem schönen Mädchen führte; aber allmählig schien auch sein jugendliches Gemüth von einer stillen Neigung zu ihr ergriffen, was dem Beobachter um so auffallender erscheinen mußte, da er, sonst so heftigen, feurigen Gemüths, bei jedem, was ihn ergriff, sich selten zu mäßigen verstand. Hier aber blieb er besonnen, zeichnete Marie unter allen Frauen des Hofes aus, war stets in ihrer Nähe, zeigte ihr in jedem Worte, wie sehr er sie höher, als alle Andere, wie schön, wie sehr der Liebe werth er sie halte, wie sehr er ihr Glück wünsche; aber von Liebe sprach er nicht mit ihr. Und doch zweifelte sie nicht an seiner Neigung: es war ja der einzige Wunsch ihres Lebens, daß ihr Bild in seinem Herzen stehe, er zeigte ja zu deutlich, daß sie ihm theuer und werth sei, wie konnte da noch der leiseste Zweifel in ihr aufsteigen? — Sie hielt sein Schweigen für Bescheidenheit, sein Berechnetes: So weit, aber nicht weiter, für Achtung, für Schonung ihres Zartgefühls. — Sie fühlte sich in ihrer Hoffnung glücklich.

Auch in den Augen der Königin hatte Casimir gewonnen. Seine Bereitwilligkeit, ihre Befehle zu vollziehen, der nicht zu verkennende Drang, für sie handeln, wirken zu können, hatten ihr den jungen Mann werth, sein schönes männliches Aeußere interessanter gemacht. Sie fühlte, daß er für sie jeder Aufopferung fähig sei, und warnte auch ihr Verstand, zeigte er ihr auch den Quell, dem diese Aufopferung entspringen konnte, mußte sie sich auch sagen, daß vielleicht nur ihre Schönheit ihn an sie feßle, that es doch ihrer Eitelkeit, da ihr Herz kalt dabei blieb, zu wohl, um nicht den sie Anbetenden gern um sich zu dulden.

Wenn Casimir mit Marien von der Königin sprach, da hätte wohl das Feuer seiner Rede, sein glühender Blick, wie seine glühenden Worte in der Brust des liebenden Mädchens Verdacht wecken können; aber zu unbefangen, zu harmlos liebte sie ja selbst die Königin zu leidenschaftlich, um es nicht natürlich zu finden, daß sie Jeder, auch Casimir, vergöttere.

Es war am zweiten Tage, nachdem die Königin im Franciscanerkloster den Herzog gesprochen hatte, als sie Casimir nach dem Palast Lobzow sandte, den Herzog zu einer neuen Zusammenkunft in dem nemlichen Kloster einzuladen. Er gehorchte, fand den Herzog allein, richtete den Auftrag der Königin aus und wurde von ihm mit Stolz behandelt. Der Kämmerer hatte ihn auf den jungen schönen Mann, der im Dienst der Königin, stets um ihre Person sei, aufmerksam gemacht und ihn vor dem Neffen des Kastellans gewarnt. Auch hier war das ausgestreute Saamenkorn aufgegangen und die Ursache von Casimirs so stolzem Em-

pfang geworden. Nachdem der Herzog die Einladung angenommen hatte, fragte er:

Wie lange seid Ihr schon im Dienste Eurer Gebieterin?

Erst seid kurzem erlaubt mir die Königin, um ihre Person zu sein, erwiderte der Pole.

Wie viel Sold giebt sie Euch? fragte der Herzog weiter. Casimir sah ihn staunend an, erwiderte aber nichts.

Nun? — Der Pole schwieg noch immer. — Ich frage Euch, fuhr der Herzog mit Heftigkeit auf, während Casimirs Rechte sich krampfhaft ballte, wie viel Sold Euch Eure Herrin giebt?

Herr Herzog! erwiderte er so stolz, wie ihn dieser gefragt: Ihr wollt uns're Krone und uns're Königin erlangen und kennt doch das Land, das Ihr zu beherrschen hofft, so wenig. Wißt, kein Pole von hoher Geburt und mit Reichthum so herrlich begabt, daß er ein ganzes Herzogthum bezahlen könnte, dient seinem Könige für Sold! Ehre oder Zuneigung allein vermögen ihn in das Vorzimmer seines Regenten zu bringen.

Und welches von beiden führte Euch in das Vorzimmer der Königin?

Der Gedanke, was ihn eigentlich dahin geführt, mochte in diesem Augenblicke Casimir vorschweben: er erröthete und schwieg.

Kenn' ich vielleicht auch die Sitte in Polen nicht, zu schweigen, statt zu antworten? fragte der Herzog, immer heftiger werdend, da ihm das Erröthen des jungen Mannes nicht entgangen war.

Gnädigster Herr! erwiderte dieser, sollte Euch der Palast uns'rer Königin noch geöffnet werden, so seid überzeugt, Ihr findet mich nicht mehr darin und somit habt Ihr weder ein Recht, noch einen Grund, mich zu fragen, was mich dahin geführt hat. Sorgt nur dafür, daß Euch seine Pforten nicht verschlossen bleiben.

Frecher Bursche! sagte der Herzog zornig: Entferne Dich!

Herr! fuhr Casimir auf und die Hand fuhr unwillkürlich nach dem goldenen Griff seiner krummen Wehr — Herr! wollt Ihr in Polen bleiben, vergeßt nie, daß Ihr nicht in Oestreich seid!

Der Herzog, von diesen kecken Worten überrascht, schwieg einen Augenblick, als aber sein Zorn losbrechen wollte, nahte sich ihm Casimir schnell. Gnädigster Herr! sagte er mit zutraulichem Ton: ich bin einer der Wenigen, die Euch, der Königin wegen wohl wollen, und Euer stolzes, geringschätzendes Benehmen könnte auch mich von Euch entfernen. — Handelt vorsichtiger, denn ginge ich morgen in die Versammlung des Adels und berichtete, wie Ihr mich empfangen und behandelt, beim allmächtigen Gott! kein Pole würde mehr für Euch stimmen wollen. Thut es um der Königin willen, die solch Opfer wohl tausendmal verdient. Er verließ den Herzog, der, so frech ihm auch der junge Pole dünkte, ihm doch in seinem Innern nicht zürnen konnte, und Casimirs Worte hatten einen tiefern Eindruck auf den Herzog gemacht, als Demeters Rath und selbst

als Hedwigs Bitten. Dennoch war es seinem stolzen Sinn unmöglich, sich zu beugen.

Als Casimir nach dem Schlosse zurückgekehrt war, begegnete ihm der Kastellan. Nun, wie steht es da oben, ich habe Dich ja lange nicht bei mir gesehn? Hat Dich die Ungarin, die Du fangen solltest, in ihr Netz gelockt? Zappele so lange darin, als es Dir Vergnügen macht, nur wenn es Zeit ist, reiß' es entzwei.

Ohm! erwiderte Kurozwocky: Ich glaube, ich tauge zu Eurem Auftrag wenig, und möchte Euch fast rathen, einen Andern zu wählen, denn von mir werdet Ihr wenig erfahren. — Der Kastellan lächelte. — Wirst Du morgen in der Versammlung erscheinen?

Ich werde, Ohm!

Und wem wirst Du Deine Stimme geben?

Dem Herzog von Oestreich.

Dem Stolzen? —

Ohm! wer der Königin wohl will, muß für ihn stimmen. —

Aber wer sein Vaterland liebt, junger Thor! unterbrach ihn der alte finstre Mann, der muß Gut und Blut daran setzen, daß der Großfürst zu ihrem Gatten, zu unserm König gewählt wird. Was kümmert das Land sich um das Herz einer liebekranken Dirne? Mag es bluten, oder vor Wonne klopfen, das kann ihm gleich sein: ich kümmre mich wenig darum, ob die Tochter Ludwigs glücklich wird oder nicht, wird es nur mein Vaterland! — Was blickst Du so finster auf mich? fuhr der Kastellan fort, da Casimir mit verschränkten Armen vor ihm stand und sein Feuerauge auf ihn heftete. — Was sollen diese durchbohrenden Blicke? —

Sie sollen ergründen, ob Vaterlandsliebe oder Haß und Eigennutz der Born sind, aus dem Ihr Eure Grundsätze schöpft.

Junger Bursche, bedenke! fuhr der Kastellan auf.

Ich bedenke, daß ich zwar Euer Neffe, aber Eurer Zucht entwachsen bin, sagte Casimir stolz. Ich stehe ein angesehner, mächtiger Edler in der Versammlung des Adels, bin ein freier Mann, und wer kann mich daher hindern, meine Meinung auszusprechen, wie jeder, so gut meine Grundsätze zu haben wie Ihr? Nur das kann ich verlangen, daß ich nicht wie ein Knabe behandelt werde, und bei Gott! Ohm, nennt Ihr mich noch einmal einen Burschen, so vergess' ich, daß Ihr der Bruder meines in Gott ruhenden Vaters seid. Lebt wohl bis morgen.

Er ließ den erstaunten Kastellan stehen und eilte zur Königin, ihr die Antwort des Herzogs zu bringen.

Heute begab sich die Königin nicht in so starker Begleitung, als das Erstemal nach dem Kloster. Sie ließ sich, Aufsehen zu vermeiden, in einer

Sänfte hintragen, und nur wenige ihrer Frauen, Casimir und der Harfner begleiteten sie. Auch der Herzog kam ganz in der Stille und der Prior ohne die Begleitung seiner Mönche. Nach kurzer, aber ceremoniöser Begrüßung bat der Franciscaner die Königin, ob sie ihm nicht die Freude machen wolle zu erlauben, sie in seiner Zelle bewirthen zu können Hedwig folgte mit dem Herzog und nur von Marien begleitet, der Einladung des gefälligen Priors, die Andern blieben zurück, oder zerstreuten sich im Klostergarten.

Auch der Prior verließ unter einem schicklichen Vorwande die Liebenden bald, nur Marie blieb auf einen Wink ihrer Gebieterin und ein Blick in das Gemach überzeugte diese schnell, daß sie sich nicht in der Wohnung des Priors, sondern in einem zum Empfange der Gäste bestimmten Zimmer befänden und der Mönch sich für lange Zeit entfernt habe. Sie trat an ein offenstehendes Fenster, wo die dicken Mauern des Klosters sie sattsam verbargen und sie auch nicht Hedwig, noch den Herzog sehen konnte.

Morgen, so begann jetzt die Königin das Gespräch, versammelt sich der Adel, über meine Angelegenheiten zu berathen. Wenn auch ich gleich überzeugt bin, daß morgen noch nichts entschieden wird, da die Geistlichkeit noch nicht beisammen ist, so ist der Tag wichtig genug, mir Furcht zu erwecken. Ich habe daher gewünscht, mich über Manches vorher noch mit Euch zu besprechen, um für jeden Fall gemeinsam einen Vorsatz zu fassen, denn leicht könnte es sein, daß man uns hinderte, noch einmal hier zusammen zu kommen. Habt Ihr dem Erzbischof von Gnesen, hauptsächlich aber den Woiwoden von Krakau einen Besuch abgestattet? Habt Ihr den Nicolaus Bogorin, den Kastellan von Zawichost, den ich Euch gestern zuschickte, freundlich empfangen? Der Herzog schwieg. Ihr thatet von alle dem Nichts? klagte die Königin: Ihr liebt mich nicht!

Hedwig, wie könnt Ihr solche Gedanken in Euch aufsteigen lassen! rief der Herzog und schloß sie in seine Arme, während Marie, die sich hier überflüssig dünkte, leise und unbemerkt, wie sie glaubte, aus dem Zimmer schlich. Aber es war dem Herzog nicht entgangen, und er dankte Gott, diese lästige Zeugin los zu sein. Hedwig, fuhr er fort, wie wäre es möglich, Dich nicht zu lieben, ein Engel an Gestalt, an Liebreiz und Gemüth! Wessen Herz müßte nicht in Liebe erglühen, hielt' er Dich in seinen Armen, preßt' er Dich an seine Brust! Zum Erstenmale berührten seine Lippen die ihrigen und die königliche Jungfrau duldete es.

Tausend Liebesworte wurden nun gewechselt, Erzbischof und Woiwode vergessen, selbst Jagiello's nicht gedacht. Hedwig, zum Erstenmal sich ganz ihren Empfindungen hingebend, fühlte sich im Arme des Geliebten zu selig, um an etwas Anderes zu denken, als an ihn, etwas Anderes zu fühlen, als ihr Glück. Der Herzog durfte zum Erstenmal seine Empfindungen in Wort und Kuß aussprechen und seine Liebe flammte hell auf. Es war für die Glückliche die nie wiederkehrende Stunde, in welcher

die Liebe mit den frischesten Kränzen die Schläfe der Träumenden umwindet, die Pforten eines nur geahnten Edens öffnet und die Glücklichen in eine neue Welt einführt, in welcher das Herz das Ersehnte gefunden zu haben wähnt, die Sehnsucht sich aber dennoch nicht gestillt fühlt. Solche Stunde ist die Morgenröthe eines jungfräulichen Lebens, sie giebt dem ahnenden Gefühl die Macht, sich die Nebelgestalten zu formen und dem Traume, sich zur Wahrheit zu gestalten. Solcher Augenblick ist schön, aber vergänglich und kehrt in dieser Rosengluth, sich frische Blüthenkränze in die Locken windend, den Sterblichen nie wieder. Es ist der erste Strahl der Liebe, der die Träumenden zu einem Himmel, oder zur Hölle weckt.

Zwar wie die Rebe an den Ulmbaum schmiegte sich Hedwig an den Geliebten: mit seinen Armen hielt er sie umfangen, sein flammendes Auge begegnete ihrem schmachtenden Blick und der Herzog mochte sich jetzt reicher, mächtiger dünken, als alle Fürsten der Welt, denn er schloß die Krone der Frauen in seine Arme und den Juwel, der alles Irdische überstrahlte, drückte er an sein klopfendes Herz. Was bin ich für ein glücklicher Mann! rief er jetzt aus: Du ruhst an meinem Herzen, ich halte Dich mit meinen starken Armen fest und keine Macht der Welt, kein Woiwod, kein elender Starost soll Dich mir entreißen! —

Wie bist Du doch so grausam, mein Geliebter! sagte jetzt Hedwig: Warum stößest Du mich aus meinem Paradiese und weckst mich aus meinem schönen Traum? — Ich war so glücklich, hatte Alles um mich vergessen, fühlte nur meine Wonne, und da befiehlst Du dem Herzen zu schweigen und rufst der kalten Vernunft zu, ihre Stimme hören zu lassen. Warum kürzest Du die Stunde süßer Erkenntniß Deiner überschwenglichen Liebe? — Warum rufst Du nur Menschen zurück, die sich meinem Glücke trotzig entgegenstemmen wollen? Aber vielleicht ist es gut, daß die Wonne so kurz war, denn, raunte sie ihm zu, was muß die arglose Marie bei unserm Gekose denken? —

Sie hat sich schon längst entfernt, sagte der Herzog lächelnd.

Und das sagtest Du mir nicht? zürnte die Königin: Ließest mich allein, meinen Empfindungen mich ganz hingeben? — Das war Unrecht von Dir! Und als der Herzog sie zu beschwichtigen, Hedwig umarmen wollte, entzog sie sich ihm. Nein Wilhelm! sagte sie ernst, jetzt keine Tändelei; allein uns gegenüber, laß uns von ernsten Dingen reden, laß uns einen festen Entschluß fassen. —

Der Herzog sah sie verwundert an. Ja, mein Geliebter! sprach sie und reichte ihm traulich ihre Hand. Ich habe mich in dieser Stunde zu glücklich gefühlt, um mir dieses Glück nicht rein erhalten zu wollen, um nicht auch für dessen Zukunft zu sorgen: darum laß das Herz jetzt schweigen, es rede nur der Verstand! — Komm, setze Dich her zu mir. Der Herzog, wohl etwas verdrießlich, gehorchte.

Es wäre überflüssig, Dich noch einmal zu bitten, meinen Wünschen

nachzugeben und Deinem Stolz weniger Gewalt über Dich einzuräumen, begann sie.

Nenn' es nicht Stolz, unterbrach sie der Herzog. Meine fürstliche Ehre —

Deine Ehre, und ich hoffe Dein Herz verlangt mich und nicht Polens Krone, nahm Hedwig das Wort. Jeder Weg, und sollt' er auch über Förmlichkeiten hinwegführen, die den Sitten dieses Landes fremd sind, ist erlaubt, wenn er auf rechter Bahn zum Ziele führt. Du sollst Dich um die Stimmen der Bischöfe und Woiwoden bewerben; was ist das anders, als wenn Du etwas von Venedig wünschest und Du Dir die Stimmen der Herren der Signoria durch Geld oder Schmeichelworte erwirbst?

Da thue ich es durch meinen Gesandten, ich brauche mich nicht selbst vor den Stolzen zu beugen! fiel ihr der Herzog, dem dieser Vergleich unangenehm war, rasch in die Rede.

Nun, so laß uns davon schweigen! sagte Hedwig, nach solch freundlichem Sonnenblick soll keine Wolke unsern Himmel trüben; aber bedenke nur noch: Welch geringer Preis dort, welch herrlicher hier! — Wenn nun, was ich befürchte, lenkte sie ein, die Polen mich zwingen wollen, dem Großfürsten meine Hand zu reichen, sage, was soll ich thun?

Sie verweigern, standhaft verweigern! —

Und wenn sie, trotz meiner Weigerung, fest auf ihren Willen beharren?

So beharr' auch Du auf den Deinigen!

Und wenn sie Jagiello krönen? —

Das werden sie, das können sie nicht!

Und wenn sie doch? — Der Herzog blickte bei diesen Worten nachdenkend vor sich hin. Die Polen, fuhr die Königin fort, sind ein edles, aber leichtsinniges Volk: in Parteien zerrissen, setzen sie an das Wohl ihrer Partei Gut und Leben, und das Wohl des Vaterlandes, obgleich sie es mit Enthusiasmus lieben, kümmert sie dann wenig. Und selbst die, so es redlich mit dem Lande meinen, glauben jetzt, in dem Heiden den Messias Polens, die Geistlichkeit den Hirten zu finden, der Millionen verirrte Schaafe wieder um ihren Herrn versammelt. — Ich fürchte, sie geben nicht nach, und glaube mir, mein Geliebter, ich stehe zwischen Polens Krone und wenn sie auch mein Haupt schon seid Jahren schmückt, und zwischen Oestreichs Fürstenhut, und beim Allmächtigen! —

Hedwig! unterbrach sie der Herzog, von diesem Gedanken, der noch nie in ihm aufgestiegen war, erschreckt, dahin darf es nicht kommen! Die Königin der Frauen muß auch Königin der Welt bleiben, ehe opfre ich —

Von Dir verlangt das Schicksal kein Opfer, nur von mir, fiel sie ihm in die Rede, denn das Opfer, das Du brächtest, zerriß mir das Herz!

Hedwig! sagte der Herzog tief gerührt: Bei meiner fürstlichen Ehre schwöre ich Dir —

Schwöre nicht! rief sie ängstlich.

Ich schwöre Dir, eher allen Ansprüchen an Dich zu entsagen, ehe Du die Krone zu den Füßen Jagiello's legen sollst!

Genügt Dir Hedwig, die Tochter Ludwigs nicht ohne Krone! nahm sie zürnend das Wort: Ja freilich, dann thust Du besser, Du ziehst heim nach Deinem Lande und läßt sie hier zurück! — Aber nein! fuhr sie plötzlich auf: — So meintest Du es nicht, mein Wilhelm, nicht wahr, so meintest Du es nicht? — Du denkst, ich würde mit blutendem Herzen die Krone von meinem Haupte nehmen; glaube das nicht, mein Geliebter! — Nach dem, was ich in Deinen Armen empfand, kenn' ich nur Eins, was hohen Werth für mich hat und das Eine bist Du! — Sie sank bei diesen Worten neben seinen Sessel auf die Knie; er wollte sie aufheben, sie aber bat: Laß mich hier an Deiner Seite und höre nur auf die Bitte der Knieenden: Nimm Deinen Schwur zurück! Gottes Barmherzigkeit hört nicht was der schwache Mensch in seiner Leidenschaft sprach und keiner auf Erden hat ihn ja vernommen, als ich. Wenn Du nicht, die königliche Krone auf Deinem Haupte, in das Schloß von Krakau einziehen kannst so laß uns getrost nach Oestreich wandern. Nimm Deinen Schwur zurück!

Meinen Schwur brech' ich nie: wär er auch rasch dem Munde entschlüpft, muß er doch fest und unerschüttert stehen, sobald ihn der Mann einmal gesprochen hat, sagte der Herzog. Ueberdies, was ich schwur, befiehlt mir auch jetzt noch mein Stolz, mein Verstand, selbst mein Herz: denn ich würde Dir nehmen, was ich Dir nicht ersetzen könnte, ich würde Dein weiches, in dieser Stunde so bewegtes Gemüth als ein Selbstsüchtiger benutzen! um Dich zu einem Opfer zu vermögen, daß Dich dereinst gereuen könnte, — würde —

Nie, nie wird es! rief Hedwig, die Hand betheuernd auf ihre klopfende Brust legend.

Mein Schwur steht fest! wiederholte der Herzog.

Da sah sie, nicht mehr bittend, nur ernst an ihm und erhob sich langsam. So hast Du doch recht, alter Harfner! sprach sie. Sein Stolz strebt nach meiner Krone, nicht nach meiner Hand! —

Hedwig! fuhr der Herzog auf: Fluch dem Alten, der solch giftigen Saamen in Dein Herz streute!

Fluch ihm nicht, Dein Fluch trifft seinen kahlen Schädel nicht. Sie schritt Einigemal sinnend im Zimmer auf und ab, dann wandte sie sich plötzlich nach ihm. Wilhelm sprach sie und ihr Auge wurde naß: Ich will nicht selbst meinen Himmel zerstören, ich will kein Mißtrauen in die Reinheit Deiner Neigung setzen, ich will glauben, Dein Schwur entsprudelte dem reinsten Quell, will mit männlicher Kraft handeln und das Aeußerste für mein blutendes und doch von Wonne erglühtes Herz wagen. Jetzt aber laß uns scheiden; dieser Kuß sage Dir, daß ich mich mit Wehmuth, aber nicht mit Groll von Dir trenne. Sie umarmte ihn und eilte, ehe

er sie noch zurückhalten konnte, aus dem Gemach, wo sie Marie ihrer harrend fand.

Als diese in dem Blick ihrer Gebieterin las, daß nicht Wonne sie heimwärts begleite, seufzte sie und sagte leise vor sich hin: Ach! daß doch die Liebe auch Thränen hat!

In dem großen Saale des Rathhauses zu Krakau ging es gar stürmisch her. Dort war der Adel aus fast allen Provinzen versammelt, um sich über die Verheirathung der Königin zu berathen, und wo möglich einen Schluß zu fassen, ehe noch die Bischöfe an den Verhandlungen Theil nähmen.

Der Adel war in drei Parteien getheilt. Die Stärkere, an deren Spitze der Kastellan von Krakau stand, und welche auf die Stimmen der Bischöfe rechnen konnte, war fest entschlossen, dem Großfürsten von Lithauen die Hand der Königin und mit ihr die Krone zu reichen. Der Woiwod von Posen war das Haupt der schwachen Partei des Herzogs von Masovien: Gniewos von Dalewicz stand an der Spitze derer, die für den Herzog von Oestreich, vielmehr für die Königin sprachen, denn für die Persönlichkeit des Herzogs war keiner gestimmt, er war ihnen fremd und ein so edler Fürst er auch war, sein Benehmen nicht geeignet, sich die Herzen zu gewinnen.

Der Kastellan von Krakau hatte die Versammlung mit einer Rede eröffnet, worin er alle Vortheile zeigte, die aus der Wahl Jagiello's für Polen entsprängen: die Vereinigung Lithauens mit Polen, der Reichthum des Großfürsten, den er zur Wiedereroberung der von Polen abgerissenen Provinzen zu verwenden versprochen habe, mehr aber noch, als alles dies müßte man das Heil der Millionen Seelen berücksichtigen, die durch seine Wahl in den Schooß der christlichen Kirche eingeführt würden. Ohne auf die Persönlichkeiten der Herzöge von Oestreich und Masovien einzugehen, zeigte er nur, wie entfernt jede Hülfe, die sie von Oestreich erwarten könnten und wie schwach jene, des durch innern Zwiespalt zerütteten Masoviens sei, das ohnedies, mit Polen im Lehnsverband, seine Hülfe nicht verweigern dürfe. Er sprach mit Ruhe und Gelassenheit und schien nur das Wohl des Vaterlandes vor Augen zu haben.

Ihm folgte der Woiwod von Posen. Er hatte wenig gewichtige Gründe für sich; nur den Einen hob er heraus: daß der Herzog aus dem Geschlecht der Piasten stamme, ihm schon durch König Casimirs Adoption seines Neffen, Ludwigs von Ungarn, das größte Unrecht geschehen sei, das Polen jetzt wieder gut machen müsse, indem es den Herzog zum Gemahl der Königin wähle. Auch sei der eingeborne Fürst dem fremden Herrscher vorzuziehen, wie die stiefmütterliche Regierung des vorigen Königs bewiesen habe.

Der Unterkämmerer von Krakau aber, nachdem er mit wahrer Beredtsamkeit die körperlichen, wie die geistichen Vorzüge der Königin gepriesen hatte, stellte den Anwesenden vor: daß sie die junge Fürstin freiwillig zu ihrer Königin gewählt und sie ihr dabei nicht die drückende Verpflichtung aufgelegt hätten, einen Gatten sich nach dem Willen des Volkes zu wählen, vielmehr sie gewußt, daß sie dem Herzoge von Oestreich feierlich verlobt sei. Da nun dieses nur von dem Papste zu trennende Band so ganz mit den Wünschen der Königin übereinstimme, so wisse er nicht, woher die Versammelten ein Recht zu haben glaubten, den freien Willen ihrer so hoch verehrten, so sehr geliebten Königin zu fesseln und ihr einen Gatten aufbürden zu wollen, den sie nicht kenne und von dem der Ruf eben nicht vortheilhaft spräche. So tief erniedrigt steht Polen noch nicht, fuhr er in seinem Eifer fort, daß es, um sich vor feindlichen Ueberfalle zu schützen, fremder Macht bedürfe. Noch haben wir eigne Macht und Muth genug, mit Gott die heidnischen Lithauer in ihre Grenzen zurückzutreiben und es ist noch nicht nöthig, als letzte Rettung das Herz und das Glück unserer Königin zu opfern.

Ihr setzt so viel Werth auf die Bekehrung der Heiden, Kastellan von Krakau? fuhr er, zu diesem sich wendend, fort: Ihr glaubt, wir würden unseres Seelenheils dereinst gewiß sein, legten wir das Herz unserer Königin auf den Opferaltar des Herrn! O, solcher Opfer bedarf Gott nicht! — Ueberdies bedenkt! was haben wir von einem Heiden zu hoffen, der nur unter der Bedingung, daß ihm eine schöne Krone und ein schönes Weib dafür werde, Christ werden will, und der, wenn ihm Beides nicht wird, den Grieven unter der abgöttischen Eiche seinen Götzen opfert, wie vorher? — Ist es der Glaube Christi, der ihn an den Altar des Herrn führt? Ist ein solcher solch eines Opfers werth? Wahrlich nein! Was habt Ihr von ihm zu erwarten, den der Eigennutz zu Allem zu treiben vermag? — Laßt ihn, die Ihr so sehr das Heil des Vaterlandes in ihm zu finden glaubt, laßt ihn, ohne Zusage der Krone, erst mit den Seinen Christen werden, dann erst urtheilt, ob er die Krone verdient, denn es ziemt sich nicht, daß eine Versammlung christlicher Ritter einen Heiden noch vor seiner Bekehrung zu dem Gemahl ihrer Königin, zu ihrem Könige wählt!

Da erhob sich, als Gnievos schwieg, Nicolaus Bogorin, der Kastellan von Zawichost, von seinem Sitze. Es war ein alter, ehrwürdiger Mann, mit eisgrauem Haar, und der aus zwanzig Wunden freudig für sein Vaterland geblutet hatte. In dem, was Ihr eben gesprochen, Gnievos von Dalewycz, liegt viel Wahres, begann er: Auch ich liebe nicht, die aus Eigennutz allein den Irrglauben ihrer Väter abschwören, ich fasse nie rechtes Vertrauen zu ihnen: auch ich liebe und verehre unsre Königin, sie ist eines bessern Looses werth, als das Opfer für ihr Land zu werden, sie jammert mich! — Aber nicht Hedwig, nicht Jagiello, nicht Heidenthum,

nicht der heilige Glaube, zu dem ich mich mit ganzer Seele in Demuth bekenne, ist es, was ich bedenke. Mein Vaterland, mein aus tausend Wunden blutendes Vaterland steht vor mir zerrissen, zerfleischt, für dieses ist kein Opfer zu groß. — Was war Polen, was ist es jetzt? Blickt stolz auf die Vergangenheit, sehr traurig auf die Gegenwart! Täuscht Euch nicht, der Muth des Einzelnen gnügt hier nicht; mit Eurem starken Arm, Gnievos, werdet Ihr das sinkende Reich nicht erhalten, unsre Zwietracht wird es nicht erheben. Von Außen muß die Kraft kommen: ein mächtiger Fürst, sein Land mit dem unsern verbindend, kann ihm nur allein seinen alten Glanz wiedergeben. Taugt dazu der Herzog von Oestreich, oder Ziemovit von Masovien? — Es handelt sich nicht um einen Gemahl der Königin, es handelt sich um einen König Polens!

Das ist ungerecht und hart gesprochen, Kastellan von Zawichost! fuhr Casimir heftig auf. Das Alter spricht sonst weise, Ihr aber sprecht thörigt!

Junger Mann! fiel ihm der Alte zornig in die Rede, und manche Hand seiner Partei fuhr nach dem Schwerdte. —

Entblößt die Schwerdter, dringt auf mich ein! — Ich stehe meinen Mann! rief Casimir und trat einige Schritte vor und sein flammendes Auge blickte in der Versammlung trotzbietend umher. Ja, ich nenn' es thörigt, wenn der Kleinmuth die eignen Wunden aufdeckt und die Hände nach dem fremden Arzte ausstreckt, der die Wunden selbst geschlagen hat. So tief wäre Polen gesunken, daß es nur durch fremden Arm erhalten werden könne? Armes Vaterland! — Und wäre dem so, dann handelte die Königin klug, wenn sie die werthlose Krone niederlegte und sich mit dem glänzenden Fürstenhute von Oestreich schmückte; Ihr aber jagtet dann nach Wilna, legtet die Verschmähte dem Heiden zu Füßen und würdet des Lithauers Vasallen.

Neffe, mäßige Deine Worte! unterbrach ihn jetzt der Kastellan, der Jugend gebührt eher Schweigen, als trotziges Reden.

Warum das? In der Jugend allein könnte ja das morsche Gebäude noch eine Stütze finden, da das kleinmüthige Alter es nicht zu retten wagt! erwiderte Casimir keck.

Und da ihr das Vaterland so sehr zu Herzen nehmt, unterbrach der Woiwode von Posen den Streit, warum verwerft Ihr unsern Herzog? Gehört Masovien nicht zu Polen? Ist Herzog Ziemovit nicht aus dem königlichen Stamme der Piasten? — Warum denkt Ihr hierbei nicht an das Vaterland und seinen Fürsten? —

Weil er für uns nicht taugt! nahm Gnievos das Wort: Kann er in seinem kleinen Lande nicht Ordnung halten, wie sollte er es in Polen, wo wir so sehr der Ordnung bedürfen! Ueberdies reichte ja sein ganzes Habe kaum hin, die Abstandsgelder dem Herzoge von Oestreich zu zahlen.

Euer Herzog taugt nicht für uns, nicht für die Königin, nahm hierauf,

jedoch gelassener als vorher, Casimir das Wort, deshalb thätet Ihr besser, Ihr schlösset Euch uns, den Freunden der Königin, an und wäret für Oestreich gegen Lithauen.

Und geschäh' auch dies, rief endlich Spittko von Melstin, der Woiwode von Krakau, ein heftiger, aufgeblasener Mann, den höhnenden Blick auf Casimir werfend, so spotten wir doch dieser Vereinignng. Wir, die Mehrzahl, die Stärkeren, bleiben fest beisamen stehen! Und somit — Wer für Jagiello stimmt, der ziehe den Säbel! und hundert rasselten bei diesem Ausruf aus der Scheide!

Und wer, treu seinem Eide, es redlich mit der Königin meint, thue wie ich! sprach der riesenhafte Gnievos mit donnernder Stimme und schwenkte den geschliffnen Damascener über den stolzen Reiherbusch seiner Mütze. Die seiner Partei thaten ein gleiches, auch einige der Starosten aus Masovien folgten seinem Aufruf. Da standen nun beide Parteien kampffertig sich gegenüber; ein unüberlegtes Wort, ein kühner Schritt vorwärts und Blut floß in Strömen. Da trat der ehrwürdige Nicolaus Bogorin in die Mitte des Saales.

Kein Blut, meine Freunde! sprach er mit Würde: Ich scheue nicht Schwertstreich, nicht Wunde, das hab' ich bewiesen; aber die Zwietracht scheu' ich, die Polen schon so oft an den Rand des Verderbens brachte, es noch oft dem Verderben entgegen bringen wird. Steckt die Wehr in die Scheide, blutige Worte sind nie mit Weisheit gesprochen und den Säbel in der Faust, beherrscht Leidenschaft den Mann, statt Vernunft. Wir sind noch in Partein getheilt, deshalb kann heute kein einmüthiger Beschluß gefaßt werden und besser, wir verschieben ihn bis zu der allgemeinen Versammlung, an der auch die Bischöfe Theil nehmen werden. Euch aber, Gnievos von Dalewycz, Euch, der sich und als das Haupt der Partei des Herzogs von Oestreich zeigt —

Nicht der Partei des Oestreichers, sprecht, der Partei der Königin, unterbrach ihn Casimir mit jugendlichem Ungestüm.

Gönnt dem Alter das Wort, junger Mann und zeigt dadurch, daß Ihr es ehrt! erwiderte Bogorin und fuhr dann fort: Gnievos, zählt die für den Großfürsten Stimmenden, rechnet meinetwegen auch noch die von Masovien zu Eurer Partei; und die Mehrzahl bleibt dennoch auf unserer Seite. Bedenkt überdies, daß die Bischöfe schon des Glaubens wegen für uns stimmen müssen, und ihr werdet leicht fühlen, daß Euer Widerstand nutzlos ist. Ueberlegt das wohl mit den Euern, denkt mehr an das schöne Polenland, als an seine schöne Königin und vereinigt Eure Stimmen mit den Unsrigen, damit man endlich einmal sagen kann: Eintracht herrsche in Polen. Ihr aber, würdiger Woiwode von Krakau, Euch bitt' ich, steckt den Säbel in die Scheide, laßt ihn da ruhen, bis uns der König gegen den Feind des Landes führt, da zieht ihn mit Gott zum Verderben unsrer Feinde.
Der Woiwode folgte der Mahnung Bogorins: bald blitzte kein gezückter

Säbel mehr in der Versammlung, die sich zwar ohne Beschluß, jedoch friedlich trennte.

Unmuthig kehrte Casimir, der Königin von dem, was vorgefallen war, Nachricht zu bringen, auf das Schloß zurück. Sie hatte nichts Anderes erwartet und war deshalb nicht betroffen. Ich danke Euch, daß Ihr Euch so treu und thätig meiner angenommen habt, sagte sie ihm so freundlich, als habe er ihr die schönste Botschaft gebracht. Es ist so selten, daß man uneigennützige Freunde findet.

Uneigennützige? — Ja wohl Königin! nahm der Jüngling, als Hedwig schwieg, feurig das Wort und heftete einen jener Blicke auf sie, die sie stets in Verlegenheit setzten und wegen der sie auch stets an ihm irre wurde und nie ein festes Vertrauen zu ihm fassen konnte. — Uneigennützige Freunde sind selten: wo die Macht herrscht, da zieht der Eigennutz an, wo die Schönheit gebietet —

Casimir! unterbrach ihn die Königin, so ganz ohne Eigennutz scheint auch Ihr mir nicht zu dienen; ich glaube erforscht zu haben, womit ich Eure Anhänglichkeit belohnen könnte.

Ich glaube kaum, Königin! sagte der junge Mann und sein Blick umdüsterte sich: Ich bin einer jener Unglücklichen, die immer mit dem, was das Schicksal ihnen giebt, unzufrieden sind. Ich bin stolzen hochfliegenden Geistes, der immer nach dem Höchsten, oft nach dem Unerreichbaren strebt und habe dann nicht immer die Gewalt, ihm seine kühnen Schwingen zu binden.

Da beklage ich Euch, sagte Hedwig theilnehmend, dieses Ringen nach dem Unerreichbaren soll nicht glücklich machen.

Nein, wahrlich nein! fuhr Casimir fort, der Verstand hält die Zügel des wilden Rosses an, die Leidenschaft spornt es, und so schwanket der Unglückliche, der es nicht zu beherrschen versteht, im steten Zwiespalt mit sich selbst, zwischen dem Edlen und Schlechten, zwischen Himmel und Hölle, bald sich als Engel, bald sich als Teufel erkennend. Solcher Zustand macht nicht glücklich! — Man träumt, dem Himmel entgegen zu schweben und verfällt der Hölle!

Die Königin hatte ihn, während er sprach, forschend angeblickt, dies war ihm nicht entgangen. Ihr wollt in meinem Innern lesen, hohe Gebieterin! sagte er bewegt: Könntet Ihr es, so würdet Ihr Mancherlei im bunten Gemisch darinnen finden, Gutes und Böses, Engelsgestalten und dämonische Gebilde.

Fänd' ich Marie Botkareys Bild nicht darin? fragte die Königin rasch, da sie fürchtete, er möchte ihr noch mehr sein Inneres enthüllen.

Ihr fändet es, erwiderte er erröthend. Bescheiden, wie die Jungfrau ist, steht es auch da in stiller Zurückgezogenheit. Aber ein anderes Bild, von einer Himmelsglorie umstrahlt, schwebt an ihm vorüber, und wie

der Mond vor der Sonne Glanz erbleicht, erbleicht auch ihr rosiger Schein vor der Alles überstrahlen den Gluth der Herrlichen! —

Die Königin mochte sich diese Worte richtig deuten. Marie ist meine einzige Freundin, sprach sie, nimmt so innigen Theil an Allem, was mir begegnet, sei es Freundliches, sei es Trauriges. Geht, ich bitt' Euch, hin in den Garten: seht, dort sitzt sie auf der steinernen Bank, sagt ihr, was in der Versammlung vorgefallen ist und sie wird Euch danken. Bei diesen Worten entfernte sich die Königin schnell.

Lange stand Casimir noch auf der nemlichen Stelle und blickte unverwandt nach der Thüre, die sich hinter ihr geschlossen hatte. Hat sie mich durchschaut und ging dennoch? murmelte er vor sich hin, Unglücklicher! der Du Deine Leidenschaft nicht zähmen kannst, wecke das Edle in Dir, daß es nicht ganz untergehe, folge Deiner bessern Natur, nicht der dämonischen, die Dich zum Wahnsinn treibt. Hinunter zu dem sanften Engel! Auch des Mondes Silberlicht thut dem Auge, ihr Blick meinem Herzen wohl!

Er ging in den Garten und fand Marie noch sinnend sitzen, die bei seinem Anblick erschrocken auffuhr.

Warum erschreckt Ihr vor mir? fragte er, und setzte sich neben sie auf den steinernen Sitz.

Warum ich bei Eurem Anblick erschrak, Casimir, erwiderte Marie, das weiß ich wahrlich nicht. Ich dachte eben an Euch, Ihr standet vor mir, und wie sich das Bild meiner Seele verwirklicht, fuhr' ich zusammen, als ob ich durch Euch, der mir doch so nahe war, überrascht sei.

Ihr dachtet an mich? sagte Casimir freundlich. Theilt mir doch mit, wie Eure Gedanken mich Euch zeigten?

Das kann ich nicht! erwiderte sie, hocherröthend.

Und weshalb nicht, Marie?

Fragt nicht mehr, bat das Mädchen, die mannigfaltigen Bilder unsrer Träume müssen mit dem Traume verschwunden sein. Auch im Wachen führt uns oft der Geist auf nie betretene Pfade, und unsere Phantasie ist dann eine trügerische, lockende Zauberin: sie malt uns so schön, so treu die Bilder, gibt ihnen Glut und Leben, und wenn wir aus dem wahren Traume aufgeschreckt werden, sind sie doch alle schnell in Nebel zerronnen.

Und doch sind diese Augenblicke der Täuschung süß! nahm Casimir das Wort.

Süß und bitter, wonnig und schmerzlich; je mehr der Traum beglückt, desto bitterer ist das Erwachen! sagte sie ernst.

Wohl wahr! sprach er und ergriff zerstreut ihre Hand. Seine Seele war abwesend. Marie betrachtete ihn lange und störte ihn nicht. Endlich weckte sie ihn doch aus seinem Sinnen.

Casimir Kurowocky! sprach sie, wenn auch ich jetzt von Euch verlangte, Ihr solltet mir offenbaren, woran Ihr eben dachtet, könntet Ihr es? —

Ja! erwiderte er nach einigem Nachdenken.

Nun so theilt es mir mit! bat sie.

Mein Geist, hob Casimir an, führte mich auf das Schloß meiner Väter, ich wandelte dort im Sonnenschein, wo ich starr und lange in die Glutscheibe blickte, bis ich endlich mein Auge geblendet fühlte. Ich hatte ihren Aufgang bewundert, hatte ihre heißen Strahlen empfunden und sah sie mit wehmüthigem, traurigem Gefühle scheiden. Da ward es mir traurig ums Herz: sie war mir untergegangen, und ich glaubte, mit ihr sei es auch mein Glück. Da stieg der Mond hinter dem Eichenwald hervor, sein Silberlicht schimmerte, mich sonderbar ergreifend, durch die hohen Wipfel der Bäume. Bald stieg er über sie empor und breitete seinen magischen Schleier über die Flur und ich erfreute, erquickte mich an seinem bescheidenen Glanze, sah die freundliche Scheibe, ohne daß mein Auge geblendet wurde, ergötzte mich an der Stille der Nacht und sehnte mich nicht mehr nach den heißen, versengenden Gluthen der Sonne. — Als sie aber wiederkehrend die Nacht verjagte, den Mond bleichte und ihr Rosenglanz hinter den Bergen hervortrat und den jungen Tag hervorrief, sank ich anbetend vor ihr nieder und gedachte des anspruchlosen Mondlichtes nicht mehr.

Ihr scheint flatterhaft zu sein, Herr Casimir! sagte Marie, die den Sinn der mystischen Worte unmöglich verstehen konnte, lächelnd: Am Tage betet Ihr gleich einem Perser, die Sonne an, in der Nacht wird Luna Eure Göttin. Da bin ich beständiger, das fühl' ich, sprach sie mit sichtlicher Aufregung. Was mir einmal theuer wurde, bleibt es ewig! — Doch nein! — Müßte ich den Gegenstand meiner Anbetung dereinst verachten, so wäre diese Ewigkeit zerstört. Doch wohin führt uns dies sonderbare Gespräch? lenkte sie schnell ein und entzog ihm erst jetzt ihre Hand. Erzählt mir lieber, was sich in der Versammlung des Adels begab, denn wir sollten nur an das denken, was die geliebte Herrin betrifft, darum erzählt nur schnell.

Casimir, dem es vielleicht auch angenehm war, daß das Gespräch eine andere Wendung bekommen sollte, machte sie nun mit Allem bekannt, was dort vorgefallen war, und stimmte sie dadurch nicht heiterer. So ist wenig Hoffnung mehr für die Königin?

Keine! erwiderte er. Gewaltsame Mittel können allein helfen.

Gewaltsame! wiederholte Marie, sie fürcht' ich.

Ich nicht, sagte Casimir freudig, zu kämpfen ist meine Lust, selbst gegen das Schicksal

O ihr wilden Männer! sprach Marie verweisend, niemals habt Ihr Ruhe noch Rast, nie gnügt Euch ein stilles Glück. Vom Ehrgeiz getrieben, rastet Ihr an keinem Quell, keiner ist Euch erquickend, kein Baum schattig genug, um unter seinem Laubdache zu schlummern. Immer vorwärts jagt Ihr auf ungebahnten Wegen dem Unerreichbaren nach, bis in

der sandigen Wüste, wo nicht Baum, nicht Quell Euch labt, Euer müdes Roß unter Euch zusammenstürzt und Ihr verschmachtet.

Ein trübes, aber ein wahres Bild! murmelte Casimir vor sich hin.

Unsre Sehnsucht aber, fuhr Marie fort, ist bald gestillt. Wir sehnen uns nach Ruhe, rasten an dem ersten Quell, der uns aus dem Felsen entgegen sprudelt, und uns gnügt schon der wilde Rosenstrauch, um unter seinem Schatten und bei seinem Dufte zu schlummern. Wir sind Kinder des Augenblickes, genießen, was er uns giebt und treibt uns auch ungestillte Sehnsucht zuweilen weiter, glauben wir sie an jeder Quelle, die wir uns mit Phantasie-Gebilden lieblich ausschmücken, stillen zu können, wenn der Mann hingegen, sein Ziel erreichend, ungenügsam noch weiter hinauszudringen versucht. Doch ich sehe, daß die Königin dort oben am Fenster mir winkt, ich muß zu ihr: auf Wiedersehen, Casimir!

Werd' auch in der Wüste, wo nicht Quell, nicht Baum, nicht einmal ein Rosenstrauch den kecken und doch so müden Wanderer erquicken wird, verschmachten? — Ich glaub' es fast, dachte Casimir als Marie sich von ihm entfernt hatte. Wahnsinniger Mensch! fuhr er plötzlich auf, glaubst Du in die Himmelspforten noch eintreten zu können, wenn Deine freche Hand Dir selbst den Himmel zerstört hat? — Dies laut ausrufend, ging er mit finsterem Blick, ohne Gruß, an Demeter vorüber, der diese Worte vernommen haben mochte, denn er sah dem an ihm Hineilenden kopfschüttelnd nach.

Als Casimir das Schloß verließ, um sich nach seiner Wohnung zu begeben, begegnete ihm der Kastellan. Warum senkst Du jetzt Dein Haupt so tief, das Du vorhin in der Versammlung so stolz erhobst? fragte er ihn. Wohin, kühner Vertheidiger der Königin?

Nach meiner Wohnung, erwiderte Casimir kalt.

Wenn es Dir beliebt, so erwarte ich Dich heute Abend bei mir, fuhr der Kastellan fort.

Ich werde kommen. Gehabt Euch wohl! — erwiderte er, bog in ein Nebengäßchen ein und ließ, ohne sich weiter um seinen Ohm zu kümmern, diesen seinen Weg nach dem Hause des Unterkämmeres fortsetzen.

Sonst eben nicht in dem besten Vernehmen, war Gnievos doppelt überrascht, als ihm die Ankunft des Kastellans angemeldet wurde, da er eben mit der Besichtigung der Kleinodien beschäftigt war, die er von dem Herzog von Oestreich zur Verwahrung erhalten hatte. Er mußte sich nun beeilen, sie schnell dem Falkenauge des Kastellans zu verbergen.

Ihr wundert Euch, mich hier zu sehen? redete ihn dieser gar freundlich an: der Auftritt in der heutigen Versammlung führt mich hierher obgleich es eine seltene Erscheinung ist, daß die beiden Häupter entgegengesetzter Parteien sich friedlich beisammen finden. Ich komme, um offen mit Euch zu reden.

Offen? unterbrach ihn der Unterkämmerer, höhnisch lachend.

Ihr meint, Offenheit sei nicht meine Tugend; da könnt Ihr wohl Recht haben: ich gehe vorsichtig meinen Weg und nahe mich nicht Jedem vertrauungsvoll. Doch da Ihr gewiß so versteckt und verschlagen seid, als ich, muß ich wohl offen mit Euch reden, wenn wir uns gegenseitig verständigen wollen. Darum hört: — Ihr hängt, trotz Euren Reden von heute Morgen, weder an dem Herzog von Oestreich, noch an der Königin mit treuem Herzen.

Wer sagte Euch das? unterbrach ihn Gnievos rasch.

Meine Erfahrung. — Was könnte Euch an den Herzog fesseln?

Sein Vertrauen! erwiderte der Unterkämmerer.

Scherzet nicht mit mir, so etwas glaub' ich nicht. Meint Ihr, weil er Euch seine gefüllte Truhe ins Haus schickte, und so thörigt war, statt seine Schätze auszutheilen und sich damit Freunde zu erwerben, sie Einem gab, der eben deshalb sein Feind werden wird?

Wie meint Ihr das, Kastellan? fuhr Gnievos auf.

Ich habe die gute Meinung von Euch, daß Ihr klug genug seid, das einmal Erhaltene nicht gern wieder herauszugeben, und glaube sicher, daß schon dieser Gedanke in Euch aufgestiegen ist und Ihr ihn festgehalten und überdacht habt.

Kastellan! unterbrach ihn Gnievos drohend.

Ereifert Euch nicht! fuhr der Kastellan ganz ruhig fort, hört mich lieber an. Ich habe den Auftrag, für den Großfürsten Freunde zu werben und bin deshalb hier. Ich verspreche Euch in seinem Namen die Gewährung aller Eurer billigen Wünsche und jetzt besonders Schutz, wenn irgend Jemand, und wär' es die Königin, Euch wegen des in Verwahr gegebenen Geldes und der Kleinodien wegen, in Anspruch nehmen sollte. Jede Hoffnung Eurer Partei ist dahin, das seht Ihr selbst, weshalb wollt Ihr noch einen nutzlosen Kampf kämpfen, wobei Ihr nur verlieren, nichts gewinnen könnt? Noch steht Euch die Gnadenthür des neuen Königs offen, überlegt das wohl, denkt über Eure Forderungen nach, sagt mir heute deshalb Bescheid, und wenn Ihr der Vernunft Gehör gegeben und mir vertraut habt, so schlagt in die Euch heute noch freundschaftlich dargereichte Rechte, morgen ist es zu spät! — Bei diesen Worten streckte er seine Rechte dem Unterkämmerer entgegen, der sie, nach einigem Zögern, auch ergreifend, schüttelte. Der Bund zu Hedwigs Verderben war geschlossen. Die beiden Gegner standen vereint neben einander, und kaum, daß der Kastellan ihn verlassen hatte, öffnete Gnievos die Truhe wieder, betrachtete die Kleinodien jetzt schon als sein Eigenthum und zählte mit innigem Wohlbehagen die blanken Goldstücke.

Während dem war Demeter in das Gemach der Königin getreten und fand sie in tiefen Sinnen. Hohe Gebieterin! redete er sie an, die

Wolken thürmen sich auf, das Gewitter kommt näher und immer habt Ihr noch keinen festen Entschluß gefaßt.

Du irrst, guter Alter! erwiderte Hedwig, mein Entschluß steht unwandelbar. Gleich der auf wildem Meere von Sturm Ergriffenen kämpfe ich gegen die tobenden Wellen! bis die letzte Kraft mir schwindet, dann ergeb' ich mich in Gott. Weißt Du nicht, wann die Bischöfe sich versammeln werden?

So wie ich vernahm, sind heute Alle eingezogen und schon morgen ist die allgemeine Versammlung, wo ein fester, bestimmter Entschluß gefaßt werden soll.

Morgen schon? sagte die Königin und ein leises Zittern überfiel sie. Sie beeilen sich sehr! — doch es führt uns am schnellsten zum Ziele!

Hofft Ihr, nachdem was Ihr heute vernahmt, noch immer, Königin?

So lang' ich noch einen Halm erblicke, an dem ich mich festhalten zu können glaube, bleibt mir die Hoffnung stets zur Seite. Du selbst hast mich gelehrt, das diese Trösterin auch bis über das Grab hinaus den Menschen begleite. Sagst Du in Deinen Liedern nicht Tausendmal: Liebe trotze dem Schicksal?

Ja, wahre, innige Liebe, nicht Sinnenrausch! fiel ihr, seine Lieder zu vertheidigen, der Alte rasch in die Rede, sie stammt von oben und ist unvergänglich. Aber wo die Sinne das Herz fangen und den Geist bethören, da ist sie irdischer Abkunft und vergeht, wie alles Erdengeborne. Pflicht, Gewohnheit weckte des Kindes Neigung und durch das Auge allein schlich sich die Liebe in der Jungfrau Herz — Ihr sahet den Herzog und liebtet ihn, ohne ihn zu kennen.

Er ist edel, gut, liebt mich glühend! sagte Hedwig leidenschaftlich.

Ich glaub' es, weil Ihr es wünscht, daß es so sei, fuhr der Harfner fort, wer könnt' Euch auch sehen, ohne nicht Euren Besitz zu begehren, und mit der Krone auf dem Haupte, seid Ihr auch in dem Auge des stolzesten Fürsten ein kostbarer, der Bewerbung würdiger Juwel.

Schweig' davon und erzürne mich nicht wieder durch diese Rede! unterbrach ihn die Königin unmuthig, was ich fühle, drängen Deine Worte nicht aus meinem Herzen, das Alter hat Dich für die Liebe abgestumpft, Du siehst nur noch der Rose Dornen, nicht mehr ihre duftenden Blüthen.

Nur Euer Glück steht mir vor Augen, nur dafür bang' ich! sprach der Harfner tief bewegt.

So warte ruhig das Ende ab und tadle oder lobe mich erst, wenn ich das Ziel verfehlt, oder es erreicht habe, sagte die Königin ernst.

Aber warum theilt Ihr mir Eure Hoffnungen nicht mit, hohe Gebieterin? bat Demeter, laßt mich nur einen Strahl erblicken, daß ich mich an ihm laben kann. Warum das, was in Euch vorgeht, mir jetzt verschweigen?

Weil ich selbstständig handeln will und muß! Offen gesprochen, Demeter, die Zeit ist gekommen, wo ich ins ernste Leben tretend, mir selbst rathen muß. Steh ich dem Gemahl gegenüber, so kann ich die Antwort nicht verschieben, bis ich fremden Rath gehört habe, und in mir selbst muß ich den Quell suchen, aus dem ich Gedanke und That schöpfe. Darum zürne mir nicht und laß mich meinen Weg allein gehen. — Der Alte schwieg gekränkt; der Königin entging es nicht.

Betrübe Dich deshalb nicht, Demeter! sagte sie, ihn beschwichtigen wollend, der so viel für die Bildung meines Herzens gethan hat, darf an meinem Herzen nicht zweifeln. Sie reichte ihm die Hand zum Kusse, der Alte preßte sie an seine Lippen. Möge Euch Gott beschirmen! sprach er innig bewegt und wollte sich entfernen, aber die Königin hielt ihn zurück. Hast Du in dieser Zeit Marien beobachtet, wie ich Dich bat?

Ja, Königin!

Auch Casimir?

Auch ihn!

Theile mir Deine Bemerkungen über Beide mit, Du weißt, welchen Theil ich an dem Mädchen nehme.

Marie, so begann der Alte, gleicht einer erst am Frühmorgen sich geöffneten Knospe — zum Erstenmal die warme Sonnengluth fühlend, öffnet sie in ihrem Entzücken der Strahlenden ihren Kelch und ahnet nicht, daß ihre Gluth sie versengen wird. Casimir — ich weiß nicht, weshalb ich den Mann hassen und doch lieben muß, ein Engel und ein Teufel sind in ihm vereinigt; sein Geschick hängt davon ab, wer die höhere Gewalt über ihn gewinnen wird.

Hoffst Du nicht, daß Liebe dem Engel die Macht geben wird?

Nein, Königin! Seine Liebe hat, wie sein ganzes Wesen, auch zweierlei Naturen. — Hütet Euch vor ihm! —

Ich fürchte, Du hast Recht, Demeter, erwiderte sie, mir ist es in seiner Nähe immer unheimlich: seine oft so stieren, oft so sanften Blicke, seine bald melodischen, bald stürmischen Reden, das Unstäte in seinem ganzen Wesen lassen mich kein Zutrauen zu dem Manne fassen, der doch so treu an mir zu hängen scheint. Wenn er noch so offen spricht, so blickt doch etwas Verstecktes, Lauerndes hindurch: er erscheint mir dann immer als ein Mann, der mit sich nicht einig und im steten Zwiespalt ist.

Ihr beurtheilt ihn richtig, Königin! nahm der Alte das Wort, seid nie freundlich, nur ernst, seid nie Hedwig die Liebenswürdige, seid stets in seiner Gegenwart die Königin.

Hedwig versprach, seinen Rath zu befolgen und verfügte sich bald darauf nach dem Franciscanerkloster, wohin sie den Herzog beschieden hatte. Sie ging traurig gestimmt dahin. Der kommende Tag sollte über ihr Schicksal entscheiden, und wie leicht konnte es sein, daß diese Zusammenkunft die letzte war, die sie mit dem Herzog haben würde. Sie ver-

suchte auch heute ihn zu bewegen, seinen Entschluß zu ändern und seinen in der Uebereilung gethanen Schwur zurückzunehmen; aber er blieb beharrlich und schien selbst bei weiterem Dringen in ihn unmuthig zu werden. Vergebens wendete Hedwig Bitten und Thränen an, ihn zu vermögen: nichts half. In Hedwigs Brust stiegen zum Erstenmal Zweifel an seiner uneigennützigen Liebe auf und sie gedachte der Worte des Harfners. Doch sein edles Ansehn, seine freundlichen, herzlichen Worte, sein biederes, offnes Wesen verscheuchten bald jeden Zweifel an sein Herz. Traurig trennte sie sich von ihm, traurig, als sei es das Letztemal. das sie ihn sähe.

Als die Königin aus dem Kloster in das Schloß zurückgekehrt war, begab sich Casimir zu dem Kastellan. Ihr habt mich zu sprechen verlangt, was ist Euer Begehr? fragte er.

Morgen ist, wie Du weißt, der Tag, der über Polens Thron entscheiden wird, sagte der Kastellan ernst, und ich hoffe, morgen wirst Du klüger handeln, als Du es heute gethan. Siehst Du nicht, kurzsichtiger Jüngling, das jede Hoffnung für den Herzog von Oestreich verschwunden, daß jedes längere Widerstreben nutzlos und thörigt ist, das Du ganz gegen Deinen Vortheil handelst, wenn Du länger der Verfechter der anmaßenden Rechte des Herzogs bist? — Außer einer bedeutenden Summe Geldes läßt Dir Jagiello noch die Kastellanei von Plozk anbieten; auch hat mir sein Gesandter versichert, daß ich ihn nicht abgeneigt finden würde, Dir Deiner Geburt und Gestalt, wie Deines Reichthums wegen eine der Töchter seines Ohms Keystud zum Weibe zu geben. Bedenke dies Alles und tritt heute an meine Seite. — Ich bedarf zwar keiner Stimmen und keines Armes mehr, um meinen Willen durchzusetzen, aber der Glanz meines Geschlechtes liegt mir am Herzen —

Daß Ihr mich erst als Spion zu der Königin schicktet, fiel ihm Casimir in die Rede, und nun mich zum Verräther an meiner Herrin machen wollt, Ohm! das ist ein Glanz der Hölle, den Ihr über unser Geschlecht verbreiten wollt, solcher verdunkelt den, welchen unsre Ahnen sich redlich erworben; ich mag ihn nicht. Ihr verbergt Eure Rache an Ludwigs Tochter unter dem Mantel der Vaterlandsliebe, Ihr scharrt die Schätze Jagiello's für Euch zusammen und verkauft Thron und Königin an einen Heiden für Unzen Goldes und schimmernde Juwelen. Ihr holt aus der Hölle den Brand, mit dem Ihr Euer Haus erleuchten wollt und zündet es an, daß es in Staub vergeht, und so steht Ihr vor mir Ohm, klein und erbärmlich!

Neffe! fuhr der Kastellan auf und griff nach seinem Schwert.

Zieht nur, zieht! das meinige bleibt nicht in seiner Scheide zurück. Morgen blitzt es gewiß dem Euren gegenüber und es trifft, und wär' es meines Vaters Bruder!

Der Kastellan schien es nicht aufs Aeußerste treiben zu wollen, er

lächelte bei Casimirs unüberlegten Worten und versuchte gegen ihn eine andere Waffe als das Schwert. Hast Du die Ueberzeugung, Casimir, daß Du recht handelst, wenn Du der Königin thörigten Willen bis auf den letzten Augenblick vertheidigst, so muß ich das freilich achten, für so unweise ich es auch halte, hub er jetzt in gemäßigterem Tone an — ist es reifliche Ueberlegung, welche Dich auf Abwege führt, so thust Du mir leid; ist es aber eine thörigte Leidenschaft, hast Du Dich, statt mit ihr zu tändeln, in das Netz dieser Ungarin fangen lassen, und treibt Dich diese unkluge Neigung zu Deinen thörigten Handeln, so bemitleide ich Dich. Die arme Marie Botkarey ist nicht werth, in das Haus der Kurozwokys eingeführt zu werden. —

Sie ist ein edles, ehrenwerthes Mädchen, sagte Casimir, durch diese Aeußerung beleidigt, und wohl meiner Liebe werth, wenn mein Herz Liebe für sie fühlte.

Da sah ihm bei diesen Worten der Kastellan scharf ins Auge. — Also sie ist es nicht, die Dich bethört, sprach er, den Blick nicht von ihm wendend — dann bist Du ja ein Heuchler, der das edle, ehrenwerthe Mädchen, wie Du sie nanntest, betrügt, dann grenzt Deine Thorheit an Wahnsinn, dann — liebst Du die Königin! —

Finster sah Casimir auf den Kastellan und schwieg. Also aus diesem Quell sprudelt Dein Eifer? — Und doch — auch hier bist Du ein Thor. Du wirbst für den schönen, edlen Herzog von Oestreich, bei dem Großfürsten hättest Du mehr Aussicht zu gewinnen.

Casimir, der nur einen Augenblick die Fassung verloren hatte, erwiderte jetzt lächelnd: Ihr seht Ohm, wie Eure Weisheit Euch irre führt; wär' ich ein Thor und liebte die Königin, würde ich wahrlich nicht so gegen meinen Vortheil handeln. Lernt mich besser verstehn und urtheilt nicht so rasch; auch der sicherste Schütze fehlt zuweilen. Gute Nacht! Er entfernte sich.

Am andern Morgen versammelten sich die Bischöfe und der Adel in dem großen Thronsaale des Schlosses, der auf Befehl des Kastellans zu dieser Feierlichkeit bestmöglichst ausgeschmückt war. In der Mitte stand, wie immer, der alte Thron der Piasten, dem Aeußeren nach unscheinbar, denn er war einfach und ohne alle Verzierung, nur aus Eichenholz, das die Würmer schon durchnagt hatten, geschnitzt, aber die Zeit machte ihn ehrwürdig, und die Erinnerung gab ihm Glanz. Wie viel Könige hatten seit dem ersten Piasten bis zu Hedwig auf ihm gesessen, wie viel Wohl und Wehe war von ihm aus über Polen gegangen! — Nur sein Himmel war prachtvoll, als ob auch hier das vergänglich Irdische elend gegen das Himmlische erscheinen sollte, denn er war aus Goldstoff, reich mit Perlen durchstickt und ein Adler breitete über ihn seine Flügel. Die Wände hatte

der Kastellan mit gewürkten Tapeten behängen lassen, und die auf beiden Seiten in mehreren Reihen amphitheatralisch stehenden Bänke der Bischöfe, die dicht neben dem Throne standen, schmückten violett gewürkte Decken.

Allmälig füllte sich der Saal; die von der Partei der Königin setzten sich auf die Reihe dem heute ledig stehenden Throne zur Rechten, die Bänke dem Throne gegenüber besetzten die Anhänger des Herzogs von Masovien, was für den Großfürsten zu stimmen gesonnen war, setzte sich zur Linken des Thrones. Griewos von Dalewycz nahm, trotz der Unterredung mit dem Kastellan, seinen Platz an der Spitze der königlichen Partei wieder, dicht neben ihm sah man Casimir von Kurozwecky.

Sobald jeder der Eintretenden bis in die Mitte des Saales kam, neigte er sich ehrerbietig vor dem ledig stehenden Thron, begrüßte die zu beiden Seiten Versammelten und nahm dann seinen Platz ein, den er nicht wieder verließ. Dadurch gewann das Ganze etwas Feierliches, Niemand redete, stumm war jede Begrüßung, nur die Fußtritte auf den großen Steinplatten und das Klirren der Sporen unterbrach zuweilen die Stille.

Noch waren die Bänke der Bischöfe leer, da die Bänke des Adels, besonders die zur Linken des Thrones, schon fast alle besetzt waren. Endlich kamen auch sie alle zugleich, den Erzbischof von Gnesen an der Spitze, gingen, ohne zu grüßen, langsamen Schrittes durch die Reihen des Adels und erst bei ihren Sitzen angekommen, machten sie eine kaum bemerkbare Kniebeugung gegen den leer stehenden Thron. Als auch sie jetzt Platz genommen, überflog der Marschall die Reihen der Starosten, und als er fand, daß sie alle versammelt waren, befahl er, die Thüren zu schließen und Niemanden einzulassen. Hierauf trat er vor den Erzbischof von Gnesen, neigte seinen Stab vor ihm und nahm seinen Platz dem Throne gegenüber ein.

Jetzt erhob sich der Erzbischof von seinem Sitze, und Geistlichkeit und Adel thaten ein Gleiches, und als er ein kurzes Gebet zu sprechen begann, entblößten die Starosten ihre Häupter, falteten ihre Hände und beteten leise mit. Hierauf rief der Erzbischof mit lauter Stimme: Der Herr segne Euch zu Eurem Vorhaben und gebe Euch Weisheit, das Rechte zu erkennen! Seine fromme Hand theilte den Segen aus, und dann trat er, den Rücken nach dem Throne gewendet, einige Schritte vor.

Euch, Ihr hier versammelten Bischöfe, Starosten, Woiwoden und Ihr vom Adel des Königreichs Polen, Euch vermahn' ich zu Fried' und Eintracht. Das, was wir beschließen wollen, ist wichtig für Euch, für unser Land, höchst wichtig für unsern heiligen Glauben.

Schwert und Scepter dieses schönen Landes liegen jetzt in der Hand einer Jungfrau, welche bisher das Scepter, mit hoher Weisheit und Gerechtigkeit führte, das Schwert aber klüglich in der Scheide ruhen ließ. Mit Treue und Liebe hängen wir an unserer edlen Königin, deren Thun und

Wandel allen Königinnen der Erde ein hohes Vorbild ist, deren Schönheit und Liebreiz alles Irdische überstrahlt; und Polen findet sich glücklich unter ihrem Scepter; aber es bedarf auch eines kräftigen Arms, das Schwert zu führen und die Feinde von seinen Grenzen abzuwehren, und auch die Jungfrau bedarf nach göttlicher und menschlicher Vorschrift eines Mannes. Vier Fürsten haben sich um sie und um die Krone beworben. Einer von ihnen, der Herzog von Oppeln, ist zurückgetreten, da er keine Stimme fand, die für ihn sprach. Es sind also noch drei vorhanden: die Herzöge von Oestreich und Masovien und der Großfürst von Lithauen. Für Ersteren spricht die frühere Verlöbniß mit der Königin, für den zweiten, daß er ein Eingeborner und aus dem alten Geschlecht unsrer Könige stammt, für den Dritten das Wohl des Landes und Gott selbst. Bedenkt dies; bedenkt aber auch, daß es mehr unsere Pflicht ist, Polen einen König, wie es ihn bedarf, als der Königin einen Gemahl nach ihrem Wunsch zu wählen; bedenkt die Millionen heidnischer Seelen, welche sich nach der heiligen Taufe sehnen.

Was brauchen sie auf die Krönung ihres Großfürsten zu warten, um ihre Sehnsucht zu stillen, unterbrach Casim r den Erzbischof, es giebt zur Taufe Wasser genug in Lithauen, was brauchen sie es erst in Polen holen zu wollen. — Aber der allgemeine stürmische Ruf, daß er schweigen möge, ließ ihn nicht weiter reden.

Der Bischof hatte einen zornigen Blick auf den jungen Mann geworfen, der wie ein kühner Athlet stolz und kampflustig dastand; doch der furchtbare Blick entmuthigte ihn nicht. Er mußte zwar schweigen, aber seine Haltung zeigte nur zu gut, daß die Königin an ihm einen rüstigen Vertheidiger haben würde. Der Erzbischof fuhr, da es wieder ruhig geworden war, fort:

Ja, bedenkt die Millionen Seelen, die durch die Wahl Jagiello's in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückgeführt werden. Bedenkt die Macht Lithauens, dieser starken Vormauer gegen das unbändige Volk der Moskowiten, bedenkt, daß der Großfürst seine Schätze und Macht zur Eroberung der vom Lande abgerissenen Provinzen verwenden will, und hat Euch Eure Weisheit gezeigt, welcher Nutzen dem Vaterlande aus dieser Vereinigung wird, so fühlt auch als gute Christen, welchen Lohn Ihr Euch dereinst erwerben werdet, habt Ihr solch frommes Werk befördert; fühlt aber auch, welche Verantwortung Ihr übernehmt, hindert Ihr es. Dort wird Euch der Segen der Kirche, hier ihr Fluch! Ich und alle Bischöfe, sprach er dann, seine Rechte emporstreckend, wir stimmen für Jagiello von Lithauen.

Auch wir! riefen der Kastellan von Krakau und seine Partei. Bei diesem Rufe erhob sich plötzlich der Adel von Masovien und schloß sich der Partei des Herzogs von Oestreich an, die jetzt mit lauter Stimme rief: Der Herzog von Oestreich sei unser König!

Da trat, ehe noch der Tumult größer, die Säbel gezückt wurden, Gnievos von Dalewycz vor und wendete sich an die Seinen: Ihr lieben Freunde, sprach er zu ihnen, Ihr wißt, wie treu ich dem Herzog anhänge, wie sehr ich die Wünsche der Königin zu erfüllen mich bestrebt habe; deshalb kann wohl keiner unter Euch zweifeln, daß ich mich der Wahl des Großfürsten bis zum letzten Augenblick mit festem Willen entgegensetzen würde, so lange ich irgend eine Hoffnung nähren könnte. Blickt aber hinüber nach unsern Gegnern, seht ihre Anzahl durch die frommen Bischöfe so sehr verstärkt, blickt auf unser Häuflein, immer noch klein, obgleich die Freunde von Masovien zu uns getreten sind, und jedes ruhige Gemüth wird leicht einsehen können, daß für uns nichts mehr zu hoffen ist. Wer daher sein Vaterland wahrhaft liebt, wer es vor Zwietracht und inneren Unruhen, die es schon so oft zerrissen haben, schützen will, der folge meinem Beispiele. Dies sagend, trat er mit Mehreren hinüber zu der Partei Jagiello's.

Und blieb' ich allein, und müßte ich unter Eurer Aller Schwertern verbluten, rief jetzt, keck hervortretend, Casimir, so ruf' ich doch, trotz den Verräthern, mit lauter Stimme: Es lebe Herzog Wilhelm von Oestreich, der Verlobte der Königin! Bei diesen Worten zog er sein Schwert und und schwang es drohend und herausfordernd über seinem Haupte; die der Königin treu Gebliebenen thaten ein Gleiches. Auch die andere Partei machte sich mit blanker Waffe zum Angriff bereit und beide Theile drangen so wüthend auf einander, daß der Erzbischof, ein Cruzifix erfassend, sich kaum noch zwischen die Wüthenden werfen konnte.

In diesem Augenblick wurden die Thüren des Saales geöffnet und Hedwig, von ihren Frauen begleitet, die Krone auf ihrem Haupte, trat unerwartet ein, stutzte einen Augenblick beim Anblick der gezogenen Schwerter — schritt aber dann mit königlicher Würde auf die Streitenden zu, die bei ihrem Erscheinen die Schwerter senkten, ehrfurchtsvoll Platz machten, und als die Königin den Thron bestieg, die Säbel in ihre Scheiden warfen.

Als sie Platz genommen, jeder das Knie ehrfurchtsvoll vor ihr gebeugt und eine feierliche Stille im Saale herrschte, erhob sie sich vom Throne.

Bischöfe und edle Herren des Polenlandes! redete sie die Versammlung an, den Zweck Eures Hierseins kennend, hab' ich mich unaufgefordert in Eure Mitte begeben, und Ihr habt mich mit dem Schwert in der Hand begrüßt, mit dem Schwert in der Hand habt Ihr über das Schicksal Eurer Königin beschließen wollen. Ihr wollt König Ludwig, meinem edlen Vater, ein Recht entziehen, das jeder unter Euch in seinem Hause übt, das Recht, über die Hand seiner Tochter zu bestimmen, Ihr wollt mir, Eurer Königin, verweigern, was kein weiser Vater seiner Tochter verweigert, der Wahl ihres Herzens zu folgen, wenn sie ehrenvoll und ebenbürdig ist. Hab' ich, als Ihr mir diese Krone anbotet, als Iht sie mir

aufsetztet, Erzbischof von Gnesen, hab' ich gelobt, den Gatten aus Eurer Hand zu empfangen? Hab' ich gelobt, meinen Willen dem Euren unterzuordnen, die Neigung meines Herzens Euren Launen zu opfern?

Des Landes Bestes zu fördern, nahm der Kastellan von Krakau schnell das Wort, als eben die Königin, mit raschem Blick die Versammlung überschauend, einen Augenblick schwieg Und des Landes Wohl verlangt, daß ein Mann auf diesem Throne sitze, der des Thrones würdig ist und zum Heil des Landes den Scepter führen kann.

Und erfüllt ein Herzog von Oestreich nicht das, was Ihr verlangt? nahm die Königin das Wort und ihr sonst so heiteres Antlitz umdüsterte sich. —

Nein! erwiderte keck der Kastellan, die Kraft des Einzelnen vermag wenig, wenn die Macht sie nicht unterstützt. Der Herzog von Oestreich taugt nicht für dieses Land, wir wollen ihn nicht zu unserm König, er ist unsern Sitten fremd und wir sind keine deutschen knechtischen Vasallen.

Ueberdies, fiel der Erzbischof von Gnesen, die Heftigkeit des Kastellan fürchtend, diesem in die Rede, bitt' ich die von uns Allen so hoch verehrte, geliebte Königin, zu bedenken, daß ihr frommes Gemüth Euch schon allein bestimmen müßte, ihr Herz den Eindrücken irdischer, sinnlicher Liebe zu verschließen und es nur der ewigen Liebe zu öffnen. Wer von allen Fürsten der Erde kann sich rühmen, der von Gott Erkorne zu sein, durch dessen Hand Millionen Ungläubige in die Kirche Christi eingeführt werden sollen? Welches kleinen irdischen Opfers bedarf es, um die herrlichste Glorie des Himmels sich zu erwerben? —

Vor Gott hab' ich mich dem Herzog von Oestreich feierlich verlobt. Muß ich meinen Eid nicht halten, Erzbischof? fragte Hedwig den Hirten, dem es nicht um sie, dem es nur um die verlornen Schaafe zu thun war.

Den Eid müßt Ihr halten, Königin! so lange der heilige Vater Euch nicht dessen entbindet, erwiderte der Erzbischof — Und da er mir Vollmacht ertheilt, es zu thun, so entbinde ich Euch hiermit des feierlich gethanen Gelübdes, dem Herzog Wilhelm von Oestreich Eure Hand zu reichen.

Dies hatte die Königin nicht erwartet, es überraschte sie; doch faßte sie sich schnell. Entbindet mich auch Euer Wort, so mag ich ein Band nicht zerreißen, das ich feierlich knüpfte, sprach sie mit Festigkeit. Darum beantwortet mir, Prälaten und Edle, jedoch mit der Ruhe, welche meine Gegenwart erheischt, die Frage: Wollt ihr mich zwingen, den Großfürsten von Lithauen zu ehelichen? Die Bischöfe und die von des Großfürsten Partei sprachen ein lautes, stürmisches Ja! Die auf der Seite der Königin waren, riefen: Eure Wahl sei frei!

So wie ich sehe, finde ich in dieser Versammlung nur wenige Freunde, viele dagegen, die ich meine Feinde zu nennen ein Recht hätte. Die Mehrzahl ist wider mich, die geringere sehe ich kampflustig vor mir, und so

würde Blut fließen und das will ich nicht. Ich habe das Wohl des Landes zu fördern geschworen und ich will meinen Schwur redlich halten, will Zwist und Blutvergießen hindern und mich in den Willen der Mehrzahl fügen.

Ihr wolltet? rief der Erzbischof von Gnesen; Ihr wolltet? hallte es im verschiedenen Ton und Ausdruck durch den weiten Raum des Saales. Alles gerieth in Bewegung und Casimirs Hand fuhr nach der Wehr.

Ich will es! sagte Hedwig, und ernst und würdevoll stand die funfzehnjährige Königin im Kreise der tobenden Menge, und ihren Arm gegen die Versammlung streckend, gebot sie Ruhe. Und alsbald ward es still um sie, als stände sie im heiligen Gotteshause vor der Gruft der Könige.

Ihr wollt mich zwingen einen Gatten zu wählen, den ich nicht kenne, begann sie jetzt, einem Verlobten zu entsagen, dem ich mein Herz geschenkt. — Wer das von mir fordert, liebt mich nicht, auch mir kann er nicht werth sein. Ich habe mich nicht um Eure Krone beworben, habe mich nicht beeilt, sie zu empfangen und mag sie, die solches Opfer von mir verlangt, und mich jetzt schon sehr drückt, nicht länger tragen. Nehmt sie aus meiner Hand zurück und laßt mich nach meinem Vaterlande ziehen. Bei diesen Worten nahm sie die Krone von ihrem Haupte und legte sie auf den Thron nieder.

Als sei aus wolkenlosem Himmel ein Blitzstrahl niedergefahren, so erschrocken, so überrascht, so betäubt standen die Versammelten vor ihrer Königin; aber kaum war der Augenblick der Ueberraschung vorüber, als der Donner dem Blitze folgte und die Versammelten unter lautem Toben nach dem Throne stürzten, Mehrere auf ihre Knie sinkend, Andere ihrem Gegnern mit gezückten Schwertern drohend, laut riefen: Es lebe Hedwig, Polens Königin! Andere, unter denen der Kastellan von Krakau, standen schweigend und finster in der Entfernung, das Ende der Begebenheit abwartend; Hedwig aber blieb ruhig und freundlich lächelnd bei dem Toben der Menge, kein schmerzlicher, kein wehmüthiger Blick zeigte, daß es ihr schwer werde, einer Krone zu entsagen. Ja! rief sie, als der Tumult immer stärker wurde und man einen dichten, undurchdringlichen Kreis um sie schloß, als ob man sie auf dem Thron zu bleiben zwingen wollte — Ja — dort liegt die Krone, nehmt sie, setzt sie dem Großfürsten von Lithauen auf das Haupt, laßt den Thron der Piasten von einem Heiden besteigen, der nicht Christi, nur des Thrones wegen, den Irrglauben seiner Väter abschwören will. Setzt den Feind Polens auf Polens Thron und zeigt damit der Welt, daß Ihr zu schwach waret den Heiden zu bekämpfen und Euch lieber demüthigend unter das Joch des Lithauers beugt. Laßt mich aus Eurer Mitte gehen, für Hedwig von Ungarn werdet Ihr wohl so viel Achtung haben, sie ungehindert ziehen zu lassen. Macht mir Platz! sagte sie dann, als der Kreis immer dichter um sie wurde.

Aber der Kreis schloß sich immer enger. Laut rief die Versammlung:

Es lebe Hedwig, Polens Königin! — Wozu dieser Ruf? — Soll ich Eure Königin sein, so ehrt meinen königlichen Willen! sagte sie fast zürnend; doch sie hörten nicht auf ihre Stimme und riefen immer lauter. Nur der Castellan mit wenigen seiner Freunde blieb immer noch ruhig von ferne stehen und mischte sich nicht unter die, welche die Königin nöthigen wollten, die Krone wieder aufsetzten. Da drängte sich der Erzbischof durch die Menge und trat, das Cruzifix in der Hand, vor Hedwig.

Erhabene Frau, edle Königin! redete er sie an. Ich und wir Alle müssen Euch Bewundrung zollen, daß Ihr, so jung noch an Jahren, doch schon so kräftig in Eurem Entschlusse seid und eine Krone ablegt, als sei sie ein verwelkter Kranz; aber erinnern muß ich Euch auch, daß Gott sie Euch gab und er Euch gebot, sie, so lang es seine Weisheit erheischt, zu seiner Ehre zu tragen. Seht hier den Gekreuzigten! er hielt ihr das Cruzifix vor. Er trug mit Hingebung die Dornenkrone, die sein göttliches Haupt blutig stach: er, der König des Himmels, ist den Königen der Erde ein hohes Vorbild. Auch sie müssen die Krone tragen und wenn sie noch so sehr drückt und schmerzt. Deshalb habt Ihr kein Recht, sie, die Gott Euch durch mich gab, niederzulegen: erlaubt, daß ich zum Zweitenmal Euer Haupt damit schmücke.

Nein, ehrwürdiger Herr! entgegnete die Königin mit lauter Stimme, ich nehme sie nicht. Sie ist kein Schmuck mehr für mich. Beraubt sie ihrer schönsten Zier, der blitzenden Juwelen, und sie wird unscheinbar und werthlos; nehmt ihr die Macht, und sie hat für das ehrgeizigste Herz keinen Reiz mehr!

Aber bedenkt! nahm der Erzbischof das Wort —

Ja, bedenkt! fiel ihm Hedwig plötzlich in die Rede, ja bedenkt Ihr nur, die Ihr mir einen Gatten aufbringen wollet, was Ihr thut. Zwei Tage geb' ich Euch Zeit, sagte sie dann nach kurzem Sinnen. Beharrt Ihr dann noch auf Eurem Entschluß, so beharr' ich auch auf dem meinigen. Bis dahin will ich noch Eure Königin bleiben. Ohne sich an das Murren der Menge zu kehren, fuhr sie im gebieterischen Tone fort; Nun macht Platz und gönnt mir wenigstens die Freiheit, mich in mein Zimmer begeben zu können. Sie schritt, die Krone zurücklassend, die Stufen des Thrones hinab, der Kreis öffnete sich, und nicht mehr lächelnd, ernst und feierlich schritt sie hindurch und verließ die Versammlung.

Aber ihre Mahnung, sich zu bedenken, fruchtete wenig. Der tückische Kastellan, der selbst die Geistlichkeit und den Erzbischof wanken sah, setzte Alles daran, daß Jagiello gewählt werde, und es gelang ihm endlich. Die Partei der Königin verließ unter Drohungen den Saal und Wlodko von Ogrodzyniecz, Christinus von Ostrow und Hinzo von Roskowiecz wurden beauftragt, nach Lithauen zu gehen und den Großfürsten einzuladen, sich schleunigst nach Krakau zu begeben.

Durch Casimir von dem unterrichtet, was sich nach ihrer Entfernung zugetragen habe, begab sich die Königin sogleich nach dem Franciscanerkloster, und während sie nach dem Herzog sandte und ihn bitten ließ, daß er sich schleunigst einstellen möchte, ließ sie den alten ehrwürdigen Prior rufen, verschloß sich mit ihm in seiner Zelle und trat bald, jedoch traurig gestimmt, wieder heraus: sie schien heute mit dem frommen Manne nicht zufrieden zu sein.

Als der Herzog von Oestreich kam, blieb sie mit ihm allein und benachrichtigte ihn von dem Vorgefallenen. Doch als sie auf den Moment kam, wo sie die Krone niedergelegt, unterbrach sie der Herzog mit den Worten: Das hättest Du nicht thun sollen, Hedwig!

Nicht? fuhr sie heftig auf und ihr Auge ruhte auf dem Mann ihrer Wahl.

Warum nicht? — Erst ohne Krone auf dem Haupte bin ich frei und darf mit Dir in Deine Heimath ziehen: da tritt kein Erzbischof mir in den Weg, da gibt es keine Woiwoden und Starosten, die sich dem Wunsche meines Herzens entgegenstemmen, da bin ich als Erzherzogin von Oestreich so glücklich, wie ich es als Königin von Polen nicht sein könnte.

Hedwig! nahm der Herzog das Wort, und schon in dem Ton seiner Stimme lag so viel Biederes, so viel Wahrheit, daß Hedwig der Redlichkeit seiner Worte wohl hatte vertrauen können. Du willst mir eine Krone opfern? — Ich bin solch ein Opfer nicht werth. Ich kann es nicht annehmen, dazu lieb' ich Dich zu sehr und kenne meine Pflicht, kenne auch mich zu gut. Hedwig, würde auch meine Eitelkeit sich bei dem Gedanken geschmeichelt fühlen: sie hat deinetwegen einer Krone entsagt, so würde doch mein Ehrgefühl zürnen, daß ich solch Opfer annahm. Dir, Du Herrliche, Dir gebührt mehr als Polens Krone, Dir gebührt die schönste Krone der Welt, der Dich so unaussprechlich liebt, sollte sie Dir rauben? Nein, Hedwig, das thu' ich nimmermehr! —

Hat mein Besitz so wenig Werth für Dich? fragte sie, nun wohl in etwas gekränkt.

Er ist mir das Höchste der Welt, kann ich ihn ehrenvoll erlangen. Er ist mir, was dem Adler die Sonne: aufwärts nach ihr schwingt er sein Gefieder, nur nach Dir ist mein höchstes Streben!

Also mein Besitz ist Dir das Höchste? fragte sie noch einmal.

Ja, beim allmächtigen Gott! das Höchste ist er mir!

Willst Du für ihn ein Abenteuer wagen? —

Mit Freuden tausend!

So folge heute Abend Demeter, den ich zu Dir schicken werde, sprach sie, und als sein Haupt bejahend nickte, blickte sie, von Liebe erglüht, au ihm auf, sank an seine Brust und überließ sich ganz dem Gefühl ihrer unaussprechlichen Liebe. Plötzlich aber wand sie sich aus seinen Armen. Die Zeit ist kurz, wir müssen uns trennen, auf baldiges Wiedersehen! rief

sie, entfernte sich schnell und ließ den Herzog erstaunt und erwartungsvoll zurück.

Casimir war der Königin heute nicht nach dem Kloster gefolgt: er saß auf seinem Zimmer im Schlosse im tiefen Schmerz versunken, als ein alter Mönch zu ihm eintrat, bei dessen Anblick der Jüngling rasch von seinem Sitze auffuhr und den Greis in seine Arme schloß. Wie kommt Ihr nach Krakau, ehrwürdiger Vater? rief er, dem Mönche mehremal die Hand küssend. Was führt Euch zu mir in der Zeit der Noth? Ist es ein Engel Gottes, der Euch mir sandte?

Es ist Dein Ohm, der Kastellan! Vielleicht auch jetzt dein warnender Engel, erwiderte der Mönch, während Casimir ungläubig den Kopf schüttelte. Du theilst mit ihm nicht gleiche Ansicht, fuhr der Mönch fort, er stimmt für den Großfürsten, Du für den Herzog von Oestreich; wer von Euch beiden das Rechte erwählt hat, weiß ich nicht, kümmre mich auch nicht darum und bleibe, wie immer, den Welthändeln fremd. Aber was ich noch von ihm über Dich hörte, betrübt und bekümmert mich, denn es trifft Dein Herz, das von früher Jugend an meiner Leitung anvertraut war und das ich, wie ich sehe, so wenig, wie Dein heftiges Gemüth, vor Thorheiten bewahren konnte. Seit den drei Tagen, daß ich hier bin —

Schon drei Tage waret Ihr hier und ich sehe Euch erst heute? —

Ja mein Sohn, in den drei Tagen habe ich Dich aus der Ferne beobachtet und gefunden, daß des Kastellans Scharfblick nicht falsch sah. Du liebst! —

Ja Vater!

Du liebst ein schönes Mädchen, ganz Deiner würdig: sie ist edel und tugendsam und ihre Neigung zu Dir ist so stark, daß sie ihr den Himmel oder die Hölle öffnen wird.

Ihr meint?

Marie Botkarey!

Ihr irrt, Vater!

Gebe Gott, daß ich nicht irre; doch ich kenne Dich besser, als Du Dich selbst. — Du meinst, fuhr er, einen mitleidigen Blick auf seinen Zögling werfend, fort, Du liebest die Königin? — Thor! wohin verlockte Deine Eitelkeit? Kniee anbetend vor dieser Himmlischen nieder, aber wage nicht, Deine unheiligen Wünsche zu ihr zu erheben. Folge lieber Deinem Herzen, als Deinen trunkenen Sinnen.

Ist der Mensch immer Herr seines Herzens? sagte Casimir zerknirscht, denn der Pater Johannes, sein alter treuer Lehrer, sein zweiter Vater, zürnte mit ihm. Casimir! nahm der Mönch das Wort, der edle Mann weiß sein Herz zu verschließen, wenn es ihn zu einer schlechten That verlocken will.

Vater! unterbrach ihn der Jüngling heftig.

Du kennst mich, fuhr jener ruhig fort, ich nenne jedes Ding bei seinem

Namen und versüße meine Arzeneien nicht, deshalb höre mir ruhig zu. Du handelst schlecht an Marie, Du willst sie täuschen und täuschest Dich selbst, denn ihr gehört Dein Herz; was Dich nach der Königin zieht, ist Sinnlichkeit! —

Es kann sein! sagte Casimir nach einer langen Pause, während welcher er über sich nachgedacht haben mochte, es kann sein, daß Ihr recht habt, daß ich Neigung für Marie fühle: es kann wahr sein, daß meine Sinne allein mich zu den Füßen der Königin locken; aber auch ein Höheres zieht mich zu der Krone der Frauen, ein Etwas, daß ich mir selbst nicht zu enträthseln vermag. Nennt es Bewundrung, Verehrung, Anbetung, ich weiß es selbst nicht, was es ist. Ein Kuß von ihren Lippen, mein kühnstes Begehren, würde mich zum Glücklichsten der Erde machen, und doch, sollte auch der Schmerz jede meiner Adern darüber zersprengen, mein Herz darüber brechen, könnte ich sie doch dem Herzoge von Oestreich zum Traualtar entgegen führen, denn nur ihr Glück will ich, ihm opfr' ich freudig das meine.

Ein sanftes Lächeln umzog die bleichen Lippen des Mönches. Gottlob! ein Bösewicht bist Du nicht, sprach er, die Hand traulich auf Casimirs Schuldern legend — aber ein Wahnsinniger bist Du, den Schwärmerei dem Abgrund nahe bringt, in den er stürzen wird, wenn sich ihm nicht bald eine rettende Hand bietet. Höre mich an, Casimir! Höre auf meine Worte.

In diesem Augenblick störte sie ein Diener, der den Jüngling entbot, sogleich zur Königin zu kommen. Ohne auf des frommen Mönches weise Lehren zu achten, verließ er eilig das Gemach.

Ehe noch Casimir zu seiner Herrin berufen worden war, hatte sie nach dem Harfner geschickt. Er trat mit flammenden, doch freundlichen Augen bei ihr ein und weckte sie aus sonderbaren, finsteren Träumen.

Demeter! redete sie ihn an, gut, daß Du kommst, ich bedarf Deines Rathes. Du findest mich in einer trüben Stimmung, in einer verhängnißvollen Stunde. Mein Geist ist mit düstern Bildern beschäftigt und die Hoffnung, so sehr ich sie auch herbei rufe, kann sie mir nicht freundlich erhellen. Mir ist's, sprach sie und noch standen die Schattenbilder ihrer erhitzten Phantasie vor ihr, mir ist's, als schritt ein finsterer Geist durch dieses alte Schloß, als folgten seinem hohlen Tritt all' meine Freuden, als wickelte er in seinen Nebelmantel, dieses luftige Leichentuch, jene Träum' aus meiner Frühlingszeit und nähme sie mit sich in sein finstres Grab. Ich höre, wie er hinter mir geschlichen kommt, ich fühle seinen eisigen Hauch, und dann ist's mir, als wollte er seinen Mantel auch über mich breiten, und die Wonne, all' mein geträumtes Glück, die Hoffnung selbst nimmt er mit sich; mir läßt er nichts als eine finstre, freudenlose Zukunft.

Faßt Euch, Herrin, fasset Muth!

Glaubst Du, der Muth gebräche mir? — Wahrlich nein! — Wär' ich entmuthigt, beugt' ich mich vor meines Schicksals Macht. — Das thu' ich nicht. Ich kämpfe, so lange ich kann, um meinen freien Willen, um des Herzens Traumglück, und ist's Unmöglichkeit, es zu erringen, dann faß' ich kühn die Zügel jener wilden Rosse, die mich auf rauher Bahn zum Ziele führen sollen und lenke sie mit Ruhe und Kraft. — Sie sollen mich nicht zwingen, den Weg zu gehen, den sie mir vorgeschrieben, und rieth mir die Klugheit, ihn zu gehen, setzte sie ernst hinzu, so sei's freiwillig!

Versteh' ich Euch recht?

Ich glaube. — Mißglückt auch das letzte Wagniß, dann verschließ' ich dieses Herz der Liebe, denn er will mein Entsagen nicht, opfere die Hoffnung, ihre Sehnsucht, ihre Kränze meinem Volk und weihe mich für dieses — dem Unglück! —

Ich sehe, die Krone hat sich zu fest in Eure Stirn gedrückt, um sie leichtsinnig wegzuwerfen.

Du irrst! rief sie mit Heftigkeit — ich wollte sie der Liebe opfern, sie nahm das Opfer nicht aus meiner Hand! — Ihre Kniee wankten, indem sie dieses sprach. Sie schmiegte sich erschöpft an die Brust des Greises, der, sie wehmuthsvoll an sich drückend, die zitternde Hand auf ihre Stirn legte. Engel! sprach er tief bewegt, Wesen! zu schön und zu gut für diese Welt, vollbringe Dein Werk und ziehe dann heim in Frieden!

Ich werd' es vollbringen! sagte die Königin und hoher Muth strahlte aus ihrem Auge. O Demeter rief sie dann schmerzhaft, Du hast einen Stachel in dies Herz gedrückt, der den Zwiespalt in ihm erweckt und mir das feste Vertrauen zu seinem liebenden Herzen genommen hat. Ich darf ihm die Krone nicht opfern, und so muß ich sie wohl behalten. Doch ein Ausweg bleibt mir noch. Bringe den Herzog heimlich in's Schloß, und dann hab' ich noch nicht alle Hoffnung verloren. Ich zwinge dann die stolzen Magnaten vielleicht doch noch, ihn als meinen Gemahl zu krönen, und öffne zwischen mir und dem Heiden eine unübersteigliche Kluft.

Königin! errath' ich Eure Absicht? fragte der Harfner besorgt.

Der Priester soll ein Band um uns knüpfen, das keine Versammlung von Wüthenden mit ihrem tollen Ausspruch zerreißen kann. —

Und wenn sie dennoch? —

So ziehe ich von den Ufern der Weichsel mit meinem Gatten an die Donau.

Auch ohne Krone? — Königin! sagte der Alte bewegt, ich fürchte, der Herzog bietet seine Hand nicht zu dem gewagten Spiel, denkt an seinen Schwur! —

Hedwig wurde nachdenkend; sie stand mit gesenktem Haupte vor dem Alten, doch rasch erhob sie es. — Versagt er mir jetzt, da ich noch Königin bin und mit jedem Augenblick, wenn ich will, die Krone wieder auf mein

Haupt setzen kann, mir am Altare die Hand zu reichen, dann ist er meiner Liebe nicht werth, dann gehöre ich ganz meinem Volke.

Geh' zu ihm, fuhr sie ruhiger fort, mach ihn mit Allem bekannt, bestimme ihn, sich unter einer Verkleidung, Dein erfindungsreicher Geist wird schon ein Mittel auffinden, sich in das Schloß zu schleichen, und dann hoff' ich mit Gott, es wird sich Alles zu unserm Besten gestalten.

Mich verläßt die Hoffnung, sagte der Alte traurig.

Kleinmüthiger! zürnte die Königin, begleitet sie Dich nur auf den Schwingungen Deiner Saiten und verläßt sie Dich im wirklichen Leben, dann beklage ich Dich, denn dann ist der Harfner nur glücklich, nicht der Mensch.

Auch ohne daß mich die Hoffnung begleitet, gehe ich, zu thun wie Ihr befohlen, sagte Demeter und ging nach dem Pallast Lobzow zu dem Herzoge.

Er sagte hier diesem unumwunden, was die Königin von ihm verlange, und da er es Hedwig überließ, in Rücksicht der heimlichen Vermählung mit dem Herzog selbst zu sprechen, und diesen Punkt überging, zögerte der Herzog keinen Augenblick, in den Vorschlag Demeters einzugehen, sich als dessen Diener zu verkleiden, die Harfe ihm nachzutragen und sich mit ihm in der Dämmerung in das Schloß zu schleichen, so sehr sich auch der Stolz des Herzogs sträubte, in dieser elenden Verkleidung sich der Gefahr, erkannt zu werden, auszusetzen. Demeter hatte schon deshalb seinen Diener und die Harfe mitgebracht, ein falscher Bart, wie ihn der Diener trug, deckte bald das krause Barthaar des Herzogs, und als es dämmerte, durchschritt dieser, die Harfe am grünen Bande über seine Schulter geworfen, mit Demeter die Straßen nach dem Schlosse. Niemand erkannte ihn.

Sie fanden die Zugbrücke aufgezogen und das Thor geschlossen, und auf Demeters wohlbekannte Stimme, von welchem die Wacht es gewohnt war, daß er oft erst bei Nachtzeit in das Schloß zurückkehrte, wurde die Brücke niedergelassen und die kleine Pforte geöffnet. Der Anführer der Wacht trat heraus, und da er niemand als Demeter und seinen Diener zu erblicken glaubte, brummte er zwar, daß ihn der Alte in seiner Ruhe gestört habe, befahl jedoch, ihn einzulassen. Demeter ging voran, der Herzog folgte; doch die Harfe über die Schulter, ward es ihm schwer, durch die enge Pforte zu kommen: er beschädigte die Harfe und mußte sich deshalb von dem Alten wacker ausschelten lassen, kam jedoch, trotz dieses Aufenthaltes, unerkannt in den Schloßhof und in die große Halle, welche zu dem Rastsaal führte. Hier begegnete ihnen, in dem Augenblick, als Demeter dem Herzog die Harfe abnahm, Casimir, der eben von der Königin zurückkam. Eine brennende Kienfackel, welche die Halle erleuchtete, warf ihr Licht auf des Herzogs Antlitz. Casimir erkannte ihn, ging jedoch schweigend an ihm vorüber, doch schien ihm nun der Königin Verlangen nach einem

Priester klar zu werden. Der Gedanke, der ihn ergriff, durchschauerte ihn: unschlüssig stand er einen Augenblick; doch an das denkend, was er vor kurzem seinem alten Lehrer versichert, ging er mit festem Vorsatz, nur Hedwigs Glück zu befördern, zu dem auf ihn harrenden Mönche zurück.

Die Königin wünscht noch heute ihr beunruhigtes Gemüth Euch auszuschütten und verlangt Euch zu beichten, sagte er diesem beim Eintreten.

Nach mir verlangt sie und zu dieser Stunde? fragte der Mönch erstaunt.

Euch benannte sie nicht, mein Vater, erwiderte Casimir, sie befahl mir, einen Priester zu rufen, dem sie beichten könnte. Thut, was sie von Euch verlangt, ich bitte Euch, thut es meinetwegen.

Der Mönch, immer noch staunend, warf einen durchdringenden Blick auf Casimir und sagte dann: Ich werde zur Königin gehen, Du kannst es ihr berichten. Casimir entfernte sich sogleich.

Der Harfner hatte unter seinem weiten Mantel die Kleidung des Herzogs mit in das Schloß gebracht, so daß dieser auf des Harfners Kammer sich umkleiden konnte, ehe er vor Hedwig erschien.

Wilhelm! rief die Königin ihm entgegen, sei mir heute doppelt gegrüßt. Verödet ist dieser Theil des Schlosses, jedermann ist entfernt die Kapelle ist geschmückt, die Kerzen brennen, jeden Augenblick erwarte ich den Priester, der uns für ewig verbinden soll.

Hedwig! rief der Herzog erstaunt.

Ja mein Geliebter, Alles ist bereit, fuhr sie fort, auch Deines Schwures hab' ich gedacht. Noch bin ich Königin, noch kann ich mich mit der Krone schmücken! Bist Du erst mein ehelicher Gemahl, was wollen sie dann? Trennen können sie uns nicht, mich vom Throne stoßen? — das thun sie nicht. Was bleibt ihnen übrig, als Dich zu krönen! — Oder zagst Du?

Ich zage nicht; doch überlege ich die Folgen dieses heimlichen Trugs.

Herzog von Oestreich! nahm jetzt Hedwig das Wort und stand eine Zürnende vor ihm, Herzog, glaubt Ihr, die Königin von Polen stehe eine Bettlerin vor dem Herzoge von Oestreich und bitt' ihn, ihre Hand anzunehmen? Hedwig streckt sie aus nach allen vier Weltgegenden, und die Fürsten eilen herbei, sie und ihr Land zu gewinnen. Wer um meinen Besitz nichts zu wagen vermag, ist meiner nicht werth!

Bei Gott und Sanct Georg! so wär' es! rief der Herzog, sie umschlingend. Wer für Dich, holdes Wesen, nicht sein Leben wagen könnte, wäre nicht werth, daß ihm die Sterne Deiner Augen leuchteten! Ja Geliebte, für Dich Alles zu wagen, ist das herrlichste irdische Loos! — Komm hin zum Altar, dort spreche der Priester das Segenswort, das uns ewig verbindet. O, wie irrst Du an mir! — Was ich sorge, warum ich zage,

ist nur für Dich, an mich denkt meine erglühte Seele nicht, nur an Dich denkt sie, nur an Dein Glück! —

Der Unmuth war mit diesen Worten aus Hedwigs Seele geschwunden, sie reichte ihm zur Versöhnung ihre Lippen zum Kuß und die Minuten schwanden auf Flügeln hoffnungsvoller Liebe; nur Ungeduld, daß der Priester noch nicht da sei, unterbrach zuweilen diese seligen Augenblicke. Da meldete Marie, daß Casimir draußen harre und die Königin zu spreche wünsche. —

Gottlob! rief diese, jede Minute wird uns nun unserm Ziele näher bringen. — Ist Casimir allein? fragte sie dann.

Allein, erwiderte das Fräulein.

Sonderbar! murmelte Hedwig vor sich hin. — Führ' ihn in mein Gemach, befahl sie dann, und entferne Alles von dort und sag' Demeter, daß er mit den Ungarn nach der Kapelle gehe; Du aber erwarte mich in der Halle. Hierauf noch einmal den Geliebten umarmend, entfernte sie sich, schritt durch eine Tapetenthür über einen langen Gang und trat in ihr Gemach, als Casimir eben die Thür öffnete.

Ist der Pater da? fragte ihn Hedwig mit Hast. Doch Casimir, der in ihrem Anblick ganz verloren zu sein schien, antwortete erst, als sie die Frage mit Ungeduld wiederholte, ein dumpfes Ja!

Führt ihn in die Kapelle, daß ich dort ihm beichten kann. Ich fühle in diesem entscheidenden Augenblick meines Lebens, eine Sehnsucht, mein Herz auszuschütten. Führt ihn schnell dorthin.

Nein! erwiderte Casimir trotzig und sein Auge flammte, seine Lippen bebten, indem er dies kurze Wort sprach.

Nein? und das wagt Ihr Eurer Königin zu sagen? fuhr Hedwig überrascht und zornig auf — Ihr wagt —

Weniger als Ihr! — Ja! rief er plötzlich, und die Königin sah mit angstvollem Beben auf den Mann, auf dessen Gesicht sich alle wilden Leidenschaften aussprachen. Ja, der Sturm hat die Wogen meines Herzens lange gepeitscht, sie haben endlich den Damm durchbrochen: nun mögen sie hinströmen und Feld und Flur, Leben und Glück, irdische und himmlische Seligkeit zerstören! Die Königin wollte sich bei diesen Worten entfernen, denn sie glaubte, der Unglückliche sei wahnsinnig geworden. Er aber rief ihr in gebietendem Tone zu: Verlaßt dies Zimmer nicht, draußen sinkt Ihr dem Heiden unwiderruflich in die Arme; bleibt und hört mich an. Hedwig faßte Muth und blieb.

Ihr wollt beichten? fuhr er nach kurzem Schweigen fort, dem ist nicht so: der Priester soll Euch dem Herzog von Oestreich antrauen.

Das soll er! sagte die Königin mit Fassung, und wer mich liebt, folge mir zum Altar und sei Zeuge meines Glücks.

Wer Euch liebt? — Keiner liebt Euch wie ich: dieses Herz verzehrte schon lange die glühendste Liebe; je tiefer ich sie barg, desto heller schlägt

nun die Flamme empor! rief er, sich ihr nähernd. Ich liebe Euch so heiß, so glühend und doch so wahr, daß ich dem Priester den Dolch auf die Brust setzen und ihn zwingen will, den Segen über Euch in seiner Todesangst zu sprechen: ich liebe Euch so unaussprechlich, daß ich den Anblick ertragen will, Euch in des Habsburgers Armen zu sehen, ohne vor Wuth zu sterben.

So führt den Priester in die Kapelle! befahl, die Geistesgegenwart nicht verlierend, die Königin.

In der Kapelle zum Traualtar? — Ja! — Aber Königin! welcher Lohn soll mir dafür werden?

So lange die Krone mein Haupt schmückt, so lange ich lebe, will ich Euch dankbar lohnen mit Gold, Gut und Würden.

Mit eitlem Tand wollt ihr dem Manne lohnen, der sein tobendes Herz mit eigner Hand zerfleischte, um es Eurem Glücke zu opfern? — Bietet mehr, bietet Höheres, bietet ihm, was sein flammendes Auge, sein glühender Mund ungestüm fordert.

Unglücklicher, entferne Dich! befahl Hedwig, in den stier auf sie gerichteten Augen den Wahnsinn seiner Liebe lesend. —

Entferne ich mich, so entfernt sich der Priester mit mir, sagte er mit verbissenem Grimm, ich gehe dann in die Versammlung der Magnaten, die sich bei dem Kastellan vereinigt haben, zeige ihnen an, was vorgefallen, und der Herzog, den Ihr in Eurem Zimmer verborgen habt, wird das Opfer. — Ihr seht, er ist in meiner Gewalt, mit ihm auch Ihr! Ein Wort von Euch zerreißt für ewig die Bande, die Euch an ihn knüpfen; gewährt mir, o ich bin ein genügsamer Bettler! und sie knüpfen sich noch in dieser Stunde unauflösbar!

Mit Stolz und Verachtung blickte die Königin auf den Wahnsinnigen, der jetzt starr, fast leblos vor ihr stand: dann ergriff er plötzlich ihre Hand und hielt sie, trotz ihres Sträubens, fest. Hedwig! sagte er mit bewegter Stimme, ruft das Wehe über Euch und mich nicht herbei, seid nicht grausam gegen Euch, gegen mich, ein Liebeshauch, ein Liebeswort gnügt mir: sprecht es aus, reicht mir den Mund zum ersten, und ich schwöre bei Gott zum letzten Kusse.

Elender! rief die Königin empört, stieß ihn, da er sie an sich zog, mit starker Kraft zurück: Elender! wag' es, die Lippen Deiner Königin zu berühren! Bei Gott und allen Heiligen, ich rufe um Hülfe und lasse Dich von meinen Dienern aus diesem Fenster werfen!

Eure Diener sind durch mich entfernt, sagte er mit bitterm Hohngelächter, sie hat der Elende nicht zu fürchten, wohl aber sich selbst. Deshalb auf Wiedersehen, stolze Fürstin!

Er ging langsamen Schrittes aus dem Gemache, durchrannte, kaum, daß er die Thüre hinter sich hatte, die anstoßenden Zimmer und stieß in der Halle auf Marie.

Wohin? rief ihm diese entgegen und hielt ihn zurück, da ihr sein verstörter Blick verrieth, daß etwas Unglückliches vorgefallen sein mußte. — Wohin? Um Gotteswillen steht mir Rede!

In die Kapelle zur Hochzeitfeier! —

Wißt Ihr? unterbrach ihn Marie erschrocken.

Ich weiß, daß ich unglücklich bin, aber auch niemand um mich glücklich werden soll! rief er, mit dem Fuß den Boden stampfend.

Casimir!

Was willst Du von mir? Mein Herz? das ist zerrissen; mein Glück? O! daß ist verscherzt! Ich stehe vor Dir wie ein Kain, den der Vaterfluch traf, denn ihr Fluch traf den Elenden und trieb ihn aus seinem geträumten Eden in die weite, wüste Welt. Was willst Du noch von mir?

Dein glühendes Haupt an meine ängstlich klopfende Brust legen, daß es dort Ruhe und Besinnung wieder finden kann.

An Deiner Brust? rief er, hell auflachend. Träume nicht solchen schönen Traum!

Casimir! rief sie, da er sich von ihr losreißen wollte, hast Du mich je geliebt, so bleibe hier.

Dich hab' ich nie geliebt, nur die stolze Königin liebt' ich, sagte er kalt.

Heilige Mutter Gottes! lallte Marie und sank leblos in seine Arme.

Als er unwillkürlich sie umfaßte und festhielt, heftete sich sein wildflammendes Auge auf die Erbleichte: da beschlich ihn Mitleid, sein beßres Gefühl erwachte, er setzte sie auf eine Steinbank ins Fenster und wollte versuchen, sie ins Leben zurückzubringen. Aber Nein! rief er plötzlich, erst die Rache, dann das Erbarmen!

Er eilte, von seinem bösen Dämon getrieben, nach der andern Seite des Schlosses zu seinem Oheim, dem Kastellan. Seine Wange glühte, sein Auge flammte, als er eintrat. Er war überrascht, nebst Mehreren von des Großfürsten Partei, auch Gniewos und seinen Lehrer, den Mönch hier zu finden. Jene saßen um einen Tisch und zechten, der Mönch stand in einer Fenstervertiefung und sein Auge heftete sich ernst auf den Eintretenden.

Was willst Du bei uns, Frauenknecht? rief ihm der Kastellan, ehe er noch selbst zu reden vermochte, entgegen. — Doch gut, daß Du freiwillig in unsre Mitte trittst, sonst hätte ich Dich wahrscheinlich wider Deinen Willen hierher führen lassen. — Diese Anrede kühlte das heiße Blut des Jünglings, sein Vorsatz wankte; aber er wankte noch mehr, als der Kastellan auf ihn zutrat und ihm mit gebietendem Tone befahl, ihm sein Schwert zu übergeben, und, bis dort drüben alles in Ordnung sei, das Zimmer zu verlassen.

Das befehlt Ihr dem Casimir von Kurozwocky? rief dieser, jetzt nur noch Zorn erglüht — Seid Ihr mein Richter? — Seid Ihr mein Herr? Mein Schwert ist mein Heiligthum! So lange ich es noch führen kann,

kömmt es nicht von meiner Seite! Bei diesen Worten zog er das Gekrümmte und rief, einen flammenden Blick umherwerfend: Wer wagt es, mir den Ausgang dieses Zimmers zu vertreten?

Wir! riefen die Anwesenden Alle und zogen gleichfalls ihre Wehr und stellten sich zwischen ihm und die Thür. Da trat der Mönch zu Casimir: Keine Uebereilung, kein Blut, mein Sohn! Spare es für Dein Vaterland und zu edleren Zwecken auf — füge Dich in den Willen Deines Oheims.

Mein Ohr ist taub für Eure Lehre, wenn die Ehre mir Anderes befiehlt! rief er, deshalb macht Platz, Ihr Herren! Doch diese antworteten ihm durch Hohngelächter. So tretet Ihr wenigstens zur Seite, sagte er jetzt zu dem Kastellan, ich möchte nicht gern von dem Blute meines Stammes die Schneide meines Säbels röthen sehen.

Thörigter Jüngling! erwiderte der Kastellan; doch er hatte noch nicht das Wort ausgesprochen, als ihn auch schon Casimirs Linke packte, weit wegschleuderte und der Hieb seines Säbels Gnievos zuerst traf, und er nun wie ein umstellter Löwe, rechts und links Wunden austheilend, sich durch die Ueberraschten Bahn brach.

Nun stürzte er, nicht mehr an Rache, nicht mehr an Erbarmen, nur an Hedwigs Rettung denkend, hinüber nach dem Flügel, wo die Königin wohnte. Doch schon an der Wendeltreppe fand er Wacht gestellt, die ihm den Aufgang verwehrte. Er sah nun deutlich, daß das Vorhaben der Königin verrathen sei. Aber noch glaubte er sie retten zu können, da er den Pater Johannes mit raschem Schritte hinter sich kommen sah. Er winkte ihm, sich zu beeilen, befahl den Söldnern, ihm und dem Mönch Platz zu machen; doch diese hielten ihm, statt der Antwort, die langen Spieße vor, und ihr Anführer donnerte ihm ein barsches: Nicht weiter, junger Herr! entgegen. Aber Casimir, obgleich aus mancher Wunde blutend, achtete nicht auf ihre vorgehaltenen Spieße, er faßte die auf ihn gerichteten mit seiner letzten Kraft, hieb die vor ihm stehenden Söldner nieder, sank aber, von einem Schlag auf sein Haupt getroffen, leblos hin.

Als sich die zu Hedwigs Verderben Verbündeten von ihrer Ueberraschung erholt hatten, folgten die nicht Verwundeten Casimir eiligst. Sie fanden ihn in den Armen des Mönchs, der vergebens bemüht war, ihn ins Leben zurückzurufen. Ohne viel Theil an ihm zu nehmen, befahl der Kastellan, ihn in sein Gemach zu tragen, und schritt mit den Uebrigen die Treppe hinauf zu den Zimmern der Königin. Auf allen Gängen standen Bewaffnete, jeder Zugang war versperrt, die Kapelle besetzt und in diesem ganzen Theil des Schlosses sah man jetzt nur Kriegsvolk, keine Diener. So fand der Kastellan auch nicht einen, welcher der Königin seine Ankunft

melden konnte; doch wenig deshalb bekümmert, trat er in das Vorgemach, wo er Marie, bleich wie eine Leiche, in einem Armsessel sitzend fand.

Wo ist die Königin? fragte er barsch, meldet mich an! — Doch das Fräulein schüttelte ihr bleiches Haupt und gab durch Zeichen zu verstehen, daß sie es nicht wisse. Da drang der Kastellan selbst in das Zimmer, das er gleichfalls leer fand. Doch während die Polen unter sich berathschlagten, ob sie weiter in den Gemächern der Königin den Herzog aufsuchen sollten; trat Hedwig durch eine Seitenthür ein. — Sie war ruhig und gefaßt.

Was wollt Ihr hier? Wer führt Euch in die Zimmer Eurer Königin? redete sie den Kastellan an, der, ohne verlegen zu sein, erwiderte: Niemand, Hoheit! Wir fanden keinen Diener, keine Eurer Frauen, die Euch unsre Ankunft melden konnte; so traten wir ein. Auf das, was wir wollen, gnüge Euch die Antwort: Wir suchen hier den Herzog von Oestreich.

Den werdet Ihr nicht finden, erwiderte Hedwig, und setzte sich, dem Anscheine nach, gelassen auf ihren Armstuhl; die Röthe aber, die ihr Antlitz überflog, zeigte deutlich, daß ihr Inneres tief erschüttert sei.

Königin! begann nun der Kastellan, der Herzog hat sich in der Verkleidung eines Dieners mit dem Harfner in das Schloß geschlichen, die Kapelle, wo Euch Eure treu Ergebenen erwarten, ist zu Eurem Empfange geschmückt. Ihr wolltet, so wie wir vermuthen müssen, Euch in der Stille mit dem Herzog trauen lassen, das Ehebündniß dann vollziehen, und uns auf diese Weise zwingen, Euren Gemahl zu krönen; dies zu hintertreiben, haben wir alle Vorkehrungen getroffen. Ich bitte Euch daher, Hoheit, selbst den Herzog zu bestimmen, das Schloß noch in dieser Stunde freiwillig zu verlassen, sonst treibt ihn die Gewalt hinaus.

Kastellan! wer gibt Euch ein Recht, in diesem Tone mit mir zu sprechen?

Die Nothwendigkeit zwingt mich dazu und die Macht, die ich in Händen habe, gibt mir das Recht, da die Söldner mir gehorchen, denn sie stehen in meinem Solde. Deshalb geht der Herzog freiwillig, oder wir tragen ihn, eine Leiche, aus dem Schlosse.

Thut was Euch gut dünkt! sagte Hedwig, welcher eben ein Gedanke neuen Muth gab, mit Fassung. Sie glaubte den Herzog so verborgen, daß man ihn nicht finden würde und dann — sie erröthete bei ihrem Vorsatz, ihr jungfräuliches Gefühl empörte sich; aber es war ja der letzte Hoffnungsstrahl, und sie hatte ja den Vorsatz gefaßt, jeden Kampf mit dem Schicksal zu wagen, ehe sie sich ihm unterwürfe.

Noch einmal bat der Kastellan und erhielt die nemliche Antwort. Du kennst ja die Gemächer des Schlosses genau, sagte er zu einem seiner Untergebenen, führe meine Freunde! — Alle, außer dem Kastellan, verließen nun durch die nemliche Thüre, durch welche die Königin gekommen, das Zimmer.

Hoheit! begann er jetzt, Ihr habt gestern in der Versammlung des

Adels und der Geistlichkeit der Krone entsagt: das hat Polen gezeigt, wie wenig Werth es für Euch hat, und dies hat viele Herzen von Euch gewendet, mir aber ein Recht gegeben, während dem Zwischenreich, denn dafür erkenn' ich die Tage, bis Ihr Euch entschieden habt, auf dem Schlosse der Könige als Herr zu handeln. Deshalb, solltet Ihr die Krone wieder auf Euer Haupt setzen, so bitt' ich Euch, verzeiht, was mein Eifer für das Wohl des Landes und was ich mit Recht gethan.

Kastellan! erwiderte die Königin, die sich von ihrem Sitze erhebend, Ihr steht in diesem Augenblicke klein und erbärmlich vor mir! Noch begriffen, mich tief zu kränken, fleht Ihr schon um Vergebung und heuchelt Liebe zum Vaterlande, die Euch fremd ist. Ich will offner gegen Euch sein, Ich will Euch jetzt schon sagen, daß ich Euch hasse, ewig hassen werde; und müßt' ich dem Großfürsten meine Hand gezwungen geben, so thu' ich es, bei Gott! nicht eher als bis er mir feierlich gelobt, mich an Euch zu rächen. Ihr waret meines Vaters Feind, seid der meinige, nun, so kann es Euch nicht befremden, daß auch ich Eure Feindin bin! Bei diesen Worten wendete sie ihm den Rücken zu und würdigte ihn ferner keines Blickes mehr.

Während der Kastellan den Zorn der Königin noch mehr gereizt hatte, waren dessen Verbündete über einen Gang durch mehrere Zimmer gedrungen, und endlich auch in das gekommen, wo Hedwig, sobald sie den Kastellan mit seinem Gefolge die Treppe herauf kommen hörte, den Herzog in ein kleines daran stoßendes Gemach, zu dem eine heimliche Thüre führte, verborgen hatte. Aber der stolze Fürst wollte hier seine Feinde erwarten, und sie fanden ihn in dem Zimmer ruhig sitzend.

Wir kommen Euch zu bitten, edler Herzog, nahm Nicolaus von Ostrow das Wort, dies Schloß zu verlassen. Wie würdig Ihr auch jedes Thrones seid, so glauben doch die Polen, in Euch nicht denjenigen zu finden, den sie zu ihrem Wohl bedürfen. Auch rath' ich Euch, alsbald die Stadt zu verlassen, die Gemüther sind zu aufgeregt. Das Volk, seinem Adel in Allem vertrauend, murrt und Ihr wagt viel, wenn Ihr morgen noch in Krakau seid. Die Königin hat heute der Krone entsagt; bis sie wieder freiwillig mit ihr das schöne jugendliche Haupt geschmückt hat, darf sie das Schloß nicht verlassen, Ihr werdet sie nicht wiedersehen. Habt Ihr jedoch etwas ihr zu vertrauen, so vertraut es mir, ich werde es ihr redlich mittheilen, wollt Ihr ein Brieflein ihr schicken, so werd' ich Euer treuer Bote sein; nur bitt' ich, entfernt Euch. Ich möchte so gern kein drohendes Wort ausstoßen, denn ich achte und schätze Euren fürstlichen Sinn zu sehr, und möchte um Alles in der Welt einen Herzog von Oestreich nicht durch Wort und That beleidigen, deshalb bitt' ich —

Sendet nach meinen Dienern: es sollen zwölf an der Zahl mit meinem Leibroß gewappnet hierhier kommen, mich nach meiner Wohnung zu begleiten, sagte der Herzog im befehlenden Tone.

Wir sind Alle zu Eurer Begleitung bereit, gnädiger Herr! erwiderte Nicolaus von Ostrow.

Ich will, als Herzog von Oestreich, nicht als Gefangener dies Schloß verlassen, erwiderte Herzog Wilhelm, seine dunkeln Braunen drohend zusammenziehend. — Oder fürchtet Ihr zehn deutsche Männer, dann fürchtet den Herzog noch mehr, der 20,000 aufrufen kann, die Unbill zu rächen, die ihm hier ward. Sendet nach meinen Leuten, sprach er, ungeduldig werdend, da die Polen so lange berathschlagten, oder, bei meiner fürstlichen Ehre sei es geschworen, ich gehe nicht von hier und trotze der Gewalt!

Die Polnischen Edlen sendeten nun einen Boten nach dem Pallast Lobzow, die Diener des Herzogs mit dessen Willen bekannt zu machen. Kurz darauf trat der Kastellan herein, und war mit dem, was Nicolaus von Ostrow und die Andern bewilligt hatten, nicht zufrieden. Auch er wollte den Herzog bereden, schon am andern Morgen die Stadt zu verlassen: der Herzog aber wandte ihm den Rücken und würdigte ihn keiner Antwort; doch äußerte er gegen Goray den Wunsch, die Königin noch einmal zu sprechen, er wurde ihm aber nicht gewährt.

Als jetzt die Diener mit dem Leibrosse in dem Schlosse einritten, begab sich der Herzog, nur von Nicolaus von Ostrow begleitet, hinunter, schwang sich auf den wiehernden Hengst, und ritt bei Fackelschein langsam durch Krakau's Straßen seiner Wohnung zu.

Kaum, daß der Kastellan die Königin verlassen hatte, als Marie zu ihr hereinschlich. Hedwig erschrak bei ihrem Anblick, denn wie eine Geistergestalt nahte sie sich ihrer Gebieterin, die aufsprang, ihr entgegen eilte und sie in ihre Arme schloß; aber das Mädchen sank in der Umarmung zusammen, umklammerte Hedwigs Kniee und der Schmerz lindernde Strom der Thränen brach hervor. Beruhige Dich! sagte, sich auf einen nahstehenden Sessel setzend, die theilnehmende Königin, die, nur mit dem Herzog beschäftigt, von dem, was zwischen Marie und Casimir vorgefallen war, nichts ahnete. Ich werde mein Schicksal muthig ertragen, denn ich war auf das Aeußerste gefaßt; aber beruhige Du Dich nur, unglückliches Mädchen, spare Deine Thränen für Dein eignes Schicksal auf, verschwende sie nicht für das meine. Ist jede Hoffnung erst verschwunden, muß auch der Schmerz mit ihr entfliehen, und um das Unmögliche soll der schwache Mensch nicht mit dem Schicksal ringen. Morgen, wenn der Tag mich Trauernde begrüßt, will ich hin zu ihm, an seiner Brust meine letzte Wonne aushauchen, und mit der Stunde der Trennung, getrennt muß es sein, soll ein neues, liebeleeres, freudenloses Leben beginnen.

Ach, Trennung ist bitter! seufzte Marie, aber sich verstoßen, verachtet zu sehen, ist noch tausendmal schmerzlicher. — Er liebt mich nicht! —

Arme Marie!

Er liebt Euch! schrie sie auf und barg ihr weinendes Haupt in Hedwigs Schooß.

Der Wahnsinnige! Diese Worte stieß die Königin mit Unmuth und Heftigkeit aus.

Nennt ihn nicht so! flehete Marie, wer könnte in Eurer Nähe weilen und Euch nicht anbeten? Aber daß er mich betrog, mich so tückisch betrog, das war nicht recht! —

Der Harfner hörte die Unterredung. Das Spiel hat ein Ende, redete er die Königin an, der Herzog ist fort.

Fort? — Aus Krakau? rief Hedwig aufspringend.

Nur aus dem Schlosse! erwiderte Demeter. Er schlich hinein wie der Marder, er zog ab wie der Löwe. Nun berichtete er, wie der Herzog nur in Begleitung der Seinen das Schloß habe verlassen wollen, und er mit ihnen bei Fackelglanz langsam, aber ungestört, über die Zugbrücke geritten sei.

Das erhebt meinen Geist, daß freut mich, daß er auch in dem Bedrängniß noch wie ein Fürst handelte! rief Hedwig freudig aus. Aber Demeter, er darf nicht länger in Krakau verweilen, sein Leben steht in Gefahr.

Das fürcht' ich auch, meinte der Alte.

Und so will ich morgen hin, ihm Lebewohl sagen und ihn beschwören, nicht der Gefahr nutzlos zu trotzen.

Er wird ohne Lebewohl von dannen ziehen, meinte Demeter.

Wie so? fragte Hedwig gespannt.

Ich fürchte, die Thore des Schlosses werden selbst der Königin verschlossen bleiben: Niemand darf mehr ein noch aus.

Die Königin ging bei dieser Nachricht heftig im Zimmer auf und ab, lächelte zuweilen bitter: dann stand sie still, nickte einigemal, als ob sie ihren gefaßten Entschluß billige, mit dem Kopf; dann wandte sie sich schnell nach Demeter: Morgen so wie der Tag graut, erwartest Du mich hier, mich zu begleiten.

Ich werde! sagte der Alte verdrießlich. — Wißt Ihr, Hoheit, wie es Casimir ergangen ist? fuhr er dann fort.

Schweig von ihm! befahl die Königin, auf Marie weisend, die bei des Harfners eben gesprochenen Worten sich aufgerichtet hatte. Demeter warf einen mitleidigen Blick auf die Arme, dann fuhr er, ohne sich an den Befehl der Königin zu kehren, fort: Der junge Mann ist der einzige Euch treu Ergebene. —

Schweig! wiederholte die Königin, schweig von dem Verräther.

Nennt Ihr ihn so, dann muß ich zu seiner Vertheidigung reden. Casimir ist kein Verräther. Der Castellan wollte ihn einsperren, damit er Euch nicht von seinen Vorhaben unterrichten könne, da brach er sich

mit dem Schwert in der Hand Bahn durch die Verschwornen, drang aus dem Zimmer, eilte nach diesem Theile des Schlosses, der von Hellebardiren besetzt war, stürzte sich, obgleich aus vier Wunden blutend, in ihre Spieße, und ein Schlag auf sein ritterlich Haupt warf ihn zu Boden.

That er das, that er das für seine Königin? rief Marie, welche Kraft gewonnen hatte, hinzutreten, so lohn' es ihm Gott!

Hedwig schwieg. Und Ihr sagt kein Wort, Eure Freude über die Treue des Jünglings auszudrücken? sagte Demeter zürnend, verdient solche That kein Lob, keine Bewunderung?

Nein erwiderte die Königin, denn ich kenne die unlautere Quelle, der sie entsprang. Geh zu Bette, Marie, ich werde Dich dahin begleiten, sprach sie dann. Du aber, Demeter, laß Dich von der Morgenröthe wecken, um hier zu sein. Demeter ging, kehrte aber sogleich wieder zurück und benachrichtigte die Königin, daß ein Mönch draußen stehe, der dringend Einlaß begehre. Hedwig war einige Augenblicke unschlüssig, dann befahl sie, daß er hereingelassen werde.

Gelobt sei der Heiland! redete Johannes, denn er war es, die Königin an, ihr den Segen ertheilend. Verzeiht, Königin, fuhr er dann fort, einen fragenden Blick auf die bleiche Marie werfend, den Hedwig mit einer stummen Bewegung bejahend beantwortete, verzeiht, daß ich noch so spät und in einem Augenblicke zu Euch komme, wo so mancherlei wichtige Gegenstände Euch beschäftigen müssen; aber meine Sendung leidet keinen Aufschub.

Redet! befahl die Königin.

Ich komme von meinem Zögling, von Casimir Kurozwecky, begann der Mönch, und Marie horchte aufmerksam und gespannt zu und trat näher. Er liegt an seinen Wunden schwer darnieder, hauptsächlich hat ihn der Schlag der Hellebarde schwer betäubt. In einem ruhigen Moment, wo ihm Gott den Gebrauch seiner Sinne wiedergab, bat er mich, zu Euch, meine Königin und zu dem Fräulein zu gehen, vielleicht die nemliche, die ich hier, bleich wie eine geknickte Lilie vor mir sehe, und Euch in seinem Namen um Verzeihung zu bitten: er fühlt sein begangenes Unrecht, und der Gedanke drückt ihn nieder, ohne Eure Vergebung von hinnen scheiden zu müssen.

Er stirbt! rief Marie zusammenschreckend aus.

Der Tod geht oft an der Jugend vorüber, streckt wohl seine Arme nach ihr aus, wagt jedoch nicht, sie zu fassen — Hofft!

O, ich vergebe ihm mit versöhntem Herzen, rief das Mädchen heftig zitternd, sagt ihm das zu seinem Trost, ehrwürdiger Priester. Aber wo liegt er vom Tode umfangen? — O führt mich hin!

Euer Anblick, Jungfrau, würde ihn zu sehr erschüttern. Sein Leben steht in Gottes Hand, betet zu ihm, daß er barmherzig sei. — Und Ihr, Königin? wandte er sich zu dieser.

Sagt ihm, sprach Hedwig nach langem Kampfe mit sich, ich wolle ihm vergeben, so lange er meinen Anblick meidet. Das Vergeben liegt in unserer Macht, das Vergessen nicht.

Ihr seid ein strenger Richter, Königin! erwiderte der Mönch; doch ehe er fortfahren konnte, nahm Hedwig das Wort. Es gibt Augenblicke im Leben die einem Klosterbruder so fremd bleiben, daß er sie nicht zu beurtheilen vermag; es gibt Beleidigungen welche die Jungfrau nur selten, die königliche Jungfrau nie vergeben sollte. Ich habe gethan, was ich konnte, und Ihr habt Unrecht, wenn Ihr mich einen strengen Richter nennt, besonders in einem Zeitpunkte, wo ich wahrhaftig strenges Gericht halten möchte. Kehrt, mit diesem Bescheid zufrieden, zu dem Kranken zurück, für dessen Genesung ich zu Gott beten werde. — Der Mönch wollte gehen.

Grüßt ihn von mir! rief, ihn zurückhaltend, Marie: Sagt ihm, ich hätte ihm von ganzer Seele vergeben und wolle Gott in jeder Stunde anflehen, barmherzig gegen ihn zu sein!

Als der Mönch sich entfernt hatte, und Hedwig noch sinnend vor sich hin blickte, trat Marie zu ihr. — Herrin! fragte sie, was hat er denn Furchtbares gegen Euch begangen, daß Ihr nicht vergessen könnt? Dieser Gedanke, der erst jetzt recht lebhaft vor mich tritt, beunruhigt mich! —

Frage nicht mehr, frage nicht wieder darnach, denn es ruht in meinem Herzen verschlossen, antwortete Hedwig.

Gebieterin! sagte die immer noch Bebende, Ihr seid heute so streng, so ernst, auch gegen mich, hab' ich etwas verschuldet?

Nein, gute Marie! Wahrlich nein! erwiderte die Königin, sie liebkosend, Du fromme Seele hast nichts verschuldet, das Geschick allein mahnt mich zum Ernst. Ja, gute Marie, die fröhliche Hedwig hat der heutige verhängnißvolle Tag zur Ernsten, die Jungfrau zur Königin umgeschaffen; nur gegen Dich wird sie unverändert die liebende, theilnehmende Freundin bleiben. Komm, wir bedürfen der Ruhe.

Der Herzog hatte, als er in seinen Pallast zurückgekehrt war, dem Anführer seiner Begleitung, die dicht vor dem Thore gelagert war, den Befehl zugesandt, morgen auf seiner Hut zu sein und, sobald als er Lärm in der Stadt höre, oder die Fahne von Oestreich auf dem kleinen Thurme seiner Wohnung, wenn auch nur einen Augenblick, wehen sehe, es koste, was es wolle, mit Gewalt in die Stadt zu dringen und ihm zur Hülfe zu eilen. Kaum, daß der Morgen graute, wurden deshalb auch schon alle Anstalten im Lager getroffen, die Rosse standen bereit und die Mannschaft war benannt, welche im Nothfall das stets geschlossene Thor, durch dessen Pforte nur der Eingang erlaubt war, aufhauen oder sprengen sollte.

Zu Aller Verwunderung sahen aber die Deutschen am Morgen das

Thor geöffnet, und trotz ihrer Vorkehrungen im Lager, die den Augen der Polen nicht entgehen konnten, die Zugbrücke niedergelassen. Gnievos, der, obgleich verwundet, den Befehl in der Stadt übernommen, hatte das absichtlich so angeordnet.

Vorsichtiger, strenger war der Kastellan im Schlosse verfahren. Dort war das Thor und die Pforte verschlossen und die Zugbrücke aufgezogen, und als die Königin am frühen Morgen mit einer geringen Begleitung das Schloß verlassen und sich in das Franciscaner-Kloster begeben wollte, ward ihr der Ausgang verweigert.

Ruft den Kastellan! befahl sie, der auch, von mehreren Starosten begleitet, sogleich erschien.

Dobeslaus von Kurozwocky! rief ihm die Königin schon aus der Ferne entgegen: Gebt sogleich den Befehl, daß mir dies Thor geöffnet werde.

Den Befehl geb' ich nicht eher, bis der Herzog von Oestreich Krakau verlassen hat, erwiderte er.

Bei meinem Zorn befehl' ich Euch, laßt das Thor öffnen! wiederholte sie.

Euren Zorn, Königin, habt Ihr mir schon gestern zu meinem Erbtheil beschieden, er ist mir nicht mehr furchtbar, und in diesem Augenblick ohnmächtig.

Ohnmächtig? rief die Königin, riß einem neben ihr stehenden Trabanten die Streitaxt aus der Hand und führte einen gewaltigen Streich gegen die dröhnende Pforte: sie führte den zweiten; da wollte der Kastellan sie zurückhalten. — Rührt mich nicht an mit Eurem unheiligen Händen, oder, bei dem allmächtigen Gott! Kastellan, rief sie, die Streitaxt schwingend, ich spalte Euer tückisches Haupt! Da wich der Kastellan zurück, aber mehrere der Starosten, unter ihnen Demetrius von Goray, warfen sich vor ihr nieder und beschworen sie, von ihrem Vorhaben abzulassen: selbst der Harfner wagte sie zu bitten, die Streitaxt wegzuwerfen. Euer edles Leben, das Leben des Herzogs von Oestreich ist in Gefahr, wenn Ihr Euch zu ihm begeben wollt. Die Stadt ist im Aufruhr, die Bürger verlangen des Herzogs Entfernung. Laßt ab, bat der edle Goray, handelt als Königin und werdet Herrin Eures Zornes, Eures Schmerzes:

Diese Worte fanden Eingang bei der Zürnenden, sie bedachte sich einen Augenblick, dann hob sie den Ritter von Goray auf! Ich will Euch folgen, edler Mann, ich glaube, Euer Rath ist gut und wohlgemeint. Die Starosten drängten sich nun um sie, küßten ihre Hand und riefen, so werth war sie ihnen: Es lebe Hedwig, unsre geliebte Königin! Als aber Goray sich nahte, die Streitaxt aus ihrer Hand zu nehmen, weigerte sie, die Waffe zurückzugeben. Sie bleibt mein! sprach sie, mein zur steten Erinnerung, daß ein Kastellan seine Königin gefangen halten konnte. Nach diesen Worten ersuchte sie Goray, in einer Stunde zu ihr zu

kommen, und begab sich, einen zornigen Blick auf Dobeslaus werfend, in ihr Gemach.

Hier setzte sie sich nieder und schrieb an den Herzog:

Innigst Geliebter!

Getrennt von Dir, eine Gefangene in meinem eigenen Pallaste, kann ich Dir nicht einmal Lebewohl sagen. Hedwig von Polen ist für Dich verloren, Hedwig von Ungarn trennt Dein Schwur für immer von Dir! Alles hab' ich versucht, Dich zu erringen, bei Allen ist mir ein feindliches Geschick entgegen getreten. Meine Hoffnung ist todt, meine Liebe zu Dir wird aber ewig leben! Ziehe von Krakau in Deine freundliche Heimath zurück, dies ist noch die einzige Bitte, die Du mir gewähren kannst: hier droht Deinem Leben Gefahr und hier ist nichts mehr für uns zu hoffen. Lebe wohl! Ein anderes Weib beglücke Dich, die trauernde Hedwig sollt' es nicht sein: sie begnüge sich mit der getäuschten Hoffuung und mit den Jugendträumen, welche Dein geliebtes Bild so freundlich, so mild strahlend ihr ausgeschmückt hatte. Sie hat bisher nur Dir und ihrer Sehnsucht gelebt; jetzt darf sie nur noch der strengen Pflicht und ihrem Volke leben. Mit gebrochenem Herzen Dir Lebewohl sagend, fleht sie noch einmal: Verlasse Krakau! Gott möge Dich begleiten, mir aber Kraft geben, mein Schicksal zu ertragen. Reiße nicht ganz aus der Erinnerung

Deine Hedwig.

Sie übergab den Brief Goray, der ihn auch dem Herzog brachte, aber ehe dieser noch sich niedersetzen und ihn beantworten kannte, trat Nicolaus von Ostrow eiligst zu ihm: Ich komme auch heute, Herr Herzog, Euch zu bitten, schnell Krakau zu verlassen. Es ist eine unsichtbare Hand im Spiel, welche die Gemüther der Bürger und des Kriegsvolks aufrührerisch bewegt. Ich wage nicht, meinen Verdacht auszusprechen; doch fürcht' ich, man wünscht, Ihr möchtet Euch weigern zu gehen und das Aeußerste abwarten.

Nachdem ich diesen Brief gelesen habe, Starost, wünsch ich selbst Krakau zu verlassen, erwiderte der Herzog, doch ist noch Mancherlei zu ordnen. Ich muß noch das dem Unterkämmerer Anvertraute zurückhaben, hauptsächlich aber ehrenvoll, wie es einem deutschen Fürsten gebührt, diese Stadt verlassen. Es gelüstet mich wahrlich nicht, länger um Eure Gunst zu buhlen; Drohungen aber halten mich fest, Gewalt? — Ehe wag' ich mein Leben, als ihr durch Flucht weichen.

Wartet das Aeußerste nicht ab, gnädiger Herr! bat auch Goray; aber der Herzog beharrte auf seinem Entschluß, und als man ihm den Kastellan meldete, befahl er ihn abzuweisen. Die Bitten und Vorstellungen Gorays und Ostrows, die es beide sicherlich wohl mit ihm meinten, blieben nutzlos. Ich werde gehen, sobald ich mein Eigenthum zurück erhalte, sagte er, als die beiden ihn verlassen wollten, gehe aber als Fürst, aus eignem

Willen nicht gezwungen. Habt die Güte, den Gnievos von Dalewycz zu sagen, wem ich mein Geld und meine Kleinodien übergeben habe.

Kaum hatten die polnischen Edlen seine Wohnung verlassen, als sich auch das Volk um den Pallast rottete und mancherlei Drohungen ausstieß. Da befahl der Herzog, die Pforten und Thore zu schließen, seine Rüstung zu bringen, sein Streitroß bereit zu halten und sich zur Gegenwehr in Stand zu setzen. Dann forderte er die Seinen auf, Blut und Leben an seine Vertheidigung zu setzen, was sie auch unter lautem Jubel versprachen. Kaum waren die Vorbereitungen zur Vertheidigung beendet, als sich auch Kriegsvolk unter den Pöbel mischte, und einige der Ritter wollten sogar den Unterkämmerer Gnievos, den Tumult anordnend, in der Ferne an seiner Riesengestalt erkannt haben. Der Lärm wurde immer größer. Jetzt schafften die Wüthenden unter dem Rufe: Es lebe König Jagiello, nieder mit Oestreich! Balken herbei und rannten gegen die Thore. Da befahl der Herzog, seine Fahne vom Thurme herabwehen zu lassen, doch solle der Fahnenträger sie sogleich wieder abnehmen, daß sie nicht in die Hände der Polen falle. Das geschah, doch — jetzt krachte das Thor, das zum innern Hofe führte: da begab sich der Herzog hinunter, schwang sich auf sein Roß, ergriff seine Lanze, seine Getreuen thaten ein Gleiches, und als ein neuer Stoß das Thor niederrannte, die Polen mit wildem Geschrei eindrangen, stürzte er unter sie, rannte die Ersten nieder, doch drangen mit Siegesruf immer mehr und mehr ein: es war, trotz der tapfern Gegenwehr, um den Herzog geschehen, wenn nicht vom Thore her das Schmettern der Trompeten und das laute Gerassel der Waffen und das Stampfen der Rosse die Ankunft der dreihundert Geharnischten verkündet hätte, bei deren Anblick der Pöbel floh, statt seiner aber Gnievos mit einer wohlbewaffneten Schaar von allen Seiten herangesprengt kam. Aber der Herzog, der wüthend auf ihn einrannte, warf ihn nieder; die Deutschen, die Lanzen einlegend, setzten auf die Polen an, trieben auch die Gewappneten zurück, und nun zog der Herzog, von einem Bolzen- und Pfeil-Regen aus den Fenstern begleitet, der manchen braven Deutschen tödtlich verwundete, langsam unter Trompetenschall, nur noch einmal angegriffen, bis an das Thor, wo er die Wacht geflohen, die Zugbrücke aufgezogen fand. Ungestört, doch mit Hinterlassung seiner Schätze, zog er weiter, erreichte ungefährdet Schlesien, und sah Polen nicht wieder.

Als Demeter bei der Königin eintrat und ihr die Abreise des Herzogs meldete, versank Hedwig in tiefes Sinnen; als sie jedoch den Hergang der Sache erfuhr, hob sie das gesenkte Haupt und lächelte freudig. All' mein geträumtes Glück ist dahin, nicht ein Bild, nicht einmal ein Schatten meiner Träume ist mir geblieben, rief sie schmerzvoll, allein stehe ich an einem Abgrunde, das fühle ich; aber beruhigend ist es mir dennoch, daß er

den Polen gezeigt hat, daß er ein Fürst, meiner werth und ihrer Krone würdig ist. Zieh' heim, du edles deutsches ritterliches Herz, fühle in den Armen einer andern Gattin, was ich nie fühlen kann, und vergiß sie, die Dich nie vergessen wird.

Nun Demeter, sprach sie, einen Blumenkranz aus ihren Locken nehmend, nun, alter Harfner, ist Hedwig, die Jungfrau, gestorben, nur die Königin wirst Du fortan in mir erblicken, nur einen rauhen, blumenlosen Pfad betritt fortan mein Fuß; und könnt' ich noch träumen, werden es nur ernste, düstre Träume sein, wo Schlacht und Kampf, wo Blut und Tod wie dunkle Schatten vor mir schweben, und selbst im Traume keine freudige Zukunft mehr Hedwig erscheinen wird. Sie ergriff noch einmal den Kranz, drückte ihn an ihre Lippen und warf ihn durch das offene Fenster in die Tiefe hinab.

Demeter stand von dem Anblick der Hoffnungslosen, an jedem Glücke Verzweifelnden tief erschüttert da: sie hatte gehandelt, wie er es gewünscht, sie hatte einen Entschluß gefaßt, ihres hohen Geistes würdig, und doch jammerte sie ihn. Es ist thörigt, sprach er, Euch in dem Augenblicke Eures Schmerzes zu sagen, daß Ihr weiße gehandelt, daß der stolze Herzog von Oestreich das stolze Herz meiner Königin nicht glücklich gemacht haben würde, aber ich muß es sagen, die Wahrheit befiehlt es mir. Königin, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, ich war Euch von ferne gefolgt, als Ihr in die Versammlung der Polen tratet, ich habe Euch scharf beobachtet, und da sah ich, wie trotz aller Stärke, welche Ihr zeigtet, Eure Hand zitterte, Eure Wange sich bleichte, als Ihr die Krone von Eurem Haupte nahmt. Die Liebe allein wäre nicht stark genug gewesen, Euch dazu zu vermögen, Schwärmerei und der Abscheu von Jagiello war das, was Euch zu diesem Opfer bestimmte, von dem Ihr überdies hofftet, die Polen würden es nicht annehmen, und das, nahmen sie es an, Euch unglücklich gemacht haben würde. Euch ist ein männlicher Geist geworden, Ihr seid zum herrschen geboren, und einmal die Krone auf Eurem Haupte, hätten die Phantasie-Kränze Eurer Jugendträume Euch nicht dafür entschädigen können. Darum folget fortan dem Geiste, der Euch zu Höherem treibt, setzt die Krone wieder auf Euer Haupt und bleibt auch als Jagiello's Weib stets Polens Königin. Was gedenkt Ihr nun zu thun? fragte er dann.

Das, was längst schon mein fester Entschluß war. Wisse, Demeter, als Wilhelm von Oestreich in Krakau einzog, ein feierliches Gelübde that, jedes Mittel zu ergreifen, ihn als meinen Gemahl umarmen zu können. Ich war entschlossen für diesen Zweck selbst das Aeußerste zu wagen — Gott hinderte es und ich glaube, daß ich dem Vater im Himmel dafür danken, aber auch mich jetzt, wie ich es schon früher gelobte, demuthsvoll seinem heiligen Willen ergeben muß. Ich werde den Anforderungen der Polen nachgeben, und ist der Heide nicht ganz ein wildes Thier, wie man ihn mir

geschildert hat, mich in den Willen meines Volks fügen und ihm meine Hand reichen. Ich habe erfahren, er sei schon an den Grenzen des Reiches angelangt, deshalb werde ich ihm einen verständigen Mann entgegen senden, der mir genaue Kunde von ihm bringt. Wähle einen unter den Wenigen, die mir treu geblieben, er mag sich zur schleunigen Abreise bereit halten.

Die Meldung, daß der Erzbischof die Königin zu sprechen wünsche, störte die Unterhaltung. Der ehrwürdige Priester war einer von denen, welcher, trotz dem, was er der Kirche und des allgemeinen Besten wegen, für Jagiello gethan, doch wahrhaft an Hedwig hing.

Königin! redete er sie an, der Herzog von Oestreich hat uns verlassen, die an den Großfürsten von Lithauen bestimmten Gesandten sind zur Reise bereit, und unabänderlich ist der Entschluß der Polen, daß er Euer Gatte und ihr König werde. Setzt Euch nicht länger dem Willen der Nation entgegen, werft mit jugendlichem Leichtsinn die schöne Krone dieses Landes nicht weg, es ist schwer zu gehorchen, wenn man zu herrschen gewohnt war. Ich meine es treu und redlich mit Euch, stehe auf der höchsten Stufe geistlicher Würden, lebe nur meiner Pflicht und mische mich nicht in die Angelegenheiten der Regierung, deshalb ist mein Rath uneigennützig: ich könnte nichts bei Jagiello's Wahl gewinnen, nichts bei der des Herzogs von Oestreich verlieren, hört daher auf meinen Rath: faßt einen raschen Entschluß, bestimmt einen Tag, wenn sich die Geistlichkeit und der Adel versammeln sollen, erfüllet dann den Wunsch aller Polen, setzt die Krone wieder auf Euer edles Haupt und versprecht, dem Großfürsten von Lithauen, sobald er ein Christ geworden, Eure Hand zu reichen.

Ehrwürdiger Vater! Morgen um die zehnte Stunde werde ich in Eurer Mitte erscheinen, erwiderte Hedwig, und die Ruhe, mit der sie sprach, der freundlich lächelnde Blick, der den Erzbischof traf, zeigten deutlich, daß ihr Entschluß gefaßt sei und fest stehe.

Mit welcher Hoffnung darf ich Euch erwarten, Hoheit? fragte der Bischof.

Betet zu Gott, daß er meinen Geist erleuchte und meinem schwachen Herzen die Kraft gebe, das zu thun, dem es widerstrebt.

Auch Kurozwocky, der Kastellan, wartet im Vorzimmer auf die Erlaubniß, Euch im Namen des Adels zu begrüßen —

Ich hoffe, der Gruß meines Adels soll ein freundlicher sein, erwiderte sie rasch, ehe der Erzbischof seine Rede geendet hatte, irr' ich nicht, warum schicken sie einen Mann, der mich haßt, und den ich nur hassen kann: sie mögen einen Andern schicken, aus dem Munde des Kastellans empfange ich keine Botschaft.

Königin! fiel ihr der Erzbischof, beschwichtigen wollend, in die Rede, bedenkt!

Ja, ich will bedenken, was mir Pflicht ist als Königin zu thun: Ihr

waret mir willkommen, Euren Rath höre ich gern, den seinen nicht, er gehe!

Soll ich ihm wirklich diese Botschaft bringen?

Thut es! sagte Hedwig nicht ohne Heftigkeit. Morgen ein Mehreres! —

Der Erzbischof sah nochmals bittend an ihr auf; der Ausdruck ihres Gesichtes blieb aber sich gleich. Da neigte er sich und sprach: Ich werde thun, wie Ihr befohlen; doch als er sich entfernen wollte, hielt ihn Hedwig zurück; Wollt Ihr Euch so von mir entfernen, ehrwürdiger Vater? sagte sie fast bittend.

Ich gehe, wie Ihr mich entließet. Doch, sprach er, plötzlich auf die Königin zutretend und legte die bebende Hand auf ihr braungelocktes Haupt, der Segen Gottes umschwebe Dich! Den Frieden, den Du verbreiten wirst, schenke Gott auch Deinem Herzen, und wie Du Deinen Feinden vergeben wirst, so vergebe auch Gott Dir dereinst Deine Sünden!

So sei es! denn ich erwarte einen gnädigen Richter, sprach Hedwig, das Haupt vertrauungsvoll zum Himmel erhebend.

Noch zauderte der Erzbischof. Soll ich dem Kastellan Euren Bescheid bringen? fragte er nochmals.

Thut, warum Euch die Königin bat! erwiderte sie, und der Erzbischof entfernte sich.

Demeter hatte während dieser ganzen Unterredung kein Auge von ihr gewandt, er hatte geschwiegen, und auch jetzt noch ruhte sein Blick auf dem Wesen, das er höher stellte als alles Erdengeborne. Ihr habt als Königin gesprochen, brach er endlich das Schweigen, aber auch Milde tönet schön aus dem Munde einer fürstlichen Frau; verschließt Euer Herz nicht ganz diesem schönen Gefühle.

Hunderte sind es, rief Hedwig aufgeregt, die als Feinde gegen mich auftreten und mich zwingen, meines Herzens Neigung zu opfern und freudelos eine Krone zu tragen. Unter diesen Hunderten treffe nur Einen mein Haß, den Andern vergebe ich. Unter den wenigen Freunden, die mir blieben, ward keiner meinem Herzen werth, denn der Einzige, der für mich als Mann handelte, hat meine Achtung verscherzt. Du siehst, mein alter, treuer Demeter, Du sorgsamer Führer meiner Jugend, ich stehe recht verlassen in diesem fremden Lande. Keinen treuen Freund, aber manchen Feind find' ich hier, und will ich fest stehen auf diesem Boden, will ich fest stehen neben dem wilden Heidenfürsten, so muß ich mich stark zeigen nicht allein im Wort, auch in der That

Ihr seid im Irrthum, Königin! sprach der alte Harfner, nur Wenige hassen, Tausende lieben Euch.

Was nennst Du lieben, alter Mann! Wenn man das Herz vom Herzen reißt, ist das Liebe? Wenn sie die Königin einsperren in ihrem eignen Schloß, kein Söldner ihrem Befehle gehorcht, ist das die Achtung, die ein Volk seiner geliebten Königin zeigt? Nein, Demeter, mein jugend-

licher Frohsinn, meine freundliche Herablassung, vielleicht auch die unglücklichen Züge, dieses so zweideutige Geschenk der Natur, bestachen ihr Auge, einige treffende Worte ihr Ohr: sie waren eitel auf ihre Königin, aber geliebt haben die Menschen sie nicht. Sie sahen sie als ein Pfund an, mit dem sie um den höchsten Preis wuchern konnten. — Nun, sie haben ihn erreicht. Meine jugendliche Fröhlichkeit haben sie zerstört, so mögen sie nun sehen, ob die ernste Hedwig besser ihre Herzen gewinnen kann, ob ein Großfürst von Lithauen mit milderem Scepter regieren wird als ein Herzog von Oestreich. — Hol' Deine Harfe, sprach sie nach kurzem Schweigen mit freundlich mildem Tone, sing' mir ein Lied aus den Tagen der Freude, vielleicht wiegen mich diese Töne in sanfte Erinnerung, vielleicht nehmen sie meinen Schmerz für einen Augenblick auf ihren Schwingen mit sich fort.

Demeter ging, kehrte bald mit seiner Harfe zurück und sang ein Lied aus den Tagen ihrer Kindheit. Aber es nahm den Schmerz nicht auf seine Flügel, es weckte keine liebe Erinnerung in ihr zerrissenes Gemüth. Schweig! sprach sie schmerzvoll, schweig! Von Deinem Liede erbeben die Saiten meines Inneren nur noch trauriger! Sie stützte ihr sorgenschweres Haupt auf ihren Arm; nur eine traurige, freudenleere Zukunft stand vor ihr.

Auffallend war die Ruhe, mit der heute die Versammlung des Adels und der Geistlichkeit die Ankunft der Königin erwartete. Jedermann war gespannt ihren Entschluß zu vernehmen: auch der Kastellan von Krakau hatte sich, trotz der Vorstellungen des Erzbischofs, in der Versammlung eingefunden. Der stolze Mann, von seiner Macht und seinem Ansehen verblendet, verlachte die Drohungen der jugendlichen Königin und glaubte kühn seiner Gebieterin trotzen zu können. Im Uebrigen saßen sich hier auch heute die Parteien feindlich gegenüber.

Endlich erschien Hedwig ohne Krone auf ihrem Haupte, und diese lag auch heute auf der nemlichen Stelle, wohin sie sie gelegt. Sie grüßte die mit lautem Jubel sie Empfangenden ernst, und ihr sonst so freundliches, einnehmendes Wesen schien sie nicht in die Versammlung begleitet zu haben.

Ehrwürdige Väter, und Ihr, edle Herren des Polenlandes! hob sie jetzt an, wobei sie sorgfältig vermied, das Auge nach dem Platze des Kastellans zu richten: Ihr habt Euch hier versammelt, meinen Entschluß zu vernehmen. —

Deshalb sind wir hier, hohe Fürstin! nahm der Woiwode von Krakau das Wort: Gebe Gott, daß er mit unsern heißesten Wünschen übereinstimmen mag.

Das gebe Gott! tönte es von allen Seiten der Versammlung wieder.

So vernehmt ihn! sprach Hedwig und eine feierliche Stille herrschte bei diesen Worten in dem Saal.

Ich setze die Krone wieder auf mein Haupt, sprach sie feierlich, will Eure Königin sein und bleiben und dem Großfürsten, wenn sein Aeußeres nicht gar zurückstoßend und widrig ist, meine Hand geben und den Thron mit ihm theilen.

Ein lauter, tobender Jubel erscholl jetzt von allen Seiten: Alle drängten sich an die Stufen des Thrones und riefen: Es lebe Hedwig, Polens Königin! Lange lebe sie zu unserm Heile! — Jetzt nahte sich ihr der Erzbischof und — Erlaubt, daß ich die heilige Krone auf Euer jugendliches Haupt zum Zweitenmale setze! sprechend, wollte er die Krone ergreifen; aber die Königin erfaßte sie schnell. Ehrwürdiger Vater! sagte sie, und trotz der Feierlichkeit, mit der sie diese Worte sprach, blickte ein gewisser Hohn hindurch: Saget Ihr mir nicht an dieser nemlichen Stelle, Gott habe sie mir gegeben und mir geboten, sie, so lange seine Weisheit es heische, zu tragen? Nun? — Was Gott einmal mir gab, bedarf nicht erst von Menschenhand mir wieder gegeben zu werden. Sie setzte bei diesen Worten sich die Krone auf das Haupt und erst jetzt traf ihr Blick den Kastellan von Krakau.

Dobeslaus von Kurozwocky! wendete sie sich jetzt zu diesem und ihr Auge flammte: Euch hier in dieser Versammlung zu finden, muß ich dulden, Eure Geburt und Eure Stelle, die höchste unter den Woiwoden, weist Euch diesen Platz an; aber ich hoffe, fortan Euch und Eure Söldner nicht mehr im Schlosse zu Krakau zu finden, mit Euch wohn' ich nicht unter einem Dache. Verlaßt noch heute mit Euren Söldnern das Schloß, oder ich verlasse es; die Bürger von Krakau werden es schon bewachen, ich bedarf keiner Fremden zu meinem Schutz und keines Dieners zu meiner Aufsicht.

Der Kastellan war von diesem Befehle überrascht, schwieg anfangs: doch trat er endlich keck hervor und sagte: Ihr habt kein Recht, Hoheit, mich meines Amtes zu entsetzen.

Und hätt' ich kein Recht, wie ich mit Gott kein Recht habe, mir meine Diener selbst zu wählen, so verlangt' ich es: noch heute verlaßt Ihr das Schloß!

Nein! rief Dobeslaus und schlug an den Griff seines Säbels, ich verlasse das Schloß nicht und vertreibe Gewalt mit Gewalt!

Ist kein Pole hier, der für die Ehre seiner Königin das Schwert zieht? — rief die Zürnende jetzt, ihre Rechte nach der Versammlung streckend, und die Schwerter der Männer zu ihrer Linken wurden bloß; auch zur rechten Seite blitzte mancher Damascenerstahl, und nur ein kleiner Haufe seiner Vertrautesten umgab schützend den Kastellan.

Verlaßt die Versammlung, verlaßt das Schloß, bat jetzt der Erzbischof den Kastellan, vermeidet nutzloses Blutvergießen, Ihr seid im Nachtheil.

Entfernt Euch, bis das Unwetter vorüber ist. Da bedachte sich Dobeslaus einen Augenblick, dann warf er einen verächtlichen Blick in die Versammlung umher. Unglückliches Vaterland! rief er, deine Söhne beugen sich vor einem schwachen Weibe! schritt stolz aus der Versammlung und verließ, von seinen Söldnern gefolgt, das Schloß und die Stadt und zog Lithauen zu.

In Masse strömte das Volk, welches jetzt das Schloß unbewacht sah, über die niedergelassene Zugbrücke und drang, da niemand es hinderte, bis in den Saal, wo es die Königin mit lautem Jubel, der jedoch mit dem Rufe: es lebe Jagiello, untermischt war, stürmisch begrüßte.

Schon waren die Versammelten bereit, den frechen Haufen zurück zu treiben, als der Erzbischof, das Crucifix in der Hand, ihnen entgegen trat. Bei dem Anblick des Keuzes warf sich das Volk zur Erde, empfing in Demuth seinen Segen und es ward dem Bischof leicht, durch freundliche Worte es wieder aus der Versammlung und dem Schlosse zu führen. Nichts war von ihnen zerstört, nichts in dem Schlosse geraubt worden.

Gleich darauf verließ die Königin die Versammlung, welche sie im feierlichen Zuge bis zu ihren Zimmern begleitete.

Hier fand sie den Pater Johannes, Marie den Segen ertheilend, begriffen, die sich heute noch zu unwohl gefühlt hatte, um der Königin in die Versammlung folgen zu können. Schon seit einer Stunde war der Mönch bei ihr. Er hatte ihr, da Casimir noch am nemlichen Tage Krakau verlassen wollte, seine letzten Grüße und mit ihnen die Hoffnung gebracht; aber so bereitwillig er auch das Mädchen zum Vergeben gefunden hatte, so schwer ward es ihm, sie zu überzeugen, daß der Jüngling wirklich Neigung für sie gefühlt habe. Der gute Vater mochte ihr noch so viel von den Verblendungen des Satans sagen, der oft Gewalt auf das edelste, frömmste Herz übe, er mochte ihr noch so heilig versichern, der Wahnsinn, der seines Zöglings Geist in Banden gehalten habe, sei jetzt nach ruhiger Besinnung verschwunden, er erkenne seine Thorheit und ihren Werth: Marie schüttelte ungläubig ihr sorgenschweres Haupt und meinte: wahre Liebe widerständ' den Lockungen des Satans, nur ein geliebtes Bild könne Platz im treuen Herzen finden; vergeben habe sie ihm Alles, aber hoffen von ihm könne sie Nichts! — Bringt ihm meinen Scheidegruß! sprach sie dann und mit jedem Worte wurde ihr Gemüth bewegter, glühte heftiger ihre Wange. Sagt ihm, daß mir sein Andenken werth bleiben solle; aber er selbst habe eine unübersteigliche Kluft zwischen mich und ihn gezogen; sei der Mann ein schwankendes Rohr, könne er nicht des schwachen Weibes Stütze sein. Mit diesen Worten hatte sie den Mönch entlassen, der, als die Königin eintrat, sich eben wegbegeben wollte.

Hedwig hielt ihn nicht auf, begab sich in ihr Cabinet, wohin Marie und Demeter ihr folgten, setzte sich hier auf den Sessel am Fenster und sah sinnend vor sich hin. Lange währte das Schweigen, welches der Harfner

endlich brach. Ich weiß nicht, begann er, nach dem, was ich heute sah und hörte, ob die Königin noch ferner meines Rathes bedarf?

Sie bedarf noch immer den Rath des treuen Freundes, erwiderte sie, ihr gesenktes Haupt erhebend, und sollte sie auch jetzt den Rath weniger befolgen, als sonst, so muß Dich das nicht abschrecken, ihn mir auch ferner zu ertheilen. Sie streckte bei diesen Worten dem alten Manne ihre Hand freundlich entgegen, und eine Freudenthräne quoll aus seinem leuchtenden Auge hervor.

Ihr handelt heute als ein Mann, Königin! sprach er.

So werd' ich fortan immer handeln müssen, Demeter, fiel sie ihm schnell in die Rede. Das Zarte haben sie aus meinem Herzen getrieben, dem fortan die Empfindungen des Weibes fremd bleiben müssen, und wehe mir, würden sie an Jagiello's Seite je wieder in meinem Herzen wach.

Ihr wagtet viel gegen den Kastellan, fuhr der bedächtige Alte fort.

Weniger, wie Du glaubst, Demeter. Der mir Ergebenen war ich gewiß; die, so es redlich mit ihrem Vaterlande zu meinen wähnen, hatte mein Entschluß befriedigt, die von des Großfürsten Gold Bestochenen, was kümmerten die sich weiter um Dobeslaus von Kurozwocky? Wie wenig blieben nun noch um ihn geschaart? — O glaubt es mir: treue Anhänglichkeit ist selten! —

Warum weinst Du, Marie? wandte sie sich nach dieser, die ihre Thränen vergebens zu verbergen suchte: Habe ich auch Dir eine schmerzlich tönende Saite Deines Herzens berührt? — Das wollte ich nicht! — Ich dachte in diesem Augenblick nicht an eine treue Liebe; auch sie ist selten, wenn sie dem Herzen ein Opfer bringen soll. — Wir haben beide diese Erfahrung gemacht. — Doch still hiervon; die Vergangenheit bleibe hinter uns, sie störe nicht mehr unser ernstes Fortschreiten.

Die Nachricht, die Königin habe in die Wahl Jagiello's gewilligt, war durch mehrere Eilboten dem Großfürsten schnell überbracht worden, der sich eilig auf den Weg machte, die polnische Gränze überschritt, jedoch in Lublin verweilte, hier die ihm entgegen kommenden Gesandten abzuwarten. Sie trafen ein und mit ihnen Dobeslaus Kurozwocky und auch Zawisza von Obeschnisz, den die Königin ihm entgegen geschickt hatte, ihr über des Großfürsten Gestalt und Benehmen Kunde zu bringen. Jagiello empfing die Gesandten mit Auszeichnung. Was sie ihm verkündeten entsprach zu sehr seinen Wünschen, als daß sie ihm nicht höchst willkommen gewesen wären; des Kastellans Ankunft überraschte ihn. Als das Haupt der Partei, die sich für ihn verwendet hatte, glaubte er dessen Gegenwart für ihn in Krakau nützlicher, und da er ihn als einen sehr eigennützigen Mann kennen gelernt hatte, so meinte er, er sei vorausgekommen, den ver-

sprochenen Lohn jetzt schon zu empfangen. Deshalb war er nicht wenig erstaunt, als der Mann, den er unter allen Polen am meisten fürchten zu müssen glaubte, sich um seinen Schutz bewarb und ihn mit dem Vorgefallenen bekannt machte. Was ihm hierbei Dobeslaus von seiner künftigen Gattin sagte, war eben nicht geeignet, das schöne Bild, welches vor seiner Seele stand, zu erhöhen, denn er schilderte sie ihm als stolz, herrschsüchtig und eitel, und trug ihm, was mit dem Herzog von Oestreich vorgefallen war, in einem sehr zweideutigen Lichte vor. Doch Jagiello, nur das schöne Weib, nur die Krone vor Augen, hörte wenig darauf. Die giftigen Worte des Kastellans rauschten unbeachtet an ihm vorüber, doch suchte er ihn mit Versprechungen zu trösten und versicherte ihm seinen gewissen Schutz.

Obgleich der Großfürst kein großer Geist und eben nicht scharfsinnig war, fehlte ihm doch eine gewisse Schlauheit nicht: er ließ sich nicht leicht überlisten. Bei des Kastellans hämischen Worten ergründete er leicht den Quell, dem sie entsprungen; bei Zawiszas Aufmerksamkeit auf seine Person und auf sein ganzes Benehmen, von dem er wußte, er sei ein Anhänger der Königin und nicht zur Gesandtschaft gehörig, stieg schnell der Verdacht in ihm auf, er sei hier, seine Persönlichkeit auszukundschaften, und so überraschte ihn schon am andern Tage der Großfürst mit der sonderbaren Aufforderung, ihn in's Bad zu begleiten. Lange Zeit hielt sich Jagiello in dem Bade auf, wobei er kein Wort mit dem Polen gesprochen hatte, und erst, als er es verließ, nahm er Zawisza freundlich bei der Hand: Edler Herr! sprach er: Euch sandte die Königin nach Lublin, zu sehen ob ich wirklich ein solches Ungeheuer sei wie man mich ihr geschildert hatte; Ihr habt Euch überzeugen können, geht nun zurück und stattet Eurer Gebieterin treuen Bericht ab. Dabei reichte er ihm einen goldenen Becher, aus dem er eben einen Trunk gethan: Nehmt dies zur Erinnerung an diese Stunde und sagt in Krakau, die Freunde der Königin seien auch die Meinen.

Ich danke Euch, Herr, für Eure freundlichen Worte, erwiderte Zawisza, den Becher neben sich stellend, ich bin ohne Auftrag hier und habe deshalb keinen Lohn verdient.

Und wärt Ihr ohne Auftrag hier so könntet Ihr noch weniger ein Geschenk von der Hand Eures künftigen Herrn ausschlagen, sagte Jagiello, der Becher ist schön gearbeitet und mit Edelsteinen ausgelegt, nehmt ihn zur Erinnerung.

Aber Zawisza verweigerte ihn auch jetzt noch.

Und warum wollt Ihr kein Geschenk aus meiner Hand annehmen? fragte der Großfürst aufgebracht.

Um Euch zu zeigen, Herr, erwiderte Zawisza, daß nicht alle Polen bestechlich sind.

Statt des Bechers reichte ihm Jagiello die Hand, die der Pole treuherzig schüttelte und sich entfernte.

Er kehrte gleich darauf nach Krakau zurück, und mit ängstlich klopfendem Herzen empfing ihn die Königin. Sie hatte von dem Augenblick an, daß sie ihrem Verlobten hatte entsagen müssen, nie gehofft, nie gewünscht, in Jagiello den Mann zu finden, der ihr das Geopferte ersetzen könnte; nur fürchtete sie, der Mann an dessen Seite sie fortan leben sollte, sei abstoßend und häßlich an Geist und Gemüth. Deshalb war es wohl natürlich, daß die Nachricht Zawisza sei zurückgekehrt und harre im Vorzimmer, sie ängstlich ergriff.

Nun? rief sie mit Hast dem Eintretenden entgegen — Nun, wie fandet Ihr den Großfürsten?

Beruhigt Euch seinetwegen, Königin! erwiderte der Gesandte, Jagiello ist nicht, wie man ihn Euch geschildert hat. Er ist wohlgebaut, sein Körper ist gewandt und von mittelmäßiger Größe, sein Blick ist freundlich, sein Gesicht länglich und, wenn auch nicht schön zu nennen, wahrlich durch nichts entstellt, und sein Benehmen eines Fürsten würdig. So fand ich ihn, Hoheit, glaubt meinen Worten und verscheucht das unfreundliche Bild, das Ihr Euch vielleicht bisher von ihm gemacht hattet.

Von diesem Augenblicke an schien die Königin beruhigter und in ihr Schicksal ergebener zu sein. Sie erwartetete nun mit nicht mehr so viel banger Sorge, als sonst, die Ankunft des Großfürsten, und der alte Demetrius konnte seine Freude deshalb nicht verbergen, denn ihm hatte schon lange der Stolz des Herzogs von Oestreich mißfallen, und er immer gefürchtet, der Wunsch selbst zu herrschen, der sich nach seiner Meinung so deutlich in Hedwig aussprach, würde mit dem Stolze des Herzogs nicht friedlich zu vereinigen gewesen sein. Marie hingegen betrübte die Fassung, welche ihre Gebieterin zeigte, sie wähnte: ein Mal das Herz zum Opfer gebracht, könne nie Ruhe und Friede das Zerrissene beglücken. Ihr war die Welt außerhalb ihres geträumten Paradieses überall eine furchtbare Oede, und wären ihren Tritten Blumen von Neuem entsprossen, so glaubte sie sie zertreten zu müssen. Hedwig hatte eine höhere Ansicht des Lebens; sie fühlte die Last der Krone, aber auch die Pflicht, die sie ihr auferlegte. Sie fühlte die Größe ihres Opfers, doch auch die Nothwendigkeit es bringen zu müssen, fühlte die Schwere des Schicksals, aber auch den Muth in sich, sich von seinem Drucke nicht beugen zu lassen.

So vergingen Tage und Wochen, in denen Hedwig immer mehr Fassung gewann, doch als der entscheidende Augenblick immer näher kam, sie die Starosten und Woiwoden unter Trompetenschall dem Großfürsten entgegenziehen sah, und auf den entfernten Höhen jetzt die Schaar der geharnischten Lithauer erblickte, da ergriff sie doch Wehmuth und Schmerz. Sie warf sich weinend in die Arme Mariens, und es war ihr, als wenn sie mit dem morgenden Tage jedem Lebensglücke Lebewohl sagen müßte. Ich habe geträumt und gehofft, rief sie schmerzvoll, die Phantasie ist so oft auf den Tönen meiner Harfe in das Zauberland der Liebe gedrungen, meine

Sehnsucht, dort zu weilen, mir dort die Kränze für mein ganzes Leben zu flechten, war so unaussprechlich groß, ich stand so getrost, so hoffnungsmuthig vor der mir geöffneten Pforte — und sie schloß sich mir. Wohin wird mich die Wirklichkeit führen? — Doch weg mit dieser Schwärmerei, einer Königin ward nur selten der Eintritt in dies Paradies gestattet, die Krone ist ihr Blumenkranz, der goldne Thron ihr schimmerndes Eden. Warum nährte ich die kühne Hoffnung, ich würde eine der Auserwählten sein, die mit der Krone auf dem Haupte in dies Heiligthum treten dürfe. Sie trat mit anscheinender Ruhe ans Fenster, blickte hinaus in die sinkende Nacht, und sah nun, wie die Wachtfeuer der Fremden hell auffackernd die Dämmerung erhellten. Als es Nacht ward, die Millionen Sterne leuchtend am dunkeln Himmelsdome hervortraten, wandte sie den Blick hinauf zu ihnen: In der unendlichen Zeit, während ihr da oben wandelt und leuchtet, rief sie und streckte die Arme nach ihnen empor, ist keiner von Euch untergegangen, noch steht Ihr in Eurer Herrlichkeit und Pracht, warum sollte mein Stern untergegangen sein? — Eine Wolke entzieht ihn meinem Blick; aber wenn ich mit der Abendsonne untergehen werde, wird er mir schon jenseits wieder leuchten! Mit tröstendenden Gedanken legte sie sich zur Ruhe, in Ergebung den kommenden Tag und ihr Geschick erwartend.

Am andern Tage hielt der Großfürst seinen feierlichen Einzug in Krakau. Er war prachtvoll. Von seinen Brüdern und seinen Vetter Witold umgeben, von dem Adel seines Volks und dem ihm entgegen gezogenen Adel Polens gefolgt unter rauschender Musik und dem Wiehern von tausend Rossen, auf welchen seine mit strahlenden Panzerhemden bewaffnete Leibwache ritt, zog er, von den Glocken der alten Thürme begrüßt, unter dem Jubel des herbeiströmenden Volkes in Polens Hauptstadt ein.

Hörst Du das feierliche Geläute, hörst Du den lauten Jubel der thörichten Menge? sagte Hedwig zu Marien, mit der sie sich eben allein in ihrem Zimmer befand, Wie ein Herr zieht er ein, und als Wilhelm von Oestreich sich Krakau nahte, begrüßte ihn nicht Glockenton, nicht Jubel des Volks, nicht einmal wie einen Gast empfingen sie ihn; sie verschlossen dem christlichen Fürsten die Pforten des Palastes, die sie weit dem heidnischen öffnen.

Als der Zug jetzt näher kam, verließ die Königin das Fenster ihres Schlafgemaches, trat in ihr Prunkzimmer und winkte, daß man sie hier allein lassen solle. Sie blieb dort lange düster sinnend, dann befahl sie, daß ihr ganzer Hofstaat sich um sie versammele, setzte die Krone auf ihr Haupt, warf hierbei einen mehr schmerzlichen als wohlgefälligen Blick auf ihre reizende Gestalt, seufzte tief auf und glaubte mit diesem Seufzer jede Last von ihrem Herzen abgewälzt zu haben. Als aber das Geräusch und die Fußtritte der Männer immer lauter aus der langen Halle ihr ent-

gegen tönten, als die Flügel der Thüren sich öffneten, Jagiello eintrat, da erbebte ihr starkes Herz dennoch, und bedurfte eines Augenblicks, sich zu ermannen.

Der Großfürst nahte sich ihr festen Schrittes, doch plötzlich war sein Fuß gebannt, sein Auge wie mit Zaubergewalt auf die holde Gestalt Hedwigs geheftet er blieb in ihrem Anschauen versunken, in der Entfernung stehen, bis endlich seine Empfindungen in Worte ausströmten. Bei dem Gotte der Christen, solche Schönheit sah ich noch nie! rief er mit flammendem Blick, und Hedwigs Mund umzog bei diesen Worten ein freundliches Lächeln, das den holden Zügen nur noch mehr Liebreiz gab und den immer noch in der Ferne Stehenden ganz bezauberte.

Tretet näher, Großfürst von Lithauen, redete sie ihn jetzt an, und seid mir in Krakau willkommen! Er näherte sich bei diesen Worten der Königin und beugte sein Knie. Noch vor keinem meiner Götter, noch vor keinem menschlichen Wesen hab' ich mein Knie gebeugt, sprach er, als nur vor Euch, Schönste der Sterblichen! — Nehmt den Tribut, der der Königin der Frauen, der Königin dieses edlen Volkes gebührt, huldreich an!

Steht auf, Fürst Jagiello! erwiderte die Königin: Beugt fortan Euer Knie vor dem Gotte, aus dessen Hand Ihr die Gaben des Glücks empfangen sollt, setzte sie erröthend hinzu. Jagiello stand auf, begrüßte sie, seinen Gebräuchen nach, feierlich, zeigte auf seine Brüder und Verwandte und bat, sie freundlich in ihrem Hause aufzunehmen.

Hedwig brach sogleich das Gespräch ab: sie fürchtete, der Großfürst möchte die Zukunft berühren, und dem wollte sie ausweichen. Sie entließ ihn daher bald. Ihre erste Zusammenkunft war kurz gewesen.

Dieser schmerzliche Augenblick war nun vorüber! seufte sie tief auf, als sie sich mit ihren Vertrauten allein befand.

Und wie gefiel Euch der Großfürst? fragte Demeter, erhielt aber keine Antwort, denn Hedwig starrte noch immer sinnend vor sich hin. Er gleichet nicht dem erschreckenden Bilde, das ihm vorangegangen war, fuhr nach einer Weile der Alte fort, das knappe, aufgeschlitzte seidne Wams, das Fell des jungen Bären, von zwei goldnen, von leuchtenden Edelsteinen blitzenden Klauen auf seiner rechten Schulter zusammengehalten, gab der Gestalt kein übles Ansehen, sein krauses Haar, das flammende, unverwandt auf Euch blickende Auge gefielen mir. Der Ausdruck seines Gesichts war mehr gutmüthig als wild.

Gebe Gott, daß Du ihn recht beurtheilst, brach Hedwig ihr Schweigen, gebe Gott, daß er Gefühl genug hat, mich zu verstehen. Aber es geschehe, was da will, fuhr sie halb unmuthig auf, ich habe mich ihm geweiht, unabänderlich geweiht, und ich muß mit Ergebung tragen, was mir das Schicksal auferlegt hat.

Noch am nemlichen Tage schickte ihr der Großfürst kostbare, werthvolle Geschenke; aber sie war kaum zu vermögen, sie eines Blickes zu wür-

digen. Was soll mir der eitle Tand? sprach sie, das Funkeln dieser Steine erleuchtet mir nicht meine Nacht, diese kostbaren Gewänder decken, aber heilen nicht mein wundes Herz.

Am andern Tage kam der Erzbischof im Auftrag des Großfürsten zu ihr und bat, diesem ein geheimes Gehör zu schenken. Der Fürst will, so sagte der ehrwürdige Mann, sich zu nichts eher fest verbinden, bis ihm aus Eurem Munde selbst die Gewißheit wird, daß Ihr ihm ohne Widerstreben Eure Hand reichen wollet. Auch bedingt er sich aus, daß an dem nemlichen Tage, an welchem er durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen wird, auch seine Verbindung mit Euch gefeiert werde. Legt dem Allen kein Hinderniß in den Weg und beendet, was Ihr so herrlich zur Ehre Gottes und zum Wohle Eures Landes begonnen habt.

Seid unbesorgt, ehrwürdiger Herr! erwiderte die Königin, ich bin fest in meinen Entschlüssen. Was ich meinem Volke versprochen, das halt' ich treu, was ich Gott gelobt, ist unverbrüchlich. Sobald der Großfürst Jagiello Christ geworden, sobald er erfüllt, was er für Polen zu thun versprach, sobald er die wenigen Bedingungen, die ich ihm machen werde, eingegangen ist, gebe ich ihm meine Hand — mein Herz aber bleibt mein Eigenthum.

Segne Euch Gott für den Entschluß! sagte der Erzbischof und entfernte sich, den Großfürsten zu benachrichtigen, daß ihn die Königin erwarte.

Jagiello erschien bald darauf und nahte sich, weniger befangen als am vergangenen Tage, Hedwig, die ihn auch heute freundlicher empfing.

Ich komme, Königin, redete er sie an, aus Eurem Munde selbst die mich so beglückende Versicherung zu empfangen, daß Ihr mich Unwürdigen Eurer Hand werth haltet. Sonst blickte Jagiello kühn um sich her, keine Fürstentochter schien ihm zu hold, keine Krone zu glänzend, die er nicht mi dem Opfer seines Glaubens sich erringen, deren Werth er nicht mit seinem Lande aufzuwiegen glaubte. Vor Euch aber, der Schönsten aller Frauen stehe ich, ein zagender Bettler, und werbe bescheiden, als hätte ich nichts in die Wagschale zu legen.

Ihr bringt Euren Glauben zum Opfer und er wiegt schwer in der Schale, sagte Hedwig, und trotz der Schmeichelei, die er ihr, und wie man sehen konnte, aus der innersten Tiefe seines Herzens gesagt hatte, blieb ihr Antlitz ernst.

Schwer und leicht, wie Ihr es nehmen wollt, Königin! erwiderte Jagiello rasch: Schwer ist's, sich von seinen alten Gewohnheiten trennen, im Kampf gegen die Priester auftreten zu müssen, deren Reich zu Ende geht, — leicht, wenn man ringsum von Christen umgeben ist, welche die Sonne so warm bescheint wie uns, und deren alleiniger Gott so viel vermag, als unsre Götter alle, die ich willig der Göttin zum Opfer bringe, vor der ich jetzt anbetend stehe.

Großfürst! hub jetzt Hedwig an, der Wille der Polen hat Euch hierher an meine Seite berufen, nicht ich — Laßt mich meine Rede ohne Unterbrechung enden, bat sie, als er zu reden beginnen wollte. Das Schicksal, nicht ich, bedenkt dies wohl, hat uns zusammen geführt, wir sollen auf unsrer Lebensbahn vereint wandeln, deshalb glaub' ich, ist es mir Pflicht, offen und unumwunden mit Euch zu reden und Euch nicht zu täuschen.

Ich war dem Herzog von Oestreich von früher Kindheit an verlobt, mein kindlicher Sinn gewöhnte sich daran, ihn als meinen künftigen Gemahl zu betrachten, das Auge der Jungfrau erfreute sich bei dem Anblick des schönen Mannes, ihr Herz erglühte von Liebe, als es des Fürsten treffliches Gemüth, seine Neigung zu mir erkannte. Wir wurden gewaltsam getrennt, der größte Theil der Polen verlangte Euch zu meinem Gemahl, ich erkannte, daß ihre Wahl für sie weise, für des Landes Wohl heilsam sei, brachte meine Neigung zum Opfer und bin bereit, mein Opfer zu erfüllen. Hat mit blutendem Herzen, mit nur halb unterdrückter Neigung, ohne Liebe zu Euch, Hedwig von Ungarn noch Werth für Euch? — Sie schwieg — auch Jagiello schwieg, von diesen Worten überrascht. —

Noch Eines, ehe Ihr mir antwortet. Seit einem Jahre habe ich dies Land allein beherrscht und ich glaube, die Polen waren mit der Führung meines Scepters zufrieden. Ihr selbst wißt, welchen Reiz die Macht hat, Andre zu beherrschen und nicht Sclave fremden Willens zu sein. Auch mich hat dieser Reiz bezaubert, auch ich möchte nicht um Alles in der Welt fortan Sclavin fremden Willens sein. Den Thron mit dem Manne theilen, könnt' ich wohl, ihm den Thron überlassen, nimmermehr! — Hat nun noch Hedwig von Polen Werth für Euch?

Ich sehe noch in ihr die Königin der Frauen, die weiseste der Herrscherinnen dieser Welt, für die zu leben und zu sterben ich bereit bin! rief Jagiello, vor ihr niederknieend.

Nun so hört, sprach sie, ihn aufrichtend, und der Ernst war von ihrer Stirne gewichen, Anmuth und Freundlichkeit umschwebten ihre Rosenlippen. Ich werde Euer treues, Euer liebendes Weib sein, sollte auch die Erinnerung mir zuweilen Thränen entlocken, wenn Ihr mit Liebe mir entgegen kommt, mit Nachsicht die Wunde meines schwachen Herzens ruhig sich vernarben laßt. Mit dem bindenden, am Altare des Herrn gesprochenen Ja! ist es mir Pflicht, Euer Leben zu verschönen, und ich werd' es thun, so viel ich es vermag. Ihr sollt an mir kein herrschsüchtiges Weib finden, aber eine Gattin, die mit Rath und That im Krieg, wie im Frieden Euch treu zur Seite steht, und welcher Euer Ruhm und Polens Wohlfahrt fortan das höchste Ziel ihres Strebens sein wird. — Aber verdient auch Euer Glück, legt die rauhen Gewohnheiten ab, die mein Herz nicht ertragen könnte, seid Vater Eures Volks, ein liebender Gatte — und Gott wird helfen! rief sie und reichte ihm, sich abwendend, die Hand, denn ein Strom von Thränen brach hervor.

Ich werde erfüllen, was Ihr von mir verlangt, Königin, heilig werd' ich es erfüllen! rief er, ihre Hand an seine Lippen drückend, und ihren Schmerz ehrend, entfernte er sich schnell.

Jagiello kehrte hochbeglückt nach seiner Wohnung zurück; er zweifelte nun nicht mehr an Hedwigs Einwilligung, nicht an der günstigen Stimmung der Polen und begann nun mit Zuversicht die ferneren Unterhandlungen. Der Erzbischof selbst unternahm es, ihn in den Lehren der christlichen Lehren zu unterrichten, und Jagiello war ein sehr gelehriger Schüler, und da es hier nur auf die Taufe ankam, so bemühte sich der Erzbischof auch nicht sehr, ihm den tiefen Sinn der Religion verständlich zu machen. Die zur politischen Verhandlung Beauftragten hatten eben so leichtes Spiel mit ihm, denn Jagiello hielt Wort, und da ihm Alles daran gelegen war, jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, welches ihn länger Hedwig zu besitzen abhielt, so war die Verhandlung bald zur allgemeinen Zufriedenheit beendet. In einer zweiten Unterredung, die er mit der Königin unter vier Augen hatte, gab er ihr auf ihr Verlangen mit Freuden die eidliche Versicherung, Dobeslaus Kurozwocky, trotz seiner hohen Stellung und dem er übrigens die versprochenen Summen schon ausgezahlt, so wie seinem Neffen Casimir den Hof zu verbieten. So nahte der Tag heran, an welchem die heilige Handlung der Taufe vor sich gehen und der Großfürst mit seinen Brüdern und Vettern und den vornehmsten des Adels, so wie alle anwesenden Lithauer zum christlichen Glauben übertreten sollten.

Hedwig erwartete den für sie so entscheidenden Tag mit Fassung. Das Betragen ihres künftigen Gatten gegen sie war die ganze Zeit über von der Art gewesen, daß es ihr, wenn auch kein Eden, doch auch keine Hölle verhieß. Dem alten Demeter schien in mancher Hinsicht Jagiello der rechte Mann für Polen und Hedwig zu sein. Er war gut und brav, und der Alte traute Hedwigs Verstande und ihrer Liebenswürdigkeit Gewalt genug zu, ihn zu beherrschen, und da er trotz der schönen Eigenschaften der Königin, trotz seiner Vorliebe für sie die Lust zu regieren stärker in ihr wähnte, als es wirklich war, auch aus langer Erfahrung wußte, wie leicht die Zeit die ersten Eindrücke der Schwärmerei auf ihren Schwingen entführe, so glaubte und hoffte er Hedwig glücklicher zu sehen, als sie es selbst je zu hoffen wagte. Aber der alte Mann irrte, seine Vorliebe für die Königin war zu groß, der Wunsch ihres steten Glücks zu heiß in ihm, als daß er an ihrem Glücke zweifeln konnte.

Auf Marie, diese stille in sich gekehrte Dulderin, machten die Verhältnisse und der Gemüthzustand, worin sie ihre Gebieterin sah, eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Sie hoffte Nichts, sie fürchtete Alles. Selbst freudenlos, sah sie auch nur für Hedwig eine freudenlose Zukunft, und die muthige Ergebung der Königin, ihre wahrhaft bewunderungswürdige Fassung, die sie wohl nicht verstand, erschienen ihr als bittres Unrecht an ihrer ersten Liebe. Dieses Gefühl zog sie jetzt sogar oft von ihrer Gebieterin

ab, und mit der festen Gewißheit, daß sie nie einem andern Mann ihr Herz schenken könne als Casimir, obgleich er sie verlassen, hintergangen hatte, tadelte sie oft im Geheim die Königin bitter, daß sie nicht der Krone und Allem entsagt hatte, um die Freiheit ihrer Hand und ihres Herzens sich zu erhalten. Hedwig blieb diese Stimmung Mariens nicht verborgen, es schmerzte sie, sich von ihr, der sie mit so inniger Liebe zugethan war, verkannt zu sehen; doch berührte sie diesen Punkt nie und zürnte ihr auch nicht deshalb.

Freudiger Jubel verkündete den so wichtigen Tag für Polen, Kanonendonner und Glockengeläute mischten sich in das Jauchzen der Menge, und Alles bereitete sich zum Zuge nach der Kathedrale, die kaum die Menge der Menschen faßte, die Zeuge dieser feierlichen Handlung sein wollten. Der Erzbischof verrichtete die Taufe. Jagiello nahm den Namen Wladislaus, und seine beiden Brüder Scrygiello und Boris, die Namen Casimir und Boleslaus, sein Vetter Witold aber den Namen Alexander an. Kanonendonner verkündigte Krakau den Moment, der drei Millionen Ungläubige in den Schooß der christlichen Kirche geführt hatte. Freudig jauchzten die Polen bei diesem Donner, aber Hedwigs Brust erfüllte er mit banger Beklommenheit, denn er rief sie an den Altar. In der Tracht seines Volkes war der Großfürst am Fuße des Taufsteins niedergekniet, in der Tracht seines neuen Landes bestieg er bald darauf sein wildes ukrainer Roß und sprengte mit einem stattlichen Gefolge unter lautem Freudenruf des Volks: Es lebe Jagiello, Polens König! über die Zugbrücke des Schlosses.

Der Zug ging noch einmal nach der Kathedrale, doch jetzt prangte an Wladislaus Seite die königliche Jungfrau, die, so muthig sie auch ihrem Schicksal entgegen gehen wollte, doch ihre Empfindung nicht sattsam zu verbergen vermochte. Ihr Antlitz wollte lächeln, als sie das Volk begrüßte, aber immer mußte sie gegen ihre Thränen kämpfen, und es entging selbst der Menge nicht, daß der Myrthenkranz, der sich um die Krone schlang, der Jungfrau eine Dornenkrone sei. Nur auf sie waren aller Augen gerichtet, nur der Ruf: Es lebe Hedwig, unsere geliebte Königin! erschallte, und der Name Jagiello wurde jetzt nicht gehört.

Vor der Kathedrale, wo sie der Erzbischof und die Geistlichkeit empfing, stieg sie von ihrem Zelter, betrat nun festen Schrittes den hochgewölbten Dom und schritt dem Altare zu; hier wurde sie mit Wladislaus feierlich vermählt. Auch dies verkündigte Kanonendonner und Glockengeläute dem Volke, doch für Hedwig war es Grabgeläute. Jetzt nahten sich die Starosten und Woiwodem dem Hochaltare, die dritte feierliche Handlung sollte beginnen, Wladislaus als König von Polen gekrönt werden. Noch befand sich die alte Krone der Piasten seit König Ludwig in den Händen der Ungarn; eine einfache in aller Eile Gefertigte lag auf dem Altar, diese

ergriff zu Aller Erstaunen Hedwig, und sich zu ihrem Gemahl, der an der Stufe des Altars niedergekniet war, wendend, sprach sie mit lauter vernehmlicher Stimme: Mein hoher, mein edler Gemahl! Ich theile in diesem Augenblick die Krone Polens freiwillig mit Euch, möge sie der heilige Erzbischof von Gnesen im Namen des barmherzigen Gottes, der Euch heute als ein verstoßenes Kind in sein Vaterhaus aufgenommen hat, auf Euer königliches Haupt setzen. Sie reichte dem Erzbischof die Krone, der von dem männlichen Muthe der Königin überrascht, die Krönung verrichtete.

Turniere und Bankets folgten nun, aber auch bei diesen rauschenden Vergnügungen blieb Hedwig ernst. Sie behandelte ihren Gemahl mit ausgezeichneter Achtung, man hätte, dem äußern Anschein nach, sagen können, mit Liebe; aber wer einen tieferen Blick in ihr Inneres thun konnte, fand dort den Frohsinn der Jugend nicht mehr, die goldenen Pforten der Traumwelt geschlossen, und wie sie am Abend vor ihrer Vermählung Demeter ihre Harfe mit den Worten übergeben: fortan soll keine Saite mehr tönen, das Lied meines Lebens ist verhallt! so hatte sie sich auch einer ernsten, strengen Pflicht geweiht und alle Frühling-Hoffnungen hinter sich gelassen. Selbst Demeter ward zuweilen an ihr irre, nur Marie verstand sie jetzt und blickte anbetend an ihr auf; doch tadelte sie die Kraft, mit welcher Hedwig ihr Schicksal ertrug, sie erschien dem weichen Gemüthe des Mädchens zu männlich stark.

Der König fühlte sich in ihrem Besitze hochbeglückt, sein Gemüth war nicht zart, sein Geist hatte nicht Tiefe genug, das, was in Hedwigs Innerm vorging, zu durchschauen, und so trübte nichts sein Glück, er überließ sich ihm ganz, und Hedwig mußte ihn oft erinnern, daß es Zeit sei, mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung zu ergreifen. Er ordnete nun auch bald das künftige Verhältniß Lithauens zu Polen, ernannte seinen Bruder Casimir dort zum Großfürsten und schickte sich an, seine Gemahlin nach Wilna zu führen, die aber, ihn dorthin zu begleiten ausschlug, da sie meinte, ihre Gegenwart sei in Krakau nothwendiger.

So waren Monate verflossen. Von einer Woche zur andern hatte Wladislaus seine Reise nach Lithauen verschoben, da ihm die Trennung von Hedwig zu schwer wurde; aber die Aufforderung seines Bruders, die Nachricht, daß die heidnischen Priester an vielen Orten das Volk aufwiegelten, und es sich weigerte, die heiligen Bäume umzuhauen und sich taufen zu lassen, die Ermordung mehrerer christlichen Priester bestimmten ihn endlich, in Begleitung eines großen Theils des polnischen Adels aufzuzubrechen und nach Wilna zu ziehen Nur mit schwerem Herzen verließ er Krakau, denn er liebte Hedwig, wenn auch nicht, wie ihr reines frommes Gemüth es verdiente, doch mit unbegränzter Leidenschaft.

Auch sie erkannte seine Liebe, welche ihrem Herzen aber nur das war, was der Nachthau der lechzenden Flur ist, die sich nach sanftem erquickenden Regen sehnt, und welche die spärlichen Crystall-Tropfen des Thau's wohl erquicken, aber nicht genügen können. Sie freute sich ihres Alleinseins und lebte nun blos den Geschäften und der Einsamkeit; jedes rauschende Vergnügen, jedes Fest war von ihrem Hofe verbannt, Demeter und Marie die Einzigen, die in den Stunden der Einsamkeit um sich sah. Die Harfe des Alten tönte jetzt oft wieder in ihrem stillen Gemache und ihre Töne verlockten sie dann in die Tage des Frohsinns, aber nur auf Augenblicke; die Blüthenwelt war für sie erstorben, auch für Marie. Casimir war gleich nach seiner Genesung in fremde Lande gezogen und Weiteres wußte sie nicht von ihm.

Der König verlebte in Wilna nicht die stillen ruhigen Tage der Einsamkeit wie Hedwig, die selbst und wahrscheinlich absichtlich alle nicht unumgänglich nothwendigen Regierungsangelegenheiten bis zur Rückkehr des Königs verschob. Er hatte gegen den immer noch mächtigen Einfluß der Priester zu kämpfen, von denen Mehre mit den Waffen in der Hand das Heiligthum ihrer alten Götter vertheidigten. Zwar wurde das Volk haufenweise zur Taufe zusammengetrieben, aber noch gab es manchen harten Kampf zu bestehen, ehe die heiligen Haine sanken, die Götzenbilder umgestürzt wurden.

Ritterspiele und Festlichkeiten, jetzt schon mehr nach den Sitten Polens, als nach den rauhen Gebräuchen Litthauens angeordnet, zerstreuten den König nicht ganz, der Widerstand machte ihn unmuthig, die Sehnsucht nach seiner Gemahlin den Aufenthalt in Wilna verhaßt. Aber seine Pflicht gebot ihm, noch länger seine Sehnsucht ungestillt zu lassen, und zwei, ihm dem Anschein nach Ergebene, die ihm hierher gefolgt waren, verstanden es, sie nach und nach zu mildern. Es war Gnievos von Dalewycz und der von dem Hof von Krakau verbannte Dobeslaus von Kurozwocky. Beide, und besonders der Erstere, wußten sich in die Gunst des Königs einzuschmeicheln, denn das ritterliche Wesen des Unterkämmerers, der jeden Kampfplatz als Sieger verließ, gefiel Wladislaus und dessen gleisnerische Zunge bestach ihn. Weniger wendete sich sein Herz zu dem hoffärtigen Kurozwocky, der bei aller Unterwürfigkeit, die er dem König bezeigte, doch überall seinen Stolz durchblicken ließ; vielleicht entfernte ihn auch die Furcht, Hedwig zu mißfallen, wenn er ihn seiner Person näher brächte. Beide Polen waren nicht Freunde der Königin, Beide nicht gesinnt, sie in den Augen ihres Gemahls in ein noch schöneres Licht zu stellen, wie sie schon wirklich stand.

In dieser Zeit waren Abgeordnete von Oestreich nach Krakau gekommen, den Unterkämmerer aufzufordern, die ihm vom Herzog Wilhelm übergebenen Schätze auszuliefern und im Fall seiner Weigerung sich desfalls an die Königin zu wenden. Hedwig, welche wohl fühlte, daß sie sich

bei dieser Sache vorsichtig benehmen müsse, sandte die Abgesandten sogleich nach Wilna, die Sache ihres Herrn dort zu betreiben, und suchte dadurch jeder Mitwirkung von ihrer Seite zu entgehen. Die deutschen Ritter erhielten eben keine freundliche Aufnahme am Hofe zu Wilna. Schon im Voraus von ihrer Ankunft benachrichtet, hatte Gnievos dem König Mancherlei von dem Verhältniß des Herzogs zu seiner Verlobten auf tückische Weise hinterbracht, wobei der Kastellan nicht müßig war, und durch giftige wenn auch nur hingeworfene Worte, dem König einen Stachel in das Herz drückte, der ihn nur zu schnell, zu tief verwundete. Die Ankunft der Abgesandten war nicht geeignet, die Wunde zu heilen, welche Verleumdung ihm auf so listige Weise geschlagen hatte. Den Umstand, daß Hegwig ihm nach Wilna zu folgen sich geweigert hatte, daß die Abgesandten aber während seiner Abwesenheit nach Krakau gekommen waren, benutzten Gnievos und der Kastellan nur zu gut, und da sie bald sahen, daß der Argwohn in dem Herzen des Königs Wurzel gefaßt hatte, berichteten sie ihm auch Alles zwischen Hedwig und dem Herzoge Vorgefallene und malten es ihm im grellsten Lichte, schilderten ihre Zusammenkünfte im Franciscanerkloster mit den schwärzesten Farben und der Kastellan bezeichnete besonders den Aufenthalt des Herzogs in den Zimmern der Königin als ein Ereigniß, das keinen Zweifel mehr an einem strafbaren Verhältnisse zwischen Beiden übrig ließ.

Lange, obgleich der Argwohn schon tiefe Wurzel gefaßt hatte, widerstand noch Wladislaus ihren teuflischen Einflüsterungen, endlich aber siegten die Verläumder und der Glaube an die Tugend seiner edlen Gemahlin war dahin

Den Abgeordneten erwiderte Gnievos auf ihr Verlangen, Geld und Kostbarkeiten zurückzugeben, daß er, sobald er den Befehl des Herzogs erhalten, ihm die bewußte Kiste zugeschickt habe, dies wolle er mit einem Eide bekräftigen und durch Zeugen bestätigen lassen; ob die Kiste aber in die Hände des Herzogs gekommen, ob sie diesem bei seiner Flucht durch die Polen abgenommen, oder schon früher im Tumult abhanden gekommen sei, wisse er nicht und wär' auch deshalb Niemanden Rechenschaft zu geben schuldig. Die Deutschen wendeten sich nun mit ihrer Klage an den König selbst, wurden aber ohne Weiteres abgewiesen, unter der Hand zur schnellen Rückkehr ermahnt und ihnen dabei der Rath gegeben, nicht über Krakau ihren Weg zu nehmen. Da sie auch sahen, daß hier durch Unterhandlungen für ihren Herrn nichts zu gewinnen sei, sie auch aus mancher früheren Aeußerung der Königin überzeugt waren, daß diese nur ungern in dieser Sache einschreiten würde, so verließen sie Wilna und traten den Rückweg nach Oestreich an, ohne Krakau zu berühren.

Nach langem Aufenthalte kehrte endlich Wladislaus dorthin zurück. Mit der Zärtlichkeit einer treuen Gattin empfing ihn Hedwig und staunte nicht wenig, als der sonst so feurige, ganz von leidenschaftlicher Liebe erglühte Gemahl sie zwar freundlich, ihrer Erwartung nach aber kalt begrüßte. Anfangs glaubte sie, so Manches, was ihm in Lithauen begegnet sei, könne ihn verstimmt haben: doch mußte aber der Gedanke bald in ihr aufsteigen: müßte nicht ihr Anblick, müßte nicht ihre Gegenwart den Unmuth verscheuchen? Sie schwieg, und nicht der leiseste Vorwurf traf ihn, sie blieb sich gleich, schien seine Kälte, die ihr von Tag zu Tage gleichgültiger zu werden begann, nicht zu bemerken, aber doch störte sie den Frieden ihrer Seele. Als aber Wochen vergangen waren und des Königs Benehmen immer kälter, immer herzloser wurde, sie auch erfahren hatte, daß der Kastellan während des Königs Aufenthalts in Wilna diesen nicht verlassen habe, als sie sah, daß der treulose Gnievos stets um ihn war und sein ganzes Vertrauen besaß, da ward es ihr klar, daß diese Männer das Herz ihres Gemahls von ihr abgewendet hatten, ein Geheimniß mußte verborgen sein; es zu enthüllen war ihr fester Entschluß.

Sie begab sich deshalb schon des andern Tages zu dem Könige. Mein Gemahl! redete sie ihn mit Freundlichkeit und Ruhe an, Ihr seid von Wilna nicht wieder zurückgekehrt, wie Ihr hinzoget.

Ihr habt recht, fiel er ihr in die Rede, ich bin einiger Erfahrungen reicher und doch ärmer zurückgekehrt.

Darf Eure Gattin wissen, was Euer Gemüth beunruhigt, was Euch tief quälen muß, da es so kalt und feindlich auf diejenige wirkt, die, wie Ihr sonst sagtet, die Welt Euch zum Paradiese schuf?

Laßt uns davon schweigen, sagte der König, seid Ihr lange nicht auf die Reiherbeize geritten? fragte er dann, das Gespräch abbrechend.

Hedwig sah ihn staunend an.

Oder in das Franciscanerkloster zur Beichte gegangen? fuhr er fort.

Wie soll ich das verstehen, Wladislaus? fragte die Königin rasch. steht mir deshalb Rede. — Aber der König lächelte hämisch und schwieg.

Steht mir Rede, was sollen diese Worte, was soll dies Lächeln? fuhr Hedwig immer aufgeregter fort — Ihr schweigt noch? — Fühlt Ihr nicht, daß dies Schweigen in solchem Augenblick mir tiefe Kränkung sein, muß?

Auch ich fühle mich tief gekränkt, murmelte, jedoch nicht aufblickend der König vor sich hin.

Durch wen? fragte Hedwig.

Durch Euch! fuhr Wladislaus heftig auf.

Durch mich? sagte die Königin, und hohe Röthe überflog ihre Wangen, ihr Auge sah ernst auf den Gemahl: Durch mich, Ihr gekränkt, tief gekränkt? —

Ja durch Euch! rief der König, und seine Wangen überzog Todten-

blässe, Zeichen seines wilden losbrechenden Zornes, sein feuriges Auge aber schoß Flammen auf die Königin, die im Gefühl ihres Rechts ohne Zagen ihm gegenüber stand. Du liebtest den Herzog von Oestreich! —

Ich liebte ihn, schon ehe ich Euch sah, ich ehrte den edlen deutschen Fürsten und schätzte den zarten Sinn hoch, mit dem er sich mir nahte.

Dir nahte! rief der König, heftig mit dem Fuße stampfend: Bei allen Teufeln! Ja wohl, setzte er bitter lachend hinzu: er war der kühne Mäher des üppigen Waizenfeldes, ich nur der ärmliche Aehrenleser.

Wladislaus! versteh' ich Euch recht? sagte die Königin bebend und ihr Muth war dahin. Sie wankte, kaum, daß sie sich aufrecht erhalten konnte.

Sünderin, sieh, wie Du erbebst! rief Wladislaus höhnisch lachend und reichte der Sinkenden nicht einmal den Arm, sie zu stützen. — Aber das eben gesprochene Wort gab ihr Kraft und führte ihr den Muth zurück. Vor meinem Gott stehe ich rein! sprach sie feierlich, ihre Rechte emporstreckend: Auch vor meinem Volke will ich rein dastehen, so wahr mein Vater im Himmel über mich wachen wird! Dies sagend, wandte sie dem Könige den Rücken und verließ ihn.

Kaum in ihr Gemach getreten, befahl sie, daß man den Erzbischof von Gnesen zu ihr rufen möge, dann setzte sie sich auf einen Sessel und weinte bitterlich. Auf Demetrius Fragen, auf Mariens Bitten, ihnen zu sagen, was ihr begegnet sei, erwiderte sie nichts; erst nach einer Weile hob sie das gesenkte Haupt. Glaube der Mensch nie, sprach sie, daß der Becher seiner Leiden voll sei, er muß ihn leeren, damit er sich von Neuem fülle.

Theilt mir Euren Kummer mit, bat Demeter, der den Grund ihres Kummers ahnete, theilt ihn uns mit! Ich vergehe vor Angst! bat Marie, sich weinend an ihre Herrin schmiegend.

Ich hätte besser gethan, Demeter, erwiderte die Trauernde, ich wär' nur meinem Herzen gefolgt, nicht Deinem Rathe, und hätte, statt des Blumenkranzes, die Krone aus diesem Fenster geworfen. Ich büße meine Schuld! — Aber kein Bitten, kein Flehen konnte sie bewegen, Weiteres zu sagen, sie schwieg, bis der Erzbischof bei ihr eintrat.

Alsbald winkte sie Demeter und Marien sich zu entfernen. Ich habe Euch bitten lassen, ehrwürdiger Herr! redete sie ihn an, der bei dem Anblick ihrer bleichen Wangen und der verweinten Augen sie staunend betrachtete. Ich habe Euch rufen lassen, weil Ihr der Einzige seid, dem ich vertraue. Euch allein will ich mein blutendes Herz ausschütten.

Ich habe, fuhr sie nach einer Pause fort, Eurem Rathe, Euren Ermahnungen folgend, Polen meine Jugend, mein Herz zum Opfer gebracht, meine Ehre aber kann es nicht als Opfer von mir fordern.

Edle Fürstin, wer könnte das? fiel ihr der Erzbischof in die Rede.

Der König zweifelt an meinem tugendhaften Wandel, fuhr sie fort, und ihre Lippen bebten, hohe Röthe überzog ihr holdes Antlitz, als sie diese Worte sprach.

Ohnmöglich! rief der Erzbischof, wer könnte Euren heiligen Wandel tadeln, wer die sechzehnjährige Jungfrau, wer die fromme Königin nur eines sündigen Gedankens zeihen?

O, die Gedanken des Menschen entspringen nicht immer seinem reinen Gemüthe, ehrwürdiger Vater, sie sind oft Kinder des unbewachten Augenblickes, sagte die Königin, sich nach der Hand des Bischofs beugend, die sie im Gefühl ihrer Schuld an ihre Lippen drückte. Oft waren meine Gedanken nicht so rein, als Ihr wähnet.

Sie werden durch den barmherzigen Vater nicht in das große Schuldbuch eingetragen, wenn die That ihnen nicht folgt, sagte der Erzbischof sie beruhigend wollend, und legte die Hand auf das gebeugte Haupt der Königin: Sie gingen schnell an Euch vorüber, der Herr vergibt sie Euch durch mich. Aber sagt mir, was ist vorgefallen, das Euch in diese Stimmung versetzen konnte? Wer hat an Eurer Tugend gezweifelt? —

Der König, mein Gemahl! sagte Hedwig zusammenschauernd. Er zeiht mich eines strafbaren Umgangs mit dem Herzog von Oestreich — und nannte mich — eine Sünderin!

Ha, Gnievos! rief der Erzbischof, sich vergessend; — doch gleichviel, wer es auch war, fuhr er fort, ich eile zum König, werd' ihm mit donnernder Stimme sagen, das er das Heilige nicht mit unheiligen Händen berühre; fußfällig soll er Euch um Vergebung flehen und seinen Irrthum erkennen.

Euer Eifer, ehrwürdiger Herr, führt Euch zu weit. — Habt Ihr die Gewißheit, daß ich eine Reine, Makellose vor Euch stehe? — Ihr glaubt meinem Worten, habt Vertrauen zu meiner Tugend, aber Gewißheit habt Ihr nicht. Sie Euch, sie meinem Gemahl, sie meinem Volke zu geben, verlange ich ein öffentliches Gericht, das mich streng, aber gerecht richte. Noch sind, den König zu begrüßen, viele der ehrwürdigen Väter der Kirche, mancher von Adel in Krakau, noch sind d i e beisammen, welche den König nach Wilna begleiteten, sie mögen sich versammeln, vor ihnen will ich mich, als meinen Richtern, stellen. Der König, oder wer es auch sein mag, trete als Kläger gegen mich auf, ich allein will mich vertheidigen. Geht deshalb zu dem Könige, tragt ihm mein Verlangen vor, sagt ihm, ich dränge auf öffentliches Gericht und bis ich rein, wie vor meinem Gott, auch vor ihm und meinem Volke stände, wären wir getrennt, mein Gemach ihm und Jedermann verschlossen, denn die Sünderin muß ihre Tage in der Einsamkeit vertrauern.

Der Erzbischof wollte sie von jedem öffentlichen Schritt abhalten, aber Hedwig beharrte auf ihrem Vorsatz. Der leiseste Hauch darf nicht des Weibes Tugend trüben, und jeder Verdacht, der nicht bis zur Wurzel ausgerottet ist, keimt immer von Neuem wieder. Ich bitte Euch, geht zum Könige, tragt ihm mein gerechtes Verlangen vor, und haben ihn je diese unglücklichen Reize entzückt — geliebt hat er mich wahrlich nie — so wird

er, eingedenk der Vergangenheit, mir Gerechtigkeit widerfahren lassen — wo nicht, so ruft Hedwig selbst Adel, Geistlichkeit und Volk zu ihren Richtern auf.

Der Erzbischof, den festen Sinn der Königin kennend, drang nicht weiter in sie und ging, mit dem König über diese unangenehme Sache zu sprechen.

Der Erzbischof fand Wladislaus in sehr aufgeregter Stimmung. Die Unterredung mit seiner Gemahlin hatte ihn erschüttert, er war über ihren Trotz, wie er ihr Benehmen nannte, aufgebracht; aber so wenig zarten Sinn er auch für wahre Weiblichkeit und Tugend haben mochte: so hatte er sich doch sagen müssen, daß nur die Unschuld den Muth geben könne, so stolz, so bestimmt seiner Anklage entgegen zu treten. Der Erzbischof berichtete ihm nun, daß er im Auftrag der Königin käme, ermahnte ihn dann, ja Alles reiflich zu überlegen, und sein Ohr den Einflüsterungen übel gesinnter Menschen zu verschließen, schilderte ihm, wie hoch Hedwig in den Augen ganz Polens gestanden habe und noch stehe, wie rein und unbescholten ihr Wandel gewesen sei, sagte ihm unumwunden, daß, wenn die Königin mit dem ihr feierlich Verlobten wirklich in näheren Verhältnissen gestanden habe, sie nach den Gesetzen, wenn auch nicht recht gethan, doch gewiß zu entschuldigen gewesen wäre. Da aber alles dies Wladislaus den einmal gefaßten Argwohn nicht nehmen konnte, so ergriff endlich der Erzbischof das letzte Mittel, ihn eines Bessern zu überzeugen. Ihr wißt, Hoheit, sprach er, daß die Königin nur gezwungen und nur dem Willen des Volkes nachgebend, mit Euch die Krone getheilt hat. Wäre dem so, wie Ihr wähnt, so wäre die Königin, so wie ich sie kenne, in die Versammlung getreten und hätte muthvoll verkündet, daß sie das Eheverlöbniß mit dem Herzoge vollzogen habe. Was konnte dann geschehen? Hättet Ihr dann noch um Ihre Hand werben können, oder glaubt Ihr, Polen hätte die geliebte Fürstin vom Throne gestoßen, um Euch darauf zu erheben?

Der Erbischof schwieg, der König stand nachdenkend vor ihm. Seht, Hohheit, fuhr nun der ehrwürdige Bischof fort, das war es, was wir fürchteten, deshalb verwehrten wir dem Herzoge den Eintritt in das Schloß, duldeten wir, daß die Königin den Herzog nur bei den frommen Franciscanern sehen konnte, deshalb ward ihr zuletzt der Ausgang aus dem Pallaste verwehrt, und deshalb verdient sie diesen Verdacht wahrlich nicht von Euch, der bedenken sollte, daß eine solche Behandlung ihrer Königin leicht die Herzen der Polen von Euch abwenden könnte. Setzt Euch nicht mit ihr in offenen Kampf, er wäre gewagt. Ueberdies, so weit der menschliche Geist in die Tiefe eines Herzens schauen kann, erblicke ich das Herz der Königin rein, unbescholten und makellos.

Ich will Euern Worten glauben, hub endlich der König an, will den

Verdacht, den man in meiner Brust erweckt hat, zu verscheuchen suchen, ich will das Vergangene vergessen, ihr vergeben.

Wo keine Schuld ist, habt ihr nichts zu vergeben, mein König! sagte der alte Bischof zürnend, und das würde auch der Königin nicht gnügen. Sie verlangt vor öffentlichem Gerichte ihren Anklägern entgegen gestellt und so öffentlich freigesprochen oder verdammt zu werden.

Ich liebe nicht, wenn häuslicher Zwist in des Königs Hause Sache des Volkes wird, erwiderte Wladislaus, ich will glauben, will öffentlich sagen, die Königin sei unschuldig.

Und die falschen Ankläger, dem Gesetze nach, mit dem Tode bestrafen? fiel ihm fragend der Erzbischof in die Rede.

Verlangt nicht zu viel, ich könnte auch das schon Versprochene zurücknehmen, erwiderte Wladislaus unmuthig — Doch ich werde selbst zur Königin gehen und sie zu besänftigen suchen. Sie ist klug und verständig, und wird wohl einsehen, daß Dergleichen sich besser unter vier Augen als öffentlich beseitigen läßt.

Ich glaube kaum, Hoheit, daß die Königin ihren Entschluß ändern wird meinte der Erzbischof, überdies hält sie es für Pflicht, daß die Sünderin, wie Ihr sie benannt habt, sich für Jedermann, auch für ihren königlichen Gemahl in ihr verschlossenes Gemach zurückziehe.

Des Königs Heftigkeit brach bei dieser Nachricht los, und der Erzbischof versuchte lange vergeblich, ihn zu besänftigen, denn Wladislaus wollte sogleich hin nach den Gemächern der Königin und den Eingang ertrotzen. Endlich aber gab er doch den Bitten des Erzbischofs nach, und da ihm dieser vorstellte, daß bei dem beharrlichen festen Charakter der Königin nur zwei Wege offen blieben, entweder sie zu richten, oder ihre Ankläger zu verurtheilen, überlegte Wladislaus mit mehr Ruhe, was zu thun sei. Er hing im Grunde noch mit Leidenschaft an seiner Gattin, nur der Eifersucht war es möglich gewesen, seine Neigung für den Augenblick zu unterdrücken. Er wünschte sie unschuldig zu wissen, fühlte aber auch, daß einmal gefaßter Verdacht nur durch gänzliche Ueberzeugung ausgerottet werden könne und hierzu die Unschuldsbetheurung der Beschuldigten nicht allein hinreichend sei. Der Erzbischof überzeugte ihn endlich, daß, um ehrenvoll aus dieser Sache zu treten, ein öffentliches Gericht nothwendig sei, wo die Verläumder vor einer angesehenen Versammlung aufgefordert würden, ihre Aussage in Gegenwart der Königin zu wiederholen und Beweise zu führen, und wagten oder könnten sie dies nicht, das strenge Gesetz über sie walten zu lassen. Nach langem Widerstreben genehmigte endlich der König, daß der Erzbischof die anwesende Geistlichkeit, der Marschall aber den Adel auf einen zu bestimmenden Tag versammeln sollte. Er selbst wolle zu Gericht sitzen und die Ankläger stellen.

Als der Erzbischof der Königin diese Nachricht brachte, schien sie erfreut, dankte ihm, seufzte jedoch tief auf. Ehrwürdiger Herr! sagte sie dann,

das Auge gen Himmel gehoben, daß ich gezwungen bin, gleich einer Sünderin vor mein Volk zu treten, ist eine harte Prüfung, die mir der Herr auflegt, ist ein strenges Gericht, daß er wegen eines frevelhaften Wunsches über mich hält.

Königin steht Ihr rein vor Gott, so traget die Prüfung, die er Euch sendet, mit Ergebung, sprach er.

Ja, rein steh' ich vor dem Allmächtigen, der das Innere meines Herzens kennt, rein und makellos, rief die Königin, die Rechte gen Himmel streckend, das schwöre ich vor ihm, dem Allwissenden! Aber — daß nun auch nichts mehr meine Brust beklemmen, mein Gewissen beschweren soll, will ich Euch beichten, was ich verschuldete. Im Kampf mit dem Schicksale, begann sie nach kurzem Zögern erröthend, da ich sah, ich mußte unterliegen, da ich die letzte Hoffnung, mich mit dem Herzoge durch priesterliche Weihe zu verbinden, schwinden sah, den Hufschlag des Rosses hörte, der ihn von mir vielleicht für ewig entfernte, da faßte ich den sündigen Entschluß, dem Schicksal zum Trotz, das feierliche Eheverlöbniß auch ohne Priester zu vollziehen, und so eine unübersteigbare Kluft zwischen mir und dem Großfürsten zu öffnen. Gott war barmherzig, der Wille ward nicht zur That, die Pforten des Pallastes fand ich verschlossen, und auf meinen Knieen habe ich dem Vater im Himmel gedankt, daß er mich hinderte zu thun, wozu die Verzweiflung allein mich treiben konnte. Jetzt büße ich meine Schuld, auch den sündigen Wunsch bestraft der strenge Richter.

Der Erzbischof suchte sie zu trösten. Nicht als Strafe, als Prüfung möge sie es betrachten, was ihr der Herr sende, sprach er, und es gelang ihm endlich, ihr aufgeregtes Gemüth zu beruhigen. Sie äußerte nun den Wunsch, daß sich das Gericht so bald als thunlich versammeln möge, ihren qualvollen Zustand zu enden. Der Erzbischof versprach, die Sache zu betreiben, auch gelobte er ihr, den König zu vermögen, sich bis nach gehaltenem Gericht von ihr entfernt zu halten.

Jetzt erst theilte sie Demeter und Marien ihren Kummer mit. Der alte Mann jammerte und klagte sich an, ihr zu dieser unglücklichen Vermählung gerathen zu haben, aus der ihr unverschuldet so viel Kummer entspränge. Er sah nun für immer ihr Lebensglück zerstört und blickte ohne Hoffnung und Vertrauen in die Zukunft. Mariens Geiste hingegen hatte diese Begebenheit neue Schwungkraft gegeben, ihr zur Schwärmerei geneigtes Gemüth fand Nahrung in dem Gedanken, daß der Glanz ihrer Gebieterin, durch den giftigen Hauch der Verleumdung getrübt, öffentlich in neuer Glorie leuchten solle. Daß auch die Tugend verkannt werden, die Verleumdung siegen könne, daran dachte das reine kindliche Gemüth der Jungfrau nicht.

Bald hatte sich in ganz Krakau und in der Umgegend das Gerücht verbreitet, die Königin sei von ihrem Gemahle eines lasterhaften Wandels angeklagt. Kaum wollte man es glauben, es nicht für möglich halten, daß Jemand es wagen könne, die Tugend der allgemein geliebten Königin zu verlästern, und allgemein und öffentlich sprach sich der Unwille gegen den König aus. Wo er sich dem Volke zeigte, wurde er nicht mehr wie früher durch lauten Jubel begrüßt, oft aber umgab das Volk den königlichen Pallast, und zeigte sich dann Hedwig zufällig am Fenster, so erscholl der freudige Ruf: Lange lebe Hedwig, Polens edle Königin! Besonders nahmen die Frauen und Jungfrauen Partei für die Verläumdete, Jung und Alt, Vornehm und Gering nahmen die Königin in Schutz, und sie meinten wohl mit Recht: wenn dies Engelsantlitz, diese frommen, heiligen Züge trügen könnten, müsse man allen Glauben an das Edle im Menschen verlieren. Diese allgemeine Stimmung blieb Hedwig nicht unbekannt, es war ein leuchtender Stern in ihrer Nacht.

Endlich erschien der entscheidende Tag. Der hochgewölbte Saal im Schlosse, wo so mancher Pfeil ihr Herz getroffen hatte, war gewählt worden, um vor den versammelten Adel, bei offenen Thüren Recht zu sprechen, ob Hedwig schuldig sei oder nicht. Ihre Ankläger ahnete man, ohne sie doch bestimmt zu kennen. Schon in aller Frühe war das Schloß von Kriegsvolk besetzt worden, welches in den langen, nach dem Saale des Gerichtes führenden Hallen aufgestellt war, den zu starken Eindrang des Volkes zu hemmen, das sich nach den beiden hohen offen stehenden Flügelthüren des Saales drängte. Nur mit Mühe konnten die Krieger den Weg offen halten, durch den der in Krakau sich gegenwärtig befindende Adel sich in den Saal begab. Heute nahmen fast Alle den Platz zur Linken des Thrones ein, nur Wenige setzten sich auf die gegenüberstehende Seite, unter denen sich der Kastellan Kurozwocky und der Unterkämmerer Gniewos befanden. Erst als die Plätze zur Linken und dem Throne gegenüber besetzt waren, mußten die später Kommenden die Plätze zur Rechten einnehmen. Die Geistlichkeit kam auch heute zugleich, den Erzbischof an ihrer Spitze.

Die Versammlung war ruhig, selten sprach ein Nachbar mit dem andern, nur das Volk murmelte wie dumpfer Donner in weiter Ferne, und zuweilen unterbrachen die an jeder Thür stehenden vier Hellebardirer die Stille, wenn sie, den Eintretenden Platz zu machen, ihre kreuzweise vor der Thür gepflanzten Hellebarden zurückzogen.

Jetzt verkündete das dumpfe Murmeln: der König! die Ankunft Wladislaus. Ehrerbietig begrüßte ihn die Menge, durch die er schritt, ehrerbietig standen bei seinem Eintritt die Versammelten auf, aber kein Jubelruf empfing ihn. Mit umwölkter Stirn bestieg er seinen Sitz unter dem Thronhimmel.

Ehrwürdige Väter, begann er nun, und Ihr edle Herren des Polenlandes, die ich heute hier um mich versammelt habe, um über die Anklage

gegen meine erlauchte Gemahlin Gericht zu halten, ich lege das Richteramt in Eure Hand und fordere Euch auf, nach Eurer besten Ueberzeugung und wie Ihr es vor dem allmächtigen Gott dereinst verantworten könnt, Euer Urtheil zu sprechen, und nicht aus Freundschaft oder feindlichen Gesinnungen für oder gegen die Ankläger meiner königlichen Gemahlin, Euch stimmen zu lassen Ich, der Gemahl der Angeklagten, bekenne hiermit laut und feierlich, daß ich sie unschuldig glaube und sie nie des Angeschuldigten wegen zur Verantwortung gezogen hätte, wenn nicht ihr eigner unabänderlicher freier Wille ein offenes Gericht verlangt hätte.

Marschall, wandte er sich dann zu diesem, sendet zur Königin und laßt sie benachrichtigen, daß Alles bereit sei und wir sie erwarten. Mehrere vom Adel übernahmen sogleich den Auftrag und begaben sich nach den Gemächern der Königin.

Jetzt herrschte eine tiefe Stille, die kein Gespräch, kein Laut unterbrach. Selbst das Volk in der Vorhalle athmete kaum, jedes Herz schlug bang, jede Brust fühlte sich beklommen. Der König sah finster vor sich hin und seine Stirne war gefurcht, der Erzbischof hatte die Hände gefaltet und murmelte ein leises Gebet, die Versammelten des Adels saßen erwartungsvoll da und hefteten zuweilen düster flammende Blicke auf Gnievos von Dalewycz und den Kastellan, von denen letzterer stolz aber finster umherblickte, Gnievos aber, heiter, als sei er keiner der Betheiligten, mit seinem Bruder sprach, der neben ihm zur Seite saß. Selbst die Hellebardirer, welche die Eingangpforte bewachten, hatten ihre Hellebarden zurückgezogen und standen, die Ankunft der Königin erwartend, ernst und unbeweglich.

Diese, von den Abgesandten unterrichtet, daß Alles bereit sei, schickte sich an, nur von zwei ihrer Frauen begleitet, unter denen Marie war, den schweren Gang zu gehen. Wie fand sie sich überrascht, als sie aus der letzten Thür ihrer Gemächer trat und eine Menge stattlich gekleideter Jungfrauen in dem Bogengang fand, die unter freundlicher Begrüßung ihr voran durch die Reihen der Männer schritten und ihre Pfade mit Blumen bestreuten. Freudethränen drängten sich in Hedwigs Auge, und als jetzt der laute Jubelruf der Menge ertönte, der schnell wie ein geschäftiges Echo von Mund zu Mund bis an die Pforten des Versammlungsaals drang, als Männer und Weiber, trotz den Lanzen des Kriegsvolks, sich zu ihr herandrängten und ihre Hände küßten, da überwältigte sie die Rührung. Laßt mich, meine Freunde! bat sie, ich bedarf Kraft und Fassung, und ihr stimmt mein Herz so weich, laßt mich! Aber ihr Bitten war vergebens, mit jedem Schritte, den sie vorwärts that, mehrte sich der Zudrang und der Jubelruf der Menge, und Hedwig mußte mehremale rasten, ehe sie bis an die geöffneten Thüren des Gerichtsaals kommen konnte.

Dort hatten die vom Adel kaum ihre Bewegung unterdrücken können, es ward ihnen schwer, ihre Würde zu behaupten und nicht jetzt schon in den

Jubel des Volkes mit beizustimmen. Den König schien der laute Beifall, den man seiner Gattin zollte, nicht zu erfreuen. Der Erzbischof aber streckte, als wolle er das Volk deshalb segnen, seine Rechte nach den Jubelnden. Der Kastellan erbleichte, doch nur auf einen Augenblick. Gnievos aber sah hohnlächelnd nach dem jauchzenden Volke.

Jetzt erschienen die Jungfrauen an der Pforte und streuten Blumen bis in die Mitte des Saals. — Jetzt stand die Königin vor der offenen Thür, wo sie, Fassung bedürfend, einen Augenblick verweilte. Alles erhob sich und ein lautes: es lebe Hedwig, unsre edle, unsre geliebte Königin! erschallte von allen Seiten. Auch Wladislaus war aufgestanden, und von ihrem Anblick überrascht, wollte er ihr entgegen gehen; doch ihn traf ihr ernster Blick und sie winkte mit der Hand, daß er sich entfernt halten möge.

Hedwig, die Krone auf ihrem Haupte, sonst ohne allen Schmuck, trat jetzt im weißen Gewande, im Arm ein Kruzifix, das sie mit Rührung an ihre Brust drückte, in den Saal. Eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, ihre noch von Thränen feuchten Augen sahen freundlich, aber getrübt im Saal umher, wo sie mit Sanftmuth und Huld die Versammelten grüßte. So schritt sie demüthig, aber stolz im Gefühl ihrer Unschuld, langsam nach des Thrones Stufen hin, wo sie kaum bemerkbar das Knie vor dem Könige beugte, und als dieser ihr winkte, ihren Platz neben ihm zu nehmen, schüttelte sie verneinend ihr Haupt und trat zur Seite des Thrones neben den Erzbischof, vor dem sie sich neigte und seinen Segen empfing.

Jetzt erhob sich der König von seinem Sitze. Dobeslaus von Kurozwocky und Ihr, Gnievos von Dalewycz, die Ihr Euch unterfangen habt, meine edle Gemahlin bei mir anzuklagen, als habe sie mit dem Herzoge Wilhelm von Oestreich in strafbarem Umgange gelebt, tretet jetzt auf im Angesicht der versammelten Bischöfe und Edlen des Reichs, Eure Anklage öffentlich und feierlich zu wiederholen.

Der Kastellan und Gnievos erhoben sich von ihren Sitzen und traten festen Schrittes in die Mitte der Versammlung; doch ehe sie zu sprechen beginnen konnten, nahte sich ihnen der Erzbischof, das Kreuz in der Hand. Ehe Ihr Eure Anklage beginnt, redete er sie an, schwört auf dieses heilige Symbol unsers Glaubens, schwört bei dem Gekreuzigten, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, und bedenkt wohl, daß den Meineidigen der Fluch des Herrn in diesem, wie in jenem Leben trifft.

Beide legten, als der Erzbischof schwieg, ihre Rechte, ohne zu beben, auf das Kruzifix und schwuren. Die Versammlung, selbst die, so von ferne dies mit angesehen hatten, schauderten, als sie den Schwur vernahmen, denn Alle waren von der Unschuld der Königin fest überzeugt.

Nun beginnt! befahl der König, als das Gemurmel sich gelegt und es wieder im Saale still geworden war.

Ich, Dobeslaus Kurozwocky, Kastellan von Krakau, begann nun

dieser, bezeuge, daß die Königin bei nächtlicher Zeit den heimlich und verkleidet in das Schloß eingeschlichenen Herzog Wilhelm von Oestreich unfern ihres Schlafgemachs verborgen hatte, und als wir in ihr Zimmer traten und sie nicht fanden, sie von daher in selbiges zurückkehrte.

Dobeslaus! unterbrach ihn Nicolaus v. Ostrow, was Du hier sagst, wußten wir schon Alle, und Niemand warf deshalb Verdacht auf die Königin, welche die Kapelle hatte schmücken und durch Deinen Neffen einen Priester zu ihrer feierlichen Einsegnung in das Schloß bestellen lassen. Dies zeugt gegen Deine Anklage. Und mir selbst hat der Herzog von Oestreich versichert, nahm jetzt rasch Gnievos das Wort, daß er im Arme der Königin die höchste Wonne der Liebe empfunden habe.

Das lügt Ihr! rief die Königin, einen Schritt hervortretend, das hat Euch der Herzog von Oestreich nicht gesagt.

Das ist erlogen! riefen mehrere Stimmen.

Wer Gnievos von Dalewycz einer Lüge zeiht, der hebe diesen Handschuh auf und trete mir im Gottesgericht entgegen! rief der riesige Mann mit donnernder Stimme, seinen Handschuh im Saale hinschleudernd. — Nun, hebt ihn Keiner auf? fuhr er höhnisch fort: ist Keiner unter Euch, der es wagt, den Gnievos Lügen zu strafen? Keiner, der der gekränkten Unschuld Ritter sein will?

Nieder mit ihm! rief es von allen Seiten und die Säbel wurden bloß: Haut ihn nieder! rief das Volk in den Hallen. Gnievos aber stand ruhig wie ein Fels im Ungewitter in der Mitte der Tobenden, zog sein Schwert zur Vertheidigung nicht und blickte verächtlich lächelnd in der Versammlung umher. Aber dieses empörte die Freunde der Königin noch mehr und: Nieder mit dem Verräther! riefen hundert Stimmen von Neuem. Mehrere drängten sich mit geschwungener Wehr hervor, und auch Gnievos und sein Anhang zogen jetzt die Schwerter. Der König erhob sich in diesem Augenblick vom Throne und gebot Ruhe; aber das königliche Wort ward nicht gehört. — Die Schwerter klirrten, schon fielen Hiebe. Da stürzte sich Hedwig, das Kruzifix hoch erhoben, unter die Streitenden. Zurück, meine Freunde! rief sie, um aller Heiligen willen zurück. Wer seine Königin liebt, wer ihre Tugend ehrt, der lasse sein Schwert ruhen und nehme seinen Platz wieder ein.

Und die geschwungenen Säbel senkten sich bei dem Anblick der Königin, die schützend vor Gnievos und den Kastellan getreten war. Nehmt Eure Sitze wieder ein, bat sie von Neuem, tretet um Eurer Königin willen zurück. Die Starosten gehorchten, Hedwig blieb allein vor ihren Anklägern stehen.

Meine Freunde! redete sie jetzt die Versammlung an. Das Blut dieser Männer hätte mich nicht rein gewaschen, sie wären unter Euren Streichen gefallen, und die Wahrheit wäre mit ihnen verstummt, denn sie hätten nicht im Gotteskampf unterlegen, sie wären unter den Schwertern

der Menge meuchlings gefallen. Dort liegt noch der Handschuh, fuhr sie nach einer Weile fort, in welcher sie mit flammendem Blick in der Versammlung umherschaute. Ist denn Keiner unter Euch, der seinem Muthe, der Tugend seiner Königin und dem gerechten Gotte vertrauend, es wagt, den Handschuh dieses gefürchteten Mannes aufzunehmen? — Tritt keiner hervor? — Wagt Ihr es nur, mit hundert Schwertern auf ihn einzudringen, und erbebt Ihr, Mann gegen Mann ihm gegenüber zu treten? Ja, Keiner wagt es! rief sie zürnend aus, als Niemand hervortrat. — O daß ich ein Mann wäre, ich würde, Gott und meiner gerechten Sache vertrauend, hinstürzen, den Fehdehandschuh jauchzend aufheben und mit Gott, der die Unschuld beschützt, muthig in die Schranken treten.

Noch einmal durchflog ihr flammendes Auge die Versammlung. — Keiner wagte es, die Aufforderung des gefürchteten Kämpfers anzunehmen.

Da wandte sie sich tief betrübt, doch nicht entmuthigt, nach dem Throne. Mein Herr und König! sprach sie, da ich unter dem Adel Polens keinen Ritter finde, der für mich in die Schranken zu treten wagt, so erbitte ich mir eine Frist von zwei Monden, mir im Ausland einen Kämpfer zu suchen, bis dahin erlaubt, mich in irgend ein Kloster frommer Schwestern zurückziehen zu dürfen.

Der König gewährte ihre Bitte mit unverstellter Rührung und wollte eben in seinem Unmuth die Versammlung aufheben, als Gnievos in seinem Uebermuth ausrief: Wie abgerichtete Hunde den Löwen umstellen, so dranget Ihr auf mich ein, doch Keiner wagt es, dem Löwen zu nahen, und er steht noch hier und erwartet vergebens seinen Gegner.

Du wirst ihn nicht vergebens erwarten! schallte es vom Eingange des Saales herüber, und ein Jüngling, schlank und schön, trat ein, begrüßte die Versammlung, schritt an Gnievos, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, vorüber, trat an des Thrones Stufen, beugte seine Knie und sprach:

Mein gnädiger König! Der von Eurem Angesicht Verbannte wagt es hier zu erscheinen, wo die Gesetze des Landes ihm seinen Sitz anweisen, zürnt ihm deshalb nicht! Der König winkte ihm aufzustehen; dann nahte sich der Jüngling der Königin, beugte sein Knie vor der Hocherröthenden: Möge meine Herrin mir erlauben, zur Sühne meiner Schuld, das letztere sprach er leise, ihr Ritter zu sein.

Ich erkenne Euch, Casimir Kurozwocky, als solchen, erwiderte Hedwig, nahm eine Schleife von ihrer Brust und reichte sie ihm mit den Worten: Nehmt dies Zeichen meiner Huld, tragt es mir zur Ehre, meinen Feinden zum Verderben. Hefte die Schleife an sein Oberkleid, befahl dann die Königin der bebenden Marie, und als diese gehorchte, die Schleife dahin heftete, wo sie die Schläge seines Herzens unter ihrer zitternden Hand fühlte, da raunte er ihr zu; Habt Ihr mir vergeben, Marie? — Nun tausendmal! lispelte sie und trat schnell und erröthend zurück.

Jetzt neigte sich Casimir vor dem Könige und der Königin, ging mit heiterm Angesicht hin, wo der Handschuh Gnievos schon lange unberührt lag, und hob ihn auf. Gnievos! sagte er dann, vor diesem hintretend: Morgen, wenn die Messe beendet ist, erwarte ich Euch zum Kampf auf Leben und Tod! —

Frauenknecht! Elender Knabe! erwiderte der Stolze, den Jüngling höhnend, beichte Deine Sünden und nimm Abschied von der Welt.

Beichten werd' ich, Abschied nehmen von der Welt will ich, denn mein Leben steht in der Hand eines Höheren; aber dennoch will ich muthig dem Kampf mit Dir entgegen gehen. — Du vertraust auf Deine Stärke, Deine Erfahrung und Deine Geschicklichkeit — ich auf meinen Muth, auf die gerechte Sache und meinen Gott! Und so glaub' ich, ist der Knabe stärker, als Du, riesiger Mann! Morgen sehen wir uns wieder. Dies sagend, neigte er sich noch einmal gegen den Thron und verließ die Versammlung. Lauter Jubel des Volks begleitete den muthigen Jüngling.

Die Versammlung war gleich darauf von dem Könige aufgehoben worden, dem die wenige Rücksicht, die man auf ihn genommen hatte, am meisten aber das unerwartete Benehmen Gnievos unangenehm gewesen war. Der König war nemlich mit diesem übereingekommen, daß er seine Aussage in Rücksicht der Königin zwar nicht zu widerrufen brauche, doch ihr eine ganz andere, mildere Deutung geben solle, wodurch der König, dem jetzt, nachdem er sich von Hedwigs Unschuld überzeugt glaubte, alles daran lag, sich mit ihr auszusöhnen, die Sache gütlig auszugleichen hoffte. Gnievos aber täuschte ihn. In der Gewißheit, daß Niemand es wagen würde, seine Ausforderung anzunehmen, und wäre Jemand verwegen genug, des Sieges gewiß, wandelte er das Gericht, von dem er überzeugt war, es werde ihn verdammen, listig in ein Gottesgericht um. Unerwartet war ihm Casimirs Erscheinung.

Niemand war jetzt glücklicher als Marie. Der Gedanke, Casimir kämpft für Hedwig, dieser *eine* Gedanke verschlang alle anderen. Daß er unterliegen könne, daran dachte sie nicht; ihr Vertrauen zu ihm war so groß, ihre Liebe bei seinem Anblick so ganz wieder in voller Gluth erwacht, daß er ihr, Gnievos gegenüber, wie ein Gottgesandter erschienen war, die Unschuld der Königin mit seinem flammenden Schwerte der Welt zu bezeugen. Sie war voll Vertrauen, voll Muth.

So nicht Hedwig, noch weniger Demeter, besonders Letzterer nicht, der mit kälterem, aber mit ängstlicherem Blick die Begebenheiten betrachtete, als die Königin, welcher ihre Unschuld und ihr frommer Sinn mehr Vertrauen zu Gott gab, als dem alten zagenden Manne, den hier der Schwung der Dichtkunst verließ und dem nur die Schwächen des Alters zurückblieben. Ihn ärgerte fast der laute Jubel, der sich in jedem Worte, in jedem Blicke

Mariens aussprach, und er erfüllte heute nur ungern ihre Bitte, sie unter die hohen Linden zu begleiten, die ohnfern der dahin strömenden Weichsel ihr schattiges Dach wölbten.

Zu damaliger Zeit dehnte sich der Garten der alten Königsburg bis hinunter an den rauschenden Strom, wo er mehr ein kühles Wäldchen als ein Lustgarten zu sein schien. Hierhin zog Sehnsucht, Ahnung, Hoffnung und Unruhe die Ueberglückliche, die, das zahme Reh der Königin am wollenen Bande leitend, von süßen, lieblichen Träumen begleitet, von dem alten Demeter gefolgt, unter dem Schatten der duftenden Linden ihre beklommene Brust frei aufathmen ließ. Sie hatte auf dem Wege dahin Blumen gepflückt, die sie, sich unter einen Baum setzend, zu einem Kranze wand; das Reh, dem sie die Freiheit gegeben, weidete unbesorgt auf grünem Rasen, und Demeter, das Auge auf das theure Mädchen heftend, lehnte sich in einiger Entfernung an einen Baumstamm und beobachtete sie.

Der Kranz war gewunden, Marie blickte wehmuthvoll auf seine bunten Blumen und Blätter, und mochte wohl denken, wär' er doch nur von dunkler, deutungvoller Myrthe gewoben. Doch bald ruhte er in ihrem Schooße, ihr Auge blickte nicht mehr auf den duftenden, starr sah sie vor sich hin, und das Bild, das jetzt vor ihre Seele trat, mochte sie fest bannen, denn in tiefe Gedanken versunken, bemerkte sie nicht, daß das Reh sich ihr genähert hatte und ihren Kranz zerpflückte.

Trauriges Loos des Menschen! murmelte Demeter vor sich hin, als sein Blick die noch vor wenigen Augenblicken so Selige ernst und in sich versunken sitzen sah. Mit Blitzesschnelle entführt ihn die Phantasie auf ihren bunten Schwingen in das Wonnereich der Träume: da tritt eine trübe Gestalt ihm in den Weg, und er stürzt von seiner Höhe in die unermeßliche Tiefe des Schmerzes hinab, und aus ihr erhebt er sich nur langsam und schwer, oft nie wieder, denn Schmerz und Kummer haben bleierne Füße und stehen festgewurzelt auf irdischem Boden. Der Kranz, den die Arme unter lautem Klopfen des Herzens flocht, in den sie so manches freundliche Bild verwebte, liegt jetzt unbeachtet, werthlos in ihrem Schooße, dem schuldlosen Thiere eine Beute.

Als er so vor sich hin murmelte, hob das Reh seinen schlanken Hals empor, spitzte die Ohren, sprang im eilenden Fluge davon und weckte dadurch die Träumende, die aufblickte — Mein Casimir! ausrufend, aufsprang und schmerzlich berührt auf ihren Sitz zurücksank.

Demeter eilte herbei. Es ist nicht gut, daß wir träumen, das Erwachen ist gar zu bitter! sagte sie vor sich hin, als der Alte sie fragte, was ihr begegnet sei. Leite mich nach Hause, alter Mann, bat sie dann. — Demeter drang in sie, ihm zu sagen, was ihr begegnet sei; sie aber lächelte bitter und erwiderte nichts. Nur einmal, ehe sie in das Schloß traten, seufzte sie tief auf und sagte: Demeter! wenn des Schicksals eisige Hand mit einem Drucke das Herz zermalmt, so ist es seines Jammerns quitt,

und es ist aus mit dem Menschen und seinem Herzen, und ihm ist's wohl; — wenn aber das Schicksal mit ihm Scherz treibt, die Hoffnung ihm zum Troste sendet und sie dann wieder hohnlachend entfliehen läßt, wenn die Seele zwischen Himmel und Hölle schwebt, heute aufjauchzt vor Wonne, morgen aufschreit vor Schmerz, das ist zehnfacher Tod! —

Auch gegen die Königin blieb sie verschlossen und öffnete ihr nicht ihr Herz; nur als diese sie trösten und Vertrauen in ihr erwecken wollte, sagte sie wehmüthig: Auch mein Wermuthkelch hat sich von Neuem gefüllt, laßt mich ihn in der Stille leeren! —

Die ebene Fläche, auf welcher der Adel sich in Ritterspielen zu üben pflegte, wurde in aller Eile zum bevorstehenden Kampfe eingerichtet, Tribünen erbaut und der Platz mit Schranken umzogen. Ein öffentlicher Kampf in geschlossener Bahn war zu damaliger Zeit im Polenlande ungewöhnlich, Jeder schlichtete hier seinen Streit auf der Stelle mit dem Säbel in der Faust, oder durch Wegelagerung, ohne vorher in einem Fehdebrief den Gegner zu warnen. Ein Gottesgericht war außer den Sitten der Nation, und nur Gnievos Vertrauen auf seine Gewandtheit und Stärke und die Gewißheit, daß ihm Niemand im Schwertkampfe gleich käme, konnten es herbeiführen. Dem Könige, der wenig Vertrauen zu Casimir hatte, war der Zweikampf höchst unangenehm, doch konnte er ihn, ohne auf die Ehre seiner Gattin ein zweideutiges Licht zu werfen, nicht mehr rückgängig machen. Konnte er sich doch nur selbst anklagen, daß er durch sein geringes Vertrauen auf Hedwigs Tugend die Sache herbeigeführt habe; aber in seinem Herzen schwor er Gnievos Rache und Verderben, der Kampf möge enden wie er wolle.

Die Messe war gelesen; beide Kämpfer hatten sie wohl mit verschiedenen Gefühlen angehört, Casimir dem Mönch Johannes, der ihn auch etzt hierher begleitet hatte, gebeichtet, Gnievos aber dies nicht für nöthig geachtet, da er des Sieges gewiß war, und der Gedanke an den Tod nicht in ihm aufstieg. Das Volk strömte nun in Haufen nach dem Platze, die für die Zuschauer aufgebauten Gerüste waren bald angefüllt, und in allen Straßen, die nach dem Platze führten, häufte sich die Menge, aus allen Fenstern schauten Frauen und Jungfrauen herab, den König, die Königin und die Kämpfenden vorüber ziehen zu sehen. Heute vernahm man kein wildes Toben, zu ernst war das, was geschehen sollte, zu allgemein die Theilnahme an der edlen Fürstin und ihrem Ritter, als daß irgend ein Zwiespalt der Meinung sich hätte aussprechen können. Aller Herzen wünschten dem Jünglinge Glück.

Zuerst erschien Gnievos ohne irgend eine Rüstung auf schwarzem, schnaubenden Hengste und sprengte, stolz umherblickend, durch die gaffende Menge, die sich wunderte, daß Niemand von seinem Gefolge ihm die Lanze,

diese Lieblingwaffe der Polen, nachtrug. Kein freudiger Zuruf begrüßte ihn, wohl aber konnte er lautes Murren vernehmen, und selbst hörte er zuweilen den Ruf: Tod dem Verleumder! Sich aber darum wenig kümmernd, sprengte er dem Platze zu, sprang, als er bei dem, an dem Ende der Schranken für ihn aufgerichteten Zelte angekommen war, vom Rosse und begab sich in das Zelt, sich hier mit seinen wenigen Freunden und dem Kastellan beim Frühstück gütlich zu thun.

Der Kastellan war mit der Handlungweise des Unterkämmerers nicht übereinstimmend gewesen, er hätte lieber die Sache nicht bis zum Aeußersten kommen lassen, und obgleich die Königin mehr noch hassend als Gnievos, der nur der ihm anvertrauten Schätze wegen feindlich gegen sie gesinnt war, sah er doch leicht ein, daß, die Sache möge ausfallen wie sie wolle, der König ihnen für ihre Dienstfertigkeit schlechten Dank wissen werde. Ueberdies, so wenig er seinen Neffen liebte, war ihm doch die Ehre seines Stammes zu werth, als daß ihm dessen Niederlage hätte gleichgültig sein können. Er war mißgestimmt und mit sich und Gnievos unzufrieden.

Gleich nach dem Unterkämmerer ritt Casimir auf seinem flüchtigen ukrainer Rosse, jedoch langsam, durch die Straßen. Sein Haupt deckte, wie immer, die polnische Mütze mit der Reiherfeder, sein hellblaues Oberkleid umgab nur ein leichtes Panzerhemd, denn der polnische Adel trug schon in damaliger Zeit die schwere Rüstung der deutschen Ritter nicht mehr; die Schleife der Königin prangte an seiner Brust. Um den linken Arm hing das leichte Schild, und die rechte Hand hielt die Lanze mit dem weiß und himmelblauen Fähnlein. So zog er mit geringer Begleitung, Muth und Vertrauen im Blick, bescheiden durch das ihn begrüßende Volk, und mancher Segensruf tönte aus dem Munde der Jungfrauen herab, denn es schlug wohl kein Herz in Krakau, das der Königin, das ihm nicht den Sieg gegönnt hätte.

Auch er begab sich in das, Gnievos gegenüber aufgeschlagene Zelt, nur von zwei Freunden und dem alten Mönche begleitet.

Kaum war er hier angelangt, als der Bruder des Unterkämmerers eintrat und ihm den Willen Gnievos kund that, daß der Zweikampf zu Fuß mit Schwert und Dolch geschehen solle. Der Listige, den gewandten Reiter in Casimir fürchtend, hatte den Fußkampf gewählt, wo seine Stärke ihm ein bestimmtes Uebergewicht gab. Casimirs Freunde widerriethen ihm, diesen Vorschlag anzunehmen, aber er gab dem Bruder des Gnievos den Bescheid: Ich werde im Vertrauen auf Gott kämpfen, und er wird, sei ich zu Fuß oder zu Roß, mein Beschützer sein.

Jetzt verkündete Trompetenschall die Ankunft des Königs, den heute seine lithauische Leibwacht begleitete, da die polnischen Hellebardirer schon früher die Schranken umgeben hatten. Er nahm auf der Tribüne zur Rechten unter dem dort aufgerichteten Thronhimmel Platz; das gegen

ihn über aufgerichtete Gerüst, das zur Aufnahme der Königin und ihres Gefolges eingerichtet war, stand noch leer. Doch jetzt nahte auch sie. — Aber heute nicht auf ihrem weißen Zelter, nicht die Krone auf ihrem Haupte, nicht mit ihrem hold lächelnden Antlitze zur Freude der Menge umherschauend. Einfach, ohne allen Schmuck gekleidet, mit einem langen herabfallenden Schleier ihr holdes Antlitz deckend, schritt sie nur mit geringer Begleitung, Marie folgte ihr heute nicht, durch die wogende Menge, bestieg den für sie stattlich ausgeschmückten Platz, neigte sich vor dem Könige, senkte dann ihr Haupt, und das Auge auf ein kleines in der Hand haltendes Kreuz gerichtet, schaute sie nicht um sich und betete.

Indessen hatten die dazu beorderten Marschälle das zum Zweikampf Erforderliche angeordnet, die Hellebardirer hielten den Zudrang des Volkes von den Schranken ab, und auf den ersten Trompetenstoß traten die Kämpfenden aus ihren Gezelten. Casimir neigte sich vor König und Königin, Gnievos jedoch nur vor Ersterem. Auf den zweiten schritten sie, Gnievos von seinem Bruder, Casimir von Nicolaus Zawisza begleitet, mit festem Schritte langsam einander entgegen, beide das leichte Schild am Arme und nur mit dem Panzerhemd bekleidet. Auf den dritten Trompetenstoß begann der Kampf. Gnievos führte Streich auf Streich, denen Casimir nur durch gewandte Wendungen ausweichen konnte. Hieb folgte auf Hieb, die der riesenhafte Mann mit kräftiger, unermüdeter Faust auf den Jüngling mit Blitzesschnelle führte. Manchem wich Casimir aus, manchen hielt seine Damascener-Klinge ab, mancher schlug ihm eine tiefe Wunde. Schon war des Jünglings Schild gespalten, schon sein Schwert nur noch der einzige Schutz, der ihn decken konnte, schon blutete er aus mehreren Wunden und seine Kräfte begannen zu schwinden, da rief Gnievos ihm höhnend zu: Nun, kecker Ritter, hast Du gebeichtet? Dein Stündlein schlägt!

Ich hab'e gebeichtet, entgegnete ihm todesmuthig Casimir, eben einen tödtlichen Streich abwehrend.

So nimm den letzten Ruthenstreich, Knabe! rief Gnievos, einen furchtbaren Hieb nach ihm führend, der ihm den Schädel hätte spalten müssen, wär' er ihm nicht ausgewichen. Da raffte er, als Gnievos Schwert machtlos an ihm vorüberflog, die letzten Kräfte zusammen, und mit dem Ausruf: Mit Gott! führte er rasch einen kräftigen Hieb auf seinen Gegner, dem jetzt das Schwert der getroffenen Faust entsank und das Blut in Strömen dahinfloß. Doch noch glaubte sich Gnievos nicht überwunden, er griff nach dem Dolche; Casimir aber, sein Schwert wegschleudernd, packte des Feindes Linke, entriß ihm den Dolch und der Riese stand wehrlos vor ihm.

Bekenne Deine Schuld! rief jetzt Casimir, den Dolch schwingend, zwar nur mit matter Stimme, denn die Seele schien ihm entfliehen, der Tod ihn umfangen zu wollen. Bekenne! — Aber Gnievos, schäumend

vor Wuth, schwieg; doch trotz dem, daß er mit der letzten Kraft sich empor hielt und noch einmal versuchte, Casimir mit der Linken zu packen, knickte die hohe Gestalt wie eine vom Blitz zerschmetterte Eiche zusammen. Gniewosz sank auf sein Knie, stützte sich mit der Linken auf sein Schild, den blutenden Stumpf streckte er, von Schmerz gepeinigt, aufwärts, und wie er so gleich einem sterbenden Kämpfer kniete und sein Auge himmelwärts blickte, rief er, von Todesschauer ergriffen, laut aufschreiend: Herr des Himmels! Du hast streng Gericht gehalten über den Verläumder; ich bekenne meine Schuld!

Bei diesen Worten ertönte das laute Jubelgeschrei des Volkes. Hedwig warf den Schleier zurück, doch beim Anblick des Blutenden, dem man jetzt zur Hülfe eilte, wandte sie sich ab, streckte ihre zitternden Hände gen Himmel und rief: Herr der Barmherzigkeit, vergib ihm, wie ich ihm vergebe!

Beide Kämpfenden wurden nun hinweggetragen, dem einen folgte Segensruf, dem andern Fluch, kaum, daß die Hellebardirer den Besiegten vor der Wuth des Pöbels schützen konnten. Vor Casimir aber, den das Volk wie im Triumphe nach seiner Wohnung trug, streuten die Jungfrauen Blumen; doch ihr Freudenruf weckte nicht den Schläfer, sein Auge blieb geschlossen, sein Geist lag im tiefen Schlafe gebannt.

Gleich nach Beendigung des Kampfes war König Wladislaus zu Hedwig geeilt, und hatte sie im Angesicht des Volkes umarmt, was sie auch schweigend geduldet hatte. Schnell wurde nun nach ihrem Zelter geschickt, den sie auf Bitten des Königs bestieg, und so im Triumph durch die Straßen von Krakau nach dem Pallaste zog. Als aber der König, dort angekommen, sein Roß nach der Zugbrücke lenkte, hielt sie ihren Zelter an. Nicht hierher führt mich jetzt schon mein Weg, sprach sie, laßt mich erst dem barmherzigen Gotte danken, daß er dem Schwachen Kraft gab die Unschuld zu schützen. Sie ritt, von Tausenden begleitet, nach der Kirche der frommen Brüder des Franciscaner-Ordens und dankte dort im stillen Gebete Gott, der die Verleumdung von ihr gnädigst abgewälzt hatte. Erst als sie ihr Gebet beendet, bestieg sie wieder den Zelter und begab sich in das Schloß.

Hier begleitete sie der König auf ihr Zimmer, wo er sie mit den innigsten Worten des Vorgefallenen wegen um Verzeihung bat. Hedwigs Inneres war zu tief verwundet, um ihm mit gleicher Herzlichkeit entgegen kommen zu können. Mein Gemahl! erwiderte sie auf sein wiederholtes Bitten, ich habe Euch längst in meinem Herzen verziehen. Ich kenne zwar den Dämon Eifersucht nicht, aber er soll gewaltig auf das schwache menschliche Herz wirken und deshalb habe ich Euch selbst bei mir vertreten. Aber der Friede meines Herzens ist gestört, setzte sie wehmüthig hinzu, das Vertrauen in Eure Liebe mir genommen und mein reiner Himmel umwölkt.

Ich will hoffen, der Friede des Herzens werde mir wieder lächeln, wie vordem, und der Himmel sich unbewölkt über mich wölben, daß die Brust wieder frei und unbeklommen in seinem reinen Aether aufathmen kann. Aber zürnt mir ob meines Ernstes und meines Trübsinnes nicht, der Frohsinn läßt sich nicht in das Gemüth der Trauernden zurückrufen, er schleicht sich ein, ohne daß man es ahnet, er bleibt fern, wenn man ihm auch noch so sehr die Pforten öffnet. Habt Nachsicht mir mir, und hofft von der alles lindernden Zeit.

Ich fühle mein Unrecht, frommes Wesen, begann der König von Neuem; aber Hedwig bat ihn so dringend nicht mehr das Vorgefallene zu erwähnen, daß er vielleicht selbst ungern die traurig tönende Saite nicht mehr berührte.

Kaum, daß der König sich entfernt hatte, als Marie herein und zu den Füßen der Königin stürzte. Gelobt sei die heilige Jungfrau, daß sie Euch beschützt hat gesegnet der Arm, der für Euch so muthig kämpfte! rief sie in Thränen gebadet, nun bin ich glücklich!

Ich glaub' es wohl, sagte die Königin freundlich lächelnd, Du findest Dein Glück in dem meinigen wieder, nicht wahr? — Aber steh doch auf. — Warum jetzt noch diese Thränen. — Er lebt, die Jugend wird siegen, die Wunden werden heilen, auch die Deinigen.

Nie, nie! seufzte Marie.

Warum glaubst Du das, zagendes Mädchen? — Ich habe nur Liebe in seinen Augen gelesen, als Du ihm die Schleife an sein Gewand heftetest?

Ihr könnet wohl Liebe in seinem Auge lesen, nicht ich! erwiderte sie, und ein schmerzlicher Zug umzog ihren Mund. — Doch hört! — Ja! — Auch ich glaubte in den leisen Worten, die er mir in jenem Augenblicke zuraunte, Worte der Liebe zu hören, und mein Herz war von Neuem bethört; ich schwelgte in Hoffnung, ich träume von Neuem den Traum des Glücks. So saß ich im Garten, wohin ich, das zahme Reh führend, mit Demeter gegangen war. Ich pflückte Blumen, wand mir daraus einen Kranz, in den ich mir manches liebliche Bild, so manche stille Wünsche flocht, meine Seele war bei ihm, ich hoffte und bangte. Da weckt mich das flüchtige Reh aus meinem Sinnen, ich schrecke zusammen, blicke auf und sehe ihn sinnend die dunkle Lindenallee heraufkommen. Mich vergessend, spring ich auf, strecke die Arme nach ihm und rufe: Mein Casimir! Bei diesem Rufe flieht er auf, erblickt mich und verschwindet unter den Bäumen. Kann Liebe die Liebe fliehen? Ich thörigtes Mädchen gab mich ihm ganz offen durch diesen Ausruf hin, der das Innerste meines Herzens verrieth, und er weicht mir aus, läßt die Jungfrau, von ihrer Schaam niedergedrückt, verlassen stehen. Soll ich noch hoffen, Königin? Soll ich mich noch öfter der Täuschung hingeben? —

Die Königin, an dem Manne selbst irre geworden, schüttelte ihr Haupt

und fand nicht Worte, die Arme zu trösten. Darum folgt' ich Euch heute nicht, fuhr Marie fort, was er heute that, geschah ja nur für Euch, Euch hätte sein Blick getroffen nicht mich. Ach! für mich hat er nur Täuschung und Spott.

Ohne etwas darauf zu erwidern, rief die Königin einen Diener und befahl ihm, sogleich sich nach Casimirs Wohnung zu begeben und ihr Nachricht zu bringen wie es ihm ergehe. Ist er schwer verwundet? fragte jetzt Marie ängstlich.

Ich fürchte fast! erwiderte Hedwig, in diesem Augenblicke wohl mehr noch mit ihren Gedanken bei Casimir verweilend, als bei Marie, denn obgleich sie während des Kampfes vor sich niedergesehen und den muthigen Jüngling nur erst als Sieger erblickt hatte, stand doch sein Bild lebhaft vor ihrer Seele und der Gedanke seiner Alles für sie opfernden Liebe hatte sie tief gerührt, sie hatte ihm Alles vergeben. Erst nach einer Weile, als sie aus ihrem Sinnen aufsah, bemerkte sie, daß Marie heftig zitternd einen Sessel ergriffen hatte, an dem sie sich festhielt, sie sah ihr bleiches, todtenähnliches Gesicht und eilte erschrocken hinzu, die Sinkende zu halten und sie nach einem Lehnstuhl zu geleiten. Ist er tödtlich verwundet? fragte die Hinfällige jetzt mit kaum hörbarer Stimme.

Ich hoffe es nicht, erwiderte Hedwig, sie beruhigen wollend. Ach! seufzte die Arme, preßte die Hand der Königin an ihre Lippe und benetzte sie mit ihren Thränen. Ach! wie schmerzvoll ist doch Liebe ohne Gegenliebe! Sie lehnte dann die glühende Stirn auf ihre zitternde Hand und saß nun schweigend und in ihrem Schmerz versunken da. Erst als der Diener zurückkehrte und die Nachricht brachte, der Verwundete sei durch den starken Blutverlust zwar sehr geschwächt, doch sei keine seiner Wunden gefährlich, hob sie das gesenkte Haupt, sah freudeerglüht an ihrer Gebieterin auf und sagte dann leise: O könnt' ich hin, ihn zu pflegen, ohne daß er mich erkennte!

Von diesem Augenblick an schien sie beruhigter. Die Hoffnung, daß der Tod ihn nicht von ihrer Seite reißen werde schien ihr zu ihrem Glücke zu genügen: aber sie täuschte sich selbst, denn noch eine andere Hoffnung erwachte mit seinem Leben.

Jeden Tag harrte sie nun ängstlich, bis der Bote zurückkehrte, welcher Kunde von dem Kranken brachte, mit jedem Tage ward sie heiterer, denn sie erhielt nur tröstende Nachricht, und als der Mönch am fünften Tage bei ihr eintrat und ihr die Versicherung brachte, sein Zögling sei außer aller Gefahr, da glänzte eine Freudenthräne in ihrem Auge; sie küßte mit Inbrunst die knöcherne Hand des alten Mannes, der ihr nun die Begebenheit des Kampfes erzählen und ihr Alles berichten mußte, was seitdem mit Casimir vorgegangen war; und als sie, von ihrem freudigen Gefühl übermannt, den würdigen Mönch fragte: Gedenkt er auf seinen Krankenlager auch wohl meiner? und der Mönch ihr erwiderte: Oft, oft gedenkt

er Euer! da rief sie, ihr Herz mit den wenigen Worten ganz zeigend, freudig aus: Das vergelte ihm Gott!

Casimir war nun fast von seinen Wunden wieder hergestellt; auch Gnievos hatte, die Hand verloren, doch das Leben erhalten, und der König glaubte nun, daß es Zeit sei den Sieger zu belohnen, die Verleumder zu bestrafen, Gnievos und der Kastellan wurden verurtheilt, die auf Verleumdung gesetzte sonderbare Strafe damaliger barbarischer Zeit zu dulden, nemlich: gebunden unter eine Bank geworfen zu werden, wo der Verbrecher während einer Stunde wie ein Hund bellen mußte. Casimir wollte der König freistellen, seine Belohnung selbst zu wählen, wozu er einen Tag bestimmte an welchem er ihm im Angesicht des ganzen Hofes feierlich Dank sagen wollte.

Der hierzu bestimmte Tag erschien. Casimir Kurozwocky war so weit wieder hergestellt, daß er vor das königliche Paar in dem nemlichen Saale treten konnte, wo er den hingeworfenen Handschuh des Unterkämmerers so muthig aufgehoben hatte. Der Saal war festlich geschmückt, der Adel und die Hofleute versammelt, auch der Erzbischof von Gnesen war zugegen, König und Königin saßen auf ihrem Throne und heute fehlte Marie in Hedwigs Gefolge nicht. Da führte der alte biedere Nikolaus von Ostrow den jungen Mann in den Saal ein, der zwar noch bleich, aber dennoch schön, bis an die Stufen des Thrones mehr wankte als schritt.

Casimir Kurozwocky! nahm jetzt der König das Wort: Obgleich Du Dich nicht unserer Gunst erfreutest, warest Du doch der Einzige unter allen Männern dieses Landes, der sich mit ritterlichem Muthe für die Ehre seiner Königin dem fast sichern Tode weihte. Gott und Dein Muth haben Dich beschützt, Du bist als Sieger aus dem Kampfe getreten und stehst jetzt auf unser Geheiß vor uns, den Dank zu empfangen, den wir Dir im Angesicht der versammelten Edeln mit Freuden zollen. Der König stieg bei diesen Worten die Stufen hinab und schloß Casimir in seine Arme. Ich verdanke Dir viel, edler junger Mann, sprach er dann. Auch ich! sagte Hedwig, ihm die Hand zum Kusse reichend.

Reich' Deinem Ritter die Wange zum Kuß, bat der König, dies ist der schönste Lohn, den Du ihm geben könntest! aber Casimir sah bei diesen Worten schmerzlich an der Hocherröthenden auf, preßte dann seine Lippe auf ihre Schwanenhand und murmelte leise: Das wäre des Glückes zu viel!

Nun, Casimir! begann der König von Neuem, dem die Bescheidenheit des jungen Mannes wohlgefallen hatte: Nun sag' uns, was Du wünschest, fordre, sei der Erfüllung Deines Wunsches gewiß und laß uns nicht länger Deine Schuldner bleiben. —

Erlaßt meinem Ohm seine Strafe, Hoheit, er ist der Bruder meines Vaters, seine Schmach trifft auch mich, bat Kurozwocky.

Es sei Dir gewährt, Genügsamer! erwiderte der König.

Und zu Euch, meine hohe Gebieterin, fleh' ich: Vergebt mir, was ich verbrochen und verbannt mich ferner nicht mehr aus Eurer Nähe.

Mit Freuden! sprach huldreich Hedwig und nickte ihm freundlich zu. — Ich achte und ehre Euch und will Euch von Herzen wohl.

Und nun da Ihr meine Bitten gewährt habt, sprach er und sein Auge flammte, seine Wange überflog hohes Roth, trete ich noch einmal, ein Ungenügsamer, bittend vor Euch — Gebt mir diese edle, holde Jungfrau zum Weibe, und Ihr habt mich mehr als königlich belohnt! — Bei diesen Worten trat er auf Marien zu und erfaßte ihre Hand. Willst auch Du vergessen und vergeben und mein Weib werden, sprach er, so folge mir an die Stufen des Thrones. — Und die Zitternde folgte ihm, und von ihrem Glück überwältigt sank sie, unbekümmert der Menge, die sie umgab, in seine Arme. —

Als sie sich kurz darauf allein befanden, stand der Jüngling mit ernstem Blicke vor seiner Verlobten. Marie, sprach er, jetzt darf ich Dir sagen, daß ich Dich vom ersten Augenblick an, wo ich Dich sah, geliebt, wahrhaft geliebt habe. Der Anblick der Königin übte nur eine zauberische Gewalt über mich, meine Sinne waren trunken, sie zogen mich nach ihr, mein Herz aber blieb Dein. Der Wahnsinn, der mich ergriffen hatte, ging vorüber, und als ich nach jenem unglücklichen Abend zwischen Leben und Tod auf meinem Siechbette lag, über mein Leben nachdachte und mein Inneres ernst prüfte, da erkannt' ich mein Herz und meine Liebe zu Dir. Deshalb fürchte nicht mehr, vertraue mir ganz. Nicht der Augenblick, lange Prüfung und reifliches Nachdenken haben mich in Deine Arme geführt.

Und warum hörtest Du nicht im Garten des Schlosses auf meinen Ruf? Warum wichest Du mir am Vorabend des Kampfes aus? fragte Marie ängstlich, da diese Frage mehr eine Beruhigung für sie, als ein Vorwurf sein sollte.

Durfte ich Dein Gemüth in solchem Augenblick erschüttern? erwiderte er, stand nicht mein Leben in Gefahr? Solltest Du ewig um den Mann trauern, der Dir seine Neigung nicht länger hätte verbergen können, von dem Du alsdann wußtest, sein Herz hing mit unaussprechlicher Liebe an Dir? Besser, Du zweifeltest an meinem Herzen, als daß mein Andenken Dir Deines Lebens Glück ganz zerstört hätte!

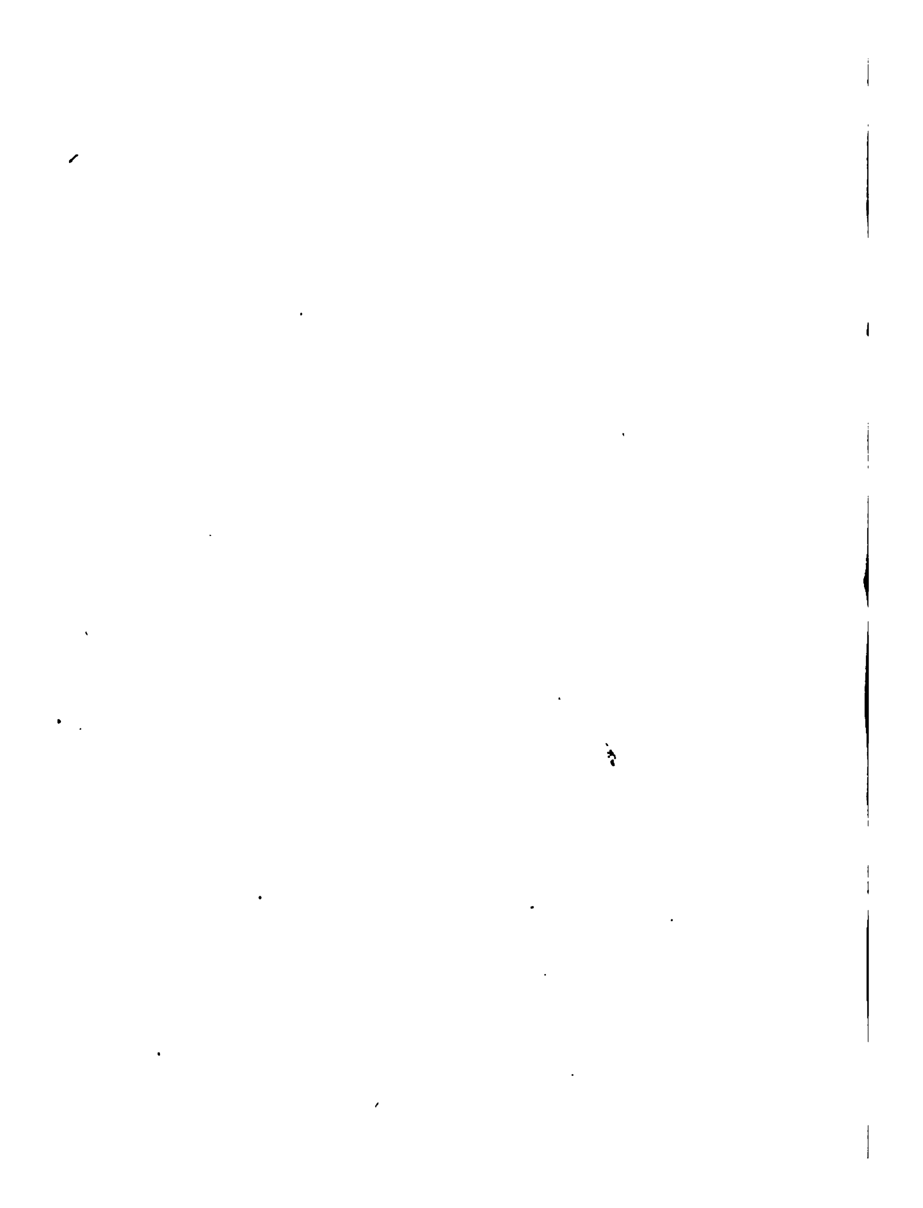
Ein warmer Druck der Hand sagte ihm, daß sie sich beruhigt fühlte, und fortan störte ihr Glück nichts mehr. Sie ward sein Weib, sein glückliches Weib.

Auch Hedwigs Himmel erheiterte sich allmälich. Wladislaus war fortan ganz der liebende Gatte wieder, der bei jeder Gelegenheit ver-

trauensvoll ihren Rath benutzte und nichts Wichtiges ohne ihren Willen unternahm. Während er gegen Kiew zog, führte sie ein Heer gegen Roth-Rußland und eroberte die Städte wieder, die ihr Vater Polen genommen und Ungarn einverleibt hatte. Die Streitaxt in der Hand, mit der sie einst das Thor des Pallastes hatte öffnen wollen, sah man sie seitdem an der Spitze des Heeres, das sie mit Klugheit führte und durch ihr Beispiel mit Muth entflammte. Aber so glücklich sie auch zu sein schien, nährte sie doch einen stillen Gram in ihrem Herzen, sie konnte ihren Jugendtraum, konnte den Mann ihrer ersten, ihrer einzigen Liebe nicht vergessen. Auch betrübte sie der Tod des alten Demeter, mit ihm war die Poesie des Lebens für sie ganz dahin, denn an ihm und seinen Liedern hing so manche süße Erinnerung ihrer Jugend, und diese war ja der einzige Lichtpunkt ihres bewegten Lebens. Auch an dem Erzbischof, der ihr voranging, sah sie einen treuen Freund von sich scheiden, und ihr blieb nur noch Marie, an deren Glück sie sich erfreute und es noch inniger würde gethan haben, hätte sie nicht eine unüberwindliche Scheu ergriffen, wenn sie sich in Casimirs Nähe befand.

Nicht lange sollte diese Herrliche auf Erden wandeln. Von ihrem Gatten geliebt, von ihrem Volke vergöttert, drückte ihr Marie, kaum, daß sie das 29ste Jahr erreicht hatte, das sterbende Auge zu. Polen trauerte noch lange um seine geliebte Königin.

Vater und Sohn.



Der Mai hatte die Ufer des Thuner See's mit den schönsten Farben ausgeschmückt. Blumen und Blüthen prangten in mannichfacher Abwechselung auf den Bergen und in dem Thal, und von den grünen Matten der Alpen zogen die Heerden mit ihrem melancholischtönenden Geläute freudig heimwärts. Es war ein schöner Maiabend, nur ein lauter Westwind durchrauschte das junge frische Laub der Bäume und kräuselte zuweilen den spiegelglatten See, auf welchem mancher Kahn den muntern Fischer und seinen glücklichen Fang dem Ufer zuführte. Doch einer dieser Nachen flog allen Andern voraus. Drei Rudrer strengten hier all' ihre Kräfte an, das Ufer zu erreichen und während Einer sein weißes Tuch hoch in der Luft schwengte, durchschnitt der Nachen mit schwellendem Segel pfeilschnell die Fluth. Dies Wehen wurde aus einer auf schroffem Felsvorsprung liegenden Geißblattlaube von einer weiblichen Gestalt erwidert, welche hier die Rückkehr des Nachens erwartet zu haben schien.

Jetzt landete er. Ein junger Mann, freudigen, glückverkündenden Antlitzes sprang an's Ufer, klimmte mit Gemsenschnelle einen steilen Fußpfad hinauf und stürzte in die Arme der ihm entgegenkommenden Dame.

Beruhige Dich, mein Sohn, rang sich jetzt aus gepreßter Mutterbrust, erhole Dich, Du bist außer Athem, das schnelle Erklimmen des Berges hat Dich angegriffen. Doch der junge Mann, noch immer an ihrer Brust ruhend, schüttelte verneinend sein braungelocktes Haupt und preßte die Hand auf sein Herz

Du kehrst vergnügt und mit guter Botschaft zurück, Adolph, sagte jetzt, ihn liebkosend, die Mutter und ein freudiges Ja! war das erste Wort, das er zu sprechen vermochte. Bei diesem Ja lag ein Himmel voll Seligkeit in dem zur Mutter gehobenen Blick, welche, die Hände faltend, aufwärts nach dem bleich hervortretenden Abendstern sah, dann des Sohnes Hand ergriff und schweigend ihn zurück in die Laube führte.

Du theilst meine Wonne nicht? rief hier der junge Mann nicht ohne Heftigkeit, Du fühlst mein Glück nicht mit mir, Du bleibst kalt, wo ich flamme! —

Du irrst, Adolph, unterbrach ihn die Mutter, sich umsonst bemühend, die Bewegung ihres Innern zu verbergen; ich theile die Freude über Dein

Glück, ich fühle mit Dir die Seligkeit, den ersten Traum der Liebe erfüllt zu sehen, ihr süßes Geständniß aus der Geliebten Munde zu hören, ich fühle mit Dir nur zu tief das Glück, wenn der Eltern Segen das Band inniger Neigung heiligt. —

Und warum spricht sich dies Gefühl nicht in Deinem Blicke aus, warum die Thräne im Auge, der schmerzhafte Zug um Deinen sonst so freundlichen Mund? —

Weil — weil die Erinnerung — weil der gefürchtete Augenblick da ist, wo ich Dir sagen muß, was ich Dir so lange verschwieg, erwiderte mit bebender Stimme Frau von Daribaud.

Nur jetzt nicht, nur jetzt nichts Trauriges, Mutter! — rief Adolph. Der Himmel mit seinen Millionen Sternen hat sich mir aufgethan, mein Glück ist entschieden, trüb' es mir nicht, — nur jetzt nicht! —

Eben jetzt muß ich, sprach die Mutter ernst, eben weil sich Dein Glück entschieden hat, muß ich, so schwer es mir wird, so grausam es auch sein mag, Ich muß Dir es trüben. Setzte Dich, zügle Deine Leidenschaftlichkeit, höre mich ruhig an und verdamme Deine Mutter nicht.

Mutter, wie kannst Du glauben — rief Adolph, und fiel ihr um den Hals, sie schob ihn jedoch sanft von sich, und zeigte auf den Platz ihr gegenüber, den er auch sogleich einnahm.

Es dämmerte schon lange, der Mond trat eben über die Berge hervor, und seine Silberstrahlen drängten sich geisterhaft durch die Zweige des duftenden Geißblatts und verbreiteten in der kleinen Laube ein schauerliches Halbdunkel. Frau von Daribaud saß noch immer schweigend, es schien ihr schwer zu werden, was sie sagen zu müssen glaubte; auch Adolph schwieg erwartungvoll, ward aber immer unruhiger, immer ungeduldiger. So beginne doch, Mutter! bat er endlich. Ist mir das Unangenehme so nahe wie jetzt, so seh' ich es gern bald in seiner wahren Gestalt, sprich, Mutter!

So sei's denn, sagte jetzt die Tiefbewegte — Vernimm! — Du bist nicht der, für den Du Dich hältst. —

Ich wäre nicht Dein Kind? rief Adolph aufspringend.

Das bist Du, mein liebes, mein einziges — mein Schmerzenskind! setzte sie stockend hinzu, bist aber nicht Adolph Daribaud, dieser Name gehört Dir nicht. —

Was kümmert mich der Name? — und selbst, wenn ich durch seinen Verlust arm würde, sagte er nach einigem Nachdenken, Herr Preval sieht nicht auf Namen und Reichthum, und Lucie, meine Lucie, sieht nur auf mein Herz. — Was fürchtest Du noch, Mutter?

Sieht Herr Preval nicht auch auf Geburt? — erwiderte sie.

Graf oder schlichter Bürger, alles ist ihm gleich.

Auch ein Bastard? rief die Mutter, ihr Gesicht von dem Sohne wendend.

Mutter! schrie dieser mit furchtbarer Stimme auf, sprang von seinem Sitz und trat rasch vor sie.

Fluche mir nicht, Adolph! bat sie, ihre Arme nach ihm streckend — Fluche mir nicht, mein Sohn!

Und des Sohnes Knie wankten, ein namenloser Schmerz ergriff ihn und mit dem Ausruf: Unglückliche Mutter! sank er vor ihr nieder und barg sein Haupt in ihrem Schooß. Plötzlich aber sprang er auf. Laß mich den Becher leeren, rief er, gewaltsam nach Ruhe ringend, laß ihn mich ganz leeren, ich fühle jetzt dazu den Muth in mir, nur das Ueberraschende ergriff mich vorhin. — Sprich nur, Mutter, liebe, beste, innigst geliebte Mutter, ich bitte Dich, sprich!

Lange kämpfte die Unglückliche mit sich, ehe sie begann. Adolph, sagte sie endlich, ich muß mein Schuldbuch vor Dir aufschlagen, es wird mir schwer und ist eine harte Strafe meines Vergehens; aber ich muß es, da Du ein anderes Wesen in Dein Schicksal zu verflechten im Begriff bist; besser vielleicht, ich hätte es schon früher gethan.

Du kennst die Verhältnisse meiner Eltern, begann sie jetzt ziemlich gefaßt. Mein Vater, von der Emigranten-Liste gestrichen, hatte sich im Ausland ein anständiges Vermögen erworben und fand noch mehre Güter in Poitou, die ein Freund vor der Confiscation gerettet hatte, so daß er in seinem Vaterlande wieder als ein reicher Mann auftreten konnte. Er ließ nach dem Tode meiner Mutter, die nicht lange mehr auf vaterländischem Boden lebte, nichts an meiner Erziehung fehlen und war mir stets ein liebender, sorgsamer Vater. Schon in meinem 17. Jahre wurde ich von Männern umschwärmt, die um die reiche Erbin warben, aber Keiner machte Eindruck auf mein Herz, ich wies ihre Bewerbungen zurück. Da sah ich bei einem ländlichen Feste, wozu uns einer unsrer Nachbarn eingeladen hatte, einen jungen Mann, der, die Angelegenheiten seiner bedeutenden Güter zu ordnen, eben aus Paris zurückgekehrt war. Das Aeußere dieses Mannes fiel mir auf und ich nahm besondern Theil an ihm, da ich erfuhr, daß er seinen Milchbruder, der mit ihm erzogen war, so zärtlich liebte, als wär' er sein wirklicher Bruder, ihn nie von sich ließ, und alles mit ihm theilte. Die Welt glaubte, Beide müßten einen Vater gehabt haben, denn von gleicher Größe, hatten sie eine gewisse Aehnlichkeit, nur daß Graf d'Epinois einen sanften gutmüthigen Zug um den Mund hatte, der dem andern, der Rossin genannt wurde, gänzlich fehlte.

Beide Männer machten wegen ihres schönen Aeußern in dem kleinen ländlichen Kreise Aufsehen; wohl am meisten Graf d'Epinois, der als eine gute Partie, in der Brust manches Mädchens wohl sehr verzeihende Wünsche aufrief. Auch ich zog ihn allen Andern vor, ward aber wenig von ihm beachtet und erregte mehr Rossins Aufmerksamkeit, der sich augenscheinlich um meine Gunst bewarb, so daß ich glaubte, blos des Freundes

wegen suchte Epinois Zutritt in unserm Hause, den ihm auch mein Vater gern gestattete.

Bald wurden mir aber Roffins Galanterieen lästig, um so mehr, da meine Eitelkeit bemerken wollte, daß die Blicke Epinois, wenn er sich unbemerkt glaubte, oft lange und ausdrucksvoll auf mir ruhten; ich wies den Zudringlichen ernst zurück, er belästigte mich ferner nicht mehr und blieb, besonders seit er bemerken konnte, daß sich sein Wohlthäter mir immer mehr näherte, in den Schranken der höchsten Bescheidenheit.

Bald war ich meines Glückes gewiß, mein Herz zeigte sich dem Manne meiner Wahl zu offen, als daß er einen Augenblick an meiner Liebe hätte zweifeln können. Er verbarg mir seine Empfindungen nicht länger, und sprach mit meinem Vater. Dieser gab mit Freuden seine Einwilligung, ich mit Wonne dem Geliebten Herz und Wort, und so fehlte nichts mehr unserm Glück. — Es war eine kurze, aber selige Zeit! —

Da Verhältnisse Epinois auf seine Güter riefen und er dann, das Nöthige zu unsrer Einrichtung zu ordnen, nach Paris gehen wollte, so trübte sich der Himmel meines Glückes, und die Hoffnung, daß er in drei Monaten zurückkehren und dann sogleich unsre Verbindung gefeiert werden sollte, konnte mich nicht trösten.

Am Abend vor seiner Abreise — schon hatte er mir Lebewohl gesagt, da er am frühesten Morgen das Schloß verlassen wollte — erhielt ich noch ein Billet von ihm, worin er mich bat, da er über manches in Paris zu Besorgende mit mir zu sprechen vergessen habe, in den Garten zu kommen und ihm den Ort zu bestimmen, wo er mich erwarten könne. Schon oft hatten wir Beide allein in der Kühle des Abends die hohen Buchenalleen durchwandelt, oft im chinesischen Häuschen Hand in Hand gesessen, und uns eine Paradiesische Zukunft geträumt, nie hatte Eugen mir durch sein Betragen Ursache gegeben, mein Vertrauen zu bereuen, warum sollte ich ihm heute am Abend der Trennung die Bitte abschlagen? Ich antwortete ihm, daß ich ihn im chinesischen Häuschen erwartete, warf meinen Mantel um und eilte, neugierig, was er mir zu sagen haben werde, an den bestimmten Ort. Er ließ mich nicht lange warten, drückte mich an sein Herz — doch es falle ein Schleier über diese unglückliche Stunde, o könnte es ein ewiger, undurchdringlicher sein —

Als ich die Folgen meiner Schwachheit fühlte, schrieb ich an ihn, theilte ihm meine Besorgniß mit und bat ihn, seine Ankunft zu beschleunigen. Statt seiner kaum ein Brief, worin er mir schrieb: nicht gewohnt die Sünden Anderer zu tragen, müsse er, so schmerzlich es ihm auch sei, das Wort der Trennung aussprechen, und unser Verhältniß als für immer zerrissen betrachten. Ich eilte mit dem Briefe zu meinen Vater, gestand ihm Alles — Er verzieh mir und segnete mich am andern Tage auf seinem Sterbebette, wohin ihn ein Schlagfluß geworfen hatte.

Sie schwieg; auch Adolph murmelte nur, Ungeheuer! vor sich hin

und sah starr zur Erde, da in diesen Moment sein Auge den kummervollen Blick der Mutter nicht treffen wollte.

Und weiter — weiter! rief er dann heftig, als die Unglückliche immer noch schwieg.

Von meiner Erzieherin begleitet, verließ ich für immer die Heimath und zog nach der Schweiz, kaufte dies Landgut und, noch hatte Liebe und Hoffnung mich nicht ganz verlassen, meldete ihm Deine Geburt — erhielt aber keine Antwort. — Nach Poitou ist er nicht wieder gekommen.

Weißt Du seinen jetzigen Aufenthalt? fragte Adolph kalt.

Ich kenn' ihn nicht und wozu könnte dies nützen! Von dem Vater kann der Sohn nicht Rechenschaft fordern, erwiderte sie.

Er hat nicht als Vater an mir gehandelt und somit bin ich jeder Kindespflicht gegen ihn entbunden.

Und Lucie? unterbrach ihn die Mutter schnell. Erst hinüber zu ihr, mein Sohn, erst dort geordnet, ehe Du an was Anderes denkst; in der Liebe suche Dein Glück, nicht in der Rache.

Du hast Recht, Mutter. — Aber wenn auch dort der Bastard sein Glück nicht finden sollte? rief er nach kurzem Sinnen mit Heftigkeit.

Dann — mag Gott mir und Dir Muth geben zu tragen, sagte, Thränen im Blick, die Mutter. Du bist unglücklich, aber schuldlos, ich aber bin es doppelt, denn ich trage auch die Schuld, wenn Dein Herz bricht.

Sorge nicht, Mutter, sagte der Jüngling, ihr die Hand reichend, es wird vor Schmerz nicht brechen. Der Vaterlose ist nicht schlechter geworden, als er war, er hat nicht den Muth, nicht die Kraft mit dem Stammbaume verloren, er wird ohne Murren sein Schicksal tragen und all seine Liebe sei allein Dir zugewendet: ich habe sonst Niemand auf dieser Welt als Dich und meine Lucie, und wenn die mich verläßt, bleibst Du mir nur allein — doch — nun komm, Mutter, komm hinauf, hier ist es so düster, mich begleitet ja noch die Hoffnung und sollte auch sie verschwinden, bleibt mir doch Mutter- und Kindesliebe.

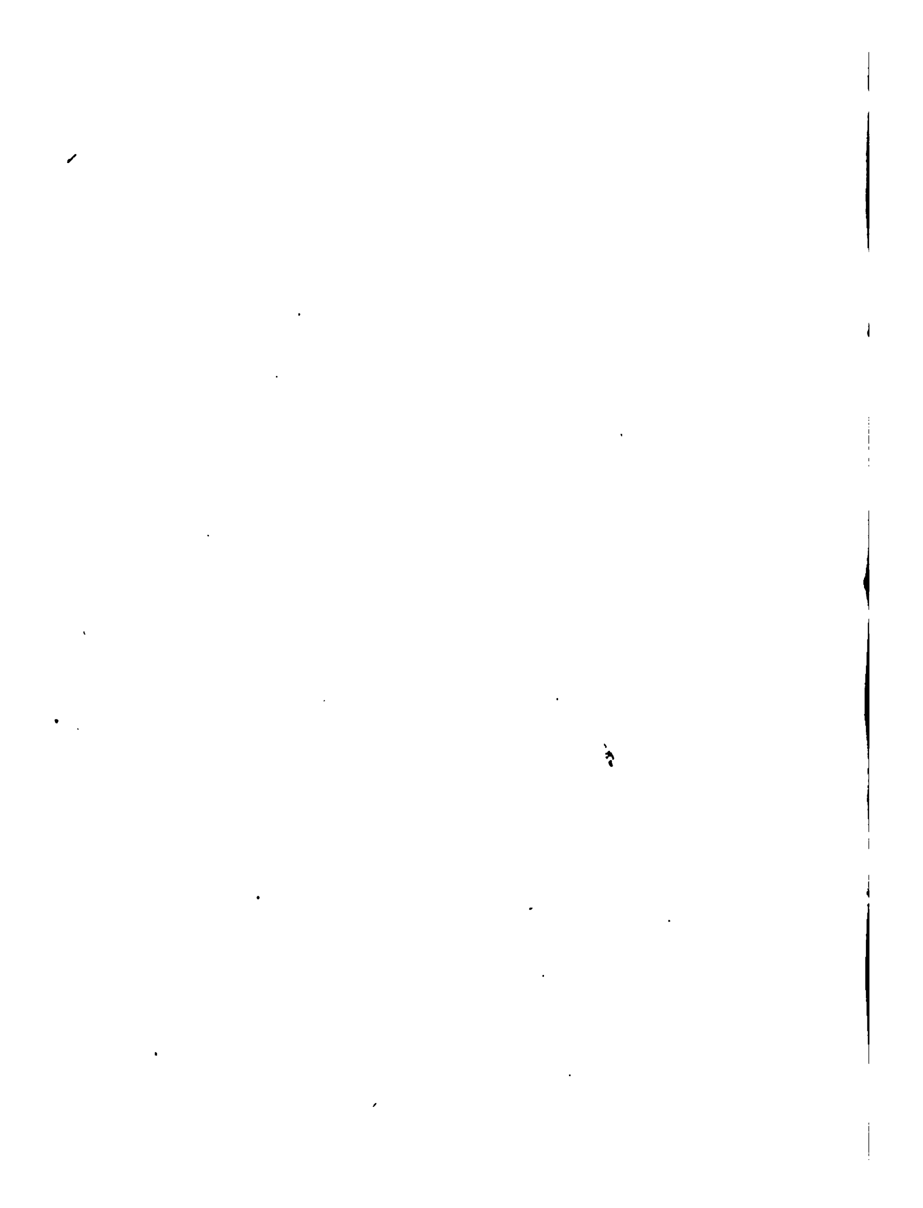
Am andern Morgen bestieg er den nemlichen Kahn, der den Glücklichen gestern herübergebracht hatte. Wie ganz anders waren heute seine Gefühle! Gestern glaubte er, das Glück fast unzertrennlich umfangen zu haben, heute führte es ihn nur noch einer schwachen Hoffnung entgegen. Je näher er dem jenseitigen Ufer kam, desto lauter klopfte das Herz, und wenn er den Blick auf das alte Schloß warf, das Lucie zum Paradiese geschaffen hatte, zeigte ihm seine Phantasie nur den alten Thurm, nur den ernsten Vater auf seinem Lehnstuhle, ihn mit dem Worte: Bastard; begrüßend.

Jetzt stieß der Kahn ans Ufer und nicht freudig wie sonst, sprang er heraus und klimmte auf den durch Felsen sich windenden Pfad hinauf. Langsam und sorgenschwer schritt er voran und mit jedem Tritt blieb die

trauensvoll ihren Rath benutzte und nichts Wichtiges ohne ihren Willen unternahm. Während er gegen Kiew zog, führte sie ein Heer gegen Roth-Rußland und eroberte die Städte wieder, die ihr Vater Polen genommen und Ungarn einverleibt hatte. Die Streitaxt in der Hand, mit der sie einst das Thor des Pallastes hatte öffnen wollen, sah man sie seitdem an der Spitze des Heeres, das sie mit Klugheit führte und durch ihr Beispiel mit Muth entflammte. Aber so glücklich sie auch zu sein schien, nährte sie doch einen stillen Gram in ihrem Herzen, sie konnte ihren Jugendtraum, konnte den Mann ihrer ersten, ihrer einzigen Liebe nicht vergessen. Auch betrübte sie der Tod des alten Demeter, mit ihm war die Poesie des Lebens für sie ganz dahin, denn an ihm und seinen Liedern hing so manche süße Erinnerung ihrer Jugend, und diese war ja der einzige Lichtpunkt ihres bewegten Lebens. Auch an dem Erzbischof, der ihr voranging, sah sie einen treuen Freund von sich scheiden, und ihr blieb nur noch Marie, an deren Glück sie sich erfreute und es noch inniger würde gethan haben, hätte sie nicht eine unüberwindliche Scheu ergriffen, wenn sie sich in Casimirs Nähe befand.

Nicht lange sollte diese Herrliche auf Erden wandeln. Von ihrem Gatten geliebt, von ihrem Volke vergöttert, drückte ihr Marie, kaum, daß sie das 29ste Jahr erreicht hatte, das sterbende Auge zu. Polen trauerte noch lange um seine geliebte Königin.

Vater und Sohn.



Der Mai hatte die Ufer des Thuner See's mit den schönsten Farben ausgeschmückt. Blumen und Blüthen prangten in mannichfacher Abwechselung auf den Bergen und in dem Thal, und von den grünen Matten der Alpen zogen die Heerden mit ihrem melancholischtönenden Geläute freudig heimwärts. Es war ein schöner Maiabend, nur ein lauter Westwind durchrauschte das junge frische Laub der Bäume und kräuselte zuweilen den spiegelglatten See, auf welchem mancher Kahn den muntern Fischer und seinen glücklichen Fang dem Ufer zuführte. Doch einer dieser Nachen flog allen Andern voraus. Drei Rudrer strengten hier all' ihre Kräfte an, das Ufer zu erreichen und während Einer sein weißes Tuch hoch in der Luft schwengte, durchschnitt der Nachen mit schwellendem Segel pfeilschnell die Fluth. Dies Wehen wurde aus einer auf schroffem Felsvorsprung liegenden Geißblattlaube von einer weiblichen Gestalt erwidert, welche hier die Rückkehr des Nachens erwartet zu haben schien.

Jetzt landete er. Ein junger Mann, freudigen, glückverkündenden Antlitzes sprang an's Ufer, klimmte mit Gemsenschnelle einen steilen Fußpfad hinauf und stürzte in die Arme der ihm entgegenkommenden Dame.

Beruhige Dich, mein Sohn, rang sich jetzt aus gepreßter Mutterbrust, erhole Dich, Du bist außer Athem, das schnelle Erklimmen des Berges hat Dich angegriffen. Doch der junge Mann, noch immer an ihrer Brust ruhend, schüttelte verneinend sein braungelocktes Haupt und preßte die Hand auf sein Herz

Du kehrst vergnügt und mit guter Botschaft zurück, Adolph, sagte jetzt, ihn liebkosend, die Mutter und ein freudiges Ja! war das erste Wort, das er zu sprechen vermochte. Bei diesem Ja lag ein Himmel voll Seligkeit in dem zur Mutter gehobenen Blick, welche, die Hände faltend, aufwärts nach dem bleich hervortretenden Abendstern sah, dann des Sohnes Hand ergriff und schweigend ihn zurück in die Laube führte.

Du theilst meine Wonne nicht? rief hier der junge Mann nicht ohne Heftigkeit, Du fühlst mein Glück nicht mit mir, Du bleibst kalt, wo ich flamme! —

Du irrst, Adolph, unterbrach ihn die Mutter, sich umsonst bemühend, die Bewegung ihres Innern zu verbergen; ich theile die Freude über Dein

wie wir wähnten, für die Ewigkeit fesselte, ich soll den Ring zurückfordern, den ich Dir zum Pfande ewiger Treue gab. — Adolph zog ihn langsam vom Finger. — Gieb und nimm! Was sind die äußeren Zeichen, diese täuschenden Symbole, ohne das Herz! — Wir wollen des Vaters Willen, aber auch der Stimme unseres Herzens folgen, die ohne Ring und Schwur uns an Treue für dies ganze Leben mahnt. —

Sie reichte ihm die Hand, er ergriff sie, drückte sie heftig. Doch plötzlich ließ er los. — Und vergißt Du denn ganz, daß ich —

Daß Du mein theurer Adolph bist! — wahrlich nein, das vergesse ich nie! unterbrach sie ihn lebhaft. Dein Herz gnügt mir, alles übrige ist der Liebe nur eitler Tand. Nun lebe wohl, blick oft hinüber nach jenem Thurm. — Da sitzt Deine Lucie, schaut nach diesem freundlichen Hause herüber, das all ihr Glück in sich schließt. Fühlst Du, wenn Du im Dämmerlicht in jener Laube sitzest, ein schauerliches Lüftchen Dich umwehen, so denke, es sei meine Sehnsucht, die Dich umsäuselt, in Deinen Locken spielt und Deine seufzenden Lippen mit Geistergruß berührt. Hörst Du den Sturm vom jenseitigen Ufer herüber brausen, so denk', daß es in meinem Herzen tobt und glüht und es mit dem Schicksal zürnt. Jedes Lüftchen, daß von dort herüber weht, jedes Blatt, das die schaukelnde Welle Dir bringt, mahne Dich an mich und sei Dir ein freundlicher Bote. Vergiß mich nicht, Adolph! — Dein gedenk' ich, so lange ich athme, mit Liebe!

Aber, wo ist Deine Mutter? sagte sie jetzt, sich aus seinen Armen windend, hin zu ihr, ihren Segen zu empfangen Mutter! bat das aufgeregte Mädchen, die eben Hereintretende, daß uns wenigstens eine fromme Hand auch im Unglück segne, so lege sie auf unser kummervolles gebeugtes Haupt. — Sie knieete bei diesen Worten vor ihr nieder, Adolph ihr zur Seite, die Mutter legte die bebende Hand auf ihre Stirn, Gott möge meine Schuld Euch nicht büßen lassen, möge Eure Herzen nicht trennen! betete sie.

So möge es geschehen! sprach Lucie. Treue bis zum Tode! rief Adolph aufspringend, und als Lucie der Mutter Hand zum Abschiede an ihre Lippen drückte, als in langer Umarmung sie ein Lebewohl stammelten, da wäre des Mädchens Muth bald gebrochen. Doch auch jetzt riß sie sich zuerst los. Wir sehen uns wieder, sagt mein ahnendes Herz, sehen uns wieder in Wonne und Glück! rief sie, eilte hinunter nach dem Kahn, ein Händedruck war das letzte Wort ihrer schmerzvollen Liebe.

Luciens Wiedersehen hatte einen tiefen Eindruck auf Adolph gemacht, und seine Festigkeit erschüttert. Er war jetzt von ihrer Liebe, von ihrer treuen unabänderlichen Liebe ganz überzeugt, und sann nun auf Mittel, zum Ziel seines Lebens, zu ihrem Besitze zu gelangen. Die Mutter nicht zu verlassen, seinen Vater nicht aufzusuchen, hatte er zwar versprochen; aber mancher Gedanke stieg in ihm auf, wie er sein Versprechen halten und doch seinen Zweck erreichen könne.

Aus früheren Erzählungen der Mutter kannte er Namen und Lage der Güter des Grafen Epinois. Er schrieb auf das Gerathewohl an den Administrator dieser Besitzungen, fragte ihn nach dem jetzigen Aufenthalt des Grafen und erhielt auch die Nachricht, daß dieser in Paris Rue St. Denis, Nr. 17 wohne, aber schon seit Monaten abwesend und auf Reisen sei, wohin, könne er ihm nicht mittheilen. Er verfolgte diesen Faden, wendete sich nach Paris an den Geschäftsführer seiner Mutter und bat ihn, über den jetzigen Aufenthalt des Grafen Nachforschungen anzustellen. Durch diesen bereitwilligen Mann erfuhr er endlich, daß Graf Epinois nach Italien gereist, jetzt aber im Bade zu Gastein sei, von wo man ihn bald in Paris zurück erwarte.

Adolph säumte nun keinen Augenblick, setzte sich und schrieb:

Mein Herr!

Ein Mann, dessen Glück zufällig von Ihnen abhängt, dem Sie, ohne ihn zu kennen, sehr wehe thaten, wünscht Sie zu sprechen. Er wohnt in der Schweiz am Thuner See, und erwartet Sie in dem Landhause der Frau von Daribaud, das zu finden Ihnen leicht werden wird. Seine Bitte ist dringend, eine Unterredung mit Ihnen nothwendig, und da Sie auf Ihrer Rückreise nach Paris wenig umreisen, so hoffe ich, Sie werden meinen Wunsch erfüllen. Sie in Gastein oder anderwärts aufzusuchen, verbietet mir für den Augenblick mein gegebenes Wort.

Sehen Sie übrigens meine Bitte aus einem ernsten Gesichtspunkte an, betrachten Sie sie als eine Ehrensache, der ein edler Mann nicht ausweichen kann, und somit glaube ich, Ihnen als Mann von Ehre genug gesagt zu haben, um Sie bald möglichst in dem Landhause der Frau von Daribaud zu sehen. Bis dahin leben Sie wohl.

Der Ihrige
Adolph Daribaud.

Er sandte den Brief durch die Post ab und sein Gemüth schien von diesem Augenblicke an beruhigter, so daß es selbst seiner Mutter auffiel, welche die Ursache dieser Ruhe nicht ahnete, denn seit Luciens letzter Abwesenheit waren Monde vergangen, in dieser Zeit, und je länger die Nachrichten von dem Aufenthalt des Grafen ausblieben, ward er unsteter, selbst mißlauniger und in sich verschlossener. Lucie hatte in dieser ganzen Zeit nichts von sich hören lassen, Adolph das jenseitige Ufer nicht wieder betreten, und nur selten das Landhaus verlassen. Welche Begebenheit konnte plötzlich seine Unruhe, seinen Unmuth in ruhige Ergebung, seine aufbrausende Heftigkeit in stillen Ernst umgewandelt haben? — Diese Frage hatte sich die Mutter wohl hundertmal gethan, ohne sie sich beantworten zu können.

In dieser Zeit kam der alte Diener des Herrn Preval wie zufällig herüber, freute sich, den jungen Herrn nach so langer Zeit einmal wieder

zu sehen, erzählte ihm mancherlei, wie es jetzt da drüben auf dem Schlosse so still und das sonst so muntre Fräulein ganz traurig geworden sei. Seit vierzehn Tagen ist sie nun schon zu ihrer Tante nach Bern gereist, und ich glaube, raunte er ihm zu, Herr Preval würde es nicht ungern sehen, wenn Sie einmal zu ihm herüber kämen und ihn besuchten. Ich schließe dies aus manchen Aeußerungen, die ich in diesen Tagen von ihm vernommen habe. Dann gestand er auch seinem jungen Liebling, daß dies zu sagen ihn allein hierher geführt habe.

Wie der Schiffbrüchige, der das morsche Brett gierig zu seiner Rettung ergreift, so bestieg auch Adolph am andern Tage den Kahn, denn ein schwacher Schimmer von Hoffnung begleitete ihn. Er landete, schickte jedoch, ehe er nach dem Schlosse hinauf stieg, seinen Diener ab, ihn anzumelden, und freudigen Herzens vernahm er, daß seine Gegenwart Herrn Preval sehr willkommen sein würde Er zögerte nun keinen Augenblick länger und ging hinauf.

Mein alter vorwitziger Diener hat Sie hierher gelockt, lieber Adolph, redete Herr Preval den doch in etwas Verlegenen bei seinem Eintreten an. Ich bin nicht böse auf den Alten, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, Ihnen zu zeigen, daß ich Sie auch unter den zwischen uns eingetretenen unangenehmen Verhältnissen noch eben so liebe wie früher. Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir, möge Vergangenheit und Zukunft ruhn, und lassen Sie uns mit einander plaudern wie sonst — Wie geht es Ihnen?

Adolph zuckte die Achseln.

Keine Hoffnung? fragte der Alte von Neuem.

Nur eine schwache —

Theilen Sie sie mir mit, junger Mann! Ich wünschte so sehr — doch theilen Sie sie nur mit.

Ich hoffe in kurzem, meinen Vater zu sehen, sagte jetzt Adolph und sein Auge glühte. —

Und wenn Sie ihn sehen, hoffen Sie nicht zu viel von ihm, das ist der Rath, den Ihnen meine Erfahrung gibt, nahm der Alte das Wort. — Wer zwei und zwanzig Jahre pflichtvergessen handelte, wen die Thränen unglücklicher Liebe nicht bewegen konnten, den werden die Bitten des Sohnes nicht vermögen, sein Unrecht wieder gut zu machen. Die Stimme der Natur spricht nicht in jedem Herzen, oft bleibt sie stumm. Doch sagen Sie mir, wenn ich es wissen darf, wer ist Ihr Vater?

Er nennt sich Graf d'Epinois.

D'Epinois! murmelte Preval vor sich hin. Hm! Als ich vor zehn Jahren das Letztemal in Paris war, lernte ich einen Grafen d'Epinois kennen — Er war in Poitou begütert.

Ganz recht.

Hatte seinen Milchbruder bei sich?

Alles stimmt!

Junger Mann, der Graf d'Epinois, den ich kennen lernte, kann Ihr Vater nicht sein, das ist ein edler, braver Mann, solch' unwürdiger Handlung nicht fähig.

Und doch ist es so, ich versichere Sie, es ist so, Herr Preval! unterbrach ihn Adolph.

Nun dann muß Ihre Mutter allein die Schuld tragen —

Herr Preval! Keine solche Aeußerung von meiner Mutter, bat der Jüngling, doch in so aufgeregtem Tone, daß es eher eine Drohung als eine Bitte zu sein schien.

Der Alte blieb ruhig, versicherte nochmals Adolph, Graf d'Epinois sei ein sehr edler Mann, dessen ehrenwerthen Charakter er bei mancher Gelegenheit kennen gelernt habe, berührte dann dies Gespräch nicht weiter, fragte nur nach gleichgültigen Dingen, und als der Mittag nahte, nöthigte er Adolph, bei ihm zu bleiben, was dieser auch nach kurzem Zögern that.

Während Adolph Herrn Preval gegenüber saß und er so gern nach Lucie gefragt hätte, sein Stolz es ihm aber verbot, wanderten zwei Fremde längs dem Ufer des Sees, und ihr Führer zeigte eben nach einem freundlichen Landhause, das nicht fern von ihnen auf einer bedeutenden Höhe lag. Sehen Sie, das ist die Wohnung der Frau von Daribaud, benachrichtigte er die Fremden, dort in jener Laube sitzt die liebe gute Frau gar oft, sie ist die Wohlthäterin der ganzen Umgegend; wenn Sie von dort oben die schöne Landschaft überschauen wollen, wird sie Sie gewiß recht gastfreundlich aufnehmen.

Die Reisenden setzten sich auf eine in Felsen gehauene Bank, entließen den Führer und saßen eine ziemliche Weile dort, ohne ein Wort zu sprechen, neben einander. Es ist wahrlich eine sonderbare Einladung, die uns hierher führt, halb trotzig, halb freundlich, nahm der Eine das Wort.

Das Ganze ist entweder ein Irrthum in der Person, oder, ich fürchte, ein unangenehmes Abenteuer, erwiderte der Andere.

Und sonderbar! sagte der Erste, nie habe ich noch den Namen Daribaud nennen hören; er ist französisch, und ich kenne doch ziemlich alle Familien Frankreichs, aber keine Daribauds.

Warum folgtest Du auch der Aufforderung, unterbrach ihn der Andere.

Mußt' ich nicht? Befahl es mir meine Ehre nicht? erwiderte Jener und stand auf. Komm! Es erwarte uns dort, was da will, frisch hinauf und ruhig der Entwickelung entgegen. Ich habe, so viel ich weiß, Niemand in meinem Leben durch Unrecht wehe gethan, sei es also Scherz oder Ernst, eine freudige oder trübe Ueberraschung, ihr ruhig entgegen. Er schritt voran, der Andere folgte, und bald standen sie in dem freundlichen Vorhof der Villa, wo sie einen Diener baten, zwei Fremde aus Frankreich

bei der Frau vom Hause anzumelden. Der Diener kam bald mit der Bitte zurück, ihm zu folgen und führte sie in ein elegant möblirtes Zimmer, wo sie die Ankunft der Dame des Hauses erwarten sollten. Alles was sie hier sahen, zeigte von Geschmack und Reichthum, keinen Luxus fanden sie, aber überall Eleganz. Der Graf, denn er und sein Milchbruder waren die beiden Fremden, vergaß über den herrlichen Anblick, den man von hier über den See genoß, ganz den mysteriösen Zweck seines Hierseins und schwelgte in dem reizenden Anblick, als sich die Thür öffnete und Frau von Daribaud eintrat. Sie begrüßte die Fremden höflich, plötzlich aber stockte sie in ihrer Bewillkommnung und fragte mit ängstlicher, kaum vernehmbarer Stimme, was sie hierher geführt habe? —

Ein sonderbar geheimnißvoller Brief, Adolph Daribaud unterzeichnet, bewog mich, meinen Weg von Gastein nach Paris durch die hiesige Gegend zu nehmen, erwiderte der Graf. Ist dieser Adolph Daribaud vielleicht ein Verwandter von Ihnen?

Es ist mein Sohn, fiel ihm die Bebende rasch in die Rede — doch mein Herr, so sonderbar Sie es auch finden mögen, so ersuche ich Sie dennoch, mit mir einen Augenblick in dies Kabinet zu treten. Sie öffnete die Thür, der Graf folgte.

Um Gotteswillen Madame, nehmen Sie Platz! sagte Epinois kaum eingetreten, rasch den Arm der Dame erfassend und sie zu dem Kanapee führend, Sie scheinen nicht wohl zu sein, Sie zittern.

Es wird bald vorübergehen. Nehmen auch Sie Platz, Herr Graf, erwiderte sie, nach einem ihr gegenüberstehenden Sessel zeigend. Der Graf gehorchte. Die Frau vom Hause saß noch einige Zeit, die Hand an die Stirn gelegt, nachdenkend und mit gesenktem Haupte vor ihm, bis sie sich plötzlich erhob. Kennen Sie mich wirklich nicht mehr, Graf?

Nein Madame! erwiderte er so verlegen, wie man es bei dieser Frage wohl immer zu sein pflegt.

Haben denn die Jahre, hat denn das Schicksal so tiefe Furchen gegraben, so ganz Alles verwischt? — Ist denn keine Erinnerung von Gatincourt in Ihnen zurückgeblieben?

Fräulein d'Orville! fuhr der Graf plötzlich aus seinem Lehnsessel auf.

Sie sehen sie vor sich — sagte die Unglückliche mit mühsam erkämpfter Ruhe.

Verzeihung, Frau von Daribaud, nahm jetzt der Graf, sich mit Artigkeit, aber kalt vor ihr neigend, das Wort, Verzeihung, daß ich gegen meinen Willen Ihre Einsamkeit störte, und Ihnen gewiß nur schmerzhafte Rückerinnerungen zurückführte.

Ja wohl! erwiderte sie schnell, durch das kalte Benehmen des Mannes ihrer ersten, ihrer einzigen Liebe so tief gekränkt. Doch da Sie einmal mir gegenüber stehen, so will ich es als eine Schickung Gottes betrach-

ten und meinem stillen, seit dreiundzwanzig Jahren in mir verschlossenen Schmerz die Pforten öffnen — hören Sie mich an, hören Sie mich ruhig an.

Der Graf setzte sich wieder, und während in Frau von Daribaud alle so lang unterdrückten Gefühle gegeneinander kämpften, Liebe und Gleichmuth, selige Vergangenheit und herbe Gegenwart das Buch ihres unglücklichen Lebens vor ihr aufschlugen, ruhte des Grafen Blick auf dem Schmerzenzuge der früh Verblühten. Wehmuth beschlich ihn, auch seine Gedanken gehörten in diesem Augenblick nur der Vergangenheit.

Herr Graf, hub jetzt Frau von Daribaud nach langem Kampfe an. Seit Ihrer Antwort aus Paris, die alle meine Hoffnung zertrümmerte, meinen alten Vater vor der Zeit in die Gruft senkte und mein Kind schon vor seinem Werden zur Waise machte, haben Sie kein Wort, keine Klage, keinen Vorwurf von mir gehört; jetzt aber, wo das ganze Glück meines Kindes auf dem Spiele steht, muß ich sprechen, so sehr auch mein Stolz sich dagegen auflehnt. Unser Sohn —

Madame, ich habe ihn nie erkannt als den Meinigen und werde ihn nie als solchen erkennen, unterbrach sie jetzt der Graf, dessen Gesicht sich umdüsterte.

Mein Sohn, fuhr Frau von Daribaud fort und konnte die Thränen nicht zurückdrängen, welche der Schmerz ihr erpreßte, mein Sohn liebt ein junges Mädchen, er warb um ihre Hand, sie wurde ihm nicht verweigert, da glaubte ich, damit eine würdige Familie nicht getäuscht werde, ihn mit seinem unglücklichen Schicksal bekannt machen zu müssen und der Vater schlägt nun die Hand der Tochter dem Bastard ab.

Aber was kann ich dafür, Madame? Was soll ich hierbei thun? fragte der Graf unmuthig.

Sagt es Ihnen Ihr Herz nicht?

Es schweigt.

Ist denn alles Gefühl, was die Natur selbst in das ungebildetste Wesen legte, Ihnen fremd? fuhr die sonst so Sanfte heftig auf: Haben denn Convenienz und Vorurtheil alles Mögliche in Ihnen erstickt?

Bei Gott nicht! sagte er rasch, denn ich fühle auch jetzt noch Mitleid mit Ihnen, aber zur Thorheit kann es mich nicht verleiten. Ich habe Ihnen verziehen, habe Ihnen verziehen, daß Sie mir mein ganzes Lebensglück zerstört haben, daß ich einsam, allein auf dieser Welt stehe und keine liebende Hand mir die Augen zudrücken wird, denn seit Sie mich hintergingen, habe ich Ihr Geschlecht geflohen. Aber Ihre Schuld zur meinigen machen, der Mantel zu sein, der vor der Welt Ihre Sünde deckt, — nein — dazu war ich zu wenig ein Thor! — Deshalb bitte ich, lassen Sie das Vergangene schlummern, wecken Sie es nicht, Sie wecken nur in mir einen noch nicht ganz betäubten Schmerz; Sie schlagen Ihr Schuldbuch selbst auf und verwandeln Mitleid in Verachtung!

Vater! mein Vater! rief es, die Thüre aufreißend und Adolph stürzte sich in des Grafen Arme.

Wer sind Sie, junger Mann? Was wollen Sie von mir? sagte der Graf, ihn heftig von sich stoßend, ich erkenne Sie nicht, Sie sind mir fremd! —

Ihnen fremd? Der Sohn dieser Weinenden! — Ich Ihnen fremd? — rief Adolph.

Ja mein Herr! war des Grafen kurze und sehr kalte Antwort.

Dort die weinende Mutter, hier der Vater, der mich von seiner Brust zurückstößt, murmelte der junge Mann, starr auf die Erde blickend, vor sich hin. — Sie erkennen mich also nicht für Ihren Sohn? fragte er plötzlich auffahrend, den Grafen fest ins Auge fassend. Sie erkennen mich hier im Angesicht meiner Mutter nicht für Ihren Sohn?

Nein, mein Herr!

Ueberlegen Sie noch einmal ruhig, was Sie eben sagten, fuhr Adolph, aber immer heftiger werdend, fort — Sie sollen ein edler Mann sein, wie mir Herr Préval gesagt — so werfen Sie einen Blick auf meine unglückliche Mutter, werfen Sie einen Blick auf mich, den verstoßenen Sohn — denken Sie an ihre Pflicht und daß ein gerechter Richter dort oben thront — Sprechen Sie ein mildes, versöhnendes Wort.

Junger Mann! — sagte der Graf, und der sonst so sanfte Blick seines Auges wurde finster, fast feindlich — Ich bin nicht Ihr Vater und daß ich es nicht bin, will ich bei dem allmächtigen Gott —

Nun wohl! unterbrach ihn Adolph mit tief verhaltenem Grimm und achtete nicht auf die flehenden Blicke seiner Mutter, so bin ich ein Bastard, aber Gott gedankt, nun frei wie der Tiger, der seine Beute sucht. Weine nicht mehr, Mutter, der Mann hat mit seinem Worte Deinen Thränenquell ausgetrocknet, um ihn muß nun keine Thräne mehr fließen. Verzeihung mein Herr! wandte er sich jetzt mit verbissenem Ingrimm zu dem Grafen, nachdem er der Mutter Haupt an seine Brust gedrückt und ihre Stirn geküßt hatte, verzeihen Sie, daß ich Sie aufforderte, hieher zu kommen, ich hätte es ahnen können, daß ich Sie vergeblich bemühen würde. Was seit so vielen Jahren das Vaterherz nicht erweicht, konnten wohl des Sohnes Bitten, der Mutter Thränen nicht bewegen. Verzeihung!

Mit schmerzlichem Gefühle trenne ich mich von Ihnen, wendete sich jetzt der Graf zu Frau von Daribaud. Ich glaube, es wäre besser gewesen, wir hätten uns nicht wieder gesehen, Ihnen, junger Mann, verzeihe ich gern, daß Sie mich hierher gelockt, gern, daß Sie manches heftige Wort zu mir gesprochen haben. Ihre Züge, so ähnlich denen Ihrer Mutter, führen mir die wenigen glücklichen Tage meines Lebens zu lebhaft zurück, um Ihnen zu zürnen. Leben Sie wohl, der Himmel möge Sie in die Arme eines Vaters führen, der Ihrer würdig ist. Er verbeugte und entfernte sich. Adolph begleitete ihn nicht.

Schweigend ging nun der Graf mit seinem Begleiter die Treppe hinunter über den freundlichen Hof und durch das eiserne Gitterthor. Kaum aber hatten sie dies hinter sich und waren einige Schritte den Fußsteig, wo dichtes Gebüsch sie verbarg, hinuntergegangen, als es: Auf ein Wort! hinter ihnen erscholl. Sie wandten sich und Adolph stand vor ihnen.

Herr Graf! redete er diesen an, von Ihnen selbst als Sohn nicht anerkannt und meiner Pflicht entbunden, stehe ich nicht mehr als Sohn, nur als Rächer meiner Mutter vor Ihnen. Auch in mir hat die Stimme der Natur geschwiegen und somit werden Sie, als Mann von Ehre, mir die Genugthuung nicht versagen, die ich jetzt von Ihnen fordre. Sie haben meine Mutter, Sie haben mich unglücklich gemacht, vollenden Sie, was Sie begonnen, oder das Schicksal gönnt mir das wohlthuende Gefühl der Rache. Ich erwarte Sie noch vor Untergang der Sonne in jenem kleinen Wäldchen, was Sie dort auf dem Weg nach Thun sehen; Pistolen mögen über unser Schicksal entscheiden.

Herr von Daribaud! erwiderte der Graf mit freundlicher Gelassenheit, entweder Sie trieben vorher Scherz mit mir, da Sie mich Ihren Vater nannten, oder wenn Sie wirklich überzeugt sind, daß ich es bin, so treibt sie jetzt Ihre Leidenschaft zu einer sehr unüberlegten Handlung.

Keine erbaulichen Betrachtungen, mein Herr, fiel ihm Adolph fast spöttisch in die Rede, vergebens suchen Sie Ihre Feigheit hinter der Moralität zu verbergen.

Junger Mann! fuhr der Graf heftig auf; doch schnell faßte er sich und sah wieder freundlich wie vorhin auf den Zornerglühten. Sie irren sich in mir. Jedes Duell ist mir zuwider und ich vermeid' es gern, wenn es meine Ehre mir gestattet. Ihnen gegenüber zu treten ist mir doppelt schwer, weil ich nicht gern mich gezwungen sähe, zum zweiten Mal Ihrer Mutter wehe thun zu müssen.

O genieren Sie sich nicht, mein Herr! unterbrach ihn Adolph mit flammendem Blick. Wer Jemandes Glück tückisch zerstörte, kann auch unbekümmert die letzten Ueberreste zertrümmern. — Schießen Sie mich nur nieder, machen Sie sich kein Gewissen daraus, ein Bastard ist ja so nur ein elender heimathloser Wanderer auf dieser Welt, dem es Wohlthat ist, ihn in eine andre zu senden. Wenn es Ihnen nicht an Muth gebricht, so treffe ich Sie um die sechste Stunde.

Ich werde mich pünktlich einstellen, sagte der Graf, einen ernsten doch mitleidsvollen Blick auf Adolph werfend, dann ging er, jedes weitere Gespräch vermeidend, ruhig den Fußsteig hinab; Rossin blieb zurück.

Herr von Daribaud, begann dieser nun, Sie haben dem Grafen, einem so edlen Mann sehr wehe, Sie haben ihm Unrecht gethan.

Ich glaube kaum, fiel ihm Adolph schnell in die Rede.

Und doch, doch! — fuhr Rossin fort und ergriff die Hand des jungen

Mannes. Ich nehme innigen Theil an Ihnen, ich wünsche wahrlich nur Ihr Glück.

Mein Herr! fuhr Adolph auf, wozu diese Scene? Ich kenne Sie, Sie kennen mich nicht, wie können Sie Theil an einem Unbekannten nehmen? Das sind nur schöne Worte, mich zu beschwichtigen, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Wo die That so tiefe Wunden geschlagen hat, heilen, Worte nicht. Ersparen Sie Wort und Theilnahme, beide sind an mir verschwendet.

Herr von Daribaud! mich zieht es zu Ihnen hin, Ihr Gesicht, der Ausdruck Ihres Auges, selbst wenn es zornig flammt, interessirt mich. —

Fahren Sie nur fort, fahren Sie nur fort, die Sache fängt an, auch mich zu interessiren, sagte Adolph, höhnisch lachend.

Nun nichts weiter davon, sagte Rossin, ohne seinen Ton zu ändern. Aber sagen Sie mir, was verlangen Sie denn eigentlich von dem Grafen?

Daß er das Unrecht an meiner Mutter am Altare wieder gut macht, daß er mich als seinen Sohn erkennt.

Kann er das gegen seine Ueberzeugung? fragte Rossin.

Diese Ueberzeugung muß er haben, fiel ihm der Jüngling stolz in die Rede.

Hätte er sie, fuhr Rossin fort, könnten Sie dann glauben, daß ein Vater sich im Duell dem Sohn gegenüber stellen würde? — Adolph wurde nachdenkend. — Liegt der Glaube fest in Ihnen, er sei Ihr Vater, können Sie dann mit tödtender Waffe ihm feindlich gegenübertreten?

Mein Herr! nahm der Leidenschaftliche das Wort, der Graf selbst leugnet, mein Vater zu sein; ich will ihm glauben, aber leugnen kann er nicht, daß er meine Mutter, daß er mich unglücklich gemacht hat und das will ich rächen, blutig rächen!

Herr von Daribaud, begann Rossin nach einer kurzen Pause, in welcher sein Auge mit inniger Theilnahme auf dem Jüngling geruht hatte, nicht er, Sie werden das Opfer sein, Sie werden fallen, denn der Graf galt für den besten Pistolen-Schützen.

Daribaud lachte laut auf. Ersparen Sie sich diese gemeinen Künste, mich zu entmuthigen, sie sind an mir verschwendet.

Bei dem allmächtigen Gott schwör' ich, es ist Wahrheit, was ich Ihnen sagte, fuhr Rossin mit immer steigender Theilnahme fort. Nicht das fernste Ziel, nicht der kleinste Vogel auf hohem Baum entgeht seinem Geschoß. — Sie machen sich, machen Ihre edle Mutter unglücklich.

Adolph, den doch die Theilnahme, die in des Mannes Wort und Blick sich deutlich aussprach, gerührt haben mochte, erwiderte jetzt ohne Bitterkeit: Mein Herr, fürchten Sie nicht für mich, Gott schützet die Unschuld, und was hab' ich zu verlieren? Dem Bastard versagte man das Mädchen seiner Liebe —

Das war hart und grausam, fiel ihm Rossin unmuthig in die Rede.

Nur wenn ich an der Hand meines Vaters, an der meiner Mutter, als dessen Gattin, um Lucie Préval würbe, würde sich die Meine, sprach er. — Was hab' ich noch zu verlieren? Ein zerrissenes Herz, ein zerstörtes Glück, ein Leben voll wüster Trümmer. Sie sehen, mein Herr, daß ich bei dem Spiele nur wenig einsetze.

Und Ihre Mutter? fragte Rossin.

Sie würde der Leiche des Sohnes bald folgen, und wir würden dort vereint, wo keine Vorurtheile den Vaterlosen aus der Gesellschaft weisen. — Herr! fuhr er plötzlich auf — seit ich dort drüben in jenem alten Schlosse mein ganzes Lebensglück verlor, bin ich blutdürstig geworden, — Rache oder Tod ist mein Wunsch, nur das Eine oder das Andre söhnt mich mit dem Schicksal aus; auf den Abend sehen wir uns wieder. Bei diesen Worten machte er eine Verbeugung, eilte den Fußpfad hinauf und ließ Rossin gedankenvoll stehen.

Rossin traf den Grafen am Ufer des See's auf einer Steinbank sitzend. Wo bleibst Du? rief ihm dieser entgegen, warum läßt Du Dich mit jenem überspannten jungen Mann noch in ein so langes Gespräch ein? Er will mit mir seine erste Lanze brechen, und so mag er es versuchen.

Eugen! rief Rossin verwundert.

Nun! was staunst Du? Hab' ich nicht Alles gethan, was ich thun konnte, um das Duell zu vermeiden? Was hab' ich für weitere Pflichten gegen den tollen Brausekopf, der sich mir als Sohn aufdringen will? Ich sehe jetzt das Duell als unvermeidlich an und bewundere nur den sonderbaren Gang des Schicksals, welches das Leben des Menschen in meine Hand gibt, dessen Geburt mich so unglücklich machte! — Haben wir nicht in jenem Wäldchen den Diener mit den Pferden zurückgelassen? fragte er dann gleichmüthig. Rossin bejahte es. — Nun, in den Halftern stecken Pistolen, so brauchen wir nicht erst nach Thun zurück.

Willst Du für den schlimmsten Fall keine Disposition machen? fragte Rossin.

Was da zu thun wäre, ist längst geschehen; Dir ist eine freie Existenz gesichert, sei ohne Sorgen, erwiderte der Graf und ging dem Wäldchen zu.

An mich habe ich bei dieser Frage wahrlich nicht gedacht, Eugen, sagte unmuthig der Gekränkte und folgte schweigend.

Ohne ein Wort zu wechseln kamen sie in das Wäldchen, wo sie ihre Pferde fanden. Rossin nahm die Pistolen, untersuchte sie und wollte den Schuß ausziehen, doch plötzlich gab er sie dem Grafen mit den Worten: Thue das selbst. — Der Graf gab dem Diener die Pistolen, mit dem Befehle sie zu reinigen, und während dies geschah, fragte Rossin den Grafen, der sinnend auf dem abgehauenen Stamme eines Lerchenbaumes saß: Soll Jean nicht nach der Stadt reiten und einen Wagen und Deine Chatoulle

hierher bringen? Der Graf nickte bejahend, erhob sich von seinem Sitze und schritt dann heftig auf und ab. Jean ritt bald nach Thun.

Eugen, unterbrach Rossin das Schweigen, wäre es denn nicht noch möglich, das unglückliche Duell zu hintertreiben?

Ich wüßte nicht wie, erwiderte der Graf.

Dein Gegner ist so jung, in der strotzenden Blüthe der Jahre, ihm steht das Leben mit all seinen Freuden noch offen — der Graf schüttelte verneinend den Kopf — es wäre grausam, wenn Du die Blume im Entfalten knicktest.

Heinrich! entgegnete Epinois und sein Auge sah finster vor sich hin. Ich glaube, es wäre ein Glück für uns Beide, wenn wir in einem Moment losdrückten und beide Kugeln träfen das Herz; uns Beiden wäre wohl. Das Glück seines Lebens ist zertrümmert, das meine war es schon längst.

Welch' düstre Gedanken, Eugen! unterbrach ihn Rossin, weg mit ihnen. Denk', der Dir gegenüber tritt, ist ihr Sohn, ist der Sohn jenes weiblichen Wesens, das allein Dein Herz zu rühren vermochte. Dein und sein Tod würden sie ganz unglücklich machen.

Was weißt Du davon, Heinrich, was weißt Du, der Du nie wahrer Liebe, wohl aber der Freundschaft Dein Herz öffnetest, Du kennst das weibliche Herz nicht! — Was könnte ich nach dreiundzwanzigjähriger Trennung ihr noch sein? Doch laß uns davon schweigen.

Ich kann nicht schweigen, begann Rossin von Neuem. Höre auf meine Bitte, mich hat eine grenzenlose Unruhe ergriffen — vermeide das Duell oder, kannst Du es nicht, so schone wenigstens das Leben des jungen Mannes.

Ich verstehe Dich heute nicht, sagte der Graf, einen ernsten, forschenden Blick auf seinen Freund werfend. Du, sonst so leicht über Alles denkend, Allem nur die leichte Seite abgewinnend, bist heute so bedächtig, ängstlich, so vorsichtig — nun wohl! — Ich glaube fast, auch ich nehme die Sache von einer zu ernsten Seite, und der Anblick dieser Frau hat Erinnerungen in mir geweckt und Bilder in mir aufgefrischt, die ich schlummernd, und mit einem ewigen Schleier bedeckt glaubte. Das Duell ist nicht zu vermeiden, aber schonen will ich meinen Gegner, das versprech, ich Dir. Wohin ich meine Kugel senden will, da trifft sie, tödten soll sie ihn nicht.

Bei diesen Worten sank Rossin an des Freundes Brust. Wie bist Du heute so bewegt, mein Bruder! sagte der Graf, sonst so selten weich gestimmt, und heute? —

Rossin drückte ihm, statt Antwort, heftig die Hand und ging auf dem Wege nach Thun, dem Wagen entgegen, der auch bald mit einem Wundarzt eintraf, den Rossin in der Stille mitzubringen befohlen hatte.

Nicht lange darauf sahen sie Daribaud mit noch einem andern jungen

Manne heransprengen. Nach höflicher Begrüßung trat Adolph zu dem Grafen und fragte ihn: Sie wollen also nicht Ihr Verschulden an meiner Mutter wieder gut machen, mich nicht nicht als Ihren Sohn erkennen?

Ein kurzes Nein! war des Grafen Antwort.

So entscheide Gott! sagte der Jüngling ruhig, wandte sich dann zu seinem Secundanten und bat diesen, das Nähere abzumachen. Dieser besprach sich mit Rossin und es wurde ausgemacht, daß die Gegner vierzig Schritt auseinander treten, auf einander avanciren sollten und Jeder schießen könne, wenn er wolle. Die Schritte wurden abgemessen, der Graf und Adolph traten, ein Pistol in der rechten, das andere in der linken Hand, auf die bezeichneten Flecke, und auf das gegebene Zeichen gingen sie einander entgegen. Doch kaum waren sie einige Schritte vorgerückt, als Adolph schon zielte und losdrückte. Seine Kugel fuhr durch die Kleidung des Gegners und streifte unbedeutend dessen linken Arm.

Hm! murmelte der Graf vor sich hin, die Sache ist ernsthaft gemeint, auch er legte an, drückte los und Adolphs rechter Arm sank getroffen. Dieser, ohne sich um seine Wunde zu kümmern, zielte drückte mit der linken Hand das Pistol ab und fehlte, der Graf schoß seinen zweiten Schuß in die Luft und rief den Wundarzt herbei.

Dieser untersuchte Adolphs Wunde, fand sie zwar nicht gefährlich, doch hatte die Kugel den Knochen gesplittert. Der Blutverlust war stark und der Verwundete schien einer Ohnmacht nahe. Rossin führte ihn zum Wagen, den er eben besteigen wollte, als er dem Grafen mit verbißnem Schmerz und Wuth die Worte zuraunte: Hiermit ist es noch nicht abgethan, mein Herr! wir sehen uns wieder! Wie es Ihnen beliebt, entgegnete dieser, winkte Rossin, den Verwundeten zu begleiten, bestieg, da sein Arm nur wenig blutete, sein Pferd und ritt nach Thun zurück.

Frau von Daribaud, welche von dem Vorhaben ihres Sohnes nicht die mindeste Ahnung gehabt hatte, war trostlos, als der Verwundete zu ihr gebracht wurde, und die Bitten des Sohnes vermochten nicht sie zu beruhigen. Hältst Du so Dein Versprechen? Trittst Du, um das Maß meiner Leiden zu füllen, Deinem Vater gegenüber, und findest von seiner Hand den Tod? rief sie schmerzvoll. Das habe ich nicht um Dich verdient, Adolph, diese Strafe ist zu hart, gerechter Gott! — und erst die Erinnerung des Wundarztes, daß ihre Klagen nur den überdies aufgeregten Zustand des Kranken verschlimmern würden, bewog sie, ihren Schmerz in sich zu verschließen. Auch der innere Seelenzustand des Verwundeten wirkte nachtheilig auf ihn und bald trat ein heftiges Fiber ein, das während der Nacht immer stärker und von düstern Phantasien begleitet wurde. Am Morgen erklärte der Arzt den Zustand des Kranken für bedenklich, und die unglückliche Mutter, welcher anfangs die Erscheinung Rossins nicht willkommen gewesen war, suchte jetzt nur allein Trost bei ihm. Aber er schien eben so erschüttert zu sein, wie sie; schweigend in Gedanken versunken, saß

er, an dem Bette des Kranken, faßte ängstlich nach seinem fliegenden Puls und belauschte sorgsam jedem Athemzug. Seit der Arzt seine Furcht ausgesprochen hatte, saß er ganz schweigsam und regungslos; und als Frau von Daribaud auf einen Augenblick den Kranken verlassen hatte, schlich er sich auch, ohne Jemand zu benachrichtigen, davon, und nahm seinen Weg nach Thun.

Hier hatte der Graf, in nicht geringer Unruhe, schon längst seine Rückkehr erwartet, aber schon war Mittag nahe, und Rossin kam immer noch nicht. Ihn dauerte der junge Mann, dem er, trotz seines leidenschaftlichen, heftigen Betragens, nicht Theilnahme versagen konnte. Er dachte sich ganz in seine Lage und fühlte wohl, daß er in seinen frühern Jahren eben so heftig, eben so leidenschaftlich würde gehandelt haben. Nur Eines konnte er sich nicht enträthseln, wie der junge Mann nemlich ihn für seinen Vater halten und sich doch mit ihm habe schießen können. Als aber Mittag vorüber war und Rossin noch nicht kam, da befahl er seinem Diener, nach dem Landhause zu reiten und ihm Nachricht zu bringen. In diesem Augenblicke trat Rossin bleich und entstellt ein. Eugen! rief er, wies den Diener heraus und riegelte die Thüre hinter ihm zu — Eugen! Mein Bruder, mein Wohlthäter, mein treuer Freund! und sank bei diesen Worten fast bewußtlos auf das Kanapee.

Es dämmerte schon, dem Verwundeten war zum ersten Male ein erquickender Schlaf geworden, der Arzt beobachtete ihn genau, die sorgsame Mutter wendete das thränenschwere Auge nicht von dem bleichen Sohne ab. Der alte Diener des Herrn Préval, von diesem aus Theilnahme herübergeschickt, stand am Fuße des Bettes, und eine Thräne rollte über die grauen Wimpern des alten Mannes, als die Zofe eintrat und der Frau von Daribaud leise zuraunte: der Graf Epinois sei im Salon und wünsche sie zu sprechen. Die unglückliche Frau erbleichte bei dieser Nachricht. Gerechter Gott! rief sie unwillkührlich aus, was will der Mörder meines Sohnes hier? — Doch es sei! — Sie verließ das Krankenbett, und als ihr Auge den Grafen traf, der hoch erröthet vor ihr stand, mußte sie allen Muth, alle Fassung suchen, um sich aufrecht zu erhalten; doch zu sehr an Leiden gewöhnt, gelang es ihr, und sie bat ihn, ihr in das Kabinet zu folgen.

Elise! redete sie hier der Graf an, —

Herr Graf, in welchem Tone sprechen Sie zu mir? unterbrach ihn schnell Frau von Daribaud. Jedes Verhältniß zwischen uns ist aufgelöst, nie kann Gemeinschaft, noch weniger Vertraulichkeit zwischen uns stattfinden.

Und doch! sagte der Graf sehr ernst, und wenn die Unglückliche nicht zu aufgeregt gewesen wäre, so hätte sie den Kampf bemerken müssen, der in seinem Innern waltete. Sie haben alles Recht, mir zu zürnen, mich zu hassen, mich zu verachten, aber dennoch verdiene ich Entschuldigung.

Entschuldigung? — Der Mann verdient Entschuldigung, der mich zwiefach um mein Lebensglück brachte? Den die Unnatur noch heute so weit trieb, den eigenen Sohn tödtlich zu verwunden? Nein, Graf d'Epinois, kein Wort weiter. — Bis heute, ich gestehe meine Schwäche, vertheidigte Sie immer noch dies Herz — von heute an aber folgt der Erinnerung an Sie nur Verachtung.

Hören Sie mich nur ruhig an, und Sie werden mich gewiß entschuldigen, vielleicht mir verzeihen.

Nie! Nimmermehr! rief die Tiefgekränkte, doch der Graf begann:

Von Jugend auf hing ich mit Liebe und inniger Freundschaft an Rossin. Er war mein Milchbruder; mehr als dies noch zog mich die letzte Bitte meines sterbenden Vaters zu ihm, der bat, stets als Bruder an ihm zu handeln. Ich habe ihn seit diesem Augenblicke wohl mit Recht, als den Sohn meines Vaters, als meinen Bruder betrachtet, schenkte ihm mein ganzes Vertrauen, öffnete ihm mein ganzes Herz. Er war mir Alles, ehe ich Sie kennen lernte, auch verdiente er gewiß bis dahin mein Zutrauen. Nie mich um fremdes Thun und Treiben kümmernd, war es mir entgangen, daß er eine Leidenschaft für Sie in seinem Busen nährte. Sein anfänglich vielleicht zu zudringliches Betragen gegen Sie hielt ich für thörigte Galanterie, und vertraute ihm zutrauungsvoll meine immer wachsende Neigung, obgleich er meine Wahl nicht zu billigen schien. Seit unserer Verlobung hörten diese Aeußerungen auf, und ich stand in dem Wahne, er freue sich aufrichtig meines endlich errungenen Glücks. Als ich Gatincourt verließ, blieb er auf meinen Gütern zurück, noch Manches dort zu ordnen, ich ging nach Paris und erhielt mit jedem Posttage Briefe von ihm. Ohne meinen Auftrag umschlich er Gatincourt, und mit jedem Briefe streute er ein Körnchen Argwohn in mein Herz.

Und Sie konnten ihm glauben? War denn alles Vertrauen zu mir aus Ihrem Herzen verschwunden? unterbrach ihn Frau von Daribaud, und das wehmüthige Gefühl, mit dem sie dies sprach, sagte nur zu deutlich, daß ihr Herz zur Vergebung sich neige.

Ich fühle mein Unrecht, erwiderte der Graf, aber bedenken Sie, daß das, was ich erfuhr, mir von einem Manne mitgetheilt wurde, der mein ganzes Zutrauen besaß und der mir Alles zu verdanken hatte. Doch ich wollte selbst sehen, mich selbst überzeugen. Schon waren die Postpferde bestellt, da erhielt ich einen Brief von ihm, der mich auf das Aeußerste vorbereiten mußte, erhielt zugleich Ihren Brief, der über mein und Ihr Schicksal so furchtbar entschieden hat. Meine Antwort war die unglückliche Folge; Sie waren zu stolz auf nähere Erklärung zu dringen und ich nahm Ihr Schweigen für Bekenntniß der Schuld.

Thränen rollten bei diesen Worten über die Wangen der Unglücklichen, sie zitterte heftig, doch schwieg sie.

Auch der Graf fuhr in seiner Erzählung nicht fort und stand, das

Auge theilnehmend auf die Weinende geheftet, wie in tiefes Sinnen versunken vor ihr.

Und was nützte es, wenn ich Sie auch entschuldigen könnte? sagte jetzt, das Schweigen brechend, doch kaum hörbar, Frau von Daribaud. Würde es die Wunde meines Herzens heilen? Schlöss' es die Wunde meines Sohnes? — Doch warum verschwiegen Sie dies gestern, verschwiegen es so lange? Ich mache ja keine Ansprüche an Sie, nur dies Mutterherz nährte noch Wünsche und Hoffnung! —

Erst heute erfuhr ich den Verrath, antwortete der Graf, und hohe Röthe überflog sein Antlitz, wie es wohl einem edlen Manne zu gehen pflegt, wenn ihn Nothwendigkeit oder eine gute Absicht zwingt sich selbst anzuklagen. Erst heute entdeckte es mir Rossin, dem der Gedanke, daß seine giftige Verleumdung mich zum Mörder meines Sohnes hätte machen können, das Gewissen weckte; er beichtete mir seine Schuld und hat mich für immer verlassen.

Sie stehen jetzt eine Reine, ein duldender Engel vor mir, fuhr er dann fort, ich vor Ihnen als ein schwacher, ungerechter Mann, der, durch Leichtgläubigkeit verlockt, Sie unglücklich gemacht hat. Steht es noch in meiner Gewalt, wieder gut zu machen, bin ich in Ihren Augen noch werth, der Vater Ihres Sohnes zu sein, so sagen Sie es mir, ich bin mit Freuden zu Allem bereit. Reden Sie, Elise! —

Verlassen Sie mich, Herr Graf, bat Frau von Daribaud, sich abwendend, um ihre Thränen zu verbergen. Ich kann Ihnen jetzt nichts erwidern — die Wunde meines Sohnes — die Gefahr, in welcher er schwebt — Ihre Worte — Alles hat mich so aufgeregt — Ich kann Ihnen jetzt nichts erwidern — Morgen — übermorgen — jeden andern Tag, nur heute nicht.

Und wie geht es Adolph? fragte theilnehmend der Graf.

Er schlummert, es ist die erste Erquickung, die ihm die Natur reicht.

Darf ich ihn sehen?

Nein! um Gotteswillen nein! das könnte ihn tödten — rief die Mutter aufspringend. Entfernen Sie sich, ich bitte.

So leben Sie wohl! Möge die Verzeihung unser Wiedersehen begleiten. — Sie wendete sich ab — Keinen versöhnenden Blick, Elise? — Keinen Trost, keine Hoffnung, die ich mit mir nehmen sollte? fragte er erschüttert. Statt Antwort reichte sie ihm, sich abwendend, die Hand, er preßte sie an seine Lippen, ein leiser Druck, den er zu fühlen glaubte, gab ihm Trost und Hoffnung mit auf den Weg.

Auch auf dem Schlosse Herrn Prévals war die Freude nicht eingekehrt. Der alte Mann hatte sich bei der sich schnell verbreitenden Nachricht des Duells bittre Vorwürfe gemacht, daß er gewissermaßen die Veranlassung dazu gegeben habe und er selbst zürnte mit dem Vorurtheil, das ihn bewogen hatte, das Glück seines Kindes, das Glück Adolphs aufs Spiel zu

setzen. Er war daher nicht mit dem alten Diener unzufrieden, als er ihm gestand, daß er die Pferde nach Bern geschickt habe, Fräulein Lucie herüber zu holen, da er die Gewißheit habe, sie würde wohl der beste Arzt der Wunde des Herrn Daribaud sein. Lucie hatte auch nicht gesäumet, war eben angelangt und lag weinend in den Armen des Vaters, als man den Grafen d'Epinois meldete, der Herrn Préval dringend zu sprechen wünsche.

Ist das nicht das Ungeheuer, das meinen Adolph verwundet hat? rief bei dieser Nachricht Lucie. O schicken Sie ihn fort, weisen Sie ihn aus unserer Nähe, ich könnte seinen Anblick nicht ertragen!

So entferne Dich, mein Kind, sagte Préval, befahl aber zugleich, den Grafen einzuführen.

War es Neugierde oder Versehen, Lucie beeilte sich nicht so sehr, daß sie nicht dem Grafen bei seinem Hereintreten noch begegnet wäre. Er begrüßte sie, sein Blick ruhte forschend auf ihr, sie aber eilte schnell an ihm vorüber.

Als wir uns vor 10 Jahren das Letztemal bei unserm gemeinschaftlichen Freunde sahen, redete der Graf Herrn Préval an, da glaubte ich nicht, Sie unter solchen düstern Verhältnissen auf Ihrem Schlosse am Thuner See aufsuchen zu müssen! — Verzeihen Sie daher, daß ich Sie zu einer Zeit belästige, wo Ihr Gemüth gewiß aufgeregt und beunruhigt ist.

Herr Préval bat, sich darüber keinen Kummer zu machen, und schien sich aufrichtig über den Besuch zu freuen. Epinois nahm Platz. Was führt Sie zu mir, Herr Graf? fragte jetzt Préval.

Der Graf zögerte nicht lange, den Hausherrn mit dem bekannt zu machen, was ihn hierher geführt habe. Da ich Sie, seit unserer Bekanntschaft in Paris, für einen verständigen und würdigen Mann halte, begann er, so wende ich mich an Sie, um der Vermittler zwischen mir und Frau von Daribaud zu werden. Er erzählte ihm hierauf, was er schon dieser berichtet hatte, und setzte dann hinzu: Aus meinem Irrthum gerissen, mein Unrecht einsehend und tief fühlend, wie sehr ich diese edle Frau gekränkt habe, wünschte ich Alles, so viel mir möglich, wieder gut zu machen, meine Hand der Frau von Daribaud oder vielmehr, da ich jetzt weiß, daß dies nur ein angenommener Name ist, dem Fräulein Elise anzubieten und somit ihrem Sohne, den ich als den meinigen erkenne, die Rechte seiner Geburt zu geben. Kann auch das Fräulein aus dem, was ich ihr gesagt, meinen Wunsch und meinen Willen ahnen, so wird es ihr, glaub' ich, angenehmer sein, es aus Ihrem Munde zu hören, wo meine Gegenwart, wo die Erinnerung an manche glücklich durchlebte Stunde ihren Willen nicht befangen, ihre Antwort nicht bestimmen kann. Auch Ihnen, bester Herr Préval, von dem ich sicher weiß, daß Ihnen die Verbindung Ihrer Tochter mit Adolph nicht unangenehm ist, wird die freundliche

Beendigung dieser verwickelten Sache willkommen sein, da die Scheidewand, welche die Liebenden trennt, dadurch niedergerissen wird.

Sie überraschen mich, Herr Graf! erwiderte Préval, überraschen mich aber auf freudige Weise. O hätte doch der Bösewicht nur einen Tag früher seine Schuld gebeichtet, wäre nur das Duell nicht geschehen und das Blut des Sohnes durch die Hand des Vaters nicht geflossen! — Doch was geschah, ist nicht mehr zu ändern. Ich will hinüber zur Frau von Daribaud, und ich hoffe — erste, einzige Liebe soll ja feste Wurzel schlagen — ich hoffe, ich werde dort jenseits des Sees keine unversöhnlichen Menschen finden. Er schellte. — Ruf' meine Tochter hierher und man soll einen Nachen bereit halten, befahl er dem e ntretenden Diener.

War es Fräulein Lucie, die vorhin das Zimmer verließ? fragte der Graf.

Sie war es, erwiderte Préval: aber glauben Sie nicht, daß ihr Auge immer so umwölkt, ihr Blick so finster ist, wie heute — o, es ist ein liebes, sanftes, gutes Mädchen, die treue Pflegerin meines Alters, deshalb, ich muß Sie nur gleich damit bekannt machen, deshalb hat mir auch Adolph versprechen müssen, hier herüber zu mir zu ziehen, damit ich durch ihn meine Pflegerin nicht verlöre.

In diesem Augenblick trat Lucie ein. Hier steht Adolphs Vater, der Graf d'Epinois, sagte er zu ihr; tritt näher, Lucie, reiche ihm Deine Wange zum Kuß, er wird jedes Hinderniß heben, das Dich von Deinem Verlobten trennte. — Lucie nahte dem Grafen schüchtern. Sein Sie mir als Adolphs Braut herzlich willkommen! sprach dieser, von dem jungfräulichen Wesen des Mädchens ergriffen, er hat sich wahrlich Treffliches gewählt. Lucie beugte sich, ihm die Hand zu küssen; doch plötzlich fuhr sie zurück. Ich kann nicht! stammelte sie. — Verzeihen Sie mir!

Mach' Dich bereit, mit mir zur Frau von Daribaud zu fahren, unterbrach Herr Préval das Peinliche der Scene, und hohe Röthe überflog Lucies Wangen, ihr Auge flammte bei dem Gedanken, Adolph zu sehen, — sie eilte schnell fort.

So sind die Weiber! sagte Préval, aus Liebe und Haß, aus Leidenschaft und Zartheit gewoben und veränderlicher als das Wetter auf unserm See, darum hoff' ich auch, ich werde dort drüben Sonnenschein bringen und den Regen verjagen. Doch noch Eines, sprach er, als er seinen Hut ergriff, und Lucie unten bei dem Kahne schon reisefertig stehen sah, bleiben Sie ganz in der Stille hier, in Thun könnten Sie des Duells wegen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein. Der Graf nahm den Vorschlag an und sah bald mit klopfendem Herzen den Kahn mit Vater und Tochter nach dem jenseitigen Ufer hinübergleiten.

Prévals Erscheinen überraschte Frau von Daribaud und erfreute sie zugleich, denn er konnte nur in guter Absicht kommen; Luciens Heftigkeit aber war ihr ängstlich, da sie kaum vermochte, diese vom Krankenlager

Adolphs zurückzuhalten; aber da der Arzt jede Aufregung streng verboten hatte, da ihr die Mutter versichern konnte, daß er ganz außer Gefahr sei und er nur zu seiner völligen Genesung der Ruhe bedürfe, so ergab sich Lucie endlich in ihr Schicksal, setzte sich ruhig in die Geißblattlaube und erwartete hier die Rückkehr des Vaters.

Dieser entledigte sich indessen seines Auftrages. Frau von Daribaud, heute über das Schicksal ihres Sohnes auf mancherlei Weise beruhigt, hörte mit Fassung Herrn Préval an, der in sie drang, die wohlgemeinten Vorschläge des Grafen schon ihres Sohnes wegen anzunehmen. Sie konnte ihm keine Gründe entgegensetzen, gestand ihm aber, daß ein gewisses Etwas in ihrem Innern dagegen spräche. In der Unterredung mit dem Grafen sei dieser sonst so gerade, offene Mann verlegen, das, was er gesagt, so berechnet, sie müsse es gestehen, so kalt gewesen, daß sie glauben müsse, er folge mehr dem Pflichtgefühl als seinem Herzen. Vergebens bemerkte Herr Préval, der wohl das Geschlecht der Frauen kennen mochte, daß sie von dem fünfzigjährigen Manne nicht mehr das glühende, leidenschaftliche Benehmen erwarten könne, das ihr vielleicht noch aus früherer Zeit vorschwebe. Aber sie beharrte auf ihrem Glauben, daß blos Pflicht, nicht das Herz ihn zu ihr zurückführe, und nach manchem vergeblich verschwendeten Worte des Vermittlers gab sie keine bestimmte Antwort, sondern ersuchte Préval, den Grafen wissen zu lassen, daß sie ihn morgen früh um die zehnte Stunde erwarte. Mit diesem Bescheid kehrten Préval sowohl wie Lucie nicht ganz zufrieden zurück.

Zur bestimmten Zeit erschien auf dem Landhause am jenseitigen Ufer der Graf, den Préval von jeder Aeußerung der Frau von Daribaud genau unterrichtet hatte. Er wurde sogleich in das bewußte Kabinet geführt, und bald darauf erschien auch die Frau vom Hause.

Herr Graf! redete diese ihn an, sie haben mir durch Herrn Préval Vorschläge machen lassen, die, da ich nicht darauf gefaßt sein konnte, mich überrascht haben. Sie haben sich hierbei mir wieder gezeigt, wie ich Sie früher gekannt, und da ich morgen mein vierzigstes Jahr antrete und mein trübes Schicksal, so wie mein Alter mich wohl ohne Leidenschaft, selbst über eine Sache, die mein Inneres so sehr angeht, ruhig nachdenken lassen und ich nicht eine falsche Auslegung von Ihnen zu befürchten habe, so will ich auch offen Ihnen antworten.

Ich habe, seit Sie mich verließen, nur meinem Sohne gelebt, mithin, was ich für ihn thue, thu' ich mit Freuden. Pflicht, nicht Neigung führt uns Beide in diesem Augenblick einander entgegen, in Ihnen ist die Liebe für ein Wesen erstorben, das sie seit so vielen Jahren verachten zu müssen glaubten; mein Herz — doch lassen Sie mich davon schweigen, es hat sein Recht verloren — Ich nehme daher ihren Vorschlag an, Sie führen mich zum Altar, erkennen meinen Sohn als den Ihrigen und dann — setzte sie stockend hinzu, mögen die Gesetze trennen, was nur strenge Pflicht band.

Elise! rief der Graf wie können sie glauben —

Ich kenne das menschliche Herz fuhr sie ruhig fort: konnte die Verleumdung eines Bösewichts trennen, was die innigste, glühendste Liebe vereinigte, wie sollte ich Dauer von einer Verbindung erwarten, deren Band nur die Pflicht zum lästigen Knoten schlang. Betrügen sie sich nicht, Graf d'Epinois, und gestehen Sie, könnten diese gramvollen Züge, könnte dies bleiche Gesicht, in welches Schmerz und Kummer so tiefe Furchen grub, Sie noch interessiren, wenn nicht Pflicht, ich will auch glauben Erinnerungen ihnen ein leidliches Colorit gäben?

Sie irren, Elise! erwiderte er ruhig und fest. Mit Wehmuth, nicht mit Verachtung habe ich die ganze Zeit unserer Trennung an Sie gedacht. Seit ich Sie verlor, habe ich auf jedes andre Glück verzichtet, eine stille Neigung ist in meinem Herzen geblieben, gegen die ich vergeblich gekämpft habe, und sollte sie jetzt verloschen sein, da ich in den bleichen, schmerzvollen Zügen, in den Zügen der frommen Dulderin die Gewißheit einer schönen Zukunft finde? Elise! täuscht mich nicht mein Herz, so wurde mein Bild nie aus dem Ihrigen ganz verdrängt, so steht es noch in Ihrem Herzen. Bei diesen Worten umfing er sie, ihr Auge verrieth, was ihr Mund verschwieg. Er preßte sie an sich, — sie ruhte liebend an seiner Brust, die vergangene Zeit, die schönen Frühlingstage der ersten Liebe traten wieder mit ihren Blumen und Kränzen, mit ihren Hoffen und Sehnen vor sie. Es war das Rosenfest, im Herbste des Lebens gefeiert.

Die Versöhnung war gestiftet, der Bund von Neuem geschlossen, aber noch konnte Adolph nicht von dem Vorgefallenen unterrichtet werden, noch war er zu schwach und zu reizbar. Sein Seelenzustand wirkte noch immer nachtheilig auf seine Wunde und ihn plötzlich zu heilen schien dem Arzte gefährlich, so daß er es erst nach acht Tagen wagte, Lucie zu ihm zu lassen, die fast täglich herüber gekommen war, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Von Allem jetzt unterrichtet, wurde ihr endlich der Auftrag, nach und nach das Vorgefallene mitzutheilen. Das erste Wiedersehen der beiden Liebenden erschütterte Adolph heftig; doch als er erfuhr, daß sie mit Erlaubniß des Vaters bei ihm, und dieser für ihn gütiger und vorurtheilsfreier gestimmt sei, konnte die Hoffnung von Neuem in ihm aufleben, so daß sein Zustand sich mit jedem Tage besserte. An dem ersten Tage, an welchen er das Krankenlager verlassen hatte, überraschte ihn Lucie mit der frohen Botschaft, daß ihr Vater eingewilligt und nichts mehr ihrer Verbindung im Wege stehe; sein Glück war überschwenglich. Als er aber den nähern Verlauf der Sache erfuhr, als er hörte, der Graf, der nemliche Mann, dessen Kugel ihn getroffen habe, sei sein Vater, umdüsterte sich seine Stirn und nur mit Mühe konnte Lucie ihm beweisen, daß vor dem Duell Graf d'Epinois die Ueberzeugung vom Gegentheile gehabt habe. Aber, was vermöchte die Liebe nicht auszugleichen? — Lucie überzeugte ihn bald, wie sie des Vaters Benehmen allein ihr Glück zu verdanken hätten und

dieser nun der Mutter Thränen getrocknet habe und so schien er mit ihm ausgesöhnt. Als aber die Mutter an des Vaters Hand bei ihm eintrat, sank er mit stürmischem Gefühl an ihre Brust, den Vater jedoch begrüßte er zwar ehrerbietig, aber abgemessen und kalt. Der Graf schloß ihn in seine Arme; aber hatte das Duell, oder der lang genährte Glaube, er sei sein Sohn nicht, das Vaterherz jedem innigen Gefühle verschlossen, auch er sprach seine Freude nur ruhig, nicht stürmisch aus. Der Mutter entging dies nicht und verbitterte ihr einigermaßen das kaum wiedergekehrte so lang entbehrte Glück.

Aber Adolphs ehrliches, treuherziges, wenn auch leidenschaftliches Gemüth machten ihn von Tage zu Tage den Vater werther, und dieser gewann bald das Herz des Sohnes durch sein edles Benehmen und durch den Frohsinn und die Heiterkeit, die er über die so innig geliebte Mutter verbreitete. Sehnsuchtsvoll erwarteten Alle die völlige Heilung der Wunde, denn an dem Tage, an welchem Adolph den Arm aus der Binde tragen könnte, sollte das doppelte Fest gefeiert werden.

Der Tag erschien. Es war ein schöner Herbsttag; noch prangten die Auen im üppigsten Grün, durch die Bäume glühte in goldener Pracht die Abendsonne und beleuchtete magisch das mannigfache Kolorit des hier und da schon sinkenden Laubes, und die Traube blickte goldig oder blau unter dem dunkeln Weinlaube hervor, als am Abend die Glöckchen der nahen Kirche zur ernstesten Feier des Lebens riefen. Ohne Prunk, nur von dem alten Préval und seinem Diener, der heute nicht zurückbleiben wollte, und einigen nähern Bekannten begleitet, traten die Glücklichen vor den Altar, wo der Segen des Priesters die so lang Getrennten, wie die so früh sich Gefundenen auf ewig verband. Dann führte der Graf die Gattin nach ihrem Landhause zurück, wo sie ihre Tage zu beschließen sich vorgenommen hatten; Adolph aber trug entzückt, denn er trug ja sein ganzes Glück, Lucie in das Fahrzeug, das sie nach dem väterlichen Schlosse hinüber brachte.

Ein Jahr war vergangen, ein Jahr voll Wonne und Glück. Die ruhige wie die stürmische Liebe segnete den Tag des Zweikampfs, der Hand und Herz vereinigt hatte und die Nachen schwammen fast täglich von einem Ufer zum andern her und hin. Der stürmische Winter war am traulichen Kamin schnell vorüber gegangen, der Frühling hatte der Liebe neue Kränze gewunden und der Herbst neue Früchte gebracht. Schon begann dieser zu enden, die Bäume waren entlaubt, der Sturm weckte den See aus seiner gemächlichen Ruhe und trieb die Wellen empor und zuweilen verkündete Schneegestöber schon die nahe Ankunft des Winters. Aber trotz Schnee und Sturm blieb eine Hoffnung noch immergrün, die Hoffnung, die Lucie Allen gab, und deren Erfüllung mit ängstlicher Ungeduld jeden Tag erwartet wurde.

Da kam eines Nachmittags ein Brief von Adolph, der die Mutter dringend bat, eiligst zum Beistand seiner Lucie herüber zu kommen. Sie

säumte keinen Augenblick, bestieg trotz des stürmischen Wetters mit ihrem Gatten sogleich das Fahrzeug und eilte hinüber. Freude und Angst, Furcht und Hoffnung fanden sie auf Prévals Schloß. Die Mutter eilte sogleich zu der Leidenden, der Graf zu seinem Freunde den er im Lehnstuhl am Kamine in ängstlicher Sorge sitzend fand. Heute stockte das Gespräch, beide Väter saßen schweigsam und sahen in die hell auflodernde Flamme, jeder Faden des Gesprächs, den sie anknüpften, zerriß bald, und die stille Heiterkeit die sie sonst umgab, hatte sich heute in schweigenden Ernst verwandelt. Da klingelte Préval und befahl dem eintretenden Diener, rasch eine Bowle dampfenden Punsches zu bringen. Wir wollen, werther Freund, sagte er zum Grafen, unsre Angst abschütteln und sie bei dem Glase Punsch vergessen. Wozu die Sorgen vor der Zeit? Der Punsch kam und mit ihm auch Adolph, den die Frauen entfernt hatten. Er setzte sich zu ihnen, aber auch er brachte den Frohsinn nicht mit; eine unbeschreibliche Angst trieb ihn bald wieder hinaus, doch kehrte er schnell wieder an das trauliche Kamin zurück Dies trieb er noch mehre Male, bis der Bote erschien, der die Briefe und Zeitungen von Thun brachte. Der Graf und Préval ergriffen die französischen Blätter, sonst so geeignet, sich von allem Andern abzuziehen, wie gewöhnlich, mit Hast; Adolph aber nahm einen Brief, der an ihn adressirt war, erbrach und laß ihn, während die beiden Alten sich in die Zeitungen vertieften. Plötzlich sprang Adolph auf, warf sich, heftig zitternd, an des Grafen Brust. Vater! rief er außer sich, Vater! wenn ich Dich noch so nennen darf, edler, edler Mann!

Der Graf war erschrocken von seinem Sitze aufgesprungen. Mein Gott, Adolph, was ist Dir? fragte er besorgt.

Lies den Brief, rief dieser, nach dem Brief greifend, den Herr Préval schon erfaßt hatte, er ist, — stammelte er erbleichend, — er ist — von meinem Vater!

Da warf Graf d'Epinois einen finstern Blick gen Himmel, preßte jedoch Adolph an sein Herz. Mußte der Undankbare das Maß bis zum Rande füllen? rief er dann schmerzvoll, das heiligste Versprechen hielt der Bösewicht nicht!

Fluche ihm nicht! — Er hört Deinen Fluch nicht mehr, er steht schon vor seinem Richter, sprach der gebeugte Sohn, bittend an dem Grafen aufblickend. —

Jetzt hatte sich auch Préval von seinem Sitze erhoben, ging zu dem Grafen, reichte und drückte ihm herzlich die Hand. Was ich hier gelesen, habe ich längst geahnet, sprach er. Gott wollte die Täuschung nicht länger dulden und so mußte das Verborgene an's Licht kommen. — Hören Sie, was er Adolph schreibt. Er las:

Länger kann ich die Qual nicht mehr ertragen, länger das Geheimniß meiner Schuld nicht mehr in meiner Brust verschließen, es treibt mich von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort, vom Thal auf den Berg, vom Berg in

die Schlucht hinab, nirgends find' ich Rast noch Ruh, überall verfolgt mich die Schuld. Nur hier auf dieser Stelle, hier soll mir Ruhe werden für diese Welt, ob auch für jene, weiß nur der barmherzige Gott, der mir in der letzten Stunde meines lästigen Seins noch eine Freude gönnte, die letzten Worte an meinen Sohn richten zu können — die Worte der Schuld. — O fluche mir nicht, Adolph, fluche mir nicht, daß ich Dir das Dasein gab, daß ich in meiner Todesstunde noch zu Dir sprechen, Dir ein Geheimniß enthüllen mußte, das Dich nicht glücklicher machen kann. Aber die Stimme der Natur bricht sich am Grabe die Bahn, sie muß dem Sohne ein Lebewohl zurufen, sie muß ihre letzte Kraft in dem wehmüthigen Ruf ausathmen: Lebe wohl, mein Adolph, lebe wohl und fluche Deinem Vater nicht! —

Nun vernimm meine Schuld! Von wilder Leidenschaft für Deine Mutter erfaßt, kämpfte ich nur mühsam gegen sie; doch die Dankbarkeit und die Liebe zu meinem Bruder standen mir zur Seite und ich glaubte mich schon Sieger, bis der Zufall ein unglückliches Billet in meine Hände brachte, worin Deine Mutter dem Grafen den Ort, wo ich dies jetzt niederschreibe, zum Ort ihrer Zusammenkunft bestimmte. Da flüsterte mir Satan zu, die Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, ich hörte auf das dämonische Flüstern, stellte mich statt Deines Vaters ein, das Dunkel der Nacht, unsere Aehnlichkeit, selbst die der Sprache kamen mir zu Statten und ich wurde ein Bösewicht.

Von diesem Tage an ist der Friede von mir gewichen. Ich hatte zwei Menschen unglücklich gemacht, meines Wohlthäters ganzes Erdenglück zertrümmert, tausendmal wollte ich ihm meine Schuld bekennen, aber nie hatte ich den Muth. Da fand das Duell statt, das ich vergebens zu hintertreiben suchte. Ich sah Dich bluten, sah auf dem Siechbett Dein brechendes Auge und das Vaterherz erwachte. Nur Dein Glück vor Augen sann ich lange, wie ich Ohnmächtiger es gründen könne. Des Grafen Herz kennend, war ich gewiß, er würde, erführ er die Wahrheit, in Deiner Mutter nicht mehr die Schuldige erblicken, sein Edelmuth würde ihn bestimmen, ihr seine Hand anzubieten, Dich als seinen Sohn anerkennen, und so Deine zertrümmerte Hoffnung auf Luciens Hand von neuem beleben. Dieser Gedanke bestimmte mich; was jahrelange Reue nicht konnte, wurde dem Vaterherzen leicht. Ich eilte nach Thun, gestand ihm Alles, und der Edle hat gehandelt, wie ich es von ihm erwartet hatte. Kein Vorwurf traf mich, er setzte mir einen Jahrgehalt aus, verbannte mich aber für immer aus seiner Nähe. Auch mußte ich ihm das Versprechen geben, nie das Geheimniß zu verrathen. Hier halte ich nicht Wort, möge er, der mir so viel vergab, dies dem Vaterherzen auch verzeihen.

Wie Kain bin ich seitdem durch die Welt gejagt und sitze hier im chinesischen Häuschen zu Gatincourt. Hier, wo ich ein Bösewicht wurde, soll mich, wenn es nicht unglückliche Täuschung ist, ein freiwilliger Tod mit Gott und Euch versöhnen, und wenn Du dies liesest, steh ich längst

vor meinem Richter, mein Schuldbuch ist zerrissen, oder auch dort verfolgt mich mein Vergehen.

Nun so lebe wohl, mein Sohn — lebe wohl und weihe dem Andenken eines Unglücklichen, dem Andenken Deines Vaters eine Thräne. — Liebe, ehre Deiner Mutter Gatten, sieh in ihm Deinen edlen Vater und bitte ihn, daß er mir verzeihe.

Gott mit Dir und meiner Seele.

Roussin.

Als Préval schwieg, standen die Drei ernst und still vor sich niederblickend da. Mein edler Freund und auch Du mein Sohn, hob endlich d'Epinois an, Ihr seid beide Männer, um ein Geheimniß treu bewahren zu können. Was Ihr eben gehört habt, ruhe ewig in Eurer Brust, seine Enthüllung würde meine Gattin höchst unglücklich machen. Bleibe sie in dem süßen Wahn, ich sei Dein Vater, wehe, wer ihr diese Täuschung enthüllt! Meinen Bruder habe ich schon längst vergeben, Friede seiner Asche, und möge Gott ihm seine erste, wie seine letzte Schuld verzeihen, denn Selbstmord ist sträflich und keine edle That. Fülle die Gläser, Adolph, sprach er dann und Heiterkeit umstrahlte von Neuem sein männlich schönes Gesicht. Er ergriff das Glas und die Andern thaten ein Gleiches. Friede und ein versöhnend Lebewohl dem Todten! Friede und einen freundlichen Willkommen dem Neugebornen! rief er, und als die Gläser dumpf und doch wieder so hell klirrten, trat die Gräfin, die neugeborne Tochter auf dem Arme herein und legte sie in die Arme des überglücklichen Vaters. — Küsse Dein Kind, Adolph! sagte sie tiefgerührt, und sprach den Segen über ihn.

Und Adolph beugte sich zu der Kleinen nieder und küßte ihre Stirn. — Den Vater hab' ich heute verloren, und Du bist mir dafür gegeben, habe Dank, Gott im Himmel! murmelte er leise — Sei mir willkommen, Tochter meiner Lucie, werde ein Engel wie Deine Mutter!

Kein Kummer hat bis jetzt das Glück der beiden Familien getrübt. — Die drei Männer haben geschwiegen, Elise ist in ihrer Täuschung glücklich, möge sie es bleiben, bis der Tod sie abruft in das Land, wo jede Täuschung aufhört.

Bilder und Scenen

aus den Jugendjahren

der Königin Maria Stuart.

Als die junge 21jährige Königin Maria Frankreich verlassen hatte und den 19. August 1561 in Leith landete, fand sie Schottland in dem Zustande der höchsten Verwirrung. Der angesehene Adel hatte während ihrer Minderjährigkeit den größten Theil der königlichen Güter und fast alle Macht an sich gerissen, so daß jeder sich in seiner Grafschaft zum unabhängigen Herrn erhoben hatte und die niedern Vasallen beherrschte. Das Volk, von dem Adel unterdrückt, war durch die Fortschritte der Reformation in zwei sich hassende Parteien getheilt. Die höhere katholische Geistlichkeit war ohne bedeutenden Einfluß, zum Theil im Besitz ihrer Aemter und Pfründen geblieben, zum Theil zu der neuen Lehre übergetreten, ohne jedoch dadurch ihre Pfründen verloren zu haben; die protestantische Geistlichkeit, an deren Spitze der Eiferer Knox stand, übte gewaltigen Einfluß auf die Gemüther der Protestanten. So fand die junge Königin nicht einmal in der Geistlichkeit eine Unterstützung, denn die Katholischen waren zu wenig, und die Protestantischen hätten um nichts in der Welt eine katholische Königin, selbst bei ihren besten Zwecken unterstützt.

Der Adel war in drei Hauptparteien getheilt. Der Familie Gordon, an deren Spitze der Graf Huntley stand, in dieser Zeit wohl die reichste und mächtigste, gehörte fast der ganze nördliche Theil des Königreichs. Die meisten ihrer Besitzungen hatte sie durch die Gunst früherer Könige erworben, viele aber während Mariens Minderjährigkeit gewaltsam an sich gerissen. Der Graf Huntley hatte seinen Sitz in Aberdeen, kam selten über den Tay, noch weniger nach der Hauptstadt, kümmerte sich aus angeborner Trägheit fast nie um die Angelegenheiten des Königreichs, sobald sie ihn nicht persönlich betrafen, und suchte mehr durch List, als Gewalt, seine Macht zu vergrößern. An ihn schlossen sich die meisten Lords der Hochlande und die Lairds der Clans an, und verstärkten seine Partei.

Die Hamilton's waren die zweite ansehnliche Familie. An ihrer Spitze stand der Herzog von Chatelherault, der während der Minderjährigkeit Maria's 12 Jahr Regent von Schottland gewesen, und sein Sohn der Graf von Arran, der nächste Verwandte der königlichen Familie. Durch sie war die mächtige Familie der Lennox aus Schottland vertrieben und hatte sich in England niederlassen müssen. Des Grafen Lennox Gemahlin war die Tochter Margarethens, der ältesten Schwester Heinrich VIII.,

welche nach dem Tode ihres ersten Gemahls, König Jacob IV., den Grafen von Angus geheirathet hatte. Es hatte daher diese Familie, im Fall des Todes der Königin von England, fast mehr Ansprüche auf den englischen Thron, als die Königin selbst. Die Besitzungen der Hamilton's lagen in dem südlichen Theile Schottlands, und auch mehre Inseln gehörten ihnen.

Die Douglas hatten sich aus manchen Widerwärtigkeiten immer wieder muthig emporgehoben, und waren früher die bedeutendste Familie Schottlands, und dem Geiste und der Thatkraft nach gewiß die Erste. Sie zählte so manchen Helden unter sich. Ihre Besitzungen lagen zerstreut, und deshalb war ihre Macht in dieser Zeit nicht so bedeutend, wie die der beiden Vorhergehenden. Aber an ihrer Spitze stand Graf Morton, ein Mann voller Kraft und Klugheit, tapfer, und zugleich listig und verschlagen.

Noch mehre andere Familien hatten bedeutenden Einfluß. Der Graf von Bothwell war einer der mächtigsten und reichsten Barone des Reichs. Der Herzog von Argyle, die Lords Lindsay und Seaton, der Graf von Athol hatten bedeutenden Anhang; aber über Alle ragte Steward, Propst von St. Andrews empor. Ohne Güter und Macht, war er der bedeutendste Mann Schottlands, der sich an die Spitze der Congregation der Protestantischen Lords gestellt und den größten Einfluß sich erworben hatte. Ein natürlicher Sohn Jacob V. und der Tochter des Lords Erskine, ward er dem geistlichen Stande gewidmet und zum Propst von St. Andrews ernannt; aber seinen muthigen Geist konnte das Priestergewand nicht dämpfen, er mischte sich in die Händel, die während der Regentschaft von Mariens Mutter Schottland zerrütteten, stellte sich an die Spitze eines Heeres und ward bald das Haupt der Protestanten. Er und Maitland von Lethington waren die Männer, denen die Königin Marie anfangs das meiste Vertrauen schenkte, welches Graf Murray — zu dieser Würde erhob ihn späterhin seine königliche Schwester — auch sicher verdiente, denn er wollte Schottlands Wohl redlich, liebte die Königin aufrichtig, aber sein Ehrgeiz duldete Keinen über sich.

So waren die Verhältnisse des Landes, in welchem die junge 21jährige Königin die Zügel der Regierung selbst erfaßt hatte. An dem sittenlosen Hofe einer Catharina von Medicis erzogen, fand sie in Edinburg nur Rohheit statt Verfeinerung, einen wilden, kampfbegierigen Adel, der die Anmaßung des französischen in gleichem Maße, aber nicht dessen Galanterie und feinere Sitten besaß. Sie mußte sich selbst ihren Hof bilden, und was man im Louvre liebenswürdig genannt hätte, wurde durch die Priester der neuen Lehre als abscheulich verdammt.

I.

Lord Makintosh.

Es stürmte furchtbar, der Wind heulte, die runden Scheiben der hohen Bogenfenster in Holyroodhouse klirrten, die Wetterfahnen kreischten, Laden klappten, und durch alles dieses hörte man zuweilen die schweren Tritte der Hellebardierer, die an dem großen Portale des Schlosses Schildwach standen, und trotz des stürmischen Wetters im Schloßhofe auf und nieder gingen. Es mochte bald Mitternacht sein, und noch saß die Königin mit Marie Ogilvie in ihrem Kloset auf einem mit alten Stickereien überzogenen hohen Lehnstuhl, blickte schweigend vor sich hin und schien des Unwetters nicht zu achten. Das Zimmer war nicht groß, auch nicht prachtvoll eingerichtet, und seine grauwollenen Tapeten gaben ihm eben nicht ein freundliches Ansehen. Der Lehnstuhl, worauf die Königin saß, drei kleine Tabourets, zwei große eichene, mit Ebenholz künstlich ausgelegte Tische, die zwischen und neben den Fenstern standen, und der Königin Bettisch, der sonderbarer Weise eine Marmorplatte war, die auf einem kunstlos gehauenen Holzbock lag, waren das ganze Geräthe des königlichen Gemachs. auf dem Bettisch stand ein einfaches Krucifix, an dem ein vom Pabst selbst geweihter Rosenkranz hing, über der Königin Lehnstuhl sah man das Bildniß ihrer Mutter, Margarethens von Guise, und auf dem Tische, auf welchem zwei gelbe Wachskerzen matt brannten, standen zwei mit Tüchern verhüllte Gemälde.

In diesem einsamen, prunklosen, fast traurig zu nennenden Gemache saß mit gebeugtem Haupte die Rose von Schottland, wie ihre Zeitgenossen die Königin Maria zu nennen pflegten, und mochte an die so schnell vergangene schönere Blüthenzeit in ihrem geliebten Frankreich denken, als der immer lauter heulende Sturm das Hoffräulein in die Klage ausbrechen ließ: Welch' krausenhaftes Wetter!

Ja wohl! seufzte die Königin tief auf.

Wie war es jenseits des Meeres doch ganz anders, fuhr das Fräulein fort, und stürmte der Wind auch um das Louvre, so hörten wir es nicht bei Tanz und Gesang; die Trompeten schallten lauter, die uns zum Fest-

spiel riefen, als der rauhe Ostwind, der vom Montmartre herüber blies — Ach es war eine schöne, eine unvergeßliche Zeit!

Die Königin schwieg, aber seufzte.

Ich war 16 Jahr alt, als sich mein Vater mit mir in Inverare einschiffte, um mich zu meiner Königin nach Frankreich zu führen. Ach wie weint' ich, als ich das alte Schloß mit seinen runden Thürmen verließ, das Schiff betrat und ich die Berge der Heimath immer mehr und mehr schwinden sah, bis sie endlich wie graue Nebelstreifen am fernen Horizonte verschwanden. Wie schmerzvoll sagte ich ihnen Lebewohl, mit welch' bittern Thränen begrüßte ich nicht die flachen Küsten Frankreichs, wie öde erschien mir dies Land, wo nicht Felsen, nicht Klippen an unserm Wege standen und kein flüchtiges Wild an den Abhängen weidete, kein Adler in stolzem Flug über meinem Haupte seine weiten Kreise zog. Ach, wie unaussprechlich war damals die Sehnsucht nach meiner Heimath, und jetzt —

Ein Schlag, die Fenster klirrten, und ein Nachtvogel, den der Sturmwind in seinem nächtlichen Flug erfaßt und gegen das Fenster geschleudert hatte, fiel zu den Füßen der Königin, die mit einem Schrei auffuhr.

Eine Eule und ein paar zerbrochene Scheiben, weiter nichts! rief lachend das Fräulein. Seht nur, wie das Thier die Augen verzerrt, wie stier es Euch anglotzt! Das sind doch wahrhaftig die Augen Lords Lindsays, — und der krumme Schnabel! Glaubt man nicht Lord Ruthvens Nase zu sehen, die in seinem Gesichte, diesem kalten Leichenhause, wie ein Grabmonument steht? Seht nur, jetzt ärgert es sich über uns, wie so oft die beiden edlen Lords es thun, sträubt und spreizt sein Gefieder, wie der zornige Knox, wenn er von der Kanzel herab über die Rechtgläubigen sein Gift ausspritzt — Husch! da fliegt sie auf, rennt mit dem Kopfe an alle Wände. Wart', ich will Dir Deine Freiheit wieder geben, Du nächtliches Gespenst! Sie wollte das Fenster öffnen, aber der Wind stürmte so fürchterlich dagegen, der Hagel rasselte so laut an die kleinen runden Scheiben, daß das Fräulein es nicht zu öffnen vermochte. Nach einigem Umherfliegen setzte sich die Eule auf das Krucifix.

Rufe Jemand, der das Unthier hinaus wirft; befahl jetzt die Königin.

Ich fürchte fast, Niemand zu finden, der wach ist, sagte Maria Ogilvie, denn in Eurem Vorzimmer, Königin, ist es zuweilen so leer auf Holyroodhouse, daß man glauben könnte, die Edlen Schottlands wären alle in der Schlacht von Flowden geblieben. Sie nahm eine von den gelben dunkel leuchtenden Wachskerzen von dem Tisch, ging hinaus, kehrte aber sogleich wieder zurück und winkte der Königin zu, ihr zu folgen. Die Königin, deren innigste Freundin das Fräulein war, zögerte auch nicht lange; Marie Ogilvie schlich dann auf den Zehen voran, die Königin folgte leise nach der andern Ecke des Zimmers, und hier zeigte ihr

das Fräulein einen schlafenden Jüngling in Pagenkleidung, der wohl nicht ahnte, daß die schöne jugendliche Königin vor ihm stehe, und seine blonden Locken und die ernsten und doch so schönen Züge seines Gesichtes bewunderte.

Wecke ihn auf! befahl jetzt die Königin und ging leisen Trittes in das Zimmer zurück.

Erschrocken fuhr der Page auf, als Maria Ogilvie ihn rüttelte und sein geblendetes Auge das schöne Mädchen vor sich stehen sah, das ihn mit barschem Tone fragte, was er hier mache.

Ich bewache die Gemächer meiner Königin, antwortete der nun erst aus dem Schlafe völlig Erwachte.

Das Fräulein lachte hell auf. Du bist wahrlich der schlechste, verschlafenste Wächter in dem ganzen schottischen Hochlande, für Dich hätte man den Palast von Holyroodhouse und Dich mit ihm wegtragen können — Doch komm, folge mir! Ein Nachtvogel ist in der Königin Zimmer geflogen, befreie uns von dem lästigen Thiere.

Robert von Kinkardine folgte und erschrack nicht wenig, als er plötzlich vor der Königin stand, die mit dem Worte: Dort! nach dem Krucifix wies, auf dem die Eule mit sträubendem Gefieder saß, und den Pagen mit ihren funkelnden Augen stier anglotzte.

Nimm Deinen Plaid ab, rieth ihm jetzt das Fräulein, wirf ihn dem Unthier über, sonst verwundet es Dich!

Wie könnt' ich meinen Plaid in Gegenwart meiner Gebieterin ablegen? erwiderte Robert, packte mit schnellem sicherm Griff das sich sträubende Thier, und öffnete, während er fragte! Soll ich ihm die Freiheit geben, oder es tödten? das Fenster.

Tödt' es! befahl schnell Marie Ogilvie. Hat es doch eine Nase wie Ruthven, und Augen wie der lästige Eiferer Knox

Das ist ein würdiger Mann! fiel ihr der Page in die Rede, übergab das Thier dem Sturmwind und schloß ruhig das Fenster wieder. —

Die Königin hatte bisher zu Allem geschwiegen und nur die kräftige Gestalt, die edlen Züge ihres ihr bis jetzt fremd gebliebenen Dieners bewundert. Sein Lob des ihr so verhaßten Knox hatte sie von seinem Aeußern abgelenkt. Dein Name? fragte sie jetzt.

Robert von Kinkardine, erwiderte er, sich neigend.

Ich sah Dich noch nie unter meinen Dienern? fragte die Königin weiter.

Ich bin erst seit 3 Tagen in Holyroodhouse und hatte noch nie das Glück. —

Wer brachte Dich ohn mein Wissen an meinen Hof? fuhr die Königin etwas heftig auf.

Der edle Graf Murray, erwiderte der Pagen und blickte dabei, wahrscheinlich den nahenden Sturm beschwichtigen wollend, bittend an der

Königin auf, die, ohne weitere Fragen an ihn zu thun, ihm ein Zeichen gab sich zu entfernen.

Mein Bruder Murray vertraut meiner Langmuth viel, begann jetzt die Königin, als sie mit Marie Ogilvie allein war, er scheint mich mit Spionen umgeben zu wollen.

Wäre das sein Wille, meine Gebieterin, so hätte er hier eine schlechte Wahl getroffen, meinte das Fräulein. Mich dünkt, ein freundlich Wort, ein Blick von Euch, und der Jüngling wäre Euch zu eigen mit Leib und Seele; Eurem Blick widersteht kein Mann.

Die Königin erwiderte hierauf nichts, setzte sich dem Tisch gegenüber, auf welchem die beiden verhüllten Bilder standen, sah starr auf sie, und versank in Nachdenken.

Darf ich endlich den Schleier wegnehmen, hinter welchem sich die beiden Lords nun schon seid acht Tagen Euren Blicken verbergen müssen? — Die Königin schüttelte verneinend. — Armer Robert Dudley! Du, der Abgott Englands, der Beneidete von so vielen Tausenden, den, von der Königin bis zur Zofe, Alle für den schönsten, liebenswürdigsten Mann halten, den Englands Boden je getragen; was würdest Du Dich wundern, wenn Du wüßtest, daß Maria von Schottland nicht einmal die Neugierde in sich fühlt, Dein holdes Antlitz zü schauen. Eure sich selbst bestellte Vormünderin, die königliche Elisabeth, hat ihn Euch wahrhaftig uneigennützig zum Gemahl erkoren, und Ihr verschmäht sogar zu wissen, ob dieser schöne Mann auch Euer jugendliches Herz so bezaubern könne, als das Herz der englischen Elisabeth. — O erlaubt, daß ich das Tuch wegnehmen darf, wagt es nur in das holde Antlitz des Glücklichen zu schauen, der zwischen dem Throne von England und Schottland zu wählen hat. Eben schlägt es Mitternacht, das ist die Stunde, wo die Todten ihre Gräber verlassen und sich den Lebenden in ihrer grausigen Gestalt zeigen. Laßt auch diesen von Euch zur Finsterniß Verdammten hervortreten, und betrachtet wohlgefällig die schönen Züge Leicesters!

Ohne die Antwort der Königin abzuwarten, nahm sie das Tuch von dem Bilde, stellte die Wachskerzen vor dasselbe, und ein schöner männlicher Kopf sah mit freundlichem Auge auf die Königin, die ihrer Freundin zürnen wollte, aber doch nicht konnte, denn da der Schleier einmal zerrissen war, trat sie dem Bilde Leicesters näher, betrachtete es Zug vor Zug genau und, wie es schien, mit Wohlgefallen.

Ein wahrhaft schöner Mann! unterbrach das Fräulein die Stille. Ein edles Aeußere, wohl eines Thrones werth.

Und doch mag ich den Mann nicht, mag ihn um keinen Preis der Welt, und wäre sein Aeußeres noch zehnmal schöner, edler! fuhr jetzt die Königin heftig auf. Soll jene Stolze sagen können: Ich war seiner überdrüssig, da überließ ich ihn Marie von Schottland, für sie ist das, was ich wegwerfe, gut? — Nein, nimmermehr! — Was sie verschmäht, sollte mir

gnügen? — O, gute Schwester, Stolz beherrscht meine Brust, wie die Deinige!

So ruhe in Frieden, armer Leicester, und begnüge Dich mit dem, was Du hast, wende Dein Auge ab von der holden Rose von Schottland und hoffe nichts von ihr! sagte halb schäkernd, halb ernst die launige Ogilvie, verhüllte den armen Robert Dudley von Neuem und stellte ihn bei Seite.

Nun kommt die Reihe an Dich, Du schöner Narziß, Du Blume aller eitlen Ritter, der, wenn er nur halb so schön ist, als er es zu sein glauben soll, immer noch ein Wunder der Welt sein muß, fuhr das Fräulein fort. Zeige uns Deine blauen Augen, die schon manches englische Mädchen entzückt haben sollen. Du Sprosse des edlen Hauses Lennox, Du holder Heinrich Darnley, den die Geburt schon unsrer Königin so nahe brachte, den seine Schönheit ihrem Herzen gewiß noch näher bringen wird. Doch rath' ich Dir, schöner Jüngling, wappne Dich gegen Mancherlei, gegen die Rinde von Eis, die ihr Herz vor wahrer Liebe noch bis jetzt bewahrt hat, gegen den Unbestand, den sie aus Frankreich mit in ihre Heimath brachte, und gegen —

Hast Du bald geendet, unausstehliche Schwätzerin? fiel ihr die Königin in die Rede. Enthülle das Bild! Diese Sturmnacht paßt zur Enthüllung der Mysterien, sie sei zu meiner Wahl bestimmt.

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als Heinrich Darnley's Conterfai in der Blüthe seiner Schönheit vor ihr stand. Ohne sich beim Anblick seiner Züge über irgend Etwas auszusprechen, ohne nur mit einem Ausruf oder einem Wort ihre Bewunderung oder ihr Mißfallen auszudrücken, hing der Königin flammendes Auge an dem Bilde, während das Fräulein ihre Herrin scharf beobachtete. Nun? unterbrach jetzt diese das Schweigen. Nun, Königin, wie gefällt Euch dieser junge 21jährige Mann? — Mir wäre er zu jung!

Kann die Rose schöner sein, als wenn die Frühsonne den Thau von ihren Blättern saugt, und sie eben aufbricht, um die Strahlen der Morgenröthe in ihrem Kelche aufzunehmen? rief die Königin begeistert. Der Mann ist schön, wahrhaft schön, seine Gestalt soll kraftvoll, edel, er in allem das Musterbild eines Ritters sein; zu Roß, zu Fuß soll Keiner mit ihm in die Schranken treten können, und lügt das Bild nicht, so ist er der schönste Mann, den mein Auge je sah.

Armer Leicester! seufzte Maria Ogilvie.

Ja, er komme! fuhr die Königin fort, ohne auf des Fräuleins Seufzer zu achten. Er komme, um aus meiner Hand des Glückes Reichthum zu empfangen, er komme, um an meiner Brust eine neue Welt zu sehen, wo der Liebe ewiger Frühling ihm blühen, nie gekannte, kaum geahnte Freuden ihn täglich, stündlich umschwirren sollen. —

Armer Darnley! seufzte jetzt auch wieder das Fräulein.

Was soll dieser Seufzer? fragte die Königin unwillig. Glaubst Du, daß der, den Maria Stuart wahrhaft liebt, je zu beklagen sei und Deiner Seufzer bedarf?

Da sei Gott vor! erwiderte Marie Ogilvie. Wen meine Königin wahrhaft liebt, muß der glücklichste Sterbliche der Welt sein. — Aber, wenn Ihr von Liebe träumtet, wie Ihr schon so oft gethan, so verging Euer Traum immer schnell wieder, wie so manches blutende Herz es aus Erfahrung weiß.

Laßt uns davon schweigen! sprach die Königin empfindlich, warf noch einen glühenden Blick auf Lord Darnleys Bild, und befahl dann, Beide wieder zu verhüllen und auf ihre alten Plätze zu stellen. Aber demohngeachtet folgte ihr Darnleys Bild auch in ihr Schlafgemach, und bis Müdigkeit ihre Augen endlich schloß, stand es lebhaft vor ihr.

Da wo in der Grafschaft Southerland des schottischen Hochgebirges der Sturm aus Westen die Wellen des Shin-Sees gegen die nackten Felsen treibt, daß sie an den Riffen in Schaum verspritzen, lag auf steilem in den See hineinragenden Felsen ein altes Schloß. Vier mit Moos bewachsene Thürme vertheidigten es von drei Seiten, der vierte steht auf der kahlen schroffen Felswand, und das Auge schaudert, wenn es von oben herab in die Fluthen des ewig von Stürmen gepeitschten Sees sieht. Dicke, mit Schießscharten versehene Mauern verbinden die Thürme, und die grauen Felsblöcke, aus denen sie bestehen, bekunden das Alter dieses immer noch wohl erhaltenen Schlosses.

Tritt man über die schmale Zugbrücke durch das erste Thor, über welchem das Wappen des Stammes Makintosh zu sehen ist, so durchschreitet man bald den kleinen Vorhof, und ein hochgewölbtes Thor führt in den etwas geräumigeren Hofraum des Schlosses, wo in großen Hallen der Clan sich versammelt und die Befehle seines Lairds vernimmt, denn dieses Schloß bewohnt Jacob Makintosh, der hohe Gebieter des Clans.

Es scheint ein ehrwürdiger Mann zu sein, gefürchtet und geliebt. Seine Gestalt ist hoch, sein Haupthaar und Bart silberweiß, sein stechendes Auge blickt gebieterisch um sich, und obgleich sein Körper hager und ausgedörrt ist, so zeigt sich doch, trotz seines Alters, in jeder seiner Bewegungen noch eine seltene Muskelkraft. Er tritt eben in seinem grauen Jagdkleide aus der großen Halle, wo er die Seinen beim Morgenimbiß zurückgelassen hat, nachdem er ihnen vorher den Befehl ertheilte, sich zum Auszug bereitzuhalten, da ihm die Kunde geworden sei, die Königin werde in diesen acht Tagen auch ihre nördlichen Provinzen besuchen, die selten noch der Fuß eines Herrschers betrat.

Um die Königin, welche der Alte, ohne sie je gesehen zu haben, wie eine Heilige verehrte, für diesen Fall nach besten Kräften bewirthen zu

können, war er in Begriff auf die Jagd zu reiten, und einige Edelhirsche, vielleicht auch einen wilden Eber zu erlegen. Ehe er aber dem edlen Waidwerke oblag, folgte er erst dem Ton eines Glöckchens, der den Hungrigsten von der gastfreien Tafel des Lairds abrief und ihm befahl, dem Herrn in die ziemlich geräumige Schloßkapelle zu folgen und mit ihm die Messe des frommen Kapuziners anzuhören.

Als sie beendet war, er aus der Kapelle trat, der Ton seines Hifthorns das Zeichen für Troßbuben und Jäger gab, daß der Auszug zur Jagd beginnen solle, öffneten sich die Thüren, die Meute drängte sich heulend heraus, und ein alter Diener, ein stattliches kleines braunes schottisches Pferd an der Hand, dem ein großes fahles und ein schwarzes ruhig folgten, trat aus der weitgeöffneten Thüre, während die Pforte, die zu dem südlichen Thurme führte, sich aufthat und eine jugendliche Gestalt, Anna, die siebzehnjährige Tochter des Lairds, heraustrat, die Umstehenden freundlich grüßte und dem alten Diener winkte, ihr das wiehernde braune Roß vorzuführen.

Aller Augen sahen mit Wohlgefallen auf das schöne Mädchen, nur der Vater nicht, der mit ernstem Blick auf sie zutrat und, doch so, daß es Niemand hören konnte, sie fragte: Warum warst Du nicht in der Messe?

Ich verband die Wunde des armen unglücklichen Weibes, der gestern ein herabrollender Stein den Arm quetschte, erwiderte Anna.

Hätte auch wohl Zeit gehabt, bis wir von der Jagd zurückgekehrt wären, brummte der Alte und winkte, daß das große fahle Roß herbei geführt werde.

Nie sah man wohl Roß und Reiter einander so ähnlich. Das Thier, das schon 24 Jahr sein Futter auf dem Schlosse gefressen hatte, war mager wie sein Herr, sein Haar bleichfahl, ähnlich dem fahlen Gesichte des Lairds, selbst die hohen Beine des Thieres waren ganz denen seines Reiters gleich. Ruhig, wie angewurzelt, stand es, verdrießlich auf die klaffende Meute blickend, denn es wußte wohl, daß es heute die letzten Kräfte anzustrengen, den letzten Odem auszuhauchen galt. Doch als der Lord es bestiegen hatte, hob es den gesenkten Kopf, als ob es wisse, daß es jetzt den Herrn des Clans trage, und schritt ganz muthig über die Zugbrücke und ohne zu straucheln den steilen Felspfad hinunter, während Anna's flüchtiges Thier wiehernd neben ihm her tanzte.

Wer jagt denn da wie ein Toller den Berg herauf? wandte sich jetzt der Laird zu seiner Tochter. Muß große Eile haben, oder ein großer Narr sein, daß er sein Roß so nutzlos anstrengt. Je näher er uns kommt, desto mehr spornt er das arme Thier — bei Sankt Veit! rief er jetzt plötzlich, das ist der Puritaner! — Ha! wagst Du es, Unglücklicher, mein Verbot zu übertreten?

Vater! bat Anna, bedenkt, daß Eure Diener um Euch sind und er unseres Stammes ist!

Ei, was Stamm, die Religion löst alle Bande!

Als er dies sagte, kam der sogenannte Puritaner, der Niemand anders als Kinkardine war, an ihn herangesprengt und ehe er noch den Laird begrüßen konnte, kam ihm dieser schon mit den Worten entgegen: Wie wagst Du es, hier vor mir zu erscheinen?

Verzeiht, edler Laird! stammelte der Page, denn sein Auge traf Anna's Auge, das bittend an ihm aufsah.

Was verzeihen! fuhr ihn Laird Makintosh an, kehr' auf der Stelle um, reite hinunter nach Kinkardine zu Deinem abtrünnigen Vater, sing mit ihm die Psalmen, bei denen selbst die Doggen heulen, die diesen Ketzergesang nicht anhören können, mein Schloß betrittst Du mit keinem Fuß!

Und doch! nahm der Page das Wort, von dem Hundegeheul beim Gesang seiner Psalter schwer beleidigt.

Wag' es! fuhr der Alte auf, wag' es Deinem Laird zu trotzen!

Dazu acht' ich ihn zu sehr, fuhr Robert durch Anna's bittenden Blick ruhiger gestimmt fort: aber ich komme auf Befehl der Königin.

Bei diesen Worten zog der Alte die schottische Mütze von seinem grauen Haupte; der Page, in diesem Augenblick wohl etwas zerstreut, glaubte, der Gruß gälte ihm, und erwiderte ihn.

Narr! sagte der Laird unwillig, wähnst Du, ich empfange Dich so feierlich? Da irrst Du! Ein huldvolles Kopfnicken genügt für meinen Vasallen. — Es galt der königlichen Majestät! — Und was befiehlt sie mir durch Dich?

Sie läßt Euch wissen, daß sie in Kurzem die Hochlande besuchen werde.

Das wußt' ich schon!

Sie befiehlt Euch, Euren Clan kampffertig zu halten, denn sie komme nur mit wenigem Gefolge.

Ist schon geschehen!

Und dann hofft sie, Euch jedenfalls in Inverneß zu treffen.

Also nicht auf Larg, meinem Schlosse? —

Davon sagte sie nichts! — Vielleicht weiß die hohe Gebieterin nicht einmal, daß Euer Schloß dort oben auf den Felsen wie ein Schwalbennest hingebaut ist.

Das sollte sie nicht wissen? — Unverschämter! fuhr der Laird auf, nichts von meinem Schlosse wissen, das Jeder, der den Plaid trägt, kennt, und um das mich selbst die reichen Gordons beneiden? — Doch was ereifere ich mich über einen thörigten Fant, mit seinem kaum bewachsenen Kinne! — Deinen Auftrag hast Du ausgerichtet, so geh nun wieder zur Majestät zurück und sag' ihr, Lord Makintosh werde den kleinsten ihrer Befehle pünktlich vollführen: nicht allein mein Clan, auch die mir Befreundeten sollen zu ihrer Unterstützung bereit stehen.

Noch Eines, was mir die Königin Euch zu sagen befahl, hätte ich

halb vergessen, sagte jetzt der Page, und warf einen schelmischen Blick auf Anna.

Und das wäre? —

Ihr möchtet doch das edle Fräulein mit nach Inverneß bringen; von dort wird sie alsdann die Königin, ihrem Versprechen gemäß, mit an ihren Hof nach Edinburg nehmen.

Der Alte lächelte freundlich bei diesen Worten, doch plötzlich umwölkte sich seine Stirn. Du bist im Dienst der Königin? fragte er dann.

Ja, edler Laird, so wie Ihr seht, einer ihrer Pagen!

Und was ist Dein Amt? fragte er dann weiter.

Ach, lieber Herr, so recht genau kenn' ich es selbst noch nicht, denn erst seit 8 Tagen hat mich der Graf Murray an den Hof gebracht.

Der Graf Murray? wiederholte der Laird verwundert.

Ja, so ists, nahm der Page das Wort, und somit kenn' ich alle Freuden und Leiden meines neuen Standes noch nicht genau. Des Nachts vor der Thür der Gebieterin schlafen, am Tage in ihrem Vorzimmer wachen, plaudern, singen, und die Laute spielen, mit wichtigen Aufträgen in dem ehrenvollen Amt eines königlichen Botschafters an seinen Laird geschickt zu werden, und zuweilen auch Eulen und Fledermäuse aus den finstern Gemächern von Holyroodhouse zu verjagen, das sind so mancherlei ehrenvolle Dienste, die mir schon zu Theil geworden sind.

Der alte Lord schüttelte bedenklich sein graues Haupt. Die Erfüllung seines schon so lang genährten Wunsches, Anna am Hofe der Königin zu sehen, eines Wunsches, durch den er sich neuen Glanz in den Hochlanden zu gewinnen glaubte, hatte einen großen Theil seines früheren Werthes verloren; denn um Anna's Willen hatte er Robert aus seinem Schlosse verbannt, und nun sollte er sie erst wieder dorthin senden, wo dieser junge Tollkopf war? — Dies beunruhigte ihn, und sein ganzer Zorn traf jetzt Robert, der ihm überall bei jedem wohldurchdachten Plane mit seiner Tochter in den Weg getreten war. Robert von Kinkardine! redete er ihn jetzt mit der Würde und dem Stolz des Oberhauptes des Stammes an, besonders da er bemerkte, daß dessen müdes Roß, dem Schenkel seines Reiters weichend, sich dem braunen Hochlandsklepper der jungen Lady immer mehr genähert hatte, Robert von Kinkardine, Deine Sendung ist beendet, deshalb wende Dein Roß, reite Deiner Wege, bergabwärts, nicht bergaufwärts, und störe uns nicht länger das Vergnügen der Jagd.

Herr! nahm der Page das Wort: dem Boten der Königin geziemt Obdacht und gute Kost in Eurem Schlosse, verachtet Ihr ihn, verachtet Ihr die, so ihn sendete. — Ich verlange daher, daß die Zugbrücke von Larg vor mir niedergelassen wird, damit Niemand sagen könne, Lord Makintosh verweigerte der Königin Gesandtem den Eingang seines Schlosses. —

Da sei Gott vor! fiel ihm der Alte schnell in die Rede, rief einen Diener und gab ihm den Befehl, Robert von Kinkardine auf das Schloß

zu begleiten; er selbst aber setzte mit Anna und seinen Jägern den Weg fort, und ließ den Puritaner allein ziehen.

Als der Laird am späten Abend von der Jagd nach Hause kam, gerieth er in nicht geringen Zorn, da er erfuhr, daß Robert in seiner Abwesenheit, statt in der kleinen Kammer im nördlichen Thurm, die er sonst immer bewohnt hatte, einzukehren, das Prunkzimmer nach dem Garten zu, das nur den vornehmsten Gästen eingeräumt wurde, in Besitz genommen habe, und längst schon zur Ruhe gegangen sei. Er verfügte sich schnell dahin und fand den Pagen in so tiefem Schlaf, daß er nicht zu erwecken war. Mehre leere Weinkannen, die vor seinem Bette standen, ließen ihn bald den Grund von Roberts festem, todtenähnlichen Schlafe vermuthen. So aufgebracht er auch über das kecke Benehmen des Pagen war, hatte er doch eine zu große Ehrfurcht vor dem von der Königin ihm Hergesandten, daß er ihn ruhig schlafen ließ, jedoch aus Vorsicht die Thüre fest verschloß.

Miß Anna erquickte nicht so wohlthätiger Schlaf, wie Robert. Sie saß noch, als schon Alles in dem Schlosse schlief, auf ihrem Sessel am offenen Fenster und schaute träumend in die mondhelle Nacht hinaus. Der Gedanke ließ ihr keine Ruhe, daß der Gespiele ihrer Kindheit, ihr Jugendfreund, der Mann, den sie, trotz des Vaters Verbot, noch immer von Herzen liebte, heute wieder unter einem Dache mit ihr wohne, daß er gewiß jetzt an sie denkend in seiner Kammer an der entgegengesetzten Seite des Schlosses wache, und ihre Sehnsucht sich begegnen könne. Die stille Mondnacht war so ganz geeignet, ihre Träume zu unterhalten; unter ihrem Fenster am Garten trieb der Sturm die Gipfel der Bäume nicht aneinander, selbst der sonst immer lauttobende See war heute ruhig, und man hörte nur zwischen dem eintönigen Schlagen der Wellen zuweilen ihr wildes Rauschen, wenn sie sich an dem Felsenriff brachen. Da vernahm sie plötzlich zwischen dem Säuseln des Abendwindes in dem alten wilden Birnbaum, die Zierde und Merkwürdigkeit des Gartens von Schloß Larg, sonderbare Töne, es war ihr, als höre sie ihrem Namen rufen, und zwischen dem Blätterdach des alten Baumes sah sie jetzt, nicht ohne Grausen, einen braungelockten Kopf hervortauchen, den sie, als der Mond eben hinter eine Wolke hervortrat, als den Kopf ihres Jugendfreundes, ihres Geliebten erkannte.

Robert, um aller Heiligen willen, lispelte sie ihm zu, wo kommst Du hierher? — Ich beschwöre Dich, thue keinen Schritt weiter, die Aeste des Baumes sind morsch, stürzest Du herab, so ist's um Dich geschehen!

Sorge nicht, Liebchen! erwiderte Robert leise, Du weißt ja, daß ein Hochländer wie eine wilde Katze zu klettern, und trotz dem flinkesten Eichhörnchen von Ast zu Ast zu springen versteht. Erlaube nur, daß ich mich

Dir nähern und in Dein Kämmerchen schwingen darf, so sollst Du sehen, wie schnell ich bei Dir bin.

Nein, Robert, nein! das geschieht nimmermehr! erwiderte sie ernst. Ich habe Dich geliebt und liebe Dich noch, aber nur wie es einem edlen schottischen Mädchen die strengste Sitte erlaubt, darum bleib ruhig, wo Du bist! Laß uns plaudern, erzähle mir von dem Hofe der Königin, aber zuerst sage mir, wie kamst Du hierher?

Ich hatte in des Vaters Abwesenheit von dem Prunkzimmer, bloß der hohen Tannen wegen, Besitz genommen, erwiderte er. Was ich vermuthete, geschah. Dein Vater kam, wahrscheinlich mich in meine alte Wohnung zu verbannen, ich stellte mich bei seinem Rütteln ganz schlaftrunken, und um ihn zu täuschen, standen einige leere Krüge vor meinem Bett, aus denen ich so wenig einen Rebensaft gesogen hatte, wie meinen lechzenden Lippen ein Tropfen himmlischer Wonne von den Deinen werden wird. Als mich nun der Laird fest eingeschlossen hatte, stand ich auf, kletterte die dicht am Fenster stehende Tanne hinab, huschte durch den Garten, klimmte den alten morschen Birnbaum hinauf und sitze nun hier unter grüngewölbtem Laubdache vor meiner Himmelspforte die mein Engel mir verschließt.

So plauderten sie hin und her, und so wenig angenehm ihm auch der Sitz vor der Himmelspforte auf knotigem Aste sein mochte, blieb er dennoch unter traulichem Gekose dort sitzen, bis der Morgenwind durch die Zweige raschelte und der Tag zu grauen begann. Dann gebot ihm Anna sich zu entfernen, und reichte ihm ihre kleine Hand, die er innig drückte. Diese Gunst und so manche Betheuerung ihrer unverbrüchlichen, ewigen Liebe, waren der einzige, aber süße Lohn seines halsbrechenden Unternehmens. Als er den alten Birnbaum glücklich hinunter gekommen war und jetzt vor der viel schwieriger zu ersteigenden Tanne stand und über die sicherste Art und Weise bis zu seinem Fenster zu kommen nachdachte, tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er in Holyroodhouse keines gefährlichen Wagstücks bedürfe, um Anna's süßes Liebesgeständniß zu vernehmen und den leisen Druck ihrer lieben Hand zu fühlen. Er ging muthig ans Werk, bald war er seinem Fenster gegenüber und schwang sich mit der Schnelligkeit einer wilden Katze und der Gewandtheit eines Eichhörnchens hinein.

Als am späten Morgen die Thüre geöffnet wurde und ein Diener eintrat, den Langschläfer zu wecken, schien es Robert noch viel zu früh, der Einladung des Lairds zu folgen und zu ihm hinunter in den Speisesaal zum Morgenimbiß zu kommen; doch mußte er der Einladung folgen. Er zog sich schnell an, und als er endlich dort eintrat, fand er Lord Makintosh im vollsten Staate und die Vornehmsten des Clans um ihn versammelt. Robert von Kinkardine! redete er den Pagen an, und überreichte ihm mit Feierlichkeit ein Schreiben. Leg' diesen Brief zu den Füßen der Majestät,

versichere ihr meine Treue und Ergebenheit und reite zurück in Frieden. Sollte es Dir aber, dem Sohn von Georg Kinkardine, dem Ketzer, gelüsten, noch einmal diese Burg betreten zu wollen, so werde ich Dich, wie es im Hochlande Sitte ist, wie einen Ungehorsamen strafen, der das Gebot seines Lairds nicht achtete.

Der Page neigte sich ehrerbietig vor dem alten Mann, dem Haupt seines Stammes, meinte aber doch: Wie es denn wäre, wenn die Königin ihn noch einmal hersende?

Dafür ist in diesem Briefe gesorgt, erwiderte der Laird, das kümmere Dich nicht — Nun setze Dich, iß und trink!

Hier gehorchte Robert willig, und als er sich durch Speis' und Trank gestärkt hatte, bestieg er seinen Klepper, überflog noch einmal alle Fenster des alten Schlosses, Anna's liebliches Antlitz vergebens suchend, und sprengte dann, den Uriasbrief sorgsam verwahrt, über die Zugbrücke dahin. —

Während des Pagen Abwesenheit von Edinburg war dort Manches vorgefallen, was die Königin aus ihrer Ruhe weckte und sie endlich zwang, statt des Scepters das Schwert zu ergreifen. Lord Ogilvie, der Bruder des Hoffräuleins, hatte wegen eines Stück Landes einen Prozeß mit John Gordon, des Grafen von Huntley drittem Sohne. Sie begegneten sich zufällig in einer Straße von Edinburg, geriethen in Wortwechsel, und bald blitzten ihre Schwerter. Lord Ogilvie wurde schwer verwundet vom Kampfplatz getragen, Beide aber auf ausdrücklichen Befehl der Königin, trotz Marie Ogilivie's Bitten, in strengen Verwahrsam gebracht. Ogilvie ertrug sein Schicksal gelassen, Gordon aber entsprang aus dem Gefängnisse, begab sich in die Grafschaft Aberdeen, und beschwerte sich hier öffentlich über das harte unerhörte Betragen der Königin, wodurch er sich und den ganzen Stamm der Gordons entehrt glaubte.

Dies bestimmte den Grafen Murray, den Halbbruder der Königin, noch mehr, diese zu bewegen, ihre Reise nach den nördlichen Provinzen zu beschleunigen, wo man nichts Höheres, Mächtigeres kannte, als den Grafen von Huntley und dessen Familie, und wo die Anwesenheit der Königin den Nimbus dieses mächtigen Hauses verdunkeln mußte. So unangenehm dies auch dem Grafen Huntley war, so verbarg er doch seinen Unmuth; seine Gemahlin mußte sogar der Königin entgegen gehen und sie um die Begnadigung ihres Sohnes bitten. Die Königin verlangte aber, er solle sich freiwillig stellen, sich ganz ihrer Gnade ergeben und sich auf dem Schlosse zu Stirling einfinden. John Gordon versprach es, trat seine Reise an, entwischte aber unterwegs, kehrte in seine Besitzungen zurück, versammelte dort seine Vasallen und stellte sich schlagfertig an ihre Spitze.

Die Königin war nur von ihren drei Ministern, den Grafen Murray, Morton und Maitland, und einem geringen Gefolge begleitet in die Hochlande gezogen, und längst war es schon der Plan der Gordons gewesen,

diese drei ihnen verhaßten Männer aus dem Wege zu räumen. Der Zufall hatte schon manchen desfallsigen Anschlag vereitelt, jetzt aber ward Strahtbogie, des Grafen Residenz, dazu ausersehen. Glücklicher Weise erfuhr die Königin am nächsten Tage, an welchem sie vertrauungsvoll sich zu Huntley begeben wollte, John Gordons sträfliches Unternehmen; sie weigerte sich daher, das Haus seines Vaters zu betreten, und dies rettete die drei in der Geschichte Schottlands so berühmten Männer.

Huntley sah nun ein, daß er öffentlich brechen, oder sich der Gnade der Königin übergeben müsse. Er wählte das Erstere, befahl dem Befehlshaber des Schlosses von Inverneß, ihr den Einlaß zu verweigern, was dieser auch that, als die Königin vor der Stadt eintraf. Sie war gezwungen, in dem offenen Orte mit ihrem Hofstaat zu übernachten, wo sie gegen Gordon, der, wie man sagte, eiligst heranziehen sollte, keinen Schutz finden konnte. Schon wurden für den unglücklichsten Fall Schiffe zur Rettung bereit gehalten, denn die Versicherung des Pagen Robert, der heute seine Hofkleidung mit der eines ächten Bergschotten vertauscht hatte, Laird Makintosh werde gewiß bald mit seinem und mehren befreundeten Clans in Inverneß eintreffen, konnte die Königin nicht beruhigen.

Und doch hatte der Page nicht Unrecht; denn als er aus der Stadt ritt, um zu erspähen, ob Freund oder Feind sich nahe, sah er alsbald von Norden her Hochländer herbeiziehen, an deren Spitze er Laird Makintosh erkannte. Er übergab dem Diener seinen Klepper und erwartete die Heranziehenden.

Als der Laird an ihm vorüber kam, that er als bemerkte er ihn nicht, erwiderte eben so wenig Roberts Begrüßung, der indessen seinen alten Platz in der Reihe seiner ihn mit Jubel begrüßenden Waffengefährten einnahm. So zog er mit ihnen in Inverneß ein, und eilte dann schnell zu der Königin, um ihr die frohe Nachricht zu bringen, daß nicht allein Lord Makintosh mit mehren befreundeten Clans eingerückt sei, sondern auch die Frazers und Meara's ihm auf dem Fuße folgten.

Laird Makintosh säumte keinen Augenblick, bei der Königin um Gehör zu bitten: er wurde auch sogleich vorgelassen, und die lange, hagere, bleiche Gestalt trat, die blühende Anna an seiner Seite, in das ärmliche Zimmer, das die Königin in Inverneß bewohnte, ein, beugte sein Knie vor ihr und räusperte sich, um mit zierlich gesetzter Rede die sein Auge blendende Majestät nach Würden zu begrüßen. Doch die Königin kam ihm zuvor. Lord Makintosh! redete sie ihn mit bezaubernder Freundlichkeit an: Ich bin Euch vielen Dank schuldig, daß Ihr zu meinem Dienste so schnell herbei geeilt seid. In den Stunden der Gefahr erkennt der Mann seinen Freund, der Fürst seine treuen Diener. Vor der Hand bleib' ich Eure Schuldnerin, da ich aber hier neben Euch Eure holde Tochter erblicke, und dort an der Thüre ein junger Mann steht, der die Ehre hat Euch verwandt zu sein, so hoffe ich, bald Gelegenheit zu finden,

durch Beide Euch zu beweisen, wie huldvoll ich gegen Euch gesinnt bin. —

Majestät! nahm jetzt Lord Makintosh schnell das Wort, und Alles war vergessen, was er der Königin hatte sagen wollen, Majestät! Für jeden Beweis Eurer königlichen Huld, deren sich dereinst mein Kind wird zu erfreuen haben, werdet Ihr mich alten Mann hoch beglücken; sie ist ja das Einzige, was mir das Schicksal noch ließ, da meine drei Söhne im blutigen Kampf gegen die Lords der Congregation für Euch auf dem Bette der Ehre fielen; aber was Ihr Jenem da, den ich heute zu meiner Verwunderung mit Schwert und Tartsche sehe, Gutes zu thun für angemessen befindet solltet, rechnet mir nicht an, denn ich habe mich von ihm losgesagt. — Wißt! sagte er mit Heftigkeit, obgleich er versuchte seine Stimme zu mäßigen. Wißt, Majestät! Er ist ein Puritaner, und daher nicht geeignet um Eure hohe Person zu sein — Schickt ihn fort, schickt ihn weit weg von Eurem Hofe, thut es um Euret-, thut es um Anna, meiner Tochter willen!

Die Königin lächelte bei diesen Worten, warf einen durchdringenden Blick auf Anna, die hocherröthend die Augen niederschlug, und wußte nun durch des Alten Eifer genug, um nach Mehrem forschen zu wollen. Sie brach das Gespräch ab, und da so eben die Grafen Murray und Morton eintraten, verwies sie Lord Makintosh an diese, das Nöthige, ihre Sicherheit betreffend, mit ihnen zu besprechen. Anna aber befahl sie, bei ihr zu bleiben und morgen schon ihren Dienst anzutreten.

Erlaubt wohl meine hohe Gebieterin, so lange die Rebellen uns umschwärmen, ihrem Pagen, daß er, statt an ihrer Tafel zu dienen, mit dem breiten Hochlandsschwert ihr Dienste leiste? fragte jetzt, hervortretend und sein Knie beugend, Robert von Kinkardine.

Gern! antwortete die Königin, und ich freue mich, in Dir einen so wackern Diener zu finden. Aber wenn der Krieger zum Kampfe zieht, gebührt ihm auch ein Zeichen der Huld von seiner Dame. Willst Du mich als solche erkennen, so nimm diese Schleife, kämpfe für mich als tapferer Ritter und bewahre dies Heiligthum treu und gut! Sie reichte ihm bei diesen Worten eine Schleife, die zufällig auf dem Tisch neben ihr lag, und welche er mit zitternder Hand ergriff.

Majestät! sagte er dann, und sein Gesicht erglühte. Wer unter schottischem Himmel geboren ward, dem ist seine Königin die hohe Dame, für die er kämpfen muß, mit Freuden kämpfen wird; es bedarf keines Talismans, ihn zu begeistern, denn wenn er für sie sein Herzblut verspritzt, so thut er seine Pflicht, deshalb verdien' ich das herrliche Pfand Eurer Huld nicht. Die Herrin reicht es, den Diener zu Thaten zu spornen, nicht das Herz dem Herzen zur Fessel, es ewig zu binden.

Und wenn das Herz es reichte? unterbrach ihn die Königin.

Ihr scherzt, hohe Gebieterin! erwiderte er, noch höher erröthend.

Und wenn es kein Scherz wäre?

Würde ich Verdienstloser das Pfand an meinem Herzen tragen, weil meine Königin es befahl, und ich gehorchen muß.

So gieb Du ihm die Schleife von Deiner Brust, Anna Makintosh! befahl jetzt die Königin, und ein holdes Lächeln umzog ihren reizenden Mund. Sie wird er mit Entzücken tragen, da er die meine zu verschmähen scheint.

Anna gehorchte, und gehorchte gern, sie reichte die Schleife Robert, der seine seligen Empfindungen in Gegenwart der Königin zu unterdrücken wußte, und Anna's erste Bitte an ihre Gebieterin war, als Robert das Zimmer bald darauf verließ: Zürnt ihm nicht, daß er wagte —

Beruhige Dich, Kind, unterbrach sie Maria Stuart, was ich that, that ich für Dich!

Am andern Tage forderte der Graf Murray den Befehlshaber des Schlosses nochmals auf, der Königin die Thore zu öffnen. Auch heute verweigerte er es in der gewissen Hoffnung, sein Lehnsherr, der Graf von Huntley, werde mit Heeresmacht heranziehen. Da ließ Murray stürmen, bald war das Schloß erobert, der Befehlshaber desselben ward auf Befehl der Königin aufgeknüpft.

Huntley, ein Mann ohne Thatkraft und Festigkeit, gewohnt bei den früheren Unruhen, die Schottland zerrissen, immer nur im Trüben zu fischen, und durch List mehr als durch Gewalt sich nach und nach in den Besitz aller Krongüter des nördlichen Schottlands zu setzen, war nun zu weit gegangen, um in das rechte Gleis wieder einbiegen zu können. Ihm blieb nichts übrig, als sich an die Spitze seiner Vasallen zu stellen und den höchst gewagten Schritt zu thun, das Schwert in der Hand, seiner Monarchin entgegen zu treten. Er hatte früher gehofft, der Königin durch seine Macht, die er unter ihren Augen entwickelte, zu imponiren, ihr ungestraft Trotz bieten zu können, aber seine Hoffnung scheiterte an Maria's Muth und Festigkeit. So sah er sich genöthigt ein Spiel zu spielen, bei dem wenig zu gewinnen, aber Alles zu verlieren war. Da ihm jedoch kein Zeitpunkt am geeignetsten hierzu dünkte, als der jetzige, so versammelte er in der Stille alle seine Vasallen, besonders da der größte Theil der Hochländer, welche der Königin zugezogen waren, sich nach Hause begeben hatte, und die Anhänger der Königin aus den südlichen Provinzen, welche Mar, der indessen zum Grafen von Murray ernannt worden war, nach Aberdeen beordert hatte, nun erst zum Theil dort eingetroffen waren. Auch die Königin hatte Inverneß verlassen und befand sich in Aberdeen, und so dünkte es Huntley um so leichter das kleine Häuflein aufzureiben, da er schon ein bedeutendes Heer um sich versammelt hatte. Er rückte nun schnell gegen Aberdeen vor. Zwar stießen mehre benachbarte Lairds

zu der Königin, doch durfte man ihnen kein Vertrauen schenken, da sie fast alle mehr oder minder in Verbindung mit den Gordons standen und ihnen verpflichtet waren.

Die Königin und ihr Hof waren in der größten Bestürzung, Jedermann hielt sie für verloren, nur Murray verzweifelte nicht. Um nicht in Aberdeen eingeschlossen zu werden, ging er dem weit überlegenen Feinde mit seinem kleinen Heerhaufen entgegen, und traf ihn bald bei Corrichie in vortheilhafter Stellung gelagert. Er zauderte keinen Augenblick und wählte die zu ihm gestoßenen Hochländer aus, den ersten Angriff zu thun. Was er gefürchtet hatte, geschah; kaum daß der Feind ihnen entgegen rückte, nahmen sie die Flucht, nur Makintosh und die Seinen standen noch eine Weile und kämpften ritterlich, bis auch sie sich in einen seitwärts gelegenen Wald zurückziehen mußten. Huntley's Heer, schon siegestrunken, warf nun nach alter thörigter Gewohnheit die Spieße weg, zog die breiten Schwerter, brach aus seinen Reihen in Unordnung hervor und stürzte sich auf den kleinen, aber zuverlässigen Haufen Murray's, der sich indessen auf einen Hügel gestellt und mit den langen vorgehaltenen Spießen seiner Südschotten den ersten Stoß von Huntley's Heere muthig abgehalten hatte. Jetzt da er die durch den regellosen Angriff entstandene Unordnung im feindlichen Heere bemerkte, rückte er in geschlossenen Haufen vor, und als die geflohenen Hochländer aus der Ferne sahen, daß sich der Sieg auf die Seite der Königlichen wieder neigen könne, sammelten sie sich um Makintosh noch immer kampfmuthigen Haufen, fielen dem Feind in den Rücken und vollendeten den Sieg. Der Graf von Huntley war auf der Flucht gestürzt, und man fand seinen Leichnam von Rosses Hufen zertreten; zwei seiner Söhne, John und Adam, wurden gefangen, und triumphirend zog Murray in Aberdeen ein.

Die Königin, von der man nur glaubte, sie sei für Lust und Liebe geschaffen, hielt am andern Tage ein strenges Gericht. John Gordon und mehre seiner Anhänger büßten auf dem Blutgerüste, nur Adam Gordon wurde seiner zarten Jugend wegen von ihr begnadigt; der späterhin in der Gegend von Dunbar gefangene Lord Gordon, das nunmehrige Haupt der Familie aber auf Stirling ins Gefängniß geworfen. Das nächste Parlament entsetzte dieses mächtige Geschlecht aller seiner Würden und Güter, die Königin bestätigte diesen harten Spruch, und somit stürzte diese stolze Familie von der höchsten Höhe in den Abgrund hinab.

An dem nemlichen Tage, wo die Männer auf dem Blutgerüste starben, ließ Maria Stuart den Lord Makintosh zu sich entbieten, und dankte ihm, daß er, fast von allen Hochländern der Einzige, treu und tapfer für sie gefochten habe. Aber wo habt Ihr meinen Pagen? fragte sie dann. Sendet mir ihn wieder zu, ich bedarf jetzt seiner!

Er liegt schwer verwundet in Corrichie, erwiderte der Lord. Ihm ward ein glückliches Loos! Stirbt er, so starb er für seine Königin,

wird er geheilt, so blutete er für sie — Wahrlich, Majestät! sagte er dann, nimmer hätt' ich geglaubt, daß ein Puritaner so tapfer sein könne, als er es war. Ich hatte ihn stark in mein Schuldbuch verzeichnet, aber, bei St. Veit! wäre er noch ein Rechtgläubiger, ich könnte leicht Alles auslöschen, ihm vergeben und vergessen, denn Beides ist schön und eines edlen Gemüthes würdig.

Aber schwer, murmelte die Königin vor sich hin.

Der alte schottische Laird, der am Morgen das Haupt eines Gordons vom Blutgerüst herabrollen sah, eine Begebenheit, seit langer Zeit in Schottland unerhört, warf einen sonderbaren Blick auf die Königin. Seine unerschütterliche Ehrfurcht, die er für jedes gekrönte Haupt fühlte, besonders für das, welches die Krone Schottlands trug, unterdrückte jedoch sein stolzes Selbstgefühl, obgleich er einen weit mächtigern Baron, als er selbst, auf dem Blutgerüste gesehen hatte. Er schwieg, aber sein Auge mochte beredter sein als sein Mund, denn die Königin fragte ihn: Warum so ernst? Woran denkt Ihr, Lord Makintosh?

An das vom Blutgerüst herabgerollte Haupt John Gordons, dem keine Vergebung ward, erwiderte er, doch setzte er schnell hinzu, da ein ernster, verweisender Blick der Königin ihn traf, doch muß ein gekröntes Haupt oft sein Ohr zum allgemeinen Besten der Stimme des Herzens verschließen, muß handeln, wie ich nicht gehandelt haben würde —

Schweigen wir davon! fiel ihm die Königin empfindlich in die Rede. Das Ernste hat seine Zeit, sie so viel als möglich abzukürzen ist mein Grundsatz; deshalb von etwas Anderm! — Eure Tochter liebt Robert von Kinkardine?

Leider, Majestät!

Ihr wünscht diese Verbindung nicht?

Nein, edle Gebieterin! Ich wünschte mein einziges Kind höher gestellt zu sehen, als neben einen meiner Vasallen.

Und wenn ich ihn nun höher stellte?

Thätet Ihr Unrecht! Was hat der Mann Großes gethan, um ihn zu belohnen, daß er meiner Tochter würdig wäre? — Und überdies ist er ein Abtrünniger, mit dem man eigentlich in keiner Gemeinschaft leben müßte. Ja, Königin! hört das Wort eines alten Mannes, der für den Glauben, den er in seiner Jugend beschwor, auch noch im Alter sterben kann, hört ihn, und befolgt seinen Rath! Entfernt die Lords der Congregation von Eurer hohen Person, entfernt alle Diener, hohe oder niedere, die ihren Glauben verließen, und in die Kirche gehen, den Baalspfaffen, den Knox, anzuhören, von Eurem Hofe; nur wenn Ihr, eine Heilige unter Reinen steht, nur dann wird Gott Euch schützen, und Ihr werdet stets über Eure Feinde triumphiren.

Und wenn Murray nicht war, wer rettete mich in Aberdeen? Wer gewann das Treffen bei Corrichie?

Gott hätte statt seiner einen Engel gesandt! sprach der alte Mann feierlich. — Die Königin, so ernst sie auch gestimmt war, konnte doch bei diesen Worten ein mitleidiges Lächeln nicht unterdrücken, welches Makintosh bemerkte und verstand. Er schwieg von diesem Augenblick an, tief verwundet; auch die Königin schien das Gespräch nicht wieder anknüpfen zu wollen. Sie entließ ihn bald, nachdem sie ihn nochmals ihrer Gnade versichert hatte.

Hast Du das Herz Anna's näher ausgeforscht? fragte nach mehren Tagen die Königin, als sie nach Edinburg zurückgekehrt war, ihre Vertraute, Miß Ogilvie.

Ja, Königin! erwiderte das Hoffräulein. Ich habe es gefunden wie alle Weiberherzen: weich wie Wachs, leicht empfänglich, jedem Eindruck schnell offen, aber auch standhaft, fast möcht' ich sagen eigensinnig. Sie hat mir bald vertraut, daß sie schon seit ihrer Kindheit Robert liebe, ihn allein und keinen Andern lieben wolle. Sie ist so fest von seiner Treue überzeugt —

Die Thörin! rief die Königin lachend aus. Vertraut ohne Prüfung Männertreue? — Die Glückliche verlebte ihre Jugend nicht an dem Hofe einer Catharina von Medicis, und lernte dort die Welt und den Flattersinn der Männer kennen. Ja deshalb, ehe sie enttäuscht wird, mag sie glücklich sein.

Aber der Vater wird nie seine Einwilligung geben, sagte das Fräulein. Die Schotten, besonders die Hochländer, sind ein halsstarrig Volk. Lord Makintosh hängt gewiß mit ganzer Seele an Euch, und wird keinen Augenblick anstehen, das Schwert für seine rechtmäßige Königin zu ziehen, er wird mit Freuden, auf Euren Befehl, sich in die Mitte Eurer Feinde stürzen, wenn er auch gewiß ist, daß er sich sicherem Tode weiht; aber betrifft es das Innere seines Hauses, betrifft es seinen Clan, dessen Häuptling er ist, da achtet er auf kein fremdes Gebot, denn er glaubt, auf seinem Schlosse, im Kreise der Seinen, sei er allein der König.

So müssen wir den Stier nicht bei den Hörnern packen, wir müssen ihn zu überlisten suchen, sagte die Königin, schon im Voraus auf die Ausführung ihres Planes sich freuend, er darf nicht ahnen, was ihn erwartet. Kehr' er zurück auf sein Schloß Larg, dünke er sich dort ein König über seine Hunderte, ich gönn' es ihm; aber der alte Sittenrichter soll nicht ungestraft, trotz dem zudringlichen Eiferer Knox mir gepredigt haben. Anna's und Roberts Liebe soll mir die Zeit verkürzen, bis Robert Darnley an meinem Hofe erscheint.

Liegen die Würfel, Königin? fragte ängstlich das Hoffräulein.

Sie liegen!

So mög' es ein glücklicher Wurf sein, den Ihr gethan!

Ich glaube, ich hoffe es! erwiderte die Königin ernst, und Vergangenheit und Zukunft mochten in diesem Augenblick vor sie treten, denn nach kurzer Pause sagte sie: Ich habe eigentlich eine traurige Jugend verlebt, mich täglich in Vergnügungen berauscht, um zu vergessen, welch ein trauriges Loos mir ward, welch ein Mann an meiner Seite ruhte. Ich war Königin ohne Macht, angebetet wie eine Heilige, der man nicht zu nahen wagt, geliebt von einem jungen Greis, dessen Liebkosungen mich anekelten, gehaßt von meiner Schwiegermutter, die mich dem Verderben nahe führte, um mich in den Abgrund zu stoßen, bewacht von meinem nächsten Verwandten, den Guisen, die mich zum gehorsamen Werkzeug gebrauchten, über meine blüthen-, meine freudenlose Jugend sich den Weg zur Macht zu bahnen, gehaßt von meinem Volke, das in mir nur die jüngere Mediceerin sah. War dies ein beneidungswerthes Loos? War die Krone, wo aus jedem Diamant mir ein Dorn entsproß, Ersatz für das, was mein Herz entbehren mußte? — Nein, wahrlich nein! — Deshalb, Marie Ogilvie, fuhr sie fort, und nur der Zukunft Morgenroth trat an ihrem Horizonte leuchtend hervor, deshalb hab' ich mir Schönheit und Kraft gewählt, sich mit Milde und Anmuth zu paaren, deshalb mir Lord Darnley zum Gatten gewählt, um mit ihm ein neues Leben zu beginnen. Jeden Becher, den wir zusammen leeren, wollen wir uns mit Rosen bekränzen, jede selige Stunde soll den geleerten von Neuem füllen; das Frühroth bringe uns Wonne, das Abendroth nehme sie nicht mit sich in ihr feuchtes Wellengrab. Ich will leben und genießen! Mein Herz soll nicht immer unbefriedigter Sehnsucht entgegen schlagen, es soll für die Liebe schlagen und glühen, soll glücklich sein! —

Königin! unterbrach sie Marie Ogilvie, wohin führt Euch Eure Phantasie? — Ich bebe —

Meine Phantasie? Sie ist nur noch der Pinsel, der des Künstlers Schöpfung mit lebendigen Farben ausführt, nicht mehr die Schöpferin selbst, aus deren Born ich meine Freuden, meine Träume, die wie Seifenblasen schnell wieder spurlos zerrannen, schöpfen mußte.

Gebe Gott, daß nie die Schöpferin es bereuen möge, ihr Werk vollendet zu haben, daß das, was Ihr hofft, sich erfülle!

Wie erscheinst Du mir heute, freundliches, leichtsinniges Geschöpf? sprach die Königin staunend. Deine Stimme, sonst nur wie der Flötenton der Nachtigall Liebe athmend, hat sich zum Unkentone gestimmt, der meinem Ohr nicht wohlthut. Wer um mich ist, muß fröhlich mit mir sein!

Das Fräulein ergriff schnell der Königin Hand, preßte sie an ihr Herz, an ihre Lippen, und es mochte eine Thräne auf sie herab rollen.

Du weinst? sagte Marie Stuart bewegt. Was erpreßt Dir diese Thränen in einem Augenblicke, in dem ich mich so glücklich fühle?

Eine trübe Ahnung, meine hohe Gebieterin! erwiderte Marie Ogilvie.

Und weiter nichts? sagte die Königin lachend. Verscheuche die Ahnun-

gen, es sind böse Geister, die uns umschwärmen, sind feindliche Dämonen im Dienste einer bangen Phantasie —

Auch Manches liegt sorgenschwer auf mir, das der Ruf des Mannes Eurer Wahl bis zu mir brachte —

Verschließ' es in Deiner Brust, verschließ' es für immer darin! sagte die Königin in sehr ernstem Tone. Ich werde, ich will glücklich sein, die Würfel liegen unabänderlich, wage Keiner mir der Zahlen geheimen Sinn zu deuten, Zuneigung könnte sich darob leicht in Haß verwandeln! Sie brach das Gespräch ab, nahm das noch verhüllte Bild Darnley's und riß die Decke mit Heftigkeit weg. Von heute an, sprach sie mit der Flammengluth trügerischer sinnlicher Liebe, von heute an berge nichts mehr Dein holdes Antlitz vor meinem Blick, leuchte mir, wie ein Stern in meiner Nacht, und mache mich glücklich! Sie ließ das Bild ihrem Ruhebett gegenüber aufhängen, setzte sich davor und schwelgte in süßen Träumen. Mit traurigem Herzen verließ sie Marie Ogilvie.

Nach manchem vergeblichen Versuche des Lord Makintosh, bei der Königin sowohl als bei dem Grafen Murray, Robert Kinkardine von dem Hoflager zu entfernen, blieb ihm nichts weiter übrig, als seine Tochter zu ermahnen, ihr mit seinem Fluch zu drohen und auf sein Schloß zurückzukehren. Robert, von seinen bei Corrichie erhaltenen Wunden geheilt, kehrte am nemlichen Tage höchst erfreut nach Edinburg zurück, denn des Vaters Abreise war ihm erwünscht, und er hoffte, nun ungestört sich seiner Liebe überlassen zu dürfen. Wie erstaunte er aber, als ihn die Königin am andern Tage zu sich entbieten ließ, ihn seiner im Treffen bewiesenen Tapferkeit wegen belobte, aber ihm zugleich den Auftrag gab, am folgenden Tage nach Inverneß zu gehen, um dort einige Dinge zu ordnen, die sich wahrlich nicht für einem 24jährigen Pagen paßten und nur zu deutlich zeigten, daß die Königin ihn von ihrer Person oder von Anna entfernen wolle; auch mußte sich Anna auf Befehl der Königin in ihrem einsamen Stübchen verborgen halten, so daß er am andern Tage, ohne sie gesehen zu haben, Edinburg verließ.

Als die Nachricht, der Page Robert sei in Inverneß, nach Larg Castle gelangte, ließ der Alte sogleich sein hochbeiniges Roß satteln und ritt hin, um sich selbst zu überzeugen, ob es wirklich so sei. Er traf ihn zu seiner großen Freude in der Herberge traurig sitzend. Heida, mein Bursche! rief er ihm entgegen. Wo kommst Du hierher? Zieht Dich die Sehnsucht nach Deinen Bergen vom Hoflager fort, oder können sie dort den plumpen Hochländer nicht gebrauchen? — Wie lange bleibst Du noch hier?

Bis die mir anvertrauten Aufträge beendet sind, erwiderte Robert keck, fast stolz.

Also wieder eine Gesandtschaft? Nun ich danke Gott, daß sie nicht an mich ist. Du würdest sie wohl diesmal weniger freudig ausrichten?

Wohl möglich! erwiderte der Page mit voller Wahrheit.

Der Alte, überzeugt, daß die Königin Robert von ihrer Person, mithin auch von seiner Tochter absichtlich entfernt habe, sah den Zweck seines Hierseins erfüllt, und verließ Inverneß mit vergnügtem Herzen, ohne zu ahnen, was ihm recht bald begegnen sollte.

Es waren schon mehre Wochen vergangen, als der Thurmwart auf Larg das Zeichen gab, daß Fremde Einlaß begehrten. Lord Makintosh begab sich schnell, wie er es bei dergleichen Gelegenheit immer zu thun pflegte, nach dem kleinen Thurm, der die Zugbrücke vertheidigte, und erstaunte nicht wenig, den Pagen mit stattlichem Gefolge vor dem Schlosse halten zu sehen.

Dieser Eintritt in dieses Schloß ist Euch für heute und immer verweigert, Robert von Kinkardine! rief jetzt auf Befehl des Lords der Thurmwart durch ein kleines Fenster dem Harrenden entgegen. Habt Ihr sonst ein Begehr, so laßt mich es wissen.

Kommt herunter, alter Tom! da oben möchtest Du meine Worte nicht verstehen, wenn Du noch so taub bist, wie Du es sonst war'st, rief der Page ihm zu.

Der Alte brummte, schloß das Fenster, und stand bald auf der noch immer aufgezogenen Zugbrücke.

Sage Deinem Herrn, begann jetzt der Page, wolle er ein königliches Schreiben nicht aus meiner Hand annehmen, so mög' er es aus der Hand des würdigen tauben Thorwarts von Larg empfangen. Bei diesen Worten befestigte er das Schreiben an die Spitze seiner Lanze, reichte es dem Alten seitwärts zu, schwang sich auf sein Roß und sprengte davon. Er hatte den Befehl bekommen, sobald er in Larg gewesen sei, nach Edinburg zurück zu kehren; was sollte ihn noch in dem Schlosse des Lords Makintosh festhalten, wo Anna nicht war?

Dieser hatte indessen mit bebender Hand das königliche Schreiben aus der Hand seines Thurmwarts genommen, betrachtete es lange mit tiefer Ehrfurcht, ohne das Siegel zu brechen, und konnte sich nicht trösten, daß er solch Ehrenwerthes durch die Hand eines gemeinen Dieners empfangen habe; endlich wagte er es zu öffnen, wo der Inhalt des Schreibens ihn alle Noth und Sorge des Empfangs vergessen ließ. Die Königin lud ihn nemlich mit den verbindlichsten Worten ein, sich schleunig zu ihr nach Holyroodhouse zu begeben. Ihre von ganz Schottland so sehnlichst gewünschte Heirath und ihre deshalb getroffene Wahl sollten der Gegenstand einer Berathung sein, zu der sie die treu'sten ihrer Vasallen einlade, unter denen er eine so bedeutende Stelle einnehme. Er solle sich daher beeilen und sich durch nichts abhalten lassen, schnell zu ihr zu kommen.

Eine freudigere Nachricht hätte er nicht bekommen können. Bald war

Alles zur Abreise bereitet, die kostbarsten Kleider eingepackt, ein stattliches Gefolge, ihn nach der Hauptstadt zu begleiten, beordert, und nach kurzer Zeit hielt er, seiner Meinung nach, einen glänzenden Einzug in Edinburg, der jedoch geräuschlos und unbeachtet blieb.

Lord Makintosh wurde in Holyroodhouse von der Königin huldvoller empfangen, als sein Einzug die Bewunderung der Bürger von Edinburg erregt hatte. Sie theilte ihm zutrauungsvoll schon Einiges mit, was sie in der Versammlung vorzutragen gesonnen sei, und beklagte nur, daß sich nicht alle der Geladenen zu kommen so beeifert hätten, wie der edle Lord, denn noch fehle der größte Theil. Doch hoffe ich, setzte sie hinzu, und ihr holdes Antlitz, das wenn sie von Staatsgeschäften sprach, sich stets ernst zeigte, ward wieder heiter und fesselte Jedermann mit seinem liebenswürdigen Ausdruck: doch hoffe ich, sollt Ihr an meinem Hofe nicht Langeweile haben und Ihr Euer schönes Schloß am Shin-See nicht vermissen. Spiel, Tanz, Mummerei sollen abwechselnd Euch die Tage verkürzen. —

Da sei Gott vor, daß ich die Ursache von dergleichen sein sollte! nahm Makintosh schnell das Wort, bedenkt, hohe Königin, wie kurz das Leben ist —

Darum muß man es zu genießen suchen, fiel ihm die Königin in die Rede.

Und wie lang das Jenseits; eine grausige, unermeßliche Ewigkeit! fuhr der alte Hochländer-Häuptling fort, und sah mit Bangigkeit und Mitleid auf die Königin, die noch in vollem Schmuck der Jugend und Schönheit, und für ihn im Glanze der Hoheit vor ihm stand. Bedenkt, edle Gebieterin, daß Ihr uns Allen ein Vorbild von Tugend sein müßt, und im Mummen-Gewande könnt Ihr es uns nicht sein. Kehrt zurück von diesem Abwege, bedenkt, in welcher traurigen, verhängnißvollen Zeit wir leben, wo dem Christen eher das härene Bußgewand, als das Prunkkleid von Silberstoff ziemt! —

Ihr sprecht ja noch salbungsreicher als Knox, unterbrach ihn die Königin spottend.

Edle Frau! wie könnt Ihr meine frommen Worte mit den Worten jenes Baalspfaffen vergleichen? sagte Makintosh tief gekränkt. Stellt mich nicht so niedrig, ich verdiene es nicht! — Ich will nur Euer Bestes, wünsche nur, Euch fest auf Schottlands Throne zu sehen, und dazu gelangt Ihr nur, wenn Ihr mit unerschütterlicher Treue an Eurem Glauben hängt, alle Ketzer von Eurem Hofe entfernt, und Euer Lebenswandel, gleich dem Wandel einer Heiligen, Vorbild den Gläubigen wie den Irrgläubigen ist. —

Lord Makintosh, fiel ihm Maria ungeduldig in die Rede, der wohlgemeinteste Rath wird lästig, wenn er an unrechter Stelle ertheilt und zu oft wiederholt wird; mir gegenüber ziemt er Euch nicht, darum von etwas Anderem. — Der Graf von Lenox, Lord Darnley's Vater, ist vor kurzem

aus England eingetroffen, und wir wünschen den Sohn in dem Vater zu ehren. Ich habe deshalb mehre Lustbarkeiten hier angeordnet, denn die Jagd ist es nicht allein, die des Mannes Herz, viel weniger dem der Frauen genügen kann. Bei einem dieser Feste seid Ihr mir nothwendig, Lord Makintosh, und ich glaube auch bei diesen Kleinigkeiten werdet Ihr meinen Wünschen entgegen kommen, wie Ihr es schon bei Ernsterem, Größerem gethan habt.

Der Lord verneigte sich tief bei diesen schmeichelhaften Worten und fragte: Was befiehlt meine Königin, das ich thun soll, ihre Wünsche, die mir stets Gebot sind, zu erfüllen?

Ihr waret während der Regierung meines geliebten in Gott ruhenden Vaters mit dem Grafen von Arran nach Madrid geschickt, dort Mehres zu unterhandeln; Ihr verlebtet in dieser Stadt einige Jahre, und kennt mithin die Sitten jenes Landes. Ihr sollt nun bei einem der Festspiele die Rolle eines Granden übernehmen —

Ich Theil an solchen — Vergnügungen nehmen? fiel, sich vergessend, der Lord der Königin in die Rede. Wahrlich hohe Gebieterin, ich tauge nicht viel zu solchen Mummereien!

Wer spricht davon? Jeder zeige sein Gesicht ohne Larve, nur die verschiedenen Landestrachten sollen dem Spiele mehr Interesse geben; und wahrlich, denk' ich Euch statt des Plaides mit dem goldverbrämten Mantel angethan, statt der schottischen Mütze das sammtene Baret mit den Schwungfedern auf Eurem graugelockten Haupt seh ich Euch in den aufgeschlitzten Aermeln und der übrigen so schönen spanischen Tracht, so bin ich überzeugt, es muß Euch herrlich kleiden und Eure Gestalt noch majestätischer hervorheben.

Der Alte hatte manche Eitelkeit der Jugend mit hinüber ins spätere Alter genommen, die Worte, aus dem Munde einer Königin gesprochen, thaten ihm wohl, er lächelte.

Ueberdies, fuhr Maria Stuart fort, stellt Ihr bei dem Spiel meinen Vater vor, und ich hoffe nicht, daß Ihr eine solche Tochter zurückstoßen werdet.

Da bewahre mich der Himmel dafür, erwiderte Makintosh, dessen Verlegenheit auf's Höchste gestiegen war. Ich bin bereit zu thun, was meine Königin mir befiehlt, wenn nur nicht —

Keine weitere Ausrede! sagte Maria etwas ungeduldig. Geht zu meinem Hoffräulein Marie Ogilvie, sie wird Euch in Allem, was Ihr dabei zu thun habt, unterrichten, und somit Gott befohlen!

Sie entließ mit diesen Worten den alten zerknirschten Mann, hoch erfreut; daß ihr Plan gelungen war.

Acht Tage waren zu den Zubereitungen des Festes vergangen. In dieser Zeit hatte Lord Makintosh seine Tochter oft gesprochen, noch öfterer Marie Ogilvie; den Pagen aber nur sehr selten gesehen. Ueber seine Theilnahme an dem Feste hatte er sich schon ziemlich getröstet; der Mönch, dem er sein Leiden gebeichtet, hatte ihm Absolution ertheilt, und da er die mächtigsten Herren des Landes in die Launen der Königin sich fügen und Theil an diesem, sonst in Schottland unbekannten Festspiele nehmen sah, so hatte die Eitelkeit über das Gewissen gesiegt.

Endlich erschien der Tag, den eine bedeutende von Rom der Königin zur Unterstützung übersandte Geldsumme zu einem der glänzendsten machte, die je ein schottisches Auge zu Holyroodhouse gesehen hatte. Die weitläuftigen finstern Säle des königlichen Schlosses waren hell mit Wachskerzen erleuchtet, und alle Pracht goldner und silberner Gefäße auf den Schenktischen aufgestellt. In einer der größeren Hallen, wo Alles mit vorzüglicher Sorgfalt geordnet war, belebten Blumengewinde die eintönigen Mauern und hier prangte der große Spiegel, den die Venezianer Maria Stuart, als sie noch Königin von Frankreich war, verehrt hatten. Die Musikanten standen schon auf den für sie errichteten Bühnen, die Trompeter waren bereit, das lang ersehnte Signal zu geben, und eine Menge geschäftiger Bedienten liefen aus einem Saale in den andern, um das etwa noch Fehlende zu ordnen. Die königlichen Hellebardiere, wie die Armbrustschützen, die bei keinem Feste fehlen durften, mit ihren kräftigen Gestalten die hohen Flügelthüren der Gemächer zu bewachen, standen schon, wohl mehr zum Prunk als zur Sicherheit, hier, und auch sie erwarteten mit Ungeduld das Zeichen, daß das Fest beginnen solle.

Mitten unter diesem Gewirre von Dienern, Spielleuten und Kriegsvolk schritt ein Mann von hoher, aber hagerer Gestalt auf und ab, sich wenig um das Treiben um ihn her kümmernd. Es lag eine stolze Haltung in seinem Benehmen, denn wie in tiefes Sinnen versunken, ging er aus einer Halle in die andere, aus einem Saal in den andern, und schien gar nicht zu bemerken, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren und er der Einzige der Geladenen sei, den die Furcht zu spät zu kommen, so früh her getrieben hatte. Sein Anzug war auffallend. Das keck aufgesetzte braunsammtene Barett, auf dem drei weiße Schwungfedern sich wiegten, nahm sich nicht übel über den langen weißen Locken des alten Mannes aus, der sich trotz seines wahrscheinlich spanischen Anzuges in einen weiten schottischen Plaid gehüllt hatte. Sein Gang war fest und voll Anstand, wenn nur nicht der an seiner Seite hangende lange spanische Stoßdegen zuweilen die spanische Grandezza auf komische Weise unterbrochen hätte, mit welcher er während seiner Wanderung die Säle durchschritt. Als er jetzt in den glänzend erleuchteten Saal trat, wo der venezianische Spiegel hing, blieb er vor diesem stehen, warf seinen Plaid ab und beschaute mit Wohlgefallen seinen Anzug, wohl mehr noch seine Gestalt. Der mit sich so Zufriedene

war kein Anderer als Lord Makintosh, der durch die Freigebigkeit der Königin in den Stand gesetzt worden war, beim heutigen Feste in solchem Glanze zu erscheinen. Er trug ein weißseidenes Koller, aus dessen Schlitzen braune Puffen sich drängten, der mit reichen Tressen und Goldfranzen besetzte Mantel war von nemlicher Farbe und Stoff, wie das Barett, der reich gefaltete Spitzenkragen deckte sattsam den magern Hals, und eine schwere goldne Kette hing stolz auf seiner Brust herab. Der alte Mann gefiel sich in dieser Kleidung, sie mochte ihm die in Madrid verlebten Tage seiner Jugend zurückrufen, denn ein freundliches Lächeln umzog seinen sonst so ernsten zusammengekniffenen Mund, als plötzlich die Worte: Edler Herr! die hinter ihm ertönten, ihn auf unangenehme Weise aus dem Traum seiner Jugend weckten. Es war Robert von Kinkardine, der ihn schon in seiner Wohnung vergeblich aufgesucht und ihn endlich hier gefunden hatte. Er brachte ihm den Befehl der Königin, sogleich zu ihr zu kommen.

Lord Makintosh mußte folgen, sehr gespannt, was so kurz vor dem Feste die Königin ihm noch zu sagen habe. Der Mann, der noch vor kurzem die Mummereien für den sichersten Weg zur Hölle gehalten, hatte sich so ganz mit dem Gedanken befreundet, sich den Großen Schottlands als Vater der Königin, und so prachtvoll gekleidet zeigen zu können, daß eine geheime Furcht ihn überfiel, es könne Etwas geschehen sein, das das Fest hindere.

Die Königin empfing ihn freundlich. Lord Makintosh! redete sie ihn an, ich hielt es noch für nothwendig, Euch zu warnen, bei dem heutigen Feste ja nicht aus Eurer Rolle zu fallen und nicht etwa Scherz für Ernst zu nehmen. Ist das Spiel vorüber, tritt Alles wieder in das alte Gleis, Eure Tochter ist wieder Eure Königin und Ihr mein Vasall. Enthaltet Euch daher aller störenden Aeußerungen und Fragen, ein unnützes vorlaut gesprochenes Wort könnte das Spiel stören und mich tief kränken. Auch bemerke ich noch —

Ehe die Königin ihre Bemerkung aussprechen konnte, trat Marie Ogilvie, ganz der Königin ähnlich gekleidet, mit Hast herein. Majestät, es ist ein störender Unfall eingetreten! Der junge Lord Erskine, der den Bräutigam der reizendem Anna spielen wollte, hat so eben das Unglück gehabt mit dem Pferd zu stürzen und sich schwer am Fuße zu verwunden; Crawfort, der Wundarzt, behauptet, daß es ihm ohnmöglich sei, in diesem Zustande an dem Feste Theil nehmen zu können.

Das ist verdrießlich! sagte die Königin im höchsten Unmuth, der Unfall tritt störend in mein Vergnügen ein, wer könnte in dieser kurzen Zeit den Platz Lord Erskine's ausfüllen?

Laßt mich nur dafür sorgen, Majestät, tröstete sie die ewig bereitwillige Ogilvie, überlaßt es mir, ich schaffe den Bräutigam zur Stelle! — Die Königin gab ihr gern die Erlaubniß dazu und schnell entfernte sie sich; auch Makintosh ging, Verdruß im Herzen.

Seine Tochter sollte ein spanisches Landmädchen vorstellen, dessen Hochzeit mit ihrem Bräutigam, Lord Erskine, Gelegenheit zu manchem ländlichen Feste, zu manchem Tanze geben konnte. Der Bräutigam war dem alten Lord ganz gelegen gewesen, und er sah darin eine glückliche Vorbedeutung, daß wohl der Scherz Ernst werden könne. Aber der Unfall, der den jungen Lord betroffen, riß seine Gebäude ein, noch ehe er den Grundstein dazu hatte legen können, dies verstimmte ihn; überdies konnte das Fest nicht ohne einigen Aufschub gegeben werden, und jede Minute, die des Alten Eitelkeit länger hinderte, sich in seinem Glanze und in seinem vertrauten Verhältniß zu der Königin zu zeigen; erschien ihm als eine verlorene kostbare Zeit. Er hüllte sich noch einmal in seinen Plaid und setzte sich in eine Laube des Schloßgartens, das Signal zum Beginnen des Festes, das ihn in die Gemächer der Königin rief, hier abzuwarten.

Die Idee zu dem heutigen Feste war von der Königin selbst ausgegangen: sie war einfach und konnte nur durch rasches Leben und durch Pracht der Kleidung Interesse erhalten. Die Hochzeit eines sich liebenden Paares gab dem spanischen Granden, der ihre Ausrichtung übernommen hatte, Gelegenheit, seine Vasallen und Bauern zu versammeln, und durch Spiel und Tanz sich und sie zu vergnügen. Alles Eigenthümliche der damals so hoch gefeierten spanischen Nation sollte hierbei nachgeahmt werden, und Jeder hatte sich, der Königin zu Gefallen, bemüht, so glänzend als möglich zu erscheinen, wozu die damalige schöne Nationaltracht die beste Gelegenheit gab. Der Gebieter, der alles dies zu ordnen schien, war Lord Makintosh, die Königin und Marie Olgivie hatten die bescheidenen Rollen seiner Töchter übernommen, und selbst der stolze Morton, dieses gefürchtete Haupt der Familie Douglas, scheute sich nicht, als Vater der Braut sich in der Tracht eines reichen spanischen Landmanns zu zeigen.

Heute sollte der Zufall dem harrenden Lord Makintosh nicht mehr seine neckenden Streiche spielen, denn kaum hatte er eine kleine Weile in seinen Plaid gehüllt da gesessen, als das Schmettern der Trompeten ihn schon zum Feste rief. Er eilte nach den zur Versammlung bestimmten Gemächern, und fand hier schon seine Vasallen mit ihren Frauen und Töchtern seiner, noch mehr der Königin harrend, denn sie sollten wohl eigentlich deren Gefolge bilden. Bald erschien auch die Rose von Schottland mit Marie Olgivie, und als ob jetzt schon das Festspiel beginnen solle, nahten sich Beide Lord Makintosh und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll, wie Töchter den Vater zu begrüßen pflegen.

Der alte Herr gerieth hierüber in nicht geringe Verlegenheit. Fallt, um aller Heiligen willen nicht aus Eurer Rolle, raunte ihm das Hoffräulein zu, antwortet keck, wie ein Vater seiner Tochter den Gruß erwidert.

Makintosh gehorchte und hatte so viel Gewandtheit, trotz seiner Rolle als Vater, der Königin manche Schmeichelei zu sagen, die sie auch gnädig

aufzunehmen schien. Als jetzt der zweite Trompetenstoß erschallte, raunte Maria Ogilvie, die heute überhaupt die Rolle des Mentors bei ihrem Adoptivvater übernommen hatte, diesem in's Ohr, das Zeichen zu geben, daß man ihm folgen sollte. Dies geschah und der Zug der nur aus Freunden und Vasallen des edlen Spaniers mit ihren Frauen und Töchtern bestand, setzte sich in Bewegung.

Mit wahrhaft edlem Anstande schritt der alte Lord durch eine Menge erleuchteter Zimmer, neben ihm zur Rechten die Königin, zur Linken Marie Ogilvie und von seinen Freunden gefolgt, unter denen er so manchen von ihm gehaßten Lord der Congregation sah, so manchen Abtrünnigen, der jetzt in Knox allein den Abgesandten des Himmels erblickte.

Bald betraten sie durch eine Seitenthüre den großen Saal, wo an dem äußersten Ende Sessel standen, auf denen sie Platz nahmen, um von hier aus das eigentliche den Schotten so neue Schauspiel übersehen zu können. Hier zeigte der freigebige Hausherr mit wenig Worten seinen Gästen an, daß man heute das Hochzeitsfest eines liebenden Paares feiern werde, das mit seiner Bewilligung sich für immer verbinden wolle; auch sprach er die Hoffnug aus, daß sie sich dabei ergötzen würden. Hierauf gab er das Zeichen, und Jünglinge und Mädchen traten aus der einen Halle paarweise und tanzend hervor, bestreuten den Weg mit allerlei Feldblumen, besonders warfen sie häufig Rosmarin, eine gute Vorbedeutung, auf den Weg, und bekränzten die Pforte der andern Halle, durch welche das Brautpaar eintreten sollte, während die größere Menge durch allerlei Tänze das Auge der Zuschauenden ergötzte.

Es war auch wahrlich ein überraschender Anblick, diese Menge schöner Jünglinge und Mädchen in ihren fremden Trachten zu sehen, denn nur das Schönste, was Schottlands junger Adel bot, nur die strengste Auswahl der Hofleute sah man hier vor sich in bunten Kreisen hin und her wogen, oder wie im Fandango und Bolero, paarweise durch Tanz und Bewegung nach dem Takt ihrer klopfenden Herzen sich bewegen. Der Dudelsack, wie die Pfeife, Hochlands Flöte und Fagot, fehlten heute zum Aergerniß manches alten Schotten ganz, auch Makintosh vermißte nur ungern ihre harmonischen Töne. Jetzt — die Musik zum Tanze schwieg, Tänzer und Tänzerinnen ordneten sich, das Brautpaar und ihr Gefolge zu empfangen — trat eine feierliche Stille nach der rauschenden Musik ein, Aller Augen waren nach den schon längst geöffneten Flügelthüren der andern Halle gerichtet, die, mit Blumenkränzen herrlich geschmückt, die Pforte war, durch welche das Brautpaar in ihr Paradies eintreten sollte; nur das Auge der beiden Töchter war auf ihren Vater gerichtet, der fröhlichen Antlitzes da saß, denn das Festspiel hatte ganz seinen Beifall, und mit doppelter Aufmerksamkeit das Brautpaar erwartete, da er neugierig war, den jungen Mann kennen zu lernen, der so schnell sich in ein passendes Gewand habe werfen und die Rolle des Bräutigams übernehmen können.

Jetzt mußte der Zug nahen, denn man hörte schon in der Ferne die königlichen Geiger und Flötenspieler, die dem Brautpaare vorangingen, schon waren sie durch die bekränzten Flügelthüren getreten, ihnen schon die paarweise geordneten Verwandten der Brautleute gefolgt, schon schritt der ernste Morton als Brautvater ihnen voraus in den Saal — das Brautpaar folgte — und der allgemeine unwillkürliche Ruf der Versammelten: O, wie schön! ertönte bei ihrem Anblick. Nur Makintosh theilte dies Erstaunen nicht, wohl aber überraschte ihn ein Anderes, denn die Hand seiner Tochter fest in die seine gedrückt, schritt Robert von Kinkardine auf ihn zu, während von der einen Seite die Königin mit leiser Stimme ihm zuraunte: In der Eile ließ sich kein Anderer finden! von der andern aber Marie Ogilvie den fast vor Wuth Zitternden warnte, Fassung zu behalten und das Fest nicht durch Uebereilung zu stören, es sei ja Alles nur Scherz.

Indessen hatte sich Morton zur Seite des Brautpaars dem finster auf selbiges blickenden spanischen Granden genähert, der Bräutigam beugte das Knie vor seinem Oberhaupt und sprach mit ziemlich ernster Fassung: Edler Herr! Ihr habt mir erlaubt, meine Geliebte zum Traualtare zu führen —

Ich habe nichts erlaubt! unterbrach ihn Makintosh heftig und wollte sich von seinem Sitze erheben, doch Marie Ogilvie hielt ihn beim Mantel fest. Seid Ihr rasend? raunte sie ihm zu, vergeßt Ihr schon wieder, daß Alles nur ein scherzhaftes Festspiel ist? Blickt nur auf die Königin und seht ihr zorniges Antlitz.

Dies wirkte, Makintosh rang nach Fassung und gewann es endlich über sich dem Pagen freundlich zu erwidern: Ich wünsche Dir Glück zu Deiner schönen Braut, dank meiner Tochter hier! — er zeigte auf die Königin — Die Stunden der Täuschung — Das Glück ist flüchtig, halte es fest, daß es Dir nicht zwischen dem Abend- und Morgenroth entwische. —

Die von Neuem durch den Saal tönende Musik und der flüchtige Tanz der Landleute unterbrachen das Gespräch. Robert eilte schnell mit Anna unter die Tanzenden, und der Alte war froh ihn los zu sein. Auch die bisher nur Zuschauer gewesen waren, mischten sich nun unter die Reihen der fröhlichen Landleute, bis plötzlich das Lauten eines Glöckchens, das die Musik schweigen hieß, die lärmende Freude unterbrach. Ein ehrwürdiger Pater Kapuziner, von zwei Chorknaben gefolgt, trat in den Saal; und in dem nemlichen Augenblick sprang zwischen den beiden Eingängen zu den Hallen eine bisher verborgene Thüre auf, durch welche man eine kleine Hauskapelle mit einfachem Altar erblickte.

Dies Alles überraschte den rechtgläubigen strengen Makintosh auf eine sehr unangenehme Weise. Er gerieth in Zorn, und ehe Marie Ogilvie es hindern konnte, trat er zu dem Mönch. Wer Ihr auch sein möget, redete er ihn an, vornehm oder gering, so muß ich Euch doch sagen, daß es

Unrecht, daß es gottlos ist, ein heiliges Gewand auf solche Weise zu entweihen und es zu einem Possenspiel zu gebrauchen.

Lieber Herr! erwiderte phlegmatisch der Mönch, wendet Euch deshalb an die Königin, auf deren Befehl ich hier bin.

Also, so spottet sie selbst ihrer heiligen Religion? brummte der Hochländer vor sich hin, und wollte eben zur Königin gehen, als Miß Ogilvie ihn noch zur rechten Zeit zurückhielt Ihr seid unheilbar, Lord! vergeßt in jedem Augenblick, daß wir uns hier nur zum Scherz versammelt haben. Seid vernünftig, Lord Makintosh, Ihr könntet Euch leicht durch Euer Benehmen um die Gunst der Königin bringen.

Aber die Mönchskutte? unterbrach sie der Alte mit Heftigkeit. Diese Entheiligung?

Sie ward uns vom Prior zu diesem Behufe geliehen, antwortete das Hoffräulein, und daraus könnt Ihr sehen, daß Ihr allein streng und ohne Nachsicht und ein blinder Eiferer seid. Der Scherz ist bald zu Ende, deshalb faßt Euch nur diese wenigen Augenblicke noch, setzt Euch und erwartet dort ruhig den Ausgang! Der Alte folgte kopfschüttelnd, setzte sich und sah jetzt plötzlich den Grafen Murray hinter seinem Stuhle stehen.

Es thut mit leid, Lord Makintosh, redete ihn dieser zur damaligen Zeit allgewaltige Mann an, daß es Euch verdrießt, den Klostergeistlichen hier zu sehen; ich sagte es der Königin voraus, daß Euch dies den Scherz zu weit getrieben dünken werde. Aber all meine Vorstellungen blieben fruchtlos, Ihr wißt, wie beharrlich die Weiber sind, einen einmal gefaßten Entschluß auszuführen. Doch tröstet Euch, die schon begonnene Ceremonie ist bald zu Ende, dann will ich selbst dafür sorgen, daß der Klosterbruder den Saal verläßt. — Makintosh, der aus Achtung für Murray aufgestanden war, um ihm seine Rede zu beantworten, hatte dadurch der kleinen Betkapelle den Rücken gekehrt, und selbst die Stille der Versammlung und das leise murmelnd gesprochene Gebet des Kapuziners hatten ihn nicht aufmerksam gemacht, doch als er sich jetzt wandte und sah, daß der Mönch nach allen Formen seiner Kirche das Brautpaar traute, ergriff ihn eine unaussprechliche Angst, er sprang trotz des Hoffräuleins Bitten mit Heftigkeit auf, wahrscheinlich um die ganze Gaukelceremonie zu unterbrechen, aber Murray's kräftige Faust hielt ihn zurück. Bei St. Andrews, meinem abgesetzten Schutzpatron! raunte er ihm zu, das ist der letzte Scherz, der in dieser Sache geschieht, das Festspiel ist beendet und der Ernst tritt wieder in seine Rechte ein.

Eben legte der Kapuziner die Hände des Brautpaares in einander und sprach den Segen über sie, neigte sich vor der Königin und entfernte sich dann schnell, so daß dem alten Lord keine Zeit blieb, störend einzuschreiten und er mußte wider Willen den Rath Murray's befolgen. Der Tanz begann von Neuem, Paar und Paar, so wie sie herein gezogen waren, rauschte jetzt in mancherlei Tänzen durch den weiten Saal, nur Anna

Makintosh war von ihrem Tänzer verlassen worden, der sich schnell nach der Trauungsceremonie entfernt hatte und, als man sich zur Tafel setzte, plötzlich in seiner Pagentracht hinter dem Stuhle der Königin stand.

Bei seinem Anblick seufzte Lord Makintosh tief auf. Es war ihm eine schwere Last von der Brust gewälzt, denn wäre das Vertrauen zu den edlen Gesinnungen der Königin nicht so stark in ihm gewesen, so hätte ihn beinahe der Wahn ergriffen, der Scherz sei in Ernst verwandelt worden. Er war deshalb während der Tafel heiter und frohen Muths, und sich noch einmal in dem großen venezianischen Spiegel mit Wohlgefallen betrachtend, ging er nach seiner Herberge, wo ihm nichts Kümmerniß verursachte, als daß er für immer den reichen goldbesetzten Sammetmantel abthun, das Barett mit den schönen Schwungfedern ablegen, und am andern Tage alle die Herrlichkeiten wieder zurück schicken sollte.

Aus seinem süßen Traume, der ihm das paradiesische Spanien in all' seiner Schönheit vorgeführt hatte, wurde der alte Mann durch den Befehl der Königin geweckt, sich sogleich nach Holyroodhouse zu begeben. Unter mancherlei Gedanken, was er wohl dort solle, worunter jedoch kein einziger trüber sich befand, eilte er dahin, und fand die Königin mit Marie Ogilvie und dem Grafen Murray in ihrem Kabinet.

Lord Makintosh! redete ihn die Königin an, Ihr habt mir, seit wir uns im Hochlande trafen, so manchen Beweis Eurer Anhänglichkeit gegeben, aber auch mehrmals unaufgefordert einige gute Lehren aufgedrungen, die mir, ich gestehe es, immer zu befolgen schwer dünkten. Erinnert Ihr Euch noch dessen, was Ihr mir einige Tage nach der Schlacht von Aberdeen sagtet, als ich es gewagt hatte, das Haupt eines Rebellen dem Henkerbeile zu übergeben?

Ich erinnere mich dessen! sagte der Alte, da die Königin seine Antwort zu erwarten schien. Vergeben und vergessen sei so schön, sprach ich damals.

Diese Lehre, fuhr die Königin fort, sollte mir der Gordons wegen ein Vorwurf sein, ich fühlte mich jedoch nicht stark genug, sie jederzeit zu befolgen, war aber neugierig, zu wissen, ob auch Ihr wohl immer Seelenstärke genug besäßet, Eure Lehren im Leben selbst zur Ausführung zu bringen Ich habe Euch gestern Gelegenheit dazu gegeben — Wißt! der Priester, der die Trauung verrichtete, war Pater Joseph aus dem Kapuzinerkloster von Aberdeen, und Eure Anna ist in Eurem, in meinem Beisein und auf meinen Befehl mit Robert von Kinkardine nach den Gesetzen der Kirche vermählt und dessen Gattin!

Wie vom Donner gerührt, stand der alte Mann sprachlos da. — Nun übt Eure Lehre, fuhr die Königin fort; vergebt und vergeßt!

Nimmermehr! rang sich aus der wunden Brust des Alten.

Ihr seht, wie viel schwerer es ist gute Lehren zu üben, als sie Andern unberufen zu geben, sagte Maria Stuart, den alten Mann höhnend.

Königin! erwiderte dieser schnell, Ihr habt ein böses — verzeiht mir jedes harte Wort, der Schmerz hat die Waage zerschmettert, auf der ich es, Euch gegenüber, wägen sollte — Ihr habt im Gesicht von ganz Schottland ein tückisches Spiel mit mir getrieben, habt einen alten Mann zur Zielscheibe Eures Witzes gemacht, und ihn entehrt! — Und was hat es Euch genützt? — Einen unwürdigen Scherz habt Ihr dabei gewonnen, einen treuen Diener verloren —

Das sollte mir leid thun! unterbrach ihn die Königin. Aber Ihr werdet doch mit mir zufrieden sein. Robert von Kinkardine ist zu meinem Kämmerer erhoben, und ich habe ihn mit Schloß und zwei Meierhöfen belehnt.

Armes Land, wo es nur eines Liebesabenteuers bedarf, um aus der Königin Hand reichlichen Lohn zu empfangen!

Lord Makintosh! fuhr die Königin mit Heftigkeit auf, vergeßt nicht! —

Ich werde nie Lord Gordons blutendes Haupt vergessen, sprach er furchtlos, auch das Meine kann dem Henkerbeile übergeben werden, auch Ihr, Königin, könntet einst so blutig enden. — Wer lüftet den dichten Schleier der Zukunft? — Aber kein drohendes Blutgerüst soll dem tief gekränkten Vater, dem hart beleidigten Laird die Stimme in seinem Busen verschließen, wenn sie hervorbrechen muß — Wißt, Majestät! In unserm Hochland ist Jeder Herr in seinem Hause, ist der Laird König in seinem Clan; unumschränkt gebietet er dort, und wer ihm dies angestammte Recht nehmen wollte, mit dem würde er kämpfen auf Leben und Tod — Dies ist des Hochländers verwundbarste Stelle, und Ihr habt sie gut bei mir getroffen. —

Ereifert Euch nicht! unterbrach ihn Murray. Vergeßt nicht, daß Ihr vor Eurer Königin steht!

Sonst, wenn ich vor ihr stand, wenn ich nur an sie dachte, wollt' ich Thor anbetend niederknieen, erwiderte der Alte auf Murray's drohende Erinnerung, jetzt ist der Nimbus verbleicht, mein Herz erkaltet, deshalb laßt mich von hier nach meinem Schlosse ziehen. Dort will ich, wenn der Sturm die Wellen peitscht, sie sich an meinem Felsen brechen, und ihr spritzender Schaum mein graues Haar wie ein Regen des Himmels näßt, dort will ich versuchen, ob ein Vater sein Kind vergessen und dem vergeben kann, der es von seiner Brust gewaltsam riß. Lebt wohl! Gott mit Euch, Königin, doch nur um Schottlands willen! — Er verließ das Gemach und Keiner wagte ihn aufzuhalten.

II.

David Rizio.

Die Ankunft des Grafen von Lenox, dem zu Ehren so manches Fest gegeben und so manches Geld verschleudert wurde, ließ die Schotten nicht länger über die Wahl, welche ihre Königin getroffen hatte, in Ungewißheit. Die verschiedenen Parteien geriethen alle in Bewegung, hauptsächlich fürchteten die Hamilton's, die an der früheren Verweisung der Lenox aus Schottland den meisten Antheil gehabt hatten, ihre Rückkehr, und selbst Murray, Morton und Maitland, diese drei Minister der Königin, so fest sie auch in ihrer Gunst standen, sahen nicht ohne bange Ahnung der Ankunft des Lords Harry Darnley entgegen, den jedoch die Königin Elisabeth von England unter mancherlei nichtigem Vorwande in London zurückhielt, und ihm, als ihrem Vasallen, die Erlaubniß zur Reise noch Schottland verweigerte.

Dies gab zu manchem empfindlichen Briefwechsel zwischen den beiden Königinnen Anlaß, wobei Elisabeth, die stets ruhig Ueberlegende, meist in Vortheil blieb. Sie hatte im Grunde gegen eine Heirath zwischen Lord Darnley und Maria nichts einzuwenden, ihr war es lieber, daß die Königin von Schottland einem ihrer Unterthanen Hand und Krone bot, als daß sie den Thron mit einem ausländischen Fürsten getheilt hätte, aber sie wollte auch hier, wie überall, die Hände mit im Spiel haben und die Sache nach ihrer Weise leiten.

Als ob Maria von Schottland fühle, daß mit dem Ehestand die goldne Freiheit verloren sei, schien sie in den letzten Augenblicken der Ungebundenheit noch den Freudebecher ganz und oft leeren zu wollen. Feste folgten auf Feste, eine leicht zu erklärende Unruhe trieb sie im Lande umher, nur vermied sie die Hochlande, wo ihr unfeines despotisches Betragen gegen Lord Makintosh, einen, trotz manchen Schwächen dort überall hochgeehrten Mann, sie den Herzen, selbst ihrer Glaubensbrüder entfremdet hatte.

In dieser Zeit war es, als die Königin Maria, wahrscheinlich der Neuheit wegen, den sonderbaren Einfall bekam, sich in irgend eine Stadt

zurück zu ziehen und dort als eine schlichte Bürgerfrau, so lange sie daran Freude finden würde, zu leben. Sie wählte hierzu St. Andrews, wohin sie sich mit einem kleinen Gefolge, meist Frauen begab; Murray war der einzige ihrer Minister, der sie begleiten durfte. Hier bezog sie ein freundliches Bürgerhaus, war wie die Tochter eines wohlhabenden Krämers gekleidet, ihre sämmtliche Begleitung mußte ein Gleiches thun, und so zog sie von Haus zu Haus, lud sich bei Diesem oder Jenem zum Mittagsmahl ein, und lebte von allem Glanze entfernt, dem Scheine nach ein stilles Leben. Selbst dem englischen Gesandten, der ihr ein Schreiben seiner Königin überbrachte, gab sie, nach wiederholten Bitten um Antwort den sonderbaren Bescheid: Hier ist kein Ort zu Geschäften, hier werde er die Königin nicht finden, die müsse er in Edingburg aufsuchen.

Eines Abends, als sie von einem festlichen Mahle zurückkehrte, das ein Schiffsrheder gegeben hatte, hörte sie beim Eintritt in ihr Haus Lautentöne von einer melodischen Stimme begleitet, wie man nur selten in dem rauhen Schottland vernahm. Rasch und unbedachtsam handelnd, wie sie in jeder Lage ihres Lebens that, überdies Musik leidenschaftlich liebend, vergaß sie, daß die Töne aus dem Zimmer ihrer Bedienten kamen; sie öffnete die Thür und fand die Bedientenschaar um einen jungen, schlechtgekleideten Mann sitzen, der, wie es schien, der Sänger gewesen war. Wohl fühlend, daß dies der Ort nicht sei, wo sie länger verweilen könne, befahl sie dem Fremdling, hier zu warten, bis sie ihn zu sich entbieten lassen würde.

Der italische Spielmann wartete auch mit Freuden auf einen Befehl, der die höchsten seiner Wünsche weit überflog. Sohn eines armen Turiner Musikanten, war er dem piemontesischen Gesandten nach Edinburg gefolgt, jedoch, als dieser bald darauf Schottland wieder verließ, von ihm unter mancherlei Vorwand zurück gelassen worden. So blieb dem jungen Mann, dem David Rizio, nichts weiter übrig, als daß er sich durch Sang und Spiel sein dürftiges Brod zu verdienen suchte. Uebrigens war dieser Italiener von einnehmender Gestalt, der Ausdruck seines Gesichtes zeigte Geist und Leben, und in anständiger Kleidung hätte man ihn sicher für einen schönen Mann halten müssen. So war der Mann, den Maria Stuart bald aus dem Schmutz des Pöbels bis zu den höchsten Stufen des Glücks emporhob, und der späterhin der Grundstein des furchtbaren Gebäudes all ihres Unglücks wurde. Der Befehl ihn zu ihr herauf zu führen war vielleicht der entscheidendste Augenblick ihres ganzen Lebens.

Er mußte ihr einige italienische Lieder singen, die er schmelzend vortrug. Seine Stimme war weich und doch voll Kraft, sein Spiel entzückend, und Maria fühlte sich so hingerissen, daß sie ihm noch am nemlichen Abend das vortheilhafte Anerbieten machte, in ihre Dienste zu treten, welches er natürlich mit Freuden annahm.

Die äußere Gestalt des Mannes hatte wohl bis jetzt die Königin am

wenigsten bestimmt, ihn in ihre Nähe zu ziehen; noch war es allein die Musik, die so zauberisch auf sie wirkte. Als sie aber mit jedem Tage neue Vorzüge in ihm zu erblicken wähnte, als sie Talente in dem italienischen Lautenspieler fand, die sie bei ihm nicht geahnet hatte, und sein reger Geist schnell die Schwächen seiner Gebieterin zu erspähen und für sich zu benutzen wußte, ernannte sie ihn plötzlich zu ihrem Geheimschreiber, da der Franzose, der früher diese wichtige Stelle bekleidet, ihre Dienste verlassen hatte.

Mit dem Tage seiner Ernennung trat er nun als der erklärte Günstling der Königin auf, und ihm fehlten auch dazu keine der nothwendigen Eigenschaften. Er war stolz und anmaßend gegen den hohen Adel des Landes, besonders gegen die, welche bisher die Zügel der Regierung in Händen gehabt hatten, traulich zuvorkommend gegen die mit den Machthabern Unzufriedenen und freigebig gegen den Pöbel. Einschmeichelnd, nachsichtig gegen die kleinste wie gegen die größeste Schwäche seiner Gebieterin, der er unerschütterliche Anhänglichkeit und Treue bewies, befestigte er sich bald in ihrer Gunst, und der mit seiner Laute von Schloß zu Schloß herumziehende Italiener, den die stolzen Lords nicht der Beachtung werth gehalten, ließ jetzt selbst Murray und Morton, diese unerschütterlichen Männer, nicht ohne Unruhe.

Der Königin lebensfrohes, stets nach sinnlichen Vergnügungen haschendes Gemüth, ihre Erziehung in Frankreich, der längere Aufenthalt an dem Hofe einer Catharina von Medicis, der in den Augen der strengen Puritaner eine Hölle war, aus der Keiner rein und heilig hervortreten konnte, ließen, da auch hier Sektenhaß verderblich mit auf die Meinung wirkte, die Protestanten in ihrer Königin ein leichtsinniges jugendliches Wesen erblicken, dem die Tugend fremd, Sinnenlust das Höchste auf Erden war. Das freie, rücksichtlose, ganz dem ernsten Character der Schotten fremde Betragen Marias warf mit Recht ein zweideutiges Licht auf sie, und war auch wohl die Ursache, daß Rizio's Erhebung von der schlimmsten Seite betrachtet und wohl meist zu hart beurtheilt wurde.

Doch in dieser Zeit hatte Maria wohl eben mehr den Schein als die That gegen sich und erst ihr folgendes wüstes tadelvolles Leben warf auch ein trübes Licht auf ihr früheres leichtsinniges Benehmen zurück. Die protestantischen Geistlichen eiferten von der Kanzel herab über die steten Mummereien und Lustbarkeiten, bei welchen die Königin oft in Männertracht erschien; sie tadelten laut, daß sie Jagd und Reiten den Regierungsgeschäften, daß sie einen schönen jungen Mann dem erfahrnen Staatsmann vorzog, und Knox hatte selbst den Muth, alles das, was er auf der Kanzel gegen sie geeifert, ihr selbst zu sagen. Auch ihre strengen Glaubensbrüder waren mit ihrem Benehmen unzufrieden, wodurch sie den Ketzern gegründete Ursache zum Spott und Tadel gab. So würde sie schon jetzt die Herzen ihrer Unterthanen, die sie mit so viel Enthusiasmus als ihre Königin begrüßt hatten, von sich entfernt haben, wenn nicht der Liebreiz, der ihr

ganzes Wesen umfloß, Alles, was sich ihr nahte, mit unwiderstehlichem Zauber an sie gefesselt hätte. Auch ging ihr jetzt noch das Glück stets zur Seite, und der Glückliche ist ja nie der Verlassene.

Bei alle dem verbarg die Königin, wohl aus sehr triftigen Gründen, den schon fest gefaßten Entschluß, Lord Darnley ihre Hand zu reichen, weislich; sie wich, wie Elisabeth von England, gegen jeden ihrer Räthe durch zweideutige Antwort aus, nur dem Grafen von Lenox gestand sie, daß sie wohl, aus politischen Gründen bewogen, nicht abgeneigt sei, seinen Sohn neben sich auf den Thron zu erheben, wenn er dem Bilde gliche, das sie sich von ihm gemacht, und sie ihn dieses Glückes würdig finden werde. Maria Ogilvie allein schloß sie die verborgene Pforte ihres Herzens auf, sie allein wußte, daß, gliche der Mann seinem Bilde, die schöne königliche Frau ihm sicher zu Theil werden würde.

Auch Rizio befragte sie in dieser Angelegenheit um Rath, was fast schon den Beweis führen könnte, daß ihr Verhältniß zu ihm, damals wenigstens, lauter und rein gewesen war. Rizio, vielleicht zu fest auf seinen Einfluß vertrauend, billigte ihren Entschluß und hoffte sich dadurch die Gunst Darnley's zu versichern. Auch war der Haß dieses Italieners gegen Murray, der ihn auch jetzt noch, wo er auf dem höchsten Punkte seines Glücks stand, verächtlich behandelte, so groß, daß er die Königin zu Allem, was zu Murray's Sturz beitragen konnte, beredet hätte.

Die sonderbarste Rolle an diesem Hofe spielten Robert von Kinkardine und seine Gattin. Anna's frommes Gemüth fühlte sich im Besitz des Geliebten nicht ganz so glücklich, wie sie es sich wohl früher geträumt haben mochte. Robert liebte sie zärtlicher als je, that Alles, ihren Schmerz zu lindern und den Frühlingsmorgen ihrer Liebe mit neuen Rosen auszuschmücken; aber im Genuß der seligsten Wonne, beim Gefühl des höchsten Glücks fehlte ihr Eines — der Vatersegen, ohne den ein Paradies zur Einöde wird. Laß uns den Vater versöhnen! bat sie oft ihren Gatten, wenn dieser, mit ihren Locken spielend, ihr tausend süße Liebesworte sagte. Erst wenn er mir vergeben hat, bin ich ganz Dein eigen, mein Robert, jetzt — sind wir noch der furchtbaren Vergelterin verfallen. Aber Robert kannte den festen, unbeugsamen Sinn des Vaters und verzweifelte ganz, daß es ihnen je gelingen werde.

Auch schienen sie sich nicht am Hofe der Königin Maria zu gefallen. Für Anna war er zu geräuschvoll, sie sah Manches, das sie ihren strengen Grundsätzen nach nicht billigen konnte, und auch in dem Wahne befangen, das Verhältniß der Königin zu Rizio sei vertrauterer Art, zürnte sie oft in ihrem Innern auf ihre Gebieterin, die so rücksichtlos ihren guten Ruf Preis geben könne.

Robert hingegen, Murray, und auch mit Recht, für seinen Wohlthäter haltend, neigte sich ganz auf dessen Seite, besonders seit Rizio immer mehr Gewalt über die Königin sich anmaßte und feindlich gegen Murray

auftrat. Die Königin hatte ihn seit jenem Abend seiner Trauung ziemlich gleichgültig behandelt, ihm ein unbedeutendes Schloß in der Grafschaft Banff nebst zwei Meierhöfen geschenkt, und war, obgleich Anna mit Maria Ogilvie auf einem freundlichen Fuße stand, jener vom Kummer Gebeugten nie in Liebe genaht.

Endlich nach langen Unterhandlungen hatte sich die Königin Elisabeth entschlossen, Darnley die Erlaubniß zur Reise nach Schottland zu geben. Er landete in Leith, und wurde hier von einer Menge Schmeichler und kriechender Seelen wie ein Fürst empfangen. Diese unverdienten Huldigungen nahm er als wohlverdientes Opfer huldreich an, und begab sich, ohne seinen Vater in Glasgow erst zu sehen und sich mit ihm zu besprechen, sogleich nach Edinburg. Die Königin war, trotz ihrer Leidenschaftlichkeit, so vorsichtig gewesen, Heinrich Darnley von ihrer Vorliebe für ihn nicht das Mindeste ahnen zu lassen; die wenigen Briefe, die sie mit ihm hatte wechseln müssen, enthüllten ihm ihr Herz nicht, und doch war der eitle Mann seines Glückes schon gewiß, daß er keinen Augenblick zweifelte, Maria's Herz und Schottlands Thron seien sein Eigenthum.

Kaum in Edinburg angelangt, bat er um die Erlaubniß sich der Königin vorstellen zu dürfen, und war erstaunt, als ihm diese Erlaubniß erst für den folgenden Tag gegeben wurde. Diese Vorsicht Maria's entsprang so wenig aus Bedachtsamkeit, als aus Gleichmuth; sie fürchtete für sich und ihr stürmisches Herz und folgte dem Rathe der Freundin, die sie dringend bat, sich erst zu sammeln, ehe sie den Mann sehe, dessen Bild schon einen so mächtigen Eindruck auf sie gemacht habe.

Wozu alle diese Vorsicht, nahm bei dieser Gelegenheit die Königin das Wort, da, wo alle Vorsicht nichts fruchten kann? Glaubst Du, Maria, daß mein Herz so sehr Sklave meines Willens ist, daß statt in Wonne aufzujauchzen, es sich stille in meiner Brust verschließen könne? Ich habe die Flamme lange genug unter der Asche verborgen, daß sie nicht hell auflodere und mich vor der Zeit verzehre; deshalb wird sie auch losbrechen in unaufhaltsamer Gluth, und mir zum Himmelslicht oder zur Höllenfackel werden.

Davor bewahre Euch Gott! nahm Miß Ogilvie das Wort, und eine Thräne, von Ahnung erpreßt, drang in ihr seelenvolles Auge.

Ja ich fühle, daß ich an einem Kreuzwege stehe! sagte die Königin. Schon manches Mannes Schönheit hat meine Bewunderung erweckt, aber so, wie ich von seinem Bilde ergriffen bin, war ich es noch nie, dies flammende Gefühl ist zu irdischer Natur, um nicht auch zur Verdammniß führen zu können.

Am andern Tage hatte sie ihren ganzen Hof und alle anwesende Lords zum Empfange Darnley's um sich versammelt. Der 21jährige Jüngling

trat in vollem Glanz seiner Schönheit und Kraft in den Saal, wo tausend Blicke auf ihm ruhten. Er war der schönste Mann seiner Zeit, der Abgott aller Frauen, und wußte dieses nur zu gut, denn seine Eitelkeit und sein Uebermuth waren grenzenlos, und schon in dem Augenblicke, wo er in den Kreis der Lords von Schottland vor seine Königin trat, zeigte er Hoffart und Stolz, und begrüßte die Edlen nicht als seine werthen Genossen, er begrüßte sie jetzt schon, wie der Herr seine Diener. —

Bei seinem Anblick durchflog ein leises Zittern die Königin. Fassung, nur Fassung, hohe Gebieterin! raunte ihr die Freundin zu, und der weibliche Stolz siegte. Sie empfing ihn als seine Königin, nicht als liebende Frau, und entließ ihn nach kurzer Unterredung wieder.

Das war ein harter Augenblick! sprach sie, als sie sich mit Miß Ogilvie in ihrem Kabinet allein befand. Ich mußte allen Stolz der Guisen in mir anfachen, um gleich ihnen auch in den peinlichsten Verhältnissen würdevoll dastehen zu können. Heute gelang es mir, ob morgen? — Ich glaub' es kaum —

Auch ich nicht! murmelte das Fräulein leise vor sich hin.

Die Königin mochte zu sehr in Gedanken vertieft sein, um diese Worte zu hören, denn sie schwieg; auch Maria störte die Stille nicht. Plötzlich aber fuhr die Königin aus ihren Träumen auf. Du hast mir ja noch kein Wort gesagt, Maria, welchen Eindruck der Mann auf Dich gemacht hat? Sprich! Du weißt, aus Deinem Munde höre ich die Wahrheit nur gern.

Königin! Als ich vorhin die männlich schönen Züge Darnley's betrachtete, sagte mir eine innere Stimme: Der Mann kann nur sich, er wird nie ein anderes Wesen lieben.

Das wäre hart! seufzte die Königin.

Oeffnet ihm Euer Herz, fuhr Maria Ogilvie fort, beglückt ihn mit der höchsten irdischen Seligkeit, theilt Euren Thron mit ihm, und der Eitle wird nicht einmal glauben, Euch dafür Dank schuldig zu sein; er wird es als einen schuldigen Tribut annehmen, den man seiner Vortrefflichkeit zollt.

Du bist nicht für ihn eingenommen.

Nein, gelobt sei Gott, nein! Wäre in ihm Geist und Seele dem Körper gleich, würde ich vor Freude aufjauchzen, so aber — ich kenne Euch ja schon so lange, hohe Gebieterin — so aber wird Euch das schöne Aeußere bald gleichgültig, wenn nicht der Geist auch das Herz zu fesseln versteht, und der schöne geistlose Mann wird Euch bald nicht mehr Eurer Liebe werth erscheinen. Sahet Ihr, wie er die Edlen des Landes begrüßte? Ein König konnte nicht stolzer durch die Reihen schreiten und ihnen den Gruß zunicken. Ihr werdet sein Weib sein sollen, er — Euer König! — Nun, meine Königin, fuhr nach einer kurzen Pause Maria Ogilvie fort, und preßte die Hand ihrer Gebieterin mit Heftigkeit an ihre Lippen, nun keine Frage mehr über diesen Gegenstand, Euer Entschluß steht fest, meine

Würde können nur ein leiser ihn umgaukelnder Westwind, nicht der Sturm sein, der ihn erschüttert. Ich kenne Euer Gemüth. Einmal von Leidenschaft ergriffen, wenn Ihr auch ahnetet, fühltet, wenn Ihr auch Gewißheit hättet, Ihr müßtet tausendfältig dafür büßen, müßt Ihr den Wonnebecher erst bis auf den letzten Tropfen leeren. Aber in Freud' wie Leid haucht Wonn' und Schmerz an der Brust Eurer Freundin aus, Theilnahme werdet Ihr stets bei ihr finden, und zuweilen auch einen guten Rath.

Die Königin schüttelte immer noch ungläubig ihr schönes Haupt. Hat mich das Glück doch noch nie ganz verlassen, rief sie aufspringend aus, weshalb sollt' ich jetzt zagen?

Froh in die Zukunft geschaut,
Stets seinem Glücke vertraut,
Allein die fröhliche Seit' abgewinnen,
Das ist mein Grundsatz, das ist mein Sinnen!

Richte Dich nach diesem Wahlspruch, Maria, fuhr nach kurzer Pause die Königin fort, gieb Dich Deinem frohen Gemüthe hin und laß die dunkeln Ahnungen in dem Reiche schwerer Träume zurück. — Und nun komm, das Nöthige zu dem Ritterspiele zu ordnen, wo er Alle überstrahlen, und mein Herz in meiner Eitelkeit neue Nahrung finden wird.

Nicht Alle jauchzten wie die Königin bei Darnley's Ankunft. Ohne das Gerücht, welches ihm vorausgegangen war und das ihn als stolz, hoffärtig und anmaßend geschildert, hätte es nur seines ersten Auftretens bedurft, um ihm Aller Herzen abwendig zu machen. Keiner der Partheien kam er gelegen, keiner war seine Erscheinung eine freudige, am wenigsten konnte er dem Grafen Murray eine solche sein; obgleich er im Rath sich nicht den Wünschen der Königin entgegengesetzt hatte, wohl mehr weil er Darnley für einem dem Verstande nach ganz unbedeutenden Mann hielt, als daß er von dieser Verbindung segensreiche Folgen hätte erwarten können, so war nach dem, was er gesehen und wie er die Königin ganz richtig beurtheilte, Darnley wohl zu fürchten, der sich auch so wenig zu verstellen bemühte, daß er von dem ersten Auftreten am Hofe sich den Feinden Murray's anschloß.

Unter diesen stand Rizio oben an. Schon oft durch Murray gedemüthigt, dem die Anmaßungen dieses neuen Günstlings unerträglich waren, vergab ihm Rizio das nie, als Murray ihn einst, die Laute spielend in einer Laube mit der Königin allein fand, und dieser ihm lächelnd zurief: Bei Gott, Meister Rizio! Alles, Stand und Verhältnisse habt Ihr aus Eurer Jugend vergessen, nur nicht das Gewerbe Eures Vaters; es zeugt von Dankbarkeit, denn es hat Euch noch vor Kurzem in den Straßen Edinburgs Euren nothwendigen Unterhalt verschafft, und hier, an der Seite meiner königlichen Schwester mag es sich auch viel behaglicher in

die Saiten greifen lassen, als in den finstern Kammern der Troßbuben. Rizio hatte zwar geschwiegen, aber diese Worte hatten giftigen Saamen ausgestreut.

Murray kannte die Königin genau; ihm war von dem ersten Augenblicke an, wo sie Darnley im Kreise der Lords empfangen hatte, nicht entgangen, daß der fast noch unbärtige Jüngling der Mann ihrer Wahl sei. Als er jedoch zu seinem Erstaunen bemerkte, wie bei aller Vorliebe für Darnley, Rizio sich mit jedem Tage mehr und mehr in ihrer Gunst befestigte, und daß Darnley niedrig genug war, dem so zweideutigen Günstling zu schmeicheln und ihn für sich zu gewinnen, so war er zu klug, um nicht den Plan der Höflinge zu durchschauen, ihn außer aller Thätigkeit zu setzen und von der Person der Königin zu entfernen. Er sprach deshalb mit Morton und Maitland und sagte: Ihr lieben Freunde, mir dünkt, wir werden bald hier überflüssig sein! Ich bin entschlossen den Hof zu verlassen, wo ich den Launen eines Weibes schmeicheln, die unerträglichen Anmaßungen eines Narren ertragen und um die Gunst eines Bänkelsängers buhlen soll. Ich habe es mit meinem Vaterlande und der Königin redlich gemeint, bin duldsam gegen die Thorheiten einer Schwester, gegen die Launen einer Königin gewesen, aber mehr zu ertragen vermöchte ich nicht. Morton war mit ihm gleicher Meinung, der fügsame, geschmeidige Maitland aber meinte, man wäre der Königin zu sehr verpflichtet, um sie in Zeit der Noth verlassen zu können; überdies wäre es nicht redlich, es wäre selbst schimpflich, den Feinden das Feld ohne Kampf zu überlassen. Doch Murray traf, trotz Maitlands Worten, in der Stille alle Anstalten, sich nach St. Andrews zurück ziehen zu können.

Da trat eines Tages Robert von Kinkardine zu ihm ins Gemach. Herr, lieber Herr! sprach er zu ihm, Ihr wollt uns verlassen, diesen Hof verlassen, wo Alles Euch verehrt und anbetet?

Wie kommst Du auf diesen Gedanken, junger Krausekopf? sagte Murray, der sein Geheimniß enthüllt sah. Wer theilte Dir diese falsche Nachricht mit?

Die Nachricht gnüge Euch, edler Herr, wer sie mir mittheilte, das dürft Ihr, durch mich wenigstens, nicht wissen. Murray lächelte und fragte nicht weiter. Nun, gnädiger Herr, fuhr Robert fort, steh' auch ich bittend vor Euch. Es geschieht hier in Holyroodhouse so Manches, was mir nicht gefällt. Anna soll lachen, wenn sie weinen, und ich muß gehen, wenn ich bleiben möchte. Vor dem italienischen Bänkelsänger soll man sich tief bücken, weil er das Herz der Königin gewonnen hat, und Lord Darnley als einen Gott verehren, wenn man doch nur Menschliches, und manches recht gewöhnlich Menschliche, in ihm sieht. Das gefällt mir und meiner Anna nicht, und so bitten wir Euch, edler Herr, daß, wenn Ihr den Hof verlasset, Ihr uns erlaubt, Euch folgen zu dürfen.

Sonderbar! sagte Murray kopfschüttelnd. Sonst sonnen die Mücken

sich nur im Sonnenstrahl, und verkriechen sich, wenn die Wolke die Strahlen bedeckt, Ihr aber wollt mir folgen, wenn ich freiwillig meine Macht niederlegen und von dem großen Schauplatz der Welt abtreten will —

Das werdet Ihr nie, gnädigster Herr! fiel ihm Robert schnell in die Rede.

Wer sagt Euch das, junger Mann? fragte Murray, über die kecke, bestimmte Rede Roberts erstaunt.

Mir sagt es Euer Auge, Euer flammendes Auge, Euer hoher Geist, der nicht ruhen, nicht rasten kann, die Thatkraft, die Euch an die Spitze der Congregation so schnell, wie neben den Thron der Königin stellte. Ihr könnt nicht auf einem alten Schlosse in sorgloser Verborgenheit leben; der Stempel, den die Natur Euch aufdrückte, zeigt zu deutlich den Wirkungskreis, zu dem Ihr geschaffen seid: zum Handeln, nicht zum Dulden!

Murray hatte dem jungen Mann ruhig zugehört, und wenn auch nicht ganz unempfänglich für Schmeichelei, konnten die Schmeichelworte Roberts ihm wohl angenehm sein, führten den Bittenden aber keinen Schritt ihm näher, obgleich er von jeher ihm wohlgewollt hatte. Ohne das, was er eben gesagt, weiter zu berühren, gewährte er ihm gern die Bitte, ihm folgen zu dürfen, bemerkte aber, daß das unstäte Leben, welches er fortan werde führen müssen, sich wenig für ein junges Weib eignen werde, das doch gewiß Robert um keinen Preis an dem Hoflager zurück lassen würde.

Bei Gott, nein! rief der junge Mann mit Heftigkeit aus. Dort könnte sie nur unglücklich sein.

Aber wohin wollt Ihr sie denn führen, daß sie vor der Gewalt der Königin und ihrer Günstlinge sicher sei? fragte jetzt Murray.

Auf meinem verödeten Schloß am Meere, das mir die Königin geschenkt, nahm nach einigem Nachdenken Robert das Wort, da haust Niemand als ein alter Kastellan, der täglich durch die einsamen Gemächer geht und die Fledermäuse und Krähen verjagt, die es sich zu ihrer Residenz gewählt haben; hier fände sie keinen Schutz. Auf Larg, bei ihrem Vater? Lord Makintosh ist ein edler, aber auch eisenfester unbeugsamer Mann, was er einmal beschließt, steht unerschütterlich. Habt Ihr, mein gnädigster Herr, unter Euren vielen Schlössern nicht eines, das der Gewalt trotzen und meinem Weibe ein Asyl geben könnte?

Das widerräth mir die Klugheit, erwiderte Murray, denn wohin ich sie führte, dahin zög' ich, so lange Rizio's Gewalt nicht gebrochen ist, der Königin Truppen, denn an ihr ist, wenn ich mich nicht irre, dem Günstling mehr gelegen, als an allen meinen Schlössern.

Robert sah finster vor sich hin. Meinet Ihr nicht, sie zu ihrem Vater zu bringen? fragte noch einmal Murray. Dort ist sie am sichersten. Wollte man die Tochter aus des Vaters Hause gewaltsam führen, stände

das ganze Hochland, Freund und Feind, zur Vertheidigung des Lord Makintosh auf.

Sein Schloß ist der Tochter so fest verschlossen, wie mir! sagte Robert, und Ingrimm drückte sich auf seinem Antlitz, wie in dem Tone seiner Sprache aus.

Verliert nicht alle Hoffnung! — Makintosh ist mein Feind, doch will ich es gern übernehmen, mit ihm deshalb zu unterhandeln.

Thut das! bat Robert.

Aber junger Mann, nahm Murray nach einer kurzen eingetretenen Stille das Wort, kanntet Ihr Rizio's Bewerbung um Eure Gattin?

Ich kannte sie durch Anna selbst!

Und bliebt so ruhig, so gelassen dabei? Eure Jugend vermochte Euch nicht zur Rache, zur plötzlichen Rache, wie sie in dem Hochlande üblich ist, zu reizen?

Ich hatte nichts zu rächen, als einen frevelhaften Wunsch, das fordert noch nicht Blut. Mann gegen Mann stellt sich der italische Bänkelsänger mir nicht, und ihm heimtückisch den Dolch in die Brust zu stoßen — dazu tauge ich nicht.

Bei diesen Worten ergriff Murray Roberts Hand, schüttelte sie treuherzig, und von diesem Augenblick an war ihm der junge Mann noch lieber, noch werther geworden. Folget mir mit Anna nach Sankt Andrews, sagte er dann, der Himmel wird schon für das Weitere sorgen!

Murray, zu stolz, um wie ein Flüchtling Edinburg zu verlassen, erschien am andern Morgen mit einem ansehnlichen Gefolge unerwartet in Holyroodhouse und verlangte die Königin zu sprechen. Er fand sie mit Rizio allein in ihrem Kabinet. Nachdem er sie begrüßt hatte, warf er einen zornigen Blick auf ihren Günstling und sagte ihm in befehlendem Tone: Verlaßt uns!

Der Italiener sah bei diesem Worte die Königin forschend an, die ihn wohl verstand, aber in ihrer Verlegenheit ihn nicht verstehen wollte. Das plötzliche Erscheinen Murray's, den sie doch am nemlichen Tage verhaften und nach Stirling bringen lassen wollte, hatte sie überrascht; sie fürchtete vielleicht, daß sein Erscheinen einen höhern, für sie verderblichen Zweck habe, und so setzte sie sich, Murray's wiederholter Aufforderung, daß sich Rizio entfernen möge, nicht entgegen.

Als sie jetzt allein waren und Maria ihn fragte: Was führt Euch so früh hierher, mein geliebter Bruder? erwiderte er kalt: Ich komme, mich von meiner Königin zu beurlauben und sie zu bitten, mich von allen Geschäften entfernt zu halten —

Ihr wolltet mich in einem Augenblick verlassen, wo Euer Rath mir so nothwendig ist? fiel ihm die Königin schmeichelnd in die Rede.

Majestät! erwiderte Murray. Der Weg von Edinburg nach Stirlingscastle ist zwar kürzer, als der von hier nach Sankt Andrews, aber auch gefährlicher. Ich wollte Euch der unangenehmen Nothwendigkeit entheben, gegen Euren treusten Diener, gegen Euren nächsten Verwandten ungerecht zu sein; darum ziehe ich mich zurück und überlasse einem Darnley, einem Rizio ohne Widerstand den Kampfplatz. Der eine führt sein Schwert so geschickt bei ritterlichem Spiele, der Andere singt so süße Weisen, was bedürft Ihr noch meiner? Euer Thron steht fest, wenn Lord Darnley ihn an Eurer Seite besteigt und was braucht Ihr die unruhigen Schotten zu fürchten, ein Lautenton Rizio's, und die Unbändigen sind durch die Zaubertöne seiner Laute zu Euren Füßen gebannt —

Graf Murray! fiel ihm die Königin ins Wort, Ihr vergeßt Eure Stellung gegen mich, ohne mich stände der Propst von Sankt Andrews, nicht Graf Murray vor mir —

Da habt Ihr Recht, Majestät! Der Propst von Sankt Andrews stand an der Spitze des protestantischen Schottlands der Königin Mutter gegenüber, und kämpfte siegreich für die Freiheit des Landes; Graf Murray stand mit seiner Partei der Königin schweigend zur Seite — Weist ihm nicht den Platz an, der ihm eigentlich gebührt, es könnte Euch gereuen!

Ihr sprecht sehr kühn! — Eure Worte sind Dolchstiche, und solche Wunden können wohl zuweilen verharschen, aber nie ganz heilen, sagte Marie Stuart, und eine Thräne, wahrscheinlich vom Unmuth erpreßt, drang in ihr Auge.

Königin! nahm nach einer Pause der Graf das Wort, und sein sprechendes Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihrem schönen Antlitz. Es giebt Augenblicke in meinem Leben, wo unser edler Vater vor mich tritt, mich an mein Versprechen mahnend, das ich ihm auf seinem Sterbelager gab: Euch nie zu verlassen, für Euch Alles zu wagen, Alles zu opfern. So trat er auch jetzt vor meine Seele, und doch muß ich Eurem finstren Geschick übergeben und Euch verlassen; denn Ihr erkennt in mir nicht mehr Euren Bruder, nicht den Mann, der es mit Euch und seinem Vaterlande redlich meinte, der aber zu stolz ist, vor einem elenden italischen Lautenspieler zu kriechen, um durch ihn und Euren künftigen Gemahl seine Worte bis zu Euch gelangen zu lassen. Seit sie Euren Geist in ihren Banden halten, bin ich Euch eine Last, die Ihr in einem der Kerker von Stirling abgeben wollt. — Aber sagt mir, Tochter Jacobs V., leidenschaftliche Begier zieht Euch nach Heinrich Darnley, was fesselt Euch dann an den Italiener? — Glaubt Ihr, sie werden in Fried und Freundschaft, wie zwei freundliche Sterne an Eurem Lebenshimmel dahin ziehen? Nein, sie werden um Eure Gunst buhlen, und sich und Euch vernichten.

Noch ist es Zeit, Maria! fuhr er nach einer Pause fort, gebt in Gottesnamen Darnley Hand und Herz, aber jagt den Italiener von Eurem Hofe. Der Schottländer hat sich noch nicht an dergleichen gewöhnt; was man

im Louvre Galanterie nennt, heißt in Holyroodhouse Verbrechen. — Bedenkt das, und nun lebt wohl, glücklich, wenn Ihr meiner nie mehr bedürft!

Diese Scene hatte die Königin tief erschüttert, Murray's Worte waren bis zu ihrem Herzen gedrungen; sie stand noch nicht schuldvoll vor ihm, sie dünkte sich auch, nach den Begriffen ihrer Erziehung, kein so hartes Urtheil ihrer Handlungsweise verdient zu haben, und doch wagte sie nicht dem strengen, in Knoxens Schule erzogenen Mann sich entgegen zu stellen; sie schwieg, und mochte vielleicht in diesem Augenblick die Größe des Verlustes fühlen, den sie durch Murray's Entfernung erlitt. Ihre inständigen Bitten, sie nicht zu verlassen, waren vielleicht in diesem Augenblick aufrichtig, allein Murray kannte zu gut ihr leicht bewegtes Gemüth, wußte zu gut, was die Worte Rizio's was die Blicke Darnley's auf sie wirkten, um auf sie zu achten.

Königin! sagte er, aber der Ton seiner Stimme milderte den harten Sinn seiner Worte Königin, ward nicht der Befehl meiner Verhaftung heut unterzeichnet, die Mannschaft auserlesen, die mich nach Stirlingscastle bringen sollte? Wozu noch die Versicherung Eurer Huld?

Die Königin schwieg und wagte es nicht, die Beschuldigung zu widerlegen.

Ja, es wird eine Zeit kommen wo Ihr aufrichtiger als jetzt mich bitten werdet, Euch aus dem Labyrinthe heraus zu führen, in welches Euch Eure Günstlinge verlocken werden. Es wird eine Zeit kommen, wo Schottlands Edle sich feindlich einander gegenüber stellen werden, und Euer Thron wird in Mitten dieser Bewegung, von Euer Partei, wie von der feindlichen, hin und her gerüttelt werden, bis er endlich unter Euch in Trümmer zerfällt; da will ich gern zu Euch eilen, will retten, wenn es nicht schon zu spät ist, und will unseres Vaters in Liebe eingedenk sein. — Bis dahin lebt wohl, gedenkt meiner letzten Worte: entfernt den italienischen Bänkelsänger von Euch, er wälzt Schande über Euer gekröntes Haupt!

Diese letzten Worte Murray's verfehlten ganz ihren Zweck; an die Stelle des erwachten Wohlwollens trat Bitterkeit, und als Maria Stuart den kühnen Mann durch das Thor von Holyroodhouse reiten sah, weihte sie ihn zum Opfer ihrer Rache. Ihr Herz war ein schwankendes Rohr, vom Sturm der Leidenschaft ewig bewegt.

Anna saß mit Robert in ihrem kleinen Gemache, das gegen Rizio's Prunkzimmer gewaltig abstach, und sah den stolzen Murray durch das geöffnete Thor des Schlosses reiten. Zugleich bemerkte sie Rizio, der in einem Gitterfenster stand, ihm höhnisch lachend nachsah, dann einen jener Blicke auf sie warf, die schon so oft ihr Zartgefühl verletzt und den Wunsch in ihr

erweckt hatten, das Hoflager der Königin unter irgend einem schicklichen Vorwande verlassen zu dürfen. Sie entfernte sich von dem Fenster, wohin sollte sie auch noch blicken, da der letzte Stern mit ihrem Beschützer für sie untergegangen war, denn für die Königin hatte sie nur des Festspieles wegen Werth gehabt. Die Königin glaubte sich durch manches wohlgemeinte Wort und manche Ermahnung von Lord Makintosh beleidigt, und hatte die eigene Tochter zum Pfeile auserkohren, den Alten zu verwunden und sich zu gleicher Zeit zu ergötzen. Ihr Gatte war zu jung, stand ohne den mindesten Einfluß, selbst ohne Freunde da, um sie in ihrer peinlichen Lage, wo ein gutes Schwert nicht allein hinreichte, gehörig schützen zu können. Nur Maria Ogilvie blieb noch ihr Trost, an ihr hatte sie eine wahre Freundin gefunden, der sie ihr Leid, ihre Besorgniß mittheilen konnte, denn Rizio hatte sein flammendes Auge zu ihr erhoben, und sie schon zuweilen mit der Versicherung seiner Liebe belästigt.

Maria hatte nichts Eiligeres zu thun, als es sogleich der Königin zu hinterbringen. Das Hoffräulein glaubte, die Gebieterin würde aus vielerlei Gründen bei dieser Nachricht in Flammen gerathen, sie blieb aber ruhig, lächelte, denn zu einer vorübergehenden Galanterie dünkte auch ihr Anna liebenswürdig genug. Die junge Gattin fand also keine Stütze an ihrer Herrin, verbarg ihrem Gatten so lange als möglich, was sie so tief bekümmerte, aber bald blieb es für Robert kein Geheimniß mehr. In der ersten Aufwallung wollte er von dem Günstling blutige Rechenschaft fordern, aber die besonnene Anna hielt ihn von jedem Gewaltschritt zurück. Da er nun das Leben an Maria's Hofe schon überdrüssig war, suchte sie ihn zu bereden, auf irgend eine schickliche Weise Edinburg zu verlassen; auch Maria Ogilvie gab ihr diesen Rath, und Robert, der sich Murray ganz verpflichtet glaubte, entschloß sich leicht, diesem, wohin es auch sei, zu folgen. Die nöthigen Vorkehrungen waren schon längst getroffen, Maria Ogilvie, vielleicht aus nicht ganz uneigennütziger Absicht, allen möglichen Vorschub, und so gelang es ihnen, an dem nemlichen Tage, an welchem Murray Holyroodhouse verlassen hatte, zu entfliehen.

Erst am andern Morgen erhielt die Königin Nachricht von ihrer Flucht. Ihr war es gleichgiltig, ob ein Kämmerer mehr oder weniger um ihre Person war, sie sah in Robert nur eine tüchtige Faust, im Schlachtkampf für ihre Sache Wunden auszutheilen; er stand isolirt da, ohne Freunde, ohne Waffengefährten, ohne Wichtigkeit, was konnte es ihr schaden, ob ein Tollkühner für oder gegen sie focht? Aber Rizio nahm die Sache von der ernstern Seite. Das Beispiel, was eine solche freche Handlung geben könne, wenn selbst die im Dienst um die Person der Königin Stehenden heimlich das Hoflager verließen, verdiene strenge Züchtigung, und Gewappnete müßten ausgesandt werden, die Flüchtigen zurück zu bringen. Bei diesen Worten lachte die Königin hell auf, gab Rizio jedoch die Erlaubniß, ihnen nachzusetzen, wozu dieser auch sogleich Anstalt traf.

Robert hatte dem Grafen Murray nach St. Andrews folgen wollen, aber der Wege im Süden Schottlands nicht so kundig, als in den Gebirgen des Nordens, hatte er sich einige Male verirrt und sogar vergessen, ein Schiff bereit halten zu lassen, auf welchem er über den Forth setzen konnte. Da es eine stürmische Nacht war, ein kalter Ostwind die tobenden Wellen peitschte, so fand er weder Schiff noch irgend Jemand, der das Wagstück unternehmen und ihn im Fischernachen übersetzen wollte.

Auch am andern Morgen, als endlich ein Fahrzeug herbei geschafft war, stürmte es noch immer so sehr, daß keiner der Schiffer ihn vor Abends, wo sich der Wind zu legen pflegte, an's jenseitige Ufer bringen wollte. Endlich schien der Sturm plötzlich die Flügel sinken zu lassen, und das war ihnen zum Heil, denn kaum hatte Robert das Schiff bestiegen, kaum Rosse und Gepäck hinein geschafft, als Reiter den Hügel herabsprengten und den Schiffern, sie mit aufzunehmen, zuriefen. Aber Robert, der wohl die Absicht der ihn Verfolgenden errathen konnte, ließ schnell vom Ufer abstoßen, und entkam auf diese Weise glücklich, denn einmal hinüber, brauchte er nicht mehr die müden Rosse seiner Verfolger zu fürchten.

St. Andrews ward glücklich erreicht, wo Murray sie als seine werthen Gäste empfing, und mehre Tage lebten sie, dem Anscheine nach, in sorgloser Ruhe beisammen.

Aber aus des Grafen Brust war die Ruhe geflohen. Ehe er den entscheidenden Schritt gethan, hatte er zwar reiflich die Folgen geprüft, denen er ausgesetzt war, wenn er seinen Feinden freies Feld, freies Spiel bei der Königin ließ. Er verhehlte sich nicht, daß die Macht, die er im Namen der Königin geübt, ihm eben so viel Freunde geworben, als gleiche Gesinnung und gleiche Gefühle, und daß seine Macht in St. Andrews nicht mehr die nemliche sei, wie in Edinburg; aber sein Herz war über jede Furcht erhaben, sein Stolz noch ungebeugt, sein schaffender Geist fand noch immer in sich selbst die sprudelnde Quelle, aus der er seine Thaten schöpfte; er verzweifelte nie an seinem Glück. Doch auch der Königin hatte er diesen Geist des Vertrauens einzuimpfen gesucht. Sie war für jede große Idee leicht empfänglich, auch hatte das Glück sie bisher noch bei allen ihren Unternehmungen begleitet, das gab ihr Muth und Selbstvertrauen, und Murray glaubte jeden Augenblick die königlichen Schaaren vor St. Andrews rücken zu sehen.

Aber diesmal irrte er sich. Maria Stuart fühlte nur zu gut in Allem, was Kriegsführung und Staatskunst betraf, den Werth eines Murray, und daß ihn weder Darnley noch Rizio ersetze; er erhielt ein Schreiben von ihr, worin sie ihn dringend bat, an ihren Hof zurück zu kehren und das Staatsruder wieder zu ergreifen. Was sie nur Schmeichelhaftes zu sagen wußte, enthielt dieser Brief, der sattsam zeigte, daß sie ihm jedes Opfer zu bringen bereit sei. Murray aber, stets mißtrauisch, hatte kaum die Nachricht erhalten, daß der geächtete Graf Bothwell, sein ge-

schworner Feind, der ihm selbst nach dem Leben getrachtet hatte, wieder nach Edinburg zurückgekehrt sei, so brach er jede Unterhandlung ab, und verlangte vorerst Bothwells Entfernung. Auch dies wurde ihm endlich nachgegeben, Bothwell mußte zum zweitenmale das Königreich verlassen, und dennoch konnte sich Murray nicht entschließen nach Edinburg zu kommen. Da verlangte die Königin von ihm, wenigstens eine Schrift zu unterschreiben, welche ihre Verheirathung mit Darnley genehmigte, auch dies zu verweigern hielt er für Pflicht, und so schien das innige Verhältniß zwischen Bruder und Schwester auf immer getrennt.

Während dem hatte Graf Murray nichts versäumt, die Aussöhnung Anna's mit ihrem Vater zu bewirken; aber eben so halsstarrig, wie ihn die Königin gefunden, fand er den Alten, dem es zwar lieb war, sein Kind vom Hofe der Königin entfernt zu wissen, ihr aber doch das väterliche Schloß unter keinem Verhältnisse öffnen wollte. Dies bekümmerte Anna sehr, sie war zu fromm und gut, als daß sie hätte glauben können, ohne des Vaters Segen könne das Glück sie auf ihrem Lebenswege begleiten und bis jetzt waren die Blumen ihrer Liebe nur rauhe Dornen, die das sanfte Wesen schmerzlich verwunden mußten.

Indessen waren die Kränze welche sich die Königin wand, ganz andrer Art, als die Dornenkrone der unglücklichen Anna. Waren es auch jetzt nur noch Hoffnungsblüthen, stille Kinder ihrer unaussprechlichen Sehnsucht, so verstand sie doch, diese Blumen so lieblich aneinander zu reihen, daß schon jetzt ihr Zauberduft die Phantasie der jugendlichen Königin berauschte. Vor Allem umflocht sie diese Sinnbilder ihres künftigen Glücks mit dem nie verwelkenden Epheu, denn sie glaubte in Darnley endlich den Mann gefunden zu haben, der nicht allein ihr Herz verstehen, der es auch für Ewigkeit fest mit seinen Liebesbanden umschlingen würde. Sein hohe Gestalt, sein edles Antlitz, die Würde, mit der er, selbst ihr gegenüber auftrat, ließen sie nur königlichen Sinn in dem schönen Mann sehen, wo Andere nur Eitelkeit und Stolz erblicken wollten. Für sie untadelig in Allem, ward er von Tage zu Tage immer mehr und mehr der Abgott ihres Herzens, und mit Sehnsucht und Ungeduld erwartete sie die päpstliche Dispensations-Bulle, die der nahen Verwandtschaft wegen zur Vollziehung der Ehe unumgänglich nothwendig war.

Aber nicht in gleichem Grade, wie ihre Königin, waren hauptsächlich die Großen des Reichs mit Lord Darnley zufrieden. Selbst in der Zeit, wo die Königin sich noch nicht deutlich über ihre Wünsche ausgesprochen hatte, trat er schon als gebietender Herr unter sie, kränkte ihren Stolz und machte sie sich zu Feinden. Als eines Tages Lord Ruthven, ein ächter Lord der Congregation, der Darnley seines Glaubens wegen schon haßte, sich mit diesem, gegen seine Gewohnheit in ein Gespräch eingelassen hatte,

und Lord Darnley, vom Wein erhitzt in voller Anmaßung, Lord Ruthven sagte, daß wohl nichts in Schottland und in der Macht der Königin sei, das er nicht schon im Voraus sein nennen könne, denn die Königin sei so gütig gegen ihn und wage jetzt schon nicht mehr ihm Etwas abzuschlagen, da belebte das ernste Todtengesicht Ruthvens der Hohn. Das muß ich doch sehr bezweifeln, Lord Darnley! sagte er, mitleidig lächelnd, hat es doch die Königin, aus Rücksicht für Elisabeth von England, nicht gewagt, Euch zum Herzog von Albanien zu ernennen.

Unglücklicher! schrie Darnley und zog auf Ruthven eindringend, den Dolch, das wagst Du mir ins Gedächtniß zurück zu führen?

Gemach, gemach, junger Mann! sagte Lord Ruthven mit seiner eisigen Kälte. Steckt Euren Dolch in die Scheide, oder, bei Gott, ich vergesse, daß ich im Schlosse der Königin bin und ziehe mein kurzes an Blut gewöhntes Schwert, das sich wenig darum kümmert, ob ein Lord Darnley, oder ein Herzog von Albanien vor ihm steht! Der Ernst, mit dem Ruthven dies sprach, zeigte Darnley nur zu bald, daß er sich übereilt hatte; er steckte den Dolch in die Scheide und reichte Ruthvens, jedoch mit solchem gnädigen Blicke die Hand, das dieser sie zu ergreifen zu stolz war und sie verschmähete.

Durch dergleichen Auftritte entfernte Darnley den Adel Schottlands von sich, er ward gehaßt; doch die Königin, die in seinem Stolze nur Würde, in seinen Anmaßungen nur gerechte Forderung der Anerkennung seiner Vorzüge sah, fühlte sich in dem Gedanken beglückt, bald mit ihm als ihrem Gemahl prunken zu können. Ihre Leidenschaft war ein Rausch, der, wäre er auch durch den würdigsten Gegenstand erzeugt worden, zu stark war, um von langer Dauer zu sein, hier sollte er nur zu bald verfliegen. Um den Schein zu haben, daß auch ihre Unterthanen mit ihren Wünschen übereinstimmend wären, versammelte sie den sämmtlichen Adel Schottlands in Perth, wo es ihr endlich durch Geschenke, Belohnungen und Schmeichelworte gelang, die Anwesenden zu der Erklärung zu vermögen, daß sie völlig mit der Wahl eines Gatten, die auf Lord Darnley gefallen sei, mit ihrer Königin einverstanden wären.

Die so sehnlich erwartete päpstliche Dispensationsbulle langte endlich an, und während die Königin von England noch immer durch Unterhandlungen die Sache in die Länge zu ziehen hoffte, ließ sich Maria Stuart plötzlich am 29 Juli 1565 in der Schloßkapelle zu Holyroodhouse nach dem katholischen Ritus mit Darnley trauen.

Schon am andern Tage wurden mit dieser Botschaft Eilboten in die Grafschaften gesandt, die sogleich den Willen der Königin kund thaten, daß künftig alle Verordnungen im Namen des Königs und der Königin ausgefertigt würden, denn sie hatte bei dieser Gelegenheit ihrem Gemahl den Titel eines Königs zugestanden. Zur Feier dieses Tages wurden die glänzendsten Feste im Palaste gegeben, jedoch auch während dieser Lustbar-

leiten, während dieser rauschenden Vergnügungen, gedachte die tief beleidigte Königin auch des Ernsten; sie ließ ihre sämmtlichen Vasallen aufbieten, und zog 14 Tage nach ihrer Vermählung mit einem stattlichen Heere gegen St. Andrews, Murray und seinen Anhang zu vernichten.

Als die Nachricht nach St. Andrews kam, daß die Königin ein bedeutendes Heer versammle, waren eben der Herzog von Chatelherault, der Graf von Hamilton, Argyll, der Tutor von Pitcur, und mehrere andere Verbündete bei dem Grafen Murray versammelt. Einstimmig wurde beschlossen, die nördlichen Besitzungen aufzugeben und sich nur auf die Vertheidigung der südlichen zu beschränken, wo sie, in dem unglücklichsten Fall, zu ihrer Rettung der englischen Grenze am nächsten wären. Dumfries, wo sich schon ein Theil ihrer Streitkräfte befand, wurde zum allgemeinen Sammlungsplatze gewählt. Auch ließ am nemlichen Tage Graf Murray Robert von Kinkardine zu sich entbieten, stellte ihm vor, wie er und seine Gattin unter diesen Umständen ohnmöglich in St. Andrew bleiben und eben so wenig dem Heere folgen könnten. Er rieth nochmals der Tochter, sich nicht von des Vaters rauher Außenseite abschrecken zu lassen, sondern den Versuch zu wagen und Alles daran zu setzen, ihn zu versöhnen; auch versprach er, sobald Robert wieder zurück gekehrt sei, väterlich für ihn zu sorgen, und das Letzte mit ihm zu theilen. Es wurde nun beschlossen, während der Graf mit seinen Verbündeten südlich zog, sollte Robert mit Anna, als Pilger verkleidet, nach dem Hochlande wandern, und den Vater in Larg-Castle aufsuchen.

Durch Bart und Kleidung ganz entstellt, durchzogen sie absichtlich die rauhsten, menschenleeresten Gegenden, wagten es nicht in Inverneß einzukehren, sondern zogen an der Stadt vorbei, und befanden sich endlich, Anna ganz ermattet, am Fuße des Berges, auf welchem Larg-Castle lag. Hier kniete Anna vor einer kleinen Nische, in welcher ein Muttergottesbild stand, inbrünstig nieder, verrichtete ihr Gebet, bat die Heilige um die Fürsprache, und schritt dann, von Robert begleitet, mit klopfendem Herzen den Berg hinan. Noch nie war sie mit ähnlichen Empfindungen den steilen Fußpfad hinauf geklimmt, wie heute, noch nie hatte sie schuldbewußt vor der Pforte ihres väterlichen Schlosses gestanden, noch nie den Anblick des alten Vaters mit so viel Sehnsucht und doch mit so vieler Furcht erwartet. Zitternd vernahm sie Roberts Ruf, der den alten Thurmwart bat, dem Laird anzuzeigen, daß zwei Pilger Einlaß begehrten. Lord Makintosh erschien selbst an der kleinen Luke, betrachtete die beiden Pilger genau, und gab endlich, sie nicht erkennend, den Befehl sie einzulassen. Anna folgte den Thurmwart, Robert aber blieb vor der Pforte auf einer Steinbank sitzen, und auf des Thurmwarts Erinnerung, doch auch mit zu

kommen, schützte er ein Gelübde vor, das ihm heute gebiete, unter Gottes freiem Himmel zuzubringen.

Als Anna das Vaterhaus betrat, wankten ihre Kniee. Beruhigt, setzt Euch! sagte Lord Makintosh zu ihr, der ihr entgegen gekommen war, schob gutmüthig ihr einen Sessel zu und befahl einem Diener, Speis' und Trank zu bringen. Der Weg hier herauf ist steil, fuhr er dann fort, man geht ihn leichter hinab, als herauf, das hat mir vor Kurzem ein ungerathenes Kind bewiesen, sie wanderte freudigen Herzens hinunter, und kehrte nicht wieder zu den alten verlassenen Vater zurück. Da brach Anna's Herz, sie riß den falschen Bart ab, warf den tief eingedrückten Pilgerhut weit von sich, das Pilgergewand sank von ihren Schultern, und die Tochter umklammerte die Kniee des überraschten Vaters.

Erbarmen, Erbarmen! rief sie jetzt, und blickte an dem bleichen, zitternden Greise auf. Die Pforten des Himmels stehen dem reuigen Sünder stets offen, wie sollte nicht das Herz des Vaters dem reuigen Kinde geöffnet sein!

Anna! rang sich jetzt dumpf aus des Alten Brust, Anna, Du hier? Und meine Faust stößt Dich nicht zurück, ich dulde, daß Du meine Kniee umfangen hältst, ich dulde Dich in meiner Nähe? — Steh' auf! rief er dann entrüstet. Flieh, weit, weit von mir, hin, wo mein Zorn Dich nicht ereilen kann! Aber Anna klammerte sich immer fester an den Vater, sie erduldete ruhig den Ausbruch seines Zornes und floh nicht vor ihm.

Ein zorniger Blick des Alten trieb jetzt den Diener, der Speis' und Trank brachte, hinaus, ein wehmüthiger Blick traf jetzt die Tochter seines Weibes. Drei Söhne hatt' ich schon in meinem Arm gewiegt, als Gott Dich mir gab, rief er dann bewegt, und er die Zerknirschte in ihrer Schönheit vor sich knieen sah. Ich glaubte das Ebenbild Deiner Mutter in Dir zu sehen, drückte Dich an mein Herz und habe mich furchtbar getäuscht; die Söhne nahm mir Gott, Dich ließ er mir, die mich verlassen hat. Er wandte sein Auge himmelwärts und sprach feierlich: Was Du den Menschen auferlegst, Vater im Himmel, das soll der Mensch tragen in Geduld, und so will auch ich meine Bürde tragen und Dich nicht verstoßen. Steh' auf, und setze Dich! — Anna gehorchte, und das bleiche, kummervolle Gesicht der Tochter, das thränenvolle, bittend auf ihn gerichtete Auge mäßigte schon jetzt den Zorn des alten Mannes, der rasch im Zimmer auf und ab ging, jetzt aber plötzlich vor ihr stehen blieb und mit Heftigkeit fragte: Wo ist er, wo ist Dein Verführer? Hat er Dich im Unglück verlassen, verstoßen? Sprich wo findet meine Rache ihn auf?

Er weilt vor der Pforte und wagt es nicht, dem Verbot seines Lairds entgegen, in dies Schloß einzutreten.

Das hat ihm Gott gerathen! sagte der Alte.

Und soll er länger draußen auf seiner Gattin Rückkehr harren? fragte, schon ermuthigter, das junge Weib. Schüttet das Füllhorn der

Barmherzigkeit ganz über uns; denkt an den Knaben Robert, den Ihr einst so liebtet, denkt, der Knabe ist Euer Eidam, den Euer Kind so unaussprechlich liebt.

So gehe hin und führe ihn in mein Haus! sagte nach einigem Nachdenken der Alte. Heute aber mag ich ihn noch nicht sehen, ich bedarf der Fassung. — Doch nein! fuhr er plötzlich auf, und hielt die schon davon Eilende zurück. Des Mannes Schwäche muß seine Grenzen haben, des Mannes Wort fest stehen, wie diese Felsen. Er darf mein Schloß nicht betreten.

Vater! bat Anna.

Dies bleibt unabänderlich! sprach er und verfiel in Nachdenken — Was ist jetzt Deines Mannes Plan? fragte er dann. Was will er jetzt thun, da er Dich in Sicherheit weiß?

Zu Murray gehen und sein Schicksal mit ihm theilen. —

Gut, gut! murmelte der Alte vor sich hin. Da kann sein Aufenthalt hier nicht lange sein, fuhr er lauter fort, so gehe er nach Kinkardine zu seinem Vater; ich erlaube Dir, daß Du ihm dahin folgst.

Kaum das Schloß meiner Väter betreten, soll ich es schon wieder verlassen! seufzte Anna.

Nun, so bleibe hier, es steht ja in Deinem Willen! sagte der Lord ohne Bitterkeit. Folgst Du auch Deinem Gatten, so thust Du Deine Pflicht, und das Vaterhaus steht Dir ja zu jeder Stunde offen, und Du wirst mir willkommen sein; jedoch er nicht. Aber eile hinunter, reiße ihn aus der qualvollen Ungewißheit, und überlege mit ihm, ob Du ihm folgen, oder hier bleiben sollst. Das Weib muß nie gegen des Mannes Willen handeln.

Und wollt Ihr ihn nicht sehen? fragte Anna, ängstlich auf die Antwort lauschend.

Hier? — Nein! vielleicht an einem andern Orte.

Anna eilte jetzt hinunter zu Robert, den sie in der quälendsten Unruhe fand; doch was sie ihm berichtete, beruhigte ihn bald; seine Hoffnung hatte Ihn ja nicht getäuscht, auf der Burg des Vaters hatte das geliebte Weib ein Asyl gefunden, und auch ihm blieb die Aussicht baldiger Versöhnung.

Und wirst Du mit mir zu meinem Vater gehen, oder wirst Du bei dem Deinigem bleiben? fragte er jetzt. Ich kenne Dein liebendes Herz und zürne Dir deshalb nicht, wenn wir uns auch hier Lebewohl sagen müßten.

Du kennst es noch nicht, erwiderte Anna ihn liebkosend, wie könntest Du sonst nur einen Augenblick zweifeln, daß ich Dir folgen werde; die Rosse sind schon gesattelt. Ich gehe meinem alten Vater Lebewohl zu sagen, und bin bald wieder bei Dir

Er durfte nicht lange harren, bald kehrte Anna zurück, und sie zog mit ihm nach Kinkardine, bis wohin ein stattliches Gefolge sie begleitete.

Zwei Tage wollte Robert hier verweilen, am dritten seinem neuen

Herrn zuziehen, um Freud, Leid, Glück und Unglück mit ihm zu theilen. Deshalb war Anna's Trennung von ihrem Vater nicht lang, und doch kam noch am nemlichen Tage ein Eilbote von Larg-Castle, und beschied sie auf den andern Morgen nach einem nahgelegenen Meierhof ihres Vaters, wo er sie und Robert zu sprechen wünsche.

Diese Nachricht, der erste Schritt zur Versöhnung, linderte für einen Augenblick den Schmerz der Trennung, dem sie sich während des ganzen Tages hingegeben hatten, und pünktlich stellten sie sich auf dem Meierhofe ein, wo sie den Alten schon in sonderbarer Stimmung trafen. Er empfing Robert nicht kalt, nicht zornig, aus jedem seiner Worte brach bei diesem sonst so festen, ernsten Manne die Wehmuth hervor; der Gedanke: das ist der Gatte Deiner geliebten Anna, glättete jede Furche auf seiner Stirn, nahm jedem rauhen Worte seine Härte, und wenn er auch als strenger Vater erscheinen wollte, war es ihm doch ohnmöglich, es zu sein.

Du bist jetzt unglücklich, Robert von Kinkardine, sagte er nach langem Kampfe, und dies ist genug, wenigstens Dir jetzt nicht mit Vorwürfen wehe zu thun. Mit uns beiden hat man ein Possenspiel getrieben; Du hast eine alte Burg, die schon seit Jahrzehnten Eulen und Krähen bewohnen, und ein paar elende Meierhöfe dafür gewonnen, ich habe meine Thorheit theuer, theuer damit bezahlt. Was mir seid frühster Jugend an unerschütterlich zur Seite stand, und bisher alle meine Handlungen bestimmte, die unbegrenzte Liebe zu dem, der Schottlands herrliche Krone auf seinem Haupte trug, es hat mich verlassen. Der Nimbus, den ich um das Haupt der Königin strahlen sah, ist verbleicht, denn sie steht vor mir als ein leichtsinniges Weib, und ich bin mit mir selbst im Zwiespalt. Sie hat mich aufgefordert, mit meinen Clan zu ihrem Heere zu stoßen, und ich sitze hier ruhig, kein Feuerzeichen hat die Meinen noch zusammen gerufen. Ja! Ich war ihr treuster Diener, und bin jetzt ihr Feind, denn wenn auch nicht gegen sie, für sie zieh' ich mein Schwert niemals wieder.

Du aber willst ihr feindlich gegenüber treten, Du willst die Fehde unter Murray beginnen; thue was Dir Dein Gewissen befiehlt, aber, begleitet Dich das Glück, so hoffe nicht auf schönen Lohn, aus der Hand der Rebellion wird die reichste Goldmünze zu schlechtem Kupfer. Durchziehe mit Vorsicht Schottland und mache Dich gefaßt, daß ehe Du Murray erreichst, er schon den vaterländischen Boden verlassen und bei den alten Feinden der Schotten Zuflucht gesucht hat. Aber bist Du getreu, so folge ihm auch dorthin; für diesen traurigen Fall, und auch wohl zum Zeichen meiner Vergebung, nimm diesen kleinen Beutel; was er auch enthalten mag, es ist ehrlich erworbenes Gut und keine Thräne hängt daran.

Ich wollte Dich nicht unversöhnt ziehen lassen, fuhr der Alte fort, nachdem Robert den Beutel genommen und seinen unverstellten Dank ausgesprochen hatte, Dir diese Bürde auf Deiner Wanderung abnehmen, so schwer es mir selbst auch wurde, das Feindliche in meiner Brust zu

unterdrücken und dem Besseren Gehör zu geben. Gott hat mich zur Milde gestimmt, ich sage ihm meinen Dank dafür! — Robert und Anna sanken bei diesen Worten an seine Brust. — Laßt es gut sein, Kinder! sprach er. Der alte Sauerteig ist aus meinem Herzen noch nicht ganz verwischt, er gährt und tobt noch und schilt mich einen schwachen Graukopf. Deshalb verdien' ich Eure Liebe noch nicht ganz, so wie Ihr noch nicht ganz meine Vergebung! — Er riß sich von ihnen los, eilte hinaus, und ehe sie ihn zurückhalten konnten, schwang er sich auf seinen fahlen Langbein und trabte Larg-Castle zu.

Was Lord Makintosh gefürchtet hatte, war nur zubald eingetreten. Die Königin, ihr Heer selbst anführend, zog mit 18000 Mann gegen Dumfries, und die Verbündeten sahen nun wohl ein, daß sie zu schwach waren, einer solchen Macht zu widerstehen. Sie entließen ihre Vasallen und flüchteten nach Newcastle in England, wo der Graf von Bedford an der schottischen Grenze befehligte. Die Königin, ihr Heer nicht umsonst zusammen gezogen zu haben, zog nun durch ganz Schottland, nur nicht nach den nördlichen Gegenden, da hätte ein solches Heer kaum auf einen Tag Lebensmittel gefunden, verheerte die Besitzungen der sich zu ihrem Verderben Verbündeten, und hoffte nun, mit einem Schlage alle ihre Feinde für immer zu unterdrücken, indem sie sie vor ein Parlament fordern und richten lassen wollte.

Robert schlich indessen von Hütte zu Hütte. Um unerkannt zu bleiben, verließ er jede gebahnte Straße und durchstreifte nur die unwegsamsten Gegenden. Das lange Pilgergewand, der weiße Bart entstellte ihn ganz, und doch ward er der Furcht, erkannt zu werden, nicht immer ganz Herr. Schon hatte er den caledonischen Kanal überschritten, war bis in die Gegend von Inverary gekommen, und nirgends war ihm etwas Unangenehmes aufgestoßen. Erst in der Gegend um Glasgow erfuhr er, daß Murray und seine Verbündeten nach England geflüchtet wären und die Königin mit dem Heere über Glasgow nach Perth ziehen wolle; diese Nachricht betrübte und erschreckte ihn zugleich, doppelte Vorsicht war jetzt nöthig. Er wagte es nun nicht mehr, des Mittags einzukehren, verbarg sich dann irgendwo im Gesträuch oder Dickigt, und setzte erst am Abend seine Reise wieder fort.

Seit er von Murray's gescheitertem Unternehmen gehört hatte, war er zweifelhaft, was er thun sollte. Dem Grafen nach England zu folgen, schien ihm nicht räthlich, denn er konnte ihm dort nur lästig sein; er bebeschloß daher umzukehren und sich bei seinen Freunden in dem Hochlande so lange verborgen zu halten, bis sich die Umstände geändert haben würden. Anna's Aufenthalt daselbst befestigte diesen Entschluß, und gewiß von einem andern Schicksal träumend, als das ihm begegnen sollte, legte er sich in eine trockene Schlucht, wo ihn hohes Schilf sattsamm verbarg.

Aber der Mensch kann seinem Geschicke nicht entgehen, das hohe Schilf, was ihn dem Auge verbergen sollte, war sein Verräther. Die Königin, Jagd, besonders Reiherbeize leidenschaftlich liebend, war, statt nach Glasgow zum Grafen Lenox, Lord Darnley's Vater, zu gehen, auf die Reiherbeitze geritten, und betrat eben die Gegend, wo sich Robert im Verborgenen durch stärkenden Mittagsschlaf von seiner mühsamen Wanderung erholen wollte. Ein Reiher stieg auf. Maria nahm ihrem Falken die Kappe ab und sandte den königlichen Vogel in sein weites Reich der Lüfte, einen guten Fang zu thun. Es gelang ihm auch, aus hoher Luft den Reiher herab zu stoßen, und unglücklicher Weise sank der Falke mit seiner Beute dicht bei den Ort, wo Robert entschlummert lag.

Rizio, der unzertrennliche Gefährte der Königin, eilte im schnellsten Jagen dahin, wo der Falke sich nieder gelassen hatte, und fand, außer dem Leibvogel der Königin mit einem stattlichen Reiher in seinen Klauen, einen Pilgersmann, der, aus seinem Schlaf auf so unerwartete Weise aufgeschreckt, beim Anblick Rizio's die Fassung verlor, denn jetzt wollte er den Dolch unter seinem Gewande hervorziehen und ihn niederstoßen, jetzt wieder vor ihm fliehen. Dem schlauen Italiener, obgleich er Robert nicht erkannte, entging es nicht, daß der Pilgersmann kein gewöhnlicher Pilger und er nicht zu seinem Vergnügen sich in das Schilf gebettet habe; er winkte seinem Gefolge und als diese nahten, fragte er den Pilger, wer er sei.

Das kümmere Euch wenig, Herr! erwiderte der Pilger mit verstellter Stimme.

Sei nicht so frech, Bursche! fuhr ihn Rizio heftig au. Wir verstehen das wildeste Roß zu bändigen, wie viel mehr Elende, wie Du einer mir zu sein scheinst. Noch einmal frag' ich Dich: wer bist Du?

In diesem Augenblick ein Unglücklicher, sonst aber war ich ein glücklicher Mensch. Doch dort sehe ich der Königin weißen Zelter heran gesprengt kommen, ihr will ich Rede stehen! Euch nicht!

Als Maria sich nahte und alsbald nach ihrem Leibfalken fragte, reichte man ihr den Schöngefiederten, den sie liebkoste, plötzlich aber die Augen nach dem dicht vor ihr stehenden Pilgersmann wandte, und: Robert von Kinkardine! ausrief.

Du bist es? rief Rizio, und hönische Freude erglänzte aus seinem stechenden Auge. Habe ich Dich endlich —

Ja, Herr! aber doch nicht mein Weib, die ist in sicherm Verwahrsam, und schwerlich wird sie der Zufall in Eure Hand führen, wie mich.

Was bedeuten diese mir unverständlichen Worte? fragte die Königin. Was stellst Du Dein Weib neben den edlen Rizio?

Fragt ihn nur, Majestät, er kann Euch schon Rede desfalls stehen! erwiderte Robert keck.

Ueberlaßt mir den Gefangenen! bat jetzt Rizio die Königin; doch der

Argwohn, der in dieser aufgestiegen war, gab ihr die Kraft, Rizio diesesmal seine Bitte nicht zu gewähren. Man bringe den Entflohenen in das Schloß von Edinburg! befahl sie einem ihrer Hofleute. Und Ihr, mein Geheimschreiber, wandte sie sich zu Rizio, folgt mir! Dies sagend sprengte sie seitwärts einen Hügel hinauf.

Das leidenschaftliche Gemüth der Königin war in dieser Zeit auf mancherlei Weise gar sonderbar berührt worden; Politik und häusliche Verhältnisse nahmen es in Anspruch. Gleich nach der Entfernung Murray's wurde dessen bitterstem Feinde, dem Grafen Bothwell, die Erlaubniß ertheilt, nach Schottland zurückzukehren und in den Besitz aller seiner Güter zu treten; auch Lord Gordon, der älteste Sohn des Grafen von Huntley, wurde aus dem Gefängniß entlassen und ihm alle seine reichen Besitzungen zurückgegeben. So glaubte die Königin, sich eine Partei aus dem katholischen Adel und den Feinden Murray's und der Hamiltons zu bilden, und fühlte sich nun stark genug, sich fest auf dem Throne zu behaupten und selbst für die Ausbreitung ihres Glaubens Etwas thun zu können. Was noch Maria bisher unternommen hatte, war ihr gelungen; es schien, als ob das Glück und der Geist der Guisen auch auf ihr ruhe, und wenn sie auch hier und da einen Fehlgriff that, machte ihre außerordentliche Thätigkeit bald Alles wieder gut.

Nicht so glücklich hatten sich die Verhältnisse in ihrem Innern gestaltet. Auffallend mußte es Jedem sein, der in den verborgenen Gemächern der Königin Zutritt hatte, wie sich seit kurzer Zeit hier Leidenschaft an Leidenschaft geknüpft, und sich vom Wohlwollen bis zur Ueberspannung gesteigert, sich gegenseitig bekämpft hatte. Als Rizio, der Spielmann, zum Geheimschreiber der Königin erhoben wurde, war schon Lord Darnley's Bild ihrem Auge entschleiert gewesen, und die Gluth sinnlicher Liebe zu einem Grade gesteigert worden, der sonst nur, wenn Aug' in Auge versunken, und Brust an Brust ihre seligsten Gefühle austauscht, gefunden wird. Diese Leidenschaft hatte selbst Rizio, zu Aller Verwunderung, genährt, und er mußte außer der Gabe des Gesangs auch mit der der Wahrsagung begabt sein, oder ein anderer Plan bei ihm zu Grunde liegen, daß der Italiener so sehr die Heirath mit Darnley zu befördern suchte. Zwei Monate bedurfte es, einen fremden Musikanten zum Günstling zu erheben, ihn mit Reichthümern und Macht zu überschütten, was konnte dies bewirken, als Liebe, und konnte Liebe neben jener Leidenschaft bestehen?

Maria's Stellung am französischen Hofe hatte ihre Sinnlichkeit mit Rücksichten umgarnt, Freund und Feind, Medicis und Guise, beobachteten jeden ihrer Schritte, die Königin mußte selbst in Mitten eines verdorbenen Hofes unverdorben und rein dastehen. Galanterien gehörten zur Tages-

ordnung und wurden wie gesellschaftliche Spiele betrachtet, leicht beurtheilt und leicht vergeben, und so verließ Maria Stuart den französischen Hof, wenn auch nicht als eine Heilige, doch als eine Reine. Staatsgeschäfte zogen sie nach Schottland ganz von ihrer ehemaligen Beschäftigung und Lieblingsunterhaltung ab, und erst Rizio weckte den schlummernden Funken, den sie nicht zum Auflodern kommen ließ, so lange die wilde Flamme für Darnley in ihrem Innern sie verzehrte. Aber bald, nur zu bald, mußte des Gemahls thörichtes Betragen sich selbst nach und nach entgöttern und die Gluth verlöschen. Der Geist des Mannes glich nicht seinem schönen Aeußern, das fühlte Maria schon längst und betrauerte es, daß es so sei; aber der männlich schöne, der kräftige Mann ließ so leicht des Geistes Mängel vergessen. Seit Darnley seines Glückes gewiß, im Besitz Maria's war, lüftete er selbst den Schleier, hinter dem er bis jetzt seine Fehler verborgen hatte. Ein rohes, barsches, anmaßendes Benehmen, daß auch die Königin mitunter dulden mußte, ward ihr bald lästig, die wohl in schwachen Augenblicken viel vergeben und bewilligen konnte, in dem Augenblick der Ruhe aber von ihrem königlichen Ansehen nur ungern Etwas vergab. Ueberdies war er dem Trunk, selbst mehr als es die damalige Sitte erlaubte, ergeben, gerieth mit einigen lockern Gesellen auf Abwege, die kein Weib vergiebt, und vernachlässigte die Königin ganz. Je flammender die Liebe war, desto tiefer, herzzerreißender ist der Schmerz der Vernachlässigung. Es bedurfte nur weniger Monate, um diese überspannte sinnliche Liebe in Verachtung umzuwandeln.

Diesen Zeitpunkt mochte wohl der schlaue Rizio erwartet, berechnet und zu seinem Vortheil benutzt haben; von diesem Augenblick war er Herr und König, und Darnley, der früher sich so tief herabließ, sich um die Protection des Günstlings zu bewerben, fühlte jetzt die überwiegende Macht, mit der er auch ihn sich unterwürfig zu machen suchte. Gleiche Gesinnungen theilte der Adel, theilten die Machthaber mit dem Könige, und Alles verband sich zu Rizio's Verderben.

In seinem stolzen Selbstvertrauen ahnete dieser nichts davon. Seit Roberts Flucht hatte ihn der Gedanke an Anna, vielleicht nur eine flüchtige Laune, mehr noch beschäftigt, als alles Andere. Auch am heutigen Abend, als er mit der Königin in ihrem Kabinet allein war, hatte er die Frechheit, ihr Vorwürfe zu machen, daß sie ihm nicht die Bestrafung Roberts von Kinkardie überlassen habe. Aber die Königin schien dieses heute nicht gut aufzunehmen, gab ihm einen anderweitigen Auftrag, und entfernte ihn von ihrer Person, wogegen sie Maria Ogilvie befahl, in aller Stille Robert vom Schloß zu Edinburg nach Holyroodhouse bringen zu lassen.

Was hat Dich bewogen, auf so schimpfliche heimliche Weise meine Dienste zu verlassen? redete ihn die aufgebrachte Fürstin an, als der Unglückliche eintrat.

Majestät! entgegnete Robert. Der Graf Murray hatte mich in Eure Dienste gebracht, ich fand mich dadurch geehrt und beglückt; wer verspritzte nicht in dem Dienste solcher holden königlichen Frau mit Freuden hundertmal sein Blut? Nie hätte ich damals den Gedanken nähren können, Euch zu verlassen; überdies führte ja der Zufall die Geliebte meines Herzens hierher, Ihr schienet unsre Liebe zu billigen, und der Becher meines Glückes schäumte über. Was uns ganz beglücken sollte, das Festspiel, erfüllte seinen wohlgemeinten Zweck nicht ganz; wir wurden freudig überrascht, denn wir ahneten nicht, daß dieser Tag der Tag unsrer Weihe werden würde, er wurde aber auch der Tag, der die Tochter von dem Herzen des Vaters riß. Wir waren für ewig vereint, Ihr ernanntet mich zu Eurem Kämmerer, belehntet mich mit einer alten Burg und zwei Meierhöfen, und dennoch verließ ich Euch, und mußte in den Augen meiner Königin als ein Undankbarer erscheinen. Aber undankbar war ich bei Gott nicht, ich entfloh nur dem Verderben! Jener Mann, der mit seinem Saitenspiel sich in Wochen mehr erwarb, als der edelste Ritter Schottlands mit seinem Schwerte es je in Jahren vermocht hatte, verfolgte meine Gattin. Zu feig, um mir gegenüber mit dem Schwerte in der Hand Rede zu stehen, mit aller Macht, mit allem bösen Willen ausgerüstet, mich zu verderben, blieb mir nichts weiter übrig, als die Flucht. Nur einen Mann kannte ich noch, dem ich mich verpflichtet fühlte, und ich folgte ihm in der festen Ueberzeugung, Ihr würdet Euch bald mit ihm versöhnen müssen.

Die Königin war von diesem Bericht überrascht, dies hatte sie nicht geahnet, und als ihr Auge jetzt Maria Ogilvie traf, die sie zu fragen schien: Hatt' ich nicht recht? da trat eine Thräne in der Königin Auge, und sie mochte sich in diesem Augenblick wohl unglücklicher fühlen, als sie es sollte.

Nach einer Pause, in der sie sich zu sammeln gesucht hatte, sagte sie zu Robert; Ich vergebe Dir, Du bist frei! Doch rathe ich Dir, Schottland sogleich zu verlassen, ich würde Dich in diesem Augenblicke vor Manchem nicht schützen können. Geh nach New-Castle und suche Dir dort einen andern Herrn, aus meinem Dienste bist Du entlassen! Du aber, Maria, sorge dafür, daß seiner Flucht nichts in den Weg gelegt werde!

Am andern Morgen fand ein ernstes Gespräch zwischen Rizio und der Königin über Anna Makintosh statt, aber der Listige kannte nur zu gut die Art und Weise, seine Gebieterin zu überreden; der Ton seiner sonoren Stimme war so Vertrauen erweckend, die Worte, die er zu seiner Entschuldigung sprach, so glaubwürdig, daß er Maria Stuart bald überzeugt hatte, daß sein Benehmen gegen Anna als Fräulein und Gattin Roberts

untadelig, und Roberts Aussage nur ein Vorwand gewesen sei, die Schuld von sich ab und auf ihn zu wälzen.

Wäre Robert in diesem Augenblick noch auf dem Schlosse von Edinburg in Gewahrsam gewesen, schwerlich würde er so wohlfeilen Kaufes fortgekommen sein, als jetzt, denn Rizio, seine Rache keinen Augenblick mäßigen könnend, schickte gleich nach der Unterredung mehre Geharnischte ab, Robert einzufangen, die ihn in aller Stille auf irgend eines seiner Schlösser bringen sollten.

Roberts guter Genius, wohl mehr noch die Liebe zu Anna retteten ihn, denn als er frei sich befand, als er nach allen Himmelsgegenden seinen Wanderstab setzen konnte, wandt' er dem Süden den Rücken und begann seine Wallfahrt nach Norden, und so entging er seinen Verfolgern, die ihn auf dem Wege nach England suchten. Eines nur hemmte zuweilen seine Schritte, es war der Gedanke an Lord Makintosh, der es ihm nicht vergeben werde, nicht zu Murray gezogen zu sein. Aber da jetzt das Schwert ruhte, nur die Feder durch Unterhandlungen dem verderblichen Krieg ein Ende machen sollte, so hielt es Robert für Unrecht, ohne seinem Herrn nützen zu können, dessen Seckel zur Last zu fallen, und so überredete er sich endlich, Lord Makintosh werde diese Ansicht mit ihm theilen.

Aber er irrte sich. Der Alte zürnte ihm, daß er zurückgekehrt und nicht seinem Herrn ins Exil gefolgt sei; daß ihn Anna hierher gezogen, beschönigte seine Handlungsweise in den Augen des Vaters nicht; den Zauber der Liebe kannte Makintosh nicht mehr, oder hatte sich auch nie ihm hingegeben. Ueberdies machte ihn der Gedanke traurig, sich schon wieder von seinem Kinde trennen zu müssen, denn da er öffentlich es ausgesprochen hatte, daß Robert nie wieder Larg-Castle betreten solle, so glaubte er dies Wort unter keinem Verhältnisse brechen zu dürfen, eben so wenig konnte er, seinem Gefühle nach, die Tochter dem Gatten vorenthalten.

Bei der ersten Zusammenkunft, die sie auf dem nemlichen Vorwerk zwischen Kinkardine und dem Schlosse hatten, wurde die Sache besprochen. Der Alte verbarg seinen Unmuth nicht, schalt seinen Eidam einen liebesiechen Knaben, wiederholte in seiner Heftigkeit den Schwur mehre Male, daß Robert mit seinem Willen nie das Schloß Larg wieder betreten, jammerte, daß er seine Tochter von sich lassen sollte, die doch unter den jetzigen Verhältnissen eine feste, sichere Burg bedürfe, bis endlich Robert auf den sonderbaren Einfall kam, die in der Grafschaft Murray am Meere gelegene unbewohnte Burg, die er von der Königin zum Lehn erhalten, so viel es sich in der Eile thun ließ, zur Bewohnung und Vertheidigung in Stand zu setzen, und seine Freunde, deren er viele unter den benachbarten Clans habe, dort zu versammeln, und so Rizio und seinen Feinden widerstehen zu können. Hierher könne Makintosh seine Tochter geleiten und mit ihnen beisammen sein.

Der Vorschlag dünkte dem alten Lord so übel nicht, er nahm ihn in

Ueberlegung, und schon am andern Tage war er ihm genehm. Er gab Robert eine kleine Summe zu dem Nothwendigsten, und während dieser in die Gebirge eilte, seine Waffengefährten aufzusuchen und sie zur Vertheidigung des alten Roß-Castle aufzufordern, ordnete Makintosh Alles zu seiner Uebersiedelung an, die auch nach Kurzem glücklich vor sich ging und Niemanden störte, als die Eulen und Fledermäuse, die jetzt den neuen Bewohnern weichen mußten.

In stiller Einsamkeit durchlebte hier Robert mit Anna seine Tage. Zwanzig seiner jungen Kriegsgenossen bewachten mit ihm die halbverfallene Burg; Jagd und was die Meierhöfe gaben, nährte die kleine Besatzung, und selbst Lord Makintosh, der mit hierher gezogen und Larg-Castle einem seiner Verwandten zur Obhut übergeben hatte, schien mit jedem Tage mehr und mehr den alten Groll aus seiner Brust zu verwischen, den er so lange schon gegen Robert von Kinkardine genährt hatte, denn ihn mußte die herzliche Liebe erfreuen, mit welcher der Mann an Anna hing. Da verbreiteten sich mancherlei Nachrichten über Murray und seine Verbündeten; bald sollten sie, von der Königin Elisabeth unterstützt, in Schottland feindlich eingedrungen, bald von ihr in New-Castle ins Gefängniß geworfen sein. Auch ging ein dumpfes Gerücht in dortiger Gegend umher, Lord Gordon versammele in der Stille seine Vasallen, und es gelte Roß-Castle, oder dem Schlosse von Larg. Da sprach Makintosh ein ernstes Wort mit Robert. Du ziehest ein Ungewitter auf uns, sprach er. Das alte Schloß ist nicht zu vertheitigen, wenn 100 entschlossene Männer davor rücken, opfern wir uns nutzlos. Daher ziehe Du zu Murray, dort ist Dein Platz, der meinige ist in dem Schloß meiner Väter, wo die mir befreundeten Clans um mich wohnen, und gewiß Jeder für den alten, verhöhnten Makintosh willig das Schwert ziehen wird, was jener so oft für sie schon gezogen hat. Schiffe Dich in Inverneß, oder wo Du es sonst am thunlichsten findest, ein, überlaß mir mein Kind, und sollte auch der stolze Huntley gegen Larg rücken, so soll er den Arm der Hochländer fühlen. Denke an Dein Weib, an Rizio, und darnach handle!

Robert fühlte, daß der Alte Recht habe, und da ein Kundschafter, den sie nach Aberdeen geschickt hatten, mit der Nachricht zurück kam, Lord Gordon rüste sich, und er sei mit vielen Bewaffneten zum Aufbruch stündlich bereit, da säumte Robert nicht länger, ging nach Inverneß, fand Platz auf einem englischen Schiffe, was eben nach Berwick abfahren wollte, und während Vater und Gattin sich zur Abreise bereiteten, schiffte sich Robert ein.

Der alte Lord, den die Sehnsucht schon lange nach seinem Schlosse zog, trieb Alles zu Abreise an. Er hatte auch Ursache, denn kaum hatte er am Morgen das Schloß dem alten Kastellan und seinen Krähen und Fledermäusen wieder übergeben und seinen Weg längs der Küste genommen, so rückte am Abend schon das Kriegsvolk des Lord Gordons vor Roß-

Castle, wo ihm der Kastellan ohne Widerstand das Thor öffnete und ihn benachrichtigte, das Lord Makintosh schon am frühsten Morgen gen Norden gezogen sei. Dahin folgte Lord Gordon, der dem alten Laird seine Treue während seines Vaters unglücklicher Fehde mit der Königin nicht vergeben konnte; aber Makintosh hatte einen zu bedeutenden Vorsprung und kam zwei Tage früher als Gordon nach Larg-Castle.

Hier versammelte er zur Vertheidigung des Schlosses schlennigst seinen Clan, schickte zu dem ihm Befreundeten das feurige Nothzeichen, schaffte so viel Lebensmittel, als nöthig, herbei, und erwartete nun den Feind, der sich auch bald vor dem Schlosse zeigte.

Robert war nicht so glücklich am Ort seiner Bestimmung angelangt. Kaum daß er den Hafen von Inverneß verlassen, hatte ein furchtbarer Sturm sich erhoben, so daß der Schiffer den Hafen wieder zu gewinnen trachten mußte, und da der Sturm anhielt, so verließen viele der Reisenden das Schiff. Hier war es, wo Robert erfuhr, daß Lord Gordon vor Larg-Castle gerückt sei. Tausenderlei Bilder stiegen in seiner geängstigten Seele auf, er sah schon Anna in Rizio's Gewalt, und dies bestimmte ihn, auch jetzt den Rath des alten Makintosh nicht zu befolgen, sein Gepäck wieder ausschiffen zu lassen, und für sich, nicht für Murrays Sache zu handeln. Die Wege genau kennend, befand er sich bald in der Gegend des Schlosses, sah hier in nächtlicher Stille von manchem Hügel das Nothzeichen flackern, und begab sich nun schnell zu den Clans, von denen er wußte, daß sie Anna's Vater befreundet waren.

Die Nothzeichen erloschen auf den Höhen, ein schlimmes Zeichen für den Laird, aber Robert hatte sie absichtlich auslöschen lassen, um Lord Gordon zu täuschen und in träger Ruhe zu erhalten. Das Benehmen der Königin gegen den alten Laird hatte die ganzen Hochlande empört, daher viele der Aufforderung des alten, tiefgekränkten Mannes folgten, der jetzt, wie der Tiger in seiner Höhle, sein Kind bewachen und für dasselbe kämpfen mußte. Bald sah sich daher Robert von einer Schaar tüchtiger Kriegsleute umgeben, die ihn zu ihrem Befehlshaber erwählten und freudigen Muthes mit ihm gen Larg-Castle zogen.

Lord Gordon, anfangs wohl über die Theilnahme der Hochländer besorgt, war doch, da sich seit vielen Tagen kein Feind hatte blicken lassen, eingeschläfert worden, und hoffte, am andern Morgen mit den zwei Karthaunen, die heute zu ihm gestoßen waren, das alte Schloß einzuschießen. Aber gerade um die Stunde der Mitternacht, als eben der Sturm so fürchterlich heulte, der See so stark braufte, als sei er Roberts Verbündeter und wolle Alles übertäuben, was sein Annähern verrathen könnte, schlichen sich die Hochländer unbemerkt in das feindliche Lager, und das Morden begann. Aber sie waren nicht auf den Theil gestoßen, wo Lord Gordon sein altes Kriegsvolk selbst befehligte. Sobald der Lärm bis zu ihm gedrungen war, sammelte er seine Krieger um sich, und da er nur

glauben konnte, es sei eine feindliche Schaar, die sich in das Schloß werfen wollte, rückte er gerade vor den Eingang, aus dem Lord Makintosh in dem Augenblick mit den Seinen herausbrach. Hier auf diesem schmalen Erdstrich entstand nun, in dunkler Rabennacht, ein wüthender Kampf, denn auch Robert drang dem Thore zu, wo oft Freund gegen Freund, Feind gegen Feind focht; doch hatte die Ueberraschung den Muth von Gordons sonst so kühner Schaar gelähmt, sie begann zu weichen. Hochland! Hochland! tönte es nun von allen Seiten, und der Sieg hatte sich zu Roberts kleiner Schaar gewendet, die den Feind muthig verfolgte.

Während der dichten Finsterniß, wo vielleicht der Freund seinen treusten Freund gemordet hatte, war es herzzerreißend, das Stöhnen und Seufzen der Verwundeten zu hören, und zu sehen, wie die Kienfackel den beiden Wundärzten voranschritt, die Hülfe bringend das Schlachtfeld durchzogen, dem Tode wo möglich seine Beute zu entreißen. Doch auch die Nacht verstrich, der Sturm legte sich, der See schien durch den Sieg beruhigter, Einzelne kamen vom Verfolgen zurück, während Makintosh, so wie es sich in der Dunkelheit der Nacht thun ließ, für die Verpflegung der Zurückgebliebenen sorgte, was er um so lieber that, als er erfuhr, daß Robert von Kinkardine der Anführer der ihm zur Hülfe Gezogenen sei.

Jetzt brach der erste Schimmer des Tages durch die Nebel der Nacht, die Morgenröthe trat hinter den Bergen hervor, und nun erst konnte man den grausigen Schauplatz des Kampfes deutlich übersehen. Da lag dicht am Eingang der Pforte, die er nie mehr überschreiten sollte, Robert von Kinkardine, aus mehreren Wunden blutend — Der Tod hatte strenger gerichtet, als Lord Makintosh selbst, er hatte ihm die Pforten von Larg-Castle für ewig geschlossen.

Während dies in den Hochlanden geschah, war auch die Ruhe nicht in Holyroodhouse eingekehrt. Das Verhältniß der Königin zu ihrem Gemahl wurde mit jedem Tage unangenehmer; er verlangte von ihr die Ehekrone, dies Zeichen, daß die königliche Gewalt ganz in seinen Händen lag, und welche sie ihm nicht einmal ohne Bewilligung des Parlaments gewähren konnte, und auch bei seinem unanständigen, lieblosen Betragen nicht gewähren wollte. Er vernachlässigte sie ganz, überließ sich ganz dem Laster des Trunkes, und Jeder, der der Königin mißfiel, oder Beschwerden gegen sie zu haben glaubte, empfing er mit offnen Armen. Die ehemaligen Freunde Murray's, die in der jetzigen unglücklichen Katastrophe ihn verlassen hatten, waren in diesem Augenblick täglicher Umgang. Die Lords Morton, Lindsay und Ruthven, diese einst so eifrigen Lords der Congregation, diese strengen Sittenrichter, theilten das wüste Leben des jungen Königs, und dies Alles blos, um den Turiner Musikanten zu stürzen, der, je tiefer Darnley in der Gunst seiner Gattin sank, desto höher in derselben

stieg. Aber statt daß Rizio sein Glück vorsichtig, sein befriedigter Ehrgeiz umsichtiger hätte machen sollen, vermehrte er nur seinen Stolz und seine Rücksichtslosigkeit; sein Wahnsinn ging so weit, öffentlich der Welt zeigen zu wollen, in welchem vertraulichen Verhältnisse er zu der Königin stände, so daß endlich den König wüthende Eifersucht ergriff, und, da ihm die Königin die verlangte Entfernung Rizio's abschlug, er nun glaubte, das trotzige, rücksichtslose Benehmen Rizio's nicht länger mehr dulden zu dürfen. Es wurde zwischen ihm und den oben genannten Lords verabredet, den frechen Abentheurer zu tödten; doch die Unbeständigkeit und Unentschlossenheit des Königs kennend, wollten sie auf keine andre Weise handeln, als auf seinen ausdrücklichen Befehl und in seiner Gegenwart.

Murray mußte von allem diesem unterrichtet sein, denn er kam in dieser Zeit ins Geheim mit mehreren seiner Anhänger nach Schottland zurück, verweigerte aber, irgend einen Theil an der That zu nehmen. Die Königin ahnete von alle dem nichts; ihre Vertraute, Maria Ogilvie, die wohl nicht ganz ohne Kunde und vielleicht die Ursache war, daß Graf Murray in diesem Augenblick nach Schottland zurückkehrte, machte sie nicht im Geringsten aufmerksam, denn sie selbst haßte Rizio zu sehr, um Etwas für seine Rettung thun zu wollen. Selbst ihr Verhältniß zur Königin schien seit Murray's Entfernung nicht mehr so innig zu sein, wie sonst, auch mochte ihr Manches an Marie Stuarts Betragen jetzt mißfallen. Was ihr früher in einem milderen Lichte erschienen war; trat jetzt grell und in einer Gestalt vor sie, die dem Zartgefühl des Mädchens wehe that. Seit Rizio und Darnley war Maria Stuart nicht mehr das harmlose Wesen, das mit Blumen spielte, und sich die Kränze aus Feldblumen wand; sie hatte in ihren Augen den Nimbus verloren, und nur alte Anhänglichkeit und Gewohnheit ketteten Maria Ogilvie noch an ihre Gebieterin. Auch der Tod Roberts von Kinkardine, den das Fräulein schmerzlich empfand, die Königin aber gleichgültig vernommen hatte, war nicht geeignet, das locker gewordene Band wieder fester zu knüpfen; der Königin Haß gegen Lord Makintosh, den sie durch That und Wort deutlich aussprach, empörte das zartfühlende Mädchen, denn er war der Gekränkte, dem Hohngelächter öffentlich Preisgegebene, der es mit seiner Königin so treu gemeint und nichts an ihr verschuldet hatte. Wahrscheinlich auf Rizio's Anstiften hatte es Maria Stuart dem Lord Gordon bei seiner Entlassung aus dem Gefängniß zu Stirling gewissermaßen zur Bedingung seiner Freiheit gemacht, dem Clane der Makintosh den Untergang zu bereiten; Gordon, seiner Verpflichtung treu, hatte den unglücklich abgelaufenen Versuch gemacht, und Rizio drang ferner in ihn, denselben zu erneuern. Da trat Morton als Beschützer des alten Lairds auf und meinte, daß weniger an einem Lautenspieler, als einem schottischen Edlen gelegen sei. Darnley stimmte mit ein, und noch an dem nemlichen Tage ward Rizio's Untergang beschlossen, und wäre gewiß auch sogleich ausgeführt, wenn Darnley nicht die furchtbare

Idee gehabt hätte, daß die That in dem Zimmer und in der Gegenwart der Königin geschehen sollte.

Einige Tage darauf hatte eben Rizio ein wollüstiges italienisches Lied, das die Königin in Entzücken versetzt hatte, beendet, als die Gräfin von Argyl und Maria Ogilvie in das Kabinet eintraten; er mußte das Lied noch einmal wiederholen, dann befahl die Königin, ihr Nachtessen aufzutragen, wobei Niemand zugegen war als diese Viere. Die Königin war in der heitersten Laune, Rizio vergaß ganz, daß noch zwei Zeugen gegenwärtig waren, und behandelte die Königin mit zudringlicher Zärtlichkeit. Da öffnete sich plötzlich eine verborgene Thür, und der König trat herein.

Verzeiht daß ich Euch störe, Madame! begann er, mit einem zweideutigen Lächeln sich zur Königin wendend. Wir hörten die schmelzenden Töne dieses Mannes, und glaubten auch ein Recht zu haben, Theil an Eurem Freudengelage zu nehmen. Tretet näher, meine Freunde! wandte er sich nach der Thüre, und in völliger Rüstung, mit offenem Visir trat Lord Ruthven, kaum erst von einer schweren Krankheit erstanden, und noch bleich wie der Tod, in das Gemach; ihm folgten Lord Lindsay und mehrere Bewaffnete. Die Königin erhob sich bei ihrem Eintreten mit Heftigkeit. Wer giebt Euch ein Recht, Lords, um diese Zeit und ohne meinen Willen hier in meinem Zimmer zu erscheinen? Verlaßt es in diesem Augenblick, ich, Eure Königin, gebiete es Euch! Aber Niemand hörte auf ihr Wort. Rizio, sein Schicksal nun ahnend, verbarg sich zitternd hinter der Königin, die jetzt mit lauter Stimme ausrief: Wag' es Keiner, Hand an mich und an Diesen zu legen? Aber Ruthven kümmerte sich wenig um diese Worte, packte Rizio, zog ihn hinter der Königin hervor und schleppte ihn hinaus, wo er unter 57 Dolchstichen im Vorzimmer sein Leben endete.

7

III.

König Heinrich.

Die Ermordung Rizio's hatte alle Bande, die Maria von Schottland noch an ihren Gemahl, wenn auch nur lose geknüpft hatten, zerrissen; die leidenschaftlichste Liebe ward zum grenzenlosesten Hasse, denn nicht einmal seines Kindes hatte er gedacht, das sie seit 7 Monaten unter ihrem Herzen trug. Die Ermordung ihres Lieblings mußte das Weib tief schmerzen, die Art und Weise seiner Ermordung aber die Königin beleidigen. Alles schien bei der Sache darauf berechnet, daß sie öffentliches Aufsehen erregen und der Aechtheit der Geburt ihres Kindes schaden sollte. Deshalb glaubte auch Maria, ihren Zorn unterdrücken zu müssen, und, dem vorzubeugen, jede List als erlaubt zu betrachten. Sie war in ihrem eignen Schlosse, von Bewaffneten umgeben, eine Gefangene. Der Graf Bothwell, der seit seiner Rückkehr viel im Schlosse und um die Person der Königin war, und sich mit Athol und Huntley während der Ermordung Rizio's im Schlosse befunden hatte, entflohen, da sie glaubten, des Königs Rache könne auch sie treffen. Die Verschworenen nahmen indessen nur den Palast in Besitz und bewachten die Königin streng.

Schon am andern Abend erschien Murray in Edinburg. Der König, der Niemand mehr fürchtete als ihn, empfing ihn freundlich, die Königin nahm ihn zuvorkommend auf; sie fürchtete eine Verbindung der vertriebenen Lords mit den Mördern Rizio's, und dann war freilich das Uebergewicht ganz auf jener Seite. Was Murray gegen sie gefehlt haben konnte, kam nicht in Betracht gegen das, was Jene gegen ihre Person und die königliche Autorität verschuldet hatten, und tausendmal hätte sie Murray aufrichtiger verzeihen können, ehe sie Lord Ruthven nur einen Dolchstoß, der Rizio's Brust traf, vergeben konnte.

Der König, welcher durch Rizio's Tod einen großen Sieg errungen zu haben glaubte, konnte sich Anfangs nicht so ganz in seine neue Stellung finden, oder wußte vielmehr nicht so recht, welche Stellung er nun annehmen solle. Er hatte sich ganz in die Hände Mortons und Ruthvens gegeben, und in manchem Augenblicke des Nachdenkens schien es ihm, als

habe er durch die gewaltsame Handlung mehr für die Lords, als für sich gehandelt. Auch mochte zuweilen der Gedanke in ihm aufsteigen, er habe doch keine Beweise für die Schuld seiner Gemahlin, und dann dauerte sie ihn; dies Ungewisse, ob er recht gethan oder nicht, ließ ihn ewig schwankend erscheinen, bald die Königin trotzig, bald sie zärtlich behandelnd.

Maria, ihn ganz durchschauend, bot alle List, alle Künste auf, ihn für sich zu gewinnen. Sie schmeichelte ihm mit der Aussicht auf die Ehekrone, zeigte ihm auf der andern Seite wieder, wie gefährlich es sei, sich mit Vasallen in dergleichen Verbindungen einzulassen; sie liebkos'te ihn auf der einen Seite und zeigte ihm auf der andern mit grellen Farben die Gefahr, in die er sich gestürzt, da die Lords alle Schuld von sich auf ihn wälzen, und den Befehl zur That von ihm erhalten zu haben behaupten würden.

Der charakterlose, ewig schwankende Darnley ließ sich, trotz den Warnungen des Lords Ruthven, von seiner Gemahlin bethören und entwich mit ihr und einem kleinen Gefolge nach Dunbar, wo Huntley und Bothwell und ein großer Theil ihrer Anhänger sich um sie versammelten, so daß sie bald eine Macht vereinigte, mit der sie den Verschworenen Trotz bieten zu können glaubte.

Wohl wissend, daß eine Vereinigung der Verbannten und Verschworenen ihr fürchterlich sein müsse, zog sie es vor, sich mit Murray in Unterhandlungen einzulassen, und so mußten, da der König alle Schuld auf diese wälzte, die Verschworenen nach Newcastle fliehen und mit den Verbannten die Rolle wechseln.

Die bevorstehende Niederkunft der Königin zwang sie, auch jetzt noch wenigstens dem Scheine nach, in gutem Verhältnisse mit ihrem Gemahl zu leben. Es mußte ihr Alles daran liegen, daß von seiner Seite kein Makel auf das Kind geworfen würde, das sie unter ihrem Herzen trug; doch entzog sie ihm nach und nach eine Menge Rechte, die sie ihm früher selbst übertragen hatte. So ließ sie keine Gnade mehr durch seine Hände gehen; Jeder, der sich an ihn wandte, konnte von einer abschläglichen Antwort der Königin schon im Voraus überzeugt sein. Des Königs Betragen war auch in dieser Zeit nicht geeignet, Maria Stuart umzustimmen, sein Hang zum Trunk vermehrte sich mit jedem Tage, und er scheute sich jetzt nicht mehr, das öffentlich zu thun, was er sonst nur in stiller Verborgenheit getrieben hatte. Zu des Königs Unglück trat jetzt ein Mann handelnd auf den Schauplatz, der ihm noch gefährlicher als Rizio werden mußte. Dieser Mann war Jacob Hepburn, Graf von Bothwell, das Haupt einer alten ansehnlichen Familie, einer der mächtigsten im ganzen Königreiche. Er war ein schöner, kühner, unternehmender Mann, der, obgleich zweimal selbst

von der Königin des Landes verwiesen, doch immer bei jeder Gelegenheit treue Anhänglichkeit an sie gezeigt hatte. Als Murray's persönlicher Feind war sein Haß gegen Jenen grenzenlos, und er suchte ihn auf jede Weise aus der Gunst der Königin zu verdrängen. Von dem Augenblicke an, da er fühlte, die Königin sei ihm nicht abhold, entwarf er einen größeren Plan, der vielleicht an und für sich selbst thörigt, jedoch von ihm mit besonderer Klugheit und Beharrlichkeit durchgeführt wurde. Er wußte sich bald so sehr in Maria's Gunst zu setzen, daß sie nichts mehr ohne seinen Rath beschloß, ihn mit Geschenken und Ehrenstellen überhäufte und den Lords zeigte, daß sie durch die Ermordung Rizio's nur einen weit wichtigern, gefährlichern Mann an das Ruder der Regierung gebracht hatten.

Die Stunde der Niederkunft der Königin nahte, sie verließ ihrer und ihres Kindes Sicherheit wegen den Palast von Holyroodhouse und vertauschte ihn mit dem Schlosse zu Edinburg. Hier rief sie Murray zu sich und versuchte ihn mit Bothwell und den Gordons zu versöhnen, und da er es anfangs weigerte, so machte sie es zur unumgänglichen Bedingung seiner Begnadigung. Es lag ihr Alles daran, den mächtigen Murray mit dem schon damals geliebten Bothwell in gutem Vernehmen zu erhalten, und es gelang ihr auch dem Scheine nach.

In dieser Zeit (den 19. Juni 1566) ward sie von einem Prinzen entbunden, dessen Geburt die ganze brittanische Insel glücklich zu machen schien. Sogleich wurde Melville nach London zur Königin Elisabeth geschickt, ihr Maria's Niederkunft anzuzeigen, welche Nachricht die jungfräuliche Königin mit großer Freude zu vernehmen schien; auch nach Frankreich und Savoyen eilten Gesandte, dies frohe Ereigniß zu verkünden.

Maria Ogilvie, die bei allen diesen Verhältnissen sich gleich geblieben und der Königin noch immer werth war, schüttelte jetzt wieder oftmals bedenklich den Kopf. Es war fast die nemliche Zeit, als sie im vorigen Jahre im Kabinet der Königin vor den entschleierten Bildern Leicesters und Darnley's und heute im Schlafkabinet der Königin neben der Wiege des Neugeborenen saß. Maria Stuart sprach sich heute fast eben so glühend über Bothwell aus, wie damals über Darnley. Gedenkt Ihr noch der Worte, die ich Euch damals sagte, meine hohe Gebieterin? nahm Maria das Wort, mich schauderte es vor der Masse von Glück, das Euch Eure Phantasie so geschäftig herbei trug. Ihr träumtet ein Leben, einer Paradieseswelt entnommen, Ihr schmücktet es mit ewigem Frühling, und wo ist die Blüthenwelt, wo sind diese Wonnestunden, wo ist der Frühling mit seiner Ewigkeit geblieben? Darum hütet Euch? noch einmal in der Liebe zu suchen, was Ihr nie darinnen finden werdet!

Willst Du mir wieder meinen Himmel zerstören? fragte die Königin unmuthig.

Ja, Majestät! denn Euer geträumter Himmel wandelt sich in der Wirklichkeit stets zur dämonischen Natur der Hölle. Die Königin schwieg,

unwillkürlich stieß sie an die Wiege, die an ihrer Seite stand. Der Knabe bewegte sich, ward unruhig, und während Maria Stuart in tiefes Nachdenken verfiel, schaukelte Miß Ogilvie die Wiege und beruhigte den Kleinen.

Armes Kind! nahm jetzt nach langer Pause das Hoffräulein das Wort, armes Kind, das schon jetzt, in dem kleinen Kreise seiner Wiege eingeengt, eine Waise ist. Dein Vater kümmert sich nicht um Dich, Deine Mutter schwärmt in trügerischen Paradiesesweiten umher, und Dich führt sie nicht durch diese herrlichen Gefilde; Dein Wimmern ist nicht schmelzend, wie es die Töne von Rizio's Laute waren, Deine hilflose Gestalt zieht sie nicht von Bothwells gigantischer Gestalt ab, auf der Deiner Mutter Blick jetzt weilt. —

Maria! fuhr die Königin heftig auf.

Ja, meine Gebieterin, fuhr das Fräulein fort. Ich muß reden, kann, was in meinem Innersten bangt und mich drängt, länger nicht verbergen, muß meiner Königin sagen, daß sie von Neuem an einem Abgrunde steht, wo, noch einmal hinabgestürzt, sie nichts mehr retten kann. Wollt Ihr denn Alles opfern, was Euch liebend naht, was Euer glühendes Herz mit Sehnsucht erfaßt? Wollt Ihr denn Alles mit Euch hinab reißen, was Ihr mit Euren Zauberarmen umfangen haltet? Glaubt Ihr, Bothwell werde Rizio's Schicksal entgehen?

Schweig, fuhr die Königin auf, und wage es nie wieder, diese Seite zu berühren!

Der Himmel hat Euch jetzt so viel gegeben, fuhr das Fräulein fort, und zeigte auf das ruhig entschlafene Kind, Ihr seid Mutter eines Königs, der dereinst über drei Reiche herrschen wird; er sei Euch das Paradies des Lebens, ihm opfert Eure Tage.

Und Darnley? fuhr die Königin heftig auf.

Er war der Mann Eurer freiwilligen Wahl, ist der Vater Eures Kindes, deshalb ertraget mit Sanftmuth, was nicht mehr zu ändern ist.

Und er sollte Bothwell das nemliche Loos bereiten, was Rizio durch ihn ward? murmelte die Königin langsam und leise vor sich hin. Nein, nein! rief sie laut, und sprang von ihrem Sitze auf, nein, ehe das geschieht, geschehe das Gräßlichste! Sie ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab, plötzlich blieb sie vor Maria Ogilvie stehen. Mädchen! sprach sie leidenschaftlich, und erfaßte dabei ihre beiden Hände, hast Du denn noch nie geliebt? Blieb denn Dein Herz ewig jedem seligen Eindruck verschlossen? blieb es immer so kalt, wie die Morgennebel auf Deiner eisigen Insel! — — — Du schweigst, und doch erglüht Deine Wange?

Vor mir selbst habe ich mein Herz verschlossen, erwiderte jetzt Marie Ogilvie gefaßt, auch vor ihm, der nicht ahnen kann, daß er einen Platz darin gefunden hat.

Kann er es nicht ahnen, kann ich es doch! rief die Königin triumphi-

rend. Soll ich Dir den Namen nennen, vor dem manches Herz in Schottland erbebt, manches hochschlägt in Liebe für ihn, wie das Deine?

Nennt ihn nicht, ich bitt' Euch —

Ich will ihn Dir aus Deinem Herzen hervorbeschwören! Murray, der Stolze, Ehrgeizige ist es! — Marie Ogilvie preßte ihre Hand auf ihr Herz und schwieg — Du hast Dir den gefährlichsten Mann Schottlands gewählt, denn ich fürchte, er steht zwischen der Krone und dem Blutgerüste.

Das Fräulein seufzte tief auf, dann faßte sie rasch die Hand der Königin. Ach, hohe Herrin, rief sie, wie irrt Ihr in ihm! Er hängt mit unverbrüchlicher Treue an Euch, er ist der Einzige, der Euch retten kann, retten will.

Die Königin lachte höhnisch, und an Bothwell denkend, vergaß sie bald Warnung und Theilnahme und wandelte, statt in ihrer ernsten Welt, in dem Zaubergarten ihrer regellosen Phantasie, sich ewig mit Trugbildern täuschend.

Auf das Verhältniß der Königin und ihres Gemahls hatte die Geburt eines Sohnes keinen Einfluß, im Gegentheil wurde es immer peinlicher. Den Mord Rizio's konnte Maria Stuart ihm nie vergeben, sie behandelte ihn von Tage zu Tage mit mehr Gleichgültigkeit, und fast konnte man sagen mit Geringschätzung, so daß der Adel Schottlands, hierbei nur zu bereitwillig, dem Betragen der Königin zu folgen, Darnley kaum die nöthige Achtung erwies.

Ein kurzes Jahr war vergangen, seit er von der Königin vergöttert worden war, ein flüchtiges dahin rollendes Jahr hatte Alles, was seiner Eitelkeit schmeicheln konnte, mit sich fortgenommen. Seit Rizio's Tode, wo die Königin ihm nach und nach alle Vorrechte, die sie ihm früher so leichtsinnig gegeben, wieder zurückgenommen hatte, fühlte er den Unterschied doppelt kränkend, und er faßte den Vorsatz, eher Schottland heimlich zu verlassen und ins Ausland zu ziehen, als diese Geringschätzung länger zu dulden. Dieser Vorsatz, den die Königin durch seinen Vater, den Grafen Lenox, erfuhr, mußte ihr höchst unangenehm sein, denn er würde dadurch der Welt den häuslichen Zwist gezeigt und sie in ein eben nicht vortheilhaftes Licht gestellt haben. Die Königin that alles Mögliche, ihn davon abzuhalten, er aber verlangte, daß Bothwell und mehrere Lords, die er feindlich gegen sich gesinnt wußte, vom Hoflager entfernt würden.

Das Verlangen der Entfernung Bothwells wäre schon allein hinreichend gewesen, daß die Königin in diesen Vorschlag nicht einging. Niemand, selbst Rizio nicht, war es so gelungen, wie Bothwell, Geist und Herz Maria's mit solch undurchdringlichen Netze zu umgarnen.

In dieser Zeit gab die Königin einen unzweideutigen öffentlichen Beweis ihrer Neigung für Bothwell. Sie hatte nemlich in Jedburgh ein

Gericht zu halten beschlossen, und hierzu, wie es Gebrauch war, alle Einwohner der umliegenden Grafschaften aufgefordert, gerüstet sich um ihre Person zu versammeln. Auch verband sie dabei einen zweiten Zweck, die an der englischen Grenze so überhand nehmenden Straßenräuber (borderers) aus ihren Schlupfwinkeln hervor zu jagen und zu vernichten. Dies letzte unternahm Bothwell, dem die Königin die bedeutende Stelle eines Lieutenants aller südlichen Grafschaften übergeben hatte. In einem Gefecht mit diesen Straßenräubern ward Bothwell mehrfach verwundet, so daß er sich nach dem nah gelegenen Hermitage bringen lassen mußte, und kaum erfuhr dies die Königin, als sie, Gericht, Anstand und Schicklichkeit vergessend, sich auf ein Roß schwang, und in rauher Jahreszeit, auf ungebahnten Wegen, 18 schottische Meilen weit, und nur von einem kleinen Gefolge begleitet, nach Hermitage jagte, um zu sehen, ob sie für den Mann ihres Herzens zu fürchten habe, oder nicht. Sie fand Bothwells Wunden unbedeutend, kehrte zwar alsbald nach Jedburgh zurück, hatte aber doch einen so deutlichen Beweis ihrer Neigung zu diesem Manne gegeben, den sich ihr als Gattin und Königin öffentlich zu geben wohl nicht ziemte, und sie in den Augen ihres Volkes herabsetzen mußte. Die bei dem Ritt gehabte Anstrengung, vielleicht auch wohl die Sorge, die sie um den geliebten Mann empfand, warfen sie in Jedburgh auf das Krankenlager, wo ein heftiges Fieber sie dem Rande des Todes nahe brachte. Ihr Gemahl, der in Stierling sich aufhielt, besuchte sie während ihrer ganzen Krankheit in Jedburgh nicht, und als er es endlich auf vieles Zureden seines Vaters that, empfing ihn die Königin so abgemessen und so geringschätzend, daß er sogleich wieder aufbrach und nach Stirling zurückkehrte.

Das gute Verhältniß war unwiederbringlich zerstört, das innige Band der Liebe für immer zerrissen und Rizio's Stelle in ihrem Herzen ersetzt; da war wohl Trennung das einzige Mittel, manche Aergerniß gebende Auftritte zu vermeiden, welche die königliche Autorität endlich ganz zu untergraben drohten. Zu dieser Trennung rieth selbst Murray, der jetzt, schon wieder die Zügel der Regierung erfaßt und Alles, jedoch vergebens gethan hatte, die Begnadigung der Mörder Rizio's zu bewirken; Maria Stuart fürchtete immer noch, man werde Bothwell ein gleiches Loos bereiten.

Die savoische und französche Gesandtschaft war noch nicht eingetroffen, und man mußte die Taufe von einer Woche zu andern verschieben, welches der Königin höchst unangenehm war, da sie Alles angewendet hatte, die feierliche Handlung so glänzend als möglich zu machen; denn die Prachtliebe und Sucht zur Verschwendung hatte die junge Königin, als Mitgift ihrer früheren Erziehung zu Paris, mit nach Schottland gebracht.

In dieser Zeit fühlte sich die Königin ganz verstimmt, ihr heiteres Gemüth umdüsterte sich, ihr Frohsinn verschwand; sie wählte deshalb das einsame Craigmiclar statt Holyroodhouse zu ihrem Aufenthalt, wohin ihr

aber der König nicht folgte. Hier war es, wo Schwermuth, die sonst so Lebenslustige beschlich, Schwermuth, die theils durch des Königs störrisches, theils durch Bothwells einschmeichelndes Betragen mochte in ihr erweckt sein. Ihr Hofstaat war hier klein, doch fehlte ihr die getreue Ogilvie nicht, die jetzt das Amt sie aufzuheitern übernommen hatte, da sie sonst immer nur Sorge trug, den leichten, oft übermüthigen Sinn ihrer Gebieterin zu dämpfen. Der Grund dieser Schwermuth blieb Maria Ogilvie nicht lange verborgen. Kummer über des Königs Benehmen, Furcht, man werde Bothwell auf ähnliche Weise wie Rizio aus ihren Armen zu reißen suchen, und dann Unzufriedenheit mit sich selbst, sich schon wieder in Netze verflochten zu sehen, ehe die alten Bande zerrissen waren. Aber da Bothwell der Hauptgrund dieser Schwermuth war, war er auch das Hauptmittel, sie zu heilen. Er war stündlich um sie, und verstand es so gut in jede ihrer Launen einzugehen, jede Furche auf ihrer Stirn zu glätten, daß sie leicht vergaß, daß Bothwells Gattin daheim seiner harre, und sie ihr Herz einem Manne geschenkt habe, den höhere Pflichten zurückhielten, sich ihr ganz zu weihen.

Die Lords von Schottland, besonders die, so an Murray hingen, waren mit Bothwells Stellung bei der Königin sehr unzufrieden, denn auch Bothwell war nicht der Mann, dem mit dem Glücke die Bescheidenheit folgte. Er maßte sich alle einträgliche Aemter an, suchte durch Verkauf bedeutender Kirchengüter seine zerstörten Finanzen wieder herzustellen, und nahm besonders einen so verächtlichen Ton gegen den König an, daß man Mitleid mit diesem fühlte, so wenig man ihn achten konnte.

Aber alles dies entging Marien. Ihr einziges Glück suchte sie in dem Manne, der jetzt ihr Herz besaß, ihr ganzes Unglück in ihrem Gatten, der ihr Herz so gekränkt. Trennung von ihm genügte ihr nicht, es blieb alsdann immer ein Makel auf ihr sitzen, der auf ihren Sohn zurückfiel. Nichts konnte sie aus diesem Labyrinth retten, als des Königs — — Sie mochte selbst diesen Gedanken nicht ausdenken, so blutig, so grausig trat er vor ihre Seele.

Endlich, nachdem die Gesandten von Piemont und Frankreich eingetroffen waren, konnte die Taufe des Prinzen vor sich gehen, aber auch hierbei zeigte sich der König halsstarrig und feindlich gegen seine Gemahlin; er verschloß sich auf sein Zimmer und war durch nichts zu bewegen, dem Taufact beizuwohnen. Da die Königin, des schönen Klimas wegen, sich vorgenommen hatte, in Stirling zu bleiben, verließ er das Schloß und begab sich nach Glasgow zu seinem Vater. Diese Zeit benutzte Bothwell trefflich; er gewann das Herz der Königin immer mehr und mehr, und suchte durch erdichtete Erzählungen, wie man ihm nach dem Leben trachte, immer mehr den Glauben in ihr zu befestigen, auch er müsse, wie Rizio,

ein Opfer seiner Neigung, seiner Treue zu ihr werden. Wer in der Nähe und um die Person der Königin war, dem konnte nicht entgehen, daß zwischen ihr und Bothwell jetzt etwas Geheimes ausgesponnen werde. Oft war er mehrere Tage abwesend, wenn er zurück kehrte, hatte so manches fremde Gesicht, das man sonst nicht am Hofe gesehen, Zutritt in dem Kabinet der Königin. Endlich verließ auch die Königin Stirling und folgte ihrem Gemahl nach Glasgow, wo sie sich gewissermaßen in die Hände des Grafen von Lenox gab, welchem die Stadt angehörte.

Hier versuchte sie alle weiblichen Künste, den König zu bereden, mit ihr nach Edinburg zu kommen, und obgleich dieser von einer bösartigen, ekelhaften Hautkrankheit befallen war, die sein Aussehen widerlich machte, weshalb auch die Menge glaubte, er habe Gift, was nicht gehörig gewirkt habe, bekommen, so ließ sie sich doch nicht davon abhalten, beständig an seinem Lager zu sitzen, ihn zu pflegen und alle nur möglichen Handreichungen zu thun. Diese Pflege und Vorsorge leistete auch dem Könige so treffliche Dienste, daß er sich gestärkt fühlte, und die Aerzte selbst zu dieser kurzen Reise zuredeten. Auch der alte Graf Lenox, dem Alles daran lag, das gute Verhältniß zwischen dem König und der Königin wieder herzustellen, redete ihm zu, und so verließ der König endlich Glasgow in Begleitung seiner Gemahlin, um sich mit ihr nach Edinburg zu begeben. Allein sie brachte ihn nicht nach dem Schlosse Edinburg, nicht nach ihrem Palaste Holyroodhouse, sondern unter dem Vorwande der freien Lage und der gesunden Luft, nach einem auf einer Anhöhe stehenden einsamen Hause, welches dem Propste der Collegiatkirche Kirk of field gehörte. Dies Haus war nicht groß, aber seiner gesunden Lage wegen wohl geeignet, einen Kranken aufzunehmen, der nicht einer großen Begleitung bedurfte. Hier besuchte ihn die Königin alle Tage, und fuhr fort, ihn mit aller möglichen Sorgfalt, der nur eine liebende Gattin fähig ist, zu pflegen; sie übernachtete selbst mehrere Male bei ihm; gab ihm die auffallendsten Beweise ihres Vertrauens, verscheuchte so nach und nach jeden in seiner Seele aufgestiegenen Argwohn und gab ihm die Hoffnung, daß wieder die früheren glücklichen Tage für ihn erblühen könnten.

Trotz des Amtes einer Krankenwärterin lebte die Königin in Holyroodhouse nicht als eine Trauernde, sondern in Lust und Freude. Alles blieb in der alten Gewohnheit, Feste folgten auf Feste, nur bemerkte man Bothwell seltener dabei, als sonst.

Maria Ogilvie war vielleicht die Einzige, welche ein Zufall durch den Schleier, welchen die Königin um ihre Handlungsweise geworfen hatte, sehen ließ. Auch sie hatte endlich ihrem Herzen nicht widerstehen können; ihre so lange verhaltene Neigung für Murray war diesem nicht unbemerkt geblieben, er warb um die Liebe des schönen Mädchens und wurde nicht zurückgewiesen. Eines Tages nach einem Mittagsmahle hatte Murray sie um eine geheime Unterredung in dem Schloßgarten, die sie auch zu-

gesagt, gebeten. Sie harrte sein auf einem einsammen schattigen Plätzchen, wo sie den Garten überschauen konnte, sie harrte vergebens auf die Ankunft des Geliebten. Da erblickte sie, von tiefem Gesträuche verborgen, Bothwell in eifrigem Gespräche mit Lord Gordon; was sie sprachen, konnte sie nicht verstehen, nur als sie sich beim Abschiede die Hände reichten, sagte Bothwell: Der König verdient diese Ehre, Lord Gordon, sein Ende muß glänzend sein, wie sein Beginnen. Sie vertraute noch an demselben Tage das, was sie gesehen und gehört hatte, Murray, der zwar keinen großen Werth auf die Worte legte, dem es jedoch auffiel, daß Gordon und nicht Bothwell bei dem Feste zugegen gewesen war; er beschloß, Beide zu beobachten, und besonders Bothwell, seinen geschwornen Feind, nicht aus dem Auge zu lassen. Daß ein Anschlag auf die Person des Königs im Werke sei, schien ihm wahrscheinlich, nur konnte er nicht glauben, daß dies ohne Bewilligung der Königin geschehen könne, und traute dieser nicht Falschheit und Verstellung genug zu, daß sie in einem Augenblick, wo sie Alles that, sich mit ihrem Gemahl zu versöhnen, einem Verbrechen würde die Hand bieten können. Er selbst hatte den Muth mit der Königin so offen darüber zu sprechen, als es das Gräßliche der Sache erlaubte. Maria war bei dem Gedanken gleich ihm tief erschüttert und bat ihn, ein wachsames Auge auf Bothwell und Gordon zu haben.

An dem Tage, wo die Hochzeit der Lieblings-Kammerfrau der Königin mit Pracht gefeiert werden sollte, hatte sich Maria Stuart schon in aller Frühe nach dem Hause des Propstes von Kirck of field zu ihrem Gemahl begeben, um dort den Tag zuzubringen. Niemand als Tristan, ihr Leibpage, und Maria Ogilvie hatten sie dorthin begleitet. Sie war anfangs von der heitersten Laune, selbst ihrem Muthwillen ließ sie freien Zügel, jedoch mit dem Untergang der Sonne ging auch die muthwillige Laune unter, und sie ward tiefsinnig. Der König bat sie heute dringend die Nacht hier zuzubringen, und nicht zu der Mummerei, die bei der Hochzeit stattfinden sollte, zu gehen. Allein sie behauptete, es ihrer treuen Dienerin zu fest versprochen zu haben, als daß sie ihr Wort brechen könnte; und als die Zeit heranrückte, warf sie ihren schwarzsammetnen Mantel um, trat vor den König, betrachtete ihn mit ernstem und doch wehmüthigem Blick, und Maria Ogilvie, die dicht hinter ihr stand, wollte den Namen Rizio, der sich leise ihrer Brust entrang, gehört haben. Auch der König, dem ihr sonderbares Benehmen auffallen mußte, sah sie befremdet an. Da erfaßte sie die Ungeduld: Schlaf wohl, Heinrich, Euer Schlaf wird sicher süß und fest sein! — Lebt wohl! erwiderte er und reichte ihr zum Abschied die Hand, die sie nur mit Widerwillen ergriff. Auch aus ihrer Brust rang sich ein dumpfes Lebewohl hervor, es war aber kein Lebewohl, dessen Schmerz der Engel des Mitleids mit der Hoffnung des Wiedersehens lindert, ein Lebewohl, als sei

20 *

es an der Pforte der Hölle gesprochen und in tausendfachem Echo von den Geistern der Finsterniß wiederholt worden. — Langsam schritt sie die Treppe hinab, ihre Hand bebte in der Hand ihrer Freundin, und Tristan mußte der Wankenden zur Stütze dienen. Jedoch aus dem Portale herausgetreten, wo ihr Zelter, sie erwartend, wiehernd stand, da schien ihre Beklemmung sie verlassen zu haben, denn sie bestieg mit kräftigem Schwunge ihr Roß und sprengte davon.

Führt unser Weg uns in unser Kloset nach Holyroodhouse? fragte Miß Ogilvie, die ihr gefolgt war.

Da sei Gott vor! antwortete die Königin. Nicht im stillen Kloset, nicht vor dem Betaltar möchte ich heute Nacht stehen; zur Hochzeit muß ich, zur lustigen Hochzeit, wo der Dudelsack brummt und die Pfeife schrillt; da vergißt man, was geschehen wird, da durchrieselt es nicht eisig unser Gebein, wenn der Sturm das Fenster aufreißt und wir glauben, die verhängnißvollen Würfel mit ihren magischen Zeichen rollen hin und der Wurf liegt unabänderlich.

Dumpf dröhnte der Hufschlag der Rosse, als sie durch das hohe Thor von Holyroodhouse ritten, ein aufgescheuchtes Känzchen begrüßte sie krächzend, da sprang die Königin schnell vom Zelter, stieg rasch die Wendeltreppe des kleinen Thrums hinauf, so daß der Diener, der die Kerze trug, ihr kaum folgen konnte, und stand bald in ihrem Gemach. Hier warf sie das Reitkleid ab, ließ sich ein Kleid von feuerfarbner Wolle bringen, war schnell angekleidet und verfügte sich nach einem der Säle, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Trompetenschall empfing sie, und rasch ergriff sie die Hand von Lord Gordons Bruder und rauschte mit ihm im flüchtigen Walzer dahin; doch schien ihre Seele nicht bei dem Tanze zu sein, sie hielt zuweilen plötzlich inne, horchte, und schrak zusammen, wenn irgendwo ein lautes Gespräch sich vernehmen ließ. Endlich mochte sie wohl fühlen, daß dieser wilde, bacchantische Tanz sich nicht wohl für die Würde der Königin zieme, da hörte sie auf, setzte sich zu der Braut, und sprach ruhig mit ihr über die Zukunft, winkte Maria Ogilvie, sich auf der andern Seite neben sie zu setzen und verfiel dann in tiefes Nachdenken. Sie hatte die Hand ihrer Freundin gefaßt und hielt sie krampfhaft, ihr Auge sah oft starr vor sich hin, oft unstät im Kreise umher, zuweilen sogar bittend auf Miß Ogilvie. Da zertheilte plötzlich ein dumpfer Knall die Luft, es war, als wenn das Pulver einen alten Thurm aus seiner Grundfeste gehoben und ihn über die belagerte Stadt geschleudert hätte. Trompeten und Geigen verstummten und es trat plötzlich eine dumpfe ängstliche Stille in dem vorhin noch so geräuschvollen Saale ein. Jetzt erhob sich die Königin langsam, sagte Miß Ogilvie leise einige Worte und verließ mit ihr das Fest; Niemand durfte ihr folgen.

Schweigend war sie durch die langen Hallen geschritten, in ihrer linken Hand eine Kerze tragend, die Rechte hatte das Diamantkreuz er-

griffen, welches an ihrem blendenden Halse hing; so betrat sie ihr Gemach, eine glühende Röthe überflog ihr Antlitz, während Marie Ogilvie blaß wie eine Leiche neben ihr stand. Jetzt warf sie sich vor den Betstuhl, faltete ihre Hände und wollte beten; doch sie konnte nicht, sie preßte die gefalteten auf ihr Herz, aber keine Worte entquollen ihrer Brust.

Erbarme Dich Gott der Sünder! sprach jetzt Maria Ogilvie hinter ihr. Gehe nicht streng mit ihnen zu Gericht, und laß Gnade walten vor Gerechtigkeit! Bei diesen Worten erhob sich die Königin, warf einen vernichtenden Blick auf das Fräulein, und fragte sie mit heftigem Tone: Für wen betest Du?

Für den, der meines Gebetes bedarf. Ist dem so, wie ich ahne, so erlaubt, daß ich Euch schon morgen verlasse!

Die Königin schien von diesen Worten überrascht. Jetzt, gleich, gleich, wenn Du willst! rief sie. Du holst mir den Himmel nicht zurück, und bringst mir die Seligkeit nicht wieder — wäre sie vorloren, setzte sie dumpf hinzu.

Das Fräulein warf sich vor ihr nieder, ergriff ihre Hand, küßte und drückte sie an Lipp' und Herz. Daß wir so scheiden sollten, hätte ich nicht geglaubt, rief sie in tiefster Bewegung. Lebt wohl! Gott mit Euch! sprach sie dann, und Thränen im Blick, Kummer im Herzen ging sie in ihr einsames Gemach, dort für die Sünder zu beten.

Als die Königin sich allein befand, blieb sie, starr vor sich hinblickend, stehen. Man sah es ihr an, es trieb sie, ihr Herz zu Gott zu wenden, doch aber war die That, die sie zwar nicht befohlen, nicht gut geheißen, die aber ihr Mund, vielleicht auch ihr Herz nicht verdammt hatte, zu furchtbar, als daß sie hoffen konnte, ihr Gebet könnte dort oben erhört werden. Sie hätte sie hintertreiben können und hatte es nicht gethan, das war ihr Vergehen, das der Fluch dieser furchtbaren That, die sie verfolgte.

Ist es denn wirklich geschehen? rief sie endlich aus, da ihre Empfindung wieder Sprache gewonnen hatte. Steh ich denn wirklich nicht mehr gebunden, fest an ihn gebunden, auf dieser elenden Welt? War ein Augenblick, ein so kurzer Augenblick hinreichend, das ganze Geschick meines Lebens umzugestalten, so daß mein Leben jetzt der Wonne, oder — einer Nemesis verfallen ist, die jeden Freudenbecher vergiftet, jeden Liebeskuß zum Skorpionstich umwandelt, und kein Erbarmen mit dem zerrissenen Herzen kennt? — Schon stehe ich hier allein, sagte sie nach einer Pause, eine Kerze ist schon niedergebrannt, die andere wird nicht lange mehr leuchten, und es wird Nacht um mich sein. Die Freundin meiner Jugend hat mich wie eine von Gott Verstoßene verlassen, und so werde ich, eine

Dornenkrone im Haar, statt des Diadems von funkelnden Diamanten, auf den Throne sitzen, und kein Herz, außer dem seinen, liebend neben mir stehen. O! mich graus't vor dieser furchtbaren Einsamkeit. —

Kaum hatte sie dieses Wort gesprochen, so klopfte es dreimal leise an eine verborgene Thür, sie öffnete sich, ein bleiches, aber dennoch schönes männliches Gesicht blickte scheu herein. Seid Ihr allein, Marie? fragte der Mann mit bebender Stimme, und als die Königin statt Antwort sich von ihm abwandte und ihm zu gehen winkte, da trat er keck ein, setzte die Kerze auf den Tisch und schritt auf sie zu.

Eure Wünsche, auch die meinigen sind erfüllt! sagte Bothwell. Gen Himmel habe ich den König gesandt, und mich dafür der Hölle verschrieben. Ich komme her, meinen Lohn zu fodern. Nicht für ein zagendes Weib, für eine Fürstin, für ein Weib mit hoher kräftiger Seele habe ich gehandelt, habe mir einen ewigen Diener erkauft, der mich keinen Augenblick verläßt, und Tag und Nacht wie mein Schatten mich verfolgt. Der geschäftige Diener — ist Darnley's Geist, den ich nicht mit aller Kraft abschütteln kann, wenn er mich erfaßt hat — Seht ihr ihn nicht? fuhr er plötzlich auf, und streckte die Hand nach den Betetisch hin. Dort hinter dem Kruzifix hat er sich verborgen, grinzt mich an — und — weg ist er!

Unwillkührlich hatte die Königin ihr Auge auf den Fleck richten müssen, und ihre aufgeregte Phantasie ließ das Bild ihres gemordeten Gatten sehen, aber schnell war das Trugbild wieder verschwunden, und sie wandte sich rasch und unmuthig zu Bothwell.

Ist das Euer gepriesener Muth, Jacob Herburn, ist das die Thatkraft, die Euch nach dem Höchsten zu streben zwang? Faßt Euch, nehmt Platz mir gegenüber, und erzählt mir ruhig, wie Alles geschah, erzählt mir, ob Ihr gewiß seid, daß die That vollbracht ist, oder ob ich noch hoffen kann —

Hoffen? rief mit höhnischem Lächeln Bothwell. Ihr wollt noch hoffen? Eure Hoffnung kommt zu spät! So lange der Mensch noch über der Erde ist, wenn ihm auch der Tod den letzten Liebeskuß schon aufgedrückt hat, so lange kann man noch hoffen, er könne wieder erstehen aus seiner Nacht; wenn man ihn aber in die Gruft senkt, dumpf und dröhnend die Schollen Erde auf den hohlen Sarg darnieder rollen, dann ist der Flügel der Hoffnung gebrochen, aus dem Grabe erhebt sie sich nicht wieder. Habt Ihr den Knall nicht gehört? Das Haus flog empor, und wie soll denn ein armer siecher Mensch der Zerstörung entgehen, wenn die Steinmasse es nicht vermochte? Euch zu besitzen habe ich das Schrecklichste vollbracht; in dieser ernsten Stunde reicht mir auch Eure Hand, und gebt mir Gewißheit, daß ich meinen Lohn treulich erhalten soll. Ihr zögert? — Blut klebt nicht an der meinigen, nicht einmal Pulverdampf hat sie eingehüllt; ich war kein Werkzeug, ich war nur der Geist, der wie Ihr gebot, und nur das Wort sprach: Zündet!

Bothwell! sagte jetzt die Königin, und im kurzen Kampfe versiegte der letzte Quell des Guten. Hier hast Du meine Hand, mein Herz war schon längst Dein Eigenthum. Können wir auch nicht ganz vergessen, was geschah; so wollen wir doch die Wonne, die uns noch auf Erden blieb, genießen bis zu ihrem letzten Tropfen: im Rausch der Liebe soll Darnley's Geist uns nicht erscheinen, wir wollen ihn mit ihrem Zauber bannen, daß er den Pforten des Grabes nicht entsteigen kann.

Das wollen wir! sagte Bothwell zuversichtlich und mit triumphirendem Blick, als könne er die Erinnerung mit all ihren Bildern verbannen; Jenem ist es wohl — uns zwiefach!

Kaum daß der Tag graute, als auch schon die ganze Bevölkerung Edinburgs nach Kirok of field strömte, um zu sehen, ob das dumpfe Gerücht, welches sich verbreitet hatte, der König sei ermordet, wahr sei. Das Haus, worinnen er gewohnt, war durch die Macht des Pulvers ganz zerstört, nur die Trümmer konnte man noch sehen. Sonderbarer Weise aber lagen der König und ein Bedienter, der in seinem Gemach geschlafen hatte, nicht unter den Trümmern begraben, sie lagen in einem benachbarten Garten jenseits der Stadtmauer erstarrt; die Körper waren beide unversehrt, ohne nur die geringsten Kennzeichen von Gewaltthätigkeit an sich zu haben. So wenig der König auch bei seinen Lebzeiten geliebt war, denn dem ersten Lord, wie dem gemeinsten Bürger war sein Stolz und seine Anmaßung unerträglich gewesen, bejammerte ihn doch heute Alt und Jung, und ohne Rückhalt nannte man Bothwell als den Mörder, und selbst der Königin wurde hier und da nicht ehrenvoll dabei gedacht. Ohne weitern Pomp wurde der Leichnam nach Edinburg gebracht, und einige Tage darauf, zwar in der Stille, doch unter den schottischen Monarchen beigesetzt. Den dritten Tag, nachdem der Mord geschehen, ließ die Königin einen Aufruf ergehen, wo sie auf die Entdeckung des Thäters eine bedeutende Geldsumme setzte, was doch aber nichts dazu beitrug, den Verdacht von Bothwell abzulenken. Der Vater des Ermordeten, der Graf Lenox, klagte ihn jetzt öffentlich dieses Mordes wegen an, und bat, ihn wenigstens, dem in Schottland bestehenden Gesetze nach, verhaften zu lassen. Bothwell wurde auch wirklich vor Gericht gefordert, allein nicht, wie Lenox es gewünscht hatte, verhaftet. Die Königin hatte ihm nach wie vor freien Zutritt in Holyroodhouse gestattet, sie erlaubte ihm, Theil an allen Berathschlagungen des Staatsraths zu nehmen, und hielt es für nothwendig ihm noch mehr Gewalt zu verleihen. Obgleich die meisten Schlösser des mittäglichen Theils von Schottland schon in der Gewalt des Günstlings waren, so glaubte sie doch noch, zu ihrer und Bothwells Sicherheit, auch das Schloß zu Edinburg, als das Bedeutendste, in seine Hände geben zu müssen. Sie unterhandelte deshalb mit dem Grafen Mar, der es ihr endlich auch, nachdem

sie ihm die vortheilhaftesten Bedingungen zugestanden, einräumte. Alle diese Schritte waren nicht geeignet, den einmal gefaßten Verdacht von Bothwell und ihr abzuwälzen, vielmehr mußten sie ihn noch verstärken, und so sah die Königin durch das Murren des Volks sich endlich gezwungen, den Tag des gerichtlichen Verhörs anzusetzen. Ganz gegen die Sitte des Landes aber wurden dem Kläger, dem Grafen von Lenox, nur 12 Tage Zeit zur Bestellung der Klage gelassen. Lenox obgleich er seine bedeutenden Güter in Schottland während der Glanzepoche seines Sohnes zurückerhalten hatte, stand doch ohne Freunde und isolirt da, sein und seines Sohnes Benehmen gegen Murray hatte diesen zu ihrem Feind gemacht; die Hamiltons waren von jeher die geschworenen Feinde der Familie Lenox, und der Graf Huntley war so ganz Bothwell ergeben, daß er von dieser Seite Alles fürchten mußte. Er bat um Aufschub, der ihm verweigert wurde, und Bothwell saß selbst in dem Rathe, der über die Art und Weise, wie diese Sache gerichtlich verhandelt werden sollte, bestimmte. Am Tage des Verhörs zogen Söldner mit fliegenden Fahnen durch die Straßen von Edinburg; er selbst ritt an der Spitze seiner Freunde mit solch bedeutendem Gefolge ein, daß es für die Richter ihn zu verdammen gefährlich, und ihn zu bestrafen unmöglich gewesen wäre. In dem Gerichtshofe aber trat Robert Cunnigham im Namen des Grafen Lenox auf, entschuldigte das Außenbleiben seines Herrn, und hob besonders hervor, daß er wegen der Kürze des Termins nicht Zeit genug gehabt hätte, die nöthige Bedeckung um sich zu sammeln, ohne welche es gefährlich gewesen wäre, sich solchen mächtigen Gegnern entgegen zu stellen. Er bat deshalb, mit dem Prozeß einzuhalten, Bothwell hingegen verlangte, daß man unverzüglich zum Verhöre schreiten solle. So wurde Bothwell, da Cunnigham sich zurückzog, von dem angeschuldigten Verbrechen losgesprochen. Zwei Tage darauf wurde ein Parlament gehalten, wo die Königin so wenig Rücksicht gegen die Stimmung des Volkes nahm, daß sie ihm das Scepter vor sich hertragen ließ. Ueberdies ward hier das Gesetz der Achtserklärung gegen Huntley aufgehoben und er in alle seine Güter wieder eingesetzt; eben so wurden die wegen der Ermordung des Rizio Verbannten zurück berufen, und erhielten die königliche Verzeihung. Alle diese Gnadenbezeichnungen geschahen von Seiten der Königin, um Bothwell Freunde zu werben.

IV.

Bothwell.

An dem Morgen nach jener verhängnißvollen Nacht, die dem Könige das Leben gekostet hatte, trat Maria Ogilvie in das Zimmer der Königin ein. Sie fand sie so ruhig schlafend, als ob keine böse That, kein böser Traum ihren Schlummer hätte stören können. Sie stand lange vor ihr und betrachtete dies liebliche, holde Antlitz mit Wohlgefallen. Also auch diese Züge können täuschen, dachte sie, auch dieses fromme, harmlose Antlitz kann die wilden Begierden verbergen, die in dieser jugendlichen Brust toben? Sie soll ich verlassen, die mir von Kindheit an mehr Freundin, als Gebieterin war? Aber ich muß! — Wo die Hölle waltet, da vermeide der Mensch selbst die schönsten Erinnerungen seiner Jugendzeit in sich zu erwecken, er fliehe, sonst ist er verloren! In diesem Momente schlug die Königin die Augen auf, und sah noch die Thränen über des Mädchens Wangen rollen. Was willst Du hier? redete sie die Königin barsch an. Ich glaubte Dich schon weit weg von Holyroodhouse, und noch bist Du in meiner Nähe?

Konnte ich ohne Abschied Euch verlassen, ohne Euch für die Wohlthaten zu danken, deren Ihr mir so viele erzeigt habt? Acht Jahre sind es, als ich Euch zum ersten Male in Fontainebleau sah, als ich in Eurem Anblick versunken zu Euren Füßen fiel und den Schwur that, freiwillig Euch nie zu verlassen. Und doch muß ich es jetzt! Bei diesen Worten sank sie vor dem Bette der Königin nieder, die ihr aufzustehen befahl und nach einem Sessel zeigte, auf dem sie Platz nehmen sollte. Dann sprang die Königin rasch von ihrem Lager auf, ihr Hoffräulein reichte ihr das Morgengewand, und wie eine dem Meere entstiegene Aphrodite stand sie vor Maria Ogilvie.

Wir müssen uns trennen, Du hast Recht, nahm sie jetzt das Wort, und der Ton, mit dem sie sprach, war der Ton des Herzens, und mir ist es unaussprechlich schmerzlich, ich habe Niemanden mehr, dem ich meine Schwächen und mein menschliches Irren anvertrauen kann. Ein Augenblick, in dem ich vergaß, daß das Gute nicht wollen, ein so großes Ver-

brechen ist, als das Böse thun, hat mich von Dir, Du frommes Mädchen, für immer getrennt. Ziehe hin in Frieden, werde glücklich!

Maria Ogilvie war von diesen Worten tief gerührt; sie wollte eben der Königin Hand ergreifen, als diese sich wegwandte, ein Kästchen öffnete und eine weise Rose aus demselben nahm. Nimm diese geringe Blume zur Erinnerung an mich; es liegt für mich eine tiefe Deutung in ihr verborgen. Gedenkst Du noch jenes Abends in Fontainebleau, wo ich sie aus meinen Haaren wand und sie mit Thränen benetzte, und Du mich fragtest, warum dies Symbol heiliger reiner Liebe mir Thränen erpresse? — Wiss' es jetzt, was ich Dir damals verschwieg: es war der letzte Augenblick meiner frommen Jugendzeit, und sie gehörte fortan nicht mehr in mein Haar. Ich habe sie als stumme Mahnerin verwahrt und gebe sie jetzt Dir — ich bedarf ihrer nicht mehr! setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu. Dir möge sie den Gränzstein eines verschwundenen Paradieses bezeichnen! — Möge der Mann Deiner Liebe, sprach sie dann mit innerer Rührung, Dich nimmer vergessen, wie ich Dich nie vergessen werde. Sie umarmte das Fräulein, trat in ihr Cabinet und ließ das Fräulein allein zurück, die noch einen Blick in dem ihr so wohlbekannten Zimmer umher warf und dann mit ernstem, traurigem Gefühle Holyroodhouse verließ. Der andere Tag sah sie mit einem stattlichen Gefolge auf dem Wege nach den Hochlanden, und bald hielt sie vor dem Thore von Larg-Castle.

Mit herzlichem Willkommen empfing sie der alte Makintosh, der, seit Robert von Kinkardine, auch noch im Tode seines Befehles eingedenk, vor der Pforte des Schlosses ein Erschlagener liegen blieb, mit dem Leben in Zwiespalt lag, aber sich Murray'n, dem Beschützer seines Robert, genähert hatte. Er freute sich aufrichtig, die Freundin seiner Tochter zu sehen, ließ Anna schnell herbeirufen, und weinend hing die jugendliche Wittwe an dem Halse ihrer Freundin. Mit wenigen Worten, jedoch mit aller Schonung für die Königin, erzählte Marie, was indessen in Edinburg vorgefallen sei, überreichte dem alten Lord ein Schreiben Murray's, worinnen er sie des Lairds von Larg-Castle Obhut empfahl und ihn aufmerksam machte, daß er jetzt wohl eben so gut von dem Grafen von Huntley einen Ueberfall zu befürchten habe, als früher. Er rieth ihm daher, von der Begleitung Marie Ogilvie's so viel Mannschaft in seinem Schlosse zurückzubehalten, als er zur Vertheidigung nothwendig erachte; die Mannschaft selbst bleibe jedoch in Murrays Solde.

Der Alte schüttelte bedenklich mit dem Kopfe. Was soll ich mit dem Volke jenseits des Clyde und ihren langen Spießen? Hochländer hätte er mir schicken sollen, die passen nur in unsern Bergen — Doch! — Er ging durch die Reihen und besah sie sich; es war wackeres, schönes Volk. Nun denn! rief er mit lauter Stimme. Wer will von Euch bei dem alten Lord von Larg-Castle bleiben und sein Schloß vertheidigen helfen, der trete hervor! und alle Zwanzig traten hervor und blieben gern bei dem alten Mann.

Es ist doch ein böses Ding in der Welt, rief der Alte aus, als er mit Anna und Maria allein war, wenn Gott ein menschliches Wesen mit rechtgläubigen Sinn, königlicher Gewalt und unwiderstehlicher Schönheit ausgestattet hat, und hat es nicht auch mit Tugend begabt. Was ist das für ein Leben und Treiben in Edinburg, toller als je, und da sitzt eine junge, schöne, rechtgläubige Fürstin auf dem Throne; man sollte meinen, Schottland wäre durch diesen Engel zum Paradies umgestaltet, und eine Hölle ist es geworden, wo man alle Bande des Blutes vernichtet, den Einen gen Himmel, den Andern zur Hölle schickt und selbst das Alter öffentlich verspottet. Nun, ich ziehe nicht wieder ein in diese Baalsburg, ziehe nicht wieder mein Schwert und entfalte nicht wieder mein Banner für diese Königin!

So brummte der Alte, der das Festspiel auf Holyroodhouse nicht vergessen konnte, und mit jedem Gedanken an jenen Abend, warf er einen traurigen Blick auf sein Kind, das so oft nach dem Grabe ihres erschlagenen Gatten wallfahrtete. Ueber dies Alles vergaß er jedoch die Warnung des Grafen Murray nicht, setzte das Nöthige in Stand, rüstete sich, als ob der Feind schon vor den Thoren stände, und sendete Kundschafter nach Aberdeen, um bei Zeiten zu erfahren, ob der Graf von Huntley sich auch rüste. Die Anwesenheit Maria Ogilvie's war ihm sehr lieb; sie hatte in Edinburg mit schwesterlicher Liebe an seiner Tochter gehangen, daß er sich freute, durch den wenigen Schutz, den er ihr gab, sich dankbar zeigen zu können.

In Edinburg schien nach der Freisprechung Bothwell's Alles nach den Wünschen der Königin zu gehen. Die Vereinigung der mächtigen Familien Gordon und Seaton, zu der sich mehre Andere von hohem Adel, worunter sich selbst Morton befand, schlugen, hatte Bothwell ein solch bedeutendes Uebergewicht gegeben, daß Niemand sich ihm entgegen zu stellen wagte. Auch Murray, zu klug, um nicht zu wissen, daß jetzt der richtige Zeitpunkt noch nicht da sei, zog sich nach und nach von den Geschäften zurück, erhielt sich aber doch die Achtung der Königin, obgleich ihn Bothwell haßte. Diesem war bisher noch nichts mißglückt; er hatte seinen großen Plan so klug als fein angelegt, und mit eben so viel Besonnenheit als Beharrlichkeit ihn durchgeführt. Ganz der Königin Herz gewiß, überzeugt, daß sie den Wunsch mit ihm theile, ihm ihre Hand zu geben, und ihn auf Schottlands Thron zu erheben, wagte er es doch nicht, sie zu einer unüberlegten Handlung zu bereden. Er fühlte wohl, daß in einem Lande, wo die Macht des hohen Adels so groß war, es schwer sei, das Gesetz zu umgehen, das der Königin vorschrieb, sich nicht ohne Bewilligung des Parlaments zu verheirathen. Er beschloß daher, durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel den Adel dahin zu vermögen, daß er ihn der Königin zum Gemahl vorschlage. Er lud sämmtliche Lords, die bei dem Parlament zugegen gewesen waren, zu einem großen Feste ein, und nachdem er sein

Haus mit ihm treuergebenen Söldnern besetzt hatte, machte er ihnen, da auch der Wein seine Wirkung nicht verfehlt hatte, den Antrag, ihn, dem die Königin mit ganzer Seele zugethan sei, als den Mann vorzuschlagen, welcher der Würdigste sei, um Schottlands Thron mit ihr zu theilen. Nicht einer der anwesenden Lords trat dagegen auf; Eigennutz leitete wohl die Meisten, und selbst die, denen dieses Verhältniß unangenehm sein mußte, glaubten sicher nicht mit ihrer Meinung durchzudringen, und wollten sich nicht nutzlos dem mächtigen Mann entgegen stellen. Mehre unter ihnen, worunter auch Murray, sahen die Sache nicht von der gefährlichen Seite an, sie kannten der Königin Flattersinn zu gut, und Darnley's Beispiel gab ihnen fast die Gewißheit, daß auch dieser Liebesrausch bald ausgeschlafen sein würde. Sie unterzeichneten Alle und nun stand Bothwells Glück nichts mehr im Wege, als die eigene Gattin, denn er war mit der Schwester des Lord Gordon verheirathet. Er klagte unter nichtigem Vorwand auf Scheidung, und da seine Gattin und deren Familie mit ihm einverstanden waren, so wurde auch dies Hinderniß bald beseitigt.

Nicht so gleichgültig, wie dem Anschein nach in Schottland, sah man in England und an dem französischen Hofe diese Heirath an. Die desfalls von Elisabeth an die Königin Maria geschriebenen Briefe sprachen sich unumwunden darüber aus, daß die Vermählung mit dem Mörder ihres ersten Gatten sie als Theilnehmerin bezeichnen, und daß ein solcher Schritt gegen alles Ehrgefühl und gegen die Würde eines gekrönten Hauptes sein würde. Dies mochte die Königin selbst fühlen, und deshalb ging sie willig in einen Vorschlag Bothwells ein, ihrer Vermählung auch diesen bösen Schein zu nehmen, den sie auf ihren Charakter, hauptsächlich aber auf ihre Theilnahme an dem Tod ihres Gemahls werfen könnte.

Während Murrays Abwesenheit in den nördlichen Provinzen, wo die Grafschaft Murray an der Seeküste liegt, fühlte die Königin, gleich nachdem das Parlament auseinander gegangen war, ein dringendes Verlangen ihren Sohn zu sehen, der der Aufsicht des Grafen Mar, des Befehlshabers auf Stirling übergeben war. Die Sache mußte jedem so natürlich erscheinen, daß auch nicht der kleinste Argwohn bei irgend Jemand aufstieg, besonders da Bothwell zur nemlichen Zeit mit 1000 Pferden von Edinburg gegen die an der Grenze sich von Neuem gesammelten Freibeuter ausgezogen war; er wandte sich aber plötzlich und traf bei Lintinthon die Königin, auf ihrer Rückreise nach Edinburg begriffen. Ohne zu säumen griff er ihr Gefolge an, das leicht auseinander gesprengt wurde, bemächtigte sich ihrer Person, und führte sie nach seinem festen Schlosse Dunbar; nur wenige Hofbedienten durften folgen.

Die Königin ließ gegen solch freches Attentat ihrer heiligen Person und gegen diese Beschimpfung ihrer königlichen Autorität kein unwilliges Wort fallen, sie zeigte deutlich, daß sie mit Bothwell einverstanden sei, denn der Ueberfall überraschte sie nicht einmal, und Bothwells Vertraute

versicherten dem Staatssekretair Melwill, daß Alles mit Bewilligung der Königin geschehe.

Bothwell, mit der Königin in Allem einverstanden, hoffte von diesem Gewaltstreich die glücklichsten Folgen. Mußte sie ihm gezwungen ihre Hand geben, so war er nicht der Mann ihrer Wahl, sie konnte sich stellen, als ob sie ihn haßte, verabscheute, und ihr konnte dann nicht der Vorwurf gemacht werden, daß sie dem von der ganzen Nation als der Mörder ihres Gemahls gebrandmarkten Manne zum Altare freudig gefolgt sei. Aber Bothwell hatte dabei der Königin früheres Betragen gegen ihn vergessen, und so erschien Jedem die Entführung als eine Posse, die Niemand mehr täuschen, seine Schuld aber wohl sehr vermehren konnte.

Nach einigem Aufenthalt in Dunbar führte Bothwell die Königin an der Spitze seiner Vasallen und Freunde, wie im Triumph nach Edinburg, aber nicht in den Palast, sondern ins Schloß, dessen Gouverneur er war, denn in dem offenen Palaste mußte er Alles von dem Unwillen der Nation erwarten.

Jetzt stand Bothwell seinem sich selbst gesteckten Ziele so nahe, daß nur noch ein kleiner Schritt nöthig war, es ganz zu erreichen. Hätte er sich jetzt rasch mit der Königin vermählt, so konnte man die geschlossene Ehe leicht für eine gezwungene ansehen, deren Gültigkeit man dereinst streitig machen konnte. Die Königin ließ daher einen besonders hierzu bestellten Gerichtshof bilden, welchem sie in Gegenwart des Kanzlers und mehrer Lords erklärte, daß des Grafen Bothwells gewaltsame Entführung sie zwar anfangs entrüstet, sein nachheriges unterwürfiges und ehrerbietiges Betragen aber habe sie mit ihm versöhnt, und sie sei deshalb mit freiem Willen entschlossen, ihn zu höherm Rang und Ehre zu erheben, weshalb sie ihn zum Herzog von Orkney ernenne. Drei Tage darauf ward sie mit Bothwell öffentlich nach den Gebräuchen der protestantischen Kirche, heimlich aber nach katholischem Ritus getraut.

Welche Stimmung diese Handlung im Lande erweckt hatte, konnte ihr das Benehmen des Adels und des Volkes sattsam beweisen, denn sie ward, wo sie sich öffentlich zeigte, mit wenig Ehrerbietung, wohl gar mit lautem Tadel und Verachtung empfangen.

Murray hatte es redlich mit der Königin gemeint. Sie und sein Vaterland waren bisher der Hebel aller seiner Handlungen gewesen, und wenn ihn auch Freund und Feind nicht mit Unrecht eines ungemäßigten Ehrgeizes beschuldigten, so mochte er wohl in der Erhebung seiner Schwester, in der Behauptung ihrer königlichen Macht zugleich für sich auch zu wirken hoffen. Nie hatte er aber eine Handlung begangen, wobei er sich auf Unkosten seiner Schwester oder der königlichen Macht hätte Vortheil verschaffen wollen; hier blieb sein Ehrgeiz immer dem Vortheil des Throns

untergeordnet. Nicht mit Maria's erster Wahl ganz zufrieden, denn ihm war es ohnmöglich, Heinrich Darnley als Mann, vielweniger als König zu achten, hatte er lange angestanden, bis er sich zur Partei der Unzufriedenen schlug; aber durch den übermüthigen König auf seiner empfindlichsten Seite so oft verwundet, galt seine Widersetzlichkeit ihm, nicht der Königin, auf deren Ruf, sobald sie ihn zu bedürfen glaubte, er schnell zu ihr zurück kehrte, um Leib und Leben willig für sie zu opfern. Ihr Verhältniß zu Bothwell empörte seinen edlen Sinn; was er nicht glauben konnte, was er nicht glauben wollte, drang ihm die unglückliche Leidenschaft Maria's auf, es glauben zu müssen, und seit diesem Augenblicke sah er sie für Schottland für verloren an. Die schottischen Großen konnten sich zwar zuweilen in den Drang der Umstände fügen, sie konnten selbst eine Art Tyrannei von ihren Herrschern eine Zeit lang ertragen, aber diese Herrscher mußten achtungswerth auf dem Throne sitzen, und nicht wie schwankendes Rohr, von jeder kleinlichen Leidenschaft ergriffen, sich hin und her bewegen lassen. Von diesem Augenblicke an glaubte er als Bruder Maria's seine ganze Pflicht erfüllt zu haben, wenn er sie warnte und ihr die Stimmung des Volkes zeigte, wie sie war, als erster Minister der Königin aber, zurück treten zu müssen und seine Hand nicht in solch ehrloses Spiel zu mischen. An ihrem Vermählungstage verließ er Edinburg und besuchte seine Grafschaft Murray; auch zog es ihn wohl wegen Larg-Castle dahin.

Schon lange hatte er im Stillen Maria Ogilvie geliebt. Ihr mehrjähriger Aufenthalt in Frankreich, ihre innige Freundschaft mit der lebenslustigen Königin, deren verborgenste Handlungsweise ihr nicht unbekannt konnte geblieben sein, trübte in seinen Augen den Nimbus, den Murray um das jugendliche Haupt einer unbescholtenen Jungfrau erblicken zu müssen glaubte; aber von dem Augenblick an, daß er sich überzeugt hatte, er thue dem edlen Mädchen Unrecht, blieb es auch sein einziges Bestreben, ihr seine Liebe zu zeigen. Der schöne hochherzige Mann bedurfte nicht langer Werbung, eine Unterredung in stiller Abendstunde reichte hin, ihre Herzen zu öffnen und sie zu verbinden.

Unter allen Feinden, die Murray am Hofe der Königin Maria hatte, war sein heftigster der Graf von Huntley. In der Schlacht von Corrichie hatte dessen Vater unter den Hufen der Rosse geendet, Murray hielt er für denjenigen, der Maria vermocht hatte, seinen Bruder auf dem Blutgerüste enden zu lassen, und diese beiden Tage vergaß Huntley nicht, sie zu rächen, war der düstre Zweck seines Lebens. Da nun durch die Schenkung der Grafschaft Murray ihre Besitzungen theilweise gränzten, auch während seiner Einkerkerung manches bedeutende Schloß, manches unrechtmäßig erworbene Lehn ihnen abgenommen und Murray übergeben war, dieser aber stets, während Huntley's Gefangenschaft, sich seiner Freilassung widersetzt hatte, so hatte Huntley beschlossen, den ersten vortheilhaften Zeit-

punkt wahrzunehmen und sich blutig an dem stolzen Murray zu rächen. Bothwell war ganz mit ihm einverstanden.

Sie glaubten, jetzt, wo er den Hof verlassen und ohne bedeutenden Einfluß war, sei der rechte Zeitpunkt gekommen, und er gebe sich durch seinen Aufenthalt in den nördlichen Grafschaften ihnen selbst in die Hände. Auch kannten sie des Grafen Verhältniß zu Maria Ogilvie, die jetzt eine hülflose Waise, selbst des Schutzes ihres Bruders beraubt war, der an den Folgen der Wunden, die er durch Huntley's Bruder in Edinburg empfangen hatte, vor Kurzem gestorben war. Sich der Anhänglichkeit aller Clane der dortigen Gegend gewiß glaubend, machten sie den Plan, sobald als Murray nach Larg-Castle kam, mit dem bereit gehaltenen Volke es zu umzingeln, und so Alle zusammen in ihre Hände zu bekommen; sollte aber dies zu viel Zeit erfordern, jedes andere Mittel zu ergreifen, sich an dem übermüthigen Bastard König Jacobs zu rächen.

Aber das Zusammenziehen von Kriegsvolk hatte nicht unbemerkt geschehen können, Lord Makintosh Kundschafter waren zu thätig, um es nicht schon nach Larg-Castle berichtet zu haben; auch sorgte der vorsichtige Murray dafür, daß nichts in Aberdeen, des Grafen Huntley Residenz, vorgehe, wovon er nicht unterrichtet wurde. Daher blieb es auch dem Grafen Huntley bald kein Geheimniß mehr, daß, sobald er die Zusammenziehung seiner Vasallen in aller Stille befohlen hatte, Murray ein Gleiches that, und von allen Seiten Söldner in seine Grafschaft rückten, die alsbald in die verödeten Schlösser eingelegt wurden. Auch lautete die Nachricht nicht günstig aus dem nördlichen Hochlande, denn dort wollten Alle lieber für den alten biedern Makintosh, als für den Verbündeten Bothwells fechten.

Dies zeigte den Grafen von Huntley sattsam, daß in offener ehrlicher Fehde hier gegen Murray nichts auszurichten sei, und er beschloß nun, auf geheimen Wege seine Rache zu stillen. Die Fehde, in der die Gordons mit den Ogilvies so lange verwickelt waren, sollte ihm, wie er hoffte, hinlängliche Gelegenheit dazu geben. Aber auch hier schienen die Begebenheiten, die sich in dieser unruhigen Zeit so häufig, so unvermuthet folgten, die Pläne des Grafen von Huntley schon in ihrem Entstehen untergraben zu wollen, denn er bekam von Bothwell einen Eilboten mit der Weisung, so sogleich mit allen seinen Mannen nach Dunbar aufzubrechen, wohin er mit der Königin habe flüchten müssen, und wohin der Adel mit bedeutender Macht folge. Diese Nachricht kam ihm überraschend, er hatte nie geglaubt, daß der allgemeine Haß gegen Bothwell die verschiedenen Parteien des Adels so schnell vereinigen würde. Er war einige Zeit ungewiß, ob er unter diesen Umständen Bothwell verlassen und sich plötzlich der Partei der Verbündeten anschließen solle. Gleich seinem Vater suchte er mehr durch List als durch Gewalt zu gewinnen, und daher mußte es ihm doppelt unangenehm sein, sich jetzt bestimmt und öffentlich für eine Partei zu erklären, und Alles, Ehre und Gut, an den glücklichen oder unglücklichen

sie ihm die vortheilhaftesten Bedingungen zugestanden, einräumte. Alle diese Schritte waren nicht geeignet, den einmal gefaßten Verdacht von Bothwell und ihr abzuwälzen, vielmehr mußten sie ihn noch verstärken, und so sah die Königin durch das Murren des Volks sich endlich gezwungen, den Tag des gerichtlichen Verhörs anzusetzen. Ganz gegen die Sitte des Landes aber wurden dem Kläger, dem Grafen von Lenox, nur 12 Tage Zeit zur Bestellung der Klage gelassen. Lenox obgleich er seine bedeutenden Güter in Schottland während der Glanzepoche seines Sohnes zurückerhalten hatte, stand doch ohne Freunde und isolirt da, sein und seines Sohnes Benehmen gegen Murray hatte diesen zu ihrem Feind gemacht; die Hamiltons waren von jeher die geschworenen Feinde der Familie Lenox, und der Graf Huntley war so ganz Bothwell ergeben, daß er von dieser Seite Alles fürchten mußte. Er bat um Aufschub, der ihm verweigert wurde, und Bothwell saß selbst in dem Rathe, der über die Art und Weise, wie diese Sache gerichtlich verhandelt werden sollte, bestimmte. Am Tage des Verhörs zogen Söldner mit fliegenden Fahnen durch die Straßen von Edinburg; er selbst ritt an der Spitze seiner Freunde mit solch bedeutendem Gefolge ein, daß es für die Richter ihn zu verdammen gefährlich, und ihn zu bestrafen unmöglich gewesen wäre. In dem Gerichtshofe aber trat Robert Cunnigham im Namen des Grafen Lenox auf, entschuldigte das Außenbleiben seines Herrn, und hob besonders hervor, daß er wegen der Kürze des Termins nicht Zeit genug gehabt hätte, die nöthige Bedeckung um sich zu sammeln, ohne welche es gefährlich gewesen wäre, sich solchen mächtigen Gegnern entgegen zu stellen. Er bat deshalb, mit dem Prozeß einzuhalten, Bothwell hingegen verlangte, daß man unverzüglich zum Verhöre schreiten solle. So wurde Bothwell, da Cunnigham sich zurückzog, von dem angeschuldigten Verbrechen losgesprochen. Zwei Tage darauf wurde ein Parlament gehalten, wo die Königin so wenig Rücksicht gegen die Stimmung des Volkes nahm, daß sie ihm das Scepter vor sich hertragen ließ. Ueberdies ward hier das Gesetz der Achtserklärung gegen Huntley aufgehoben und er in alle seine Güter wieder eingesetzt; eben so wurden die wegen der Ermordung des Rizio Verbannten zurück berufen, und erhielten die königliche Verzeihung. Alle diese Gnadenbezeichnungen geschahen von Seiten der Königin, um Bothwell Freunde zu werben.

Läugnen bald gestand, daß er in böser Absicht hierher gekommen sei; den Namen dessen, der ihn gesandt, verschwieg er standhaft, selbst der Tod erpreßte ihn nicht. Er ward an der Pforte des Schlosses aufgehangen.

Diese Begebenheit machte auf den alten Lord einen höchst traurigen Eindruck; der Gedanke, durch die Hand eines Meuchelmörders zu sterben, oder gar sein Kind auf solche Weise zu verlieren, war ihm grausig, und still und freudenlos durchlebte er von jetzt an die noch wenigen Tage, die der Himmel ihn auf Erden noch wandeln ließ. Hatte ihn auch nicht Huntleys Dolch, hatte ihn doch seine Rache getroffen.

Es hatte sich zu Stirling eine bedeutende Zahl des Adels, meist Protestanten, versammelt, um, wie sie vorgaben, über die Sicherheit des Prinzen, ihre Rechte und über die Ehre Schottlands sich zu berathen, eigentlich aber wohl nur, einen Bund gegen Bothwell zu schließen; selbst der durch seine überspannte Anhänglichkeit an den katholischen Glauben bekannte Graf von Athol war unter ihnen, um den Tod des Königs, seines nahen Verwandten zu rächen. Bedeutende Namen fand man hier: Argyll, Glencairn, Lindsay, Mar, Morton, der Sekretair Maitland und mehrere Andere waren die Häupter der Verschworenen. Murray hatte unter der Bedingung, daß es nicht gegen die Person der Königin, sondern blos gegen Bothwell gerichtet sei, ihnen seine Hülfe versprochen. Sie hatten in der Stille ihre Freunde und Vasallen um sich versammelt, und rückten, wenn auch noch nicht in bedeutender Zahl, doch freudigen Muthes rasch gegen Edinburg vor. Statt das Schloß von Edinburg zu vertheidigen, floh Bothwell mit der Königin, anfangs nach dem Schlosse von Borthwick, und, als sich die Verbündeten davor zeigten, nach Dunbar in solcher Eile, daß er die Königin zurückließ, die sich glücklich in Mannesкleidern rettete.

Durch Bothwells rasche Flucht bis ins Tiefste ihres Herzens gekränkt, empfing sie ihn in Dunbar eben nicht liebevoll. Seid Ihr ein Mann? fragte sie ihn, oder hat männlicher Muth Euch ganz verlassen? Muß ich an Eurer Stelle für mich handeln, so sagt es. Dort breitet sich das Meer vor Euch aus, es bringt Euch bald hinüber nach England oder Frankreich, und Ihr seid geborgen. Ich bleibe hier, vertheidige meinen Thron, und müßte ich untergehen, so geschähe es gewiß nur auf ehrenvolle Weise. Kleinmüthiger! Wer den Muth hatte, seine Hand nach Maria Stuart auszustrecken, der muß auch den Muth haben, das Erworbene mit Aufopferung von Leib und Leben zu erhalten. — Bothwell stand beschämt vor der Königin. Er sonst durch ganz Schottland als einer der tapfersten verwegensten Ritter bekannt, war, seit er den Gipfel des Glücks erreicht hatte, nicht mehr derselbe. War er nur kühn im Erringen, erlahmte seine Kraft, hatte er das hohe Ziel erreicht, oder war es die Nemesis, die ihn seit Darnley's Tode verfolgte? Er floh, wo er dem Feinde hätte die Spitze bieten sollen. Jedoch

am andern Tage ermannte er sich, bot seine Freunde auf, versammelte seine Vasallen, die in dieser Gegend, wo beinahe alle Besitzungen ihm gehörten, in Haufen zu ihm stießen; auch der Graf von Huntley langte mit seinem Heere bei Dunbar an, und so sah er sich im Stande, den Verbündeten selbst auf offnem Felde die Spitze zu bieten.

Auch das Heer der Verbündeten war noch an Zahl gering. Das Geheimniß, welches sie hatten über ihr Unternehmen breiten müssen, hatte ihnen auch nicht erlaubt, überall Boten auszusenden; Murray war noch mehrere Tagereisen entfernt, aber dennoch beschlossen sie, muthig Bothwell entgegen zu gehen, dessen Heer die Königin durch ihre Gegenwart zu begeistern hoffte. Auf dem Schlachtfeld von Finkie trafen sie sich, ziemlich gleich der Zahl, aber nicht dem innern Gehalte nach. Die Truppen der Königin waren eilig zusammengerafftes Volk, die der Verbündeten meist im Kriege erprobte Männer und der Kern des schottischen Adels.

Das Heer der Königin stand auf einem Hügel gelagert, das der Verbündeten gerade auf der Stelle, wo die Engländer in der Schlacht von Finkie gestanden hatten; sie rückten langsam und ruhig vor. Sobald das Heer der Königin sie in dieser Ruhe und Ordnung anrücken sah, verlor es den Muth, und nur die unmittelbaren Anhänger Bothwells bezeigten noch Lust sich zu schlagen. Alles Bitten Maria's, die wie eine Kriegsgöttin auf ihrem Zelter durch die Reihen ritt, war fruchtlos, und sie sah nun wohl selbst ein, daß der Schlachttag kein Tag des Heils für sie sein würde. Sie theilte ihre Ansichten Bothwell mit, und dieser faßte in der Verzweiflung den Entschluß, statt durch den wandelbaren Ausgang einer Schlacht, das Schicksal durch einen Zweikampf zu entscheiden, der zugleich seine Unschuld an der Ermordung des Königs kund thun sollte. Da traten bei dieser Aufforderung in dem Heere der Verbündeten drei Männer auf, die seinen hingeworfenen Fehdehandschuh aufnahmen; es war Kirkaldy von Grange, Murray von Tullibardine und Lord Lindsay; sie stritten um die Ehre in die Schranken einzureiten.

Aber von Bothwell war der Geist des Helden gewichen. War es das Bewußtsein seines Verbrechens, das ihn abhielt, oder war es die Furcht? Der Zweikampf unterblieb.

Schon näherte sich der Feind immer mehr und mehr, schon umzog er den Hügel, auf welchem das muthlose Heer Maria's stand; sich jetzt noch zurückzuziehen, war unmöglich. Da ersuchte sie den französischen Gesandten du Croc, in das feindliche Lager zu reiten und mit den Anführern zu unterhandeln. Sie versprach, ihre Lage falsch beurtheilend, das Geschehene zu vergessen und zu verzeihen; du Croc erhielt aber die stolze Antwort, sie wären nicht hier um Verzeihung zu erlangen, sondern um Vergehungen zu bestrafen, und zugleich rückten sie gegen den Hügel an. Noch einmal versuchte Maria die wankenden Truppen zu ermuthigen, aber auch diesmal gelang es ihr nicht, und sie sah ein, daß jetzt nur noch Verzweiflung

sie vermögen könne, das Gefecht anzunehmen. Da schickte sie hinüber, und ließ den Ritter Kirkaldy, den sie von jeher hochgeschätzt hatte, zu sich entbieten.

Während sie diesen sehnsuchtsvoll erwartete, ritt Bothwell mit ihr bei Seite, entfernte seine Umgebung und sagte: Wir müssen uns trennen! Möge diese Trennung nur kurz sein! Noch ist es Zeit zur Flucht, ich muß den Augenblick benutzen, sonst bin ich verloren. Willst Du mir folgen, so komm, sonst leb' wohl!

Wohin sollen wir fliehen? fragte die Königin ängstlich, welcher die Wahl zwischen der Krone und dem Geliebten schwer ward.

Es ist kein Augenblick mehr zu verlieren! Du bist unschlüssig? — So lebe wohl; Er wandte sein Roß, gab ihm die Sporen und jagte, nur von wenigen seiner Getreuesten gefolgt, davon.

So klein und erbärmlich er auch während dieser ganzen Zeit der Königin hatte erscheinen müssen, so rief sie ihm doch ein wehmüthiges Lebewohl nach, winkte Tristan, dem Pagen, ihr den Zelter vorzuführen, ergriff die Zügel, schwang sich darauf und ritt, noch nicht allen Muth verloren habend, Kirkaldy entgegen, der eben den Hügel heraufgesprengt kam.

Majestät! redete dieser sie an. Die versammelten Lords schicken mich, Euren Wünschen gemäß, zu Euch, um zu vernehmen, was Ihr ihnen mitzutheilen habt. Hierbei gaben sie mir den Auftrag, Euch wissen zu lassen, daß, wenn Ihr Euch von Bothwell, Eurem unrechtmäßigen Gemahle, für immer trennen, und nach den Wünschen des Adels fortan das Regiment führen wollt, sie Euch, als ihre rechtmäßige Königin, mit allen Ehren empfangen und Eure treu gehorsamen Unterthanen sein wollen.

Wenn dem so ist, so will ich Euch vertrauensvoll folgen, Ritter von Kirkaldy, denn so eben hat mich Bothwell verlassen, sagte Maria und ritt mit ihm hinab, wo sie die Verbündeten unter einer hohen Tanne, sie erwartend fand. Trompetenschall empfing sie hier; die Lords waren von ihren Pferden gestiegen und begrüßten sie mit aller nur möglichen Achtung und Ehrfurcht. Aber nicht so die Haufen der Krieger, die der Zufall an ihnen vorbei führte; die hoben mit Verwünschungen an, belegten sie mit den ärgsten Schimpfnamen, und nannten sie ohne Scheu Bothwells Buhlerin und die Mörderin ihres königlichen Gemahls. Maria Stuart hielt zerknirscht auf ihrem Zelter unter der zügellosen Menge, die sebst die Lords nicht zu bändigen vermochten, doch ihr Stolz blieb auch in diesem Augenblick noch ungebeugt. Elende! murmelte sie vor sich hin, doch Morton nahte sich ihr. Königin! raunte er ihr zu. Keine Uebereilung, sie brächte uns Allen gewiß sicheren Tod. Folgt uns nach Edinburg, die Aufregung im Heere ist zu groß. Kommt, ohne Aufschub.

Und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, die Königin werde nach Edinburg gebracht, und plötzlich rückte ein Haufen Kriegsvolk mit aufgerollter Fahne heran. Sie waren aus der Gegend von Perth, und

behaupteten, daß Gott sie auserlesen habe, die Königin zu führen und zu bewachen. Auf ihrer Fahne war der Leichnam Heinrich Darnley's abgebildet, wie er leblos dalag, sein kleiner Sohn knieete neben ihm, und die Worte strömten aus seinem Munde: Räche ihn, Gott, und räche mich an seinen Mördern! so ging der Zug vorwärts, welchem die Königin folgen mußte.

In Edinburg war der Empfang noch schonungsloser; jedes kränkende, oft pöbelhafte Schimpfwort wurde gegen die Unglückliche ausgestoßen. Sonst mildert der Anblick eines schönen Weibes die Wuth der Menge, die in ihr eine Verbrecherin zu sehen glaubte, und jetzt nur noch eine schöne Unglückliche sieht, die Thräne, einem schönen Auge entquollen, weckt das Mitleid in der rohesten Brust. Aber nichts änderte die feindliche Stimmung der Edinburger; die sie sonst mit so lautem Jubel begrüßt hatten, empfingen sie heute unter den fürchterlichsten Verwünschungen.

Ihr sehet selbst, Majestät, begann jetzt Morton, der sich ihr genaht hatte, daß wir Euch mit Eurer Freiheit nur ein trügerisches Geschenk machen und Euch den Händen Eurer Henker übergeben würden. Darum folgt mir nach der Wohnung des Propstes, dort können wir Euch schützen und über das Weitere sprechen, in Eurem Palaste aber nicht. Die Königin mußte gehorchen und folgte, eine Gefangene, Morton in die Propstei.

In dieser Zeit traf Murray, der seinem Kriegsvolke vorangeeilt war, in Edinburg ein. Nicht gleicher Meinung mit den andern Lords, welche die hülflose Lage der Königin und die Wuth des Pöbels nur zu ihrem Vortheile benutzen und die Zusage brechen wollten, die sie ihr gestern gemacht, daß, wenn sie sich für immer von Bothwell trennen würde, sie als Königin anerkannt und geehrt werden sollte, wünschte er, wie sie Alle, feierliche Trennung von Bothwell und dessen ewige Verbannung aus dem Reiche; aber Maria sollte Königin, vielleicht unter eingeschränkteren Verhältnissen bleiben. Er hatte einen harten Kampf, besonders gegen Morton, und die Verschiedenheit der Meinungen hätte wohl leicht die Verbündeten in mehrere Parteien trennen können, hätte nicht die plötzliche Erklärung der Königin, daß sie sich auf keinen Fall und unter keinen Verhältnissen von Bothwell trennen würde, alle Parteien vereinigt. Es wurde beschlossen, Murray sollte noch einmal sie zu bewegen suchen, sich hierin dem Willen der versammelten Lords zu fügen, beharrte sie aber halsstarrig auf ihrem Vorsatz, sie an einem sichern Ort gefangen zu halten, bis ein Parlament über ihr ferneres Schicksal entschieden habe. Murray begab sich noch am nemlichen Tage nach der Propstei, wo er die Königin zwar traurig und sehr aufgeregt, aber nichts weniger als entmuthigt fand.

Ich bin erstaunt, Euch hier zu sehen! rief sie ihm zu, stand von ihrem

Sitze auf und ging ihm rasch entgegen. Ich glaubte Euch noch in Larg-Castle. Das war brav von Euch, daß Ihr mit Euren Völkern nicht zu den aufrührerischen Lords gestoßen und Eurer Pflicht treu geblieben seid. In Zeit der Noth, und diese Zeit rückt für mich wahrlich heran, seid Ihr eine tröstende Erscheinung; Ihr bringt guten Rath und guten Willen zu helfen mit, deshalb seid mir von Herzen willkommen, denn Ihr seid jetzt noch der Einzige, in dessen Hände ich mein Schicksal legen könnte.

Königin! erwiderte Murray, ohne sich durch ihre Schmeicheleien verlocken zu lassen. Seit wie lange bin ich nicht schon durch Bothwell verfolgt worden? Oeffentlich ist er gegen mich aufgetreten, heimlich hat er Meuchelmörder nach mir ausgesandt, und selbst, so wie ich eben erfahren habe, hat er mich in Larg-Castle am schwersten verwunden wollen, denn es galt dort Eurer ehemaligen Busenfreundin, Maria Ogilvie. Wie soll ich noch Zutrauen zu Euch fassen? Geschah dies ohne Euren Willen, konnte es doch nicht ohne Euer Wissen geschehen, und wie schwach standet Ihr dann als Königin neben Bothwell. Geschah es mit Eurem Willen, was hat Euer Bruder dann noch von Euch zu erwarten? —

Alles, Alles! Nur rettet mich aus Lindsays und Mortons Händen! bat die Königin.

Ich fürchte, es ist zu spät! erwiderte Murray. Doch bleibt Euch noch ein matter Strahl der Hoffnung: die Kirche trenne Euch von Bothwell —

Nie, nimmermehr! rief die Königin mit Heftigkeit.

Ernst und finster ruhte Murrays Auge auf seiner Schwester, dann sagte er: Euch ist nicht mehr zu helfen; im Liebestaumel schleudert Ihr Schottlands schöne Krone weit von Euch, über Euch üben nur die Sinne, nie ein edelmüthiges königliches Herz die Gewalt.

Bei diesen Worten schien plötzlich der Stolz in Marias Brust von Neuem zu erwachen. Glaubt Ihr, Graf Murray, ich wisse nicht, wie weit die Gewalt aufrührerischer Vasallen reicht? Glaubt Ihr, Ihr und Eure Verbündeten könnten mir ein Haar auf meinem Haupte krümmen, ohne daß es Gott will? Glaubt Ihr, die treuen redlichen Schotten — o es sind ihrer noch viele; die es treu mit ihrer Königin meinen — würden nicht aufstehen und für mich bis zum letzten Athemzuge kämpfen? Oder hofft Ihr vielleicht gar von jener doppelzüngigen Elisabeth Hülfe, die so ängstlich ihre Herrschergewalt bewahrt? O, von der erwartet nichts! —

Erwartet auch nichts mehr von dieser Welt, Maria, wenn Ihr im ewigen Gefängniß schmachten müßt! unterbrach sie Murray mit Wehmuth, denn ihn dauerte die Unglückliche wahrhaft.

Bei dem Gedanken von ewigem Gefängniß durchrieselte es die Königin eiskalt. Ewiges Gefängniß? murmelte sie vor sich hin. Das wäre ja schrecklicher als der Tod!

Wenn Ihr dies fühlt, warum fügt Ihr Euch nicht in den Willen der

Lords? Trennt Euch von Bothwell, gebt in einigen andern Kleinigkeiten den Wünschen der Lords nach, vermeidet künftighin jede strafbare Verbindung, und dann wird bald Schottland seiner Königin wieder zu Füßen liegen.

Ich kann nicht! wiederholte sie nochmals. Nicht allein die priesterlichen Bande, nicht die Bande der Liebe, auch ein geistiges Band hält mich an ihm fest, das ein vielleicht thörigter Schwur unauflösbar gemacht hat.

Erklärt Euch deutlicher! bat Murray.

Euch, ja Euch allein will ich das vertrauen, was tief in meiner Brust sollte verschlossen bleiben. Hört! In einem Augenblick, wo das Glück der Liebe Alles um sich vergessen läßt, lockte mir Bothwell das Versprechen ab: mich nie von ihm zu trennen, nie die Bande auflösen zu lassen, die uns als Gatte und Gattin vereint hatten. Ich mußte dies mit einem furchtbaren Eide bekräftigen, und er schwur mir auch, daß, sollte ich mein Versprechen nicht halten, er keinen Augenblick länger leben, und sein Geist dem Grabe entsteigen und mich bei Tage und Nacht verfolgen würde. Darf ich es wagen, mich von ihm zu trennen?

Königin! sagte Murray, und Unmuth blickte aus seinem Auge. Entweder wollt Ihr mich durch dieses Mährchen täuschen, oder Ihr täuscht Euch selbst. Was das Grab bedeckt, kehrt nicht wieder zu den Lebenden zurück, von seinem Geiste habt Ihr nicht mehr zu fürchten, als von dem Geiste Darnleys. — Also Ihr bleibt bei Eurem Entschluß? fragte er jetzt nochmals; die Königin sagte ein bestimmtes: Ja, von Bothwell trenne ich mich nie!

So lebt wohl, Maria Stuart! sagte Murray. Was Euch auch künftighin für ein Schicksal treffen mag, werfet deshalb keine Schuld auf einen Andern, als auf Euch! Mit diesen Worten verließ er sie.

Am andern Morgen traten bei der Königin die von ihr so gefürchteten Lords Lindsay und Morton, nebst den übrigen Verschworenen, außer Murray, ein, machten ihr in tiefster Unterthänigkeit mancherlei Vorstellungen in Betreff ihres geführten Regiments, verpflichteten sich jedoch zu gegenseitigen Vergessen, so bald sie sich feierlich von Bothwell getrennt habe, und drohten ihr, im Fall sie diese Bedingung nicht einginge, sie in irgend ein festes Schloß gefangen zu setzen und die Regierung im Namen ihres Sohnes führen zu lassen.

Die Königin, welcher dieser Besuch der Lords nicht überraschend gekommen war, blieb bei ihrem einmal geäußerten Entschluß, und vergab bei dieser Gelegenheit ihrer königlichen Würde nichts, denn selbst Morton mußte ihr, ihres würdevollen Benehmens wegen, seine Bewunderung zollen; aber auf ihr Schicksal wirkte es nicht. Sie wurde noch am nemlichen Tage, unter lautem Verwünschen des Volks nach Loch-Leven, einem festen

Schlosse im See, gebracht, wo sie dem William Douglas, einem Verwandten Mortons und dem jetzigen Gemahl der Mutter Murrays, übergeben wurde.

Ueber ihr näheres früheres Verhältniß zu Bothwell, gab bald darauf ein Kästchen mit Briefen und Gedichten der Königin weitere Aufklärung.

Nie ist das Interesse für eine in der Weltgeschichte mehr als zweideutig dastehende Fürstin stärker erweckt worden, als durch Schillers dramatisches Meisterwerk: Maria Stuart, das Interesse für diese Königin. Wir begleiten mit ihm eine für Jugendschwächen hart bestrafte Fürstin in der Blüthe ihres Alters zum Schaffot, weihen ihr Thränen des Mitgefühls und zürnen der ihr feindlich gegenüber stehenden Elisabeth. Schlagen wir aber im Buche der Geschichte nach, so sehen wir in dem Augenblick ihres Todes eine Sünderin vor uns, mit grauem Haar, auf einem Sessel zum Blocke hingerollt, der sie vielleicht mit der Welt und ihrem Gotte versöhnt. Sie büßte hart, denn seit die Lords sie nach Loch-Leven abführten, genoß sie noch acht Tage der Freiheit und schmachtete dann 25 Jahr als Gefangene in der Gewalt ihrer größten Feindin Elisabeth.

Auch Bothwells Schicksal war, wie er es verdiente, traurig: durch der Königin Beharrlichkeit sich nicht von ihm trennen zu wollen, auf immer aus Schottland vertrieben, irrte er anfangs auf den ihr gehörenden Inseln umher, trieb aus Noth, da ihm alle Verbindung mit dem festen Lande abgeschnitten war, und seine Feinde sich in seine Güter getheilt hatten, Seeräuberei, wurde aus seinen Schlupfwinkeln gejagt, ging nach Dänemark, setzte dort dies Handwerk fort, ward ergriffen, und nach langer Haft mit dem Strange bestraft.

Maria Ogilvie erfreute sich nur kurze Zeit an der Macht ihres Geliebten; denn noch vor ihrer Vermählung starb sie plötzlich, wahrscheinlich an Gift. — Niemand konnte den Thäter ahnen.

Die beiden Geizigen.

Schwank aus den Zeiten des schwäbischen Krieges.

In dem kleinen Städchen Stühlingen im Schwabenlande trat Hans Gerber, der Wirth zur goldenen Weintraube, eines Morgens in ein kleines, wohlverwahrtes Hinterstübchen seines kleinen Hauses, wo sein Bettisch stand, und er alle Tage, selbst wenn er auch die Messe besuchte, seine Morgenandacht in der Stille verrichtete. Das Stübchen hatte nach dem Hofe hinaus zwei kleine, mit eisernen Gittern verwahrte Fenster, die noch zum Ueberflusse von Innen mit starken Laden von Eichenholz verwahrt waren; außer dem mit schwarzem Tuche behangenen Bettische, auf welchem ein unscheinbares Kruzifix stand, war nur ein alter Schemmel und ein ziemlich großer schmuziger Tisch das ganze Mobiliar dieses, mit zwei Thüren verschlossenen Stübchens. Schon oft hatte Hans Gerber die Frage hören müssen, weshalb er die Kammer so sorgfältig verschlösse? worauf er dann jedesmal die sonderbare Geschichte erzählte: Es sei ihm in früher Jugend sehr schlecht ergangen und er habe trotz Arbeit und Mühe nicht vorwärts kommen können. Da wäre nun eines Tages ein Bettelmönch aus Baiern bei ihm eingekehrt, den er nach bestem Vermögen bewirthet und verpflegt habe; diesem habe er sein Leid geklagt und ihm erzählt, daß nicht Arbeit, nicht Gebet ihn aus der Noth rette; da habe ihm der Mönch, als er sein Haus verlassen, das zinnerne Kruzifix gegeben und ihm gesagt, so lange er davor jeden Morgen sein Gebet zu dem Gekreuzigten wende, werde ihm sein Fleiß sicher belohnt werden und der Wohlstand bei ihm einkehren, sobald er aber nicht mehr in dem Besitze des Kruzifixes sei, wäre auch sein Glück verschwunden. Des Mönches Prophezeihung sei eingetroffen, von dem Tage an sei es ihm besser ergangen, und wenn er noch fern vom Wohlstande sei, so wäre doch Noth und Sorge von ihm gewichen. Dies sei die Ursache, warum er das, an sich für jeden Andern werthlose Geschenk so sorgfältig verwahre.

Hans Gerber war übrigens ein ganz verständiger Mann, der den Armen manches Gute that, freilich nur aus Furcht vor der Hölle und in der Hoffnug, sich den Himmel damit zu erkaufen, denn ohne Eigennutz gab er sonst nie. Er lebte mit Frau und Kind sehr sparsam, ließ sich schlechten Wein theuer bezahlen, und mochte bei seinem Handel mit fettem Vieh nach Schaffhausen und Basel eben nicht immer ganz christlich zu

Werke gehen. In dem Städtchen galt er für einen reichen Geizhals wozu auch sein Aeußeres Veranlassung geben mochte, denn er war lang und hager, seine große gebogene Nase, die kleinen, geschlitzten listigen Augen und die langen, knöchernen Finger paßten ganz zu dem Bilde eines Geizigen, übrigens lebte er mit Jedermann so viel als möglich in Frieden.

Heute, als er in sein Betstübchen trat und den einen Laden ein wenig geöffnet hatte, damit sattsames Licht herein schien, schloß er beide Thüren fest hinter sich zu, kniete vor dem Bettische und murmelte ein kurzes Gebet, ergriff dann das Krucifix, setzte es vorsichtig auf die Erde, nahm die schwarze, bis auf den Fußboden herabhängende Decke hinweg und betrachtete nun mit funkelnden Blicken einen eisernen Kasten, der wohl eine Elle lang, eine halbe Elle breit sein mochte und ziemlich hoch war, holte einen Bund kleiner Schlüssel aus seiner Tasche und schloß die dreifachen Schlösser des Kastens auf

Alles in Ordnung! sprach er vor sich hin, hob mit großer Anstrengung aus dem Kasten einen zweiten kleineren, setzte ihn auf den Tisch, drückte auf den Deckel und schloß nun auch das künstliche Schloß auf, das Niemand als er zu öffnen verstehen mochte. — Es ist doch eine herrliche Sache um die Freuden des Lebens, die ächt und von Dauer sind, murmelte er jetzt lächelnd. Welche Freude hat nicht der Mensch, wenn er spart und von Tage zu Tage seinen Beutel gefüllter sieht. Kleine Münze wirft er hinein, aber wie die kleinen Tropfen, die im Winter von dem Dache träufeln, endlich einen großen Eiszapfen bilden, wenn einer zum andern kommt, so füllt auch ein Heller nach dem andern den kleinen Beutel, bis er zum Goldgulden eingewechselt, in das lederne Säckchen zu den andern gelegt wird. Und welche Wonne, wenn man diese dann täglich überzählt, bei jedem an die Mühe und die Schweißtropfen denkt, mit denen sie erworben wurden, und wie man nun mit ihnen sorgenfrei in die Zukunft blicken, seine alten Tage durchleben, sich bei ihrem Anblicke ergötzen kann und sie von Jahr zu Jahr sich vermehren sieht bis — ja bis der Tod den Kasten schließt und alle die schönen Goldgulden, böhmischen Groschen und Heller zurückbleiben müssen. Und wenn sie dann die Kiste öffnen, das Gold finden, den alten Narren auslachen, daß er gedarbt und und sich nur für lachende Erben gequält hat, ja freilich, dann möchte man glauben, man wäre wirklich ein Narr. Warum hat doch der Tod keine Münzen prägen lassen, womit man sich von ihm loskaufen könnte! brummte er vor sich hin. Ach es ist doch alles nur Flickwerk in der Welt!

Aber trotz dieses Flickwerks nahm er dennoch einen gemsledernen, schweren Beutel aus dem Kästchen, löste denn Riemen, der den gefüllten kaum noch zusammenhielt, griff hinein, holte eine Hand voll blanker Goldstücke heraus, trat an das halb offene Fenster, sich an dem herrlichen Glanze des Goldes desto besser ergötzen zu können, vergaß aber dabei doch nicht, zuweilen einen Blick nach dem geöffneten Beutel und Kasten zu

werfen. Schönes blankes Gold! rief er entzückt, unbeschnitten und vom rechten Schrot und Korn, was kann man nicht Alles damit kaufen? Menschen und Vieh, Ehre und Glück. In Alles kann man es umgestalten, der arme Ritter sähe bald statt des gefüllten Beutels sein verfallenes Schloß im neuen Glanze, der Schlemmer verwandelte es in ein Faß alten Rheinweines, Kaiser Max aber, dem Gott langes Leben schenken möge, wenn er uns nur die Schweizer vom Halse schafft, sähe bald statt dieses blanken Goldes ein Häuflein Lanzknechte in blanker Rüstung an sich vorüberziehen, und ich, der Klügste unter allen, steckte sie wieder in den Sack und habe alle Tage meine Freude daran. — Wenn längst die Ritterburg zerstört, der Rheinwein getrunken und die Lanzknechte auseinander gelaufen sind, bleiben mir meine blanken Kinder und ich habe meine Freude an ihnen.

Er legte nun die Goldstücke wieder in den Beutel und griff in die Tasche seines Unterkleides. Gestern war kein glücklicher Tag, sagte er kopfschüttelnd, und ich kann wohl nur 39 Kreuzer in das kleine Säckchen legen, mehr hat die Zeche nicht abgeworfen. Nun, ein Tropfen nach dem andern und am Ende wird doch der Becher voll! Er band nun den Beutel wieder zu, steckte die 39 Kreuzer in einen kleinern und nahm einen kaum halb gefüllten aus dem Kasten. Mit Dir geht es langsam, guter Freund, sagte er, ihn in der knöchernen Hand wiegend, das machen die bösen Kriegszeiten. Ja, wenn ich von Basel oder Schaffhausen kam, meine schweren Ochsen theuer verkauft und ein hübsches Sümmchen in der Tasche zurückgebracht hatte, da gab es goldene Pfennige, jetzt — Nun die Zeiten werden schon besser werden; man ißt und trinkt weniger und giebt sparsamer Almosen, so kommt es wieder ziemlich ins Gleiche. Er öffnete nun den Beutel, nahm die Goldstücke heraus und zählte sie auf den Tisch, aber kaum war er bis zum zwanzigsten gekommen, als er leise an die Thür klopfen hörte. Er horchte auf, strich das gezählte Geld wieder zusammen, legte den Beutel zu den andern und als es stärker pochte, schloß er den Kasten zu, und da man ihn in seiner Morgenandacht nur in dringenden Fällen stören durfte, so fragte er endlich: Wer klopft, was giebt's?

Macht auf, Nachbar! ertönte die Stimme des Lederhändlers Benedikt, ich habe Euch Neues zu berichten, aber wenig Gutes; öffnet geschwind!

Geduldet Euch, ich muß noch zehn Paternoster beten, erwiderte Hans Gerber, den Kasten so leise als möglich wieder in den größeren steckend, und erst als das schwarze Tuch wieder über den Tisch gebreitet und das Krucifix darauf gestellt war, öffnete er die Thüre, durch welche Nachbar Benedikt schnell herein trat, obgleich ihn der Aufschließende gern zurückgedrängt hätte. Aber Benedikt war sehr neugieriger Natur und das für Jedermann immer verschlossene Stübchen hatte längst schon seine Neugierde gelockt, daher eilte er so, sich heute die Gelegenheit nicht entwischen zu lassen; und sein spähender Blick fuhr schnell im Zimmer umher. Jetzt fuhr er,

sich unbemerkt glaubend, rasch mit der Hand nach dem in der Mitte stehenden Tische, doch er irrte, es war dem Hausherrn nicht entgangen. Was habt Ihr da? fragte er, hastig mit beiden Händen des Nachbars Hand festhaltend.

Ein Goldstück, das ich Euch zur Verwechselung bringe, erwiderte dieser phlegmatisch.

Ein Goldstück, und jetzt zu dieser Zeit, wo böse Nachrichten eingelaufen sind? fragte Gerber rasch hintereinander. Was für ein Goldstück?

So laßt doch meine Hand los, Nachbar, brummte Benedikt, bei allen Teufeln, das Ding verdrießt mich.

Mag es Euch verdrießen, Sagt mir erst, was für ein Goldstück.

Nun einen Goldgulden.

Von was für einen Gepräge, von welchem Jahr? fragte der Hausherr weiter.

Das mögt Ihr untersuchen. Goldgulden ist bei mir Goldgulden, ob ihm der Churfürst von Pfalz oder die Stadt Augsburg hat prägen lassen, ist mir gleichviel; ich glaube es ist ein Pfälzer.

Zeigt her, sagte jetzt Hans Gerber, die kleinen geschlitzten Augen weit aufreißend und trat an den noch offenen Laden. Hm, ja, es ist ein Pfälzer, ein schönes, blankes Stück. Er betrachtete es genau, warf aber immer noch mißtrauisch einen Blick auf den Nachbar. Was lächelt, was schmunzelt Ihr? — Weshalb habt Ihr Ursache zum Lachen? — Doch, fragte er plötzlich und es schien, als sei ihm ein glücklicher Gedanke gekommen, was für Münzsorten wollt Ihr dafür?

Mir gleich, welche Ihr mir gebt, erwiderte jener.

Hm, sagte Gerber und die Antwort schien ihm nicht gelegen, ich habe eben kein Silbergeld, so müßt Ihr Euch gedulden bis morgen.

So gebt mir bis dahin mein Goldstück zurück, Nachbar.

Habt Ihr den so wenig Vertrauen zu mir, sagte der Gastwirth und steckte das Goldstück zu sich. Morgen, morgen sollt Ihr es in blank Kreuzer ausgewechselt haben. — Doch Eure Nachricht! — Das Wechseln des Goldguldens kam zufällig, setzte er hinzu, einen scharfen beobachtenden Blick auf Benedikt werfend. Kommt hinunter in mein Stübchen, dort theilt mir mit, was Ihr mir zu sagen habt, hier könnte ich Euch nicht einmal einen Sessel bieten.

Benedikt mußte folgen, Hans Gerber schloß die Thüren wieder und führte den Nachbar hinunter in sein kleines abgelegenes Stübchen.

Nun, was habt Ihr für Nachrichten, Nachbar? fragte er, als sich beide auf ein Paar alte mit Leder ausgeschlagene Lehnstühle gesetzt hatten.

Die Eidgenossen — Gott möge sie verdammen!

Flucht nicht so, Benedikt, fiel ihm der Gastwirth in die Rede, verwünscht sie nicht, wir Beide haben manches schöne Geld von ihnen verdient.

Geld hin, Geld her, fuhr der Nachbar fort, Gott möge sie dennoch

verdammen! — Sie sind über den Rhein gegangen und mit ihrem reisigen Zeuge vor Thüngen gerückt.

Daß Gott erbarm! seufzte Gerber.

Ja, daß Gott erbarm, das mögen wir wohl beten, fuhr Benedikt fort, denn sie hausen schlimmer als die Türken; plündern, rauben und morden, sengen und brennen ist ihnen eine wahre Lust. Meinen armen Georg, den treuen Jungen, den ich nach Thüngen herunter schickte, einiges Geld einzukassiren, haben sie geplündert, nackt ausgezogen und so fortgeschickt.

Hatte er viel Geld bei sich? fragte Hans Gerber, den Erzähler unterbrechend.

Das kümmere Euch nicht, erwiderte der Nachbar verdrießlich. Ihr gebt mir ja doch nichts wieder. — Aber hört nur! Wer stand an der Spitze dieser schönen Gesellen? — Conrad, des verarmten Goldschmidts Sohn von Zürich, der saubere Bursche, der keinen Heller mehr im Seckel hatte, als ihn hier sein Wirth der schuldigen Zeche wegen festnehmen wollte, und dennoch so frech war, um Euer Töchterlein zu werben. Ihr wißt, ich war nie sein Freund, er wollte Geld von mir leihen und ich gab ihm nichts, darum feindete er mich an und thut es auch jetzt noch, denkt nur, als mein armer Georg bis auf's Hemd ausgezogen war, schlug er ihn auf die Schulter und sagte: Laufe was Du kannst nach Stühlingen, grüße Deinen Herrn von mir und sage ihm, ich würde bald kommen mit meinen freien Knechten, ihm und seinem Gelde einen Besuch abzustatten; auch der Jungfer Clara bring einen schönen Gruß von Conrad, und richtest Du das nicht ordentlich aus, wirst Du aufgeknüpft, sobald wir in Stühlingen einrücken. — Was sagt Ihr dazu Nachbar?

Aber der Nachbar saß in tiefen Gedanken; die Nachricht hatte ihn nicht freudig überrascht, aber auch nicht so ganz in den Zustand eines Verzweifelten versetzt wie den kleinen wohlbeleibten Benedikt, der nur mit Zittern an den Goldschmidtssohn von Zürich denken konnte. Nun was sagt Ihr dazu? fragte er noch einmal.

Nun ich meine, hob endlich Hans Gerber an, daß man die Sache in ruhige Ueberlegung ziehen und jedem Unglücke so viel als möglich vorzubeugen suchen muß. Ich rathe Euch, recht bald Eure Anstalten zu treffen, ich treffe noch heute die meinen, denn die in Thüngen werden sich nicht lange halten und die Eidgenossen machen lange Schritte.

Aber Conrad mit seinen freien Knechten?

Wenn er kommt, soll es mir lieb sein, ich hoffe eine gute Salva guardia in ihm zu finden.

Daß Gott sich erbarme, seufzte der kleine Mann. — Hört, Nachbar, begann er nach langem Schweigen, während dessen Hans Gerber nachdenkend auf seinem Lehnstuhle saß und Benedikt Muth gefaßt zu haben schien. Hört Nachbar —

sich unbemerkt glaubend, rasch mit der Hand nach dem in der Mitte stehenden Tische, doch er irrte, es war dem Hausherrn nicht entgangen. Was habt Ihr da? fragte er, hastig mit beiden Händen des Nachbars Hand festhaltend.

Ein Goldstück, das ich Euch zur Verwechselung bringe, erwiderte dieser phlegmatisch.

Ein Goldstück, und jetzt zu dieser Zeit, wo böse Nachrichten eingelaufen sind? fragte Gerber rasch hintereinander. Was für ein Goldstück?

So laßt doch meine Hand los, Nachbar, brummte Benedikt, bei allen Teufeln, das Ding verdrießt mich.

Mag es Euch verdrießen, Sagt mir erst, was für ein Goldstück.

Nun einen Goldgulden.

Von was für einen Gepräge, von welchem Jahr? fragte der Hausherr weiter.

Das mögt Ihr untersuchen. Goldgulden ist bei mir Goldgulden, ob ihm der Churfürst von Pfalz oder die Stadt Augsburg hat prägen lassen, ist mir gleichviel; ich glaube es ist ein Pfälzer.

Zeigt her, sagte jetzt Hans Gerber, die kleinen geschlitzten Augen weit aufreißend und trat an den noch offenen Laden. Hm, ja, es ist ein Pfälzer, ein schönes, blankes Stück. Er betrachtete es genau, warf aber immer noch mißtrauisch einen Blick auf den Nachbar. Was lächelt, was schmunzelt Ihr? — Weshalb habt Ihr Ursache zum Lachen? — Doch, fragte er plötzlich und es schien, als sei ihm ein glücklicher Gedanke gekommen, was für Münzsorten wollt Ihr dafür?

Mir gleich, welche Ihr mir gebt, erwiderte jener.

Hm, sagte Gerber und die Antwort schien ihm nicht gelegen, ich habe eben kein Silbergeld, so müßt Ihr Euch gedulden bis morgen.

So gebt mir bis dahin mein Goldstück zurück, Nachbar.

Habt Ihr den so wenig Vertrauen zu mir, sagte der Gastwirth und steckte das Goldstück zu sich. Morgen, morgen sollt Ihr es in blanke Kreuzer ausgewechselt haben. — Doch Eure Nachricht! — Das Wechseln des Goldguldens kam zufällig, setzte er hinzu, einen scharfen beobachtenden Blick auf Benedikt werfend. Kommt hinunter in mein Stübchen, dort theilt mir mit, was Ihr mir zu sagen habt, hier könnte ich Euch nicht einmal einen Sessel bieten.

Benedikt mußte folgen, Hans Gerber schloß die Thüren wieder und führte den Nachbar hinunter in sein kleines abgelegenes Stübchen.

Nun, was habt Ihr für Nachrichten, Nachbar? fragte er, als sich beide auf ein Paar alte mit Leder ausgeschlagene Lehnstühle gesetzt hatten.

Die Eidgenossen — Gott möge sie verdammen!

Flucht nicht so, Benedikt, fiel ihm der Gastwirth in die Rede, verwünscht sie nicht, wir Beide haben manches schöne Geld von ihnen verdient.

Geld hin, Geld her, fuhr der Nachbar fort, Gott möge sie dennoch

verdammen! — Sie sind über den Rhein gegangen und mit ihrem reisigen Zeuge vor Thüngen gerückt.

Daß Gott erbarm! seufzte Gerber.

Ja, daß Gott erbarm, das mögen wir wohl beten, fuhr Benedikt fort, denn sie hausen schlimmer als die Türken; plündern, rauben und morden, sengen und brennen ist ihnen eine wahre Lust. Meinen armen Georg, den treuen Jungen, den ich nach Thüngen herunter schickte, einiges Geld einzukassiren, haben sie geplündert, nackt ausgezogen und so fortgeschickt.

Hatte er viel Geld bei sich? fragte Hans Gerber, den Erzähler unterbrechend.

Das kümmere Euch nicht, erwiderte der Nachbar verdrießlich. Ihr gebt mir ja doch nichts wieder. — Aber hört nur! Wer stand an der Spitze dieser schönen Gesellen? — Conrad, des verarmten Goldschmidts Sohn von Zürich, der saubere Bursche, der keinen Heller mehr im Seckel hatte, als ihn hier sein Wirth der schuldigen Zeche wegen festnehmen wollte, und dennoch so frech war, um Euer Töchterlein zu werben. Ihr wißt, ich war nie sein Freund, er wollte Geld von mir leihen und ich gab ihm nichts, darum feindete er mich an und thut es auch jetzt noch, denkt nur, als mein armer Georg bis auf's Hemd ausgezogen war, schlug er ihn auf die Schulter und sagte: Laufe was Du kannst nach Stühlingen, grüße Deinen Herrn von mir und sage ihm, ich würde bald kommen mit meinen freien Knechten, ihm und seinem Gelde einen Besuch abzustatten; auch der Jungfer Clara bring einen schönen Gruß von Conrad, und richtest Du das nicht ordentlich aus, wirst Du aufgeknüpft, sobald wir in Stühlingen einrücken. — Was sagt Ihr dazu Nachbar?

Aber der Nachbar saß in tiefen Gedanken; die Nachricht hatte ihn nicht freudig überrascht, aber auch nicht so ganz in den Zustand eines Verzweifelten versetzt wie den kleinen wohlbeleibten Benedikt, der nur mit Zittern an den Goldschmidtssohn von Zürich denken konnte. Nun was sagt Ihr dazu? fragte er noch einmal.

Nun ich meine, hob endlich Hans Gerber an, daß man die Sache in ruhige Ueberlegung ziehen und jedem Unglücke so viel als möglich vorzubeugen suchen muß. Ich rathe Euch, recht bald Eure Anstalten zu treffen, ich treffe noch heute die meinen, denn die in Thüngen werden sich nicht lange halten und die Eidgenossen machen lange Schritte.

Aber Conrad mit seinen freien Knechten?

Wenn er kommt, soll es mir lieb sein, ich hoffe eine gute Salva guardia in ihm zu finden.

Daß Gott sich erbarme, seufzte der kleine Mann. — Hört, Nachbar, begann er nach langem Schweigen, während dessen Hans Gerber nachdenkend auf seinem Lehnstuhle saß und Benedikt Muth gefaßt zu haben schien. Hört Nachbar —

Nun, brummte der Hauswirth.

Es ist jetzt eine arge, böse, gefährliche Zeit, wo der Mensch nicht mehr weiß, ob er nicht morgen ein Bettler ist; wenn es ihm auch heute ganz wohl geht, eine Zeit, wo die Jungfrau frisch und munter aufsteht und am Abende über ihr Unglück jammernd sich auf das Lager wirft.

Ja wohl, seufzte Hans Gerber.

In solcher Zeit sollte die Vernunft allein den Menschen beherrschen.

Sie sollte wohl, murmelte der Nachdenkende.

Man sollte das Theuerste, was man besitzt, in sicheren Gewahrsam bringen.

Ja Benedikt, das muß man! fuhr der Gastwirth auf.

Und deshalb dächte ich, Nachbar, Ihr willigtet endlich ein und gäbt mir Euer Clärchen zum Weibe.

Ja so! fuhr Hans Gerber auf. Ihr meinet die; die will Euch nicht.

Eben deshalb wäre es jetzt Zeit, daß Ihr ein ernstes Wort mit ihr sprächet; ein Weib steht sicher unter dem Schutze eines Mannes.

Unter Eurem Schutze? Nun wahrhaftig.

Sie ist als ehrbare Frau bei dem heillosen Volke nicht so der Gefahr ausgesetzt.

Sie will Euch nicht, und damit Punktum; sagte der Alte verdrießlich.

Ein Wort von Euch zu meinen Gunsten —

Das sprech' ich nie! — Mein einziges Kind, hob nun Hans Gerber in sehr ernstem bestimmten Tone an, soll zwar nie gegen meinen Willen heirathen, das hab' ich bei dem Schweizerburschen bewiesen, aber zwingen werd' ich sie nie, sich nach meinem Willen einen Mann zu wählen, den sie nicht mag, und Euch zu wählen nun gar nicht.

Was habt Ihr gegen mich, bin ich nicht ein wohlhabender, angesehener Mann, der seinen guten Verdienst hat?

O ja, Ihr zieht den Leuten das Fell über die Ohren, darum geht auch Euer Handel so gut.

Und Ihr, fuhr Benedikt beleidigt auf. Ihr tauft Euren Wein blos, damit er in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen wird. Doch lassen wir das, Nachbarn müssen in Friede und Eintracht leben. Er reichte ihm die Hand zur Versöhnung, die auch Hans Gerber nach einigem Zögern ergriff. Nachbar, überlegt meinen Vorschlag reiflich, hob Benedikt dann wieder an, bedenkt die gefährlichen Zeiten.

Ich habe alles wohl und reiflich bedacht, Nachbar, nahm endlich, der Zudringlichkeit Benedikts müde, der Alte das Wort, und Euch seit den zwei Jahren, wo es Euch in den Sinn kam, um mein Kind zu werben, wohl zwanzigmal gesagt: Clara will Euch nicht zum Manne, ich Euch nicht zum Schwiegersohne. Sie ist 18 Jahre alt, Ihr 54 und Ihr seid überdies noch ein Hagestolz, so ein unnützes Ding in der lieben Gotteswelt, das allein dasteht, wie eine Vogelscheuche, der Lerche und Stieglitz aus dem Wege

Die beiden Geizigen.

Schwank aus den Zeiten des schwäbischen Krieges.

findet Ihr so viel, daß Ihr mir Kreuzer oder Heller, auch in Gottes Namen Schweizerbatzen für meinen Goldgulden geben könnt.

Zum Teufel, macht mich nicht unwirsch, Nachbar, fuhr Hans Gerber auf. Ihr sollt haben, was Euch gebührt.

Nun, werdet nur nicht gleich so heftig, sagte Benedikt freundlich, denn noch gab er die Hoffnung nicht auf, den Alten für sich zu gewinnen, wenn er ihm nur erst seine gefüllten Truhen zeigen würde. Nun, gehabt Euch wohl; wer von uns etwas von den Mordbrennern der Eidgenossen hört, der theile es schnell dem Andern mit. Er ging.

Spitzbube! brummte Hans Gerber ihm nach und nahm das Goldstück aus seiner Tasche. Ehe ich Dir meine Kreuzer und Heller dafür gebe, muß ich wissen, ob das Lamm nicht aus meinem Stalle war. Sieben und sechzig! murmelte er einigemale vor sich hin, als er die Treppe leise hinaufstieg, so viel als möglich ohne Geräusch die Thüre zum Betstübchen aufschloß, den Kasten auf den Tisch stellte und den Beutel hervorholte, aus dem er früher die gezählten Goldstücke genommen hatte. Sieben und sechzig müssen es sein, sagte er, die blanken Gefangenen auf den Tisch schüttend, sie zu zählen. Jetzt war er bis zum sechzigsten gekommen. — Eins, zwei, drei, vier! zählte er. Bei Gott, nur 66! rief er dann. Nun, Gottlob! sagte er, tief Athem holend, daß ich Dich wieder habe, Du theures verlorenes Schaf, das Dein schlechter Hirt unbeachtet liegen ließ; geh' wieder in den Stall zu Deinen Brüdern. Er warf das Goldstück zu den übrigen, verschloß alles wieder gut, sah genau nach, ob er nicht wieder etwas auf dem Tische liegen gelassen habe, und rief dann jubelnd aus: Meister Benedikt, Spitzbube, Du kannst lange warten, bis ich Dir mein eigenes Geld verwechsele, nicht einen Heller sollst Du haben! Aber dieser Gedanke beschäftigte ihn nicht allein, der Südwind, der vom Bodensee her den Kanonendonner bis nach Stühlingen brachte, zog ihn von dem verlorenen Schafe ab nach der ganzen Heerde hin, und sein stets erfindungsreicher Kopf sann auf Mittel, bei dem nahenden Unwetter die Heerde zu retten.

Dicht vor dem Thore des kleinen Städtchens besaß Hans Gerber ein Würzgärtchen, wie man damals einen Küchengarten zu nennen pflegte, wo Thimian, Majoran, Salbei und Petersilie, Kohl und Kraut gezogen wurden. Jeder angesehene Bürger mußte einen solchen für seine Küche haben, und er war der Sorge der Frauen übergeben. Dahin schritt heute Abend in Begleitung ihrer Mutter Clärchen, wonnevoll und doch so traurig, denn die Hoffnung, Conrad vielleicht zu sehen, beglückte sie, aber die einzelnen Karthauneuschüsse, die dumpf von Thüngen herüber brummten, beklemmten wieder so sehr die Brust, daß sie nicht wußte, sollte sie sich freuen, sollte sie bangen.

Ihres Vaters ernstes Gesicht hatte ihr die Freude über Conrads Gruß

getrübt, und sie ließ das sonst so muntere Köpfen hängen, als sie das mit einer Mauer umschlossene Gärtchen betrat, wo sie oft mit ihm Hand in Hand gesessen hatte. Die Mutter, eine gute, nachsichtige, aber verschlagene Frau, in der Schule des Duldens und der Demuth von ihrem Manne zu einer Kreuzträgerin erzogen, hing mit ganzer Liebe an dem Mädchen, welches das einzige Wesen auf der Welt war, das ihr sanftes Gemüth verstand. Sie war auch deshalb mit der Neigung Clara's zufrieden, wollte Conrad wohl, und wäre es zum offenen Kampfe gekommen, wäre sie gewiß auf die Seite ihrer Tochter getreten, denn Liebe fühlte sie nicht für ihren Eheherrn, sie fürchtete ihn nur.

Während nun die gutmüthige Frau Petersilie schnitt und Thimian sammelte, setzte sich Clärchen in die kleine Geisblattlaube, ließ den Arm im Schooße ruhen, lehnte den Kopf mit seinen goldenen Haarflechten an das Gitterwerk, schloß die Augen und träumte von Conrad. Da raüschte der Abendwind in den Blättern, die ihr um Stirn und Wange spielten und sie aus ihren Träumen weckten; aber die Erinnerung verjagten sie nicht so leicht, wie die süßen Träume, und Clärchen dachte immer noch an Conrad, und rief so manche Stunde zurück, die sie hier an seiner Seite gesessen hatte. Da entquoll ihrer Brust ein Lied, das sie von ihm gelernt, und sie sang, die Ranken und Blüthen des Geisblattes während des Gesanges schonungslos zerpflückend:

Hätt' ich Flügel, hätt' ich Schwingen,
Durch die Lüfte zög' ich hin,
Ihm mein treues Herz zu bringen,
Dem ich Alles, Alles bin.

Flügel sind mir nicht gegeben,
Nur die Sehnsucht zieht mich fort;
Doch trotz ihrem Müh'n und Streben
Bringt sie mich nicht in den Port!

Heute hoffend, morgen zagend,
Heute jauchzend auf vor Lust,
Steh' ich morgen, weinend, klagend,
Tiefen Schmerz in meiner Brust.

Da schallte es plötzlich über ihr:

Auf der Liebe goldnen Schwingen,
Durch die Lüfte zog ich hin,
Dir den Abendgruß zu bringen,
Der ich Alles, Alles bin!

Conrad! rief das Mädchen bei diesen Tönen aufspringend, bist Du es, Conrad?

Ich bin es! rief die Stimme und ein brauner Lockenkopf drängte sich durch die Geisblattranken. Bist Du allein, Clärchen?

Die Mutter ist bei mir.

So mache schnell die Pforte auf und laß' mich ein! bat er. Das

Mädchen mußte aber erst seine gebräunte Wange liebkosend streicheln, ehe sie die Laube verließ, dann lief sie aber auch nach der Thüre und rief der Mutter zu: Conrad ist hier! Ehe aber die gute Frau sich noch besinnen konnte, war die Thüre schon geöffnet und Clärchen lag in Conrads Armen. Nach der ersten stürmischen Umarmung und Begrüßung der herbeigeeilten Mutter fragte Clara ängstlich: Aber mein Gott, wo kommst Du her, Conrad?

Aus dem Lager! Doch davon hernach. Wie geht es Euch Mutter? wandte er sich jetzt zu dieser und schüttelte ihr treuherzig die Hand.

Wie immer, still — und leidlich.

Und Dir, Clärchen?

Wie kannst Du noch fragen. Traurig ist es mir ergangen seit dem halben Jahre, daß Du fort bist; geweint habe ich mehr als gelacht, und stets waren meine Gedanken bei Dir.

So erging es auch mir, sprach er, unwillkührlich ihre Hände erfassend und mit ihr der kleinen Laube zugehend. Nacht und Tag habe ich an Dich gedacht, wo ich auch war, war meine Seele bei Dir. Du mußt es mir angethan haben, Mädchen, sagte er dann, als sie in die Laube getreten und sich niedergelassen hatten, denn so wahrhaft ich Dich liebte, als ich um Dich, so viel tausendmal mehr habe ich Dich geliebt als ich fern von Dir war.

Das nemliche war auch mir, unterbrach sie ihn.

Das freut mich, das freut mich von Herzen! fuhr er, immer leidenschaftlicher werdend, fort und schlang seinen Arm um ihren Nacken. Sieh, wenn ich so recht an Dich dachte, da standest Du lieb und schön mit Deinen frischen Wangen, und den freundlichen blauen Augen da, und je fester ich dann die Augen zudrückte, desto lebendiger wurde Dein Bild. Meine Phantasie war dann geschäftig, sie gab Dir ein seidenes Gewand, flocht in Deine Haare eine reiche Perlenschnur, der rothe Sammethut mit den schwankenden Federn zierte Dein Haupt, ein stolzer Falke schaukelte sich auf Deiner Hand, Du standest eine Königstochter vor mir. Nein! rief ich dann und öffnete das geschlossene Auge, fort mit dem Zauber, so wäre sie ja für mich ganz verloren! Und da standest Du schnell wieder im kurzen wollenen Röckchen, mit dem knappen Mieder und dem schwarzen Häubchen vor mir, lächeltest mich freundlich an wie sonst — und es waren Deine frischen Lippen, Deine freundlichen Augen, Du warest ganz wieder mein liebes Clärchen und ich konnte Dich umfangen und herzen — aber ich umfing nur die Luft und herzte nichts.

Auch kein anderes Mädchen? fragte sie neckend. Gesteh' es nur Conrad.

Kein anderes, Clärchen, erwiderte er treuherzig, denn so schön und lieb und gut wie Du bist, habe ich noch keines auf Erden gefunden. Bei diesen Worten umfing und küßte er sie.

Gemach! junger Herr! rief die am Eingange stehende Mutter. Ein Küßchen zum Willkommen mag man wohl erlauben, aber nicht ein Schock! — Clärchen sprang beschämt auf und fiel der Mutter um den Hals. Seid nicht böse, Mutter, bat sie, ich habe ihn so lange nicht gesehen, nicht —

Nun läß nur gut sein! fiel die schon wieder Besänftigte ihr in die Rede. Aber sagt nur, Conrad, was Euch eigentlich hierher geführt?

Gutes und Böses, erwiderte er, morgen überziehen wahrscheinlich die Eidgenossen Euer Städtchen —

Daß sich Gott unser erbarme! rief die Mutter händeringend.

Ja, dem Städtchen kann ich nicht helfen, aber hoffentlich Euch, denn wir werden die Vorhut bilden und da habe ich es schon meinem Hauptmann gesagt, daß ich ein Liebchen hier hätte und er hat mir erlaubt, mit einigen Freunden das Haus zu besetzen. Da wollen wir schon sorgen, daß Euch kein Leid geschieht, nur muß freilich Vater Hans ein Fäßlein spenden, denn die Zürcher haben gar durstige Kehlen.

Aber wie wird es den Andern ergehen, Conrad? fragte die Mutter. Conrad zuckte statt Antwort die Achseln. Ist denn gar keine Hülfe?

Die Stadt muß suchen sich durch Geld von der Plünderung loszukaufen.

Komm, Clärchen, sagte die Mutter, ängstlich ihr Kind bei der Hand nehmend. Komm, laß uns nach Hause gehen, es wird Nacht, der Vater wird uns erwarten und wir müssen doch noch Manches mit ihm besprechen. Komm!

Schon jetzt! seufzte Clärchen, einen schmachtenden Blick auf Conrad werfend.

Geh nur mit der Mutter, Clärchen, sagte er, ihr die Hand reichend, auch mich mahnt es an den Rückweg. Nur noch Eines, liebe Mutter. Erst nach zwei Stunden sagt dem Vater, daß Ihr mich gesprochen, dann bin ich wieder in Sicherheit. Und nun Clärchen, leb' wohl, morgen sehen wir uns wieder, und möge Gott das Herz Deines Vaters zu unserm Besten lenken. Er drückte einen herzlichen Kuß auf des Mädchens frische Lippen, schüttelte der Mutter die Hand und schlüpfte zur Thüre hinaus.

Da geht er hin! seufzte das Mädchen, und ich bleibe wieder zurück — Nun kommt, Mutter, nun mag ich auch nicht länger hier bleiben. — Beide wanderten, die Eine mit Sorgen beladen, die Andere mit neuen Hoffnungen bereichert nach Hause.

Dort suchten sie den Vater überall und fanden ihn nicht. Keiner hatte ihn sehen das Haus verlassen, Stock und Mütze lagen in der Stube, und die Mutter begann schon, sich zu ängstigen, als der Knecht, der während des Herrn Abwesenheit die Gaststube zu besorgen hatte, meinte, er

werde wohl, wie er oft zu thun pflegte, in dem Keller sein und dort arbeiten, wo ihn dann niemand stören, ja nicht einmal in dem Keller kommen durfte. Die Angst trieb jedoch heute die Mutter hinunter, sie faßte ein Herz, klopfte an die verschlossene Thüre, und als sie auf ihre Frage: ob er da unten sei, bejahende Antwort und die Weisung erhielt, ihn nicht zu belästigen, stieg sie gern wieder hinauf und störte ihn nicht weiter, da sie es schon gewohnt war, daß er seine Arbeiten immer allein und bei verschlossenen Thüren verrichtete.

Aber der gute Mann täuschte sich, wenn er glaubte, sein Wesen im Verborgenen zu treiben, denn schon oft war er belauscht worden, wenn er beschäftigt war, seinen Wein zu verfälschen. Seinen guten Nachbar Benedikt, dessen Keller von dem seinen zwar durch eine tüchtige Mauer getrennt war, hatte die Neugier doch verlockt, ihm einen bösen Streich zu spielen. Dieser hatte sich nemlich ein kleines Loch durch die Mauer gebohrt, durch das er einen großen Theil von des Nachbars Keller unbemerkt übersehen konnte und diesen schon oft bei Weinmischung beobachtet. Auch heute war er aus dem nemlichen Grunde, der Hans Gerber in den Keller geführt, in den seinen gegangen, und da er bei dem Nachbar Geräusch hörte, verbarg er schnell sein Licht und stieg die kleine Leiter hinauf, des Nachbars Thun und Treiben zu belauschen.

Heute sah er ihn nun freilich in einem ganz anderen Geschäfte begriffen; Spaten und Schaufel in der Hand stand Hans Gerber mit aufgestreiften Aermeln in der Mitte des Kellers, sah bald hier-, bald dorthin, legte Schaufel und Spaten bei Seite, rollte ein großes, leeres Weinfaß auf dem Lager fort, hob vorsichtig die steinernen Platten, womit der Fußboden bedeckt war, und begann nun ein tiefes Loch zu graben. Mit Falkenblicken hatte Benedikt dem Allen zugesehen, nichts war ihm entgangen, genau hatte er sich den Ort gemerkt. Aber seine Erwartung sollte, doch getäuscht werden, denn nach einer Weile hörte Hans Gerber mit der Arbeit auf, maß die Tiefe des Loches, betrachtete Alles noch ganz genau, nahm dann den Spaten, die Schaufel ließ er zurück, verließ den Keller und schloß die Thüre hinter sich zu.

Nun schnell bei uns ans Werk, brummte Benedikt verdrießlich, sich in seinen Erwartungen getäuscht zu sehen, und ich hoffe, er wird schon wieder kommen, verließ dann den Keller, kam aber mit seinem treuen Georg bald wieder zurück.

Benedikt, ein kleines, dickes, krummbeiniges Männchen, mit ein paar rothen Backen und einer kleinen kupfernen Stumpfnase, war auch, und mit Recht, in der Stadt als Geizhals verschrieen. Er war auch im höchsten Grade geizig, aber auf ganz andere Weise als sein Nachbar; dieser getraute sich nicht einen Tropfen Wein zu trinken, lebte ärmlich, wie er sagte, seiner Gesundheit wegen, aß nur des Sonntags Fleisch und dann in sehr knappen Portionen, verdünnte das Bier, das er trank, kleidete sich

schlecht und nur für Clärchens Putz konnte er zuweilen in die nie leere Tasche greifen. In Handel und Wandel überlistete er gern, und bediente sich aller Vortheile, seine Ochsen wohlfeil zu kaufen und theuer zu verkaufen, vermischte oft den guten Wein mit dem schlechten, taufte ihn auch wohl mit Wasser, aber wer ihm Geld und Gut anvertrauen wollte, hätte es in keine sicheren Hände als in die seinigen geben können; er hätte einen Beutel mit Goldstücken finden können und er stellte ihn dem Eigenthümer gewiß wieder zu. Dabei war er, trotz mancher Härte gegen seine Frau, kein übler Gatte; die Kranke pflegte er mit Sorgfalt, wenn er auch mit der Gesunden zankte und kiff. Gegen Clärchen war er ein lieber Vater, und all seinen gesammelten Reichthum hätte er für sie freudig hingeben können; auch that er bis zu einem gewissen Maße den Armen Gutes, was freilich nicht aus reinem Quell entsprang.

Benedikt aber, der Lederhändler, der zugleich den einzigen Gewürzladen in diesem kleinen Städchen hatte, war ganz anderer Natur. Wie Hans Gerber größtentheils durch eigene Entsagung sparte, liebte der Kleine für sich den Genuß, nur auf Kosten Anderer wollte er sich bereichern und dazu war ihm keine Handlung zu schlecht. Er selbst führte einen guten Tisch, trank täglich seine Kanne Wein, daher auch die Rubinnase, hatte immer einige Leckerbissen in seinem Wandschranke stehen, aber die alte Barbara und der treue Georg mit seinem bedeutenden Höcker mußten dagegen hungern und darben. Im Handel und Wandel betrog er, wo er nur konnte, die Geschichte mit dem Goldstücke zeigte, daß er zu Allem fähig und ein ausgelernter Spitzbube sei. Kein Armer betrat seine Schwelle, denn wer ihn kannte, wußte schon im Voraus, daß er nichts bekam. Er hatte seiner Mißgestalt wegen in früherer Zeit keine reiche Frau bekommen können, eine arme hätte er um Alles in der Welt nicht genommen, so blieb er ein mit manchem Körbchen ausgestatteter Hagestolz.

Die alte Barbara hatte ihn in seiner Kindheit gewartet und war ihm, je zahnloser, desto werther geworden, da sie mit jedem Tage weniger kauen konnte, überdies mußte sie noch dem kleinen Gewürzladen vorstehen und wandelte eben nicht auf Rosen. Der kleine Georg aber war keine so gutmüthigte, geduldige Seele, wie Barbara. Heimtückisch, wie fast alle Buckligen, verstand er dem Scheine nach zu hungern und sich doch aus seines Herrn Seckel zu sättigen; mit Allem zufrieden scheinend, war er es mit Nichts, und die größte Anhänglichkeit an Benedikt heuchelnd, haßte er ihn von Herzen. Ganz des Herrn Interesse ergeben, so bald er das seine damit verbinden konnte, ganz in seine Betrügereien eingeweiht und eingehend, wobei er aber stets Benedikt betrog, besaß er dessen Zutrauen ganz und hatte es auch bis jetzt nie getäuscht, die kleinen Vortheile abgerechnet, welche dabei in seinem Seckel flossen. In diesem Augenblicke aber hatte ihn sein Herr tief gekränkt, denn als er am vergangenen Abende halb nackt, nur mit dem bekleidet, was ihm Conrads Gutmüthigkeit gegeben,

zurückkam, mußte er statt Entschädigung für das Geraubte, noch manchen Vorwurf erdulden. Er war daher nicht in der besten Stimmung gegen Benedikt, als dieser ihn rief, mit ihm in den Keller ging und ihm erzählte, was er bei dem Nachbar gesehen hatte.

Daß dieser dort seine Schätze vergraben werde, war Beiden einleuchtend, und Beide hatten den gleichen Gedanken, daß man sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen dürfe, sie zu stehlen. Benedikt versprach, obgleich es ihm sehr schwer wurde, Georg ein Drittheil davon abzugeben, und nun berathschlagten sie, wie es anzufangen sei. Zugleich vertraute Benedikt seinen Diener auf dessen Treue er sich ganz verlassen zu können glaubte, daß auch er gesonnen sei, heute Nacht den eisernen Kasten, in dem er seine wenige Baarschaft verschlossen habe, in dem Keller unter einem Haufen Schutt zu vergraben. Was nun des Nachbars Schatz betraf, so wurde beschlossen, ins Geheim ein Loch durch die Mauer zu brechen, und wenn das Geld in ihrer Gewalt sei, das Loch in aller Eile wieder zuzumauern. Sie vergaßen aber dabei, wie sie schwerlich von ihrer Seite aus das Loch so gut wieder würden vermauern können, daß es der Nachbar in seinem Keller nicht bemerken sollte, auch mußten ja bei dem Aufbrechen Schutt und Steine in den Keller rollen, was die Sache doch gleich verrathen konnte. Aber Benedikt, zu erpicht auf des Nachbars zusammengescharrtes Geld, auch wohl von Rache über die abschlägige Antwort getrieben, bedachte dies nicht, und ehe sie noch wußten, was Hans Gerber in dem Loche verbergen wollte, schritten sie rasch an's Werk, holten Brechstangen, Kalk, Schaufel und Spaten herbei.

Aber Benedikt, die Rückkehr des Nachbars jeden Augenblick erwartend, beschloß erst seine Schätze in Sicherheit zu bringen, und Beide begannen nun die herkulische Arbeit, den Schutt wegzuräumen, wobei oft in den Keller des Nachbars gelugt wurde, um zu sehen, ob er nicht bald, mit seinem Mammon beladen zurückkäme. Aber der Schutt war schon weggeräumt, das Loch tief genug gegraben und Hans Gerber erschien immer noch nicht. Da schlichen sie Beide hinauf, und schleppten mit großer Mühe den schweren eisenbeschlagenen Kasten hinunter, den sie endlich bis an das Loch brachten, denn da Benedikt nicht so vorsichtig gewesen war, alle sein Geld in Goldstücke umzusetzen, wie es der Nachbar oft mit einem kleinen Verluste gethan, so war der Kasten bedeutend schwer.

Es mochte wohl Mitternacht sein, da sie den Schatz eben in das Loch senken wollten, als sie Geräusch in des Nachbars Keller hörten. Schnell stieg Benedikt die Leiter hinauf und sah bald Hans Gerber, ein eisernes Kästchen auf dem Rücken tragend, keuchend und schweißtriefend ankommen. Vorsichtig legte er das Kistchen bei dem schon früher gegrabenen Loche ab, setzte es dann hinein und ehe er Erde darüber rollte, faltete er die Hände und murmelte ein Gebet, als ob er einen Todten in die Gruft gesenkt habe; dann schaufelte er die Erde darüber, trat sie fest ein und mühte sich

nun ab, die aufgehobenen Steinplatten wieder in die gehörige Ordnung darüber zu legen, rammelte sie fest, und nachdem er die Steine wieder rein gefegt, auch die übrig gebliebene Erde in einen Korb geschaufelt hatte, rollte er die leere Kufe wieder auf den alten Platz. Hierauf nahm er Korb, Schaufel und das übrige Geräthe und trug es hinauf. Aber bald kehrte er wieder zurück, stellte sich noch einmal vor seinen vergrabenen Mammon, sah traurig nach ihm, seufzte tief auf und es schien als würde es ihm schwer von dem Orte zu scheiden; endlich faßte er Muth, ging, schloß den Keller zu und Benedikt wünschte ihm eine glückliche Reise.

Schnell machte sich nun dieser auch an's Werk, versenkte seinen Kasten und verschüttete ihn wieder, der Schutt war bald darauf geworfen und nun ging es, die Brechstange in der Hand, an die neue Arbeit. Hier aber förderte es nicht so rasch; der Tag mochte wohl grauen — es war im Sommer — und noch waren sie nicht durch. Jetzt stießen sie auf einen großen Stein, der nicht weichen, nicht wanken wollte, Georg rüttelte nach besten Kräften, endlich bewegte er sich, gab zuletzt den wiederholten Anstrengungen nach und rollte mit großem Geprassel in des Nachbars Keller.

Das hatte Benedikts Klugheit nicht vorausgesehen, Georgs Tücke aber wohl erwartet. Was war nun zu thun, das einmal Begonnene mußte geendet werden und Benedikt befahl seinem Diener durch das Loch zu kriechen, dieser aber, der sich wenigstens den Rücken frei halten wollte, verweigerte es und meinte: Wer den größten Lohn zöge, müsse auch die mehrere Arbeit thun, übrigens würde ihm sein Höcker bei dieser Expedition sehr hinderlich sein. Herr Benedikt mußte sich daher entschließen, das Werk selbst zu vollführen, und so sauer es auch den Beleibten wurde, kroch er doch in das Loch, Georg schob nach und da man es unbeachtet gelassen hatte, daß des Nachbars Keller mehere Fuß tiefer war, so rollte Benedikt, da ein kräftiger Druck des Dieners seinen Fall beförderte, den Kopf voran wie ein Sack in den Keller.

Da war er nun! — Zwar etwas von dem Falle betäubt, raffte er sich doch noch schnell auf, stieß einige Flüche aus und rief eben Georg zu, ihm Spaten und Schaufel und das Lämpchen zu geben, als er die obere Kellerthür öffnen und gleich darauf Fußtritte hörte. Kaum hatte er Zeit, seinem Diener zuzuraunen, daß er das Lämpchen auslösche, kaum konnte er noch den herabgefallenen Stein bei Seite rollen, sich selbst aber hinter ein Weinfaß verstecken, als die untere Thüre auch schon geöffnet wurde und Frau Gerber mit Clärchen hereintrat, die gleich einer der thörigten Jungfrauen, ein nur sparsam glimmendes Lämpchen in der Hand hielt.

Laß uns nun sehen, Kind, wo der Vater den Kasten vergraben hat, mit dem ich ihn um Mitternacht herunterschleichen sah, sagte die Mutter, sich umschauend.

Aber wozu das, Mutter? fragte Clärchen. Mich dünkt —

Kümmre Dich nicht darum, es geschieht zu Deinem Besten, erwiderte diese und sah sorgfältig im Keller umher. Ha! sagte sie, gewiß hat er es unter die Fässer vergraben, und da kann es nur unter jener leeren Kufe dort sein, von der die schadhafte Thüre bei dem Küfner ist; die nur hat er allein von der Stelle bringen können. Leuchte her!

Mutter, die Lampe verlischt, es ist kein Oel mehr darauf, meinte Clärchen.

Wahrlich sie ist im Verlöschen, sagte die Mutter, sie untersuchend, warte nur einen Augenblick und fürchte Dich nicht, Kind, ich will eine andere Lampe holen. Dies sagend, ging sie so schnell sie konnte die Treppe hinauf, Clara aber setzte sich einstweilen auf eines der Lager hin und schüttelte bedenklich den Kopf, denn die ganze Sache wollte ihr nicht gefallen. Als sie aber noch darüber nachdachte, hörte sie Geräusch hinter sich, sprang erschrocken auf, ihr Licht verlosch plötzlich, zwei Arme umschlossen sie und bewußtlos sank sie zu Boden.

In diesem Augenblicke kam die Mutter zurück, sah ihr Kind leblos in der Mitte des Kellers liegen, beugte sich über das Mädchen hin; aber kalt wie der Tod war ihre Stirn, kein Zeichen von Leben zu sehen, kein Athemzug zu hören; da ergriff sie schnell einen mit Wein gefüllten Krug, bespritzte die Ohnmächtige, rieb ihr Puls und Schläfe, aber all' ihr Mühen war vergebens. Sie rang die Hände, wußte sich nicht zu helfen und verließ von Todesangst getrieben den Keller, um Hülfe zu holen.

Gürg, Gürg! rief jetzt Benedikt, im Dunkeln herumtappend, schieb die Leiter durch's Loch, daß ich von hier komme, mein Leben ist in Gefahr! Aber Georg ließ nichts von sich hören. Gürg, lieber Gürg! rief er nochmals mit lauter Stimme, gieb die Leiter! Diesmal hörte es der Schalk: war es Wahrheit oder Lüge, er rief dem Herrn zu, daß er die Lampe habe auslöschen müssen, es stockfinster sei und er die Leiter nicht finden könne. Da überlief es den Kleinen eiskalt; er gelobte in seiner Seelenangst, nie wieder nach fremdem Gute weder seine Hand auszustrecken, noch seinen Mund zu spitzen — und schon hörte er eben Tritte, schon vernahm er das Brummen Hans Gerbers, den die Mutter aus seinem süßen Morgenschlafe geweckt und dem sie auf seine wiederholten Fragen: Wie kommst Du zu den Schlüsseln? Was suchst Du da unten? die bittenden Worte: Komm nur zu Deinem Kinde und hilf! erwiderte.

Auch der alte Mann, der Clärchen über Alles liebte, warf sich bei ihrem Anblicke über sie hin, rief ihren Namen, rieb ihr Schläfe und Hände, sie blieb starr. Wir müssen sie hinaufschaffen! sagte er dann. Lauf, schicke nach dem Bader, sende den Knecht, die Mägde herunter, lauf geschwind! Die Mutter säumte nicht lange, bald waren die Mägde bei der Hand, die Ohnmächtige hinauf zu schaffen, auch Peter, der Knecht, kam gelaufen und die Bestürzung war groß und allgemein, denn Alle hatten das muntere Clärchen gar lieb. Als sie nun mit dem Mädchen schon auf

der Treppe waren, Hans Gerber händeringend ihr folgte, rief ihm Peter zu: Herr, seht, was giebt es da? Der Alte wendete sich und Peter zeigte nach dem durch die Wand gebrochenen Loche. Starr vor Entsetzen blickte der Alte nach der Oeffnung, ein Gedanke durchzuckte ihn. Sag der Frau, befahl er dem Knechte, sie solle mir Bescheid geben, wie es mit der Tochter gehe, dann schicke nach dem Maurer, daß er schnell komme, Du aber kehre eiligst mit meinem alten Schwerte zurück und nimm einen tüchtigen Knüppel zur Hand, denn hier ist es nicht geheuer. Er setzte sich dann nicht ohne Grausen auf die Schwelle der Treppe, zündete für den Nothfall noch ein Licht an und erwartete so Peters Rückkehr.

Daß ihm der Nachbar einen bösen Streich habe spielen wollen, davon war er überzeugt, daß er den Fuchs vielleicht noch in dem Hühnerstalle fangen könne, hoffe er, aber bei alle dem dachte er an sein Kind und an die heranrückenden Eidgenossen. Faßte er aber den Gedanken, daß der Ort, wo sein Geld vergraben, vielleicht schon verrathen sei, so schwand sein Muth, kalt überlief es ihn, und wäre in diesem Augenblicke Conrad vor ihn getreten und hätte noch einmal um Clärchen geworben, er hätte sie ihm in der Angst seines Herzens wahrscheinlich nicht versagt.

Peters Rückkehr war ihm willkommen, besonders da er die frohe Nachricht brachte, die Jungfer habe die Augen wieder aufgeschlagen. Gelobt sei Gott! rief er freudig aus. Aber nun laß uns ans Werk gehen, gieb mir das Schwert! Doch nur mit Mühe konnte er das verrostete aus der Scheide ziehen, als er aber die Wehr in der Hand hatte, schloß er den Keller zu, gab Peter die eine Leuchte, nahm die andere und so suchten sie im ganzen Keller umher, leuchteten hinter jedes Faß; bei dem, wo das Geld vergraben war, ging er wohl etwas rascher vorüber, aber trotz allem Suchen fand sich nichts. Der Teufel, dem er sich ergeben, hat ihm wieder fortgeholfen! brummte der Alte, die Thür wieder aufschließend. Stehe nur so lange Wacht hier, bis ich zurückkehre! befahl er dem Diener, ich muß hinauf, zu sehen was mein Kind macht; suche nicht weiter umher, behalte das Loch im Auge, und weiche nicht von dem Eingange.

Peter, das verrostete Schwert in der Hand, blieb treulich an der Thür stehen, die Hans Gerber überdies hinter sich wieder verschlossen hatte, und hielt auf seinen Posten so lange aus, bis sein Herr mit einigen Maurern zurückkam, die das Loch wieder zumauern mußten; Steine waren bald herbei geschafft, auch der große herabgerollte gefunden worden, so dauerte es nicht lange und das Loch war wieder zu. Da auch Clärchen sich erholt hatte, athmete der Alte frei auf und wanderte nun, manches harte Wort für den Nachbar im Sinn habend, hinüber zu ihm.

Da fand er aber Niemand als die weinende Barbara; ihr Herr war nicht zum Frühstück gekommen, sein Bett noch wie sie es gemacht hatte, auch Gürg war verschwunden. Aber Hans Gerber glaubte dies Alles nicht, durchsuchte das Haus, und da Benedikt wirklich nicht zu finden war,

so glaubte er, daß er sich im Keller versteckt, oder aus Furcht entfernt habe. Der Keller war verschlossen und Barbara, die laut schluchzte und bat, Herr Benedikt möge ein Zeichen des Lebens von sich geben, erhielt keine Antwort.

Nun begab sich Hans Gerber zum Bürgermeister des Ortes, trug ihm den Fall vor und verlangte, daß die Gerichte den Keller mit Gewalt öffnen sollten; aber dem unglücklichen Bürgermeister war eben durch flüchtiges Landvolk die Nachricht zugekommen, daß die Eidgenossen im Anzuge wären, und Gerber konnte leicht einsehen, daß in solchen angstvollen Augenblicken an seine Angelegenheit nicht zu denken sei.

Auch auf den Gastwirth machte diese Nachricht einen schmerzhaften Eindruck. Seine Hausfrau hatte gestern nicht Gelegenheit gehabt, ihm ihre Unterredung mit Conrad mitzutheilen, aber der Bürgermeister war selbst auf den klugen Einfall gekommen, die übrigen Glieder des Rathes und die angesehenen Bürger des Städtchens zu versammeln, um ihnen den Vorschlag zu machen, den Eidgenossen entgegen zu schicken und mit ihnen zu unterhandeln. Da aber jeder in seinem Hause manche Vorkehrungen zu treffen hatte, kam man erst spät zusammen; es wurde dann so lange berathen, daß man schon, noch vor gefaßtem Entschlusse die Harsthörner der Schweizer aus der Ferne hörte. Jeder lief nun nach Haus und dachte nur an sich; Niemand aber war in größerer Noth als die alte Barbara, denn ihr Hausherr und Görg waren noch nicht zurückgekehrt. Ersterer stak noch in der leeren Kufe und bewachte den vergrabenen Schatz, der arme Bucklige aber war in dem Keller eingeschlossen, weil sein Herr die Schlüssel zu sich gesteckt hatte.

Wegen der Angst um Clärchen hatte der strenge Hausherr nicht weiter bei seiner Ehefrau nachgeforscht, wie sie zu den Schlüsseln gekommen und weshalb sie in den Keller gegangen sei.

Die Angst bei dem Nahen der Feinde, die der Thürmer durch sein widrig tönendes Horn bereits verkündete, ließ es ihn auch jetzt vergessen, aber als ihm Frau Gerber erzählte, was ihr Conrad gesagt und wie er ihr Haus schützen wollte, kehrte der Muth wieder bei ihm ein, aber auch die Neugierde zu wissen, weshalb die Frau mit der Tochter in den Keller gegangen sei, und sie konnte ihm nur durch die Antwort ausweichen, daß es auf Clärchens dringende Bitte geschehen wäre, er müsse das Kind selbst fragen, das aber jetzt wohl noch zu schwach sei, ihm Rede und Antwort zu stehen.

Aber Clärchen war so schwach nicht, wie die Mutter vorgab; der Gedanke: Conrad naht, hatte sie gestärkt, und was das ganze Städtchen in bange Sorge versetzte, belebte sie mit neuer Hoffnung. Die armen Einwohner waren auch wirklich zu beklagen, denn wo die Eidgenossen im Schwabenlande einfielen, da mordeten und plünderten sie, und beim Abzuge steckten sie Städte und Dörfer in Brand; die Schwaben und kaiser-

lichen Völker machten es im Gebiete der Eidgenossen auch nicht besser, und so war es kein Kampf in Schlachten, es war ein wildes Morden und Brennen, deshalb flüchtete auch Jeder seine beste Habe, besonders flohen die Jungfrauen von Ort zu Ort, nur Clärchen blieb, voll fester Zuversicht, Conrad werde sie beschützen.

Jetzt rückten die Schweizer den Hügel hinab; es war nur ein kleiner Haufen von 400 Mann aus Zürich, demungeachtet war kein Gedanke an Gegenwehr, keine Hoffnung, daß schwäbisches Kriegsvolk zur Hülfe heranrücken würde. Die Thore blieben geöffnet, und jauchzend, guter Beute gewiß, zogen die Eidgenossen dem Städtchen zu. Voran ein Haufen rüstiger, junger Männer, die sich durch ihre weiten, grün und gelb geschlitzten Pluderhosen auszeichneten, schöne starke Männer, einige mit Hakenbüchsen, die meisten aber mit Hellebarden und Spießen bewaffnet, Alle lange Schwerter an ihrer Seite. Es war ein Trupp Freiknechte (Freiwillige) aus Zürich, die nicht mit zum Aufgebote gehörten, ein wildes, gottloses Völkchen, tapfer vor dem Feind, aber eben so beim Becher, und die Ersten, wo es zu plündern gab. Sie hatten Conrad zu ihrem Führer gewählt und bildeten die Vorhut. Ihnen folgte das Fähnlein von Zürich, an dessen Spitze der Hauptmann Stüßi, ein mächtiger Kriegsmann, schon aus dem burgundischen Kriege bekannt, marschirte, ein biederer aber strengen Mann, der keinen Gefallen an Raub und Mord fand und den Krieg lieber als ehrlicher Soldat, als wie ein Wegelagerer und Schnaphans führte. Ihm, der das Ganze befehligte, hatte sich Conrad anvertraut und von ihm die Erlaubniß erhalten, das Vaterhaus seiner Geliebten zu schützen. Das Städtchen konnte sich freuen, daß Hauptmann Stüßi mit seiner Fahne gegen dasselbe anzog. Die Eidgenossen, die in geschlossenen Gliedern ihrem Hauptmann folgten, waren meist rüstige Männer oder ergraute Kriegsleute, nur wenig junges Volk sah man unter ihnen, dies hatte man in den Schanzen vor Thüngen gelassen, dort ihren Jugendmuth auszutoben.

Jetzt ließ der Hauptmann halten, schickte einige Mann zur Besetzung des Thores voraus, rückte in die Stadt ein, wo sich keine lebende Seele auf den Straßen blicken ließ, und stellte sein Volk auf dem kleinen winkligen Marktplatze auf.

Hier kamen ihm mehrere Einwohner, der Bürgermeister an der Spitze, entgegen, baten um Gnade, stellten die Armuth der Stadt vor und versprachen zu thun, was in ihren Kräften stehe, um sich von der Plünderung loszukaufen. Hauptmann Stüßi redete sie barsch an, verlangte 1500 Goldgülden und freie Zeche für sein Volk, im Weigerungsfalle drohte er mit Plünderung. Endlich, das kleine Städtchen, in welchem in der Stille mancher reiche Kauz wohnte, berücksichtigend, ließ er sich doch bewegen, seine Forderung bis auf 1200 herabzusetzen, die aber bis zum Abende bezahlt sein müßten, widrigenfalls die Stadt geplündert und an andern

Tage angezündet werde; dann ließ er die Thore besetzen, befahl, daß die Mannschaft gehörig untergebracht und verpflegt würde und nahm für seine Person auf dem Rathhause Quartier.

Sobald es thunlich war, hatte sich Conrad mit acht seiner Kameraden nach dem Hause Hans Gerbers begeben, die übrigen Freiknechte, von denen 20 mit einem Waibel zur Kundschaft gen Blumberg ausgeschickt waren, wurden zu Benedikt und in die übrigen umstehenden Häuser in's Quartier gelegt.

Hans Gerber empfing seine ungebetenen Gäste ganz freundlich, obgleich er ihnen keine tüchtige Rechnung machen konnte, schüttelte Conrad, als einem alten Bekannten, die Hand und brachte sogleich mehrere Krüge mit Wein herbei, während die Mutter ein weißes Lacken auf den Tisch breitete und ihn mit allerhand Speisen besetzte. Wo ist denn Clärchen? raunte Conrad der Mutter leise zu.

Im Oberstübchen, Ihr werdet sie unwohl finden, erwiderte diese, und Conrad, der sich wenig um Hans Gerbers Kopfschütteln kümmerte, eilte hinauf.

Du bist krank, liebes Clärchen? fragte er, nachdem er sie wohl zehnmal geküßt und an sein Herz gedrückt hatte.

Seitdem Du hier bist, Conrad, nicht mehr, erwiderte sie, sich innig an ihn schmiegend, ich glaube, läge ich im Todeskampfe und Du trätest an mein Sterbebett, das Leben siegte doch.

Liebe, gute Seele! sagte Conrad, sie liebkosend.

Wie stattlich bist Du doch mit dem großen Schwerte an der Seite, sprach sie, ihn vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend. Der bauschige Hut mit den schwankenden Federn, das lederne Koller, alles steht Dir so gut, aber entfremdet Dich mir. Aber doch bist Du noch der Alte, bist mein Conrad mit dem freundlichen Auge und dem treuen Herzen. Nicht wahr?

Das bin ich, Clärchen, und werd' es ewig bleiben! sprach er treuherzig und reichte ihr die Hand, die sie, sanft an ihm aufblickend, an ihr klopfendes Herz drückte.

Conrad! unterbrach die eintretende Mutter das Gespräch der Liebenden, Eure Kameraden fragen nach Euch, Ihr sollt mit ihnen zechen und essen. Kommt herunter, des Vaters Gesicht wird überdies krauser, kommt!

Conrad folgte, wenn auch ungern, setzte sich zu den andern Gesellen an den Tisch, und auch der Alte mußte auf ihre Einladung Platz nehmen. Sie zwangen ihn, oben an zu sitzen, denn, meinte ein junger, fast noch bartloser Bursche, dem künftigen Schwiegervater unseres Führers gebührt der Ehrenplatz. Auch nöthigte das lustige Völkchen die Mutter, neben ihrem Eheherrn Platz zu nehmen, und nun ging die Kanne wacker in die Runde, Hans Gerber mußte Jedem Bescheid thun und er hätte ganz vergnügt bei den fröhlichen Leuten gesessen, wäre es nur nicht Wein aus sei-

nem Keller gewesen, der so leise die nimmersatten Kehlen hinunterfloß; dachte er aber daran, so seufzte er und setzte schnell den Becher wieder hin.

Der Wein erfreuet des Menschen Herz; dies wahre Wort bekräftigte sich auch hier. Das Kriegsvolk wurde immer munterer, und Hans Gerber mußte oft in den kleinen Vorkeller steigen, um die Krüge neuerdings zu füllen. Da erhob sich einer der Eidgenossen plötzlich von seinem Sitze: Conrad! rief er, das ist doch nicht recht, daß Du uns Dein Bräutchen noch nicht gezeigt hast; bist Du jetzt schon eifersüchtig?

Braut! brummte der Alte halblaut, doch die Mutter zupfte ihn derb bei dem Oberkleide, während Conrad sich lachend zu Clärchens Eltern wandte und um Erlaubniß bat, die Tochter herbeiholen zu dürfen; der Vater konnte es nicht verweigern, die Mutter nickte bejahend, denn sie freute sich schon im Voraus, wie verwundert die Männer sein würden, wenn das schöne Kind einträte.

Aber Clärchen selbst sträubte sich lange gegen das Heruntergehen; es war dem sittsamen Mädchen zuwider, vor die zechenden Soldaten zur Schau hinzutreten, doch mußte sie endlich den Bitten Conrads nachgeben und ihm folgen.

Als nun das schöne hocherröthende Mädchen an Conrads Hand eintrat, standen Alle von ihren Sitzen auf und begrüßten die Verschämte mit hoch erhobenem Becher und lautem Jubel, und als sie, den Gruß erwidernd, züchtig dankte, aus dem ihr dargereichten Becher genippt und die Kameraden sie nun recht betrachtet hatten, rief der Eine: Nun bei Gott und der heiligen Mutter von Einsiedeln, Conrad! Du hast Dir eine schöne Dirne zum Liebchen gewählt, mit der Du selbst beim Scheibenschießen in Zürich, wo es doch der niedlichen Mädchen die Menge giebt, stolz umherschreiten kannst.

Ein gewaltiger Lärm, den man in Benedikts Hause vernahm, störte den Redner.

Was giebt's? rief Hans Gerber dem eben eintretenden Knechte zu.

Je nun, dort bei dem Nachbar hauset das Kriegsvolk gar arg, sie schlagen Alles entzwei.

Mögen sie, brummte der Alte, und Schadenfreude glänzte in seinem Gesichte.

Und mißhandeln die alte Barbara, fuhr Peter fort.

Ach helft doch, bat die Mutter, sich zu Conrad wendend.

Dem Schuft, dem Benedikt! entgegnete Conrad.

Er ist ein Mensch wie wir —

Ein Spitzbube ist er, fiel Hans Gerber seiner Ehefrau in die Rede.

Aber bedenkt die arme Alte, geht nur, Conrad, bat sie. — Geh, hilf, ich bitte Dich, raunte ihm Clärchen leise zu, und dem Teufel hätte Conrad geholfen, wenn sie ihn darum gebeten. Er winkte Einigen, ihm zu folgen und ging in das Nachbarhaus, wo er einen furchtbaren Lärm

hörte, denn das Kriegsvolk war eben beschäftigt, die Thüre des Kellers aufzubrechen, und eben sprang sie auf, als er unter die Tobenden trat.

Was macht Ihr hier, Kameraden? redete er sie an, Ihr wißt ja, daß heute noch jede Plünderung streng verboten ist.

Wir plündern auch nicht, wir suchen nur Speise und Trank, erwiderte der Eine, im ganzen Hause ist keine menschliche Seele als ein altes, halb taubes Weib, die sich verschwört, der Herr sei fort, habe die Schlüssel zu Allem mitgenommen, sie habe kein Laib Brot im Hause, keinen Trunk Wein uns vorzusetzen, keinen Heller, um Fleisch zu kaufen, nur Rosinen, Mandeln und Feigen, so viel im Laden waren, bot sie uns an. Was blieb uns übrig, Hunger hatten wir, Durst auch, da haben wir nach Lebensmitteln gesucht, weil Alles verschlossen war, die Thüren aufgeschlagen und Lebensmittel auf vier Wochen gefunden. Jetzt machten wir uns an den Keller, um einen Trunk zu holen, und das wird doch wohl kein Unglück sein.

Macht es nur fein säuberlich und mißhandelt die Alte nicht, sagte Conrad. Habt Ihr denn nicht, frug er dann, den kleinen buckligen Kerl im Hause gefunden, den Ihr bei Thüngen so rein auskleidetet?

Hier ist er, zu dienen! rief eine krächzende Stimme, und ein Gnomengesicht sah beim Scheine der mitgebrachten Laterne hinter einer Biertonne hervor. Hier ist er, Herr Conrad, und er hat Euch viel zu erzählen, geduldet Euch nur ein wenig. Er kroch vor, nahm einem die Laterne aus der Hand, holte aus einem Kellerloche einen Weinhahn, ergriff eine Kanne, stach ein kleines Faß an, zapfte ab und gab die gefüllte, nachdem er erst einen Schluck zu sich genommen hatte, einem der Umstehenden mit den Worten: Der wird Euch sicher munden, das ist ächter Markgräfler.

Die Kriegsleute füllten noch einige leere Krüge und gingen dann herauf, Conrad aber, den Gürg am Koller festhielt, blieb.

Herr, begann jetzt der treue Diener, ich bin hier das Leben müde, denn man kommt am Ende noch einmal zur Gesellschaft mit an den Galgen. Denkt, als ich in Eurem alten Wams und Euren Schuhen zurückkam und meinen Herrn, in dessen Dienst ich doch meine Habe verloren hatte, um neue Kleidung anspreche, nennt er mich einen buckligen Lump und schilt mich aus, daß ich ihm kein Geld von Thüngen gebracht habe, was mir doch Euer Kriegsvolk so sicher abgenommen hätte, wie sie mir meine wenigen Batzen nahmen. Da, schon lange des magern Dienstes überdrüssig, schwur ich ihm Rache und halte meinen Schwur. Wißt Ihr, wo Benedikt steckt?

Wie soll ich das wissen? antwortete Conrad.

In Hans Gerbers Keller. Der hat dort seinen Mammon unter einer leeren Weinkufe vergraben; mein Herr sah dies durch ein kleines, durch die Mauer gebohrtes Loch, machte geschwind ein größeres, kroch in des Nachbars Keller, der aber hinzukam, das Loch bemerkte, es zumauern

ließ und so den Marder gefangen, aber wie es mich dünkt, noch nicht gefunden hat. Auch hier im Keller liegt ein Schatz begraben; halb Part, so heben wir ihn.

Für Conrad war dies Alles räthselhaft. Er wußte wohl, was er thun sollte, nemlich beides Vergrabene ruhen lassen, er fürchtete aber, Gürg könne es einem Andern verrathen, und befahl ihm daher, ohne sich auf etwas Anderes einzulassen, mit ihm herauf zu kommen, ließ vor den Keller ein Schloß legen, steckte den Schlüssel zu sich und drohte Gürg mit der fürchterlichsten Strafe, wenn er Jemandem mittheile, was er ihm so eben gesagt habe; dann nahm er ihn mit sich hinüber, stellte ihn unter die Aufsicht seiner Kameraden und suchte nun Clärchen auf, die er vorhin nur einige Augenblicke allein gesprochen hatte. — Er fand sie bald, setzte sich zu ihr und wohl eine Stunde mochte in Gegenwart der Mutter unter leisem Gekose vergangen sein, als Clärchen, obgleich sein Arm sie umfangen hielt, ernster wurde und jetzt die ihn überraschende Frage that: Aber sage mir, Conrad, was soll aus uns werden? Du liebst mich treu und redlich, dessen bin ich gewiß, ich werde Dich nie verlassen, nie einem andern Manne meine Hand geben, des kannst Du von mir versichert sein, aber Liebe und Treue allein schließen nicht den Bund, auch der Eltern Wille, des Vaters Segen muß ihn heiligen, und der Vater gibt dem armen Conrad seine Tochter nie und nimmermehr. Ja, könntest Du mit gefülltem Seckel vor ihn hintreten und sprechen: Seht, Vater, dies schöne Geld ist mein Eigenthum und ich will es mit Clara theilen, dann wäre ich Dein. — Aber so —

Hoffe, Clärchen, hoffe! sagte Conrad etwas zerstreut.

Hoffen? Ja, lieber Conrad, entgegnete sie, das Hoffen hat mich bisher allein aufrecht erhalten, aber die Hoffnung trügt so oft, das Glück, das sie uns zeigt, liegt immer so fern und meine Sehnsucht möchte es doch gern nah, recht nah haben; auch ist die Hoffnung so schwach.

Hoffe nur, Clärchen, hoffe immer, das Glück ist vielleicht nah, tröstete sie der junge Kriegsmann.

Ja, fiel ihm die Mutter, die während der ganzen Zeit keine Silbe gesprochen hatte, in's Wort, das Glück ist Euch nah, fasse nur Vertrauen, Kind, und lass' die Thränen, mit Weinen lockst Du es nicht herbei. — Conrad! wendete sie sich dann zu diesem, heute Abend, wenn es zu dämmern beginnt, sucht mich auf, ich habe Euch etwas zu vertrauen.

Darf ich es nicht wissen, liebe Mutter? fragte Clärchen neugierig.

Nein, Kind, jetzt noch nicht. — Doch still, ich höre den Vater kommen.

Dieser trat eben ein, sein finsteres Gesicht ließ keinen freundlichen Grund erwarten. Herr Conrad, sagte er alsbald, es ist nicht gut und mir nicht lieb, daß ich Euch immer bei meiner Tochter finde, wenn Ihr auch in Gegenwart der Mutter mit ihr sprecht. Die sollte mehr auf Zucht

und Ehren halten und es ihrem Kinde verweisen, aber ich sehe, sie freut sich, wo ich traure. Schon einmal habe ich Euch gesagt, daß ich nichts gegen Euch habe, als daß Ihr arm seid, meiner Tochter kann ich keine Mitgift geben, und von Sang und Klang und Liebesworten lebt nun einmal der Mensch nicht, deshalb —

Also blos meine Armuth steht meinem Glücke im Wege, trät' ich mit gefülltem Seckel vor Euch, so sprächt Ihr Ja?

Hans Gerber lachte mitleidig. Je nun! — Doch wie könnte das sein. — Ja, ja, hättet Ihr tausend Goldgülden, spräche ich: Nehmt sie und führt sie nach Zürich.

Eure Hand, Vater! rief Conrad und sein Auge glühte.

Der Alte zögerte, dann brummte er vor sich hin: Wie wäre das möglich! und reichte ihm die Hand. Da fiel ihm Conrad um den Hals. So habe ich Dich gewonnen! rief er und preßte Clärchen stürmisch an sich; doch der Vater trennte sie mit den Worten: Erst das Geld, dann die Braut!

Aber wo willst Du hin? fragte jetzt die Mutter. Du hast Mütze und Stock in der Hand.

Nach dem Rathhause, wohin ich beschieden bin, erwiderte er finster, ich weiß schon, was ich dort soll, Geld wollen sie haben und ich habe keines.

Ja, ja, Du hast auch keines, fiel ihm die Frau, seine Worte bestätigend, schnell in die Rede. Der Alte sah sie verwundert an, denn sonst hatte sie ihm immer Schuld gegeben, er verleugne seinen Reichthum; dies fiel ihm auf, und wie alle Geizigen argwöhnisch sind, sann er nach, was das zu bedeuten habe.

Aber warum hast Du Deine Sonntagskleider nicht angezogen, da Du nach dem Rathhause gehst? fragte die Gattin.

Närrin! erwiderte er, der Rock macht den Mann, je ärmlicher er ist, für desto ärmer halten sie mich, besonders wenn der Zürcher Hauptmann als Exekutor da sein sollte. — Doch verzeiht den ungeziemenden Ausdruck, Conrad, und habt die Güte hinunter zu Euren Kameraden zu gehen, um ihnen im Schnarchen Gesellschaft zu leisten, mein guter Wein hat ihnen zu gut gemundet. Kommt! — Conrad mußte folgen.

Aber anstatt zu seinen Genossen zu gehen, verließ Conrad das Haus und suchte das Freie. Es war ein Gedanke in ihm aufgestiegen, der ihn quälte, der Wille zu einer Handlung hatte bei ihm Wurzel gefaßt, gegen die sich doch sein besseres Ich sträubte; er fühlte sich in diesem Zustande so beklommen, fast ängstlich, er wagte es nicht, ehe er ganz mit sich einig geworden, wieder zu Clärchen zu gehen; so schweifte er auf wohlbekannten Wegen umher und erst, als sein Wille fest stand und die Sonne zu sinken

begann, kehrte er zurück, eilte hinauf zu dem Mädchen, preßte sie mit Innigkeit an seine klopfende Brust und ohne ein Wort zu sagen, ging er zu Gürg und winkte diesem, mit ihm zu kommen. Dann begab er sich in des Nachbars Haus, befahl dem Buckligen, Schaufel, Spaten und Licht zu bringen, und da hier, wie bei Hans Gerber, das Kriegsvolk vom Weine trunken fest schlief, glaubte er, daß es die gelegenste Zeit sei, sein Vorhaben auszuführen und den Schatz Benedikts zu heben, der indessen hungrig und durstig die Kufe verlassen und, da ihm der Lärm in seinem Hause nicht entgangen war, sich in Verzweiflung neben ein gefülltes Weinfaß gesetzt hatte.

Mein guter Gürg! hob nun Conrad an, nachdem er den Keller so gut als möglich wieder verschlossen hatte. Du sagtest mir vorhin, auch hier läge ein Schatz begraben und wenn ich mit Dir theilte, wollten wir ihn heben. Das geht nicht; begnüge Dich mit einem Geschenk und zeige mir, wo Dein Herr ihn vergraben hat.

Mit einem kleinen Geschenk? brummte Gürg. Und wenn ich Euch nun den Ort nicht zeige, wie dann?

Zeige ihn oder meines Schwertes Spitze wird Dir bald den Mund öffnen und dann bekömmst Du nichts!

Verrathen darf und werde ich meinen Herrn nicht, das wäre nicht christlich! meinte nun der treue Diener. Sucht lieber selbst, Herr, und habt Ihr das Beste unter dem Schlechtesten aufgefunden, dann hilft es nichts und ich stehe Euch treulich bei.

Spitzbube! sagte Conrad lachend und ging nach dem Schutthaufen zu. Gieb mir eine Schaufel! Gürg kam mit zweien, bald war der Haufen hinweggeräumt, der Schatz gehoben und der schwere Kasten herausgebracht, als Conrad seinen Namen rufen hörte. Es war die alte Barbara, die ihm nachgeschlichen, als er hinunterging, und jetzt auf seine Frage: was sie wolle? ihm zurief, seine Kameraden suchten ihn überall.

Komm! befahl er Gürg, warf noch einen Blick auf den Kasten, der seine Hoffnung verschloß, verließ den Keller, wollte das Schloß wieder vorlegen und den Schlüssel abziehen, aber das Schloß mußte beschädigt sein, der Schlüssel ging nicht heraus, und er mußte ihn stecken lassen und ohne ihn hinüber gehen; dort erfuhr er, daß der Hauptmann nach ihm geschickt habe. Er nahm sich nur so viel Zeit, Clärchen, die über sein langes Außenbleiben mit ihm schmollte, wieder zu versöhnen, und die Bewachung Gürgs seinen Kameraden auf die Seele zu binden, dann eilte er nach dem Rathhause.

Hier fand er den sonst so gutmüthigen Hauptmann eben nicht in der besten Laune. Die Bürger hatten nur mit großer Mühe 200 Goldgülden zusammenbringen können; ein reicher Bäcker war zufällig abwesend, Benedikt verschwunden, Hans Gerber behauptete, nicht mehr als 30 Gülden in seinem Hause zu haben, da die Fleischer in Basel und Schaffhausen ihm

die schuldige Zahlung verweigert hätten, und er schon dadurch ein geschlagener Mann sei, dem aller Handel und Wandel nun abgeschnitten wäre; eben als Conrad eintrat, schwor er hoch und theuer, daß das, was er gesagt, Wahrheit sei.

Hältst Du den Mann für arm oder nicht? fragte, auf Gerber zeigend, Hauptmann Stüßi den Eintretenden. Sag' die Wahrheit, vergiß, das er Deiner Dirne Vater ist.

Ob er reich ist, weiß ich nicht, nur daß er nicht arm ist, kann ich Euch sagen, Hauptmann.

Woher könnt Ihr das wissen, habt Ihr in meinen Seckel geguckt? fuhr der Alte auf.

Nein, Vater Gerber, das habe ich nicht, aber wohl Euren Fleiß, Eure Betriebsamkeit und Ordnung, auch Eure Gottesfurcht gesehen, und wo diese sich vereinen, da kehrt Armuth so wenig ein, wie die Spinne in einem wohlgefegten Gemache.

Conrad hatte, die Pille überzuckernd, des Alten Eitelkeit geschmeichelt, und da der Hauptmann in diesem Augenblicke den Bürgern, unter der Drohung, noch am Abende die Stadt plündern und morgen anzünden zu lassen, abzutreten befahl, war Conrad allen weitern Erörterungen überhoben.

Conrad! redete ihn jetzt der alte Kriegsmann an. Du bist lange genug in diesem kleinen Städchen gewesen, um es genau zu kennen. Glaubst Du nicht, daß die Bürger 1200 Gülden zusammenbringen könnten?

Es sind vier oder fünf Wohlhabende hier; wären sie alle gegenwärtig und bei baarem Gelde —

Ich habe den strengsten Befehl, 1200 Gülden Brandschatzung mitzubringen, oder das Städchen plündern und anzünden zu lassen. Könntest Du auch Deinen künftigen Schwiegervater vor der Plünderung schützen, vor dem Feuer doch nicht. Ich lasse nicht gern die Kriegsfurie los, schleudre nicht gern die Brandfackel in die Wohnung Wehrloser. Geh, sprich mit den Wohlhabenden, theile ihnen meinen Entschluß mit, der, wie Du weißt, unabänderlich ist und bleiben muß, versuche, ob noch Rettung möglich, die Thoren glauben vielleicht, ich drohe nur.

Conrad stand noch immer, als sein Hauptmann lange geendet hatte, den Blick auf den Boden geheftet, schweigend da.

Nun? fragte Stüßi, ungeduldig werdend.

Ich schaffe das Geld, Hauptmann und rette die arme Stadt, vielleicht auch meine Seelenruh! rief er plötzlich aus. Gott wird mir auf andere Weise helfen! Gebt Ihr mir den Befehl, das Geld zu nehmen, wo ich es finde?

Wo Du es findest, mir gleichviel, muß ich nur nicht den Befehl zum Plündern und Brennen geben.

So bin ich bald mit dem Gelde wieder hier, Hauptmann. — Doch wie viel fehlt noch?

Tausend Gülden, zwei Hundert wollen die Bürger zusammenschießen. Vielleicht schaffe ich sie, viel soll nicht daran fehlen. Bei diesen Worten verließ er den alten Kriegsmann und eilte nach Haus.

Auf dem Flure begegnete ihm Hans Gerber. Ihr bleibt doch nun zu Hause, lieber Conrad, der Tisch ist gedeckt, die Krüge gefüllt. Geht ja nicht aus, plaudert mit Clärchen heute, so viel Ihr wollt, nur geht der vermaledeiten Plünderung wegen nicht aus dem Hause.

Sorgt nicht, erwiderte Conrad und trat in die Schenkstube, wo seine Kameraden sich eben um die reichlich versehenen Tische gesetzt hatten.

Nehmt Eure Wehren und folgt mir, befahl er ihnen, ich habe einen Auftrag vom Hauptmann. — Gebt uns einige gute Aexte, wandte er sich an Gerber.

Was wollt Ihr damit? fragte der zitternde Hausherr, dem Knechte einen Wink gebend, Aexte herbei zu schaffen.

Einen Keller damit aufhauen und zum Lösegeld der Stadt einen Schatz dort heben.

Um aller Heiligen Willen, lieber Conrad! rief der Unglückliche und streckte bittend die knöcherne Hand nach ihm aus. Begeht nicht dergleichen Frevel, denkt an den barmherzigen Gott! Conrad, ich bitte, ich beschwöre Euch, wollt Ihr auch nicht an Gott denken, denkt wenigstens an Clärchen.

Leider muß ich an sie denken, denn durch das, was ich thue, verliere ich alle Hoffnung.

Ja, fuhr der nun ganz entmuthigte Alte fort, sie wäre dann so arm als Ihr, sie wäre eine Bettlerin.

O, würde sie arm, wäre sie eine Bettlerin! seufzte Conrad. Doch schnell sich besinnend, rief er seinen Kameraden zu: Da, nehmt die Aexte und nun schnell hinüber in des Nachbars Keller.

In Benedikts Keller? rief Hans Gerber und sein mattes Auge bekam wieder Leben. Nun dann gesegn'es Gott. Geht hinüber, weckt die Todten auf, ich gebe Euch meinen Segen auf den Weg.

Und ich Euch meinen Fluch! brummte Gürg, der in einer Ecke saß. Erst ging die Hälfte zum Teufel, nun das Theilchen auch; Judas bekam doch noch dreißig Silberlinge, als er seinen Herrn verrieth, ich bekomme nicht einmal dreißig Heller.

Der Hausherr lachte bei dieser Jeremiade hell auf.

Lacht nur, lacht! rief Gürg höhnisch. An Euch kommt auch noch die Reihe zu weinen. Sie werden auch wohl in Eurem Keller unter der leeren Kufe das Kästchen finden, wonach mein Herr so lüstern war. Seht, da schleppen sie den Kasten nach dem Rathhause; ein Wort von mir und morgen tragen sie Euer Kästchen den nemlichen Weg.

Hans Gerber warf einen vernichtenden Blick auf den Mißgestalteten. Also Du weißt —

Mehr als Euch lieb ist, anwortete der treue Diener keck.

Da rief der Hausherr den baumstarken Peter herbei. Bring' Stricke, wir wollen einen Ochsen knebeln, befahl er diesem, mache aber geschwind, ehe die ungebetenen Gäste wieder nach Hause kommen! Peter kam schnell mit tüchtigen Stricken zurück. Komm, wir wollen den Burschen da Hände und Füße zusammenbinden, und schreit er, stopfen wir ihm das Maul zu. — Pack' an, ich helfe Dir.

Gürg bat, fluchte, machte wunderliche Sprünge, sich zu retten, aber nichts half. Ergieb Dich in Dein Schicksal, Kamerad, sagte Peter. Deine Sprünge helfen Dir nichts! Gürg wurden nun die Hände auf den Rücken und die Beine festgebunden, Peter warf das dürre Gerippe über die Schulter, der Hausherr einen Teppich über ihn. Trag ihn in den Stall zu den magern Ochsen, befahl er jetzt, gieb denen heute kein Futter, damit sie tüchtig brüllen und man sein Schreien nicht hört, wirf ihn in eine Ecke, nimm aber vorher die Decke ab, daß sie nicht schmuzig wird, binde zur Vorsicht den Kettenhund noch an die Stallthüre, und hörst Du den Bösewicht den mindesten Laut von sich geben, so lass' den Hund los. Peter gehorchte, der treue Diener wanderte zu den Ochsen.

Indessen war der Kasten mit Benedikts Gelde zu dem Hauptmann gebracht und bald aufgeschlagen. Es fanden sich in allerlei Münzsorten 1347 Goldgülden darin, also mehr als man zur Rettung der Stadt brauchte. Du hast Deine Sache gut gemacht, sagte Hauptmann Stüßi zu Conrad, als sie Beide allein waren. Aber sage mir nur, was hat das mit dem Gelde für eine Bewandtniß. Es scheint mir, als ob Du es anfangs lieber hättest für Dich allein behalten wollen. — Nun, die Versuchung war groß, aber beichte mir.

Ich hatte das von einem Geizhalse vergrabene Geld gefunden, und da der Vater meines Mädchens sie mir nur geben wollte, wenn ich mit tausend Gülden vor ihn träte, so beschloß ich das Geld für mich zu behalten und mir das Mädchen dadurch zu gewinnen. Gott wollte es aber anders; denn da ich hörte, die Stadt sollte geplündert und in Brand gesteckt werden, da war es mir, als ob ich sie retten müßte, und so opferte ich mein eigenes Glück einer guten That.

Braver Junge! sagte Stüßi und klopfte ihn auf die Schulter.

Aber, Hauptmann, nahm jetzt Conrad das Wort, zwanzig Gülden müßt Ihr mir erlauben von dem Gelde zu nehmen.

Bedarfst Du sie, nimm hundert! erwiderte der alte Kriegsmann.

Mir würden die hundert nichts helfen, ich will die zwanzig aber dem Diener geben, der mir seines Herrn Schatz verrieth.

Der Verräther verdient den Galgen, nicht Lohn, erwiderte der Hauptmann.

Ich gab ihm mein Wort.

Ja freilich, das muß ein Kriegsmann halten. Nimm, aber nimm Batzen.

Conrad zählte zwanzig Gulden ab und wollte eben gehen, als der Hauptmann ihn zurück hielt. Jetzt ist es um die siebende Stunde, noch zwei Stunden, dann habe ich meinen Nachttrunk zu mir genommen, schicke dann Deinen Hauswirth hieher, ich will den Freiwerber für Dich machen.

Er ist zäher Natur, meinte Conrad, es wird Euch und mir nichts helfen.

Habe schon manchen zähen Burschen geschmeidig gemacht, sagte Herr Stüßi, schicke ihn nur her.

Conrad ging mit wenig Hoffnung nach Hause; als er eintrat, fand er die Mutter schon auf ihn wartend. Wo bleibt Ihr doch so lange, Ihr loser Mensch, schalt sie ihn, seit es dämmert, habe ich gehofft, Ihr würdet kommen, aber nicht einmal die Neugierde treibt Euch zu mir. Kommt in das Hinterstübchen, der Vater sitzt bei Euren Kameraden und hält auf Ordnung, Clärchen hat sich im Kämmerchen eingeschlossen und weint, weil Ihr sie ganz verlaßt.

Laßt mich hin! bat Conrad, doch die Mutter, die ihn schon beim Arme gefaßt hatte, hielt ihn fest. Nicht also, junger Herr, mit mir müßt Ihr kommen, sagte sie verdrießlich, und er mußte ohne Widerrede folgen.

Ich sehe nur eine Rettung für Euch und mein Kind, denn die stirbt, wird sie nicht Euer Weib, begann sie nun, denn der Beutel voll Gold, mit dem Ihr vor meinen Mann treten wolltet, wird wohl ausbleiben; also hört mich an. Der Vater hat sein Geld im Keller vergraben, öffnet nun bei dem Nachbar in der Scheidemauer das Loch wieder, welches mein Alter, wie mir der Knecht erzählte, erst heute früh hat zumauern lassen, steigt ein, sucht die Stelle auf, wo das Geld liegt, ich glaube unter einer leeren Kufe, verwahrt es gut und gebt es nicht heraus, bis er Euch Clärchens Hand zusagt und Euch mit ihr trauen läßt. Clärchen ist das Einzige auf der Welt, an dem mein Herz hängt, für deren Glück ich Alles wagen, selbst eine Sünde begehen könnte.

Aber, Mutter, wenn der Vater doch nicht wollte und der Spitzbubenstreich, nehmt es mir nicht übel, daß ich es so nenne, nicht gelänge?

Gebt ihm nur das Geld nicht eher wieder und er giebt seine Einwilligung gewiß.

Conrad schüttelte den Kopf, endlich sagte er: Ich will es thun, aber verweigert mir der Vater standhaft Clärchen, gebe ich ihm das Geld sogleich zurück.

Ihr werdet es nicht nöthig haben, meinte lachend die Mutter. Nun geht ein Viertelstündchen hinauf und tröstet das Kind, sagt ihr aber nichts von Eurem Vorhaben, sie ängstigt sich sonst zu Tode; dann frisch hinüber an's Werk, ich will indessen dem Alten nicht von der Seite gehen und Euch rufen lassen, wenn es Zeit ist.

Conrad ließ sich das nicht zweimal sagen, schlüpfte hinauf und pochte an das Kämmerlein. Mach auf, Clärchen, ich bin's, bat er.

Sie machte auf; aber schmollte. Du hast es nicht verdient, daß ich Dir die Thür öffne, kaum einige Minuten bist Du heute bei mir gewesen, Du bist — doch ein Kuß erstickte die weitere Rede und bald besänftigt mußte er ihr doch sagen, wo er herumgeschwärmt sei, und Conrad erzählte ihr nun Alles, auch von Benedikts Geldkasten, und daß, als er den Kasten nach dem Rathhause habe tragen lassen, es ihm gewesen sei, als trage er seine ganze Hoffnung zu Grabe.

Und das konntest Du thun, konntest meinen gewissen Besitz opfern? — Ach, Du liebst mich nicht! sagte das Mädchen weinend.

Clärchen! sprach er zürnend. Meinst Du, ich that Unrecht?

Nein! rief sie plötzlich, nein lieber braver Mann, Du thatest recht und ich habe Dich deshalb noch einmal so lieb. Ach, denke ich mir das Elend, wenn geplündert worden wäre, das Geschrei und den Jammer, und dann unser gutes, frommes Städtchen lichterloh brennend, nichts als Schutt, Elend und Armuth! Ach, Conrad, was bist Du für ein guter Mensch, mit tausendfacher Liebe will ich Dir es lohnen! Sie sank an seine Brust.

Da pochte die Mutter. Geschwind hinunter an's Werk! rief sie, versäumt die Zeit nicht, das trauliche Gekose könnt Ihr nachholen; geschwind hinunter! Die Mutter hatte die nöthigen Werkzeuge schon bereit gestellt und so ging Conrad mit einem seiner Kameraden, seinem Busenfreunde, dem er die ganze Sache vertraut hatte, an die Arbeit.

Das Loch war noch nicht ganz geöffnet, als Conrad der Befehle des Hauptmanns gedachte; die Entfernung Hans Gerbers zu dieser Zeit mußte ihm will kommen sein. Er bat deshalb seinen Freund, mit der Arbeit fortzufahren und brachte nun dem Alten den Befehl, vor dem gefürchteten Hauptmann zu erscheinen. Nichts Gutes erwartend, bat jener Conrad, ihn zu begleiten; dieser aber schlug es unter nichtigem Vorwande ab und der alte Mann mußte, nur von Peter gefolgt, den sauren Gang antreten. Als Conrad zurück in den Keller kam, hatte sein Camerad eben den letzten Stein herausgebrochen, Conrad kroch zuerst durch die Oeffnung und da erging es ihm wie Benedikt, er fiel unsanft auf den Boden, sprang aber schnell wieder auf, ergriff die ihm durch das Loch gereichte Laterne und half nun seinem Freunde. Jetzt waren sie Beide im Keller, gingen von Faß zu Faß, klopften an, fanden alle Gefäße gefüllt, nur eine große Kufe tönte hohl; sie wollten sie wegrollen, aber obgleich leer, war sie doch immer noch schwer und es ließ sich ein sonderbares Getöse darinnen vernehmen. Da erst fiel es Conrad ein, daß ihm Gürg gesagt hatte, Benedikt sei noch in des Gastwirths Keller, er leuchtete durch die offene Thür hinein und in der Kufe kauerte das kleine dicke Männchen und flehte um Erbarmen.

Komm heraus, Spitzbube, komm und hilf uns! rief ihm Conrad mit eben nicht freundlicher Stimme zu.

Ach, wäre ich nicht so schwach, ich hälfe gern! erwiderte Benedikt, als er wieder auf seinen Füßen stand, aber Ihr Herren, ich habe seit sechs und dreißig Stunden nichts gegessen und mitten unter gefüllten Weinfässern gedurstet, so daß mir die Zunge am Gaumen klebt.

Na, sie scheint doch noch ziemlich in Gange zu sein, sagte der Kriegsmann, nimm und hilf! er reichte ihm einen Spaten.

Was soll ich helfen? fragte der Zitternde.

Hans Gerbers Schatz heben und uns sagen, wo er verborgen ist, gab ihm Conrad Bescheid.

Das will ich gern! rief Benedikt triumphirend. Da liegt er verscharrt, und so matt er war, bückte er sich doch und hob die erste Platte auf, und während er tüchtig schaufelte und grub, murmelte er immer vor sich hin: Gott sei gedankt, daß es ihn trifft — wie freue ich mich — das hat er um mich verdient — und dergleichen mehr. Es war ihm unmöglich, seine Schadenfreude zu verbergen, und als nun das Kästchen ihnen entgegenschimmerte, fuhr er darauf zu, wie der Tiger auf seine Beute, doch Conrad packte ihn beim Kragen und mit den Worten: Damit habt Ihr nichts zu thun, Freund Benedikt! schleuderte er ihn eine Strecke weg; er kam trotz dem wieder, besah mit gierigen Blicken das aus dem Grabe erstandene Kästchen. Herr Conrad, bat er, gebt es mir nur einen Augenblick, daß ich es in meinen Armen wiegen, an mein Herz drücken und mir einbilden kann, es ist mein Eigenthum, mein geliebtes Kind.

Conrad gab ihm zum Scherz das Kästchen, Benedikt nahm es, und wiegte es hin und her. Da steckt viel darin, denn der Nachbar wechselte alles Gold in der Umgegend ein, es mögen über 2000 Gulden sein; o daß ich um eines erbärmlichen Kusses Willen — doch schweig, alter Thor, hier ist es nicht geheuer! sagte er, sich auf den Mund schlagend und trennte sich nur mit Schmerzen von dem Kästchen, das ihm Conrad wieder abnahm.

Alles liegen und stehen lassend, traten sie nun den Rückweg an; der Eidgenosse zuerst, dann Conrad mit dem Kästchen, dann Benedikt, dem sie aus Erbarmen die kleine Leiter reichten, damit er aus seinem Gefängnisse kommen konnte, auch halfen sie ihm aus dem Loche. Als sein erster Blick jetzt auf den zerstörten Schutthaufen fiel, als er das geöffnete Loch sah, schrie er laut auf und klammerte sich wie eine Katze an Conrad an. Ihr müßt mir zum Ersatz meines Verlustes das Kästchen lassen! schrie er auf. Mehr als 3000 Gulden sind mir geraubt worden, ich lasse Euch nicht von der Stelle, ich lasse Euch nicht los und sollte ich mich in Euer Fleisch festbeißen! rief er und klammerte sich wie ein Wahnsinniger immer fester an Conrad, der, des Dinges müde, seinen Kamaraden bat, ihn durch einen derben Schlag von dem Lästigen zu befreien. Dies geschah auch, ein derber Schlag in den Nacken und Benedikt lag zu Boden. Die Beiden, sich

wenig um ihn kümmernd, entfernten sich mit dem Kästchen aus dem Keller und ließen den Halbtodten allein.

Es dauerte lange, bis dieser sich von seiner Betäubung erholte; endlich stand er auf, warf noch einen schmerzlichen Blick auf die leere Stelle, dann faltete er die Hände und betete: Lieber Gott: Du hast mich für meine Sünden hart gestraft, aber zu meiner Besserung ist es nicht gewesen, denn nun muß ich wieder von vorn anfangen zu schinden und zu betrügen; aber eines tröstet mich, daß auch der Nachbar unglücklich ist wie ich, das ist ein Pflaster auf meine brennende Wunde, und dafür muß ich Dir Dank sagen, Gott im Himmel, wenn ich es auch für weiter nichts kann. — Hunger und Durst mochten ihn doch wohl mahnen den Unglücksort zu verlassen; er ging zu seinem Mutterfäßchen, sich einen Trunk zu holen und fand es fast leer Auch das noch! seufzte er, füllte einen Krug und schlich sich hinauf zu Barbara, die seinen Geist zu erblicken glaubte.

Indessen war die Kiste mit dem Golde in Frau Gerbers Polterkammer unter mancherlei Vorsichtsmaßregeln verwahrt worden und der Hausherr fand, als er mißmuthig von dem Hauptmann zurückkam, die stillste Ruhe in seinem Hause. Die Eidgenossen lagen, ihre Hellebarden neben sich, in der Stube und schnarchten, die Mutter und Peter traten ihm begrüßend entgegen und während er mit ihnen in das Hinterstübchen ging, schlich sich Conrad aus der Oberstube von Clärchen, deren Thränen er mit Hoffnung und Zuversicht getrocknet hatte, hinunter zu seinen Kameraden und legte sich neben sie auf ihre Streu.

Der bedächtige Hausherr, der, so lange das Kriegsvolk in der Stadt war, dem Frieden nicht traute, schloß nun selbst die Hausthüre zu, schob den starken Riegel vor und befahl Peter, mit ihm in den Stall zu kommen, um nachzusehen, was der Gefangene mache. Pakan begrüßte sie beim Eintreten, ebenso die hungrigen Ochsen, aber der Buklige war nirgends zu finden, die Stricke lagen da. Wie konnte er entkommen sein? Durch das mit eisernen Gittern verwahrte Fenster war es unmöglich, der wachsame Hund ließ gewiß keinen Fremden aus dem Stalle, wo konnte er sich verkrochen haben, wo versteckt sein? Jeder Winkel wurde durchsucht, Gürg war verschwunden, denn Peter hatte seinen Kameraden seiner Fesseln entledigt. Unmuthig kehrte der Alte in das Haus zurück, nachdem er auch für die Sicherheit des Hofes gesorgt hatte, trat dann leise in die Gaststube, überzählte die Mannschaft, alle, auch Conrad waren da, und nun ging er, von Angst getrieben, mit Peter in den Keller, dessen Schlüssel er den ganzen Tag bei sich getragen hatte.

Sobald er die untere Thüre aufgeschlossen, fiel sein Blick sogleich auf das von neuem geöffnete Loch in der Mauer, ein zweiter auf die wegge-

rollte Kufe, die herumliegenden Steinplatten und den aufgeworfenen Erdhaufen. Starr vor Entsetzen blieb er stehen, kein Glied regte sich am ganzen Körper, plötzlich aber packte er den Knecht bei der Brust. Spitzbube! schrie er. Wo hast Du mein Geld, gieb es heraus oder ich erwürge Dich! Doch der starke Bursch machte sich schnell los. Herr, schimpft mich nicht Spitzbube, oder bei Gott — rief er drohend.

Nein, nein, sagte der Alte. Du bist eine ehrliche Haut, Du hast es nicht gestohlen, aber der da drüben — ein helles Gelächter schallte von des Nachbars Keller herüber. Lachst Du noch Spitzbube! schrie er auf und drohte mit der geballten Faust hinüber, aber Gürge rief ihm zu: Habe ich es nicht vorausgesagt, das Euer Kasten auch auf die Wanderschaft gehen würde, und um seine Bosheit zu vermehren, hörte er Benedikt höhnend sagen: Armer Nachbar, wie dauert Ihr mich!

Das ergriff den alten Mann zu heftig, er eilte aus dem Keller, stürzte leichenblaß in seine Stube, warf sich in den Lehnstuhl und jammerte: Vierzig Jahre hab' ich gedarbt und gespart, mir und den Meinen es entzogen, gearbeitet, mich geplackt, und Alles hin, in einem Augenblicke hin, was ich so sauer erworben! Schrecklich, fürchterlich! — Der Mutter, die dies mit anhörte, ward es weich ums Herz, sie wollte gehen, Conrad rufen, damit die Qual rasch sich ende; als sie aber der Thüre zuschlich, gewahrte sie der Alte, sprang zu und packte sie. Du hast mir mein Geld gestohlen, ja, Du warst mit der Tochter im Keller, da habt Ihr ein Complot gemacht, gestehe es oder ich drehe Dir den Hals um! Frau Gerber erhob ein fürchterliches Geschrei, Conrad und bald darauf Clärchen stürzten herbei.

Was giebt es hier? rief Conrad Hans Gerber zu, der noch immer sein Weib fest gepackt hielt. Laßt doch die Mutter los, was wollt Ihr von ihr?

Sie hat mein Geld gestohlen! rief er aus, noch am ganzen Körper zitternd.

Ihr seid im sträflichen Irrthum, unterbrach ihn Conrad, das Geld hat die Mutter nicht, das habe ich.

Ihr! schrie der Alte wie ein Besessener, wo habt Ihr es? Her damit, nicht von der Stelle, bis Ihr es wieder herausgebt! Wo ist es? rief er mit bebender Stimme und packte Conrads Hand.

Auf dem Rathhause bei meinem Hauptmann, geht hin und holt es, erwiderte dieser lachend.

Mensch, Unmensch, Ausbund von Spitzbuben! Nein Conrad, lieber Conrad, bat er jetzt, statt Scheltworte auszustoßen, da Conrad bei dem Rufe Spitzbube seine Hand zornig losriß, holt mir das Geld wieder, ich bitte Euch!

Hört mich ruhig an, alter Mann, sagte jetzt Conrad, den der Alte zu dauern begann, setzt Euch.

Setzen, ich mich setzen? Ach du lieber Gott, wie kann ich mich setzen

ohne mein Geld! Nicht leben nicht sterben kann ich, bis ich es wieder habe, viel weniger mich setzen; es läßt mich ja nicht ruhen und rasten —

Hört mich denn stehend an, sagte der junge Kriegsmann, dem es bei der ganzen Sache gar nicht wohl ums Herz war, denn er fühlte sein Unrecht. Ihr habt mir gelobt, wenn ich mit tausend Goldgulden vor Euch träte, wolltet Ihr mir Clärchen, die da in der Ecke steht und sich mit der Schürze die Thränen trocknet, zum Weibe geben.

Bist Du auch da, brummte Hans Gerber, einen zornigen Blick auf sie werfend.

Nun, da ich heute auf dem Rathhause hörte, wie Ihr versichertet und schwort, nicht mehr als dreißig Gulden im Hause zu haben, so mußte ich glauben, das Geld, welches ich im Keller fand, sei nicht das Eurige und somit gute Beute.

Ist der Keller das Haus? Habe ich geschworen keines im Keller zu haben? fuhr Hans Gerber auf.

Was über der Erde ist, das achtet der Kriegsmann, wenn es ihm befohlen wird, was er aber unter der Erde findet, gehört sein.

So erbarme sich Gott meiner! rief der Alte und sank auf seinen Lehnstuhl.

Conrad! bat Clärchen und kniete weinend neben dem Vater, gieb das Geld wieder.

Vater! sagte der junge Mann, während Frau Gerber die Tochter durch Blicke ausschalt, wir lieben uns, ich verstehe mein Handwerk gut, bin ich nur erst eingerichtet, will ich mich auch redlich nähren, gebt mir Euer Kind zum Weibe und einige Hundert Gulden zur Einrichtung, und sobald wir getraut sind, habt Ihr Euer Geld. — Wo nicht — morgen um die zehnte Stunde ziehen wir ab und Euer Geld mit uns. Diese letzten Worte waren ihm schwer geworden.

Also Eines oder das Andere, brummte der Alte vor sich hin, entweder mein Geld oder mein Kind! — Für wen habe ich denn eigentlich gespart, als für sie. Es ist aber hart! — Blicke doch einmal auf nach Deinem unglücklichen Vater, der nun ein armer Mann ist! sagte er, weichherzig geworden, Clärchens gesenktem Kopf in die Höhe hebend. — Du weinst, auch die Alte weint, dem — dem Conrad tritt das Wasser in die Augen, und ich weine auch und das Herz möchte mir zerspringen.

Du könntest doch mit einem Worte alle Thränen trocknen, alle Herzen erfreuen, sagte die Mutter.

Schweig, Kupplerin! fuhr er sie an.

Gebt uns Euern Segen, Vater, bat das Mädchen ihn liebkosend, tritt her, Conrad, knie neben mich, beuge auch Dein Haupt vor dem alten Manne. Er will gewiß sein Kind nicht unglücklich machen, und das wäre es, mit allen Schätzen der Welt, ohne Dich.

Conrad gehorchte, und als auch der Kriegsmann sich vor ihm beugte,

wurde es dem Alten doch weich ums Herz, die Goldstücke flimmerten und tanzten vor seinen Augen und riefen ihm zu: Ade, ade! das rührte endlich seinen harten Sinn. Schwörst Du beim allmächtigen Gott, sprach er nun, wenn sie Dein Weib ist, ich mein Geld unversehrt wieder erhalte?

Ich schwöre es Euch, Vater! gelobte Conrad feierlich. — Nun, da nimm sie, sagte er, die Hände auf sie legend, Gott segne Euch an Geld und Gut und lasse Euch nie ausstehen, was ich heute ausgestanden habe. Aber gedenke Deines Schwures.

Die Glücklichen hingen an seinem Halse und Hans Gerber mochte wohl in diesem Augenblicke fühlen, das es auch andere Freuden auf Erden gäbe, als Goldstücke zu zählen.

Kaum strahlte die Sonne im vollen Glanze am Himmel, als Hans Gerber auch schon auf dem Wege zum Rathhause war und vor dem Hauptmann Stüßi stand, ihm den ganzen Vorfall erzählte und ihn fragte, ob er auch sicherlich sein Geld wieder bekommen würde, wenn der Priester über Conrad und Clärchen den Segen gesprochen habe. Der Hauptmann, von Conrad schon früher unterrichtet, gab ihm den Handschlag darauf und der Alte schied nun beruhigt, ging zum Priester, der eben die Frühmesse gelesen hatte, und bat ihn, alles zur baldigen Trauung seiner Tochter in der Kirche bereit zu halten; dann kehrte er nach Hause zurück, doch wußte er nicht, ob er sich freuen, ob er trauern solle. Das Vaterherz war doch noch nicht ganz im Geize untergegangen, und der Gedanke an das, wenn auch nur, wie er glaubte, in der Einbildung bestehende Glück seiner Tochter, das sich nach jener Scene in jedem Blick, in jedem Worte so deutlich ausgesprochen, hatte doch sein sonst so kaltes Herz erwärmt, aber freilich der Gedanke an die drei hundert Gulden, die mit der Tochter auswandern sollten, trübte die Freude sehr. Als sie aber in ihrem einfachen, weißlinnenen Kleide, den Myrthenkranz um das gescheitelte Haar geflochten, vor sich, als er Conrad in seiner Soldatenkleidung schön und kräftig neben ihr stehen sah, Beide ihm dankend um den Hals fielen, die alte Mutter Freudenthränen weinte, da war doch sein Herz von Rührung bewegt, und als das erste Geläute der Glocken zur Kirche rief, sagte er gerührt: Kommt, meine Kinder, mein Segen begleitet Euch! Und nun zog in aller Stille das Brautpaar, von Vater und Mutter und von Conrads Freunden begleitet, zur Ueberraschung Aller, die sie vorübergehen sahen, unter Glockengeläute nach der Kirche. Hoch schlug den Liebenden das Herz, nicht mehr der Hoffnung bedurften sie, sie hielten ja, die Gewißheit in ihrer Hand. Als sie eben den Friedhof betraten, hörte das Glockengeläute plötzlich auf und ein anderer Ton schallte vom Kirchthurme herab. Die Schildwache auf dem Thurme gab mit dem Harsthorne das Zeichen, der Feind nahe, grausig antworteten die Hörner in der Stadt, die Eidgenossen eilten aus den Häusern,

und Clärchen umarmend, rief Conrad: Gott mit uns, ich muß zu meiner Fahne! und stürzte nach Hause, sich zu waffnen.

Mein Geld! rief ihm der wie aus einem Traume erwachte Hans Gerber nach, Niemand hörte auf seinen Ruf, wohl aber auf das Knallen der Hakenbüchsen draußen vor dem Thore. Der Alte war seiner Sinne nicht mehr mächtig, er verließ sein ohnmächtiges Kind, verließ seine jammernde Ehefrau und stürzte dem Rathhause zu. Hier ordneten sich eben die Eidgenossen, aber Conrad sah er nicht unter ihnen, der war schon mit den Freiknechten seinen Kameraden zu Hülfe geeilt, die von dem Feind hart bedrängt sich nach der Stadt zurückzogen; er sah nur noch den Hauptmann, auf den er zustürzte, aber barsch von ihm zurück gewiesen wurde. Da sah er, wie zwei Eidgenossen einen Esel mit schweren Geldsäcken beluden, er stürzte schreiend: Mein Geld, mein Geld will ich haben! auf sie zu, ward aber mit Stößen zurückgewiesen. Der Esel wurde, trotz Gerbers Jammern, mit Geld beladen und unter sattsamer Bedeckung abgeführt. Trostlos eilte der Alte nach Hause, wohin auf Bitten der Mutter mehrere mitleidige Einwohner die ohnmächtige Tochter getragen hatten.

Als die auf Kundschaft ausgeschickt gewesenen Schweizer mit Hülfe ihrer Kameraden, jedoch nicht ohne Verlust die Stadt erreicht hatten, und die Reiterei des Feindes sie umgehen zu wollen schien, trat Hauptmann Stüßi seinen Rückzug an, Conrad mit den Freiknechten mußte ihn decken und an diesem Tage war es, wo vierzig Zürcher, so viel waren noch Conrad geblieben, durch die hervorbrechende schwäbische Reiterei endlich von den Ihrigen abgeschnitten, vier Stunden lang sich gegen fünf hundert Berittene wehrten, sich Bahn durch die Reiterei brachen und unter stetem Gefechte zurückzogen, bis Hauptmann Stüßi aus dem Lager von Thüngen Verstärkung erhielt und ihnen zu Hülfe kam. Noch 29 waren am Leben, nur 11 unverwundet.

Unter den Verwundeten war Conrad; zwei Kugeln hatten ihn getroffen, ein Hieb ihm den linken Arm gelähmt; männlich hatte er gefochten, der Ruhm folgte der That, die Geschichte hat seiner gedacht. Er wurde alsbald nach Schaffhausen gebracht, wo er schwer darnieder lag.

Die Schwaben, welche der Graf von Fürstenberg Thüngen zu Hülfe geschickt hatte, rückten nach dem Abzuge der Eidgenossen in Stühlingen ein und wurden hier als Erretter begrüßt; der Lärm und das laute Jauchzen mochten Clärchen wieder zum Leben gerufen haben, denn sie schlug endlich die Augen auf, sah die weinende Mutter an ihrem Lager und den Vater händeringend auf- und abgehen.

Ist er todt? fragte sie, sich emporrichtend, sagt es mir, Mutter, ich bin auf Alles gefaßt und folge ihm mit Freuden.

Die Mutter tröstete sie, versicherte, daß man sein Schicksal nicht kenne so weit das Auge hätte folgen können, habe ihn Peter vom Söller aus munter und wohl, und muthig kämpfend gesehen.

So will ich immer noch hoffen, sprach sie, in ihr Schicksal ergeben.

Was ist noch zu hoffen! rief der Vater, an Allem verzweifelnd, mein Geld ist ohne Hoffnung verloren.

Tröste Dich, Alter, unterbrach ihn die Mutter, Dein Geld —

Ist beim — doch ich will nicht fluchen, sprach er, sich bekreuzend, Gott hat mich hart für meinen Geiz gestraft.

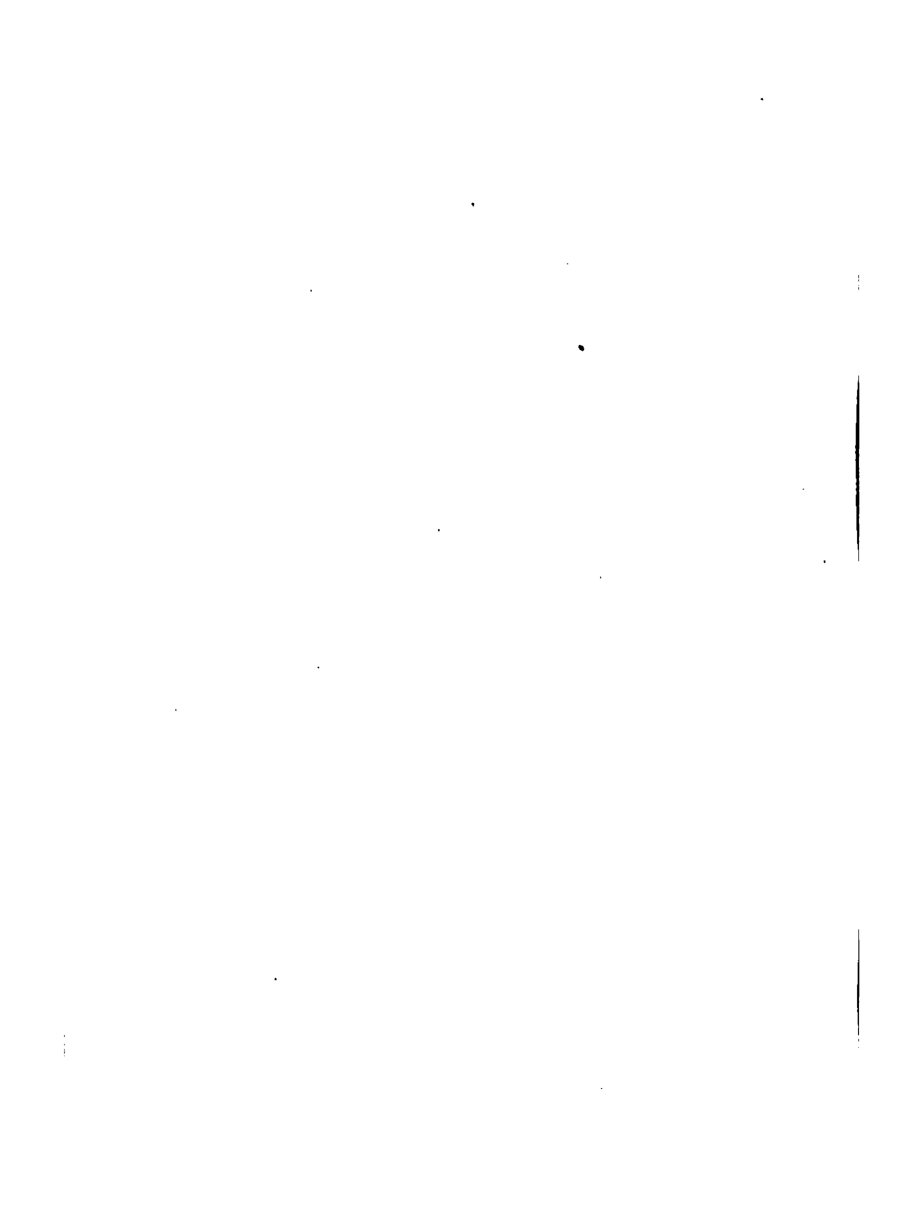
Dein Geld ist unversehrt im Hause, die Kiste steht auf meiner Polterkammer.

Herzensweib, Engel! rief Hans Gerber und umhals'te sein Weib, was wohl lange nicht geschehen war, führe mich hin, geschwind!

Und als er, die Kiste unter dem Arme, eben das Krucifix ergreifen und sie unter Freudenthränen wieder an ihren alten Platz stellen wollte, ergriff ihn ein Schauder, er stellte die Kiste bei Seite, kniete vor dem Krucifix nieder und betete. Nein, sagte er, als er sein Gebet geendet hatte, das Heilige soll ferner nicht mehr dem Unheiligen zum Deckmantel dienen, beten will ich hier zu meinem Gott und nicht mehr zu meinem Götzen.

Von diesem Tage an schien Hans Gerber ein anderer Mensch geworden zu sein; er duldete ruhig den Spott der Nachbarn über Clärchens unglückliche Brautfahrt, achtete nicht auf die spitzen Reden Benedikts, der, wie alle Bewohner des Städtchens in dem Wahne stand, die Eidgenossen hätten Gerbers Geld gleichfalls mitgenommen, und als die Schweizer nach Eroberung von Thüngen wieder über den Rhein gegangen waren und er erfuhr, Conrad liege an seinen Wunden in Saffhausen darnieder, ritt er hin, ihn zu trösten und zu unterstützen. Er brachte die frohe Nachricht mit zurück, Conrad sei ohne Gefahr und gedenke Clärchens mit unerschütterlicher Liebe und Treue.

Als das Jahr darauf der Friede geschlossen wurde, kam Conrad stracks nach Stühlingen und führte Clärchen zum Altar. Diesmal verstummten die Glocken nicht, kein Harsthorn rief zum Kampfe, nicht zum Lebewohl, zum ewigen Verein schloß er sein Weib in die Arme, und als er mit ihr nach seiner Heimath zog, begleitete der Eltern Segen und das Doppelte von dem, was Hans Gerber zur Ausstattung versprochen hatte, ihn nach seiner Vaterstadt Zürich.



Die Jungfrau von Ornäs.

Fürchterlich saus'te der Sturm durch das enge Felsthal und wirbelte das falbe Birkenlaub in hohen Säulen empor. Der Waldbach schoß, Felsstücke mit sich herabrollend, brausend über Klippen hinweg. Die hohen Fichten schwankten und klammerten, vom Herbststurm erfaßt, sich fest mit ihren Wurzeln in die Felsspalten, der Regen goß strömend herab; da klimmte trotz dieses Unwetters ein einsamer Wanderer den steilen Felsen hinauf. Die Kleidung zeigte einen Bergknappen, der Anstand aber und der Stolz, mit welchem der junge Wanderer durch das Unwetter schritt, sagten Jedem, daß der schwarzleinene Grubenkittel Edleres deckte.

Schon senkte sich die Nacht. Die dunkeln Wolken verfinsterten den Horizont, und aus der Ferne sah man durch die Dämmerung kaum noch den Edelhof von Arend Peterson, der zwischen hohen Felsen mit seinem alten Thurme verborgen lag, als der Wanderer immer mehr und mehr seine Schritte beeilte. Jetzt — kaum konnte er das alte eiserne Thor erkennen, so finster war es um ihn, — jetzt stand er vor dem Hofe und pochte mit seinem Hammer an die verschlossene Pforte.

Der Wächter lugte auf dies Geräusch aus einer kleinen Oeffnung des Thurmes hervor, der über das Thor wie ein mächtiger Riese sich hob, fragend wer da sei und noch so spät in diesem furchtbaren Wetter den Eingang verlange.

Ein Bergmann! — erwiderte der Wanderer — der Euren Herrn Arend Peterson zu sprechen wünscht.

Fahrt in Eure Grube! — rief der Wächter — dort seid Ihr sicher vor Sturm und Regen und könnt trocken zu Neste kriechen, hier laßt mich in Ruhe. Der Herr hat kein Verkehr bei Nacht mit dem Grubenvolk ist auch eben nicht zum Plaudern aufgelegt; nehmt nur Euren Wanderstab und zieht weiter!

Bedenkt das Wetter! sagte der Wanderer im bittenden Tone.

Eben deshalb — erwiderte der Wächter — mag ich nicht hinunter. — Geht!

Ich befehle Dir, Elender! — rief der Fremde im gebietenden Tone — mir die Pforte zu öffnen! — Der Wächter lachte und schloß das Fenster.

Der Bergmann setzte sich schweigend auf den steinernen Ruhesitz vor der Pforte, nahm sein Schurzfell über sich, und sah nach Süden in die

dunkle Nacht hinein. — Wie's dort stürmt! — rief er dumpf vor sich hin, und seine Linke drückte unwillkürlich das pochende Herz, — so stürmt es auch hier, wie in dem Herzen eines machtlosen Knaben, dessen kühner Wille weit die That überfliegt. Ich fühle Kraft in mir, das Herrlichste zu vollbringen, mit mächtiger Faust muthig an dem Throne des Tyrannen zu rütteln, und sitze hier wie ein Bettler, dem man den Einlaß verweigert, im Sturm und Regen vor der Pforte.

Da öffnete sich das Thor. Ein altes Mütterchen, von einigen Bewaffneten begleitet, trat heraus, und den Bergmann bei dem Scheine einer kleinen Leuchte neugierig betrachtend, sagte sie zu den Umstehenden: Laßt den nur ein, der hat ein frommes, gar redliches Gesicht, mit dem hat's keine Gefahr, und wär' es auch um Mitternacht. Junger Mann! — fuhr sie fort, zu dem Wanderer sich wendend, — kommt nur herein! Obdach und eine warme Suppe, auch einen Trunk guten Bieres sollt Ihr haben; denn wer dem Hülflosen die Pforte verschließt, dessen erbarmt sich der Herr auch nicht, will er dereinst eingehen in das Himmelreich. — Sie ergriff seine Hand und führte ihn durch das hohe gewölbte Thor über den kleinen Hof hinweg, nach einem niedern, aber reinlichem Gemache im untern Stock. — Setzt Euch, ruht aus, — sagte sie — und Du Jarl, steck' ein Paar birkene Scheite in den Ofen, aber ja recht trockene, daß es nicht raucht, und nun geduldet Euch bis ich wiederkomme. — Sie steckte dann einen großen Span von Kien-Holz an und verließ das Zimmer.

Der Fremde saß in Gedanken versunken und sah vor sich hin. Plötzlich hob er sein Auge, blickte in dem engen kleinen Gemach umher, und die nassen herabgefallenen Locken von der Stirne sich streichend, rief er: Laß es nur gewähren, Gott wird ja helfen!

Da trat ein Diener ein und brachte ihm einen alten leinenen Kittel. — Den schickt Euch Frau Else, — sagte er halb brummend. — Es ist noch ein Erbstück ihres seligen Mannes. — Sie muß viel auf Euch halten, daß sie Euch diese Reliquie gönnt. Zieht ihn nur an, so schlecht er ist, ist er doch trocken; das Feuer knistert auch schon in dem Ofen. — Der Fremde befolgte diesen Rath, legte das Schurzfell und die schwarze durchnäßte Jacke ab, und rückte dem Ofen näher, der seine wohlthätige Wärme um sich verbreitete.

Jetzt trat Mutter Else auch wieder ein; sie trug eine dampfende Schüssel mit Haferbrei, auf welchem das Rippenstück eines tüchtigen Keulers lag. Ein kleines Gerstenbrod legte sie mit bedeutendem Blick daneben, und setzte sich nun ihm gegenüber.

Eßt nur, junger Mann! — sagte sie freundlich. — Ich fand in der Eile nichts besseres als den Haferbrei, das tägliche Nachtessen unserer Leute. Das Stück gebratene Schweinsrippe habe ich aus der Speisekammer der Frau geholt, und das weiße Gerstenbrod mir selbst entzogen; laßt es Euch nur schmecken!

Der Wanderer dankte und aß. Die Alte sah mit innerem Wohlgefallen dem wackeren Esser zu und lächelte zufrieden. Doch während sie noch den Bergmann freundlich anblickte, rief eine zarte weibliche Stimme von außen: Else! und als diese nun einiges wieder mitzunehmen noch verweilte, öffnete sich die Thür, und eine Jungfrau trat ein. — Ihr sollt zu der Mutter kommen und schnell, gute Else! sagte sie freundlich.

Der Bergmann sah auf, sein Blick traf das Auge der Jungfrau, das staunend auf ihm ruhte, aber schnell vor dem seinen sich wieder senkte. Noch einmal schlug sie die langen Wimpern auf, noch einmal begegnete ihr Blick dem Blick des Mannes, und schnell verließ sie das Zimmer.

Wer war die Jungfrau? — fragte der Bergmann. Else schien unwillig über diese Frage und schwieg. — Wer war der Engel? — fragte er noch einmal — Solche Locken, einen solchen Mund, ein solches Auge sah ich noch nie!

Meint Ihr? Herr Bergmann! — unterbrach ihn die Alte brummend — Glaub' es wohl, daß in Euren Schluchten solche Augen nicht leuchten. Eßt Euren Brei, trinkt Euer Bier. Jarl wird Euch eine Streu machen, dann legt Euch nieder und kümmert Euch um weiter nichts; Gott befohlen! — Sie stand auf und verließ das Zimmer. Jarl trat nun ein, schüttete das Haferstroh auf den Boden, und breitete eine wollene Decke darüber. Der Wanderer schien es nicht zu bemerken. Jarl sagte ihm im Abgehen: Gute Nacht, Bergmann! — Gute Nacht! erwiderte der Wanderer, ohne zu wissen was er sagte. Und wie er nun so allein war, ringsum die grauen Steinrände mit ihren feuchten Tropfen ihm im Glanze der Kienfackel entgegen leuchteten und nur ein trauliches Heimchen die Todtenstille um ihn unterbrach, da stand die Jungfrau noch immer vor ihm mit ihrem blonden Lockenkopf und ihren dunkeln Augen, und es schien ihm auch jetzt noch, als ruhe ihr Blick auf dem seinen, als säh' er noch ihre dunkeln Wimpern die strahlenden Augen beschatten.

Doch nicht lange umschwebte ihn dieses liebliche Bild — lächelnd rief er: Nur vorüber, Du liebliche Gestalt, noch darf keine Rose meinen düstern Lebenskelch bekränzen, zu ernst mahnt mich das Schicksal, um nicht seinem Rufe zu folgen! — Er warf sich auf sein Strohlager; der Freund der Jugend, der erquickende Schlaf, schloß sein Auge.

Als er erwachte, erblickte er Frau Else vor sich, und ein reichliches Morgenmahl auf dem Tische. — Ihr wünscht unsern Herrn Arend Peterson zu sprechen? hob sie jetzt an, als der junge Mann von seinem Lager aufgesprungen, ihr ein herzliches Willkommen! entgegen gerufen hatte.

Das ist mein Wunsch, gute Mutter!

Der wohl schwerlich wird erfüllt werden können, — fuhr sie fort — denn Herr Arend Peterson liegt krank, sehr krank danieder und ist heute wie morgen für Niemand zu sprechen.

Gute Mutter, — sagte der Bergmann — ohne Euren Herrn gesprochen zu haben, geh' ich nicht von hier; ich habe ihm wichtige Dinge zu vertrauen.

Wird Euch wenig helfen, — unterbrach ihn die Alte. — Unser Herr mag das Grubenvolk nicht und meint, was unter der Erde hause, gehöre den Geistern; darum hat er auch alle seine Gruben verkauft und meidet jede Gemeinschaft mit Eures Gleichen. Ein tüchtiges Schwert, ein gutes Reiterwamms und ein muthiges Streitroß, auch wohl einen gefüllten Säckel, den mag er wohl.

Nun, — sagte der Jüngling lächelnd — den Säckel füllt ja der Schacht, Stahl holt der Bergmann aus tiefen Gruben hervor, und doch mag Euer Herr die Bergleute nicht? Nun, was kümmert das mich, sagt ihm nur: ein alter Bekannter sei da, der ihn zu sprechen wünsche, und wenn er mich sieht, ruft er mir gewiß ein Willkommen zu, und wär' dies auch sein letzter Athemzug.

Die Alte schüttelte ungläubig den Kopf. — Nun wenn Ihr darauf besteht, will ich es versuchen; lieber wär' es mir aber, Ihr gingt von dannen. — Sie verließ ihn, aber nicht lange kehrte sie zurück. — Folgt mir! — sagte sie, und ihr Gesicht drückte mehr Unmuth als Freude aus. — Da der Herr Niemand vor sich lassen kann, so will Euch meine gestrenge Frau sprechen. — Ihr könnt Ihr Euer Anliegen vortragen.

Für Frauen eignet sich mein Geschäft nicht! — sagte der Bergmann unwillig; doch schnell besann er sich. — Geht nur voran, Mutter Else! ich folge Euch.

Die Alte sah ihn jetzt verwundert an. Zwar nur in gemeiner Bergmannstracht, stand er doch vor ihr mit solchem gebietenden Anstande, daß ihr fast dünkte, sie müsse seinen Befehlen gehorchen; und als er nochmals sagte: Geht nur voran! verließ sie schweigend das kleine Gemach, ging eine hohe Wendeltreppe hinauf, über einen langen verödeten Gang und blieb nun vor einer hohen, mit Schnitzwerk verzierten Thüre stehen.

Lieber junger Mann! — begann sie jetzt — Ich habe gestern Abend bemerkt, daß Ihr nicht immer in den Schranken der Demuth bleibt, in die Euch Euer Stand setzt. Ihr blicktet gestern dem holden Fräulein so starr in das Auge, als sei sie Eures Gleichen. — Der Fremde lächelte. — D'rum bitte ich Euch, gegen unsere gestrenge Frau fein bescheiden und nicht so keck zu sein. Sie ist sehr ernst und vergiebt ein unziemliches Betragen nicht leicht! — Sie schwieg, der Fremde erwiderte nichts und sie öffnete die hohe Thür. Er trat ein, die Hausfrau war noch nicht zugegen. Frau Else verließ ihn.

Einfach und prunklos, nach Landessitte getäfelt und mit allerlei Schnitzwerk geziert, war das Gemach. In einem großen Kamine flackerte ein prasselndes Feuer, und neben dem hohen Bogenfenster stand eine Spindel und ein Rahm mit Stickereien.

Der Bergmann trat zu der Spindel, berührte den goldenen Faden, sah auf den gelben Wocken, und blieb so, an die Jungfrau von gestern und an ihren goldenen Lockenkopf denkend, sinnend stehen. Ein tiefer Seufzer schien zu sagen: ach dürft' ich doch sie erwarten, statt der Matrone!

Da öffnete sich die Thür, und eine hohe noch jugendliche Gestalt, von Mutter Else begleitet, trat auf ihn zu und fragte mit freundlichem Tone: Seid Ihr der Bergmann, der meinen Gemahl zu sprechen wünscht?

Ihr, gnädige Frau! — fragte der Erstaunte, statt zu antworten, — Ihr seid die Gattin Arend Petersens?

Mit finsterm Ernste sah ihn die Dame an, und ohne ihm auf seine kecke Rede zu antworten, fragte sie: Was ist Euer Begehr?

Mein Begehr, hohe Frau! — erwiderte er und neigte sich mit Anstand — gehört nur für das Ohr eines Mannes, und selbst der Dame, die in dem ersten Augenblick, daß ich sie sehe, mir hohe Achtung einflößt, muß ich ihn verschweigen. — Die Dame winkte, Else verließ das Zimmer.

Es scheint mir fast, junger Mann! — hub sie nach einem kurzen Schweigen an, während welchem sie den Fremden mit scharfem durchdringenden Blicke beobachtete, — Ihr seid mehr als Eure Kleidung sagt. Ich will nicht in Euer Geheimniß dringen, noch weniger den Schleier lüften, in welchen Ihr Euch gehüllt Ihr seid ein Schwede?

Ja, edle Frau!

So werdet Ihr schwerlich das hier finden, was Ihr sucht! fuhr sie seufzend fort.

Wohl möglich! — unterbrach sie der Fremde mit Feuer — doch — fand ich ja eben hier, was ich nicht suchte, das Bild weiblicher Schöne, das Bild jugendlicher Unschuld, eine Rose, kaum entfaltet, eine Knospe dem Entfalten nahe!

Lernt man diese Sprache in Euren Gruben? erwiderte die Dame, und ihr Auge ruhte immer forschender auf ihm.

Der Anblick des Schönen lehrt sie Jedem und überall! erwiderte der Fremde.

So laßt sie hier und in meiner Gegenwart schweigen, — unterbrach ihn die Dame. — Mein Gatte ist krank, — fuhr sie nach einer kurzen Pause fort — sehr krank; es ist unmöglich, daß Ihr ihn jetzt sprecht. — Könnt Ihr, wollt Ihr bei uns verweilen, so will ich Euch gern bis zu seiner Genesung, die Gott ihm bald schenken möge, hier beherbergen; nur weiß ich nicht, wie ich Euch aufnehmen muß, Ihr seid nicht Bergmann, und doch weiß ich nicht —

Laßt den Bergmann in seinem kleinen Gemache, wo ihm gestern ein frommer Engel erschien.

Ihr saht? unterbrach sie ihn schnell.

Eine Jungfrau, lieblich und schön. Doch wie wäre es möglich, ein

Bild fremder Anmuth zu entwerfen, wenn Ihr, hohe Frau, vor unserm Blicke steht! antwortete er, sich schnell fassend.

Die Dame blickte finster auf ihn, und eine hohe Röthe überflog ihre Wangen.

Wollt Ihr Euch mir also nicht entdecken, — begann sie, das Gespräch abbrechend, — wollt Ihr in Eurer kleinen Wohnung bleiben, so darf ich Euch nicht mehre Bequemlichkeiten anbieten. Ich wünsche, Eure selbst gewählte Einsamkeit möge Euch nicht lästig fallen! — Sie verbeugte sich und ließ ihn allein.

Sonderbar! Dies des alten Petersons Gattin und die Jungfrau sein Kind? — Zu viel des Schönen in diesem einsamen Hofe! rief er aus, als Mutter Else wieder hereintrat und ihn zu seinem Gemache zurück geleitete. Die gute Alte war viel freundlicher als vorher, und als er sie fragte: War die holde Jungfrau, die gestern Abend Euch abrufte, die Tochter Eures Herrn? so antwortete sie freundlich: Ja, Herr! es war Maria Peterson, des Herrn Tochter aus früherer Ehe.

Einförmig verging dem Bergmann der Tag. Frau Else ließ sich nicht sehen. Der alte Jarl brachte ihm sein Essen und war ziemlich einsilbig, nur so viel konnte er von ihm erfahren, daß Herr Arend Peterson an einem heftigem Fieber krank darnieder läge. Diese Nachricht setzte ihn in einige Unruhe, und er würde vielleicht den Ort jetzt schon verlassen haben, wenn nicht so Manches ihn hier festgehalten hätte. Er beschloß zu bleiben. Der Edelhof selbst gab dem Fremden freilich wenig Stoff zur Unterhaltung; alt, geschmacklos, kaum dem Zahn der Zeit noch trotzend, zeigte sein Aeußeres nichts Sehenswerthes, und das Innere, da wo zwei herrliche Gestalten wandelten, war ihm verschlossen. Auch der Garten, entlaubt und ohne Blüthen, gewährte nichts als eine wilde Aussicht auf nackte Felsen und einen hohen Tannenwald, an dessen Fuß ein wilder Gießbach rauschte. Ein einsames, steinernes, auf einer niedern Felsspitze vorgebautes Häuschen, das mit seinen Schießscharten zugleich zum Ruheplatz und zur Vertheidigung diente, war der einzige Punkt, der ihn hier anzog. Von hier aus blickte man auf den schäumenden Bach, auf die hohen Granitfelsen, welche das Thal umgaben, und auf den alten Edelhof, der, trotz seines hohen Thurmes und der ihn umgebenden schützenden Mauer, nur wie ein Denkmal menschlicher Ohnmacht neben den kolossalen Wundern der Natur stand.

Und doch wandelten in diesen öden Mauern zwei Wesen, die, wenn auch nicht in gleichem Maße, sich doch sonderbar in des Jünglings Phantasie verwebten. Die hohe Frau, mit dem großen ernsten Auge, mit dem fast königlichen Anstande, führten ihn in die Zeiten des Heidenthums zu-

rück; so mußte Freya, die Göttin der Liebe, ausgesehen haben, wenn sie zuweilen ernst und doch himmlisch schön unter den wilden Bewohnern dieser Felsthäler wandelte, unter ihren Tritten die nackten Felsen des Nordlands mit Blüthen und Blumen sich schmückten, und alles auf den Zauberton ihrer Stimme lauschte.

Aber jene Jungfrau, wenn auch ihr Blick den seinen nur einmal traf, führte ihn in die Zeiten christlicher Andacht zurück. Dieser Zauber, der aus dem dunkelblauen Auge strahlte, dieser Blick voll Reinheit und Andacht, diese goldenen Locken, die über die blendend weiße Stirn wie ein Hauch sich rollten; diese Jungfrau war ihm die heilige Madonna, denn in dem einen Blick hatte die Zauberkraft des Irdischen das Ueberirdische vereint. Aber die Madonna, wie die Göttin der Liebe, blieb seinem Auge verborgen, so sehr sein Herz sich auch nach ihrem Anblick sehnte; und doch gab er sich diesen Empfindungen nicht hin. Wenn die Sehnsucht nach ihr zu laut in seiner klopfenden Brust sich regte, klimmte er auf den höchsten der Felsen und schaute nach Süden. Dort! — rief er dann — Dort ist Dein Ziel, nicht hier!

Zwei Tage waren so vergangen. Er schweifte immer noch in dem Thale am Gießbach, in dem dunklen Tannenwald, umher; bald schwang er sich mit Kraft und Behendigkeit die steilen Felsklippen hinan, als müßte er hier seinem Schicksal entgegen eilen, bald ging er sinnend und in sich gekehrt unter den hohen Tannen, als ob alles um ihn leblos, todt sei. Doch am dritten Tage, — die Wintersonne schien heute so warm und freundlich, — begegnete er der Jungfrau in dem einsamen Garten; eine Laute ruhte in ihrem Arm, sie wandelte ohne ihn zu bemerken. Den Blick auf das liebliche Mädchen geheftet, blieb der Bergmann unbeweglich stehen, doch konnte er ihr frommes Auge nicht schauen, ihr Haupt war gesenkt und tief rollten die Locken über ihre Stirn. Aber die schlanke Gestalt die ein einfaches weißes, wollenes Gewand deckte, das unter der knospenden Brust durch einen hellblauen Gürtel gehalten ward, sie konnte er sehen und das Ebenmaß ihres Baues bewundern.

Als die Jungfrau ihm näher kam, drückte sie die Laute an sich, als ob sie Töne ihr entlocken wollte, aber jetzt schlug sie ihr Auge auf und sah ihn; hohe Röthe überflog ihre Wangen, einen Augenblick ruhte ihr Auge auf den seinen, anmuthig grüßte sie ihn mit einer leisen Beugung des Kopfes, schritt mit geflügelter Eil' an ihm vorüber, und ohne wieder aufzublicken, verließ sie den Garten.

Als sich schon längst die Pforte hinter ihr geschlossen hatte, stand der Fremde noch wie bezaubert da, starr sein Auge auf die Stelle gerichtet, wo sie seinem Blick entschwand.

Solche Anmuth, solchen Liebreiz sah ich noch nie! Sei mir ein Stern der Hoffnung auf meiner ungewissen Lebensbahn, Du freundlicher Engel! rief er aus und kehrte in seine Wohnung zurück.

Lieb war ihm der Garten geworden, lieber als die wilde Natur am Gießbache. Schon am andern Morgen war er wieder dort; erwartungsvoll trat er ein. Seine Phantasie hatte ihn lieblich ausgeschmückt, aber der Nachtfrost hatte die letzten Blätter erstarrt, der Nord sie geschüttelt, der Reif alle Farbengluth überzogen. Sie fand er nicht. Traurig verließ er den Garten wieder. Doch als der Mond in sein einsames Gemach blickte und seine kalten Strahlen ihn hinauszulocken schienen, konnte er der Sehnsucht nicht widerstehen; er trat in den stillen Garten, in die lautlose Welt, und als ob er fürchte, sein Fußtritt wecke die schlummernden Geister der Berge, so leise schritt er dem steinernen Häuschen am Gießbache zu.

Hell warf der Mond seine Strahlen auf die grauen Wände, wo der flimmernde Granit wie tausend Sterne funkelte. Doch der Fremde sah nicht dieses Licht, nicht diese flimmernden Sterne, denn ein Stern leuchtete ihm strahlend vor allen durch die schweigende Nacht. Die Jungfrau saß auf einer steinernen Bank in ihren Pelz gehüllt, brach von der Wand den sich schlängelnden Epheu, und flocht zwei Ranken sinnend in einander. Unberührt ruhte die Laute neben ihr, doch, wie sie nun die Ranken zu einem Kranze gewunden hatte, wiegte sie ihn in ihren zarten Händen, sah immer auf ihn nieder, nahm die Laute, und mit tiefem Gefühl sang sie ein ihm wohlbekanntes Grubenlied:

Im tiefen Schacht suchet der Bergmann das Glück
und findet es nimmer.
„Bleib oben, mein Trauter! mein liebender Blick,
er leuchtet Dir immer.
Bleib' oben, fahr' nicht in das finstere Grab
hinab, hinab!“

Der Bergmann hört nicht den warnenden Laut
und fährt keck hernieder.
Ihn locket das Gold, ihn lockt nicht die Braut —
er kehret nicht wieder.
Tief, tief in die Erde, da zog ihn das Grab
hinab, hinab!

Das Mägdlein harret und harret nun sein
mit Thränen im Blicke.
Es leuchtet der Sterne hellfunkelnder Schein,
er kehrt nicht zurücke.
Der Morgen ergrauet, da sinkt sie in's Grab
hinab, hinab!

Sucht nimmer, Ihr Männer, das flüchtige Glück
in schwankender Ferne,
Es leuchtet Euch nahe der minnige Blick
des Liebchens, wie Sterne.
Im Arme der Liebe, da zieht Euch kein Grab
hinab, hinab!

Nur leise anfathmend, das kein Geräusch die Sängerin unterbreche, stand der Bergmann und lauschte. Es lag ein inniges Gefühl in dem

Gesang der Jungfrau, und das „Hinab, hinab!" tönte so schauerlich, als ziehe es sie selbst hinunter in die dunkle Tiefe.

Soll dieser Sang mir eine Stimme von oben sein, die mich von dem kühnen Unternehmen abrufen soll? Soll mich nur ein Epheukranz schmücken und nicht der Lorbeerkranz? so dachte er still vor sich und sah nun, wie das Mädchen mit einem tiefen Seufzer den Kranz zerpflückte, traurig hinlegte, aufstand und auf ihn zuschritt.

Als sie ihn vor sich sah, schrie sie auf vor Schreck; doch schnell faßte sie sich, ein schmerzliches Lächeln überzog ihr Antlitz. — Guten Abend, Bergmann! — sagte sie freundlich — und dahin schwebte sie. Der Erstaunte wagte nicht ihr zu folgen, nicht einmal ihren freundlichen Gruß zu erwiedern. Er sah ihr, wie gestern, lange noch nach und schlich dann in sein einsames Stübchen.

So kann es nicht bleiben! — rief er aus, an das offne Fenster tretend, — dorthin ruft mich die Pflicht, das Vaterland; hier verweile ich thatenlos vergeude die kostbare Zeit und störe vielleicht die Ruhe eines harmlosen Geschöpfes. Wenn zum zweiten Mal die Mittagsonne ihre matten Strahlen über die hohen Felsen herüber schickt und Peterson noch auf seinem Krankenlager unthätig liegt, dann ziehe von dannen und beginne allein deinen Weg, sei er zum Ruhm oder zum Schaffot!

Noch einmal und zum letzten Male wollte er das freundliche Plätzchen begrüßen, wo die liebliche Jungfrau durch Töne des Liedes ihr Herz ihm geöffnet hatte. Er ging am folgenden Abend, kaum daß es dämmerte, hinab in den Garten und fand dort die holde Sängerin wieder. Sie schien, als sie ihn erblickte, unruhig, ungewiß, doch bald ermannte sie sich, und ging, wie gestern, grüßend aber ernst an ihm vorüber. Heute hielt er sie auf, freundlich sagte er mit aller Ruhe, deren er in diesem Augenblicke fähig war: Ich ziehe morgen von hier und möchte nicht gern den Hof verlassen, ohne Euch für die Güte zu danken, mit welcher Ihr den hülflosen Wanderer in Eurem Hause aufgenommen habt.

Eine hohe Röthe überflog des Mädchens Gesicht, doch schnell wich sie der todtenähnlichen Blässe.

Ihr wollt uns schon morgen verlassen? fragte sie mit weichem, schmerzlichem Tone.

Ja, morgen! erwiderte der Bergmann, und sein Blick hing mit Theilnahme an dem bleichen Gesicht der Jungfrau.

Das Mädchen schien bewegt. Sie blickte den Bergmann unverwandt an, und doch schienen ihre Gedanken sich nicht in ihren Augen auszudrücken. Plötzlich sagte sie fast mit Kälte: So lebt wohl, es gehe Euch gut! — Sie bog in einen Seitenweg und wollte gehen, da faßte sie der Bergmann ihre Hand. — Fräulein! rief er, doch ein Blick traf ihn, nicht ernst, nicht strafend; heilig, überirdisch. Er ließ voll Ehrfurcht die Hand der Jungfrau los, die langsam durch den entlaubten Buchengang dahin schritt.

Als er am andern Morgen sich zur Abreise bereitete und mit wehmüthigem Blicke hinüber nach dem Theile des Schlosses schaute, wo er sie wohnen wußte, trat Frau Else ein und beschied ihn, zu ihrer Herrin zu kommen. Hoch klopfte sein Herz, die Hoffnung, Maria Peterson vielleicht noch einmal zu sehen beflügelte seine Schritte, doch die Alte hielt ihn zurück. — Ehe Ihr zu unsrer Frau geht, habe ich Euch noch etwas zu sagen. Mein Fräulein, Eurer hülflosen Lage gedenkend, schickt Euch zum Zehrpfennig dieses kleine Goldstück, mit der Bitte, Ihr möchtet die kleine Gabe nicht verschmähen, es sei Alles was sie habe. — Der Bergmann nahm es hastig und drückte es unwillkürlich an sein Herz. Das Bild des edlen Sten Sture war darauf geprägt; er drückte es an seine Lippen, und lange stand er schweigend in stillen Betrachtungen versunken.

Nun kommt zu Eurer Herrin! — rief er, das Goldstück an seiner Brust verbergend. — Kommt, gute Alte! — Diese ging kopfschüttelnd den schon bekannten Weg voraus, öffnete die Thür, er trat ein, und fand die Edelfrau am Stickrahme sitzen — doch bei der Spindel saß die Jungfrau nicht.

Mein Gemahl — so hob sie an — ist durch Gottes Hülfe jetzt außer Gefahr. Das Fieber hat ihn verlassen, ich habe ihm Euren Wunsch mitgetheilt, und er erlaubt, Euer Begehren ihm vorzutragen. Else wird Euch zu ihm geleiten!

Sie sah jetzt auf und ihr Blick überflog die männlich schöne Gestalt des Bergmannes. Noch größer, noch edler schien er ihr zu sein. Ein Feuer strömte aus seinem Auge, als er ihr für ihre Güte dankte, und fast erschrak sie, da er mit würdevollem Anstand auf sie zuschritt und ihre Hand küßte; unwillkürlich ruhte ihr Auge auf ihm, und als er ging, folgte es seinem edlen Schritt.

Maria trat ein, auch sie begann von dem Bergmann zu sprechen; doch jetzt tönte die Schelle aus dem Krankengemach des Gatten so laut und gellend, daß Mutter und Tochter erschrocken auffuhren und schnell hineilten.

Sie fanden den Kranken in seinem Bette aufgerichtet. Der Bergmann stand vor ihm. — Margarethe! — rief er der eintretenden Gattin entgegen, jedoch hätte ein scharfer Beobachter können durch die Freude, mit der er dies sprach, Heimliche leuchten sehen, — wen hast Du beherbergt wie einen armen verlassenen Wanderer? Meinen würdigen Feldherrn Gustav Erichson;

Gustav Wasa?! rief die erschrockene Hausfrau, während sich über Maria's Gesicht eine glänzende Heiterkeit verbreitete.

Ja, edle Frau! — entgegnete dieser — der geächtete Gustav Wasa, dessen Vater zu Stockholm auf dem Schaffot durch Christierns Henkerbeil fiel, steht vor Euch.

Bereite Zimmer für ihn! rief Herr Peterson.

Mit Nichten! — fiel Gustav ihm in die Rede — laßt mich noch jetzt hier verborgen bleiben, laßt mir mein kleines Stübchen zum Obdach, meinen Grubenkittel zur Bekleidung und den alten Jarl zum Diener. Gönnt mir nur, daß ich zuweilen in Eurer Gesellschaft meine Einsamkeit vergessen darf, und Ihr, mein holdes Fräulein! — sagte er sich zu Maria wendend, — singt dann wohl das Reiterlied Sten Sture's, statt des Bergmanns-Liedes.

Hoch erröthete die Jungfrau und erwiderte bescheiden, das Auge freundlich auf Gustav gerichtet: Ich werde es Euch singen, edler Herr! dem Anführer der schwedischen Reiterei gebührt auch das Reiterlied.

Dieser erstaunte über die freie, würdevolle Haltung des Mädchens. Hatte auch früher auf Augenblicke ihr Auge auf ihm geruht, hatte es sich doch immer bescheiden und schüchtern schnell wieder gesenkt und ihn vermieden. Jetzt aber strahlte aus ihrem Blick ein freies, bestimmtes Etwas, das ihm zu sagen schien, der Kampf in meinem Innern ist beendet, jetzt darf ich Euch zeigen, wie ich bin. Als habe sie ihn schon lange gekannt, so frei, so offen stand sie vor ihm.

Was wünscht Ihr, edler Herr! hub nun Peterson an — womit kann ich Euch gefällig sein? Mein Haus steht zu Eurem Dienste über meine Habe gebietet, und habt Ihr irgend einen Entschluß mir mitzutheilen, so thut es frei, in meiner Brust ruht Euer Geheimniß verschlossen und sicher. — Er warf hierbei einen forschenden Blick auf seine Gattin, welche in diesem Augenblick Gustav gegenüber trat. Doch noch ehe dieser seine Rede beginnen konnte, sagte Peterson zu ihr: Margarethe! besorge das Nöthige, und Du Maria folge der Mutter, die ernste Rede des Mannes taugt nicht immer für das Ohr der Frauen. — Sie verließen das Zimmer

Werther Freund! — hub jetzt Gustav Wasa an — Ihr waret ein tapferer Soldat, immer dem Reichsverweser und Eurem Vaterlande zugethan, so daß ich glaube, Euch vertrauen zu dürfen.

Thut das, Herr Gustav Wasa! unterbrach ihn Peterson.

Nur zu lange — fuhr dieser fort — hat unter der Tyrannei Christierns und seiner Dänen unser armes Schweden geblutet. Mein Vater, die Edelsten des Landes fielen auf dem Schaffot; ihre Weiber und Kinder schmachten noch in Seeland im Kerker. Ich selbst bin der Gefangenschaft nur mit Mühe entronnen und irre, ein Geächteter, in meinem Vaterlande umher. Bald auf Euren Höfen, bald in Euren Gruben mein kümmerliches Leben fristend, kann ich nur im Gewande der Niedrigkeit vor den Henkern dieses Tyrannen mich bergen. Aber nicht länger soll mein Vaterland diese Schmach erdulden, ich will sein Retter sein oder mich opfern!

Eurer, mein edler Freund! gedacht' ich. Vertrauensvoll kam ich zu Euch. Ihr habt Freunde in Dalecarliens Thälern, wenn auch nicht unter den Edlen des schwedischen Landes, doch unter dem Volke. Helft mir das Zutrauen dieser wackern Bergbewohner gewinnen, sammelt sie unter meine

Fahnen; keine Stadt, keine Burg hebt ihr stolzes Tyrannenhaupt in Euren Bergen, frei können die Dalecarln sich in ihren Thälern sammeln und mit ihren Schwertern hervorbrechen. Darum sagt mir offen, was kann ich von Euch erwarten? —

Alles! edler Wasa! — rief Peterson — Alles! Doch verschließt Euren Vorsatz nur so lange in Eure Brust, bis ich ganz genesen bin, dann wollen wir vereint an das heilige Werk gehen, und treu will ich meinen Feldherrn nach Kräften unterstützen. — Gustav drückte ihm mit Rührung die dargereichte Hand und verließ bald darauf den Ermatteten.

Als er am Abend von einer hohen Felskuppe hinüber nach der Gegend wo das alte Upsala, das mächtige Stockholm in weiter Ferne hinter den grauen Bergen lag, stieg der Hoffnung leuchtender Stern wieder glänzend vor ihm auf, und sein Strahl drang ermuthigend in seine Heldenbrust. Er faltete die Hände, streckte sie hoch empor zum Sternenhimmel, und sein stummes Gebet drang zu dem Allmächtigen. Gestärkt, mit dem festen Vertrauen, sein Werk werde ihm gelingen, kehrte er in sein kleines Zimmer zurück, welches eine sorgsame Hand unterdes mit manchen bisher entbehrten Bedürfnissen bereichert hatte. Doch er beachtete es nicht; nur mit seinen Plänen beschäftigt, warf er sich auf sein Lager, und erst am Morgen, als er erwachte, bemerkte er, wie die Hand der Liebe ihn weicher gebettet und mit so Manchem für ihn gesorgt hatte.

Am Nachmittage zu Margarethe eingelassen, fand er sie allein und sehr ernst; es schien etwas ihre Brust zu beklemmen. Sie forschte nur mit zarter Behutsamkeit nach dem, was er ihrem Gatten anvertraut habe, und als er schwieg und dem Gespräch eine andere Wendung zu geben suchte, brach sie gleichfalls ab und wußte doch nach und nach Gustav Wasa unvermerkt auf vergangene Zeiten zurückzuführen, wo er ihr von seiner Gefangenschaft in Dänemark, seiner Flucht, von dem Tode seines Vaters erzählte und, seiner nicht mehr mächtig, in Verwünschungen gegen Christiern und die Dänen ausbrach.

Seid auf Eurer Hut! — sagte nun Frau Margarethe besorgt — selbst in diesen Thälern schleicht der Verräther; vertraut nicht Allen, edler Herr; Das Gold des Dänenkönigs verlockt so manches schwedische Herz Ich warne Euch! — Sie sah hierbei so theilnehmend auf ihn, daß er fühlen mußte, ihre Rede sei wohlgemeint und nicht ohne Grund; er dankte ihr innig.

Habt Zutrauen zu mir, — fuhr sie fort — ein Weiberherz, des Freundes Geheimniß kennend, ist immer verschlossen. Vertraut mir Eure Pläne nicht, ich bedarf nicht, sie zu kennen; weiß ich doch, daß Ihr für das unterdrückte Vaterland das Schwert zu ziehen gedenkt, und das ist mir

genug. Ich werde für Euch wachen! — Ein Diener rief sie in diesem Augenblicke zu ihrem Gatten. — Bis auf Wiedersehn, Herr Gustav Wasa! — sagte sie jetzt — vertraut hier Niemand, selbst meinem Gatten nicht, und seid auf Eurer Hut,

Sinnend über diese räthselhaften Worte, verließ Gustav das Zimmer, und nachdenkend, worauf wohl diese Warnung Bezug haben könnte, blieb er auf den langen öden Gange an einem Fenster stehen. — Soll ich so früh schon Allem mißtrauen, was sich freundlich mir nahet; soll ich schon jetzt mein Herz den Menschen verschließen? — dachte er, als von der andern Seite des Ganges Jemand sich ihm nahte; er blickte auf. Maria Peterson war es, ihre Rechte hielt einen zerflückten Epheukranz, in der Linken ruhte eine frische Ranke. Heiter, wie der Himmel des Südens, sah ihr Auge umher und traf den Blick Gustavs, der mit Innigkeit auf der herrlichen Gestalt ruhte.

Sie grüßte ihn freundlich. — Warum so düster, lieber Herr? — fragte sie unbefangen. — Wer wie Ihr in dem Kreise seiner Freunde lebt, dem sollte der Kummer nicht das Auge trüben; hier in unsern Thälern ist alles heiter, das Herz ist froh, der Sinn ungetrübt und nur unsern Himmel umzieht der Nebel, aber bald, wenn die Sonne über den hohen Felsen hervortritt, nimmt auch ihn der frische Bergwind rollend mit sich fort.

Gustav, wunderbar von dem zutraulichen Blick ergriffen, mit dem das Mädchen bei diesen Worten ihn ansah, ergriff unwillkürlich ihre Hand, die in der seinen zuckte, und eine hohe Röthe überflog die Jungfrau, als er sie fragte: Für wen windet Ihr den Kranz?

Mir selbst habe ich ihn gewunden! — erwiderte sie — Hier, wo die Blumen so selten und der treue Epheu fast das Einzige ist, was unsern rauhen Wettern trotzt habe ich ihn zu meinem Liebling erwählt. Blüthenlos, aber immer grün, ist er das Bild der hoffnungslosen Treue — ein Bild traurig, aber doch schön!

Hoffnungslos! sagte Wasa still vor sich.

Ja, lieber Herr! — fuhr die Jungfrau fort — hoffnungslos und doch treu zu sein, das ist freilich traurig, aber doch schön. Ich kann Euch das nicht erklären, fühlen kann ich es wohl. Als ich vor einigen Tagen diesen Epheukranz wand, — fuhr sie nach einem kurzen Schweigen fort, und über ihr heiteres Gesicht zuckte ein schmerzliches Lächeln, da zerflückte ich ihn wieder, denn weshalb ich ihn wand, das glaubte ich könne das Schicksal mir nicht erfüllen.

Und jetzt? unterbrach sie Gustav mit Feuer.

Jetzt frische ich ihn wieder auf mit dieser neuen Ranke, daß er nicht so schnell verwelken soll. Doch meine Mühe ist vergebens, daß weiß ich wohl, denn morgen ist auch diese Ranke verwelkt, und dann hängt er in meinem Kämmerlein und ein Blatt nach dem andern fällt ab. Und seht,

so ist es auch mit der Hoffnung. Ewig grün, wie der frische Epheu, ist sie in unsem Herzen, aber bricht man ihre Ranken und will sie in den Lebenskranz verflechten, welkt ein Blatt nach dem andern und fällt ab.

Und wer hat Euch das traurige Bild gezeigt? — unterbrach sie Gustav — Die Erfahrung hat Eurem Herzen doch noch nicht so wehe gethan?

Nein, lieber Herr! Erfahren hab' ich noch wenig, und doch — schon viel. Meine gute Mutter aber hat mich gelehrt der Hoffnung nicht zu trauen, ihr das Herz nicht unbedacht zu öffnen, und ein Spruch, den mir im vorigen Jahre eine weise Frau verkündete, tritt oft vor mich und macht mir den Epheu so lieb.

Und dieser Spruch?

Wenn Ihr ihn hören wollt, so setzt Euch neben mich auf diese Bank — Gustav setzte sich, Maria hub an:

Ich saß eines Abends nach einem Gewitter am Gießbach, der hoch angeschwollen vor mir dahin braus'te, und erwartete die Rückkehr meines Vaters. Rings um mich dufteten die Kräuter. Die Sonne saugte die Regentropfen mit ihren goldenen Strahlen wieder auf, und alles schien erquickt und neu belebt. Ich athmete die Schönheit der Natur mit langen Zügen ein, und eine wunderbare Beklemmung ergriff wohlthuend mein Herz. Da sah ich an der andern Seite des Baches eine weibliche Gestalt den Felsen herabsteigen; ihr Gewand war durchnäßt, ihr traufend Haar wogte im Winde. Sie blieb an dem Gießbach stehen und sah in die rauschende Fluth. Ich glaubte sie fürchtete ihn zu überschreiten, und winkte ihr, mir nach einem Orte zu folgen, wo hohe Felsstücke den Uebergang möglich machten; sie aber lächelte, schritt unbekümmert durch die tobende Fluth — und vor mir stand die weise Frau aus dem Helsingelande.

Ich habe von ihr gehört, — unterbrach Gustav die Erzählerin — sie soll bei dem Volke in großen Ansehn stehn.

Ich erbebte, — fuhr Maria fort — denn Schauder und doch Ehrfurcht erregend war ihr Anblick, als sie ihr triefendes Haar schüttelte und ihre von Frost erstarrte Hand feierlich auf meine Stirn legte. — Des Schicksals Hand wird Dich so kalt berühren, wie die meinige, — sagte sie theilnehmend auf mich blickend — Bleib treu Deinem Gott, bete zu der heiligen Mutter, und Du wirst schnell Deine Bahn durchwandeln und an ein herrliches Ziel gelangen. Folge mir in's Schloß! — Dies sagend, schritt sie mir voran und ich folgte, über die räthselhaften Worte, die sie zu mir gesprochen, sinnend.

Im Schlosse betrat sie die ihr angewiesene einsame Kammer, verschloß sich und ließ sich vor Niemand sehen, und als sie am andern Morgen ihre Wallfahrt fortsetzen wollte, winkte sie mir, ihr in den Garten zu folgen; ich folgte. Als wir eintraten, blickte ich mich eine Rose zu pflücken, die Letzte die noch an dem Stamme blühte. Ich weiß selbst nicht, warum ich

diese hier so seltene Blume pflücken und sie der Alten geben wollte. Sie aber hielt mich zurück.

Jungfrau! — sagte sie ernst und führte mich dorthin nach dem steinernen, mit Epheu umrankten Häuschen. — Diesen brich, nicht die Rose! Du hast mich gestern so liebevoll über den Bach geleitet, mich gepflegt und gewartet, daß ich Dir gern danken möchte, nur hab' ich nichts, was ich Dir bieten, womit ich Dir lohnen könnte, als eine unglückliche Gabe der Natur, die mir zuweilen erlaubt bei Menschen, die mir werth sind, einen Blick in ihre Zukunft zu thun und ihnen — oft ein bitterer Lohn für das Gute, was sie mir erzeigt — einen warnenden Rath zu geben.

O lüftet mir den Schleier! rief ich aus.

Du willst es und es sei! — Sie faßte meine beiden Hände, sah mir fest, aber wehmuthvoll in das Auge und sagte mit tiefen Gefühl:

Pflück keine Rose, sie bringt Dir nur Schmerz!
Wahr' Dich vor Liebe und ihrem Gekose.
Duftet auch lieblich die glühende Rose,
Drückt sie doch schmerzlich den Dorn in Dein Herz.

Pflück' Dir nur Epheu zu Lust und zu Schmerz! —
Mußt Du auch trauernd das Herrlichste meiden,
Wird doch die Treue Dich himmelwärts leiten,
Bricht einst am Throne Dein liebendes Herz.

Folg' nicht der Hoffnung lockendem Strahl!
Wird auch die Liebe Dich nimmer betrügen,
Wird Dich die Hoffnung doch ewig belügen.
Was sie Dir zeigen wird, ist Dir zur Qual,
Folg' nicht der Hoffnung lockendem Strahl!

Sie schwieg, ließ meine Hand fahren, legte die ihrige auf meine Stirn, dann auf mein Herz. — Einmal! — fuhr sie fort und eine Thräne rollte nieder — Einmal wirst auch Du lieben und wieder geliebt werden, wirst glücklich und doch nie beglückt sein. Leb' wohl! — Dann drückte sie einen leisen Kuß auf meine Stirn und schritt dahin; ich sah sie nicht wieder.

Seitdem — fuhr die Jungfrau fort — höre ich immer noch die Worte der weisen Frau aus dem Helsingelande, die, hochberühmt unter dem Volke, jetzt von Thal zu Thal umherzieht, das Volk ermuthigt und mit beispielloser Kühnheit dem dänischen Tyrannen trotzt. Seit jenem Morgen liebe ich den Epheu und winde mir Kränze, hoffe nicht, — und — gehabt Euch wohl, lieber Herr! — sagte sie, und ihren Epheukranz in ihrer Hand wiegend, schwebte sie durch den niedern Bogengang dahin.

Herr Peterson hatte nun das Krankenlager verlassen. Ungeduldig würde Gustav Wasa dessen völlige Genesung abgewartet haben, wenn nicht Maria ihn, ohne daß sie es ahnete, mit sanften Banden umwunden hätte. Er liebte das Mädchen, das fühlte er wohl, aber das Vaterland liebte er

noch mehr. Nicht einen Augenblick durfte er seine Pflicht der Liebe opfern, aber ein Sporn durfte sie ihm sein, ein Sporn zu edlen, hohen Thaten. Dann, wenn er wieder Räfnäs, die Burg seiner Väter, als ein freier schwedischer Edle bewohnend, das Vaterland ihn als seinen Retter begrüßte, dann wollte er die holde Maria heimführen als sein treues Weib. Jetzt aber da er geächtet, verbannt, kein anderes Obdacht hatte als das, was ihm das Mitleid gegeben, kein Goldstück im Säckel als das heilige Pfand der Liebe seiner Maria, da beschloß er, seine Empfindungen in sich zu verschließen und das fromme harmlose Geschöpf nicht in den Strudel seines gefahrvollen Lebens mit hinabzureißen. Daß sie ihn liebe war er gewiß. Schon als sie in ihm einen gemeinen Bergmann zu sehen glaubte, hatte sie nur mit Mühe ihre Empfindungen unterdrückt; seit sie aber wußte er sei Gustav Wasa, aus dem edelsten Geschlechte Schwedens entsprossen, hob ihre Liebe kühn die Schwingen, und die Tochter des Arend Peterson, des kleinen unbegüterten Edlen in den Thälern Dalecarliens, glaubte wohl zu einem Wasa sich erheben zu können. Aber auch sie schwieg, auch sie verschloß in ihre jungfräuliche Brust die Gluth der Liebe; ihre Lippen sagten nichts, wenn auch ihr seelenvolles Auge der Verräther ihres klopfenden Herzens wurde. Dies ahnend erwartete Gustav mit Ungeduld den Augenblick, wo sein alter Kriegsgenosse durch seinen Einfluß thätig auf die muthigen Thalbewohner wirken könne.

Endlich erschien dieser lang ersehnte Augenblick. Nach einigen Tagen konnte Herr Peterson sein Roß besteigen und, wie er versprochen, in die Umgegend reiten, die Gesinnung seiner Freunde und der Thalbewohner zu erspähen. Hoch klopfte Gustavs Herz, sehnsuchtvoll erwartete er dessen Zurückkunft.

Aber nicht so freudig gestimmt war indessen Frau Margarethe, unruhig eilte sie aus einem Zimmer in das andere; selbst noch ungeduldiger, als Gustav Wasa, schien sie des Gatten Rückkehr zu erwarten; ja zuweilen verweilte sie bei dem Ritter, und es war als ob ihr Herz ein Geheimniß verberge, das sie ihm so gern offenbaret hätte und es doch nicht wagte.

Als es zu dämmern begann, und Herr Peterson immer noch nicht zurückkehrte, eilte Gustav nach einem kleinen Zimmer des Thurmes, von wo aus er überall die Gegend übersehen konnte. Mit Schnee war Thal und Burg bedeckt, ein kalter Nordwind schüttelte die weißen Flocken von den hohen Tannen, und nicht mehr rauschte der Gießbach dahin, der Frost hatte seinen reißenden Lauf gehemmt. Die Sonne warf ihre letzten dunkeln Strahlen, und färbte mit ihrem Purpur das weiße Gewand der Berge. — Fast blutig gehst du unter, Tochter des Himmels! rief Gustav aus — bezeichnest du mir meinen Pfad mit Blut? Wohlan! auch diesen werd' ich wandeln! —

Da sah er in der Ferne zwei Reiter, der eine schien ihm Herr Peterson zu sein. Ja, er war es, es war der Falbe, der so lange müßig im Stalle

die Genesung seines Herrn erwartet hatte, es war Nil, der Diener, der ihm auf dem Rappen folgte. Doch sie ritten nicht zum Hofe; Petersonlenkte sein Roß seitwärts in den Weg nach Sättra, bog um die Felsen am Walde und verschwand. — Was ist das! — rief Gustav — so spät am Abend zieht er vorüber, kehrt nicht zurück und reitet jen Sättra? — Haus't da nicht auf dem Burghof Brun Benektson, der königliche Burgvoigt? — Und wie er noch so dachte, hörte er Jemand die Treppe herauf eilen. — Die Thür öffnete sich, Maria stürzte herein. — Ihr wollt uns verlassen, Gustav Wasa?! — rief sie, nicht mehr Herr ihrer Gefühle, — Ihr wollt in dieser Nacht schon fort? so sagt meine Mutter, um nie, nie wiederzukehren? O eilt, denn es drohet Euch Gefahr; eilt, lieber Herr!

Gustav sah sie erstaunt an. — Euch schon heute verlassen?! — rief er — Nein gute Maria, das hab' ich nicht beschlossen!

Und doch, doch müßt Ihr, sagt die Mutter. Die weise Frau aus dem Helsingelande war bei ihr und hat es befohlen. Und weil Ihr denn müßt, weil es denn geschieden sein soll! — sie hielt inne, sah mit dem großen blauen Auge in das seine und ergriff plötzlich seine Hand, — weil wir uns vielleicht nie wiedersehen —

So müssen wir nicht scheiden! — unterbrach er die Weinende — ohne unsere Herzen einander aufgeschlossen zu haben. Maria! fuhr er fort und drückte die Zitternde an sich — Weinet nicht! Ob wir uns wieder sehen werden, liegt in Gottes Hand, unsern Blicken liegt es verborgen. Daß Ihr, zarte, sittige Jungfrau! mir Euer Herz zutrauenvoll öffnen wolltet, ist mir ein Fingerzeig des Himmels, daß wir uns doch wieder sehen werden, liebend, beglückt; denn schon längst hab' ich es Euch nicht mehr verbergen können, schon längst ruht Euer Bild tief in meinem Herzen. Ich liebe Euch holdes, zartes Geschöpf, das mir auf meiner rauhen Lebensbahn so freundlich entgegen tritt. — Seine Lippen berührten ihre glühende Stirn. — Doch mich ruft das Vaterland! — fuhr er fort — Hab' ich dort die Pflicht erfüllt, dann kehr' ich nach Ornäs zurück, und Ihr drückt dann ein treu schwedisches Herz noch inniger an Eure Brust als jetzt!

Erst das Vaterland! — rief das Mädchen begeistert — ja, erst dieses heilige Werk vollendet, und dann an mein Herz, das nur für Euch leben, mit dem Euren brechen wird!

Gottes Segen über Euch! — tönte es jetzt hinter ihnen, und Frau Margarethe breitete segnend die Hände über die Liebenden. — Doch jetzt verlaß uns, Maria! — rief sie mit ernstem Tone — sag' dem edlen Herrn ein Lebewohl, und geh' auf Dein Zimmer.

Lebet wohl, Gustav Wasa! — rief die Jungfrau und reichte ihm die Hand — Denkt an das bedrängte Vaterland, denkt an Euer Mädchen, und Gott sei mit Euch!

Gustav drückte die Hand der Jungfrau an sein Herz. — Leb' wohl,

Maria! — rief er — der Himmel wird uns beschützen! — Sie weilte noch einen Augenblick an der Thüre, ihr Auge hing noch einmal fest an dem Geliebten, als ob die Ahnung sie erfasse, daß dieser Abschied für ewig sei, dann eilte sie plötzlich davon.

Jetzt, edler Herr! — begann Frau Margarethe — schnell von hier. Dort, wo der Weg um jenen Felsen sich biegt, führt er nach Swendsiö, dort findet Ihr den treuen Jarl mit einem Schlitten und zwei muntern Rossen; nehmt diesen Brief, der würdige Priester von Schwendsiö wird Euch freundlich empfangen, ihm könnt Ihr vertrauen, er ist ein schwedischer Mann.

Und warum soll ich fliehen? Welcher Feind verfolgt mich hier in dem Hause meines Freundes? fragte Gustav verwundert.

Ich bin durch die Seherin des Landes gewarnt. Mein Gemahl ist hinüber nach Sättra zu dem königlichen Voigt geritten, ich ahne Verrath; traut Arend Peterson nicht, und eilt so schnell als Ihr könnt.

Das ist bitter! — rief Gustav — der erste Freund dem ich mich anvertraue wär' ein Verräther? — Nein, edle Frau! Eure Besorgniß —

Eilt, eilt! — unterbrach ihn Margarethe — Das Vaterland befiehlt durch mich, eilt! — Sie ergriff seine Hand und zog ihn nach der Thür.

Nun wenn es sein soll! — rief Gustav — so lebt wohl! — Er dankte Frau Margarethe für ihre Vorsorge und eilte von Niemand gesehen durch die Pforte in's Freie. Dort sah er noch einmal zurück nach dem alten Thurme von Ornäs, bog um den Felsen, fand Jarl und den Schlitten, schwang sich hinein und jagte davon.

Glücklich daß ihn die Vorsorge der edlen Frau von Ornäs entfernt hatte. Um Mitternacht kehrte Herr Peterson zurück, begleitet von Brun Benektson und 20 dänischen Reitern, doch sie fanden ihn nicht mehr. Gustav Wasa habe am vorigen Abend, so hieß es, den Hof verlassen und sei nicht wieder zurückgekehrt; wohin er sich gewendet, wisse Niemand. Peterson ahnete den Zusammenhang. Schon früher hatte er die Theilnahme bemerkt, die seine Gattin für Gustav Wasa gezeigt hatte, Eifersucht gesellte sich zu Eigennutz, und der Elende ergriff jedes selbst gewaltsamme Mittel, Frau Margarethe zum Geständniß, wohin Gustav Wasa entflohen sei, zu vermögen! Vergebens! sie leugnete standhaft, und schmachtete nun für ihr edles Werk in dem kleinen Stübchen des Thurmes, in welchem Gustav und Maria den Bund der Liebe geschlossen hatten.

Als Gustav die Kirche von Swendsiö in einem Felsthal vor sich liegen sah, begann der Morgen eben zu dämmern. Er hielt die keuchenden Rosse an, warf den Wolfpelz, den die sorgsame Edelfrau zum Schutz gegen die Kälte in den Schlitten gelegt hatte, von sich, sprang heraus und schaute einen Augenblick sinnend umher. Von gigantischen Felsen

umkränzt, lag in einem hoch mit Schnee bedeckten engen Thale das friedliche Dorf mit seiner alten Kirche und seinen niedern Hütten vor ihm. Die Felsen, von den Strahlen der Morgensonne geröthet, erschienen in rosenfarbenem Glanze wundersam seinem Blicke. Zu seiner Rechten hob hoch in die düstern Nebelwolken ein Föhrenwald seine beschneieten Gipfel, zu seiner Linken stürzte sich ein sprudelnder Quell in den jähen Abgrund herab und wälzte von Klippe zu Klippe, dem Froste trotzend, sich schäumend in das enge Felsthal hinab. Erst dort unten bändigte der rauhe Nord den Kühnen, erstarrt ruhten seine brausenden Wogen im eisigen Bette.

Dieser Anblick ergriff Gustav sonderbar. — Ist dies ein Bild meines innern Willens, — so rief er — der sich schäumend unaufhaltsam über Gefahren herabstürzt und, vom Schicksal aufgehalten, doch endlich erstarren muß?! Ist es das Bild Christierns, der, Alles verspottend, wild zerstörend über Völker und ihr Glück wie ein reißender Bergstrom sich stürzt, und doch endlich gebändigt sein Ende erreicht?!

Indessen stieg die Sonne immer höher. Das Leben, was unten im Thale zu wogen begann, weckte ihn aus seinen Träumen. Nur was der Augenblick ihm gebiete, bedachte er noch: spannte die Rosse ab, befreite die schäumenden Hengste von Zaum und Gebiß, von allem. — Seid frei! — rief er, indem seine Hand ihren Nacken schlug, — jetzt fort wohin es es euch gelüstet Nicht mehr hemme das scharfe Gebiß euren muthigen Willen! — Und die letzten Kräfte für die Freiheit opfernd, hoch die Mähnen, hoch den Schweif erhoben, jagten sie hell wiehernd über Schnee und ungebahnten Weg immer höher und höher den Felsen hinan.

So wie ihr, möge mein Vaterland jauchzen, wenn es befreit von Sklavenjoch der Dänen sich erhebt, und ein freies Volk der Väter hohe Berge hinauf klimmt! — rief er nun — und so stürzte der Tyrann durch meine Faust von seiner Höhe nieder! — Er schleuderte den Schlitten in den Abgrund hinab; zerschmettert von Fels zu Felsen stürzten seine Trümmer in die Schlucht hinunter.

So wäre denn jede Spur meiner Flucht vernichtet! — sagte er jetzt, in den Abgrund blickend. — Dem Muthe stehe die Besonnenheit stets zur Seite; und nun vorwärts! Je weiter nach Norden, desto näher meinem Ziele. — Er schritt getrost den Felsen hinab, ging nach dem Pfarrhause, klopfte an die Thür, und ein Greis, es war der Priester selbst, öffnete das Pförtchen und bat ihn, einzutreten.

Kaum hatte dieser den Brief der Frau Margarethe gelesen, so faltete er seine Hände. — Gelobt sei der Herr! — rief er — daß er einen Diener erkoren und ihm das Schwert Gideons in die Hand gegeben hat. Er möge ihn begleiten auf seinen Wegen, denn sie sind heilig, daß er rette das Vaterland und stürze den Tyrann!

Und wie nun der Greis mit patriarchalischer Würde, die Hände ge-

faltet, das Auge zum Himmel gerichtet, vor Gustav stand, ergriff diesen ein heiliges Gefühl; unwillkührlich beugte er das Haupt vor dem ehrwürdigen Priester, legte demuthvoll die Arme über seine Brust, und stand so vor dem Diener Gottes in frommer Rührung. Da legte der Greis seine Hände auf Gustavs Haupt und sprach mit prophetischem Geiste: Du wirst Dein Volk erretten, Gustav Wasa! Schwedens Krone wird Dich schmücken und mancher Held aus Deinem Stamme das Vaterland hoch und mächtig machen für Jahrhunderte. Sei treu Deinem Worte, mild gegen die Verirrten, streng gegen die fremden Feinde. Beginne mit Gott, sein Arm wird dich schützen! — Und als Gustav jetzt das Haupt erhob, drückte der Alte einen Kuß auf seine Stirn, als wolle er ihn damit zum großen Werk das er beginnen solle, einweihen. — Nun aber — fuhr der Priester fort — geht zur Ruhe, edler Herr! ich will für Euch wachen. So sehr auch die Thalbewohner mich lieben, so sehr ich mich auch auf ihre Treue verlassen kann, so schleicht doch der Verräther überall umher. Hier dürft Ihr Euch noch Niemanden entdecken; tiefer, nördlicher in den Thälern, wohin die raubsüchtigen Dänen noch nicht gedrungen sind dahin müßt Ihr, um dort die Fahne der Freiheit aufzupflanzen.

Die Vorsichtmaßregeln des würdigen Pfarrers waren auch nicht überflüssig, denn schon am andern Tage kamen dänische Reiter, die auf allen Straßen Gustav verfolgten, nach Swendsiö, Erkundigungen einzuziehen. Niemand konnte ihnen Nachricht geben, Niemand hatte Gustav gesehen, welchen der Greis in der Sakristei der Kirche verborgen hielt. Hier war es, wo er seinen Gast mit den Sitten und dem Charakter der Thalleute bekannt machte, und ihm manchen Rath ertheilte, den Gustav in der Folge zu seinem Vortheile benutzte.

Doch kaum waren einige Tage in dieser Einsamkeit verstrichen, als Botschaft von Ornäs kam. Maria warnte vor Verrath, und benachrichtigte den Geistlichen von der Haft ihrer Mutter. Sie bat ihn dringend, seinen Gast an einen sichern Ort zu schicken, denn sie fürchte, der Vater wisse seinen Aufenthalt. Für Gustav standen nur die zwei Worte unter dem Briefe: Gedenke mein!

Noch in der Nacht brachte ein treuer Diener Gustav nach Isele zu Swen Nilson dem Gastwirth, auf dessen Treue der Priester sicher rechnen konnte. Hier mußte Gustav seinen Grubenkittel mit dem Anzug eines gemeinen Knechts vertauschen.

Doch auch bis dahin verfolgten ihn die Dänen; er mußte flüchten, und Swen Nilson brachte ihn, unter manchen Anfechtungen, nach Rattwyk und übergab ihn der Obhut seines Bruders. Von hier, wo es ihm nicht gelang die Thalleute für die Sache des Vaterlands zu begeistern, zog

er nach Mora, wo zur Feier des Kirchweihfestes sich die Landleute in großer Menge versammelt hatten, besonders da sie von Gustavs Ankunft schon unterrichtet waren.

Er fand sie auf einem Hügel, wo sie sich eben berathen hatten, versammelt. Als er ihnen nahte empfing ihn kein Freudenruf; schweigend ernst standen sie da, das Wichtige dieses Augenblicks wohl ahnend. Er grüßte freundlich, und trat mit königlichem Anstande unter sie.

*) „Redliche Thalleute und schwedischen Männer! — so sprach er — ich sehe Eure zahlreiche Versammlung mit eben so großem Vergnügen meines Gemüths, als ich in meinem Herzen Qual über unsern Zustand empfinde. Mit welcher Gefahr ich meinen Namen und meine Umstände Euch offenbare, ist Euch zur Genüge bewußt, weil Ihr täglich sehet und höret, wie man mir nach dem Leben trachtet. Aber die Rettung Eures und meines bedrängten Vaterlandes gehet mir mehr zu Herzen, als daß ich dabei auf mich selbst sehen sollte. Wie lange wollen wir Sklaven sein, die wir zur Freiheit geboren sind? Die Alten können sich noch entsinnen, welchen Zwang, welche Unruhe, Plage und Verfolgung die Schweden von den dänischen Königen haben leiden müssen. Die Jüngern müssen sich deshalb befragen und schon früh lernen, das dänische Joch zu hassen und solcher Regierung zu widerstehen. Euer Eigenthum und geringes Vermögen ist der Lust dieser Tyrannen aufgeopfert. Habt Ihr schon vergessen, wie sie mit schweren, unchristlichen Auflagen unserem Lande das Mark ausgesogen haben, so daß Ihr nichts mehr übrig habt, als leere Häuser, magere Aecker und ein unsicheres Sklavenleben? Denket zurück an die Zeit König Erichs aus Pommern, und entsinnet Euch des dänischen Jöns Erichsons, Statthalters zu Westerähs, wie Euch von ihm begegnet worden. Hier sind gleiche Zeiten, gleiches Unglück. Unser Land schwimmt beinahe in dem Blute seiner Bewohner. Mehre Hundert edle Schweden haben eines schändlichen und unschuldigen Todes sterben müssen. Die Bischöfe und Räthe des Reichs sind jämmerlich ermordet worden. Unter ihnen war mein Vater! — hier rannen die Thränen aus seinem Heldenauge — Das edle Blut dieser Männer, fuhr er fort und sein feuchtes Auge glühte — das edle Blut schreit um Rache und fordert Euch auf, Eure angestammte Tapferkeit zu beweisen. Die Thalleute sind jederzeit für ihr Vaterland unverdrossen gewesen; deswegen seid Ihr in unsern Geschichtbüchern berühmt, und die andern Einwohner des Königreichs Schweden, Eure bedrängten Landsleute die gewohnt sind, Euch für Beschützer der Freiheit anzusehen, haben nun ihre Augen hierher gewandt. Ich will mit Euch ziehen und weder Gut, Blut noch Leben für die Freiheit sparen; so soll der Tyrann inne werden, daß die Schweden so beherzt als treu sind, und sich wohl mit Gesetzen, aber mit keinem Joche regieren lassen. Wer

*) Wörtlich der Geschichte treu.

unter Euch sollte nicht dergleichen Vorstellungen zu Herzen nehmen, wer nicht mit mir das Schwert ziehen für des Vaterlandes heilige Sache?!“

Mit Geschrei und Jubel beantworteten die Thalleute seine Rede, doch war die Begeisterung nicht allgemein. Viele gedachten noch der Freigebigkeit des Tyrannen bei seiner ersten Ankunft in Schweden; noch waren die Thäler nicht mit Steuern beschwert, mehr den Adel als den Bauer traf die Verfolgung des Dänenkönigs, und Gustav selbst war ihnen fast unbekannt, denn nur wenige dieses Volkes hatten unter der Reiterei bei dem Heere Steen Sture's gedient; doch regte sich die Vaterlandliebe mächtig in ihnen, sie versprachen ihm Schutz. Der Bewaffnung wegen wollten sie sich aber erst mit ihren Nachbarn besprechen.

Gustav hatte mehr erwartet als Versprechungen, und beschloß nach den westlicheren Thälern sich zu wenden. Doch kaum hatte er die Versammlung verlassen, die immer noch unter einander berathschlagte, als 100 dänische Reiter heransprengten. Die Thalleute befürchteten einen Angriff, zogen die Sturmglocken, und was sich zerstreut hatte, sammelte sich wieder. Sie umringten die Dänen, die sich in das Pfarrhaus flüchteten. Die Thalleute stürmten, sprengten die Pforte, und nur die Bitten der Dänen und ihr Versprechen, Gustav Wasa nichts zu Leide zu thun, rettete ihr Leben.

Während die Thalleute noch versammelt waren und Gustav Wasa sich nach den westlichen Thälern gewendet hatte, kam Lars Olofsson, ein schwedischer Edle, der in früheren Kriegen unter Gustav gedient hatte, nach Mora. Hier erfuhr er, was vorgefallen war, und den Geist der Thalleute genau kennend, trat er unter sie, erzählte ihnen, daß Christiern, ihren Muth fürchtend, den Befehl gegeben habe, sie zu verstümmeln, um sie dadurch zum Krieg-Dienst untauglich zu machen, damit sie sich der neuen Schatzung, die er mit nächstem ausschreiben würde, nicht widersetzen könnten. Er erzählte von dem Blutbade zu Stockholm, schilderte diese grausame Begebenheit mit den grellsten Farben, und als er ihnen mit Thränen im Auge erzählte, wie die Unmenschen den Leichnam ihres geliebten Reichsverwesers Sten Sture aus seinem Grabe gezogen und gemißhandelt hätten, schrie die Versammlung einstimmig nach Rache. Sie beschlossen auf der Stelle die Waffen zu ergreifen, die Boten an benachbarten Dörfer zu schicken, sie zu gleichem Unternehmen einzuladen. Lars Olofsson aber baten sie nun, Gustav Wasa aufzusuchen und in ihre Mitte zurückzuführen.

Dieser traf ihn in dem Kirchspiel Lima. Gustav kehrte schnell mit ihm zurück, benutzte weislich die Stimmung der aufgeregten Menge, forderte sie noch einmal als die Befreier Schwedens auf, seiner Fahne zu folgen, und da in diesen Augenblicke ein starker Nordwind sich erhob, rief Lars Olofsson, bei diesem von dem Thalleuten so künftig gehaltenen Zeichen: Horcht, wie der Nordsturm durch die Föhren saus't, er kündet uns Glück

und Gedeihen! Auf für unser Vaterland! — Und laut jauchzte die Menge Gustav Wasa entgegen und schwur ihm Ergebenheit und Treue.

Schon am andern Tage standen zweihundert Bewaffnete um ihn; ein kleiner Haufe, aber lauter rüstige Bursche. Mit jedem Tage mehrte sich ihre Zahl, denn nach allen Gegenden waren Boten geeilt, die Thäler zu dem heiligen Zweck zu vereinen, und die weise Frau zog im Lande umher, ermahnte, für die Sache der Freiheit Gut und Blut einzusetzten, und ihre Weisagungen verkündeten Glück und Sieg. Das Volk ihren Worten vertrauend, eilte herbei zu Gustavs Fahnen. Unter ihnen hatte er sechzehn der Rüstigsten zu seiner Leibwache ausgewählt. Nil Besson, ein erprobter Schütz, führte sie an.

In der Nacht zum Fest der heiligen drei Könige lag in dem Vorhofe der Wohnung Gustavs Nil Besson mit seinen Getreuen und wärmte sich an einem prasselnden Feuer. Vor dem Hause schritten zwei Schildwachen, ihr Schwert an der Seite, das Schild am Arm, den Bogen und Pfeil in der Hand, schweigend einher.

Es war eine stürmische Nacht, der Schnee fiel in dicken Flocken nieder und verdüsterte das bleiche Mondlicht. Der schneidende Ostwind pfiff durch die Ritzen des Daches, und ein feuriges Luftgebild, so häufig in den dortigen Gegenden, stieg im Norden auf und verschwand im Süden.

Sahst Du den Geist? — sagte der eine der Wächter — dort stieg er auf hinter dem Walde, wo die Königstadt liegt ging er unter; das bedeutet Großes, Jöns! denn wenn Geister aus den Gräbern steigen und feurig am Himmel ziehen, bezeichnet Blut ihren Weg. Doch was siehst Du denn so stier nach dem Felspfade hin? Ha! Auch auf Erden wandeln die Geister! — Schauder ergriff ihn, er rückte dem Andern näher, denn den steilen Felsgang herab, die vom Eise so spiegelglatt war, daß selbst die wilde Ziege nur mit Mühe ihn hätte herabklimmen können, schritten zwei weise, geisterähnliche Gestalten; die Eine, deren hoher Wuchs beim Schneelicht riesenhaft und furchtbar erschien, leitete die Andere, welche vorsichtig folgte.

Langsam, geisterhaft schritten sie der Wohnung des Feldherrn zu, während einer der Wächter, vergessend daß gegen Geister die menschlichen Waffen nutzlos sind, den Bogen spannte.

Laßt den Pfeil! — sagte jetzt Thun zu seinen Kameraden — das ist die weise Frau aus dem Helsingelande; es ist lange her, daß sie hier war, doch kenne ich sie noch genau. Geh' zu Niel Besson und berichte ihm, was hier geschieht.

Während dieser in das Haus ging, rief Thun den nahenden Gestalten mit kräftiger Stimme sein „Werda!“ entgegen. Schweigend kamen sie näher. Als sie nur noch wenige Schritte von dem Hause entfernt waren, winkte die hohe Gestalt dem Krieger, der schirmend vor der Thür stand, sich zu entfernen.

unter Euch sollte nicht dergleichen Vorstellungen zu Herzen nehmen, wer nicht mit mir das Schwert ziehen für des Vaterlandes heilige Sache?!"

Mit Geschrei und Jubel beantworteten die Thalleute seine Rede, doch war die Begeisterung nicht allgemein. Viele gedachten noch der Freigebigkeit des Tyrannen bei seiner ersten Ankunft in Schweden; noch waren die Thäler nicht mit Steuern beschwert, mehr den Adel als den Bauer traf die Verfolgung des Dänenkönigs, und Gustav selbst war ihnen fast unbekannt, denn nur wenige dieses Volkes hatten unter der Reiterei bei dem Heere Steen Sture's gedient; doch regte sich die Vaterlandliebe mächtig in ihnen, sie versprachen ihm Schutz. Der Bewaffnung wegen wollten sie sich aber erst mit ihren Nachbarn besprechen.

Gustav hatte mehr erwartet als Versprechungen, und beschloß nach den westlicheren Thälern sich zu wenden. Doch kaum hatte er die Versammlung verlassen, die immer noch unter einander berathschlagte, als 100 dänische Reiter heransprengten. Die Thalleute befürchteten einen Angriff, zogen die Sturmglocken, und was sich zerstreut hatte, sammelte sich wieder. Sie umringten die Dänen, die sich in das Pfarrhaus flüchteten. Die Thalleute stürmten, sprengten die Pforte, und nur die Bitten der Dänen und ihr Versprechen, Gustav Wasa nichts zu Leide zu thun, rettete ihr Leben.

Während die Thalleute noch versammelt waren und Gustav Wasa sich nach den westlichen Thälern gewendet hatte, kam Lars Olofsson, ein schwedischer Edle, der in früheren Kriegen unter Gustav gedient hatte, nach Mora. Hier erfuhr er, was vorgefallen war, und den Geist der Thalleute genau kennend, trat er unter sie, erzählte ihnen, daß Christiern, ihren Muth fürchtend, den Befehl gegeben habe, sie zu verstümmeln, um sie dadurch zum Krieg-Dienst untauglich zu machen, damit sie sich der neuen Schatzung, die er mit nächstem ausschreiben würde, nicht widersetzen könnten. Er erzählte von dem Blutbade zu Stockholm, schilderte diese grausame Begebenheit mit den grellsten Farben, und als er ihnen mit Thränen im Auge erzählte, wie die Unmenschen den Leichnam ihres geliebten Reichsverwesers Sten Sture aus seinem Grabe gezogen und gemißhandelt hätten, schrie die Versammlung einstimmig nach Rache. Sie beschlossen auf der Stelle die Waffen zu ergreifen, die Boten an benachbarten Dörfer zu schicken, sie zu gleichem Unternehmen einzuladen. Lars Olofsson aber baten sie nun, Gustav Wasa aufzusuchen und in ihre Mitte zurückzuführen.

Dieser traf ihn in dem Kirchspiel Lima. Gustav kehrte schnell mit ihm zurück, benutzte weislich die Stimmung der aufgeregten Menge, forderte sie noch einmal als die Befreier Schwedens auf, seiner Fahne zu folgen, und da in diesen Augenblicke ein starker Nordwind sich erhob, rief Lars Olofsson, bei diesem von dem Thalleuten so künftig gehaltenen Zeichen: Horcht, wie der Nordsturm durch die Föhren saus't, er kündet uns Glück

und Gedeihen! Auf für unser Vaterland! — Und laut jauchzte die Menge Gustav Wasa entgegen und schwur ihm Ergebenheit und Treue.

Schon am andern Tage standen zweihundert Bewaffnete um ihn; ein kleiner Haufe, aber lauter rüstige Bursche. Mit jedem Tage mehrte sich ihre Zahl, denn nach allen Gegenden waren Boten geeilt, die Thäler zu dem heiligen Zweck zu vereinen, und die weise Frau zog im Lande umher, ermahnte, für die Sache der Freiheit Gut und Blut einzusetzen, und ihre Weisagungen verkündeten Glück und Sieg. Das Volk ihren Worten vertrauend, eilte herbei zu Gustavs Fahnen. Unter ihnen hatte er sechzehn der Rüstigsten zu seiner Leibwache ausgewählt. Nil Belson, ein erprobter Schütz, führte sie an.

In der Nacht zum Fest der heiligen drei Könige lag in dem Vorhofe der Wohnung Gustavs Nil Belson mit seinen Getreuen und wärmte sich an einem prasselnden Feuer. Vor dem Hause schritten zwei Schildwachen, ihr Schwert an der Seite, das Schild am Arm, den Bogen und Pfeil in der Hand, schweigend einher.

Es war eine stürmische Nacht, der Schnee fiel in dicken Flocken nieder und verdüsterte das bleiche Mondlicht. Der schneidende Ostwind pfiff durch die Ritzen des Daches, und ein feuriges Luftgebild, so häufig in den dortigen Gegenden, stieg im Norden auf und verschwand im Süden.

Sahst Du den Geist? — sagte der eine der Wächter — dort stieg er auf hinter dem Walde, wo die Königstadt liegt ging er unter; das bedeutet Großes, Jöns! denn wenn Geister aus den Gräbern steigen und feurig am Himmel ziehen, bezeichnet Blut ihren Weg. Doch was siehst Du denn so stier nach dem Felspfade hin? Ha! Auch auf Erden wandeln die Geister! — Schauder ergriff ihn, er rückte dem Andern näher, denn den steilen Felsgang herab, die vom Eise so spiegelglatt war, daß selbst die wilde Ziege nur mit Mühe ihn hätte herabklimmen können, schritten zwei weiße, geisterähnliche Gestalten; die Eine, deren hoher Wuchs beim Schneelicht riesenhaft und furchtbar erschien, leitete die Andere, welche vorsichtig folgte.

Langsam, geisterhaft schritten sie der Wohnung des Feldherrn zu, während einer der Wächter, vergessend daß gegen Geister die menschlichen Waffen nutzlos sind, den Bogen spannte.

Laßt den Pfeil! — sagte jetzt Thun zu seinen Kameraden — das ist die weise Frau aus dem Helsingelande; es ist lange her, daß sie hier war, doch kenne ich sie noch genau. Geh' zu Niel Belson und berichte ihm, was hier geschieht.

Während dieser in das Haus ging, rief Thun den nahenden Gestalten mit kräftiger Stimme sein „Werda!" entgegen. Schweigend kamen sie näher. Als sie nur noch wenige Schritte von dem Hause entfernt waren, winkte die hohe Gestalt dem Krieger, der schirmend vor der Thür stand, sich zu entfernen.

Seite. Doch nein, so hoch steigt die Jungfrau von Ornäs nicht an des Thrones Stufen bleibt sie schüchtern stehen und da bricht ihr das Herz. — Feucht ward ihr Auge, das sie fest auf Gustav heftete, der sinnend und schweigend sie betrachtete.

Doch plötzlich umschlang er sie heftig, drückte einen innigen Kuß auf die Lippen der Sträubenden. — Maria! — rief er — dies der Abschiedkuß auf lange Zeit. Jetzt, wo die Ehre ruft muß die Liebe schweigen. Aber wenn jenes Schwert dem Vaterlande die Freiheit erkämpft, diese Stirn der Lorbeer geschmückt hat, der arme Heimathlose nach den Burgen seiner Väter heimwärts ziehen kann, dann ziehst Du mit mir, theure Geliebte! dann pflanze ich das Panner auf, daß ich ihm folge; dann führ' ich Dich heim als mein treu eheliches Weib! — Sie schmiegte sich inniger an ihn, und barg ihr Gesicht an seiner Brust. — Und selbst, — fuhr er fort und hob seine Rechte zum feierlichen Schwur — selbst wenn mich Gott das Höchste erreichen ließe, trät' ich auf die Stufen des schwedischen Thrones, dann, ich schwör' es Dir, Maria — dann —

Schwöre nicht! — rief sie und legte ihre zarte Hand auf seine Lippen — Schwöre nicht! — Du wirst sie betreten, dann aber gehörst Du dem Vaterlande, nicht mir! Gönne mir nur, daß ich dann in den Strahlen Deines Glanzes mich sonnen darf, das Morgenroth Deines Glücks ist das Abendroth meiner Liebe. — Nennt mich Erich, lieber Herr! — fuhr sie sanft schmeichelnd fort — und vergeßt Maria Peterson, bis ihr gebrochenes Herz bei Gott Trost und Ruhe finden wird.

Und nun, — fuhr sie fort, und über ihr ganzes Wesen verbreitete sich eine hohe Würde, — nun, Ritter, übergeb' ich mich Eurem Schutz, Ihr werdet die Jungfrau schirmen gegen männiglich, selbst gegen Euch!

Gustav Wasa reichte ihr schweigend die Hand. — Leb' wohl, holde Maria, bis auf glückliche Zeiten! — sagte er bewegt — Sei mir willkommen, Erich, mein treuer lieber Page! — Sie ergriff die dargereichte Hand, drückte sie an seine Lippen, eine Thräne sank darauf und der erste Strahl der Morgensonne, der glühend über die Schneegefilde sich breitete begrüßte den neu geschlossenen Bund.

Von allen Seiten strömte jetzt das Landvolk herbei, und Gustav, das Feuer nicht ungenutzt verrauchen zu lassen, führte sie in aller Stille und auf mehrern Wegen nach dem Schlosse des Gouverneurs der Provinz. Es wurde erstiegen, geplündert, und der Muth der Seinen dadurch gehoben. Bald begann er größere Züge, er durchstreifte das Helsingeland, Angermannland und Bothnien, überall eilte das Volk zu seinen Fahnen. Die von Christiern geächteten Edlen traten aus ihrer Verborgenheit hervor; an ihnen fand er tüchtige Führer seiner regellosen Haufen, und bald

sah er sich an der Spitze eines Heeres von 15,000 Mann, mit welchem er gegen Westerähs zog.

Der Erzbischof von Lunden, welcher während Christierns Abwesenheit als Vicekönig in Stockholm residirte, zog nun schnell alle Truppen zusammen, sich diesen Aufrührern, wie er sie nannte, zu widersetzen. Am Ufer der Brandeck standen beide Heere bald gegen einander, nur der Fluß trennte sie. Gustav, an der Spitze seiner Reiter, machte Anstalt, den Uebergang zu erzwingen, doch in der Nacht noch verließ der Vicekönig seine Stellung, er wagte es nicht, dem kühnen Andrang zu widerstehen, und zog sich in das Schloß von Westerähs und von da nach Stockholm zurück.

Gustav ließ sogleich ein Brücke über den Fluß schlagen und rückte gegen Westerähs, der Hauptstadt von Westmannland, vor. Nach einem kühnen Gefecht, in welchem er den Feind listig von der Stadt abgelockt hatte, bemächtigte er sich Westerähs. Dies war seine erste bedeutende Eroberung, dies der Grundstein seines Glücks,

Maria war während dem Wasa's treue Begleiterin auf allen seinen Zügen gewesen. Bei der Einnahme von Westerähs und dem vorher stattgehabten Gefecht hatte er sie zurücklassen wollen, aber sie war nicht von seiner Seite gewichen; ohne Helm, ohne Panzer hatte sie den Gefahren getrotzt und muthig war die sanfte Jungfrau dem Tod entgegen getreten. So lange Gustavs Glück lächelte, lächelte ihr das Leben; sie glaubte, dann könne der Tod auch sie nicht erreichen. Fest auf dem Spruch der weißen Frau aus dem Helsingelande vertrauend, sah sie ihr Schicksal ganz anders beendet, als auf dem Schlachtfelde, und der Glaube, sie müsse als Schutzgeist ihn bewachen, sie würde einst den Geliebten aus irgend einer Gefahr retten, belebte sie oft, wenn von den Mühen und Beschwerlichkeiten des Tages ihr Auge sich schloß, ihr Körper in Ermattung sank.

So wenig als dem zarten Mädchen das rauhe Kriegerleben gefallen konnte, so fügte sie sich doch willig in alle Beschwerlichkeiten. Ein Handdruck Gustavs belohnte sie reichlich, es war das Höchste, was er ihr bieten durfte, denn seit jener Nacht, wo er sie in Mora stürmisch umfaßt und an sein Herz gedrückt, hatten seine Lippen die ihrigen nicht mehr berührt; er ehrte das Zartgefühl des Mädchens, und wenn auch seine Liebe mit jedem neuen Morgenrothe wuchs, so ging ihre Gluth mit den Strahlen der Abendröthe unter.

Glücklich würde sich Maria in dem Glück des Geliebten gefunden haben, hätte nicht zweierlei ihr Herz betrübt. Das Schicksal ihres Vaters der von Ornäs nach Stockholm geflüchtet war, beängstigte sie, noch mehr aber das Schicksal ihrer Mutter, die, obgleich unterrichtet, daß sie bei Gustav Wasa sei, doch wohl bittre Sorge um sie trug, vielleicht gar des Vaters harte Behandlung noch erdulden mußte. Sie fürchtete des Vaters Fluch und bei diesem Gedanken bemächtigte sich ein ängstliches Gefühl ihres In-

nern, sie sah sich, eine Waise, vom Vaterfluche verfolgt, in der Wüste des Lebens verlassen umher getrieben, und nur der Glaube an sein Herz, nur der Gedanke an das befreite Vaterland vermochte sie dann zu stärken, zu erheben. Auch erfaßte sie oft eine Sehnsucht, welche sie sich selbst nicht zu erklären wußte, eine heiße Sehnsucht, noch einmal Ornäs, dieses stille Plätzchen ihrer ungetrübten heitern Jugend, zu sehen, die Epheuranken an dem Steinhäuschen zu brechen und sich einen Kranz daraus zu winden. Aber auch dann tönte ihr immer das Schreckwort — hoffnunglos! — entgegen; keine duftende Rosen durfte sie sich in ihren Lebenskranz winden, blüthenlos mußte er sein; immergrün, und doch nie duftend.

Als sie eines Abends in Westerähs in ihrem Zimmer saß, alles Vergangenheit und Zukunft, vor ihrem Blick düster vorüberzog und eine Thräne sich in ihr Augr drängte, trat Gustav Wasa zu ihr. Sorgsam fragte er, was ihr sei, und sie verbarg ihr Herz dem Geliebten nicht, sie theilte ihm ihren Wunsch mit, noch einmal das Vaterhaus zu sehen, doch nach der freudelosen Zukunft, die vor ihr geschwebt, führte sie ihn nicht mit sich fort.

Und was willst Du in Ornäs? fragte der Feldherr.

Weiß ich es doch eigentlich selbst nicht, lieber Herr! — entgegnete das Mädchen — — Mich ausweinen möcht' ich an dem Grabe meiner Mutter, und dann gestärkt thränenlos zu Euch zurückkehren.

Und Du willst mich verlassen?

Nur auf wenige Tage! sprach sie bewegt.

Dein Wunsch sei Dir gewährt! — sagte Gustav nach einigem Sinnen — Geh mit Gott, so schwer es mir auch wird, mich von Dir zu trennen! Mich führt mein Beruf in Deine Heimath, ich hole Dich ab von Ornäs, und nur einige Tage bist Du ohne mich —

Ihr holt mich ab? — rief sie freudig — Nun, dann ziehe ich mit Gott!

Als Gustav am andern Morgen nach Mora ritt und er mit seinem Gefolge an den Scheideweg kam, wo der Weg zur Linken nach Ornäs, der zur Rechten nach Mora führte, sprang der treue Page von seinem Roß und nahte dem Feldherrn. — Gnädiger Herr, es gehe Euch wohl! — sagte er tief bewegt — erlaubt, daß ich mich hier von Euch trenne.

Reise mit Gott, Erich! — rief Gustav — In Kurzem sehen wir uns wieder! — Er gab seinem Roß die Sporen und sprengte davon.

Lange noch blickte sie dem Geliebten nach, erst als ihre Augen ihn nicht mehr erreichen konnten, lenkte sie ihr Roß in den Weg zur Heimath. Von zwei treuen Dienern begleitet, kam sie an diesen Abend noch nach Swendsiö zu dem guten Pfarrherrn, der sie freundlich, herzlich aufnahm und sie am andern Morgen nach Ornäs geleiten ließ. Doch unfern ihrer

Heimath entließ sie diese Begleitung, denn schon blickte der alte Thurm ihr entgegen und der Gießbach rauschte zu ihren Füßen. Aber so freundliche Erinnerungen auch alle diese lieben Gegenstände in ihr erweckten spornte sie doch nicht zur größeren Eile das Roß; immer banger wurde es ihr, je näher sie der Heimath kam; ihr war es als erwarte sie dort der harte Vater, als sähe sie ihn an der Pforte des Vorhofs stehen, die entartete Tochter zürnend zu empfangen, und als sie nun unter der Pforte hielt, bedurfte sie all' ihres Muthes, durch das offne Thor über den öden Hof zu sprengen.

Niemand kam ihr entgegen, das thätige Leben der Betriebsamkeit war erstorben, keine lebendige Seele nahte ihr. Es wurde ihr schauerlich, als sie vor der Thür des Wohnhauses abstieg und ihr müdes Roß anband, Dann eilte sie sehnsuchtvoll hin zum geweihten Ort wo an der kleinen Kapelle ihre früh entschlafene Mutter ruhte. Freundlich winkte ihr der Fliederbusch entgegen, den sie hier gepflanzt; der Rosmarin grünte noch, und das Immergrün rankte sich zum schützenden Dach über das bemoos'te Grab. Ach, einfach, schmucklos, aller Zierde beraubt, deckte es die irdische Hülle einer zu früh heimgegangenen Heiligen!

Als Maria ihr Gebet geendet und sich erhoben hatte, begann die Sonne sich schon hinter die Berge zu senken. Sie eilte in den Hof zurück. Ihr Roß fand sie nicht mehr, und der alte treue Jarl kam ihr entgegen, küßte die Hand seiner jungen Herrin und hätte fast, sich vergessend, sie in seine Arme geschlossen, so übermannte die Freude das Herz des treuen Dieners. Tausend Fragen richtete er an sie, tausend Fragen nach dem edlen Herrn Gustav Wasa, denn er wußte durch Frau Margarethe wohl, daß Maria dem Befreier Schwedens gefolgt war; doch die Jungfrau erwiderte ihm nur wenig. Während Jarl für das Nachtessen zu sorgen vorgab und sie verließ, schritt sie in sich gekehrt über den langen Gang nach ihrem Zimmer, öffnete es zitternd und trat mit klopfendem Herzen ein. Noch war es, wie sie es verlassen, noch lag die halb beendete himmelblau und goldene Schärpe, die sie für Gustav bestimmt hatte, auf dem hohen Lehnstuhl, ihr Gebetbuch war noch aufgeschlagen wie am Abend ihrer Flucht, ihr Gewand lag über der Truhe, wie sie es, in Eil' mit der Pagenkleidung wechselnd, hingeworfen hatte.

Freundlich bewillkommte sie der Gesang des kleinen zahmen Vogels, den sie zurückgelassen; er setzte sich ebenso traulich als sonst auf ihre Schulter und pickte in die herabgefallenen Locken. Ein tiefer Seufzer entstieg ihrer Brust, so menschenleer, so öde hatte sie sich ihre Heimath nicht gedacht. Auch Jarl kam nicht wieder. Sie setzte sich an das Fenster, blickte durch seine runden Scheiben hinaus in die romantische Gegend, drückte die Augen zu und wollte die Bilder vergangener Tage wieder hervorlocken, aber vergebens. Nur das Gefühl des Verlassenseins durchschauerte sie, nur die Ahnung, daß es ewig so bleiben würde, ergriff sie wehmuthvoll, eine Thräne drängte sich über die gesenkte Wimper, und sie sank an dem

Betstuhl vor dem Madonnen-Bilde nieder. — Nur Du wirst mich nicht verlassen! — rief sie, die Arme ausstreckend, — nur Du nicht heilige Mutter Gottes! Wenn ich einsam stehe auf meinem Pilgerpfad, keine Hand mich hülfreich faßt, kein Herz liebend dem meinen entgegen schlägt als nur eins, das mir nicht entgegen schlagen darf, dann breite Deine Arme aus, Gnadenreiche! nimm die Verlassene in Deinen Schooß, an Dein Herz, nimm sie mit hinüber an den Thron des Höchsten!

Lange lag sie hier in stiller Andacht, ehe sie sich erhob, aus ihrem Zimmer trat und die Thür zu dem Gemach der Mutter öffnete. Thränen stürzten aus ihren Augen, als sie ihrer Mutter gedachte; leer war der Sessel am buntbemalten Fenster, leise nur zirpte das Heimchen durch die öde Stille, und bei jedem Seufzer, der ihr unbewußt entstieg, glaubte sie die bangen Seufzer der geliebten Mutter zu vernehmen, die ihr eine so sanfte Freundin gewesen war. Aber selbst das Gefühl, sie müsse in ihrer Nähe sein, sie müsse hervortreten und die Einsamkeit beleben, machte sie noch trauriger. Sie betrachtete Jedes, knüpfte wehmüthige Erinnerungen an den kleinsten Gegenstand, verließ mit gepreßtem Herzen das Zimmer und schritt unwillkürlich weiter. Jetzt blieb sie vor dem Gemach ihres Vaters stehen; schon streckte sie die Hand aus, es zu öffnen, da ergriff sie eine unnennbare Angst, die Treppe hinunter stürzend stand sie bald vor der kleinen Pforte am Ausgange des Seitenflügels, — die Thür war geöffnet, und sie trat in das niedere Zimmer, wo Gustav Wasa gewohnt hatte ein.

Erinnerung, du ewig jugendliche Tochter der Vergangenheit, du unversiegbarer Quell, aus welchem der lebensmüde verlassene Wanderer die Tropfen der Erquickung schöpft, wie schön bist du, wenn du mit rosigem Finger den Vorhang aufrollst, den die Zeit zwischen dem Einst und dem Wehe ausbreitete, wie wohlthuend bist du, wenn Du Schmerz in Wehmuth, Thränen zur Linderung schaffst und die vorüberschwebenden düstern Bilder mit den lieblichen Farben deiner Schwester Phantasie ausschmückest; du rolltest jetzt freundlich deine Bilder vor Maria's umdüstertem Auge auf, und der erste Blick, der ihr den Geliebten zeigte, mit dem sie ihr Schicksal in sich einsog, dieser Blick zeigte ihr auch jetzt den Bergmann an dem runden, eichenen Tische, der noch an eben der Stelle stand. Was sie damals empfunden, empfand sie noch jetzt, jetzt noch durchglühete sie ein wohlthuendes Feuer — jetzt! — Vorüber! Vorüber, ihr freundlichen Bilder! — rief sie — Nur aus Epheu windet sich der Kranz meines Lebens! Nur in düstern Schatten ruht meine Zukunft!

Sie ging in den Garten — freundlich hatte ihn der Frühling ausgeschmückt, sorgsam Jarl ihn gepflegt. Der Rosenbusch am Eingange duftete ihr lieblich entgegen, unter dem Grün der Bäume hauchte manche Blüthe ihren Balsam aus, sie beachtete es nicht; die Sehnsucht trieb sie nach dem steinernen Häuschen.

Wie sie nun aus dem hohen Buchengange hervortrat, sich auf die steinerne Bank setzte und sinnend mit der gebrochenen Epheuranke spielte, schreckte sie plötzlich eine Stimme aus ihren Träumen, die vom Gießbach herauf tönte; sie blickte hinunter. — Seit mir willkommen auf Ornäs, holde Maria! — rief ein Jüngling herauf — Ich vermuthete Euch nicht hier. Erlaubt, daß ich Euch noch einmal sehen, auch ein Lebewohl sagen darf!

Wenn Ihr es wünscht — erwiderte sanft erröthend die Jungfrau, verließ den Garten, und mißmuthig, aus ihren Träumen geweckt zu sein, ging sie in den Hof zurück, den Jüngling zu empfangen. Es war ihr drückend, den jungen Lincolm den Sohn eines benachbarten Edlen, allein zu begrüßen, noch drückender, daß er ihr Geheimniß errathen, sie in dieser Tracht gesehen hatte. Auch erinnerte sie sich aus früherer Zeit manches in seinem Betragen, das ihr damals räthselhaft blieb, wozu sie aber die Auflösung in ihrem eigenen Herzen fand. In diesem kurzen Gange vom steinernen Häuschen bis zum Eingange des Schlosses wurde es ihr klar, Lincolm, der Gespiele ihrer Jugend, habe sie einst geliebt, und zitternd hieß sie ihn willkommen, bat, ihr zu folgen, und führte ihn nicht in ihr Gemach, sondern nach dem Zimmer der Mutter.

Bescheiden trat Lncolm vor sie. Es war ein schöner Jüngling; sein blaues Auge strahlte offen, und man glaubte in sein Inneres durch diesen reinen Spiegel sehen zu können, so klar, so aufrichtig war sein Blick. Maria überflog seine Gestalt, sie konnte einer Vergleichung nicht widerstehen. Jugendlicher, schöner war Lincolm, aber das, was sie bei dem ersten Anblick an Gustav gefesselt hatte, fand sie nicht, ob sie gleich nicht wußte, was es sei. Sie erwiderte seinen Gruß freundlich dankend, aber schweigend, so daß Beide stumm einander gegenüber standen, Beide nicht wenig verlegen. Endlich brach der Jüngling das Schweigen. — Holdes Fräulein! — sagte er, und sein Auge senkte sich. — Ich erfuhr auf sonderbare Weise, wo Ihr waret, ein Eid bindet mich, es Niemand zu verathen; auch ohne Eid hätte ich geschwiegen. Was ich erfuhr, that meinem Herzen wehe, denn — er hielt inne, eine hohe Röthe überflog seine Wangen, und einen innigen Blick heftete er auf die Jungfrau, die jetzt ängstlich mit niedergeschlagenem Auge vor ihm stand. — Ja, holde Maria! fuhr er fort — warum es Euch noch länger verbergen, ich liebte Euch! — ich liebe Euch noch! Damals, als mir die Hoffnung noch lächeln durfte, wagte ich es nicht, es Euch zu gestehen, jetzt bin ich hoffnungslos!

Auch ich! rief Maria überrascht.

Auch Ihr? sagte Lincolm und sah das Mädchen verwundert an, die, die Hand auf ihr Herz gedrückt, auf gen Himmel sah.

Was mein Herz so lange, so mühevoll verschloß, hab' ich Euch nun offenbart, — fuhr er fort — ich freue mich, daß ich den Muth hatte, es Euch zu gestehen, und bin glücklich, weil ich Euch glücklich weiß. Was seufzet Ihr, Fräulein? Im Arm der Liebe muß es sich, wie ich es ohne,

wonnig ruhen! — Warum dieser Seufzer? — Maria schwieg. — Nun wohlan! — rief Lincolm — ich muß Euch verlassen — darum nur noch eins! — Ich habe Euch geliebt treu und redlich, ich liebe Euch noch, auch hoffnungslos. Geschworen hab' ich Euch im Stillen Treue bis zum Tode, meinen Schwur werde ich halten! Sagt was kann ich thun, Euch dies zu beweisen?

Zieht zu seinen Fahnen! — rief Maria begeistert — Kämpft für Euer Vaterland und seid so meiner Achtung, meiner Freundschaft gewiß!

Das will ich! — sagte der Jüngling — Wenn es mir auch unmöglich ist, in Eurer Nähe zu sein, — denn bei dem Anblick Eures Glücks bräch' mein Herz, — so will ich doch für Euch, für das Vaterland mein Leben opfern. Lebt wohl! seid gewiß, Maria Peterson, dem Panner, das die holde Jungfrau von Ornäs schwingt, folg' ich stets, wo ich auch sei. Euer, Gustav Wasa's Glück ist mein Ziel, und sollte ich es in Upsala's Erzbischof aufsuchen! — Er beugte sich und ging.

Lincolm! — rief das Mädchen, und der Jüngling kehrte zurück. — Hoffnungslos, sagtet Ihr vorhin, und doch treu. Auch das ist mein Wahlspruch, Deshalb nehmt diese Epheuranke zum Angedenken, in ihr liegt für uns beide eine schmerzvolle Bedeutung; nehmt sie, bleibt treu dem Vaterlande, treu dem Glauben der Väter und schließt mich ein in Euer Gebet! — Sie reichte ihm die Ranke, sie reichte ihm die Hand zum Kuß, und der Jüngling stürzte hinaus.

Fahre wohl, Unglücklicher! — rief sie ihm nach, als er durch das Thor sprengte, — fahre wohl, Du hoffnungsloses, treues Herz! Ach, warum lüftest Du den Schleier der Zukunft, geisterhafte Gestalt! warum ließest Du mich nicht schlummern und träumen, und verhülltest die Strahlen der Sonne nicht, daß sie meinen Morgenschlummer nicht störten?! Was hilft mir Dein Wissen, es stahl mir meinen Frieden, meine Ruhe, und zerdrückte die Knospe schon im Entfalten. Was kettet Dich an mich, Du räthselhaftes Wesen?!

Mein Blut! — tönte eine hohle Stimme hinter ihr — und die weiße Frau aus dem Helsingelande stand neben der Jungfrau, deren Kniee wankten und die erschrocken sich kaum zu fassen wußte. — Arme Maria — fuhr die Gestalt mit sanfter Stimme fort, schloß die Zitternde in ihre Arme und streichelte ihre Wange. Sei mir gegrüßt auf Ornäs! Lange schon hab' ich Dich hier in meiner Einsamkeit erwartet.

Ihr, hier? stammelte Maria.

Ja, gutes Kind! — sagte die Frau — Aus meiner Heimath zog ich hieher, Dein Eigenthum vor dem plündernden Landvolke zu schützen; nur wenig konnt' ich retten, ich kam zu spät. Aber das ist ja nur der Tand der Welt, das sind kleine Punkte im großen Kreise des Lebens; tröste Dich darüber!

Maria hatte auf alles dieses nicht gehört, sie schmiegte sich fester an

die Gestalt, ihr Auge starrte regungslos vor sich hin, sie war in Träume versunken, denn bei dem Anblick dieser Frau war die Sturmnacht von Mora vor sie getreten, sie sah Gustav Wasa, die goldene Münze an seiner Brust, auf seinen ärmlichen Lager liegen; sie, zu seinem Schutzgeist erkoren, breitete schirmend zwei azurblaue Flügel über ihn und sah sorgsam in das Auge des holden Schläfers.

Erwache, Maria! — rief die Gestalt — sauge nicht wie die Biene aus dem Blumenkelch Dir den Honig, es ist Gift für Dich, was die Erinnerung Dir bietet; erwache und hebe Deinen Blick in die Zukunft!

Dort ist es düster, wie Ihr mir gesagt! rief zusammenschauernd das Mädchen.

Unten an den Bergen wohl und in den Thälern: — erwiderte die Gestalt — doch dort über den Bergen an dem Himmelsdome ist Licht — auch für Dich!

Liebe Tochter! — sagte sie jetzt, das Mädchen sanft von sich ablehnend, — geh' in Dein Zimmer, geh' zu Deiner Truhe, alles findest Du noch wie es war, nimm Dein bestes Gewand, wirf die männliche Kleidung ab und zeige Dich mir in Deinem schönsten Schmuck; ordne Deine Locken, flechte die Perlenschnur Deiner Mutter in ihr Gold und laß mich heute diesen lieblichen Anblick genießen. Ich gehe in den Garten; wenn ich wiederkehre, hoffe ich, hast Du meinen Wunsch erfüllt. — Sie küßte ihre Stirn und schritt langsam hinaus. —

Staunend sah Maria ihr nach. Noch zitterte sie vor Schreck, Sehnsucht und Freude. Was hatte nicht alles in diesen kurzen Stunden des Aufenthalts in ihrem Vaterhause auf ihr Herz gestürmt! Gehorsam, schweigend ging sie in ihr Zimmer, öffnete die Truhe und nahm das Kleid von schwarzem Sammet aus derselben, — war es ihr doch am theuersten, denn die gute Mutter hatte es ja schon getragen, — nahm den Spitzenkragen und die Perlen und schmückte sich als sei es zum Feste. Als sie jetzt vor den Spiegel trat, die Perlen in ihre Haare flocht, sich der Worte der sterbenden Mutter erinnerte, die sie sprach, als sie ihr diese kostbaren gab: „flechte sie zu einer glücklicheren Stunde in Dein Haar, als ich — ich trug sie an meinem Hochzeittage!" — da durchrieselte ein kalter Schauer das Mädchen. — Trag' ich sie heute an einem glücklichern Tage?! — rief sie seufzend und befestigte die letzte Schnur mit der Nadel. — Werde ich sie je an einem solchen Tage tragen, wie Du selig verstorbene?! werde ich dann auch nicht glücklicher sein als Du es warest? — Und wie sie nun so dachte, eine Thräne in ihr Auge drang und sie mit getrübten Blick ihre Engelgestalt im Spiegel sah, trat die weise Frau herein, einen frischen Rosenkranz in ihrer Hand, schritt auf Maria, zu die, als ob sie ihren Willen ahnete, sich vor ihr beugte, flocht den Kranz zwischen den Perlen in die gelben Locken, hob das gesenkte Haupt des Mädchens, betrachtete sie mit Wehmuth und sagte traurig: Muß denn all' dies herrliche vergehen?

Heute, — fuhr sie fort, und eine finstere Wolke beschattete ihren Blick, — heute und noch einmal — so sagt es mein prophetischer Geist — wirst Du geschmückt und bekränzt sein, dann nicht wieder. Laß diese Rosen, bis sie verwelken, in Deinem Haar; ihre Blüthen können nicht lange genug uns schmücken. Bis Du zur Ruhe gehst, ziere Dich dies Gewand, dann lege es wieder hin, woher Du es genommen; bete zu Gott, und ein freundlicher Traum beglücke dich! — Sie verließ die Jungfrau, die, von diesen geheimnißvollen Worten ergriffen, ihren Sinn zu enträthseln suchte.

Aber schon senkte sich die Sonne hinter die Berge, und Maria saß noch immer allein mit ihrem Vogel, der an den Perlen pickte und schmeichelnd sie umflatterte; schon ward es düster, und immer konnte sie den Sinn der Worte noch nicht finden, immer kehrte die ehrwürdige Gestalt nicht zurück. Nur Jarl trat ein, zündete die Kerzen an, deren ungewöhnlich viel heute das Zimmer erleuchteten, und verließ es dann wieder.

Als die Jungfrau nun wieder allein war und ihr bang und schauerlich wurde, fiel zufällig ihr Blick in den Spiegel und zeigte ihr ihre engelschöne Gestalt. Erröthend schlug sie die Augen nieder, und mußte sie doch wieder erheben; so wehmüthig sie auch dieser Anblick stimmte, so wohlthuend war er doch ihrem Auge. Und als sie nun noch, fast mit sich zürnend, vor dem Spiegel stand, da schallte aus der Ferne der Klang des Hifthorns, Trompeten schmetterten durch die stillen Abendlüfte, in tausendfachem Echo gaben die friedlichen Thäler diese ungewohnten Töne zurück, und in den Hof sah Maria einen Reiter sprengen. Er war es, ja, Gustav Wasa war es, der die Treppe hinauf stürzte und ehe noch die Ueberraschte sich sammeln, ihm entgegen eilen konnte, in ihr Gemach trat.

Maria! — rief er bei ihrem Anblick — Maria, bist Du es? — Sein Auge ruhte glühend auf dem herrlichen, unaussprechlich schönen Mädchen, das ihm freundlich entgegen kam und ihm schweigend die Hand reichte. — Maria! rief er noch einmal, und sein Arm umschlang die Holde.

Es ist Erich, Dein treuer Page! entgegnete sie, sich sanft seiner Umarmung entwindend.

Und diese Rosen! — rief Gustav — und dieser Schmuck — wem galt dieser Glanz, da Du mich erst morgen erwarten konntest?

Weiß ich es doch selbst nicht, — stammelte sie verlegen — die weise Frau aus dem Helsingelande war hier und befahl es mir —

Gustav sah sie immer glühender an, doch bald wurde er nachdenkend. — Liebe Maria! — sagte er jetzt, ich verlasse Dich, kleide Dich wieder in das Gewand meines Pagen, es ist nicht gut, daß ich Dich so gefunden habe; kleide Dich um!

Ich darf nicht Herr! — entgegnete sie zagend — erst wenn diese Rosen verwelkt sind, soll ich den Kranz ablegen, so befahl die weise Frau, und soll ich ihr nicht folgen, lieber Herr? Doch wenn Ihr mir befehlt? —

Thue wie sie gesagt. Ich verstehe sie, sie soll sich nicht getäuscht haben. Setze Dich zu mir, liebliches Kind! laß Dich betrachten, daß ich mit vollen Zügen Dein holdes Bild in mich einsauge, und ich ganz in Dir den Preis des Sieges, der am Ziel für mich aufgesteckt ist, in all' seinem Schmuck erkenne. Sieh mich freundlich, sieh mich innig an. Die Liebe, die aus Deinem Auge mir entgegen lacht, soll wohlthuend mich erwärmen; sie wird nicht die Flamme anwehen, daß sie auflodernd meine Ruhe störe und die Deine, und ich nicht mit reiner Seligkeit dieses Augenblicks noch am Spätabend meines Lebens gedenken könnte. Reiche mir Deine Hand, diese beglückende, drücke sie fest, drück' sie innig in die meine, schmiege Deinen Lockenkopf nur immer an meine Brust; in ihr glüht die Liebe zu Dir rein heilig, doch noch heiliger, noch glühender die Liebe zum Vaterlande! Ja! — rief er, sprang von seinem Sitz und trat vor das Mädchen, — schön bist Du wie eine Auserwählte des Himmels, so schön, daß ich noch nie Schöneres auf Erden wandeln sah. Ich liebe Dich so lange ich athme, aber frei und offen, wie es dem Manne ziemt, sag' ich Dir, Maria, das Vaterland muß ich jetzt noch höher stellen als Dich! — Ist es fessellos, bin ich des freien Schwedens Erster, dann sei Du mir das Einzige des Lebens, das Einzige wonach ich strebe. Senke nicht Deinen Blick, preß' die Thräne Deines Auges nicht zurück. Du kennst mein Herz, Du, mir mehr werth als alle Kronen der Welt, sei Du der Lohn, den mir das gerettete Vaterland reichen mag!

Gustav Wasa! — sagte das Mädchen, sich erhebend, — Du sprachst als Mann. Du mußtest so sprechen. Was ist das Mädchen von Ornäs gegen die Tausende, die nach Dir den Blick erheben, was ist mein blutend Herz gegen das blutende Vaterland! Aber sage es mir nicht mehr, daß ich nicht das Einzige nicht das Höchste bin, was in deiner Brust erglüht, es bricht mir das Herz; denn Du bist mein Alles — mir mehr als Vater, Vaterland und Glück. Dich werde ich nie besitzen, ich weiß es, und doch bist Du mir Alles! Sage es mir nicht wieder, mein Geliebter! es thut gar weh!

Mißdeute meine Worte nicht! erwiderte Gustav, sie an sich drückend.

Ach, ich verstehe Dich wohl, mein Geliebter! — sagte sie sanft und duldete willig seine Liebkosungen — Wenn das Vaterland Deiner nicht bedarf, dann willst Du dich mir ganz hingeben; aber dann steht das arme Mädchen so tief unter Dir, daß, wenn Du auch die Arme sehend nach mir ausstreckst, Du sie nicht mehr erreichen, sie nicht mehr zu Dir hinaufziehen kannst. Laß mich! — fuhr sie fort und drückte ihre Hand auf seine Lippen — laß mich nur still meinen Weg gehen, zeige mir nicht die frohen Aussichten der Zukunft, aber trübe auch nicht die Gegenwart und enthülle mir nicht Dein Herz, es thut dem meinen zu wehe; und nun gute Nacht! — Sieh, der Vogel zerpflückt meinen Kranz, er welkt und meine Thränen können ihn nicht auffrischen. Gute Nacht, mich drückt, mich preßt dies Gewand, schlaf wohl!

Kaum daß der Morgen graute, eilte schon Gustav Wasa, von dem Pagen Erich begleitet, auf der Straße nach Westerähs, wo ihn unfern Ornäs sein Gefolge erwartete. Doch ehe sie Westerähs erreichten, stießen sie schon auf Olaus mit seinem Haufen, und Gustav stellte sich an dessen Spitze, zog gen Upsala und setzte sich fast ohne Gegenwehr in Besitz der Residenz des Erzbischofs Trolle, seines gefährlichsten Gegners, den er fast mehr als den Dänenkönig selbst zu fürchten hatte. Listig und verschlagen, von eiserner Beharrlichkeit, stand dieser Prälat an der Spitze der dänischen Partei, wichtig durch seinen Anhang, wichtig durch das Zutrauen, welches Christiern in ihn setzte, noch wichtiger durch die Gewalt, die er über den Vice-König, den Bischof von Lunden, hatte. An ihn schickte Gustav, kaum das Upsala in seiner Gewalt war, in's Geheim Abgeordnete, die mit ihm unter jeder Bedingung unterhandeln sollten, während er den erzbischöflichen Palast, dessen Eigenthum schonte, um ihn dadurch willfährig und den Dänen verdächtig zu machen. Der listige Prälat schien auch in seine Vorschläge einzugehen und hielt die Abgeordneten von einem Tage zum andern hin, da er wohl wußte, daß in der Zeit der Erndte die Thalbewohner nicht bei Gustavs Fahnen bleiben, sondern nach ihren Thälern zurückziehen würden, und dann das feindliche Heer, seinen treuesten Krieger beraubt, unthätig bleiben müsse.

Die Dalecarlier verlangten auch wirklich nach ihrer Heimath zurückzukehren, und Gustav, sie nicht mißmuthig zu machen, mußte sie auf mehre Wochen entlassen, und behielt nur eine Schwadron Reiter und 600 Mann Fußvolk bei sich in Upsala. Alle Heimkehrenden versprachen aber, nach gethaner Erndte wieder zu kommen.

Mit so manchen nothwendigen Einrichtungen beschäftigt, erwartete Gustav die Zurückkehr seiner an den Erzbischof Trolle geschickten Abgeordneten, auf dessen Beitritt zur gemeinschaftlichen Sache des Vaterlandes er um so sicherer rechnen zu können glaubte, weil er diesem ehrgeizigen Prälaten den Vorschlag gemacht hatte, sich an die Spitze der Schweden zu stellen und das Heft der Regierung selbst in die Hände zu nehmen.

Maria war während dem immer um Gustavs Person geblieben und hatte ihre Sorgfalt für ihn verdoppelt. Sie hatte ihn auch eines Abends von ihrer Zusammenkunft mit Lincoln unterrichtet und war nicht wenig erstaunt, als sie durch Gustav erfuhr, daß dieser Jüngling, auf dessen Anhänglichkeit sie so sicher rechnen zu können glaubte, treulos an ihr und an dem Vaterlande gehandelt und nach Stockholm zu den Dänen übergetreten sei; und es war eine traurige Erfahrung für ihr offnes Herz, die sie jetzt machen mußte, daß sie den Menschen nicht trauen, nicht den Eingebungen ihres Herzens folgen dürfe.

Am andern Morgen nach dieser Unterredung bemerkte Gustav, daß Maria sehr bleich und angegriffen war, die Nachricht von Lincoln hatte sie sehr betrübt und ihr eine schlaflose Nacht verursacht. Wasa bat sie, ihr

Roß satteln zu lassen, den schönen Tag zu benutzen und frische Luft zu schöpfen. Nur ungern erfüllte sie seinen Wunsch, da er sie nicht begleiten konnte, aber gehorsam seinen Befehlen ritt sie aus Upsala, überließ sich hier so wie überall ihren Träumen, und dem Roß den Weg, den es nehmen wollte. Zufällig führte es sie auf die Straße nach Stockholm. Ueber ihr verhängnißvolles Leben sinnend, ritt sie langsam hin, wohin ihr Roß sie trug, ohne auf die Gegenstände zu achten, auf welche sie stieß. Plötzlich stutzte ihr Roß, hielt an, den Kopf weit vorstreckend begann es zu wiehern; sie sah auf und sah einen Reiter mit verhängtem Zügel aus dem Walde hervorsprengen und sich ihr nahen. Schon in der Ferne schien er ihr bekannt, doch die rothe Schärpe, die sie erblickte und die ihr den Dänen verkündete, ließ sie keinen Augenblick zweifeln, es sei ein Feind; sie wendete ihr Roß und jagte der Stadt zu, doch bald hörte sie des Reiters Stimme hinter sich.

Um Gottes und Schwedens willen, wer Ihr auch seid, haltet an und hört mich!

Immer mehr spornte Maria ihr Roß, immer näher kam die Stimme, immer deutlicher hörte sie die Töne, und es blieb ihr nicht länger zweifelhaft, Lincolm sei es, der sie verfolge. War es ein ahnendes Gefühl, war es der Gedanke, dieser Jüngling könne nicht ihr Feind sein — sie hielt an und bald war er an ihrer Seite. — Ihr seid es, Maria?! — rief er — Gelobt sei Gott! Eilt so schnell Ihr könnt, nach Upsala; hinter mir, nicht eine Viertelstunde Weges, folgt der Erzbischof mit den Dänen. Rettet Gustav Wasa, vertraut meinen Worten! — Er wendete sein Roß und sprengte auf einem andern Wege davon.

Als ob das Roß geflügelt wäre, so jagte Maria zurück. Den ersten Krieger, dem sie begegnete, bat sie, die Trommel rühren zu lassen, der Feind nahe; und noch ehe sie die Wohnung Gustav's erreichte, schmetterten schon die Trompeten und wirbelten die Trommeln in Upsala.

Der Erzbischof Trolle! schrie Maria und sank fast leblos vor Gustav nieder, so ermattet, so abgespannt war sie; doch als dieser sich zu Pferde schwang, als die Reiter sich um ihn versammelten, da erwachten ihre Lebensgeister von neuem, sie ergriff ihr kurzes breites Schwert, bestieg ein frisches Roß und folgte dem Feldherrn, der, den Bürgern Upsala's nicht trauend, flüchtig die Stadt verlassen mußte.

In dem nemlichen Augenblick, als die Schweden die Stadt verließen, rückte der Erzbischof mit den Dänen und seinen Anhängern in die Stadt. Wüthend, daß Gustav entronnen sei, ließ er ihn schnell verfolgen. An dem Fluß holten sie ihn noch ein. Das Fußvolk, ihrer Thaten, ihres Führers nicht eingedenk, stürzte sich in den Fluß, durchwatete, durchschwamm ihn und rettete sich in einen nahe gelegenen Wald, während Gustav mit der Reiterei dem eindringenden Feinde die Spitze bot. Drei Mal warf er die Dänen zurück und gab dem feigen Fußvolk Zeit zur Flucht. Drei

Mal rückten die Dänen wieder an, und nur erst, nachdem er sie noch einmal zurückgewiesen und von ferne mehre Abtheilungen der Feinde anrücken sah, befahl er den Rückzug, und nur mit wenigen Getreuen stellte er sich so lange den Dänen muthig entgegen, bis seine Reiterschaar das jenseitige Ufer erreicht hatte. Jetzt wollte er selbst hinübersetzen, da drangen die Dänen wüthend auf ihn ein, das Roß eines seiner Reiter wurde scheu, sprang auf Gustav zu und riß ihn in dem Augenblick, da eben die Feinde heransprengten, hinab in die Fluth. Noch sechs Schweden waren zur Deckung des Ueberganges zurück; da sprengte Maria wieder an's Ufer zurück. Ihre Schwäche vergessend, vergessend daß sie Weib sei, stürzte sie an der Spitze dieser sechs schwedischen Männer in den eindringenden Feind, Alle bereit, zur Rettung ihres Herrn den Reitertod zu sterben. Ihr ward nicht dieses schöne Loos beschieden! — Während Gustav aus den Fluthen sich rettete, während die sechs Treuen mit Löwenmuth sich die Unsterblichkeit errangen und mit ihrem Leben der Freiheit ihren Retter erkauften, sank Maria von einem Schlage betäubt zu Boden.

Als sie aus ihrer Betäubung erwachte, war es Nacht um sie her, hart und kalt ihr Lager, ihr Haar naß von den eiskalten Tropfen, die von dem Gewölbe herabträufelten, und die wahrscheinlich ihre betäubten Sinne wieder belebt hatten, und Fieberschauer durchrieselten sie. Alles war still um sie her, und erst nach Minuten konnte sie sich sammeln und ihre Gedanken wieder ordnen. Ob er gerettet sei, war der erste, der quälend sie durchzuckte; wo sie sei, daran dachte sie nicht. Nur an ihn, an dem das Wohl des Vaterlandes hing, nur an Gustav, den Geliebten, dachte sie, als ein Mann von wildem, grimmigem Ansehen, eine Laterne in der Hand, in den Kerker trat. — Folget mir! — sagte die bärtige Gestalt — folget mir, junger Fant! hoffentlich werd' ich nicht lange für Euch zu sorgen haben. — Maria erhob sich, folgte ihm durch lange unterirdische Gänge und mußte wohl hundert Stufen hinauf steigen, ehe sie das Tageslicht erblickte. Jetzt traten sie in den innern Hof eines großen Gebäudes, wo ein wohlgekleideter Mann und zwei Krieger den Pagen in Empfang nahmen und ihm zu folgen befahlen. Sie gingen nun über hell erleuchtete Gänge, eine breite steinerne Treppe hinauf. Eine Menge von Dienern war überall geschäftig, und bewaffnete Krieger lagen in einem geräumigen Vorsaal und schienen hier Wache zu halten. Jetzt schritten sie durch eine Reihe erleuchteter prachtvoller Zimmer, wobei jedoch die beiden Bewaffneten zurück blieben, und hielten vor einer hohen Flügelthür. — Junger Mann! — sagte der Begleiter zu Maria — seid demüthig und hofft nur von der Gnade — als ein Diener die Thür öffnete — und ihr gegenüber, den Rücken an einen Tisch gelehnt, der einen hohen prachtvollen Spiegel stützte, stand eine

große, ernste Gestalt in einem gar sonderbaren Anzuge. Dunkelbraun war das lange weite Gewand, unter welchem ein Stahlpanzer hervorblickte, das Haar geschoren wie das eines Priesters, die Füße mit mächtigen Reiterstiefeln bedeckt, an dem Hals ein schweres, diamantnes Kreuz; Helm und Schwert lagen auf dem Tisch. Des Mannes Züge waren edel, seine Haltung stolz, doch flößte sein ganzes Wesen mehr Scheu als Zutrauen ein. Er heftete einen finstern Blick auf den Pagen, der sich von seiner Ueberraschung zu fassen suchte.

Wer bist Du, wie heißest Du, Knabe?! rief er Maria entgegen, die auf diese Fragen nicht gefaßt, schwieg.

Wie heißt Du, Bube?! rief er noch einmal und aus den weit geschlitzten Augen blitzte der Zorn.

Erich Peterson! erwiderte Maria gelassen.

Peterson? — wiederholte der Frager — von Ornäs aus den Ostthälern —

Nein! — sagte das Mädchen, die, schnell ihr Verhältniß durchschauend, ihres Vaters gedachte. — Ich bin aus den Kirchspiel Mora —

Seit wie lange bist Du bei Gustav Wasa? unterbrach sie der ernste Mann.

Seit er die Fahne der Freiheit über sein bedrängtes Vaterland schwang! entgegnete mit Heldenmuth die Jungfrau.

Trotziger Bursche! — rief jener zornig — Weißt Du, vor wem Du stehst?

Wir stehen beide vor Gott unserm Herrn! erwiderte sie sanft.

Eine leichte Röthe überflog des Mannes Antlitz. — So wisse Frecher! Du stehst vor Gustav Trolle, dem Erzbischof von Upsala, der Dich zermalmen kann und Deiner nicht schonen wird.

So erlaubt, daß ich die Hand meines ehrwürdigen Bischofs in Demuth küsse. — Unwillkürlich reichte er sie hin. — Die Hand, — fuhr sie fort, sie wehmüthig betrachtend, — die zum Segen sich über das schwedische Land erheben sollte, und die den Fluch verbreitet von Norden nach Süd.

Knabe! — sagte der Bischof ergriffen — wer gab Dir den Muth, so mit mir zu sprechen?

Die gerechte Sache! O ehrwürdiger, gnädiger Herr! für das bedrängte Vaterland spricht kühn und frei ein schwedisches Herz — für das bedrängte Vaterland hebt frei und stolz sich die Brust wie der Arm der Dalecarlier — für mein Vaterland, Herr —

Ein Diener trat in diesem Augenblick ein, unterbrach Maria's Rede und überreichte dem Erzbischof ein Schreiben. — Ein Reiter brachte eben dies an Ew. Gnaden, — sagte er und blieb, die Befehle erwartend, an der Thür stehen. Der Erzbischof durchflog das Schreiben, eine hämische Freude zuckte auf seinen Lippen. — Ruf' mir den Schreiber! — sagte er zu dem Diener — aber schnell!

Du bist dem Gustav Wasa persönlich zugethan, — fuhr er fort, sich zu Maria wendend, und sein Falkenblick schien sie durchschauen zu wollen.

Ja, gnädiger Herr! zugethan mit Leib und Seele!

Er liebt Dich? —

Als wär ich — sie stockte.

Nun? — fiel der Erzbischof rasch ein — er liebt Dich? —

Als wär ich sein Kind!

Der Erzbischof lächelte. — Du zählst kaum fünfzehn Jahre?

Maria verneigte sich bejahend.

Könnte wohl möglich sein, was ich vermuthe! — Doch, Axel — gut, daß Du kommst! — sagte er nun zu dem hereintretenden Schreiber — Setze Dich und schreib!

Der Schreiber breitete Alles vor sich aus, setzte sich und fragte: An wen, mein gestrenger Herr! —

An Gustav Erichson Wasa, den Rebellen! — sagte der Erzbischof — schreib!

Ihr verlangt Euren gefangenen Pagen zurück, Gustav Erichson, — begann er dem Schreiber zu dictiren — Ihr wollt mir jedes Opfer bringen, wenn ich ihn Euch zurückschicke — nun wohl! Ich will menschlicher sein als Ihr, der jeden Dänen, der in Eure Hände fiel, dem grausamsten Tode weihte, ich will Euch den Knaben zurücksenden, wenn Ihr die Belagerung des Schlosses von Wadstähl aufhebt und mir Westeråhs übergebt — doch Ihr werdet daß nicht thun!

Nein, das wird er nicht! rief Maria begeistert.

Schweig! sagte der Bischof, und sich zu dem Schreiber wendend, fuhr er fort: Ihr werdet das nicht thun, ein Menschenleben hat für Euch zu wenig Werth, um ein Schloß dafür hinzugeben; ich thät' es auch nicht. Aber es schwört der Erzbischof Trolle, und seinen Schwur, Euch und den Euren zum Verderben, hat er noch nie gebrochen, habt Ihr morgen Abend Euch nicht zu diesem Lösegeld verstanden, so laß ich den unbärtigen Knaben niederhauen, Euch zum Hohn!

Nun, muthiger Ritter! — sagte er, sich zu Maria wendend, die bei dem Todes-Urtheil, welches über sie gesprochen wurde, sich des Schauers nicht erwehren konnte. — Nun, mein muthiger Ritter! gefällt Euch meine Antwort?

Mit einem Blick voll Würde, mit einem schmerzlichen Lächeln verneigte sich der Page und schwieg, während Trolle höhnisch auf ihn niederschaute.

Könnte vielleicht dieser junge Mann, von welchem doch wahrscheinlich die Rede ist, nicht mit ein Paar Worten an seinen Herrn diesen vielleicht bewegen? unterbrach der Schreiber das Schweigen, indem er das Schreiben dem Erzbischof vorlegte.

Du hast Recht, Axel! — Knabe! — sagte Trolle mit spöttischem

Lächeln — willst Du Deinen Herrn bitten, ihn vermögen, Dir Dein Leben zu erhalten? — Maria schwieg. — Willst Du an ihm schreiben so thue es!

Mit Freuden! rief Maria, sprang an den Tisch, nahm die Feder und schrieb.

Schon beendet? fragte der Erzbischof.

Ja, gnädiger Herr! sagte Maria und konnte die Thräne nicht verbergen, die sich in ihrem Auge hervordrängte.

Zeig' her! sprach Trolle zu dem Schreiber, der kopfschüttelnd die wenigen Worte gelesen, die der Page aufgeschrieben hatte. Der Erzbischof las: „Sorget nicht für mich, ich sterbe freiwillig und gern, bleibt getreu Eurem Schwur und dem Vaterlande, und gedenkt mit Liebe mein, wenn ich nicht mehr bin."

Dünkt Dir der Tod so schön? — rief nun der Erzbischof, sich höhnisch zu Maria wendend, — so erwarte ihn morgen!

Maria verneigte sich schweigend und wollte gehen. — Kühner Jüngling! — sagte der Erzbischof — glaube nicht, daß ich scherze. Wo es Blut gilt, ist Trolle bereit zu jeder Stunde. Du dauerst mich, aber bluten mußt Du doch als Sühnopfer für die gefallenen Dänen, für die Schweden, die mir anhingen, und die auf seinen Befehl gemordet sind. Beichte Deine Sünden, denn morgen wenn die Sonne hinter den Dom von Upsala sich senkt, hast Du aufgehört zu sein! — Maria, ihrem Schicksal sich ruhig ergebend, antwortete nicht.

Hast Du noch eine Bitte, so sag' sie; dem Todten will ich gewähren was ich dem Lebenden verweigern muß.

Gönnt mir ein ehrliches Begräbniß, Herr! — sagte sie plötzlich — laßt mich in meinen Kleidern begraben, und erlaubt nicht, daß mein blutiger Leichnam entweihet werde.

Die Bitte sei Dir gewährt.

Und dann sagt meinem Vater — nein, nein! sagt ihm nichts, gnädiger Herr! sagt ihm nichts! rief sie und stürzte zur Thür hinaus; der Schreiber folgte ihr.

So wär' es denn vorüber! — rief Maria schmerzlich aus, als sie allein in ihrem dumpfen Kerker saß, und nicht einmal das matte Flämmchen einer kleinen Lampe ihn erhellte. — So wären schon jetzt die Worte der weisen Frau erfüllt, ich bin das Opfer für ihn und werde sterben! Nun so lebet wohl, ihr schönen Träume der Jugend! ihr zarten Bilder der Erinnerung! lebt wohl, ihr einzigen Gespielen meines Jugendlebens — auch Du mein Geliebter lebe wohl! Nicht bitter ist mir der Tod, ich sterbe ja für Dich! und dort oben sehen wir uns wieder! Nicht bis an des Thrones Stufen konnte ich Dich geleiten, ich konnte nicht in den Strahlen Deines Glanzes mich sonnen — mein Herz verblutete, ehe Du den Gipfel

Deines Glücks erreichtest. Doch nein! — rief sie plötzlich aus, als ob von oben ein Strahl des Sonnenlichts durch die Nacht ihres Kerkers gebrochen wäre, — ich darf noch nicht untergehen, noch ist die Weissagung nicht erfüllt, noch einmal soll ich ja im bräutlichem Schmuck erscheinen, ehe ich von hinnen scheide, noch einmal soll der Kranz mich schmücken. An seines Thrones Stufen nur bricht mein Herz; — hoch über Upsala's Erzbischof hebt das Schicksal die mächtige Hand und spottet der Drohung des irdischen Tyrannen!

Gestärkt, ermuthigt hob ihre Seele sich zu Gott, auf ihre Kniee sank sie, betete still und ergeben zu dem Allerbarmer und legte demuthvoll ihr Schicksal in seine Hand. Da knarrte das Schloß, da rasselte die eiserne Thür auf, und in einem Mantel gehüllt, eine Fackel in der Hand, trat eine vermummte Gestalt ein, schritt langsam auf sie zu, die noch auf ihren Knieen lag, und sah starr auf die Betende nieder. Sie blickte auf sah die Gestalt und ihr Auge wendete sich nach oben. — Ist es der Todesengel, — betete sie zu Gott — so sei meiner Seele gnädig, Herr, und schenke mir einen sanften Tod! — Sie beugte ihr Haupt, als wollte sie den Streich geduldig empfangen, doch die Gestalt blieb unbeweglich, schweigend vor ihr stehen. Jetzt streckte diese die Rechte aus dem Mantel hervor, die Linke hob die Fackel, der Mantel fiel, und mit einem Schrei sank Maria zu Boden. Die Gestalt rührte sich nicht, schweigend, zürnend stand sie vor der Hingesunkenen, die leblos zu ihren Füßen lag, und berührte sie nicht. Lange lag die Jungfrau so bewußtlos, endlich hob sich die Brust, der Mund zuckte, das Auge öffnete sich, das Leben begann in ihr zu erwachen, sie hob sich auf ihren Knieen empor. — Vater! — schrie sie auf — Vater! und umklammerte seine Kniee. Der Vater schwieg. — Kommt Ihr, mich in meiner Todesstunde, zu segnen? Kommt Ihr, mir zu fluchen? — Keine Antwort hallte durch das dunkle, hohe Gewölbe. — Vergebt Eurem Kinde! — schrie sie — Vater! habt Erbarmen, wie Gott sich Eurer erbarmen möge, ruft er Euch ab zum Gericht! — Kein Laut keine Antwort. — O nur ein Wort, ein einziges Wort! — rief sie verzweiflungsvoll und krümmte sich zu seinen Füßen; er aber wendete sich, schlug die Fackel gegen den Pfeiler des Gewölbes, daß die Funken wie eine Sternenwelt um sie blitzten — die Fackel verlosch — der Riegel rasselte, sie war allein.

Tief bis in ihr Innerstes erschüttert durchwachte Maria die so lange Nacht. Des Vaters zorniges Bild sah sie vor sich, wie er, von dem glimmenden Funken umgeben, wie ein Geist der Nacht vor ihr stand. Auch jetzt stieg der Gedanke, sie habe unrecht gethan, das väterliche Haus zu verlassen, in ihr auf; die weise Frau, die doch wohl weniger als das eigene Herz sie dazu verleitet hatte, erschien ihr jetzt in einem zweideutigen Lichte, doch nur auf Augenblicke. An das Vaterland, an den Geliebten denkend, kehrte das tröstende Gefühl, sie habe recht gethan, in ihre beklommene Brust zurück, und nur der schauerliche Anblick des Vaters, sein grausames

Schweigen erregte allein noch ein Schaudern in ihr. Mit dem Gedanken zu sterben hatte sie sich vertraut gemacht, ruhig sah sie diesem Augenblick entgegen, doch die Art des Todes, niedergehauen zu werden, wie der Erzbischof ihr gedroht, war ihr fürchterlich.

Aber nicht lange sollte sie in dieser qualvollen Ungewißheit verbleiben, der Kerker öffnete sich, der finstere bärtige Mann von gestern befahl ihr zu folgen und führte sie den nemlichen Weg wie gestern; doch als sie wieder auf den innern Hof traten, wimmelte es hier von Menschen und Pferden, die, wie es schien, sich zur Abreise anschickten. Ein Pferd wurde ihr gereicht, und der nemliche Mann, der sie gestern zu dem Erzbischof gebracht, befahl, daß sie aufsitzen und ihm folgen solle.

Wie nun Maria wieder die freie Luft athmete, die Morgenröthe noch einmal sie begrüßte, da hob sie ihr frommes Herz dankend zu Gott und vergaß, daß die Abendsonne hinter die Thürme von Upsala für sie auf immer untergehen würde. Nicht an ihr ernstes Schicksal denkend fragte sie ihren Begleiter, wohin der Weg sie führe.

Uns nach Stockholm, — antwortete dieser — wohin Euch, mag Gott und unser Erzbischof wissen! — Er schwieg und zog weiter auf der Straße fort. Jetzt kamen sie an den Ort, wo gestern Lincolm sie eingeholt, wo er ihr die Warnung zugerufen und sie dadurch Gustavs Retterin geworden war. Hoch klopfte ihr Herz, sie hatte ihr Schicksal erfüllt, sie war sein Schutzgeist gewesen, sie hatte ihn gerettet.

Freudig verfolgte sie den Weg. Ihrer Begleitung, die Anfangs nur aus dem Führer und zwei Bewaffneten bestanden, wuchs immer mehr und mehr. Bald stießen sie auf Abtheilungen Fußvolk, die mit möglichster Schnelligkeit Stockholm zueilten, und deutlich sah nun Maria, daß die Krieger des Erzbischofs im vollen Rückzuge sich befänden. Freudig schlug ihr Herz sie ahnete Gustavs Nähe, die Hoffnung ihn zu sehen stieg in ihr auf, und das Bild des Todes entfernte sich, denn in seiner Nähe gehörte sie dem Leben wieder an. So zogen sie immer weiter bis zu einem einsamen Häuschen, wo ihr Begleiter um die Pferde ausruhen zu lassen, halten ließ, und bald das Fußvolk, und zuletzt auch Abtheilungen der Reiterei hier eintrafen. Nachdem Alles sich erquickt, setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und zwischen den Abtheilungen des Fußvolks und der Reiterei zog Maria's Begleiter mit der Gefangenen.

Sie waren noch keine Stunde Weges so fortgezogen, als Maria links neben sich, jedoch in ziemlicher Entfernung, einen Reiter erblickte, der sie immer aus der Ferne zu beobachten schien; er war nur leicht bewaffnet, ohne Helm, nur ein Panzer deckte ihn. Er kam jetzt näher und Maria erkannte schnell in ihm Arved Lincolm, der von jetzt an immer, doch nur in der Ferne, an ihrer Seite blieb. Als sie jetzt ihr Auge nach ihrer Rechten warf, sah sie hier einen von Kopf bis zum Fuße Gewaffneten mit geschlossenem Visiere neben sich reiten. Er schien sie nicht zu achten, doch

wurde ihr so sonderbar ängstlich in seiner Nähe, und als sie ihn genau betrachtete, erkannte sie das falbe Streitroß des Vaters; sie wendete ihr Roß nach ihm, doch er sprengte seitwärts und verlor sich unter der Menge.

Jetzt wurde es lebhaft um sie; man vernahm Schüsse aus der Ferne, von Upsala her tönten Trompeten, das Fußvolk eilte mit schnellern Schritten Stockholm zu, die Reiterei hielt an und der Begleiter Maria's trieb so viel als möglich die müden Rosse. Jetzt kam ein Reiterhaufen gesprengt. Es war der Erzbischof, der an ihnen vorbei jagte. — Thue wie ich Dir befohlen! — rief er Maria's Begleiter zu und sprengte zu dem Fußvolk, das immer schneller und schneller sich zurückzog. Jetzt war Maria unter ihnen. Auch aus der Ferne seitwärts des Weges wogte nun ein dunkler Haufe heran. — Die Feinde! tönte es von allen Seiten. Enger und enger schloß sich das Fußvolk und eilte nach einer nahe liegenden Höhe, während die Reiterei mit verhängten Zügeln in voller Flucht zurücksprengte und der Erzbischof mit seinem Gefolge seitwärts einbog.

Maria konnte keinen Augenblick zweifeln, Gustav mit seinem Heere sei im Anzuge, und schon sah sie aus der Ferne die Fahnen mit dem schwedischen Löwen vor Lars Olossons Heerhaufen flattern. — Seht! — rief sie jetzt, da die schwedische Reiterei von allen Seiten zum Angriff hervorbrach, ihrem Begleiter zu. — Seht lieber Herr! die schwedischen Fahnen, hört die Hörner der Thalleute aus jenem Walde herüber tönen!

Ich höre sie! — rief der Begleiter — ich höre sie, Dir zum Verderben, Du Unglücklicher! — und sein Schwert ziehend, holte er zu einem gewaltigen Streich auf die wehrlose Jungfrau aus, doch in dem nemlichen Augenblick, noch ehe der Streich vollführt, sank der Mörder von Lincolns Schwert durchbohrt; aber auch ihn, den Retter, schmetterte ein mächtiger Schwertstreich zu Boden, während der Gewappnete, der ihr zur Rechten geritten, jetzt ihres Rosses Zügel ergriff und mit ihr davon sprengte. Doch überall war der Feind, überall Kampf und Tod! — Schwedische Reiter stürzten sich auf die Flüchtigen; der Gewappnete wehrte sich verzweifelnd, er wurde übermannt gefangen und mit dem Pagen, als die Schweden diesen erkannt hatten, im Triumph davongeführt.

Maria war gerettet, aber Lincoln war der Preis ihrer Freiheit, und ihr Herz blutete. In geringer Entfernung von ihr führten sie den Vater; sie jagte auf ihn zu. — Vater! — rief sie und streckte ihre Hand nach ihm — Vater! — Er wendete ihr den Rücken. — Befreit mich von diesem Zudringlichen, — sagte er zu denen, die ihn führten, und gönnt mir Ruhe! — Noch einmal wollte Maria sich ihm nahen, er sah verächtlich auf sie und sprach kein Wort.

Jetzt war das Gefecht beendet. Mehre Tausend Dänen lagen auf dem Kampfplatze, der fliehende Feind wurde verfolgt. Da sprengte Lars Olosson vorüber und sah Maria, die noch einmal ihren Vater sich nahen wollte. — Gut, Page! — rief er — daß ich Dich lebendig bei uns sehe.

Hast manchen Tropfen Blutes heute gekostet. Doch gesegnet sei Dein Unglück, es hat Schweden herrliche Früchte getragen. Komm, folge mir zu unserm Feldherrn! dort seh' ich ihn mit seiner Leibwache anrücken. — Doch ohne auf Lars Olofsson zu warten, sprengte Maria voran, hin nach Gustav Wasa, der sie schon von fern erblickte und Zeit hatte sich zu sammeln.

Die Jungfrau sprang von ihrem Roß, stürzte auf Gustav, ergriff seine Hand und war unvermögend ein Wort zu sprechen. — Beruhige Dich, Erich! — sagte dieser laut, so daß es sein Gefolge höhren konnte. — Du hattest Dich gestern für mich dem gewissen Tode geweihet; was ich heute für Dich that, war ich Dir schuldig. Gott gedankt, daß die Dänen bluteten, nicht Du!

Herr! — rief der Page, und es war das erste Wort was er sprechen konnte. — Mein Leben dank' ich einem jungen Schweden, der meinen Mörder in dem Augenblicke tödtete, da sein Mordschwert über mich schon geschwungen war. Dort unter jenem Baum liegt er verwundet; laß mich hin!

Und wer war dein Retter? fragte Gustav.

Lincoln! rief Maria.

So hat es Eile! — sagte Gustav schnell — denn jetzt weiß ich, daß er treu blieb und uns zum Heil nach Stockholm zog. — Er spornte sein Roß. Sie fanden den Jüngling, den Kopf gespalten, unter dem Baume liegen; seine Linke, die eine verdorrte Epheuranke hielt, hatte er auf das Herz gedrückt, sein Auge war geschlossen, ausgehaucht der letzte Odem seines Lebens.

Starr sah der Page auf den Gebliebenen, keine Thräne entquoll seinem Auge. — Hoffnunglose Treue löf't der Tod! — sagte er endlich. — Wenn Ihr mir es vergönnt, lieber Herr! — fuhr er bittend fort — so laßt mich hier bleiben, daß ich ihn bestatte. — Gustav winkte bejahend. — Ich folge Euch bald! rief Maria, sprang vom Pferde, und während Gustav mit seinem Gefolge sich entfernte, ließ sie von einem Diener ein Grab graben und den unglücklichen Jüngling zur Ruhe legen.

Am Abend fand Gustav sie noch in tiefer Trauer auf dem Erdhügel sitzen.

In dem nemlichen Zimmer zu Upsala, wo vor wenig Tagen Maria ihr Todes-Urtheil vernommen hatte, stand sie jetzt an Gustavs Seite, der, ernst vor sich hinblickend, über etwas nachzudenken schien. Endlich sagte er: Ich muß Deine Bitte erfüllen, Maria! ich darf sie Dir nicht versagen. — Führt den gefangenen schwedischen Edlen zu mir! befahl er einen eintretenden Diener, trat zu Maria, strich ihr freundlich die Locken von der Stirn, und sah mit inniger Rührung auf die liebliche Gestalt, die sich vor ihm beugte.

Herr! — sagte jetzt die Jungfrau — erlaubt, daß ich mich entferne. Ich vermag nicht seinen Anblick zu ertragen.

Thue wie Du willst! erwiderte Gustav, und als der Diener eintrat und meldete, daß der Gefangene im Vorzimmer harre, eilte Maria durch eine Seitenthür davon.

Arend Peterson trat ein. Der Trotz der Verzweiflung leuchtete aus seinen Augen, mit denen er kühn und unverwandt Gustav anblickte. Dieser winkte, die Wache entfernte sich.

Schweigend standen nun die Männer sich gegenüber. Gustav auf der nemlichen Stelle, wo Trolle, der Erzbischof, vor Maria, Arend Peterson, wo diese gestanden hatte. Endlich brach Gustav das Schweigen.

Ich hätte gewünscht, — begann er — nicht den Verräther Arend Peterson, nur den Vater meiner Maria vor mir zu sehen.

Eurer Maria? — unterbrach mit kalten Gleichmuth Peterson den Feldherrn — wer gab Euch das Recht, sie die Eure zu nennen?

Davon ein ander Mal, — erwiderte Gustav gelassen. — Jetzt spricht Gustav Wasa der Befreier, der Feldherr der Schweden, mit Euch, Arend Peterson! mit Euch, der sein Vaterland verrieth, der die heiligen Rechte der Gastfreundschaft verletzte, und der verdiente unter dem nemlichen Beil, das so manches schwedische Haupt zu Stockholm traf, zu bluten.

Steht mein Kopf so lange fest, — entgegnete Peterson höhnisch — bis Ihr das Henkerbeil von Stockholm geholt, wird er wohl noch lange Euch zum Verderben auf seinem Rumpfe sitzen. Bis Stockholm ist der Weg lang, und für ein Heer zusammengelaufenes Gesindel sind seine Mauern zu fest.

Gustav lächelte. — Der Trotz der Ohnmacht ist nicht Größe, Arend Peterson! — sagte er sanft — Ungebeugt seinem Schicksal entgegen treten, ist edel; mit höhnenden Worten auf den Kampfplatz es herausfordern, ist Thorheit. — Ihr seid frei, könnt nach Ornäs zurückkehren und dort unter der Aufsicht der Thalleute leben; der mindeste Versuch zu entfliehen, der mindeste Verkehr mit den Dänen, und nichts schützt Euch vor dem strafenden Gesetz. Dankt Euer Leben Eurem Kinde, das Euch zu sprechen wünscht, und das Ihr mit einem versöhnenden Wort beglücken könnt!

Ihr dank' ich mein Leben?! — rief Arend Peterson, und kaum konnte er seinen Ingrimm unterdrücken. — Und wie theuer erkaufte sie es von Euch?

Zornig blickte Gustav auf den Gefangenen.

Wie theuer erkaufte die Dirne Euer Mitleid? — fuhr er fort — denn wißt: für meine Ehre ist mir mein Leben nicht feil! — Sie sprechen? — Mit eines Wasa Buhlin hat Arend Peterson, Eures Stammes Feind, nichts gemein.

Ihr kennt mich und Eure Tochter nicht! — entgegnete Gustav und schellte. Ein Diener trat ein. — Ruf' mir den Pagen Erich! — Mit

Wasa's Buhlin werdet Ihr nicht sprechen, wohl aber mit den edlen Fräulein Maria Peterson. Hütet Euch, ein hartes, ein einziges hartes Wort ihr zu sagen. Bei Gott und meiner Ehre schwör' ich Euch, ich fordere blutige Rechenschaft für jeden Schmerz, den Ihr dem Fräulein bereitet! — Er ging.

Düster in sich gekehrt stand Peterson, als Maria eintrat und, die Augen gesenkt, zitternd an der Thür verweilte. Der Vater betrachtete sie lange, sein finstres Auge ruhete fest auf ihr, die um nicht umzusinken, sich an einen Sessel halten mußte. Endlich schritt er auf sie zu. — Maria Peterson! — rief er — kannst Du Deine Augen nicht mehr zu Deinem Vater erheben? Bist Du so tief gesunken, daß Du vor ihm erbeben mußt?

Nein, mein Vater! — sagte die Jungfrau — bin ich mir auch einer Schuld gegen Euch bewußt, darf ich doch frei, schuldlos und reines Herzens mein Auge zu Gott erheben.

Du hoffst mich zu täuschen, wähnst, ich soll das Unglaubliche glauben. — Thöricht Verblendete! und schwörtest Du den feierlichsten Eid, ich glaubte Dir doch nicht.

Das ist hart! rief das Mädchen.

Was ist ein Schwur? Worte; sie verhallen wie das Liebeswort eines thörichten Knaben! — sagte er höhnisch — Nun ich will glauben, daß Du wahr geredet, — fuhr er nach kurzem Sinnen fort — ob ich mir gleich das Wie nicht denken kann, will Dir glauben ohne Schwur. — Mache dich bereit, mir nach Ornäs zu folgen.

Das darf ich nicht! erwiderte Maria sanft, aber mit Festigkeit.

Du darfst nicht meinen Befehlen, darfst nicht Deinem Vater folgen?

Nein mein Vater! — Auserkoren zu seinem Schutzgeist, darf ich nicht und werde ihn nicht verlassen. Was er mir ist, könnt Ihr nicht fühlen, nicht begreifen, und die weise Frau aus dem Helsingelande —

Ist auch sie wieder erstanden von den Todten?! rief, die Tochter unterbrechend, Arend Peterson, und seine Hand, die er bei diesen Worten ausstreckte, zitterte heftig.

Ob sie von den Todten erstanden mich heimsuchte, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß ich mit unsichtbaren heiligen Banden an sie gekettet bin und mir ihr Wort so lieblich, so heilig tönt, als sei es eines Engels Wort.

Peterson schwieg und sah starr vor sich nieder.

Maria fuhr fort: Gustav Wasa zu folgen, befahl sie mir; ich erfüllte ihren Befehl, da auch mein Herz es mir gebot. Unauflösbar ist mein Schicksal an das seine gekettet, darum kann ich Euch nicht folgen, Vater!

Und was sagte sie noch? fragte hastig der Vater.

Nichts was Euch Freude machen könnte.

Sprich, sprich! rief Peterson.

Ich würde lieben, würde wieder geliebt und doch nicht beglückt sein.

An des Thrones Stufen würde mein Herz brechen, und ich für Gustavs Glück das Opfer sein.

Und weiter?

Nichts weiter, mein Vater!

Bleib! — sagte dieser nach finsterm Sinnen — bleib bei Gustav Wasa, folge Deinem Geschick, doch fürchte das Weib aus dem Helsingelande, sie ist unserm Stamm unheilbringend. Folge ihm, und steigt er auf den Thron und zieht Dich nicht zu sich hinauf — dann sind noch Dolche geschliffen in Schweden; denn Schande rächt nur Blut!

Mein Schicksal wird erfüllt auch ohne Blut, dies sagt mir die ahnende Stimme meines Herzens —

Auch — unterbrach sie der Vater schnell — soll er dem Glauben seiner Väter abhold sein.

Ich glaub' es selbst! — erwiderte Maria — habe oft schon zur heiligen Mutter gebetet, sein Herz zu lenken.

Ein Offizier trat in diesem Augenblick aus dem Zimmer, wohin Gustav sich begeben hatte.

Arend Peterson! Ich soll Euch aus Upsala geleiten, — und Ihr! Erich! sollt sogleich zu unserm Herrn kommen, sagte er.

Lebt wohl, Vater! lispelte sie. Der Finstere wandte ihr schweigend den Rücken und verließ mit dem Offizier das Zimmer.

Eine frohe Nachricht folgte der andern. Auf den Schlössern zu Wadstäna, Hora, selbst auf dem Schloß zu Westeråhs, welches die Dänen noch besetzt hatten, flatterte hoch die schwedische Fahne; nur Stockholm und Colmar waren noch in den Händen der Dänen.

Frei war das Land. — Hoch klopfte Gustavs Brust, hörte er überall das Jauchzen des Volks, sah er sich überall als den Befreier Schwedens verehrt. Der Adel war ihm zugethan, das Volk liebte, nur die Geistlichkeit fürchtete ihn. Es war allgemein bekannt, daß er schon während seines Aufenthalts in Lübeck mit der Lehre Luthers sich vertraut gemacht, welche nun die deutschen Soldaten, die er in seinen Dienst gezogen, in dem Heere verbreiteten. Auch Laurenz und Olaus Petri, zwei schwedische Männer, welche in Wittenberg studirt, die Lehre aus Luthers eigenem Munde vernommen hatten, und in dieser Zeit in ihr Vaterland zurückgekehrt waren, trugen das Ihrige zu ihrer Verbreitung bei. Olaus, der Beherztere, predigte sie zuerst in der Kirche von Stregnetz, dann in Upsala mit kühnem Muthe, während Laurenz in der Stille sie zu verbreiten suchte.

Bei Gustav fanden die Brüder um so leichter Gehör, da ihre Lehre seiner Ueberzeugung entsprach und seinen politischen Ansichten zusagte. Die Bischöfe hatten alle Gewalt der Krone, alle ihre Güter an sich gerissen;

sie waren es, die so oft die blutige Fahne des Aufruhrs aufgesteckt, und sich, wie der Erzbischof von Upsala, an der Spitze der Parteien gestellt hatten. Ohne ihren Einfluß, ohne ihre Macht zu schwächen, glaubte Gustav, sei es unmöglich dem schwedischen Reiche die Festigkeit und Ruhe zu geben, deren es so sehr bedurfte. Daher ließ er den Brüdern freie Gewalt, ihre Lehrsätze zu verbreiten, und die Bischöfe in damaliger Zeit, mehr die Kriegs- und politischen Händel berücksichtigend als die Dogmen ihrer Religion, bekümmerten sich wenig um zwei niedere Geistliche, die sie leicht, wenn sie es für nöthig fänden, mit ihrem Bannfluch zu erdrücken glaubten, und behielten nur Gustav und sein Heer im Auge.

Maria entging dies nicht. Oft schien Olaus, war er in Gustavs Lager, oder dieser in Upsala, den Pagen seiner besondern Aufmerksamkeit zu würdigen. Er sprach dann mit ihm so manches eindringende Wort, was oft schon den Eingang in das gläubigste Herz gefunden hatte; er schien absichtlich auf dessen Bekehrung einen besondern Werth zu legen — aber alles war vergebens. Mit Beharrlichkeit blieb der Page Erich den Glauben seiner Väter getreu, und als an einem Abend zu Upsala Olaus Petri ihn mit Wärme und mit der Kraft seiner Worte erschüttert zu haben glaubte, und des Pagen Auge thränenfeucht, unbeweglich und aufmerksam auf ihm ruhte, der ehrwürdige Mann seine Hand faßte und mit dem Ton der Ueberzeugung zu ihm sagte: Nicht wahr, mein jugendlicher Freund! Ihr fühlt die Wahrheit meiner Worte? entgegnete dieser, indem er langsam von seinem Sitz sich erhob: Ehrwürdiger Herr! Ihr irrt; wo fände der Unglückliche bei Eurer Lehre das Asyl, wo er sich gegen die Pfeile des Schicksals verbergen könnte, da Ihr die frommen Häuser zerstört, die unsere Vorfahren, damit das lebensmüde Herz sich in Andacht zu einem besseren Leben vorbereiten kann, gestiftet haben! Mein Glaube steht fest, nichts vermag ihn zu erschüttern; kann doch keines Menschen Hand Gewalt üben über das Irdische, was in meinem Herzen ruht, wie könnte ich das Göttliche zerstören lassen, das mich allein tröstet, beruhigt, und das im Hintergrunde meines Lebens mir den einzigen Zufluchtort bietet, der mir bleibt! — Laßt mich ruhig den Weg meiner Väter wandeln, — fuhr sie fort — stört mich nicht auf meiner ernsten Bahn.

Auch Gustav versuchte, doch nur leise, diese Saite zu berühren, sie tönte immer nur traurig wieder, und nun sprach Maria gegen ihn unaufgefordert ein Wort über den neuen Weg, von dem sie überzeugt war, er habe ihn betreten. Aber mit jedem Tage wurde das Mädchen stiller, und Gustav sah deutlich, daß ein innerer Gram an dieser holden Blüthe nage.

Die Frucht seiner Unternehmungen schien ihm jetzt reif, nach Wadstäna hatte er die Stände des Reichs berufen, auf deren Ausspruch er mit Zuversicht sein Schicksal bauen konnte. Eine neue Verfassung sollten sie in Schweden gründen, Ruhe und Ordnung wieder herstellen und ihm den Platz bestimmen, den das dankbare Vaterland ihm anweisen mußte;

dann, und hätte man ihn auf die höchste Stufe gestellt, dann wollte er seinem Herzen leben, er, der nun so lange dem Vaterlande allein gelebt hatte. Maria, die Tochter eines unbegüterten dalecarlischen Edlen, der nur durch seine Anhänglichkeit an die Dänen einige Bedeutsamkeit erhalten, aber die Achtung aller schwedischen Männer verloren hatte, wollte er zu sich hinauf ziehen, und war Stockholm, war Colmar in schwedischen Händen, auch der Liebe leben.

Aber je näher der Tag der Versammlung kam, desto trauriger wurde das Mädchen, und als das alte graue Schloß Wadstäna ihr im Abendroth entgegen schimmerte, konnte sie den Seufzer nicht unterdrücken, der aus ihrem gepreßten Busen quoll; auch am Abend, wo sie bei Gustav allein war, und dieser fast mit ihr schmollte, daß sie in dem Augenblick, wo er seinem Glücke so nahe stände, ohne Theilnahme, ernst und traurig ihm gegenüber träte. Als er ihr ahnen lassen wollte, daß auch sie dem Hafen ihrer Ruhe, ihres Glücks sich nähere, sagte sie ernst: Ueber meinem Schicksale ruht Gottes Hand; so gut Ihr es mit mir meint, lieber Herr, könnt Ihr nichts daran ändern — ich muß dahin, wohin ich berufen bin! — Gustav lächelte zweifelnd über diese ängstlichen Worte, doch Maria's Auge wurde naß.

Nicht lange dauerte die Versammlung der Stände, deren Mitglieder fast nur aus Offizieren des Heeres bestanden, da der ganze noch übrig gebliebene Adel sich an Gustav angeschlossen hatte, und die Kriegsunruhen nur Wenigen von dem Bürger- und Bauerstande ihre Heimath zu verlassen erlaubten. Schon in der ersten Versammlung, welche Gustav mit einer kräftigen Rede eröffnete, boten ihm die Stände die Krone Schwedens an; doch so schön und lockend sie ihm auch entgegen glänzte, gedachte er Maria's, gedachte er des Vaterlandes, schlug sie mit kühnem Muthe aus und machte den Ständen dagegen den Vorschlag, ihn zum Reichsverweser zu ernennen, der auch nach manchem noch vergeblichen Versuch, ihn zur Annahme der Krone zu bewegen, allgemeine Zustimmung erhielt.

In ängstlicher Beklemmung saß indes Maria auf ihren Zimmer und erwartete das Ende der Versammlung. Unruhig, fast tobend klopfte ihr Herz; sie, sonst so fromm, hatte beten wollen und es doch nicht vermocht. Zu sehr von dem entscheidenden Augenblick ergriffen, war es ihr unmöglich ein frommes Gebet zu Gott zu erheben, und nur mit eiserner Gewalt konnte sie den Gedanken an das, was sie nun thun müsse, festhalten. Da öffnete sich die Thür, und die weise Frau aus dem Helsingelande trat ein. Ihr Blick war sanfter wie gewöhnlich, und der majestätische Ernst, der sie sonst umgab, schien verschwunden. Mild und wehmüthig strahlte ihr Auge, und eine innige, leidenschaftliche Umarmung zeigte Maria, daß es auch in der Brust der ehrwürdigen Frau stürmisch woge.

Liebes Kind! — sagte sie nun zu dem Mädchen, und eine Dienerin, die ihr gefolgt war, breitete ein köstliches Gewand über den Sessel und verließ das Zimmer wieder. — Heute ist der Tag, von dem ich Dir in Ornäs sagte, daß Du zum zweiten Mal als Jungfrau Dich schmücken solltest. Nimm dieses Gewand, wirf für immer die männliche Kleidung von Dir, denn Du hast in ihr Dein Schicksal erfüllt, schmücke Dich und dann höre mich an!

Sie selbst bekleidete nun das Mädchen, legte ein weißseidenes Gewand ihr an, das mit köstlicher Stickerei verbrämt war, ein reich mit Diamanten geziertes Kreuz hing sie mit goldener Kette um ihren blendenden Hals, ordnete das üppig rollende Haar, flocht die Perlenschnur der Mutter durch die goldenen Locken, und wie Alles beendet, das Mädchen schön wie eine Himmlische vor ihr stand, bog sie zurück, erfaßte ein Kästchen, — eine Thräne sank darauf — öffnete es und nahm einen Kranz von frischen Myrthen heraus. — Er schmücke Dich heute! — sagte sie bewegt, und wie die Jungfrau das Haupt neigte, sie mit zitternder Hand ihn in die Locken flocht, das Mädchen es jetzt wieder hob und mit wehmüthigem Lächeln die ehrwürdige Frau anblickte, schwelgte diese in dem Anschauen ihrer Schönheit. Endlich sagte sie bewegt: Geh' zum Spiegel, mein Kind! betrachte Dich und danke dem Himmel, der Dich so lieblich so reichlich ausstattete!

Maria trat vor den Spiegel. Schon in dem Augenblick daß die fromme Frau den Myrtenkranz in ihr Haar geflochten, hatte ein sonderbares, ihr bis jetzt unbekanntes Gefühl sie durchglüht; als sie sich jetzt erblickte, schön geschmückt wie eine Braut, und sie nun an den Geliebten dachte, da schwellte ein süßer Wunsch den jungfräulichen Busen. — Für ihn! — dachte sie — für ihn habe ich mich geschmückt! — Und als sollte sie die Arme ausbreiten, ihn zu umfahen, so liebesehnend sah ihr Auge ihn suchend umher. Es fand ihn nicht, und die Frau aus dem Helsingelande sprach wehmüthig lächelnd zu ihr: Er kommt nicht, hoffe nicht! Komm, setze Dich, mein theures Kind! höre mich an und fasse Dich!

An jenem Morgen, als Deine Mutter, so wie Du jetzt, bräutlich geschmückt vor mir stand und ich mein Auge an ihrer Schönheit weidete, wurde es plötzlich thränenschwer; denn in mein Herz legte der Schöpfer das unglückliche Gefühl der Ahnung, in mein inneres Auge einen schwachen Blick in die Zukunft. Mir schauderte, als ich den Myrtenkranz in ihrem Haar erblickte, und mein Auge sah ihn verwelkt und an seiner Stelle Deinen Vater einen Cypressenkranz zwischen die Locken flechten. Doch ich schwieg; zu spät, unnütz wäre meine Warnung gewesen, und ich verschloß die dunkelen Vorbedeutungen in meinem gequälten Innern. Aber nicht lange, so wurden sie mir klarer. Auch Deiner Mutter Auge wurde öfters trübe, ihre Brust erfüllten Seufzer, und in jenen Tagen, wo sonst die Hoffnung mit der Wonne Hand in Hand geht, wurde sie immer trüber.

Arend Peterson war ein rauher, finstrer Mann; einen Sohn verlangte er von ihr, und sie zitterte, daß ihm der Himmel eine Tochter schenken möchte. Da wurdest Du ihr geboren; weinend drückte sie Dich an ihr Herz und gab Dich zurück in meine Arme, und als ich Dich in die Wiege legte, schweigend und ernst auf Dich niederblickte, da durchschauerte es mich, ich fühlte, der Geist werde in mir wach, mein Auge geöffnet, und ich schaute angstvoll auf Dich nieder. —

Und was saht Ihr? unterbrach Maria sie schnell.

Was auch Du noch heute sehen wirst, — fuhr sie ernst fort, und Unmuth schien sich über ihr Gesicht zu verbreiten. Sie hielt inne — doch plötzlich fuhr sie fort: Du allein hast die folgenden Jahre Deiner Mutter versüßt, aus Deinem kindlichen Blick sog sie Lebensmuth, in Deinem Lächeln fand sie Trost; Deine kindischen schmeichelnden Spiele, Deine Händchen heilten so manche Wunde, die der rauhe Gatte schlug, denn Du warst das einzige Kind, was ihr der Himmel schenkte, ein Sohn ward ihr nicht. Dein Vater ward immer düsterer immer finsterer seine Laune, härter sein Betragen. Auch mich, die einzige Freundin Deiner Mutter, trieb er von Ornäs, und nur wenn der rauhe Krieg ihn von seiner Heimath rief, durfte sie in meinen Schwester-Armen den Trost der Theilnahme suchen.

So schlichen zehn Jahre dahin, als Dein Vater einst von einem Kriegszug an der norwegischen Grenze heim kam, wilder, düsterer als je. Er hatte dort Margarethe, Deine, auch nicht glückliche Stiefmutter, gesehen, die jetzt ihre qualvolle Jugend in Ornäs verlebt. Nur wenige Tage blieb er, und als ich des Abends am Tage seiner Abreise zu Deiner Mutter kam, fand ich sie krank — den andern Tag verschied sie in meinen Armen

Gerechter Gott! — rief Maria und sank der Frau um den Hals — Ihr seid —

Elisabeth, Deiner unglücklichen Mutter noch unglücklichere Schwester! — Lange war die Umarmung. Endlich sagte Maria, das Schweigen brechend: Ich hätte Euch nicht wieder gekannt!

Ich glaube es wohl, mein Kind! — fuhr sie fort — Sieben gramvolle Jahre ziehen tiefe Furchen; Jahre, wo der Geist erschüttert, das Herz zerrissen ist, schütteln die Blüthen und die Blätter fallen ab — und Gift ist ein furchtbarer Zerstörer! — Ihre Hand zuckte krampfhaft, ihre Lippen bebten. Maria fuhr erschrocken zurück. — Fliehe mich nicht! — bat Elisabeth sanft — Nicht in meiner Hand, auf meinen Lippen brannte das Gift. Man reichte kurze Zeit nachher auch mir den Schlaftrunk Deiner Mutter. Ich ahnete es, doch zu spät, ihn ganz unschädlich zu machen, zu früh, um den Tod die Pforten offen zu lassen; nur der Wahnsinn schlich sich ein — mir blieb von meinen Geiste nichts ungetrübt als die unglückliche Gabe der Ahnung, der düstere Blick in die Zukunft. — Drei Jahre

habe ich so im Helsingelande gelebt — drei Jahre bin ich wahnsinnig umher gegangen und habe das Schicksal der Menschen aufgerollt, und nicht genug des Wehes der vergangenen Zeit, nicht genug des Wehes der Gegenwart, hab' ich es aus der Zukunft geschöpft, es in Zügen in mich eingesogen und es tropfenweise wieder an Andere vertheilt! — Sie schwieg, ihr Blick heftete sich starr auf Maria, die bebend vor ihr saß, das Auge von dem furchtbaren Anblick weg wenden wollte und es doch nicht konnte. — Unglückliche Schwester meiner theuren Mutter! — rief sie jetzt plötzlich — Aus der Zukunft Becher reicht mir so viel Ihr könnt, ich schlürfe duldsam den bittern Trank, aber nicht den kleinsten Tropfen mehr gebt mir aus der Vergangenheit; laßt den Schleier fallen vor dem was geschah — ich mag es nicht sehen, mag es nicht ahnen. — Laßt mich! — Sie wollte sich entfernen. — Maria! — rief die Unglückliche — Auch ohne daß ich Dich zurückhalte, bannt Dich das Schicksal hier fest, Du darfst nicht von hier — Horch! — nur einen Augenblick verweile — horch wie die Trompeten schmettern, die Pauken wirbeln — wie das Volk jubelt! Bete Dein Abendgebet, Jungfrau! — rief sie, geisterhaft sich erhebend, — Du gehst zur Ruh' — der Glaube Deiner Väter stärke, Gott beschütze Dich! — Hier, — sagte sie und reichte ihr etwas, das Maria zitternd aber rasch ergriff — es ist das Einzige, was ich zu Deinem Erden- und Seelenheil Dir geben kann. Fasse Dich, denk' an Gott! — Noch einmal umarmte sie stürmisch das Mädchen und ging.

Sinnend sah Maria auf das Geschenk, was in ihren Armen ruhte; ihr Auge hob sich zum Himmel, sie sah hinauf, und von oben herab zuckte ein Strahl durch das Dunkel, das sie umgab, in ihr geängstetes Herz.

Jetzt wogte der Jubel immer näher. Wie in Ornäs, so wohl und so weh wurde es ihr, als sie die wohlbekannten Tritte auf der steinernen Treppe zu hören glaubte. Als Braut geschmückt, im Gewande der Freude sollte sie ihn empfangen, und ihr Herz war betrübt. Das Geschenk ihrer Verwandtin sinnend in der Hand wiegend, erwartete sie den entscheidenden Augenblick ihres Lebens, als Gustav hereintrat. — Maria! — sagte er ernst, doch plötzlich, als er sie in ihrer Schöne gar herrlich geschmückt vor sich stehen sah, verwandelte sich der Ton seiner Stimme. — Maria! hat Dir Dein ahnendes Herz gesagt, wohin ich Dich noch heute führen will? Hat Dir Dein ahnendes Herz gesagt, daß ich die Krone verschmähte, um der Liebe Glück mit Dir zu theilen? Mir sagt es der Kranz in Deinen Haaren, daß der Himmel Dich heute zur Braut mir erkor. Dank Dir, Geliebte, daß Du mich so schön, so lieblich überraschtest!

Maria stand bei diesen glühenden Worten schweigend, den feuchten Blick auf Gustav gerichtet, da. — Und Du sagst kein Wort, Du theilst nicht meine Freude, meine Wonne?! — rief dieser von neuem — Die Zeit ist vorüber, wo meine Lippen nur Worte stammeln, nicht Deine Küsse einsaugen durften. Der Page Erich, der Treue, der sein jugendli-

ches Leben freudig für seinen Herrn opfern wollte, ist verschwunden, und die treue, die zarte Braut steht an seiner Stelle vor mir. Doch nicht länger stehe sie da; an mein Herz, Maria! an mein klopfendes, liebendes Herz! — Er umschlang sie heftig, drückte sie innig an seine tobende Brust, und der Kuß der Liebe erglühete auf ihren schwellenden Lippen.

Genug, mein Geliebter! — sagte nun das zitternde Mädchen und wand sich sanft aus seinen Armen — Genug, Gustav Wasa! Wie jener Kuß in Mora der Abschiedkuß war bis auf bessere Zeit, so sei der Kuß, der noch auf meinen Lippen glüht, der Abschiedkuß für ewig! Nein, Gustav! — rief sie, als dieser sie von neuem umschlingen und sie unterbrechen wollte. — Nein, laß das und höre mich an!

Dein Schicksal ist noch nicht erfüllt. Die Krone des schwedischen Landes muß Dein einziges, hohes Ziel sein. Eine Fürstentochter protestantischen Glaubens, gewohnt unter des Thrones Baldachin zu ruhen, verlangen die Stäude Schwedens neben Dir auf dem Thron zu sehen; sie muß die Krone auf Deinem Haupte befestigen, nicht die Jungfrau aus Dalecarlien kann es, nicht Arend Petersons Tochter. Wie der verbleichende Morgenstern beim Aufgange der herrlichen Sonne, so bleich, so dahin schwindend würde die arme Maria neben Deinem Purpur stehen und untergehen. Und nun, Gustav Wasa! mehr als dies, mehr als irdische Kronen mahnt mich eine andere, mächtigere Stimme an meine Pflicht. Du opferst Dein Seelenheil dem Irdischen, Du hängst der Lehre der Neuerer an und verbreitest sie in dem schwedischen Lande; Du wähnst Deine Kraft zu stärken mit dem Mark der Kirche, in deren Schooß unsere Väter aufschwebten zum Paradies; Du zerstörst ihre alten, heiligen Gebräuche und bauest ein neues Werk auf ihren Trümmern. Ich beklage Dich und kann Dich nicht retten, Dein Wille steht zu fest, als daß ich ihn wankend machen könnte. Du gehörst dem Volk, dem Vaterlande, sei es, daß es dies Opfer von Dir verlangt, sei es, daß der Himmel Dich dazu erkor und Dir deshalb Verzeihung und Gnade angedeihen lassen wird, ich, des Herrn Magd, darf nicht folgen, wohin mein Herz mich ruft — ich bin meines Glaubens Opfer!

Maria! — rief Gustav — Maria, höre auch mich! Freudig entsag' ich der Krone, das Myrtenreis, was in Deinen Locken prangt, gilt mir mehr als alle Kronen der Welt; ich opfere nichts, tausendfältig zahltest Du mir das, was ich hingebe. Nie, ich schwör' es Dir, werd' ich Deinem Glauben Fesseln anlegen! Bleib' den Gebräuchen der alten Kirche treu, der Glaube soll nicht trennen, was die Liebe vereinte. Komm, Geliebte! noch sind Schwedens Edle versammelt, komm in ihre Mitte als die Braut des Reichsverwesers der schwedischen Lande. Komm, und noch heute segne der Priester den ehelichen Bund!

Schmerzlich lächelnd blickte das Mädchen auf ihn. — Ja, Gustav Wasa! — sagte sie wehmüthig — daß Du mich liebst, so liebst, thut meinem

Herzen wohl — ja, ich will gehen zum Altare, will als Braut ihn betreten, erlaube mir nur, daß ich vorher mich ganz schmücke, so wie ich muß! — Das Geschenk Elisabeths nahm sie von ihrem Arm, entrollte es, warf es über die goldenen Locken, über den grünen Myrtenkranz, und in einen schwarzen Nonnenschleier gehüllt stand sie vor Gustav. — Zu Deinem Heil, zum Heil des Vaterlandes! — rief sie — zu meinem Seelenheil bin ich die Braut des Himmels! — Rühret mich nicht an, Gustav Wasa! frevelt nicht mit dem Heiligen. Gottes Segen über Euch!

Starr sah dieser auf die verhüllte Gestalt, ein heiliger Schauer durchbebte ihn, er wagte nicht zu sprechen, nicht sie mit Bitten zu bewegen, und als die hohe Gestalt Elisabeths durch die Seitenthür eintrat, des Mädchens Hand erfaßte und ein ernstes: Folge mir! ihr zurief, die beiden Frauen nach der Thür schritten, stand er unbeweglich wie gebannt und konnte nicht folgen.

Doch als Elisabeth die Thür öffnete, wendete Maria sich noch einmal, sah nach Gustav, und den Schleier schnell zurückwerfend stürzte sie auf ihn zu, sank an seine Brust und hielt ihn fest umschlungen. — Lebe wohl, lebe wohl! — rief sie — sei glücklich! — Thränen hemmten ihre Worte, an seinen Lippen hing sie fest, innig, und als ob sie nie von einander lassen wollten, schloß sich Brust an Brust.

Das Irdische lös't sich vom Himmlischen! — sagte jetzt Elisabeth mit dumpfem, wehmuthvollem Tone. — Hauch' aus, Maria! verhauch' die letzte Gluth, daß Du gereinigt eingehest in das Haus des Herrn, und nun komm! — Und wie der letzte Hauch des Lebens sich sträubend, langsam nur aus der Brust des Sterbenden windet, so wand sich Maria aus den Armen des Geliebten; schweigend und von ihrem Schicksale zermalmt, verließ sie mit Elisabeth das Zimmer.

Wohin sie sich gewendet, konnte Gustav nicht erfahren. Wie nach einem schönen Traume, wenn des Lebens heitere Sonne uns weckt und ringsum uns die Wirklichkeit im schönsten Farbenschmuck sich spiegelt, so sehnte sich Gustav Wasa's Herz im Vollgenusse seines äußern Glückes nach Maria. Unvergeßlich war ihm die Dulderin, unvergeßlich ihre hoffnungslose Treue. Nicht Stockholms Belagerung, nicht Christierns Flucht aus Dänemark, nicht das Glück, was ihm überall lachte, konnte die wehmüthige Erinnerung an sie verwischen, und mitten in dem Freudentaumel seiner Genüsse faßte oft seine Hand nach dem Herzen, das, immer noch blutend, ihn an die Verlorne mahnte.

Als an jenem Tage, wo unter lautem Jubel des Volkes der Bischof Laurenz Petri ihm die Krone in Upsala aufsetzte, er, ermattet von den Mühen des Tages, am Abend auf sein Zimmer sich zurückgezogen, auf

seine Größe schauend dankbar sein Herz zu Gott gewendet hatte, und doch dieses frohe Gefühl nicht ungetrübt zum Himmel aufstieg, denn in dem Strahlenbilde seines Lebens fehlte Maria's sanfter Stern, trat ein Page ein und meldete ihm: draußen weile eine Frau aus dem Helsingelande, unter den Namen der weisen Frau Jedermann bekannt, sie wolle sich nicht abweisen lassen und verlange ihn jetzt zu sprechen. Gustav befahl, sie vorzulassen, und mit beklemmter Brust erwartete er die geisterhafte Gestalt und mit ihr Kunde von Maria.

König! — hub Elisabeth an, als sie vor Gustav stand, — mich sendet Maria Peterson. Sie befahl mir am Tage, wo Schwedens Krone Euch schmücken würde, Euch zu begrüßen. Heil und Segen dem edlen Wasa und seinem Volke; der Karmeliter Nonne Gebet begleite, wenn auch nicht lange, seinen ernsten Weg!

Euch, Gustav Wasa, frage ich — habt Ihr das Goldstück noch, was Maria Peterson Euch auf Ornäs gab? — Gustav schlug den königlichen Mantel zurück, öffnete seinen Koller, und an einer goldenen Kette hing das theure Geschenk an seiner Brust.

Nun dann, — fuhr Elisabeth fort — da Ihr Maria's noch, auch an diesem Ehrentage, gedenket, so nehmt, was sie Euch sendet, was Euch einst so theuer war, das Einzige was sie dem Himmel entziehen konnte, um es dem Irdischen zu weihen. — Sie überreichte dem Könige ein sammetnes Kästchen, und als er es öffnete, rollte ihm Maria's goldgelocktes Haar entgegen; und aus des großen Gustavs Augen stürzten heiße Thränen auf des Mädchens Locken herab. Er schloß das Kästchen. — Sagt ihr, — rief er bewegt — ich würde dies zu den Schätzen meines Reiches legen und es bewahren, heilig wie diese Krone von Diamanten; sagt ihr, Gustav Wasa werde ewig liebend ihrer gedenken!

Und sie — unterbrach Elisabeth die eingetretene Stille — wird für Euch beten, bis sie ausgelitten hat; denn wißt, — rief sie, und wie in jener Nacht zu Mora stand sie geisterhaft vor dem Könige und streckte die knöcherne Hand gespenstig nach ihm aus, — an dem Tage, wo Ihr am Altare noch einmal, aber vergebens das Glück der Liebe suchen werdet, schwebt Schwester Therese hinüber zu Gott! — Sie machte drei Mal das Zeichen des heiligen Kreuzes über den König und verließ das Gemach.

Nicht oft konnte die würdige Aebtissin der Karmeliterinnen zu Paris nach Stockholm an den König ihre Berichte senden, daß die fromme Schwester Therese in ihrem heiligen Wandel das Kloster erbaue. Wenige Wochen nach Gustavs Vermählung mit der Prinzessin von Sachsen-Lauenburg erhielt er von ihr die Nachricht ihres Todes. — Sanft sei sie in der Nacht am 24sten September 1531 entschlummert, ein Epheukranz habe in ihrer

erstarrten Hand geruht, und den Wunsch, den sie zurückgelassen, ihn mit in ihr Grab zu legen, habe man erfüllt.

Ihrem Andenken weihte der edle König eine stille Thräne, und als nach vielen Jahren der Herr ihn abrief, machte die Hoffnung, Maria dort wiederzufinden, ihm die Pilgerfahrt leicht.

Ende des sechzehnten Bandes.

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient



